Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundsechzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1909.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Oktober 1909.

Bülows Fall.

Was Fürst Bülow sagt:

In Norderney bekam ich im vorigen Herbst mit dem übrigen Einlauf ein schwer leserliches englisches Manuskript. Der Begleitbrief Jenischs sagte, S. M. befehle Prüfung der angeführten Thatsachen und Gutachten über Opportunität der Veröffentlichung. Ich wußte nicht, daß sichs um Interviews handle, warf nur einen flüchtigen Blick auf die Blätter und verfügte im Sinn der kaiserlichen Ordre ans Auswärtige Amt. Das berichtete, gegen die thatsächlichen Angaben sei nichts einzuwenden; ein Irrthum nur im Namen eines unserer Konsuln in Marokko. Diesen Bericht, den Klehmet gemacht, Stemrich gezeichnet hatte, brachte ein Versehen des Herrn von Müller in die Unterschriftenmappe; und ich setzte ahnunglos, wie unter hundert andere Sachen, mein B drunter. Damit ging er an Jenisch zurück. Als dann die Geschichte im Daily Telegraph eclatirt war, kam der Zusammenhang heraus. Die Entlassung, die ich, als der für die Fehler meiner Beamten verantwortliche Geschäftsleiter, erbat, wurde nicht bewilligt. Die Pflicht, den Kaiser gegen ungerechten Angriff zu schützen, habe ich mit Selbstverleugnung im Parlament und in der Presse erfüllt. Daß mirs nicht besser gelang, war durch die Macht der Verhältnisse, nicht durch Mangel an gutem Willen verschuldet. Das hat auch S. M. eingesehen. Ich war bald wieder im Vollbesitz des alten gnädigen Vertrauens und habe bis in die letzten Tage meiner amtlichen Thätigkeit oft aus dem Munde des Kaisers gehört, daß er mir die Novembertage nicht nachtrage und noch für lange Zeit auf meine Dienste rechne. Im März, nach der Ablehnung meines zweiten Entlassungsgesuches, sagte S. M. sich mir als Tischgast an und der Verkehr hatte wieder die früheren Formen huldvollster Intimität. Das dritte Abschiedsgesuch mußte der Kaiser annehmen, weil ich

ihm erklärt hatte, daß mein Gewissen es mir nicht erlaube, mit einer klerikal-konservativen Mehrheit gegen den liberalen Geist zu regiren.

Was der Kaiser sagt:

Als ich nach England wollte, verlangte Bülow, ich sollte drüben möglichst vielen wichtigen Leuten sagen, welches Gefühl aufrichtiger Freundschaft ich für die britische Nation hege und wie oft ichs in den Krisen ihres Reiches bethätigt habe. Diesen Auftrag habe ich ausgeführt; und fast jeden Abend an Bülow geschrieben, was ich im Lauf des Tages mit Politikern, Zeitungmenschen und anderen Prominenten gesprochen hatte. Das fand Bülow sehr nützlich, weil es das Vorurtheil, ich sei Englands Feind, beseitigen werde. Dieser Meinung war auch Whortley und wollte deshalb einen Extrakt der Gespräche veröffentlichen. Sein Bruder rieth, mich erst um die Erlaubniß zu bitten. Damit man nicht wieder von Absolutismus und ähnlichem Unsinn schwatze, ließ ich das Manuskript zur Begutachtung an den Kanzler schicken. Viel Neues stand ja nicht drin; das Meiste hatten Bashford und ein anderer Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes schon publizirt. Die Gespräche kannte und billigte Bülow; über die Veröffentlichung sollte er nach eigenem Ermessen entscheiden. Konnte ich mehr thun? Und dann der Lärm! Ich habe dem Kanzler den Fehler, die Versäumniß eigener Prüfung, verziehen und ihn, als Alles über ihn herfiel, gedeckt. Er aber hat mich vor dem Feind im Stich gelassen. Er hat nicht gesagt, daß er die Gespräche gefordert und gebilligt habe, und verschwiegen, daß die Thatsache der französischen und russischen Bündnißanträge, ehe ich sie meiner Großmutter meldete, in seinem Auftrag amtlich der londoner Regierung mitgetheilt worden war. Von einer dem Reich schädlichen Indiskretion, die man mir ja besonders dick angekreidet hat, konnte da also nicht die Rede sein. Das mußte laut gesagt werden. Er that, als habe ich Fürchterliches angerichtet, werde mich nun aber bessern. Daß ich ihn nicht entlassen könne, wußte er; ich hätte ja als der rachsüchtige Tyrann dagestanden, der die Wahrheit nicht hören will und den aufrichtigen Diener fortschickt. Ich war auch entschlossen, mit ihm weiterzuarbeiten, so lange es sachlich irgend ging, und gab ihm die erbetenen Gnadenbeweise, ohne die er nicht auskommen zu können erklärte. Als er weder im Bundesrath noch im Reichstag mehr die unentbehrlichen Stützen fand, ließ ich ihn, mit allen Ehren, gehen. Er war auch verbraucht.

Was das Volk denken muß:

Er war verbraucht. Galt draußen und drinnen längst nicht mehr als zuverlässig. Mit Recht oder mit Unrecht: nirgends; was auch höflich drüber gelogen werde. Er hat Wilhelm ein Jahrzehnt lang mit den süßesten Schmeiche-

leien bewirthet und ist ihm als Mandatar der Volksängste just in der Stunde entgegengetreten, wo die Majestät das Formalrecht für sich hatte. Das konnte der Kaiser ihm nicht verzeihen. Auch die Nation kanns nicht. Kann ihn nur zu Vergessenheit begnadigen. Und inbrünstig hoffen, daß die furchtbar ernste Novemberlehre dennoch als heilsame Warnung fortwirken wird.

Nicht Orthodoxie, sondern Christenthum!

Gewisse Neologen charakterisirt Goethe mit dem Sprüchlein:

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': Ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: Das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.
Das nenn' ich doch originale Gemüther.

G. K. C. hätte diesen Spruch seinem originellen Büchlein „Orthodoxie" (Hyperionverlag in München) als Motto vorsetzen sollen. Er berichtet, wie er mit zwölf Jahren ein Heide, mit sechzehn Jahren Agnostiker gewesen, dann durch die Lecture (nicht etwa apologetischer Schriften, sondern) von Skeptikern und Naturwissenschaftlern, besonders Huxley, Haeckel und Herbert Spencer, rückwärts gedrängt worden ist, wie ihm mehr und mehr die Nichtigkeit der modernen Philosophie und die Vernünftigkeit der christlichen Lehren einleuchtete, wie er schon daran war, eine neue christliche Sekte zu stiften, aber gerade noch zu rechter Zeit die ihn sehr überraschende Entdeckung machte, daß seine Sekte die Katholische Kirche, sein Unternehmen also überflüssig sei. Er hat die Welt der Materialisten schrecklich klein und armsälig gefunden. „Der Materialismus als Erklärung des Weltalls trägt den Stempel einer wahnwitzigen Einfachheit genau wie die Welt des Irrsinnigen; man gewinnt sofort den Eindruck, daß hier Alles gesagt und zugleich Alles ausgelassen ist. Der Materialist versteht Alles, aber sein All ist nichts werth. Sein Kosmos mag ein in allen Angeln festes Gefüge abgeben, aber dieser Kosmos ist kleiner als unsere wirkliche Welt. Er weiß nichts von kämpfenden Völkern und stolzen Müttern, von der ersten Liebe und von Furcht vor Meeresstürmen. In der wirklichen Welt ist die

Erde groß und der Kosmos klein, so klein, daß er im Kopf eines Menschen Platz hat .... Der Materialist hat sich in die Kausalität eingesperrt, der Christ ist frei geblieben. Es steht ihm vollkommen frei, anzunehmen, daß eine Welt der Nothwendigkeiten und der unvermeidlichen Wirkungen im Universum besteht. Dem Materialisten hingegen ist es nicht gestattet, in seiner fehlerlosen Maschine auch nur ein Fünkchen Spiritualismus oder den Schatten eines Wunders zuzulassen. Der Christ giebt zu, daß das Universum ein mannichfaches, ein buntes Ganze ist, eben so wie der vernünftige Mensch sich bewußt ist, komplett zu sein: er weiß, daß in ihm Etwas vom Thier, vom Teufel, vom Heiligen und vom Weltbürger steckt. Aber die Welt des Materialisten ist so einfach wie die des Irrsinnigen, der sich in einen einzigen Gedanken eingesperrt hat; zum Beispiel: daß er von Glas, daß er Christus, daß er ein Pferd sei. Beide, der Materialist und der Wahnsinnige, sind nie im Zweifel. Die spiritualistischen Lehren legen dem Denkvermögen nicht so viele Einschränkungen auf wie die materialistischen Verneinungen. Wenn ich auch an die Unsterblichkeit glaube, brauche ich doch nicht immer an sie zu denken. Als Materialist aber darf ich nicht daran denken. Der Materialist denkt streng logisch, gerade so wie der Wahnsinnige aus seiner fixen Idee logische Folgerungen zieht; aber gleich Diesem zerstört er mit seinem logischen Denken seine Menschlichkeit. Dieses Wort nicht als Gegensatz von Unmenschlichkeit verstanden; das Gefühl der Nächstenliebe kann er sich bewahren, aber er vernichtet die Hoffnung, die Poesie, die Initiative und alles Andere, was zum vollen Menschenthum gehört." Besonders die Freiheit. Die moderne Naturphilosophie vollendet das Werk Calvins, der die Freiheit geleugnet hat. Sie fesselt uns mit den Kausalketten und macht aus der Welt ein Zuchthaus: nicht einmal „Danke schön" dürfen wir sagen. Was giebt es denn zu danken, wenn nur geschieht, was geschehen muß? Und diese Denkgewohnheiten, die alle Freiheit und das Spiel der Phantasie verbannen, verähnlichen nicht nur dem Wahnsinnigen, sondern bringen wirklich ins Irrenhaus. Die Tolstoi, Nietzsche, Shaw (die freilich nicht materialistische Naturphilosophen, aber den von Diesen gepflegten Denkgewohnheiten ergeben sind) sind auf dem Weg nach dem Asyl für Geisteskranke. Der Wahnsinn läßt sich auch definiren als ein Gebrauch der geistigen Kräfte, die zur geistigen Hilflosigkeit führt, und dieses Ziel haben die drei Modegötzen so ziemlich erreicht. „Wer sich für eine Glasglocke hält, denkt wider den Gedanken: denn das Glas ist nicht fähig, zu denken; und wer nichts verpönt, will wider den Willen, denn Wollen heißt nicht nur, das Eine erwählen, sondern auch, alles Andere zurückweisen." Gerade die Mystik und die Phantasiethätigkeit, die der moderne Denker flieht, erhalten gesund. „Nicht die Phantasie erzeugt den Wahnsinn, sondern die einseitige Verstandesthätigkeit. Nicht die Dichter, sondern die Schauspieler werden verrückt; Mathematiker und Bankkassirer verlieren den Verstand; schaf-

fende Künstler sehr selten. Ich denke natürlich nicht daran, die Logik anzugreifen; ich sage nur, daß die Gefahr des Verrücktwerdens in der Logik liegt und nicht in der Phantasie. Wird ein Dichter wirklich morbid, so wird er es durch seinen Rationalismus, wie der analytisch veranlagte Poe; sogar das Schachspiel war Diesem zu poetisch, weil es darin, wie in einem romantischen Gedicht, Könige, Königinnen und Thürme giebt; er zog das nüchterne Damenbrett vor." Poe kenne ich nicht und eine Berufsstatistik der Wahnsinnigen habe ich nicht zur Hand; aber wenn dann weiter der geistreiche Anonymus über die Einbildung der Naturwissenschaftler spottet, sie hätten die Welt erklärt, so bin ich wieder kompetent und stimme ihm bei. Die Naturwissenschaft kann, wie der große Physiker Kirchhoff gezeigt hat, nichts thun als Eins: was vorgeht, genau beobachten und getreu beschreiben, wobei denn Reihenfolgen von Erscheinungen konstatirt werden, die immer in der selben Weise verlaufen und die wir, das regelmäßige post hoc als propter hoc deutend, Kausalketten nennen zu dürfen glauben. Wie jedoch in der Kausalkette a, b, c das a es anfängt, b, und wie b es anfängt, c hervorzubringen: davon hat noch nie ein Mensch die leiseste Ahnung gehabt; und wird wahrscheinlich auch nie Jemand eine Ahnung haben; abgesehen von den mechanischen Wirkungen im engsten Sinn des Wortes; denn daß ein Billardball einen anderen, auf den er stößt, in Bewegung setzen müsse, scheint uns allerdings unvermeidlich zu sein. In allem Uebrigen aber und in Beziehung auf das ganze Universum hat unser Autor Recht, wenn er meint, die Naturvorgänge seien um kein Haar weniger wunderbar als die Zaubereien, die in einem Märchen passiren; daß sich ein Ei in einen Hahn verwandle, sei sogar noch wunderbarer als die Verwandlung eines Bären in einen Prinzen, denn der Bär sei dem Prinzen viel ähnlicher als das Ei dem Hahn. Sehr gut! Auch ein Denker wie Otto Liebmann gesteht ein: auf ihre Begreiflichkeit angesehen, ist die Welt „eine einzige ungeheure Hexerei." Der Unterschied der Naturwunder vom Märchenzauber und von den Wundern des Kirchenglaubens besteht nur darin, daß sie sich immer in der selben Reihen- und Zeitfolge ereignen, die Zeit ihres Eintreffens darum vorausberechnet werden kann, aber Wunder bleiben sie; und die Leute, die sich nicht mehr darüber wundern, können Einem leid thun, denn im Staunen besteht der Reiz des Lebens.

In dem Angedeuteten also und in vielem Anderen stimme ich mit dem Anonymus überein. Uebertreibungen wie die vom Zuchthaus der Kausalität sieht man einem geistreichen Manne nach. (Uebertreibung liegt in dem Ausdruck, weil die meisten überzeugten Deterministen gar nicht daran denken, mit ihrem Determinismus im Leben Ernst zu machen, sondern überall die Willensfreiheit voraussetzen, sich selbst frei fühlen und als Freie benehmen.) Aber seine Schwärmerei für Mystik und Wunder reißt ihn (wie, in Folge einer leicht erklärlichen Reaktion gegen den rationalistischen Materialismus, auch viele

Andere) so weit über das vernünftige Ziel hinaus fort, daß man seinem Büchlein die Censur anheften muß: Mit Vorsicht zu gebrauchen! O Du Philister, wird er rufen: wie kannst Du mein zierliches und feines Gewebe witziger Einfälle auf seine theoretische und praktische Haltbarkeit prüfen wollen! Und er hat Recht, wenn er mich einen Philister schilt, wie er auch Recht hat, wenn er schreibt, es sei viel leichter, der Kölnischen Zeitung einen guten Leitartikel, als dem Simplizissimus einen guten Witz zu liefern. Er ist ein witziger Kopf und ich bin nur ein leidlich geschickter Schulmeister. Aber gerade als eines Gegengewichtes gegen die witzigen Köpfe bedarf die Gesellschaft der Schulmeister. Denn der Witz hat mehr Ueberredungskraft als alles ernsthafte Argumentiren; und wenn die witzigen Köpfe, sie mögen auf der orthodoxen oder auf der Simplizissimusseite stehen, die Massen auf falsche Bahnen verlocken, haben die Schulmeister ihres Warner- und Kritikeramtes zu walten.

Wenn der Unbekannte das Märchenland das sonnige Land des Gesunden Menschenverstandes nennt, so nimmt man ein solches Paradoxon gelassen hin. Aber wenn er schreibt, man müsse einer alten Obstfrau, die ein Wunder erzählt, glauben, werde doch ihr Zeugniß auch angenommen, wo es sich um einen Mord handle, dann hört die Gemüthlichkeit auf. Das Einfache, Selbstverständliche wäre, so fährt er fort, dem Wort des Bauern, wenn er von Gespenstern berichtet, eben so viel Glauben zu schenken wie da, wo er von seinem Gutsherrn spricht. Da er ein Bauer ist, wird er wahrscheinlich sehr viel gesunden Agnostizismus (der Verfasser meint wohl Skeptizismus) für beide Fälle bereit haben. Nun könnte man mit bäuerlichen Zeugnissen, die zu Gunsten der Gespenster sind, ganze Bibliotheken füllen. Wer sie zurückweist, kann es nur aus zweierlei Gründen thun. Er will die Geistergeschichte entweder deshalb nicht glauben, weil sie von einem Bauern erzählt wird, oder, weil die Geschichte eine Gespenstergeschichte ist. Das heißt: entweder verneint er den demokratischen Grundsatz oder bejaht den Grundsatz des Materialismus: die absolute Unmöglichkeit des Wunders." Der Anonymus schwärmt nämlich auch für Demokratie und preist das Christenthum wegen seines demokratischen Charakters. Nun ist es ja richtig, daß Jesus die wahre Demokratie aufgerichtet hat, wenn man unter diesem Worte nicht Das versteht, was es eigentlich besagt, nämlich die Herrschaft des Demos, sondern nur die Werthschätzung der Menschenwürde auch im allergeringsten Menschen. Aber um dieser Werthschätzung willen den Bauer zur Autorität in Fragen der Wissenschaft erheben: Das ist doch reine Verrücktheit. Eben so gut könnte man ihn die Reichsfinanzreform besorgen lassen. Ein unverdorbenes Kind von vier Jahres repräsentirt die Menschenwürde sogar noch viel reiner als ein alter Bauer; aber welcher verständige Richter wird ein solches Kind als vollgiltigen Zeugen zur Bekundung eines Verbrechens annehmen? Weiß doch Jeder heutzutage, daß richtiges Beobachten zu den schwierigsten Operationen gehört und

daß Kinder und ungebildete Leute es nicht vermögen. Des Unbekannten Alternative ist grundfalsch. Ich glaube an die Möglichkeit des Wunders, aber deshalb noch nicht an die Möglichkeit von Gespenstererscheinungen. Und einem Bauer, der eine Gespenstergeschichte oder ein Wunder erzählt, versage ich den Glauben, nicht als Materialist, der ich nicht bin, auch nicht, weil er ein Bauer ist, sondern, weil die Erfahrung bewiesen hat, daß die Gespenster- und die sonstigen Wundergeschichten meist auf Betrug, auf ungenauer Beobachtung thatsächlicher Vorgänge oder auf Einbildung und Halluzination beruhen und weil die Psychologie und die Physiologie zeigen, wie solche Selbsttäuschungen entstehen. Der Anonymus hat sich von der Schönheit und der Romantik des Wunders so hinreißen lassen, daß er ihr Gefährliches übersieht; und der Unwille über den Mißbrauch, den manche Naturforscher zu metaphysischen oder antimetaphysischen Zwecken mit der Wissenschaft treiben, hat ihn gegen deren ungeheure Segnungen blind gemacht. Die Naturwissenschaften haben die moderne Technik erzeugt. Die macht es möglich, daß heute doppelt, viermal, vielmal so viel Menschen auf Erden leben können als ehedem. Diese Leistung wird ein verständiger Katholik um so weniger gering anschlagen, da er auf die Viertelmilliarde Seelen, die seine Weltkirche zählt, sehr stolz zu sein pflegt. Um sich an der Poesie der Romantik erfreuen zu können, muß man doch zunächst da sein und leben; und einer Macht, die vielen Millionen das Dasein und das Leben ermöglicht, gebührt Achtung und Dank, nicht Hohn und Verachtung. Freilich ist es angenehm, sich im Wunderlande des Märchens und der Legende zu erlustigen; aber es ist sehr unangenehm und einigermaßen schmerzlich, als Hexe auf die Folter gespannt, mit Daumschrauben, Spanischen Stiefeln und brennendem Schwefel behandelt und schließlich lebendig verbrannt zu werden. Wenn in den Zeiten der Gläubigkeit die Pest ausbrach, ließ man den ungeheuren Schmutz in Wohnungen, Straßen und Brunnen, der die Seuche oder wenigstens ihre Verbreitung verursachte, ruhig liegen und folterte dafür Juden oder vermeintliche Hexen und Zauberer als die Urheber. Heute wird kein Unschuldiger mehr gepeinigt oder auch nur verdächtigt (nur bei unwissenden Bauern kommt Das noch vor, glücklicher Weise ohne kriminalistische Wirkung); dafür aber wird aller Schmutz fortgeschafft, der Unheil anzurichten vermag, und so den Seuchen der Nährboden entzogen. Und so kommt es, daß heute unsere Städte nicht mehr von einem Wald halbverkohlter Pfähle, der Zeugen verübter Hexenbrände, umgeben sind, sondern von schönen Promenadenanlagen. Dieses Verdienst der Wissenschaft wiegt doch wohl gewisse Mißverdienste ihrer Vertreter reichlich auf. Wollen die in solchen Anlagen Spazirenden sich zugleich auch noch mit ihrer Phantasie in irgendeinem altmythologischen, orientalischen oder christlich-romantischen Wundergarten ergehen, so bleibt ihnen Das unverwehrt; und daß sie es ohne Gefahr für Leib und Leben können, haben sie eben der Naturwissenschaft und der modernen Kritik zu verdanken.

Außerdem ist an dem Büchlein zu tadeln, daß sich sein Verfasser als Ritter der Orthodoxie geberdet. Das ist er gar nicht. Von der Vernünftigkeit der Grunddogmen des Christenthumes bis zur Rechtfertigung der römischen Orthodoxie ist noch ein weiter Weg, den zurückzulegen heute auch schon vielen katholischen Theologen recht schwer fällt. Von all dem Anstößigen, mit dem Rom seit dem Mittelalter den Spott und die Entrüstung der Denkenden und manchmal ganzer Völker herausgefordert hat, von dem Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt zur Befriedigung der Herrsch- und Habsucht, von Ablässen und Inquisition, von päpstlicher Unfehlbarkeit, Kirchenstaat und Gefangenschaftkomoedie wird nichts erwähnt. Die Inquisition allerdings wird gestreift, aber im tadelnden Sinn. „Um der moralischen Wahrheit willen spannte Torquemada die Menschen physisch auf die Folter. Zola spannt uns moralisch auf die Folter um der physischen Wahrheit willen." Das soll der Verfasser nur einmal als Pfarrer in einer Predigt sagen oder mit Namensunterschrift in einer populären Brochure drucken lassen: und er wird am eigenen Leibe erfahren, wie es um die Freiheit steht, die er der Katholischen Kirche nachrühmt. Da er im Schutz der Anonymität lebt, ist es ja keine Denunziation, wenn ich noch hinzufüge, daß die Indexkongregation mehr als ein Dutzend Aeußerungen herausfinden würde, die nach Häresie schmecken oder wohl gar schon offenkundige Häresie sind. Zum Beispiel: „Das Christenthum ist die einzige Religion auf der Welt, welche die Allmacht Gottes als etwas Unvollkommenes empfand . . . In der furchtbaren Passiongeschichte liegt ein deutlich herauszufühlender Hinweis, daß der Urheber aller Dinge auf unnennbare Weise nicht allein die Agonie des Todes, sondern auch die des Zweifels durchlebte. Es steht geschrieben: Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen. Aber Gott kann selbst den Versucher machen. Und Dies scheint sich in Gethsemane ereignet zu haben. Und als die Erde bebte und die Sonne am Himmel sich verdunkelte, geschah es nicht ob der Kreuzigung, sondern ob des Schreies, den der Gekreuzigte ausstieß: jenes Schreies, der eingestand, daß der Gott vom Gott verlassen sei." Es ist richtig, daß, wie oft hervorgehoben wird, die Katholische Kirche weitherziger, umfassender, reicher an echt Menschlichem ist als jede der reformirten Kirchen und Sekten (wenn man Dem den Reichthum „des Protestantismus" entgegenhält, so ist Das irreführend, weil mit diesem Wort alle unkatholischen Elemente der Kulturwelt zusammengefaßt zu werden pflegen, sammt den Wissenschaften, die mit der Religion gar nicht zusammenhängen, und den antichristlichen Philosophien), auch reicher als jede einzelne unchristliche Weltanschauung. Aber Das gilt uneingeschränkt nur für den vortridentinischen Katholizismus, für den nachtridentinischen nur mit starken Einschränkungen und für den vatikanischen gar nicht. Es scheint, daß die letzten päpstlichen Kundgebungen den Verfasser in seinem Optimismus irr gemacht haben, denn er schreibt: „Wo hier das Wort Orthodoxie gebraucht wird,

bedeutet es das Apostolische Glaubensbekenntniß, wie es von Jedem, der sich einen Christen nannte, bis vor ganz kurzer Zeit aufgefaßt wurde." Seit Kurzem ist also, wie der Verfasser gesteht, eine andere Auffassung zur Herrschaft gelangt, die er sich nicht aneignen will oder kann. Doch auch abgesehen von diesen Neuerungen ist es unzulässig, Einen, der nur das Apostolische Glaubensbekenntniß annimmt, für orthodox im Sinn der römischen Kirche zu erklären. Im Sinn der evangelischen ist er es; aber um vor der Indexkongregation zu bestehen, muß man noch einen ganzen Haufen anderer Dinge glauben. Der Verfasser sucht die Vervielfachung der Dogmen damit zu rechtfertigen, daß eine komplizirte Zeit auch einen komplizirten Glauben haben müsse. Das Umgekehrte ist das Richtige. Eine ungebildete und einfältige Bevölkerung wird alle ihr von Priestern dargebotenen Aufschlüsse über Gott und Welt willig als eben so viele Dogmen glauben. Eine hochgebildete, über reiches Wissen gebietende dagegen wird zwar die ursprünglichen einfachen Glaubenssätze zu Systemen von Folgerungen auszubilden verstehen, sich aber ganz entschieden weigern, eins dieser Systeme von den Priestern einer Kirche als Glaubenslehre anzunehmen, weil der Erfahrene und Durchgebildete weiß, wie es bei solchem Folgern und Systembauen zugeht und daß jeder selbständig Denkende zu anderen Folgerungen gelangt, und weil er vor Allem weiß, daß wir in Beziehung auf das Jenseits nur sehr wenig wissen können, daß alle speziellen Ausführungen der wenigen Grundwahrheiten nur Vermuthungen, Hypothesen und Phantasien sind. Darum verträgt der wissenschaftlich Gebildete nur einen ganz einfachen, auf wenige Sätze reduzirten Glauben. Der Anonymus erklärt es für unzulässig, aus den Glaubenswahrheiten das Passende, das Zusagende auswählen zu wollen; die christliche Kirche sei eine lebendige Erzieherin, nicht ein toter Wissensvorrath, aus dem man beliebig Dies oder Jenes auswählen könne. Das ist eine Vermischung heterogener Dinge. Daß die christliche Kirche ein lebendiger, immer wirksamer Organismus voll heilsamer Kräfte ist, der in seiner Totalität und nicht nach einzelnen seiner Erscheinungen und Lebensäußerungen beurtheilt werden will, sage ich selbst immer. Aber daraus folgt nicht im Geringsten, daß man alle Lehren, die ein Theil dieser Kirche, die römische Klerisei, aufzustellen beliebt, in Bausch und Bogen annehmen müsse. Die meisten dieser Lehren sind vergängliche Zeitprodukte und einige sind unlauteren Motiven entsprungen. Die heutige Hierarchie verzichtet darauf, Ketzer und Hexen zu verbrennen, und gesteht damit zu, daß die Lehren, denen die aufgegebene Praxis entfloß, Irrlehren waren. Auch für katholische Dogmen gilt das Apostelwort: Prüfet Alles; was gut ist, behaltet.

Der Anonymus rühmt, daß in den katholischen Ländern noch „unter freiem Himmel getanzt, gesungen und kostümirt (?) wird. Die katholische Lehre und Disziplin mögen Mauern sein, aber es sind die Mauern eines Spielplatzes (von dem die sizilianischen Schwefelgruben eine Abtheilung bilden).

Das Christenthum ist der einzige Rahmen, in dem sich die Lustbarkeiten des Paganismus erhalten haben." Die Frommen machen aber den außerhalb des kirchlichen Geheges blühenden Lustbarkeiten gerade ihr Heidenthum zum Vorwurf. Richtig ist, daß der Katholizismus einen freundlicheren Charakter hat als die in der Reformationzeit entstandenen Kirchen und Sekten. Aber gerade deren bedrohliche Konkurrenz hat ihn genöthigt, ernsthafter zu werden, hat die römische Priesterschaft ängstlich, engherzig, rigorös und prude gemacht. Immerhin bereitet sie auch heute noch ihren Gläubigen heitere, bunte Feste und stört das Volk weniger in seinem profanen Vergnügen als die grundsätzlich sitttenstrenge Pastorenschaft, die sich übrigens (wie Das so hübsch wechselt im Wandel der Zeiten!) wiederum durch die Konkurrenz zu einem Ausgleich nach der entgegengesetzten Seite hin gezwungen gesehen hat und im Wettbewerb mit den geistlichen Leitern der katholischen Gesellen- und Arbeitervereine ihren Schützlingen anständige Erholungen veranstaltet.

Damit berühren wir nun auch die Frage nach dem Kulturwerth der Konfessionen und nach ihrem Einfluß auf die Gesundheit der Völker; eine Frage, die unser Anonymus nur flüchtig streift. Ihre Beantwortung würde eine sehr lange und wahrscheinlich nicht ganz erfolgreiche Untersuchung erfordern, denn es ist ungemein schwierig, zu ermitteln, was von den Lebensäußerungen der Völker ihrer Religion, was dem Rassencharakter, was dem geographischen Milieu, was der erreichten internationalen Civilisationstufe auf die Rechnung zu schreiben und in welchem Grade die Religion, statt Ursache zu sein, selbst nur Erzeugniß nationaler Eigenthümlichkeiten ist. Nur Eins läßt sich mit Sicherheit behaupten: daß die unstreitige militärische, industrielle und finanzielle Ueberlegenheit, die den Angelsachsen und den Deutschen die Weltherrschaft zu sichern scheint, nicht eine allseitige Ueberlegenheit in der Kultur bedeutet und daß sich die Keltoromanen durch die Höhe ihrer feineren geistigen, besonders ästhetischen Kultur als unentbehrliche Glieder des großen Menschheithaushaltes erweisen. Der schwedische Erforscher englischer Zustände, Gustav F. Steffen, schildert das englische Volksleben, wie es der kombinirte Einfluß des Industrialismus und des Protestantismus gestaltet hat, als geradezu häßlich und er erwartet eine Veredelung und Verschönerung nur noch vom leichtblütigen, geistig ungemein regsamen und heiteren irischen Element. Den Deutschen aber hat jüngst der leipziger Verleger Kurt Wigand in seinem Büchlein „Unkultur, vier Kapitel Deutschthum" einen Spiegel vorgehalten, dem man nicht nachsagen kann, daß er schmeichele. Meine Kenntniß anderer Nationen reicht nicht hin, zu entscheiden, ob uns unsere westlichen und südlichen Nachbarn in allen Arten der Kultur wirklich dermaßen überlegen sind, wie Wigand behauptet. Doch weiß ich, daß Manches von Dem, was er sagt (zum Beispiel: die englischen und die italienischen Großstädte haben keinen solchen Pöbel wie Berlin), schon von vielen anderen kompetenten Beurtheilern hervorgehoben worden ist,

so von Moltke in Briefen an seine Gattin. Das könnte man nun immerhin noch als eine natürliche Reaktion der von einigen Tröpflein Franzosenblutes elektrisirten berliner Volksseele gegen den preußischen Korporalstock deuten; aber Wigand rügt Schlimmeres. In Paris, sagt er, lassen die italienischen Gipsfigurenhändler ihre Waare manchmal Viertelstunden lang unbeaufsichtigt auf der breiten Mauer des Quai Voltaire stehen und nie werde ihnen ein Stück muthwillig zertrümmert. „Etwas Derartiges wäre in Berlin undenkbar." Ferner, daß nur in der deutschen Reichshauptstadt feine Herren Frauen belästigen. Endlich neben vielem Anderen, daß in den berliner Gymnasien die rohe Prügelpädagogik herrsche, über die ja auch Ludwig Gurlitt und seine Freunde klagen. Da muß ich denn immer wieder an das katholische Gymnasium in Glatz denken, das ich von 1846 bis 1852 besucht habe. Prügel und Ohrfeigen als Disziplinarmittel oder Strafen waren dort so unbekannt, daß Keiner von uns auch nur an die Möglichkeit von so Etwas gedacht hätte. Eben so unerhört waren Schimpfwörter. Nie habe ich einen Thiernamen als Bezeichnung eines Schülers aus dem Munde eines unserer Lehrer vernommen. Ganz allein der strenge Grieche ließ sich durch sein ungezügeltes Temperament manchmal hinreißen, einen ängstlichen Quartaner, der, verwirrt durch die Nähe des Gestrengen, statt des Akuts einen Gravis setzte, einen stinkmadig faulen Kerl zu schelten. In der Sekunda (beide Sekunden saßen zusammen in einem Klassenzimmer) sagte er einmal den Herren der „Galerie", deren Umgangsformen in der That zu wünschen übrig ließen, sie benähmen sich wie Pferdejungen, was lautes Murren der Gescholtenen und hierdurch wiederum einen Zornesausbruch des Jupiter tonans zur Folge hatte. Einem Unterprimaner von der Sorte, die der Grieche βούπαις zu nennen pflegte, rief der Direktor einmal zu: „Brettschneider, Sie sind ein ungeschliffener (der Angerufene wird rubinroth, seine Augen funkeln, die Klasse in athemloser Spannung) Edelstein!" Und wie haben wir die goldene Freiheit geschätzt, deren wir uns im Konvikt erfreuten! Der Regens bedauerte nur Zweierlei: daß nicht noch mehr Freiheit gewährt werden könne (als die Jesuiten das Gymnasium noch leiteten, das er damals besuchte, hatten die Schüler den ganzen Mittwoch frei) und daß das Konvikt nicht noch seine Landgüter besitze statt der mageren Rente, mit der sie von der Regirung abgelöst worden waren; dann würden wir es beinahe so gut gehabt haben wie die vornehmen Eton Boys (die übrigens für gröbere Vergehungen mit Prügeln auf den Hintern gestraft werden; vor ein paar Jahren brachten die Illustrated London News eine Abbildung des Exekutionbocks). In dieser Beziehung ist also, vorausgesetzt, daß die erwähnten Schilderungen berliner Gymnasialzustände auf Wahrheit beruhen, ein Kulturfortschritt seit 1850, und zwar ein Kulturfortschritt, der sich in der Richtung Rom-Berlin bewegte, nicht zu verzeichnen.

Neisse. Karl Jentsch.

*

Alfred Messel.*)

Eine stille Tragik menschlicher Lebensschicksale verbindet sich mit dem Gedanken, daß der Tod Alfred Messel vor der Zeit abberufen hat, die zu erleben zu seinen innersten Wünschen gehörte. Er traf ihn über einer Arbeit, der die ganze Spannkraft des durch Krankheit schon geschwächten Körpers während des letzten Jahres gewidmet war: den Projekten für die Bebauung der Museumsinsel in Berlin. Zwar blieb das Lebenswerk deshalb nicht unvollendet; es steht als ein Ganzes abgeschlossen da. Die Nachlebenden aber sehen bewundernd und traurig zugleich eine machtvoll anschwellende, stetig emporsteigende Kurve künstlerischer Entwickelung, als sie den Gipfelpunkt erreicht hat, plötzlich und unvermittelt abgebrochen. Das eben läßt den Verlust, den die deutsche Kunst durch den Tod dieses Architekten erlitt, doppelt schwer empfinden, daß die schöpferische Gestaltungskraft in dem Augenblick gehemmt wurde, da sie in den Besitz der höchsten künstlerischen Reife gelangt war.

In dem Vermächtniß offenbart sich eine große und schöne Menschlichkeit, die eine weit über die berufliche Tüchtigkeit hinausgehende Theilnahme erweckt. Wir erkennen eine für alle lebendige Schönheit empfängliche Natur, die ihre Offenbarungen mit wundervoll feinen und sensiblen Organen aufzunehmen fähig war und durch sie zu innerer Verarbeitung angeregt, selbst wahrhaft produktiv gemacht wurde. Ein lebhaftes Streben nach Harmonie, nach Synthese war diesem Künstler eigen und dieser Wille zur Totalität bestimmte auch sein Verhältniß zur Kunst. Messel stand der überlieferten Kunst nicht gegenüber wie der moderne Amateur, der Einzelheiten liebt, Assoziationwerthe schätzt und durch sie enthusiasmirt wird. Der gebildete Kunstliebhaber kennt Vieles, aber er besitzt die Gesammtheit nicht innerlich, weil er die Kunst nicht liebt um der Idee willen, die darin sich offenbart. Er vergöttert Watteau, verehrt Rembrandt und fürchtet sich vor Michelangelos Uebermenschenthum: Zufall, Laune, individuelle Veranlagung bestimmen seine Neigungen. Aehnlich ist die Art, wie etwa Maler den Bildern älterer Meister gegenüberstehen, „als rücksichtlose Egoisten ohne Gesinnung". Das ihnen innerlich Verwandte erweckt ihre Theilnahme, wie man mit einem Schriftsteller sympathisirt, in dem man einen Widerschein eigener Auffassung findet. Sie verehren das Vorbild und lieben es, weil sie handwerkliche Wirkungen gewahren, die sie selbst erstreben. Darin mag mit ein Grund der bekannten Einseitigkeit liegen, die das Urtheil von Künstlern über Kunst charakterisirt.

*) In diesem Artikel, der nach Messels Tod in der Neudeutschen Bauzeitung erschien, ist über den großen Architekten so viel fachmännisch Kluges gesagt, daß ich den Wunsch des Verfassers (eines berliner Baumeisters), ihn auch einem weiter reichenden Leserkreis vorzulegen, gern erfüllt habe.

Ganz anders geartet war Messels Verhältniß zur Ueberlieferung. Er betrachtete die Kunst, wie es Scheffler einmal genannt hat, als „Medium zur Harmonie“; er, der Architekt, verehrte den Willen zur Totalität, der sich in ihr ihm offenbarte und den er als Triebkraft auch für seine schöpferische Arbeit brauchte. Er liebte die Alte Kunst mit der hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, von der Gottfried Keller einmal spricht, „welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. Diese Liebe steht höher als das künstlerische Herausstehlen des Einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt; sie steht auch höher als das Genießen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien; und nur sie allein vermag eine gleichmäßige und dauernde Gluth zu geben.“

Der großen Liebe gesellte sich das intellektuelle Begreifen, die primäre Fähigkeit zur Analyse, die nothwendig ist, um zur Synthese zu gelangen. Ihm paarten sich praktischer Verstand, Sinn für das Zweckmäßige mit lebhaftem Gefühl für das Rhythmisch-Musikalische, für das eigentlich mystische Element der Kunst, das keinerlei Reflexion mit Worten nachzuschaffen vermag. Seine kritische Begabung befähigte ihn, den Geist der Zeit tief und innerlich zu begreifen, und als Architekt strebte er danach, ihren Ideen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Daß er sich dabei der Alten Kunst bediente, war beinahe selbstverständlich, denn sie allein bot ihm die Mittel, zur großen Monumentalkunst zu gelangen. Auf ähnlichem Weg suchten Schinkel, Messels großer Vorläufer und unmittelbarer Ahn, Feuerbach und Marées ihr Ziel. In einem Akt der Selbsthilfe greifen diese Synthetiker nach Vorbildern einer Zeit, der eine lebendige Konvention jene „organische Harmonie zwischen Stoff und Form“ natürlich vermitteln mußte, die sie selbst erstreben. Messel ist Einer der Wenigen, die, erzogen in den Lehren der Akademie, zur geistigen Freiheit des Schaffens gelangten, bei der die Form sich gewissermaßen von selbst darbietet. Sein Eklektizismus ist grundverschieden von dem jener Stilarchitekten, die mit ihren Elaboraten die guten Gedanken Anderer verallgemeinern und sinnlos machen und die ihn, den „Wahlkünstler“, gern als Einen der Ihren in Anspruch nehmen.

Im Anfang seiner Entwickelung, in den Geschäftshäusern am Werderschen Markt, die er am Ende der achtziger Jahre auf dem Grunde der Alten Münze erbaute, auch in dem schmalen dreiachsigen Bureauhaus am Dönhoffsplatz steht er ihnen nah; aber auch diese Arbeiten erhebt schon die wundervolle Freiheit und Feinheit in der Behandlung des Details über alle Bauten, die Berlin in dieser patriotisch begeisterten Epoche der wiedererweckten deutschen Renaissance entstehen sah. Auch in den Innenarchitekturen für den Ministersaal im Abgeordnetenhaus und für den Thronsaal des Palazzo Caffarelli in Rom zeigt er sich durchaus nur als einen Vertreter der üblichen Stilromantik

und man muß diese Arbeiten mit anderen in der selben Zeit entstandenen Innenräumen, etwa dem 1888 von Schwechten erbauten Saal der Philharmonie, vergleichen, um zu erkennen, wie sehr ihn auch hier schon ein reifer und vornehmer Geschmack von den protzigen Stuckorgien dieser Jahrzehnte unterscheidet. Die in reichen und prunkvollen Renaissanceformen durchgebildeten Innenräume zeigen bereits eine bewußte Betonung des Architektonischen und eine disziplinirte, den Organismus klärende Behandlung des Ornamentalen. Zehn Jahre später, im ersten Wertheimbau, war Messel zu der Synthese gelangt, die ihn zum wahrhaft modernen Architekten seiner Zeit gemacht hat. In diesem Pfeilerbau schuf er die Grundform für das moderne Waarenhaus und bereicherte mit dem hier zum ersten Mal streng und logisch durch alle Stockwerke bis zum Dach durchgeführten Vertikalensystem die Baukunst um einen Typus von entwickelungsgeschichtlich ähnlicher Bedeutung, wie einst Abt Suger durch die konsequente Verwendung des Kreuzrippengewölbes und des Spitzbogens beim Bau des Chorumganges von Saint Denis, wo, ähnlich wie hier, „nicht so sehr ganz neue Probleme aufgeworfen wie vielmehr vielseitig vorbereitete Gedanken nach der formalen und konstruktiven Seite hin in einer neuen Zusammenfassung vorgeführt wurden“ (Borrmann). Beim Werderhaus noch blieb die mit den Formen der Renaissance umkleidete Idee der Konstruktion verborgen, weil der Architekt noch nicht zur vollen Freiheit in der Beherrschung seiner Mittel gelangt war und das Vorherrschen horizontaler Gliederungen die auch hier schon deutlich erkennbare Tendenz zum Vertikalsystem verschleiern mußte. Form und Inhalt sind noch nicht identisch, die Behandlung ist romantisch; alle Architektur steckte, mit ihrer Verzierungsucht, damals ja tief in der Romantik. Wieder bietet sich die Parallele mit der Entwickelung Schinkels, der in seinen Anfängen durchaus Romantiker war und unter dem Eindruck mittelalterlicher Kunst phantastische Entwürfe schuf, in deren Auffassung sich eine geistige Uebereinstimmung mit den Tendenzen der Literatur seiner Zeit bemerkbar macht. Wie Schinkel durch die Antike, so wurde Messel nach einer kurzen Zeit intensiver innerer Entwickelung durch die beim Wertheimbau zuerst bewußt vollzogene Gothisirung der Renaissance klassisch. Diese große Synthese zwischen Gothik und Renaissance, die in ganz einheitlicher Fassung dann beim Wertheimhaus in der Rosenthalerstraße durchgeführt wurde, ist die kunstgeschichtlich bedeutende That Messels, durch die er der Baukunst neue Möglichkeiten der Entwickelung geschaffen hat.

Hier ist des wichtigen Einflusses zu gedenken, den Andrea Palladio auf diese Entwickelung gehabt hat. Palladio, der „durch und durch Gesetzliche“, der nach einem Wort Burckhardts sich nie an den dekorativen Einzeleffekt hielt, sondern ausschließlich von der Disposition und von dem Gefühl der Verhältnisse aus seine Bauten organisirte, wurde ja seit dem achtzehnten Jahr-

hundert von allen Ländern für die Monumentalarchitektur als Muster anerkannt. Er, der „nach den wahren und ewigen Gesetzen der Architektur" strebte und sie in die Praxis zu übertragen wußte, der auch für Schinkel von Bedeutung wurde, mußte dem zum Großen und Monumentalen Drängenden leuchtendes Vorbild werden. Vielleicht wurde Messel anfangs nur durch ein äußerliches Moment zu Palladio getrieben, an dessen Palastfassaden er sich erinnern mußte, als er für das konstruktive System vertikaler Pfeiler eine architektonische Form suchte. Die Zusammenfassung der ganzen Fassade durch große lothrechte Stützen, Säulen oder Pilaster, zwischen die das Füllmauerwerk mit Fenstern und Gurten eingeschoben ist, die Aufhebung der Stockwerkstheilung, die er bei Palladio fand, gab das Beispiel einer organischen und zugleich monumentaler Wirkung sicheren Lösung, als er bei der Fassade des Bureauhauses für die Handelsgesellschaft eine Reihe eng aneinanderliegender, durch schmale Pfeiler getrennte Fenster architektonisch zu gliedern hatte. Von hier aus fand Messel dann auf mancherlei Umwegen die selbständigen Lösungen, die das Vorbild völlig überwunden zeigen und sich als ein Neues, ganz unserer Zeit Gehörendes erweisen. In dem Haus der Landesversicherunganstalt und im Gebäude der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft ist in der konsequenten Auflösung der Mauer in Pfeiler und Oeffnungen für die eine Negation der Masse fordernde Vielheit der Lichtquellen die Form gefunden worden, die als Typus des modernen großstädtischen Bureauhauses gelten kann.

In gleich freier Weise behandelte Messel den Zopfstil, von dessen Motiven er sich bei den Fassaden seiner städtischen Wohnhäuser anregen ließ, um sie neu und eigenartig umzuprägen. Daß er den Zopfstil wählte, ist nicht willkürlich; denn der selbe Formwille, der ihn zu Palladio trieb, mußte ihn auf den Klassizismus weisen, der als die organische Fortsetzung dieses Renaissancemeisters gelten darf und dessen künstlerische Tendenzen, wenigstens in der Architektur, denen unserer Zeit nah verwandt sind.

Auf der Höhe dieser Entwickelung entstanden Bauten, die zum Schönsten und Reifsten gehören, was die moderne deutsche Architektur hervorgebracht hat. In der zunehmenden Einfachheit und Sachlichkeit der letzten Arbeiten zeigt sich ein ständiges Wachsthum an künstlerischer Disziplin und Gestaltungskraft, die, innerlich dann immer reicher werdend, auf alle äußeren Effekte und artistischen Spielereien verzichtet und in den besten Leistungen auf die Grundelemente architektonischer Wirkungen, auf die reine Harmonie edler Proportionen abzielt (Schultehaus, Nationalbank). Das innige Verhältniß zur überlieferten Kunst erweckte ein sehnsüchtiges Verlangen, Etwas vom zarten Duft der alten Kultur dem eigenen Werk zu vermitteln (Rathhaus in Ballenstedt, insbesondere auch bei den Innenräumen: neuer Lichthof bei Wertheim, Interieur des Hauses Simon in der Victoriastraße), und ein fein entwickelter

Geschmack und eine außerordentliche Sicherheit in der Durchbildung des Details gaben zum Wollen das Gelingen. Eine werkmäßige Tüchtigkeit weiß den Charakter des Baumaterials zu nutzen und im Gesammtakkord bedeutsam zur Geltung zu bringen. Aus der geistreichen Behandlung des Ornaments und des plastischen Schmucks aber leuchtet eine Gemüthstiefe und Herzenswärme hervor, die sich unmittelbar dem Beschauer mittheilt und ihn innerlich reicher und froher zugleich entläßt. Und wenn Messel, wie man ihm vorgeworfen hat, in seinem künstlerischen Ringen um den architektonischen Ausdruck für die neuen Bedürfnisse und Forderungen seiner Zeit nicht immer die letzten Konsequenzen zog und, rücksichtlos sich ganz objektivirend, die Idee in ihrer brutalen Nacktheit hinzustellen wagte, so ist diese Zurückhaltung nicht in mangelndem Wagemuth begründet; die Sehnsucht nach der Schönheit und dem Adel der Form vielmehr, die in seine Natur gelegt war, hinderte ihn, ganz aus sich herauszutreten und um der Idee willen die Form zu zerstören.

Da die Mehrzahl dieser Bauten in der Reichshauptstadt errichtet wurde, so bleibt noch übrig, Messels Stellung innerhalb der berliner Baukunst zu betrachten. Dem rückwärts Blickenden offenbart sich ein enger Zusammenhang mit der lokalen Bautradition, in der das Werk organisch-bodenständig und voll lebendiger Ueberlieferung erscheint. In dieser Beziehung zu den letzten Ausläufern einer natürlichen Kunstentwickelung liegt der Grund für das im besten Sinne Heimathliche, das diese Bauten auszeichnet und als etwas nothwendig Gewordenes charaktervoll in das berliner Stadtbild einfügt. Es ist die großgeartete vornehme Gesinnung bürgerlicher Baukunst darin, die aus den Kuppelbauten Gontards auf dem Gendarmenmarkt spricht und die auch in Schinkel lebendig war. Auch Das gehört zum bleibenden Verdienst Messels, daß er diese Ueberlieferung erkannt hat. Indem er sich bewußt und mit weiser Beschränkung ihr anschloß, hat er ihr neues, strahlendes Leben gegeben. Und auch darin weist er wiederum auf Schinkel, als dessen Fortsetzer und Vollender er in jeder Beziehung gelten darf, daß er schulbildende Kraft besessen hat. Wie das Erbe jenes großen Meisters verwaltet und fortgeführt wurde von einer Schaar junger begeisterter Schüler, mit deren bescheidener und sinnvoller, vom Tektonikergeist Böttichers angewehter Baukunst die berliner Tradition im neunzehnten Jahrhundert erlosch, so hat sich auch um Messel eine Schule gebildet, die, voll starker lokaler Eigenart, das Werk im Geist des Lehrers fortzusetzen berufen ist. Seiner Lebensarbeit verdanken die besten unter den jüngeren berliner Architekten ihre Grundlagen, deren fruchtbare Kraft schöne und reife Resultate gezeitigt hat. Und eben darin liegt die sichere Bürgschaft für den Ewigkeitwerth dieses Vermächtnisses, daß es hoffnungfreudig in die Zukunft weist, der lebhaften Sehnsucht der Zeit nach einer großen monumentalen Baukunst Erfüllung verheißend.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

❧

Der Freiherr von Skarpl.

Was für komische Schwärmer doch die Erzväter der Französischen Revolution waren! 1790 schafften sie den Adel ab. Es wäre vernünftiger gewesen, wenn sie sämmtlichen Franzosen das Adelsprädikat zudekretirt hätten. Statt Chevalier hätte man vielleicht Egalier sagen können. Auf alle Fälle war es richtig, daß Napoleon sehr bald darauf die Dummheit wieder gut machte. Er erkannte den alten Adel an und adelte einen neuen darauf. Das Volk braucht so was. Nur in der Dichtung (und beim Pöbel) ist es möglich, daß ein Mensch den anderen mit „Du Mensch" anredet. Selbst Goethe mußte sich den Adel gefallen lassen (und thats gern). Es geht nicht ohne Derlei. Zumal eine ästhetische Kultur (wie die unsere, wenn ich bitten darf) braucht Namensauszeichnungen. Wer nur eine Spur Geschmack hat, wird es ohne Weiteres zugeben müssen, daß stilistisch Etwas fehlt, wenn ich sage: Guten Tag, Herr Harden! Jeder bessere Mensch müßte ohne Weiteres geadelt werden. Der Instinkt des wiener Fiakerkutschers hat das Richtige getroffen. Außerdem aber sollte man noch einen spezifisch modernen Titel erfinden, der die Nobligkeit des Geistes ausdrückt. Ich wäre für den Titel Snob. Er müßte zwischen dem gemeinen „Von" und dem Baron rangiren. Die Snobswappen wären obligatorisch im Van de Velde-Stil zu halten. Wie hübsch würde es klingen: Wegen ihrer Verdienste um den guten Geschmack wurden kürzlich durch Seine Majestät gesnobt die Herren Wilhelm Lehmann und Moritz Cohn. Natürlich müßte der Snob stets erblich sein. Schon, damit der Titel unsere Snob-Epoche überlebt.

Aber ein neuer Titel: Das geht nicht. Das Schöne an Namens-Titeln ist ja, daß sie alt sind und eigentlich nicht mehr passen. Besser wäre es, alte, wenig gebrauchte Titel auszugraben und wieder zu Ehren zu bringen; zum Beispiel: Markgraf. Auf diese Weise würden wir Deutschen endlich zu Marquisen kommen und die ästhetische Kultur unserer Tage würde damit die lange entbehrte galante Note erhalten. Wenn ich höfischen Einfluß hätte, so würde ich zunächst Franz Blei für den Marquis in Vorschlag bringen. Seine „Puderquaste" berechtigt ihn dazu (und er hat auch eine passende Figur für diesen Titel). Schade, daß der Titel Raugraf an eine bestimmte Familie gebunden ist. Er würde sich für Literaten entgegengesetzter Art prächtig eignen. Raugraf Thoma: Das klingt und paßt vortrefflich. Auf alle Fälle sollten die Dichter en masse geadelt werden. Als Standespersonen würden sie vermuthlich lebhafter darauf bedacht sein, respektable Gesinnungen zu äußern, und auch das Publikum würde sie dann höher einschätzen. Auch ließen sich recht aparte Titel für sie erfinden, wenn man es mit ihnen so machte wie Napoleon mit seinen Marschällen. Er gab ihnen den Namen nach gewonnenen

Schlachlen. So könnten die Dichter nach ihren Erfolgen (oder auch nach besonders glorreichen Durchfällen) heißen. Wedekind Edler von Hidalla: Das klänge! Oder: Halbe Ritter von den Blauen Bergen; oder: Dehmel Junker von Fitzebutze; oder: Blumenthal Ritter vom Weißen Rößl. Pompös wäre: Hauptmann Edler von der versunkenen Glocke. Hofmannsthal, der schon adelig ist, könnte sehr niedlich Baron von Sophokles heißen.

Es ist hohe Zeit, daß Derlei geschieht. Denn schon beginnen die Dichter, sich selber zu adeln. Und Das darf keineswegs einreißen.

Den Anfang machte Liliencron, der sich, nicht zufrieden mit seiner Freiherrnkrone, zuerst in seinem „Maecen" und dann noch einmal in seinem (freilich stark bourgeoisen) biographischen Roman zum Grafen machte. Dann kam Schaukal und stellte sich als Herrn von Balthesser vor. Und jetzt produzirt sich G. O. Knoop als Freiherrn von Skarpl. Da es sich in allen drei Fällen gewissermaßen um imaginäre Selbstportraits handelt (was eine verteufelt hintergründische und paradoxe Sache ist), so hat die Standeserhebung aus Souverainetätgründen des eigenen Genies symptomatische Bedeutung. Alle diese Adelsbriefe sind mit dem Namen Friedrich Nietzsche untersiegelt. Nietzsche ist der Adelsgevatter der neuen Literatur. Ob es seinem Geiste gelingen wird, Christus definitiv abzusetzen, steht dahin; August Bebeln hat er, wenigsten in der Literatur, wirklich abgesetzt. Wie bebelte es in den Zeiten des Naturalismus! Damals imaginirte man sich zum Proletarier. Liliencron war eigentlich der Erste, der mit dieser Uebung brach. Er führte wieder die Glacéhandschuhe in die Poesie ein und machte darauf aufmerksam, daß es außer der Schwarzen Suppe der Sozialdemokratie auch noch Rothspon und kalte Enten gebe. Immerhin aber war seine Muse, wenn auch keine Proletarierin, so doch ein Mädel aus dem Volke, allerdings à la Baron traktirt. Jedoch auch en poète. Denn der „Maecen" ist schließlich noch mehr Dichter als Graf.

Mit Schaukal von Balthesser tritt ein bezeichnender Umschwung ein. Die Eleganz wiegt der Poesie vor. Das Erotische begiebt sich durchaus auf dem Parkett und wird mit peinlicher Vermeidung aller lyrischen Nebengeräusche traktirt. „Haltung ist Alles", wäre sein bestes Motto. Die Verachtung der Literaten hatte schon der „Maecen" gepredigt (und Liliencron überhaupt); aber doch hauptsächlich als Dichter (wenngleich bereits mit der koketten Note des Amateurs): Herr von Balthesser verachtet den Literaten gründlicher: als Mann von Welt. Nicht mehr blos der Glacéhandschuh erscheint in der Literatur, sondern auch die Bügelfalte. Den gräflichen Maecen Liliencrons darf man im Verdacht haben, daß er sich den Kragen noch an das Hemd knöpfte, wenn er, ergriffener, als sich schickt, im Morgengrauen Mine oder Stine verließ, von denen ausdrücklich erwähnt wird, daß ihre Unterröcke keine seidenen Jupons waren. Herrn von Balthesser Derlei zuzutrauen, wäre absurde Be-

leidigung. Sein größtes (und keineswegs verächtliches) Verdienst besteht gerade darin, daß er die Lehre von der Untrennbarkeit des Hemdes, von der Ruchlosigkeit der Röllchen, der Niederträchtigkeit der Schnallkravatten, der Infamie des Gummizugs an Stiefeln u. s. w. in weitere Kreise getragen: daß er den Katholizismus der Eleganz dogmatisch festgelegt hat. Ruhm ihm und noch viele, viele Auflagen! Die Nachfahren Derer, die in Fellen gingen und auf Bärenhäuten lagen, sind längst noch nicht alle balthesserreif. Neulich sah ich Einen, der jetzt stets, wenn er sich zum Mittagessen niedersetzt, einen Frack anzieht; aber dieser Frack zeigte seine hohe Bestimmung allzu deutlich: er war von oben bis unten fettfleckbekleckert.

Freiherr von Skarpl, der neuste Sproß des Literaturadels ingenii sui gratia, ist der Bedenklichste von den Dreien, weil er der geistreichste unter ihnen ist. Kritik im Gewande der Aristokratie. Kein Kleid sitzt ihr so gut wie dieses. Es ist weder poetisch verbrämt wie beim Maecen noch so peinlich elegant wie bei Herrn von Balthesser. Ja, es hat sogar einen etwas altmodischen Zuschnitt: den Zuschnitt der Mode, auf die die Zeit der Modelosen: Hosenlosen kam. Freiherr von Skarpl ist, wie er selbst sagt, „ein Vogel, der gegen den Wind fliegt". Diese Uebung ist in einem unmodernen Sinn aristokratisch; und so glaube ich, daß der allzu geistreiche Baron nicht eben viele Freunde unter Denen finden wird, die nach der Erfahrung handeln, daß noble Alluren sich besser bewahren lassen, wenn man sich tragen läßt.

Ein paar Stellen „aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl":*)

„Der Mensch ist nun einmal eine Knechtsnatur, er will sich verachten und beherrschen lassen. Und es ist so unglaublich leicht, ihn zu zähmen; er nimmt das Gebiß ins Maul wie ein gutes Kavalleriepferd. Deshalb imponiren mir die Herrennaturen und die Herrengeschlechter gar nicht; überhaupt scheint mir, der Unterschied zwischen Herren und Sklaven ist mehr der zwischen Sklaven erster und zweiter Klasse."

Steht ähnlich bei Goethe. Aber Das kommt auch bei den modernen Originalgenies vor, die den Großen von Weimar „Joethe" heißen. Nur verdunkeln sie das goethisch Klare: was allerdings erstaunlich originell ist. Der von Skarpl ist aber kein Originalgenie. Er hat auch dazu zu viel Geist. Weiter:

„Daß ein großer Dichter auch ein Lump sein kann, wollen zarte Seelen nicht begreifen; in der Kunst giebt es jedoch Ueberraschungen, wie auf dem Gastmahl des Trimalchio, wo einem Wildschwein der Bauch aufgeschnitten wird und Singvögel daraus herausflattern."

Das ist ziemlich grob, aber wahr. So wahr, daß einige Dichter (doch kaum große) sich wie Wildschweine geberden, um für was Besonderes zu gelten. Augenblicklich ist Das aber nicht mehr modern. Ferner:

„Ich lasse alle Philister gelten, nur diejenigen unter ihnen nicht, die auf einer höheren Stufe zu stehen glauben."

---

*) Herausgegeben von Gerhart Ouckama Knoop bei Egon Fleischl & Co.

Nur giebt es jetzt Solche kaum. Das Unausstehliche am Philister ist eben, daß er sich immer was Besseres dünkt. Ueber Nietzsche:

„Mich stört immer das Theologische an ihm; er erscheint mir wie ein wildgewordener Licentiat und nicht wie ein in Freiheit aufgewachsener Göttersohn. Er hat etwas Halbaristokratisches, das ihn zwar über das Niveau der Anderen erhebt, ihn aber auch wurzel- und rahmenlos macht; wie denn auch sein Verhältniß zu dem Vergangenen mehr eine Art Furcht als eine stolze Ehrfurcht ist. Auch im Natürlichsten haftet ihm diese Art von Halbheit an; ich erinnere mich, daß, als ich Nietzsche las, mein erster Eindruck war: Bei ihm hapert es mit der Sexualität. Und später habe ich mir Das erklären können. So ist auch der Uebermensch ein sonderbarer Homunkulus; er ist nicht vom Manne gezeugt noch vom Weibe geboren."

(Dieses Stochern im Sexuellen ohne Noth ist nicht nach unserem Geschmack. Einen Schritt weiter: und Skarpl ist bei Moebius, wohin er sonst gar nicht gehört, also bei den Entartungschnüfflern. Uebrigens war Moebius ein Geist, dessen Schriften dem imaginären Baron zur Lecture empfohlen seien. Er wird viel daraus lernen.) Weiter:

„Die teutschen burschenschaftlichen Einheit- und Freiheitschwärmer waren wohl Narren, aber ganz erträgliche; und wenn ich meine Tischgesellschaft schwerlich aus ihnen gewählt haben würde, so habe ich für sie aus historischer Ferne doch eine gewisse Sympathie wie für temperamentvolle Kinder. Eine um so gründlichere Abneigung empfinde ich gegen die besonnenen Patrioten der fünfziger und sechziger Jahre, die weder ihre Haut noch etwa viel Geist zu Markte trugen und ein großes Triumphgeschrei anstimmten, als die deutsche Einheit am Ende von ganz anderer Seite glücklich bewirkt worden war. Da ist Gustav Freytag, der wohlgekämmte Stilist mit dem unkeuschen Wesen; oder finden Sie diesen Exhibitionismus des ‚gebildeten Bürgerthums' etwa erquicklich?"

(Nein, Baron, ich finde ihn übel. Wie Gustav Freytag eine ungewollte Karrikatur Goethes ist [Verzerrung ins Kleinliche], so ist das in seinem Geist erzogene „gebildete" Bürgerthum eine abscheuliche Mißbildung, die es uns schwer macht, wieder zur Kultur im goethischen Sinn zu kommen.)

Ueber die Balthesser-Kultur scheint Baron von Skarpl skeptisch zu denken. Er findet es „merkwürdig, wie man in Deutschland seit Jahren nach Kultur jammern hört", und fragt:

„Ja, woher soll sie kommen? Von Journalartikeln und Ausstellungen gewiß nicht. Die einzige Grundlage, aus der sie sich naturgemäß entwickelt, ist Familiensinn und Familienstolz; daran aber fehlt es den Deutschen durchaus. Was sie an Erzogenheit etwa besitzen, Das ist von Unteroffizieren und Schulmeistern bewirkt. Es ist in Folge Dessen auch nicht mit der Persönlichkeit verwachsen und daher gewahrt man bei den Besseren so oft die Furcht vor Formlosigkeit, die den Mangel einer ererbten Kultur zu verrathen pflegt. Wie denn im Allgemeinen das Unfreie einen peinlich kleinbürgerlichen Eindruck macht; so daß heutzutage, wo jeder Couleurstudent und Geschäftsreisende in Schuhwichse bestrebt ist, sich beim Essen zu benehmen wie ein Lord, mich nichts mehr freut als ein Kerl, der sich bei Tisch über alle Manieren muthig hinwegsetzt. Unsere angeblich feinen Leute sind

wohl mehr oder weniger dressirt, aber eben deshalb furchtbar unselbständig. Zur persönlichen Kultur gehört es indessen nicht, daß man sich, zum Beispiel, von einem eleganten Schneider für theures Geld ausstaffiren läßt, sondern, daß man seine eigene Art beobachte."

Ueber diesen Punkt enthält mein „Prinz Kuckuck" Einiges; aber man muß gerecht sein: jede Dressur hat eine Periode, wo ihre Ergebnisse komisch, ja, albern wirken. Viele unserer Balthesser-Jünger machen heute den Eindruck von Rekruten, die den militärischen Gruß noch nicht vollkommen erlernt haben. Mancher (Rekrut und Balthesserast) lernts ja wohl nie. Wo man aber hoffen darf, sei man eine Weile tolerant oder wende den Blick ab. Freilich giebt es schwer erträgliche Fälle: wo die eingeborene Flegelhaftigkeit schon den stümperhaften Versuch zur Gentlemansallure für einen genügenden Grund erachtet, sich als Uebermenschenthum zu fühlen. Darin liegt übrigens eine der Ursachen, warum es vielen jungen Deutschen so schwer fällt, wirklich zu einer signorilen Haltung zu kommen. Sie trumpfen zu sehr den Herrenmenschen auf.

Skarpl sagt auch Einiges über die „deutschen Touristenbataillone":

„Und wahrlich: ein Vergnügen ist es keineswegs, diesem Schwarm etwa in Italien zu begegnen. Ein paar vornehme Menschen, etliche stille Gelehrte, einzelne Künstlernaturen; aber das Gros ist schrecklich. Sie treten in Massen als Eroberer auf und zeigen einzeln einen wunderlichen Mangel an Unbefangenheit; Jeder hält sich für den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und glaubt, vor dem Publikum brilliren zu müssen. Daher die ungebetene laute Kritik vor fremden Ohren, daher das lärmende Auftreten im Wirthshaus und auf der Eisenbahn, daher die Neigung, bei allen möglichen Gelegenheiten einen Streit vom Zaun zu brechen und mit eigensinniger Heftigkeit durchzuführen, eine Neigung, die sich zu Hause niemals hervortraut."

(Das in seiner Verallgemeinerung thörichte Geschwätz der italienischen Journalisten über die „deutschen Barbaren" rührt zum Theil davon her. So lange sich das Gros der Deutschen in Italien nicht so benimmt wie die Mehrzahl der Engländer, wird es den Italienern nicht imponiren.)

Skarpls Papiere enthalten noch viele Gedanken, die zu Gedanken anregen. Ich citire noch ein paar gute Rathschläge für junge Leute quo ad Erotik:

„Vermeide den Anschein, Dich auf erotischem Gebiet mit Kleinigkeiten zu begnügen; stelle vielmehr Deine Thaten in den Fokus eines Vergrößerungspiegels, der Deine Opfer und Erfolge vor dem Publikum in übertriebenen Dimensionen reflektirt. So darfst Du es ohne Bedenken ziemlich toll treiben; doch je mehr Freiheit Du Dir selbst erlaubst, um so strengere Ansichten wirst Du über sexuelle Dinge im Allgemeinen und in Beziehung auf die große Masse des Volkes äußern. Vor den jungen Mädchen kokettire niemals mit Geist, sondern nur mit Kraft. Bedenke, daß Dir der Ruf eines Don Juan in der Gesellschaft stets nützen wird, zumal, wenn man von Deinen Abenteuern wenig weiß und viel vermuthet."

Es würde mich freuen, wenn auf Grund dieser Auszüge der Eine oder

Andere dieses Buch voll Geist kaufte. Es besitzt nicht die Weite und Tiefe der „Reflexionen“ von Walther Rathenau, der zu keiner Maskerade griff, um sich interessant zu machen, weil er ein durchaus positiver Geist ist und diese Geister die Bemäntelung nicht lieben; aber es ist sehr reizvoll, weil in ihm lauter Fragwürdigkeiten stecken, wie sie dichterischen Denkern eigen sind. Uebrigens sei nicht verschwiegen, daß es sandige Partien hat. Schaukals Balthesser ist geschlossener, runder, voller (wenn auch in einem gewissen Sinn bornirter). Will man Ouckama Knoop ganz kennen lernen, so wird man zu seinem Meisterwerk greifen müssen: „Sebald Soekers Pilgerfahrt“. Dieser Roman ist die feinste Satire auf des „Reiches Macht und Herrlichkeit“, die wir besitzen. Sie wäre vollkommen, wenn sie in dem selben Maße temperamentvoll wäre, wie sie geistvoll ist. Knoop ist (Das zeigt auch sein Skarpl) im Grunde ein dichterisch passionirter Kritiker, kein kühner, positiv gerichteter und gestaltender Geist. Ihm fehlt wohl die erlauchte Dreieinigkeit: Glaube, Liebe, Hoffnung. Schade, daß es heute meistens unbeträchtliche Köpfe sind, die diese Gnade besitzen. Was hilft uns die Liebe (um alle Drei in Einem zu nennen) der Dummköpfe? Ich für mein Theil ziehe, wenn auch unbefriedigt, den lieblosen Geist eines Knoop=Skarpl vor.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Das Mädchen.

Was ist denn meinem Herz geschehn,
Daß es nur leise Schläge schlägt
Und ein gar gütiges Verstehn
Mit Allen, die vorübergehn,
In seinem tiefsten Grunde trägt?

Die Vögel singen nun so schlicht,
Die Sonne, die doch purpurn war,
Hat ein bezaubernd mildes Licht,
Der Abend ist ganz nah und flicht
Silberne Sterne mir ins Haar.

Es ist, als wüßt' ich einen Mund,
Der meinen Namen gerne sagt
Und daß mein Herz zu jeder Stund
Und daß mein eigner, blasser Mund
Schon lang nach einem Bruder fragt.

Wien. Ernst Lothar.

In Triest.*)

Ich gehe zum Lloyd um mein Billet. Sie sind auf diesen Palast sehr stolz. Er ist 1883 von Ferstl erbaut, in jenem sinnlosen und grundlosen Ringstraßenstil, der wie eine tote Sprache klingt. Ich habe einen alten ungarischen Pfarrer gekannt, der eine Vorliebe hatte, Lateinisch zu reden. Gulasch essen und Lateinisch reden. Und genau so wirkt dieser Bau. Und dann bin ich immer traurig, beim Lloyd. Weiß selbst nicht, warum. Seine Kapitäne sind so wunderbare Menschen. Sie fühlen sich als Italiener, stammen aber fast Alle von Kroaten ab; und jene Beweglichkeit mischt sich seltsam mit dieser Wehmuth. Ganz stille, verhaltene Menschen sind es, von einer geduldigen Höflichkeit, unter der eine stumme Sehnsucht ruht. Ich habe sie sehr gern, aber sie machen mich so traurig. Warum? Ohne gesprächig zu sein, lassen sie sich doch gern einmal zum Erzählen verführen und haben dann die lustigsten Geschichten bereit. Wie oft, bei ruhiger See, wenn

---

*) Eine Etape in Bahrs wunderhübschem Wanderbuch „Dalmatinische Reise" (das im September bei S. Fischer erscheinen soll). Dieser kuriose Herr Hermann Bahr könnte gekränkt sein, wenn man heute noch viel über seines Wesens Art sagte. Er ist; und auch wer sich über manches von ihm Geschriebene nicht zu freuen vermag, sollte sich stets doch der Thatsache freuen, daß wir diesen kultivirten, muthigen, noblen Kerl haben. Nil humani a se alienum; und in der leidigen Angst, in Empfindung und Urtheil nicht mehr ganz modern zu scheinen, allzu oft gestimmt, als Gipfelfex tollkühne Jünglingsallure zu zeigen. Doch immer ein Künstler; und ein Mensch, der das Talent hatte, was zu erleben. Er ist jetzt unheimlich fleißig. Zwei Romane („Die Rahl" und „Drut") werden selbst von Kühlen heftig gelobt; und sein neues Lustspiel („Das Konzert") soll ernsthaft lustig sein. Etwas Freudiges scheint über ihn gekommen. Vielleicht hat er sich jetzt erst recht gefunden; den richtigen „emploi" seines Wesens erfühlt. Als Französling, den die Welt nur interessirte, wo sie nach Korylopsis roch, war er auf Redoutewirkungen beschränkt. Nur Artist; wie hoch wird er sich morgen schleudern und in welcher Tricotfarbe dabei paradiren? Dann kam die Rückkehr in die Heimath und das sichtbare Mühen um goethische Abgeklärtheit. Auch nicht ganz echt. Ober-Sankt-Veit wurde nicht Weimar und der Hausherr in der Veitlissengasse nicht der olympisch Ruhende, der mit Bewußtsein auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben war. Jetzt erst hat er sich. Will die Landsleute aufrütteln, das schöne, kerngesunde Oesterreich vorwärts bringen, kämpfen; nicht als Literat nur im Train und Troß mitmarschiren. Will nicht länger zu den Leuten gehören, denen „nur darum zu thun ist, von den Dingen und über die Dinge zu sprechen, nicht aber, sie zu thun"; nicht einen Tag mehr. Sucht, der so lange nur Erfolg, oft durch Verblüffung, zu erstreben schien, nun Wirkung und scheint zu fühlen, daß er sie finden kann. Ob der Betrachter manchmal, oft sogar den Eindruck hat, dieser Emsige fasse die Sache am falschen Ende an, ist unwichtig. Immerhin regt sich da Einer, dem zuzuschauen lohnt. „Ich will helfen, Oesterreichs schönstes Land vor seinen tückisch schleichenden Verderbern zu retten und ihm die Freiheit zu bringen": mit diesem Satz schließt die Beschreibung der dalmatinischen Reise. Ungefähr ein Programm. In dems freilich dem Feuilletonisten oft noch zu eng wird. Dann giebts Niedlichkeiten und Verwegenheitgrimassen, die man gern vermißte. Doch genug Tüchtiges, Ernstes, Kräftiges bleibt; und es ist ein gutes Schauspiel: wie der Globetrotter auf seine Art zum Patrioten wird.

wir nach dem Essen abends im Dunkel mit glühenden Cigarren beisammen saßen, habe ich ihnen gehorcht! Und doch machts mich immer traurig. Unter ihren Worten, während der Mund lacht, ist eine Traurigkeit. Und dann fährt einmal ein Schiff des Norddeutschen Lloyd oder der Hapag vorbei. Da verstummen sie. Sitzen still und schauen hin und rauchen. Höchstens, daß Einer einmal sagt: Glauben Sie, wir könnten Das nicht auch, was Die können? Und dann kommts langsam heraus: sie fühlen sich als die besten Seefahrer und begreifen nicht, warum ihnen Die vorkommen, die Nordischen! Und da stehen sie dann nachts auf der Brücke im Wind und denken daran. Wir können so viel wie Die! Wir sind nicht schlechter! Warum läßt unser Lloyd die Anderen vor? Das liegt schwer auf ihnen.

Wir sitzen in der Direktion oben beisammen, gerathen ins Reden; und ich sage ihnen Das. Eure Leute sind unfroh, weil sie das Gefühl haben, der Lloyd könnte mehr sein. Warum ist er es nicht? Warum seid Ihr so falsch bescheiden? Warum seid Ihr weniger, als Ihr könnt? Man ist sehr artig mit mir, aber nicht ohne den leisen Spott, den Fachmenschen für Laien haben. Ein Fachmensch ist, wer den Apparat im Einzelnen kennt. Einen Laien nennt er Jeden, der nicht nach dem Apparat, sondern nach der Leistung fragt. Der Fachmensch ist zufrieden, wenn der Apparat in Ordnung ist. Der Laie hätte stets Lust, auch einmal den Apparat zu wechseln. Man weist mir nach, daß der Apparat in Ordnung ist. Aber ich frage wieder: Warum seid Ihr, nach der Meinung Eurer eigenen Leute, nicht Alles, was Ihr sein könntet? Man antwortet mir: Weil es sich nicht rentirt! Und rechnet mir vor, daß wir uns mit den nordischen Gesellschaften nicht messen können, denn diese haben den amerikanischen Handel und das Geschäft mit den Auswanderern voraus. Und nun Zahlen, ganze starre Reihen drohend aufgereckter Zahlen. Zahlen beweisen! Ja, dem Kaufmann. Seid Ihr Kaufleute? Ist die Schiffahrt eines Landes ein Geschäft? Gehört sie nicht vielmehr zu den moralischen Dingen? Rentiren sich Armee und Flotte? Rentiren sie sich kaufmännisch? Baut man eine Bahn nur, wenn bewiesen ist, daß sie sich rentiren muß? Versteht Ihr nicht, daß die Schiffahrt eines Landes ein Ausdruck seiner Macht und seines Willens ist? Die Schiffahrt kann Geld einbringen. Aber auch moralische Dinge: Muth, Stolz, Lust, kann sie bringen. Und Muth, Stolz, Lust kreisen dann im Lande, bis zuletzt auch aus ihnen wieder Geld wird. Freilich sagt der Lloyd mit Recht: Ich bin ein privates Unternehmen, ich kann nicht mein Geld hergeben, damit es irgendwo zuletzt zum Geld eines Anderen werde. Er hat Recht; aber der Staat hat Unrecht, der nicht einsieht, daß die Schiffahrt ein Brunnen öffentlicher Energie, des Selbstvertrauens und der Thatenlust sein kann. Den Schiffen eines Landes sieht man an, ob es ein kleinmüthiges oder ein hochgesinntes Land ist.

Nun ist ja Derschatta Präsident des Lloyd geworden. Ist er der Mann, das Verzagen der Routine zu besiegen? Die Kapitäne des Lloyd sind die besten der Welt. Aber in der Direktion des Lloyd steckt etwas viel Assessorismus. Es kommt darauf an, den Lloyd nicht von der Kanzlei, sondern von den Schiffen aus zu leiten. Ein großer Kaufmann mit einem unbändigen österreichischen Hochmuth gehörte her. Wie Bruck einer war (einer von den paar wirklich Großen in Oesterreich, der denn dafür auch von der Verleumdung erwürgt worden ist). Hat Derschatta dazu die Kraft? Er war einst eine österreichische Hoffnung. Ich kannte ihn; zwanzig Jahre ist es her, ich war damals Freiwilliger; abends ging ich aus der Kaserne gern ins Spatenbräu:

da saß er mit Steinwender. Derschatta, der Steirer, Steinwender, der Kärntner, Sylvester in Salzburg, Beurle und der junge Löcker in Linz: Die hatten damals das Vertrauen der Jugend. Von ihnen erwarteten wir die Kraft, das deutsche Bürgerthum aufrecht und selbstvoll zu machen. Vor zwanzig Jahren war Das. Sie haben Alle viel erreicht, aber das deutsche Bürgerthum nichts. Und merkwürdig ist nur, wie Jeder von ihnen auf einmal aus dem Politischen abschwenkt, um sich eine Wirksamkeit im Sachlichen zu suchen, gleichsam eine Nische, um dort seine Thatkraft unterzustellen. Es kommt plötzlich die Leidenschaft über sie, Etwas zu leisten, Etwas zu thun. So treten sie aus dem Politischen, denn da scheint ihnen Dies unmöglich. Merkwürdiges Land, wo die besten Politiker, um wirken zu können (wenn sie es nicht vorziehen, Eigenbrötler oder Sonderlinge zu werden, wie Steinwender), aus der Politik austreten müssen, vor Angst, sich zu vergeuden, vor Sehnsucht nach einer Wirklichkeit für ihre Kraft, und wo nur die ganz unfähigen Politiker sich behaupten können! Die Frage für den Lloyd ist nun, ob Derschatta bei ihm blos einfach in Pension gehen will oder dort ein Gebiet für seine Kraft sucht. Er hat Kraft. Leider aber hat er auch Verstand, und zwar solchen von der bösen Art, die, mit dem Elend und der Schmach unserer Verwaltung bekannt, ungläubig, hoffnunglos und furchtsam macht. Seine ganze Generation hat Oesterreich aufgegeben. Sie verzichtet. Jeder will sich nur irgendwie noch zu einer Wirkung im Kleinen retten. Im Kleinen fortzuwerkeln: sonst wissen sie sich keinen Ausweg mehr. Der Lloyd aber hätte einen Phantasten nöthig, der an das Unmögliche glaubt. Denn was bei uns unmöglich scheint, ist das Wirkliche. Und zu helfen ist uns überall nur durch Romantiker, die man auf die Wirklichkeit losläßt; das Romantische wird ihnen durch die Wirklichkeit dann schon ausgetrieben. Und wenn nun Derschatta, vielleicht, statt der verzichtenden Gescheitheit, vielleicht, die andere Gescheitheit wählt, eine nämlich, die sich, aus Einsicht ins Nothwendige, zwingt, das Vermessene zu wagen, könnte der Lloyd wieder hoffen; vielleicht. Er müßte sich nur dann auch abgewöhnen, verbindlich zu sein. Denn der Lloyd braucht eine rauhe Hand mit einem starken Besen. Für feine Finger ist diese grobe Arbeit nichts.

Nachmittags mit einem der liebenswürdigen Herren vom Lloyd nach Opcina hinauf. Wie wir auf der Piazza della Caserna in die Elektrische steigen, fällt mir drin, unter armen Leuten sitzend, Marktweibern mit großen Körben und Dienstmädchen in fransigen Tüchern, ein hochgewachsener stämmiger Herr auf, der mich irgendwie von fern an den bulgarischen Fürsten erinnert, mit einer Dame, die einmal sehr schön gewesen sein muß. Ich höre, daß es der Statthalter ist, Prinz Hohenlohe, der vor einigen Jahren einmal ein paar Wochen Minister war, aber, als ihm zugemuthet wurde, von seiner Meinung und vom Rechten abzustehen, lieber wieder ging. Seitdem heißt er der Rothe Prinz; eine Meinung zu haben, gilt hier für anarchistisch. Seine Frau ist eine von den Schönborn-Mädeln, in die wir, vor zwanzig Jahren, als Studenten Alle verliebt waren, in alle drei. Er, fünfundvierzig Jahre alt, unverbraucht, thätig und tüchtig, sitzt hier im Winkel und wünscht es sich nicht anders. Wenn in unsere Verwaltung einmal ein anständiger Mensch geräth, hat er nur den Wunsch, bei Seite zu bleiben. Keiner scheint der eigenen Anständigkeit zuzutrauen, daß sie die landesübliche Gemeinheit überwinden könne. Er ist hier beliebt; den Leuten gefällt sein offenes, unverdrossenes Wesen

Auch die bösesten Italiener mögen ihn. Nur ist es freilich thöricht, zu glauben, daß sie, weil sich einmal ein Statthalter verständig und natürlich beträgt, nun gleich versöhnt sein müßten. In Wien meint man immer, Alles komme blos vom bösen Willen der Unterthanen her, den es nun durch Beredsamkeit, wohl auch allerlei Gefälligkeit, zu beschwichtigen gelte. Die Leute hier aber hätten den besten Willen, sobald es ihr Interesse wäre. Unsere Regirungen wissen noch immer nicht, daß es das Interesse ist, das die Menschen regirt. Wo's mir gut geht oder wo ich mir einbilde, daß es mir gut gehe, da ist mein Vaterland: Hurra! Wo's mir schlecht geht, an Leib oder Seele, wo mich hungert oder friert, wo ich nicht froh werden kann, da will ich fort: Abbasso! Unsere Regirungen glauben, es mit Orden zu zu machen. Das ist zu idealistisch gedacht.

Oben, beim Obelisken, als wir den Wagen verlassen, tritt der Prinz auf mich zu, um mich zu begrüßen. Er ist sehr nett mit mir. Nur haben Aristokraten, wenn sie mit pöbelhaften Leuten nett sind, bei uns Das, daß sie darüber selbst zu sehr gerührt sind; es treten ihnen über ihre Herablassung die Thränen in die Augen. Wer weiß übrigens, wie man selbst an ihrer Stelle wäre! Wir sind ja schließlich in einem Staat, wo heute noch der Fürst, der Graf ein höheres Wesen ist, nicht gesetzlich, aber wirklich, der Macht nach. Jedes Gespräch eines Adeligen mit einem Bürger beruht eigentlich also auf einer Fiktion. Beide fingiren, daß die Rechtsungleichheit ausgelöscht sei. Beide wissen aber, daß sie Das doch eben, um mit einander sprechen zu können, nur fingiren. Und Das macht Beide verlegen. Der Fürst denkt: Ich bin doch sehr aufgeklärt, ich prügle diesen Bürger nicht, sondern spreche sogar mit ihm, wie mit einem Menschen! Und der Bürger denkt: Er könnte mich auch prügeln! Natürlich merkt man Das dann der gegenseitigen Nettigkeit an. Ich glaube nicht, daß ein Lord und ein englischer Schneider, wenn sie mit einander sprechen, Dies denken.

Wir stehen am Obelisken ... Dreihundertvierzig Meter sind wir hoch, das Meer athmet herauf, wie von Blüthen ferner Inseln riecht die Luft, Schneewind springt aus den Bergen. Eine Alm am Meer. Ich sage: Hier könnten drei Sanatorien, fünf Hotels, siebenhundert Villen und zehntausend Engländer sein! Der Statthalter seufzt: Ja, was könnte hier nicht Alles sein! Und Sie müßten erst Istrien kennen! Istrien kennt ja Niemand. Das ist wie ein Märchen! Ich sage: Also bauen Sie doch hier, Durchlaucht! Er antwortet, mit leisem Spott: Es ist ja eigentlich nicht der Beruf der Statthalterei, Hotels zu bauen.

Ich möchte nur wissen, was eigentlich der Beruf der Statthalterei ist, wenn es nicht ihr Beruf ist: Hotels zu bauen, Straßen zu bauen, Brücken zu bauen, Bahnen zu bauen, Schiffe zu bauen, Alles zu bauen, was nothwendig ist und was die Leute selbst nicht bauen, weil es ihnen an Geld und Zutrauen fehlt. Der Statthalter sagt: Was könnte hier nicht Alles sein! Wenn er nun nicht der Statthalter, sondern Italiener wäre, so würde er sicher sagen: Was könnte hier nicht Alles sein, wenn wir einen anderen Staat hätten! Und er wäre so ein Irredentist.

Ich gehe dann, auf der Höhe, einen wunderschönen einsamen Weg durchs Gestein, den entzückten Blick auf Miramar und über das schäumende Meer hin, nach dem weinberühmten Prosecco und von dort nach Barcola hinab. Auf dem Meer verlischt der Tag, Alles ist plötzlich groß und still geworden, ein ungeheurer Ernst steht auf der grauen Bahn der verstummten Bucht. Manchmal rollt ein Stein aus den Dolinen los, durch das ungeheure Schweigen.

Wie heißt der Weg, den wir gehen? Jetzt Stefanieweg, zur Erinnerung an einen Besuch der Kronprinzessin, aber das Volk nennt ihn immer noch den Napoleonweg. Napoleon? Ja, Napoleon war einmal in Triest; und dort oben, wo wir früher gestanden haben, stand auch er einst und sagte, nach Grignano hinzeigend: Hier gehört ein Weg her, ich will hier einen Weg, hier will ich gehen, wenn ich wiederkomme! Und der Weg war. Napoleon ist nicht wiedergekommen. Aber der Weg ist noch immer da. Nur ein Bischen steinigt und verwahrlost ist er jetzt.

Ich erinnere mich, im Memorial einmal gelesen zu haben, wie Napoleon von einem Begleiter gefragt wird, warum er ihm denn einst irgendeine Kommission zugewiesen habe, von der der Begleiter nichts verstanden. Nun, antwortet der Caesar, ist sie Dir nicht gelungen? Ja, sagt der Begleiter, aber ich wundere mich noch heute. Siehst Du, sagt Napoleon, es kommt eben gar nicht darauf an, daß Einer eine Sache gelernt hat, sondern darauf, daß er überhaupt Verstand hat; dem Dummen nutzt es nichts, sie gelernt zu haben, und der Gescheite hat es gar nicht erst nöthig. Napoleon wußte, daß man Etwas noch lange nicht kann, wenn man es kennt. Kenntnisse kann man sich jeden Moment verschaffen, Bücher und Lehrer sind überall, aber das Können muß man haben. Wir verwenden „gelernte“ Leute; er zog gescheite Leute vor. Worin er dem Hofrath Burckhardt gleicht, der auch gern sagt, daß er sich ein Haus lieber von einem begabten Schneider als von einem dummen Architekten bauen und einen Katarrh lieber von einem klugen Briefträger als von einem albernen Arzt behandeln läßt. Aber unser Land wird durch Fachleute verhert. Ein Fachmann ist, wer Etwas gelernt hat und es nicht versteht.

Nun schreiten wir am Meer. Das Wasser gluckst, der Abend schwebt mit schwarzen Schwingen. Ich denke still bei mir an unser Land, an unsere Leute. Wenn man sie reden hört, ist immer der Andere schuld. Jeder will das Beste, aber an dem Anderen fehlts. Und Jeder will zunächst den Anderen ändern. Das scheint ihm das Wichtigste; er kümmert sich um den Anderen viel mehr als um sich selbst. Und wir haben auch eine merkwürdige Art von Egoismus im Land. Sonst will ein Egoist, daß es ihm so gut wie möglich gehe. Hier nicht. Hier kommt es dem Menschen weniger darauf an, daß es ihm gut gehe, als darauf, daß es dem Anderen schlecht gehe. Das nennt man den nationalen Kampf. Auch wollen sie nichts wagen. Sie wollen „sicher“ gehen. Lieber ein sicheres Elend als ein ungewisses Glück. Und dann diese österreichische Todesangst vor jeder Veränderung, oben und unten. Nur im Gewohnten bleiben! Warten wir lieber noch ein Bissel! Der psychische Apparat scheint schlecht geschmiert und knarrt, wenn er sich bewegen soll. Wenn man in Wien, um Licht und Luft zu kriegen, irgendein altes Haus fällen muß, weinen Alle. Und so warten wir immer lieber noch ein Bissel. Man darf schließlich auch gegen die Regirung nicht ungerecht sein. Ihr ärgster Fehler ist, daß sie volksthümlich ist. Sie gleicht unserem Volke. Wir hätten eine nöthig, die fremdartig wäre. Wir müßten einmal einen ungemüthlichen Regenten haben.

Und dann irren durch dieses Land solche Querulanten wie ich, ruhelos, die voll Zorn sind, an ein starkes Oesterreich glauben und es suchen gehen, während der Abend mit seinen großen schwarzen Augen über das glucksende Wasser schaut.

Wien. Hermann Bahr.

Berliner Gründungen.

Geistige Affektion wird nirgends so rasch kapitalisirt wie in Berlin. Hier spielt man gern mit großen Gedanken und Plänen; und ehe noch die theoretischen Erörterungen beendet sind, ist ein fertiges Programm da, zu dem das Publikum die Musik machen soll. Gute Einfälle giebts in Fülle; nur gelingt immer erst der zweiten oder dritten Hand, der Quelle Gold zu entlocken. Der alte Scherz, daß Einer nach zwei ordentlichen Pleiten Millionär geworden sein muß, läßt sich auf manche berliner Sanirung übertragen. Man prüfe, was aus vielen der in Glagaus Buch über den Gründungschwindel erwähnten Unternehmungen geworden ist; ganz Anderes, als Herr Glagau prophezeite. Auch als Pommernbank und Spielhagenbanken stürzten, glaubte Niemand, daß auf der Schuttmoräne je wieder Gras wachsen werde. Und als Adolph Eberbach im Admiralsgartenbad gehaust hatte, wurden alle Pläne begraben, die sich um den interessanten Häuserblock gegenüber der Pepinière gerankt hatten. Vor knapp zwei Jahren erst hat die Glanzperiode der beiden Eberbachs ihr Ende erreicht; der Plan des Hoteltrusts schien eingesargt: und heute schon wird das Interesse des Kapitals für eine Gründung gefordert, die an Eberbachs Ideen erinnert. Aus den „europäischen“ Projekten des kühnen Bremensers hat sich ein spezifisch berlinisches Unternehmen herausgeschält. Die „Admiralspalast-Aktiengesellschaft am Bahnhof Friedrichstraße“ soll gegründet werden, um das dringende Bedürfniß nach Errichtung einer universalen Vergnügungstätte zu befriedigen. Die Admiralsgartenbad-Aktiengesellschaft war von Eberbach so stark geschröpft worden (mehr als 2½ Millionen kostete sie die Bekanntschaft mit dem eigenartigen trustee), daß sie ihr Grundstück in der Friedrichstraße zum Verkauf stellte. Eine als „Baugesellschaft am Bahnhof Friedrichstraße“ eingetragene G. m. b. H. ließ sich die Option auf das Grundstük geben; und diese Kaufberechtigung bildet die Grundlage der neu zu errichtenden Gesellschaft. Die G. m. b. H. wendet sich nämlich an das Publikum, um für die Hälfte (2 Millionen) des Aktienkapitals der projektirten Gesellschaft zur öffentlichen Zeichnung aufzufordern. Von dem Ergebniß der Subskription wird wahrscheinlich abhängen, ob das Vorkaufsrecht auf die erwähnten Häuser in der Friedrichstraße ausgeübt werden kann oder nicht. Die gesammten Kosten des Admiralspalastes betragen 12 Millionen Mark. Davon sind, wie die Aufforderung zur Zeichnung sagte, 10 Millionen gesichert; die Subskription soll also noch 2 Millionen schaffen. Wahrscheinlich hätte die Baugesellschaft, die unter der Einladung zur Zeichnung steht, in normalen Zeiten des Effektenmarktverkehrs gezögert, sich mit einer nur auf Chancen beruhenden Emission an das Publikum zu wenden. Wer kann sagen, ob das „weltstädtische Unternehmen“ (Konzertcafé mit Billard- und Spielsälen, Bar, Kinematographentheater, Cabaret, Eislaufhalle, Variété) Erfolg haben, ob die Verzinsung der 12 Millionen genügen wird? Die verlockendste Rentabilitätberechnung kann praktische Erfahrungen im einzelnen Fall nicht ersetzen; und wer die Aktien der noch nicht bestehenden Gesellschaft mit 104½ Prozent erwirbt, darf zunächst noch nicht an eine sichere Dividende denken. Nicht zu bestreiten ist, daß der Platz, auf den der Amusirpalast gestellt werden soll, alle erdenklichen Vortheile bietet. Aber das Bedürfniß nach einer Vermehrung der berliner Vergnügungstätten ist mindestens zweifelhaft und so bleibt auch die Rentabilität des neuen Etablissements

in Frage gestellt. Dem Aktienkapital von 4 Millionen Mark steht eine Schuldenlast von 8,10 Millionen gegenüber, denn zwei Drittel der nothwendigen Aufwendungen sollen durch eine Hypothek im Betrage von 6½ Millionen und durch eine Anleihe von 1,60 Millionen aufgebracht werden. Die Hypothek ist mit 4½ Prozent zu verzinsen und auf zehn Jahre unkündbar. Das sind Bedingungen, die deutlich genug auf das Risiko des Unternehmens weisen. Das blinde Vertrauen hätte sie weniger streng gestellt. Die Belastung der Grundstücke steht auch in argem Mißverhältniß zu dem Erwerbspreis, der mit rund 6 Millionen angegeben ist.

Berlin bietet dem geschickten Unternehmer jede Möglichkeit. Aber man darf nicht vergessen, daß es schließlich übersättigt werden kann. Auch von Hotelgründungen. Als Aschingers am Potsdamer Platz den Fürstenhof bauten, glaubte man, damit sei die Hotelgalerie fürs Erste abgeschlossen. Doch nach der Aschingergesellschaft kam die Deutsche Hotel-Aktiengesellschaft in Hamburg und ließ durch die Firma Boswau & Knauer das Hotel Esplanade bauen. Ein Prunkstück, das dem nüchternen Wirthschaftmenschen zunächst Beklemmung erregte, das aber einstweilen gut rentiren und die meisten Konkurrenten überflügelt haben soll. Wird noch Ueppigeres folgen? Soll denn nur der Boden, auf dem die Paläste stehen, den Werthfaktor bilden und alles Kapital, das im Bau steckt und im Betrieb aufgewendet wird, Aufgeld sein? Wer sich die Skala des berliner Bodenwerthes ansieht, mag denken: „Der Bodenpreis steigt natürlich eben so rasch wie die Bevölkerungziffer.“ Vor zwanzig Jahren betrug der Werth des bebauten Bodens etwa 5 Milliarden. Seitdem hat sich die Einwohnerzahl und der Bodenwerth verdoppelt. Das ist jedoch nur der Bebauung zu danken; man darf sich Grund und Boden nicht als eine Größe für sich vorstellen. Die Hypothekenbank schätzt das dem Boden aufgesetzte Objekt bei der Bemessung der Darlehen sehr hoch mit ein; die Frage nach der Rentabilität der bebauten Grundstücke ist also recht wichtig. Welche Aussichten haben die Hotels? Wird der Fremdenverkehr stark genug sein, um die angebotenen Räume zu füllen? Muß nicht bald einmal der gefürchtete Rückschlag kommen?

Daß die Finanzirung der modernen Gasthäuser keine so ganz einfache Sache ist, hat die Aschingergesellschaft, hat auch die Deutsche Hotelaktiengesellschaft erfahren. Der Bau des Hotels Esplanade kostete viel mehr, als der Kostenanschlag angenommen hatte. Die ursprünglich eingetragene Hypothek von 6¼ Millionen wird also nicht die einzige Belastung des berliner Hotelgrundstückes bleiben; ob Beleihung und Objektwerth ins richtige Verhältniß kommen, ist abzuwarten. Manche Leute meinen freilich, in Verbindung mit dem Begriff „Berlin“ dürfe man von einem begrenzten Werthfaktor überhaupt nicht reden. Da höre jeder normale Maßstab auf; und die Taxe, die in der Provinz bis auf den Pfennig genau herzustellen sei, schweife in Berlin auf das Gebiet der inkommensurablen Größen ab. Der berliner Grundstückschätzer ist ein „Heimathkünstler“. Jedenfalls ermuthigt er die Unternehmer zu allerlei neuen Wagnissen. Die Gegend um den Potsdamer Platz ist noch lange nicht ausgeschlachtet. Vor der Baugesellschaft am Bahnhof Friedrichstraße, die den Admiralspalast bauen will, hat sich eine Baugesellschaft am Potsdamer Platz (eine Aktiengesellschaft, während die zuerst genannte Firma nur G. m. b. H. ist) gebildet, die einige Grundstücke gegenüber dem Hotel Fürstenhof gekauft hat. Die Taxen spielen hier eine große Rolle; denn in der offiziellen Bekanntmachung hieß es, daß der Erwerbspreis der Objekte um mehr als das Doppelte

hinter dem geschätzten Werth zurückbleibe. Das wäre also ein glattes Geschäft, wenn die Grundstücke so leicht zu verwerthen wären, wie die rasch angefertigten Taxen vermuthen lassen könnten. Die neue Gesellschaft wird wahrscheinlich wieder ein Hotel bau n. Was soll man aus einem so theuren Objekt machen? Ein Waarenhaus? Da ist der embarras de richesse beinahe noch größer als im Hotelbereich. Der Boden Berlins ist allmählich so kostbar geworden, daß es schwer ist, ihn zu befriedigender Rentabilität bringen; denn die eigentliche Aufgabe des Bodens, dem Bau von Wohnhäusern zu dienen, bietet gerade da die größten Schwierigkeiten, wo, wie in den besten Gegenden Berlins, die Preise ins Phantasiereich steigen.

In der City weicht das Wohnhaus dem Geschäftspalast; und unsere City dehnt sich immer weiter aus. Die londoner City bedeckt eine Fläche von 580 ha, die eine Rente von etwa 300 Millionen im Mark im Jahr abwerfen. Der bebaute Boden Berlins umfaßt wohl 6000 ha und der Ertrag ist mit 500 Millionen nicht zu hoch angenommen. Man sieht also, daß London in der Entwickelung des Bodenpreises der deutschen Metropole weit voraus ist; aber londoner werden von berliner Verhältnissen stets verschieden bleiben. Bei uns ist die bebaubare Bodenfläche nicht begrenzt und die Verkehrsmittel gestatten, ziemlich weit vom Stadtcentrum zu wohnen. New York würde keine Wolkenkratzer bauen, wenn Platz genug für normale Häuser wäre. Aber die kleine Manhattaninsel, auf der die Riesenstadt sich ausdehnt, läßt sich nicht künstlich erweitern. Berliner Unternehmer dürfen nicht mit amerikanischen Proportionen rechnen. Manche mißglückte Schöpfung könnte zur Vorsicht mahnen. Das Passagekaufhaus hat nicht einen einzigen Tag des Glückes erlebt; und doch war diese völlig neue Sache, die Vereinigung selbständiger Spezialgeschäfte unter einem Dach, mit Drommetenstößen begrüßt worden. Nun ist aus dem Concern der Einzelgeschäfte ein Waarenhausbetrieb, unter der Leitung des Herrn Wolf Wertheim, entstanden. Die berliner Volksseele reagirte sofort auf den Namen Wertheim, der ihr den Waarenhausgedanken repräsentirt. Die Berliner Passagebau-Aktiengesellschaft, die Erbauerin des Kaufhauses, konnte aber nicht so schnell verschwinden, wie sie entstanden war. Auf dem Grundstück ruht eine Hypothek von 12½ Millionen Mark, neben der eine Obligationenschuld im Betrage von 20 Millionen Mark besteht. Ein Theil dieser fünfprozentigen Schuldverschreibungen, die von der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft ausgegeben worden sind, soll bereits im Publikum untergebracht sein. Da giebts also Gläubigerinteressen, denen das Schicksal des Passagekaufhauses nicht gleichgiltig sein kann. Die Erste Hypothek (4 Millionen) hat die Deutsche Bank gegeben, die mit der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft und der ihr liirten Baufirma Boswau & Knauer zusammengeht. Das Kunststück besteht bei solchen Gründungen darin, möglichst viele Zwischenglieder zu konstruiren, die den größten Theil des Risikos zu übernehmen haben. Da die Aktiengesellschaft das schwerer zu spielende Instrument ist, so wählt man für diesen Fall gern die G. m. b. H. Da wird irgendetwas Glaubhaftes investirt, und wenn die paar Formalien, die der Gesetzgeber vorschreibt, erfüllt sind, gehts an die „Verschärfung" der Antheile. Auch diese Aktion wird natürlich so gut vorbereitet, daß die Finanzirung glatt abzuwickeln ist. Reiche Leute, die nichts zu thun haben, freuen sich, wenn sie Gründungprotokole und Aufsichtrathsbeschlüsse mit ihren Namen zieren dürfen. Bei der Passagekaufhausgesellschaft dachte man an die Errichtung einer besonderen Betriebsgesellschaft m. b. H., deren Zweck sein

sollte, die Inhaber der vereinigten Spezialgeschäfte zu Antheilbesitzern zu machen und sie dadurch fester an das Unternehmen zu binden, als sie vorher waren. Aus der Gründung ist nichts geworden; und die Zukunft des Passagekaufhauses hängt nun wohl an den Talenten des Herrn Wolf Wertheim. Das Passagekaufhaus krankte von vorn herein daran, daß es nicht einem Bedüfniß erwachsen war. Eine Baufirma wollte bauen und eine Möbelfirma (M. Markiewicz) wollte sich neue Absatzchancen schaffen. Aus der Umschlingung dieser beiden Wünsche wurde das Kaufhaus geboren; die Frage, ob die Gegend es fordere und brauche, wurde nicht gestellt. Herr Wolf Wertheim hat sich von seinen drei Brüdern, den Inhabern der Firma A. Wertheim, getrennt. Dieser Trennung entsprangen vier Gesellschaften m. b. H. Herr Wolf Wertheim gründete die Waarenhaus W. Wertheim G. m. H. mit 1 Million Mark Kapital und die Internationale Waarenhausgesellschaft m. b. H. mit 500 000 Mark Kapital. Das sind neue Unternehmungen. Die anderen beiden G. m. b. H., die von der Gegenpartei gegründet wurden, dienen in erster Linie dem alten Waarenhaus A. Wertheim, das sich gegen den Eindringling schützen muß.

Berlin ist die Stadt der Waarenhäuser, Hotels und G. m. H. Hier bietet sich die Möglichkeit riesiger Umsätze, die dem Kapitalisten das Bild eines steten Goldstromes vortäuschen. Andere Städte sind reicher als Berlin; aber keine Stadt zeigt die Naturgeschichte der großen Vermögen in so lebendigen Farben. Bluff und solider Erwerb wirken hier zusammen. Man sollte einmal untersuchen, wie groß die Betheiligung der Centrale des Reiches an der Bildung des Nationalvermögens ist: man würde erstaunliche Ziffern sehen und begreifen, daß kein trivialer Ausspruch so gut begründet ist wie das bekannte Wort: „In Berlin ist Alles zu machen.“ Kann man sogar Aktien mit Bauzinsen ausgeben, wie jüngst von der Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen beschlossen wurde. Die „Hochbahn“ ist ja auch ein Stück modernster Geschichte Berlins. Sie war da, als der Verkehr auf dem Straßenniveau fast unerträglich groß wurde. Die Periode der Untergrundbahnen begann; und die Hochbahngesellschaft hat die neue Aera eingeleitet. Sie hätte wohl daran gedacht, sich ein Monopol für die Ausgestaltung des unterirdischen Verkehrs zu errichten; aber die großberliner Kommunen haben diese Absicht durchkreuzt. Trotzdem bleiben der Gesellschaft noch Erweiterungmöglichkeiten, die aber neues Kapital erfordern. Und die Rentabilität ist nicht sicher, weil mit wachsender Konkurrenz gerechnet werden muß. Man beschloß also, Aktien mit festen Bauzinsen auszugeben. Das geschieht gewöhnlich bei neuen Unternehmungen, um in der Bauzeit die Aktien nicht ohne jeden Ertrag zu lassen. Das Handelsgesetzbuch hat, im Paragraph 215, diesen Fall vorgesehen und im Uebrigen bestimmt, daß der Gesellschaftvertrag den Zeitpunkt bezeichnen muß, wo die Zahlung von Bauzinsen spätestens aufhört. Ob die Absicht der Hochbahngesellschaft sich durchführen läßt, ist also fraglich; nach dem ursprünglichen Statut ist der Termin, bis zu dem Bauzinsen bezahlt werden sollen, längst verstrichen. Man wird ja sehen, wie die Gerichte sich zu der beschlossenen Statutenänderung stellen werden. Der Fall ist zur Illustrirung der berliner Verhältnisse brauchbar. Man will was unternehmen und überschätzt die Ergiebigkeit der Anlagen. Der Amerikanisirung, die in Berlin sichtbar ist, fehlen ein paar wichtige Vorbedingungen. Dieser Mangel verleitet dazu, künstliche Rentabilität an die Stelle natürlichen Ertrages zu setzen. Und auch dieses Mittel wird man einst vielleicht zu den nur in Berlin möglichen Dingen zählen.

Ladon.

Aphorismen.*)

Kein Mensch ist durchaus nothwendig oder auch nur sehr wichtig. Wenn „ich heute meine Thätigkeit einstellte, würde man nicht viel davon merken. Die Welt ist voll von Menschen, die bereit und fähig sind, an die Stelle Anderer zu treten. Der Mensch, der dort Hand anlegt, wo ich losgelassen habe, wird ruhig weiter arbeiten. Nichts, gar nichts wird vorkommen. Die Eisenbahnzüge werden genau so laufen, die Dividenden wie vorher verdient werden. Und so steht es mit jedem Menschen.

*

Je älter ich werde, desto besser wird meine Meinung von meinen Mitmenschen.

*

Ich habe hart gearbeitet, weil es mir Freude machte, zu sehen, wie Etwas gethan, geschaffen wird.

*

Fasse einen Gedanken und arbeite daran, bis er erfolgreich durchgeführt worden ist. Das ist ungefähr Alles, was Unsereinem das Leben bietet.

*

Die meisten Leute scheinen mehr von einem Menschen zu halten, der redet, als von einem, der handelt. Wir leben in einer Zeit, die den „Ismen" gewidmet ist. Auch Das wird vorübergehen.

*

Ich habe immer zu viel zu thun gehabt, um viel über mich selbst nachzudenken. Die Aerzte fangen an, mir zu sagen, daß ich den anderen Menschen auch einmal Gelegenheit geben solle, Etwas zu thun.

*

Das Meer hat seine Gezeiten; es steigt und fällt. Der Mensch, der, wenn er die Anforderungen berechnet, die der nächste Tag an ihn stellen wird, die Ebbe nicht in Betracht zieht, lebt in einem Narrenparadies.

*

Das höchste Gesetz unserer ganzen Civilisation ist die Kooperation aller Einzelindividuen zur Erleichterung der Lebensbedingungen.

*

---

*) Edward Henry Harriman unterschied sich von einigen der Multimillionäre dadurch, daß er sich selbst niemals überschätzte, nie glaubte, daß er besser und weiser sei als seine Mitmenschen und diesem Umstande seinen Erfolg zu verdanken habe. In seinen ersten Jahren machte er sich durch seinen beißenden Witz viele Feinde und galt als vollendeter Cyniker; später wurde er milder. Die hier folgenden Aussprüche stammen aus seinen letzten Jahren. Sie zeigen seine Denkart; denn was man ihm auch sonst vorwerfen mag: Harriman war immer wahrhaftig und verschmähte jede Heuchelei.

Um Das zu erreichen, was die Menschen Erfolg nennen, muß man sich seinem Geschäft mit Hingabe widmen und seiner Zeit immer ein Bischen voraus sein.

*

Mein Vater war ein Pastor, und zwar ein tüchtiger Pastor. Er faßte seine Aufgabe als Seelsorger ernsthaft auf und lehrte seine Knaben, in Allem, was sie thaten, ernsthaft zu sein.

*

Zwei große Gefahren bedrohen die Wohlfahrt unseres Landes: müßiges Geld und müßige Arbeitkräfte. Eins ist so verderblich wie das Andere.

*

Es schien mir immer weiser, auf dem Dach zu schlafen als im Keller.

*

Konnexionen können keinen Menschen weit bringen. Harte, ausdauernde Arbeit und völlige Hingabe entscheiden immer.

*

Die Ehe braucht nicht zur Geschäftssache zu werden. Sie sollte vielmehr niemals in diesem Licht angesehen werden. Aber trotzdem spielt die Ehe in dem Kampf um Das, was gewöhnlich als Erfolg bezeichnet wird, eine große Rolle.

*

Erfolg besteht darin, daß man irgendeine Sache eben so gut oder besser macht, als sie von einem anderen Menschen gemacht werden kann.

*

Dem jungen Mann, der im Leben erfolgreich zu sein wünscht, möchte ich folgende Winke geben: Sei immer höflich, immer freundlich und thue unter allen Umständen Dein Bestes. Wenn Du heirathest, so wähle ein gutes Mädchen, das bereit ist, Dir zu helfen, und das Interesse für jede Art von Thätigkeit empfindet, die Dir auferlegt werden mag.

*

Die Zeitungen haben Alles photographirt, was an mir zu sehen ist, nur nicht mein arbeitendes Gehirn.

*

Wenn ich Menschen auswähle, die mir helfen sollen, so kümmere ich mich weniger um den Schnitt der Kleider als um die Form des Kopfes.

*

Ich habe immer gefürchtet, daß wir bald mehr Beamte als Aktionäre haben würden. Man hat so viele neue Gesetze gemacht. Jedes neue Gesetz schafft einen neuen Stab von Beamten, die vom Staat erhalten werden müssen, und um eine Entschuldigung für ihre Gehälter zu finden, müssen die Gesetz-

geber emsig arbeiten, damit sie neue Dinge ausfindig machen, die besteuert werden können.

*

Je größer die Prosperität ist, desto schneller müssen wir die Mittel finden, aus der Prosperität Nutzen zu ziehen.

*

Die Aerzte machten eine Röntgen-Aufnahme von meinem Magen. Als sie mich auf ein Stück Packpapier setzten, um mich zu isoliren, bemerkten sie nicht, daß ein Nagel darin steckte. Der Nagel drückte mich arg; aber ich gewöhnte mich schnell daran. Genau so ist es, wenn man vor Gericht vernommen wird.

*

Das Automobil ist der größte Doktor und Apotheker in der Welt. Es giebt uns frische Luft, läßt uns vergessen, regt uns an. Ich wünschte, die Autos wären billiger, so daß auch der Mann mit geringen Mitteln sich auf diese Weise Gesundheit verschaffen könnte.

*

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es wohl der Mühe werth ist, seine ganze körperliche und geistige Kraft neuen Riesenunternehmungen zur Verfügung zu stellen. Ich habe mich nach Schatten, Ruhe und Bequemlichkeit gesehnt. Aber in jedem Menschen lebt Etwas, das in ihm das Verlangen weckt, seinen Weg weiter zu gehen und Das zu beenden, was er begonnen hat.

*

Die Menschen leiden an dem „Werde-schnell-reich-Bazillus". Das ist eine furchtbare Krankheit. Sie ist die einzige ernsthafte Gefahr, die dem gesunden Wachsthum der Vereinigten Staaten droht.

*

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es in unserer Welt viel mehr Glück gäbe, wenn die Frauen sich mehr für die Angelegenheiten ihrer Männer interessirten.

*

Welcher vernünftige Mensch glaubt nicht an Gott? Die Religion erhält und fördert die Civilisation.

*

Wir haben Affendiners und allerlei alberne Geschichten einer Gesellschaft von Müßiggängern erlebt. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man weniger Champagner und Trüffeln, aber mehr Roastbeef und Milch zu sich nehmen muß.

Edward Henry Harriman.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Oktober 1909.

Das Ende der Mode.

Mit dem Problem der Mode hat sich das ernst zu nehmende Schriftthum, sei es rein wissenschaftlich oder „nur" literarisch, nicht allzu intim beschäftigt. Solche Entdeckung ist Jedem hochwillkommen, der in Wissenschaft und Leben Gebiete sucht, die noch Neuland sind. Oft genug muß man ja betrübt konstatiren (nur ganz naive Autodidakten glauben Das nicht), daß Einer, der bereits darüber geschrieben hat, schon vorher dagewesen ist; und nun heißts, will man mit seinen Ansichten über ein Problem ernst genommen werden, sich dem alten und noch gar nicht veralteten Gelehrtenbrauch fügen, der da verlangt, daß man sich zunächst in Allem als gründlich beschlagen erweise, was je über diese Frage gesagt wurde. Handelt es sich also um kein neues Problem, so hat man sich vor Allem durch ein Gebirge von Theorien hindurchzugraben. Beträchtlich war drum meine Freude, als ich fand, daß das Massiv des Theoriengebirges, von dem das Modeproblem umgürtet wird, kein allzu mächtiges ist. Psychologische, ästhetische und ethische Formationen lassen sich hier und da bestimmen: von Bildungen sozialwissenschaftlicher Herkunft merkt man nur ganz wenig, mächtig, dafür aber auch locker, ist allein die feuilletonistische Schicht.

Was ist Mode? Mit einer brauchbaren Definition kommt man immer ein gutes Stück weiter. Ich finde sie in der Kernwahrheit des kernigen Büchleins von Friedrich Theodor Vischer: „Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen Komplex zeitweise giltiger Kulturformen." Da hier nur Einiges über ihre volkswirthschaftliche Bedeutung gesagt werden soll, nicht aber auch von Dem, was sich etwa als Modephilosophie, Modeliteratur oder Modekunst im geistigen Leben bemerkbar macht, so wird natürlich nur von jetzt giltigen Formen materieller Kultur die Rede sein. Aber was läßt sich denn mit solcher Defini-

tion anfangen? Von den Trägern der Mode spricht sie gar nicht und die Menschen interessiren uns doch mehr als die Dinge. Das ist so gefährlich nicht, denn man begreift leicht, daß die Zugehörigkeit zu einer Modegemeinde weniger von einer besonderen Disposition als davon abhängt, ob man die sie beherrschende Mode mitmachen kann oder nicht. Während die Mode, Panamahüte oder diesen „täuschend" ähnliche Nachahmungen zu tragen, in sehr weite Kreise gedrungen ist, weil Das materiell nicht allzu viel erfordert, werden sich Dem, was die Mode in Sachen Reithosen heischt, immer nur die sehr Wenigen fügen, die sich den Luxus des Reitens erlauben dürfen. Damit glaube ich das für den Begriff Mode Wesentliche gesagt zu haben. Von Denen, die das Thema historisch behandeln, hören wir darüber hinaus schließlich auch nur, daß es zu jeder Zeit fortgeschrittener Kultur Moden gegeben hat. Und im Uebrigen macht sich Anekdotenkram gern als Kulturgeschichte wichtig. Die Psychologen aber, die es reizen muß, einem so eigenartigen Phänomen so weit wie möglich nachzuspüren, kommen bald genug auf den toten Punkt, der uns den tieferen Sinn des Wortes von der Aussichtlosigkeit aller Psychologie recht verstehen läßt. Wissen wir denn wirklich, warum wir einer Mode folgen, auch wenn uns erklärt wird, daß die Mode eine besondere unter jenen Lebensformen darstellt, „durch die man einen Kompromiß zwischen der Tendenz nach sozialer Egalisirung und der nach individuellen Unterscheidungreizen herzustellen sucht" (Simmel). Neugierige fragen sofort: Warum sucht man denn aber einen solchen Kompromiß herzustellen? Und aus der Antwort erfahren sie, daß auch hier unser Verhalten auf Lust- und Unlustgefühle zurückzuführen ist. Hier heißts: Finis psychologiae!

Doch ob uns die Psychologie viel oder wenig Licht spendet, um ins Dunkel des Problems hineinzuleuchten: wir bedürfen ihrer gar nicht, denn über die Wirkung dieses Phänomens auf das Wirthschaftleben vermag sie nicht das Geringste auszusagen. Auf diese Wirkung aber kommt es hier vor Allem an. Und die Bedeutung dieser Wirkung wird uns klar, wenn wir bedenken, daß Modenwechsel Wechsel des Bedarfes heißt und daß Modeherrschaft, sei sie von kurzer oder langer Dauer, auf jedem Gebiet, das sie sich unterthan zu machen weiß, ein strenges Regiment ausübt, indem sie Vereinheitlichung des Bedarfes gebietet. Der Damenhut: einst war er so klein, heute ist er so groß: Wechsel des Bedarfes; „man" trägt nur gestreifte Saccos: Vereinheitlichung der Bedarfsgestaltung. In diesen beiden Folgeerscheinungen erschöpfen sich die Beziehungen zwischen Mode und Wirthschaft. Man will freilich gefunden haben, daß diese Folgeerscheinungen rückwirkend in den letzten Menschenaltern auch einen deutlich bemerkbaren Einfluß auf den volkswirthschaftlichen Organismus gewonnen haben, und man meint daher, die moderne Mode zeige manche Merkmale, welche die Moden früherer Zeiten gar nicht oder nur in

erheblich schwächerer Intensität besaßen. Als solche Charakteristika unserer Mode werden aufgezählt: die unübersehbare Fülle von Gebrauchsgegenständen, auf die sie sich erstreckt, die absolute Allgemeinheit der Mode und das rasende Tempo des Modenwechsels. Das mag mit Vorbehalten zugegeben werden. (Von einer absoluten Allgemeinheit der Mode kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil es stets Moden giebt, die ihrer Kostspieligkeit wegen nur für die upper ten in Betracht kommen. Modesports und Sportmoden; was in Bezug auf Kleidung für eine Fahrt im Automobil de rigueur ist, wird immer nur wohlhabende Automobilisten interessiren.) Aber es scheint kaum empfehlenswerth, den Begriff Mode zu dem der modernen Mode zusammenschrumpfen zu lassen, um dann erst den Zusammenhang zwischen Mode und Wirthschaft aufzudecken. Werner Sombart, einer der wenigen Nationalökonomen, die diesem Problem bisher etwas Aufmerksamkeit geschenkt haben, und einer der wenigen Gelehrten, deren Originalität zum Theil auf einem soliden Fundament wissenschaftlicher Gründlichkeit ruht, geht bei seiner geistreichen Theorie der Mode von diesem Begriff der „modernen" Mode aus. Das Studium des Modebildungprozesses zeigt ihm als das Entscheidende, „daß die Mitwirkung des Konsumenten dabei auf ein Minimum beschränkt bleibt, daß vielmehr die durchaus treibende Kraft bei der Schaffung der modernen Mode der kapitalistische Unternehmer ist". Jeder, dem eine im Tone der Ueberzeugung vorgetragene Behauptung nicht gleich die Sprache verschlägt, könnte allerdings fragen: Wer treibt den kapitalistischen Unternehmer? Und vielleicht würden dann die modeschöpferischen Wirkungen des Prinzen von Wales und der pariser Kokotte, denen Sombart nur den Charakter der vermittelnden Beihilfe zuerkennen will, höher bewerthet werden. Doch wir fangen nun einmal bei jeder Betrachtung des volkswirthschaftlichen Prozesses (wenn auch durchaus mit Unrecht) immer bei der Produktion an. Und daher stimmt es schon, wenn Sombart sagt, alle Eigenarten der modernen Mode seien aus dem Wesen der kapitalistischen Wirthschaftverfassung zu erklären. Daraus folgt aber noch nicht mit Nothwendigkeit, daß die Mode, zumal in ihrer heutigen Gestalt, des Kapitalismus liebstes Kind sei, daß sie seinem inneren Wesen entsprungen sei und seine Eigenart wie nur wenige andere Phänomene des sozialen Lebens unserer Zeit zum Ausdruck bringe.

Als sozial-psychisches Phänomen ist die Mode etwas von jeder Wirthschaftverfassung völlig Unabhängiges. Ob die Volkswirthschaft im Zeichen der Gebundenheit oder in dem des freien Spiels der Kräfte steht, ob die Produktionmittel in den Händen Privater oder in denen der Gesellschaft sind: das Wesen der Mode bleibt davon unberührt. Jedes Volk und jede Zeit hat unter ihrer Herrschgewalt gestöhnt und wir brauchen nicht zu glauben, daß wir prinzipiell modesüchtiger seien als irgendeine andere Generation. Freilich

versteht sich, daß die wirthschaftlichen Folgeerscheinungen, die ich vorhin andeutete, um so weiter greifen und um so fühlbarer werden, je mehr eine Wirthschaftverfassung, ihrer eigensten Natur gemäß, die Launen der Mode begünstigt. Der wirthschaftliche Liberalismus zeigt ein solches Entgegenkommen in ganz auffälliger Weise. Unter dem System der freien Konkurrenz wird sogar das Erfinden neuer Moden zu einem regulären Beruf; denn gar nicht selten vermag ein Unternehmer seine Konkurrenten viel eher dadurch vom Markt zu scheuchen, daß er dem Publikum etwas ganz Neues anbietet, als dadurch, daß er die selben Waaren wie sie, nur besser und billiger, liefert. Und da bei völlig ungeregelter Produktion natürlich Alles, selbst das sinnloseste Zeug in den Konsum gebracht werden darf und bei geschickter Propaganda sogar für Schund begeisterte Anhänger leicht zu werben sind, so wird die Erfindung neuer Moden eine Sache dafür bezahlter Angestellter der an Modeindustrien interessirte Unternehmer. Vergebens zerbricht sich vielleicht Mancher den Kopf, um zu finden, durch welche innere Nothwendigkeit gezwungen Jemand auf die Idee kommen konnte, als Erster die Landsknechtspluderhose anzufertigen; aber wir wissen genau, daß auf das Gebot des Chefs Musterzeichner die tollsten „Neuheiten" ersinnen, weil sie davon leben. Fast in jedem Betrieb der Textilbranche sehen wir einen Stab von Muster- und Modellzeichnern rastlos am Werk; ihr Bureau ist die Heimath vieler Moden. Man könnte also vielleicht doch von einer Wechselwirkung zwischen Mode und Wirthschaft sprechen; niemals sollte man jedoch vergessen, daß trotzdem ihr eigentliches Wesen vom Oekonomisch-Technischen unberührt bleibt; auch unsere Wirthschaftordnung, die man die kapitalistische nennt, vermag über die Mode nichts; sie kann nur den Wechsel beschleunigen und ihre Einflußsphäre ausweiten. Außerdem aber sind kapitalistische Wirthschaftordnung und System der freien Konkurrenz keineswegs identische Begriffe. Jene erwächst zwar aus dem wirthschaftlichen Liberalismus, zeigt aber, sobald sie die Kinderjahre hinter sich hat, die größte Neigung, die freie Konkurrenz zu erwürgen. Der moderne Kapitalismus wird charakterisirt durch die Tendenzen der Centralisirung und Monopolisirung der Produktion. Und wo diese Tendenzen zur Herrschaft gelangen (im Wesentlichen gilt Das von den „Schweren Industrien"), bleibt von freier Konkurrenz wenig übrig. Der Kapitalismus führt zum Trust.

Sollen daher durchaus „Bilder aus dem Familienleben" gewählt werden, so sagt man besser: Der Kapitalismus sucht sein launisches Schwesterchen Mode in strenge Zucht zu nehmen; immer enger und enger muß allmählich das Gebiet werden, über das sie ihr Szepter schwingen darf. Und schließlich wird sie sich mit einem sehr bescheidenen Reich zu begnügen haben. Einen gleich strengen Zuchtmeister im Kapitalismus wie die Mode findet auch ein anderes „liebstes Kind" des wirthschaftlichen Liberalismus: die Reklame; von

Erziehungresultaten ist bei Beiden noch nicht viel zu spüren. So wenig, daß man eben in Mode und Reklame zwei für den Kapitalismus besonders charakteristische Phänomene entdeckt zu haben glaubt. Doch die Industrien, die uns das bunte Allerlei von Gebrauchsgegenständen wechselnder Mode bescheren, haben noch nicht die hohe Stufe kapitalistischer Entwickelung der Schweren Industrien und der Verkehrsgewerbe erreicht. Eine schier unübersehbare Menge von Artikeln, die der Mode unterworfen sind, gehören zur Textilindustrie. Daß aber hier die Centralisirungtendenzen sich noch nicht durchgesetzt haben, ist bekannt. Die Vereinbarungen der Verbände in der Textilindustrie beziehen sich hauptsächlich auf Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; außerdem giebt es Kartelle und Konventionen, die ihre Mitglieder zur Einhaltung bestimmter Verkaufsbedingungen verpflichten oder die das Marktgebiet vertheilen. Von einer Regelung oder gar Vereinheitlichung der Produktion dagegen merkt man noch so gut wie nichts. Im geraer Industriebezirk wenigstens, den ich aus eigener Erfahrung einigermaßen kenne und der ein Centrum für die Fabrikation von Damenkleiderstoffen bildet, ist man bisher noch nicht auf die Idee gekommen, die Musterzeichnerbureaux der einzelnen Webereien in ein gemeinsames umzuwandeln, und in anderen Textilbezirken wird man wahrscheinlich auch nicht weiter sein. Zwar giebt es in Paris, der großen Modencentrale, Spezialgeschäfte für Musteranfertigung, in denen in- und ausländische Webereien ihren Bedarf an neuen Gedanken, „Dessins", gegen Barzahlung einer Pauschalsumme in jeder Saison decken können. Doch die großen Webereien beschäftigen sämmtlich einen Stab von Musterzeichnern. Wäre die Centralisirung thatsächlich schon so weit vorgeschritten, dann müßte sich ja das Tempo des Modenwechsels merklich verlangsamen, dann müßte ja eine gewisse Einheitlichkeit in das Angebot kommen und die Konkurrenz wäre zum Theil bereits ausgeschaltet. Denn wenn die führenden Webereien bestimmt wüßten, daß die konkurrirenden Firmen auch nur die selben Muster wie sie anzubieten hätten, so brauchten sie sich nicht so anzustrengen, um Neustes sofort durch Allerneustes zu übertrumpfen. Einstweilen aber werden diese Anstrengungen noch gemacht. Man kann sich wirklich kaum vorstellen, welche Unmasse von verschiedenen Mustern eine einzelne Fabrik in jeder Saison auf den Markt bringt. Und doch wäre es durchaus nicht unmöglich, die Produktion in der angedeuteten Weise zu reguliren und zu vereinfachen. Technische Schwierigkeiten kämen dabei kaum in Frage; zwischen den maschinell gut eingerichteten Webereien bestehen in Bezug auf qualitative Leistungfähigkeit keine nennenswerthen Unterschiede; den Umfang der Produktion bestimmt lediglich die Zahl der in Betrieb befindlichen Webstühle. Dazu kommt, daß die Textilindustrie in der Regel örtlich centralisirt ist, daß die Fabriken also meist dicht bei einander liegen, was die Einführung gemeinschaftlicher Einrichtungen natürlich

erleichtert. Auf keinen Fall gäbe es größere Schwierigkeiten zu überwinden als solche, die bei Schaffung des Kohlensyndikates oder des Stahlwerkverbandes zu beseitigen waren. Und hält man im Lande der Trusts, in den Vereinigten Staaten, Umschau, so findet man auch, daß dort die Centralisirungtendenzen bei den Modeindustrien nicht Halt machen; die Schuhfabrikation, die zweifellos zur Interessensphäre der Mode gehört, ist bereits vertrustet.

Gelänge es nun wirklich, die wichtigsten Zweige der Textilindustrie so zu centralisiren, daß die Konkurrenz ausgeschaltet wäre, dann würden die beklagenswerthen Konfektionäre am Anfang jeder Saison nicht mehr von einer Schaar Reisender wie von einem Schwarm lästiger Hornissen überfallen werden. Dann würde vielleicht der Vertreter einer Fabrikantenvereinigung ins Kontor treten, ein ganz, ganz kleines Musterköfferchen öffnen und sagen: „Hier sind Proben der Stoffe, die wir anfertigen; bitte, wählen Sie. Eine größere Auswahl wünschen Sie? Wollen erst sehen, was Ihnen die Konkurrenz zu bieten vermag? Da dürften Sie vergebens warten; Konkurrenz giebts nicht mehr; ich vertrete sämmtliche Häuser unserer Branche.“ Und Königin Mode wäre flink aus einer ihrer liebsten Provinzen verjagt. Denn die Voraussetzung, daß man einer Mode, mag sie nun bunte oder einfarbige, helle oder dunkle, karrirte oder gestreifte, punktirte oder gemusterte, glatte oder rauhe, matte oder glänzende Stoffe vorschreiben, auf ihren seltsam verschlungenen Pfaden folgen kann, ist die Existenz eines „Urstoffes“, an dem sie haftet. Wenn sich aber dieser Urstoff nicht mehr im raschen Wechsel chamäleonartig verändert, dann würde auch der Schnitt der Kleidung, so weit ihn der Charakter des Stoffes bedingt, sich nicht mehr so geschwind ändern. Die Männer und namentlich die Städter fast aller Stände und Kulturnationen tragen ja auch heute Anzüge vom selben Schnitt. Das männliche Festgewand, der Frack, ist international und die Mode vermag ihm nicht mehr viel anzuhaben; sie zupft ein Wenig an ihm herum, muß jedoch im Uebrigen Urstoff und Grundform unberührt lassen, weil der Frack (ich wage das Ketzerwort) wegen seiner Zweckmäßigkeit für die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart unbesieglich ist.

Wie aber hier sozusagen von innen heraus der Unvernunft der Mode eine gewisse Grenze gezogen worden ist, so käme bei einer Vertrustung der wichtigsten Textilindustrien in das durch die Mode geschaffene Kleidungchaos etwas sinnvolle Ordnung. Die augenblicklich modische Kleidung hätte Chance, zu einer dauernden Tracht zu werden. Die nothwendigen Veränderungen an ihr könnten sich denn allmählich und unauffällig und vor Allem auch nach anderen Prinzipien vollziehen als nach denen der Mode, die doch die der Prinzipienlosigkeit sind. Eine sich auf Zweckmäßigkeit gründende Aesthetik der Kleidung würde die Richtung der Entwickelung bestimmen. Wie die Aenderungen an der soldatischen Uniform darauf abzielen, sie den Erforder-

nissen des Krieges anzupassen (im Deutschland unserer Tage freilich nicht immer das entscheidende Motiv für Uniformänderungen), so müßte uns auch in Bezug auf Kleidung der gut, der für die Erfordernisse des modernen Lebens praktisch angezogene Mensch das Muster sein.

Der Trust als Erzieher! Sonderbar klingts am Ende, wenn von einer kapitalistisch organisirten Textilindustrie eine Kleiderreformation und sogar eine Beseitigung des Modewechsels erwartet und verlangt wird. Doch warum sollte uns der Kapitalismus, der das System der freien Konkurrenz bald völlig überwunden haben wird, nicht auch ein Geschenk nehmen, das wir diesem verdanken? Und ich glaube, wir würden es ohne viel Bedauern zurückgeben; denn darüber herrscht doch ziemliche Uebereinstimmung, daß der Modebetrieb zu dem Lächerlichsten und Widersinnigsten des vom „homo sapiens“ Ersonnenen gehört. Ein Wink, man weiß nicht, von wannen er kam: und das Schleifchen, dem man bisher sein Plätzchen seitlich am Herrenhut gegönnt hatte, rutscht nach hinten. Unbekannte Einflüsse lassen mit Hilfe des jeweilig alleinseligmachenden Korsets die Büste der Frau steigen und fallen wie die Quecksilbersäule des Thermometers. Und geheimnißvolle Mächte zwingen Dich, Dir einen Anzug aus einem Stoff machen zu lassen, den Du nicht magst, weil der, der Dir gefällt, nicht mehr „geht“.

Wenn die Erörterungen an diesem Punkt angelangt sind, pflegt man gewöhnlich ein dickes Packet aufzuschnüren und ihm eine Menge schnurriger Anekdoten zu entnehmen, die nur beweisen, daß man die Kulturgeschichte fleißig durchstöbert hat. Aus einem anderen Packet versieht man sich mit einer tüchtigen Portion Ueberlegenheit, die schon erheblich billiger zu haben ist, und aus diesen Bestandtheilen setzen sich dann die Urtheile über den Werth der Mode zusammen. Sie fallen, wie schon angedeutet, nicht allzu freundlich aus; immerhin sind wir geneigt, sie für unsere Zeit ein Wenig zu mildern. Hexenmeisterin Psychologie weiß geschickt aus äußeren Gründen zwingende Nothwendigkeiten zu schaffen. So wars von je her, so ists heute, so wirds immer sein, muß es immer bleiben. Da hat Herr W. Fred ein kleines, in allen Farben des Aesthetenthumes schillerndes Buch geschrieben; „Psychologie der Mode“. Der versteht den Sinn der Mode leicht zu fassen: „Nehmen wir nun statt des Einzelnen das Volk, statt einer besonderen Entscheidung den Maßstab, der in einer bestimmten Zeit an alle Lebensäußerungen gelegt wird, so finden wir als Grundlage der Entscheidungen eine Form des Geschmackes, die natürlich unpersönlicher, oberflächlicher, schematischer, deshalb auch herrischer wirken wird als die Neigung der Einzelnen. Der Mode hat die wirthschaftliche Gestaltung geholfen und die Sentiments der künstlerisch und exklusiv Gesinnten können da nicht viel helfen.“ Die alte Geschichte. Demüthig und beklommen fügen wir uns den „ewigen, ehernen, großen Gesetzen“, statt uns zu dem stolzeren

und freieren Glauben zu bekennen, daß im Weltenplan für die mündig gewordene Menschheit Selbstverwaltung vorgesehen ist. In Wahrheit hat man nur sehr selten ernsthaft nach Mitteln geforscht, die uns von der Zwangsherrschaft der Mode befreien könnten (ich entsinne mich nur des recht naiven Vorschlages von Vischer). Denn, ehrlich gesprochen, für sich selbst hält Niemand es für nothwendig, da im Grunde seines Herzens Jeder fest überzeugt ist, nur die „Anderen" ließen sich eine Mode aufnöthigen, ihn selbst aber leite stets sein höchst persönlicher Geschmack. Nur zu leicht vergißt man, daß man durch eine Brille mit modisch gefärbten Gläsern zu sehen gewohnt ist, die uns ein großer Unbekannter aufgesetzt hat. Wenn man sich jedoch in Sachen Mode nicht mit einer Politik der in der Tasche geballten Faust begnügen möchte, sonder ernstlich daran denkt, die Einflußsphäre der Mode einzuschränken: ist dann gerade von einer vertrusteten Textilindustrie das Heil zu erwarten? Tief wurzelt in uns das Mißtrauen gegen den Kapitalismus und unbedenklich erflehen alle Gesundbeter im Kulturellen Erlösung vom Kapitalismus, wenn sie mit ihren Hoffnungen das Land der Zukunft suchen. Aber man sollte nicht vergessen, daß es bei dem aus einer Weltanschauung gewonnenen Ideal der Lebensführung, dessen Grundfarbe sozialer Optimismus ist, nicht darauf ankommt, wer produziren soll, sondern darauf, was produzirt werden soll. Das Wichtigste bleibt, daß die moderne Produktion von einem System der Gütererzeugung abgelöst wird, das bewußt die materielle Kultur der Gesammtheit zu fördern sucht. Damit wir dahin gelangen, wird sich die heute rechtlose Masse der Konsumenten zu empören haben, muß ihr die Erleuchtung kommen, daß sich unser Besitz an Zufriedenheit und innerem Reichthum nur mehren kann, wenn wir die tausend und abertausend nichtswürdigen Albernheiten und all den sinnlos häßlichen Schund, der uns tagtäglich aufgeschwatzt wird, ruhig aber bestimmt zurückweisen und statt Dessen einfache, echte und zweckmäßige Dinge verlangen, die deshalb eben schön und erfreulich sind. Woher soll uns diese Erleuchtung kommen? Wir brauchen nicht mit umstürzlerischer Geberde neue Grundlagen zu fordern, denn am Fundament einer von uns gewollten Zukunft läßt sich ganz gut mit heute schon wirkenden Kräften arbeiten. Der Trust vermag der Bedarfsgestaltung den Weg weisen. Jakob Burckhardt, den Nietzsche einen weisen Wissenden nennt, hat, als er von der Alterung der Kultur und besonders von der Entartung der Tracht im Rom der späteren Kaiserzeit sprach, gesagt: „Eine Hauptveränderung, die vielleicht gerade in diese Zeit fällt, ist das Aufkommen gemodelter und geblümter Stoffe gegenüber den einfarbigen, welche die allein würdige Bekleidung des Menschen sind, weil sie allein die Massen und die Falten, also unmittelbar Form, Haltung und Bewegung des Leibes bemerken lassen." Entspräche aber unsere Gewandung den sich daraus ergebenden Forderungen, so würde sie zweckmäßig sein und müßte

darum auch ästhetisch befriedigen. Gewiß wäre solch Idealgewand auch aus mehrfarbigen Stoffen anzufertigen. Doch gerade die Einfarbigkeit würde Denen, die uns mit Kleidung zu versehen haben, einen Zwang zur „Verinnerlichung" der Schneiderei auferlegen, denn durch geschickte Anordnung des Materials äußerlich verblüffende und frappirende Wirkungen erzielen zu wollen, verbietet sich bei einfachen Stoffen von selbst. Nicht alle Menschen werden deshalb schon, wenn die Zeit sich erfüllet, in „persönlicher" Kleidung umhergehen. Nach wie vor soll es Jedem unbenommen bleiben, sich so geschmackvoll oder so geschmacklos anzuziehen, wie er nur mag. Die Zahl Derer, die sich überhaupt nicht darum kümmern, was sie anhaben, braucht nach einer solchen Reform nicht kleiner zu werden. Immerhin würde es einen Fortschritt bedeuten, wenn man sich nur aus eigener Interesselosigkeit sinnwidrig kleidet und nicht deshalb, weil man stumpfsinnig einer thörichten Modevorschrift gehorcht.

Warum können die Menschen in ihrer Kleidung und allmählich vielleicht auch in der Ausstattung und Ausschmückung ihres Heimes nicht dahin kommen, wo sie auf dem Gebiete der Ernährung schon angelangt sind? Beim Essen ist von Mode kaum mehr die Rede; und trotzdem sich die Kulturmenschen im Allgemeinen von den selben Stoffen nähren, ißt doch Jeder mehr oder weniger individuell. Jeder Mensch, jede Familie, jede Stadt, jede Provinz, jedes Land hat Spezialgerichte. Man braucht dabei gar nicht einmal an komplizirte Kochkünste zu denken; auch das gut bürgerlich zubereitete Stück Ochsenfleisch hat überall seine „individuelle Note" oder erhält sie wenigstens durch irgendeine Zuthat. Kanns mit der Kleidung und Hausung des Menschen nicht eben so werden? Kultur, materielle und geistige, soll zu Haus beginnen.

Dr. Leon Zeitlin.

Fallmerayer.

Vor hundert Jahren, als das Volk von Tirol sich in mörderischem Kampfe der Franzosen erwehrte, studirte am Gymnasium zu Brixen ein neunzehnjähriger Tagelöhnersohn aus Tschötsch an der Eisackschlucht: Jakob Philipp Fallmerayer. Die Geistlichkeit hatte in dem ziegenhütenden Jungen die schlum=

mernde Begabung entdeckt und suchte nun eine Säule des bodenständigen Klerus in ihm heranzubilden. Doch der junge Mann that ihr nicht den Gefallen. Als bayerischer Infanterielieutenant bestand er 1813 die Feuertaufe bei Hanau, wo Wrede den Rückzug der bei Leipzig geschlagenen Franzosen ohne Erfolg aufzuhalten versuchte. Fallmerayer machte den Winterfeldzug in Frankreich mit, wurde Adjutant des Generalmajors Grafen Maximilian Spreti, kam 1815 aus dem Felde zurück und nach Lindau in Garnison. Hier lernte er aus Dilettanterie, wie er schrieb, Neugriechisch, Türkisch und Persisch und las auf der Wachtstube Tacitus und Sophokles. 1818 nahm er den Abschied und ließ sich am Gymnasium zu Augsburg anstellen, 1826 wurde er Professor der Geschichte am landshuter Lyceum, 1827 erschien seine Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, die von der dänischen Akademie der Wissenschaften mit dem Preis gekrönt wurde. Diese Leistung ist um so bedeutsamer, als Fallmerayer jene Geschichte aus völliger historischer Nacht „ohne Vorgänger, ohne Wegweiser, ohne Leitstern" (Vorrede) kritisch und dokumentirt ans Licht förderte. Er erntete dafür begeistertes Lob von Niebuhr und Sylvestre de Sacy 1831 erbat der russische General Graf Ostermann-Tolstoi, der Sieger von Kulm, die Begleitung Fallmerayers auf seiner Orientfahrt, die ihn nach Egypten, Nubien, dem Libanon, Jerusalem, Damaskus, Cypern, Rhodus, dem griechischen Archipel, Konstantinopel, Athen, Korfu führte. Allein in Egypten dauerte der Aufenthalt ein volles Jahr. Als er über Italien zurückgekehrt war, fand Fallmerayer seine Stelle besetzt, sich mit sechshundert Gulden pensionirt und zum Mitgliede der münchener Akademie der Wissenschaften ernannt. 1830 und 1836 erschienen seine beiden Bände der Geschichte Moreas im Mittelalter, die unter ähnlichen Schwierigkeiten entstanden waren wie die Geschichte von Trapezunt und in denen er seine Thesis von der Vernichtung des hellenischen Elementes durch die Slaven und von der Graezisirung der Slaven im heutigen Griechenland von Byzanz aus wissenschaftlich begründete. Von 1840 bis 42 reiste er nach Trapezunt, fuhr nach Konstantinopel zurück, wo er ein ganzes Jahr verweilte, und besuchte den Athos und Griechenland. 1845 erschienen die „Fragmente aus dem Orient", dieses klassische Werk eines Meisters der deutschen Sprache und des ersten Orientkenners seiner Zeit, das dem Verfasser die Freundschaft des späteren Königs Maximilian von Bayern und den Beifall Schellings, Döllingers, Hebbels und vieler anderer bedeutenden Zeitgenossen eintrug. 1847 trieb es den Wanderlustigen wiederum nach Kleinasien; die Frucht dieser Reise war eine klassische Beschreibung von Jerusalem und dem Toten Meere. 1848 erhielt er für den verstorbenen Görres die Professur für Universalgeschichte an der Universität München und wurde in die Paulskirche gewählt. Er stimmte gegen die Uebersiedelung des Rumpfes der Nationalversammlung nach Stuttgart, folgte jedoch dahin, wie Steub sagt „aus

Anstandsgefühl, um bis zum Ende auszuharren". 1850 kehrte er nach München zurück; wo er, seines Amtes ledig, bis zu seinem Tode blieb.

Meine Aufgabe ist nicht, über Fallmerayer als den großen Gelehrten, den Bahnbrecher in der Geschichte und Kulturkenntniß des Orients zu sprechen; es genügt, die Worte anzuführen, die Döllinger, der Polyhistor des neunzehnten Jahrhunderts, in der Trauersitzung der münchener Akademie der Wissenschaften dem großen Verstorbenen widmete: „Es ist der Geist Gibbons, der auf Fallmerayer ruhte; er war ein ins Deutsche und aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übertragener, also fortgeschrittener Gibbon; aber er übertrifft Diesen an Gelehrsamkeit, an Energie des Gedankens und an Kraft und Präzision des Stils." Kaum giebt es einen neueren Geschichtschreiber, der mit solcher Kunst verstand, vergangene Kulturepochen vor dem Leser entstehen zu lassen; wie Fallmerayer den unüberwindlichen Gegensatz zwischen orientalischer und römischer Katholizität aus dem Gegensatz von Orient und Occident darstellt, wie er den „Geist von Byzanz" schildert: Das konnte nur ein Genie, Wer bewundert nicht Mommsens meisterhafte Darstellung der römischen Geschichte! Aber Mommsen (gestehen wir es nur ein) ging auf dem Wege, den erst Niebuhr gebahnt hatte. Die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, „dieser letzten Wirkung der Weltherrschaft Roms", die Fallmerayer aus dem Nichts herausarbeitete, die Geschichte Moreas im Mittelalter, die er unter ähnlichen Schwierigkeiten schrieb, sind allein schon vom historisch-technischen Standpunkt ungleich größere Leistungen als Mommsens unvollendete Römische Geschichte.

Doch ich möchte die Aufmerksamkeit vor Allem auf die nicht streng wissenschaftlichen Schriften Fallmerayers lenken, die heutzutage, Gott seis geklagt, fast in Vergessenheit gerathen sind: die Fragmente aus dem Orient und die in den vom Dr. Georg Martin Thomas 1861 herausgegebenen „Gesammelten Werken" enthaltenen kleineren Arbeiten beschreibenden und kritischen Charakters. Die „Fragmente aus dem Orient" sind weniger eine Reisebeschreibung als ein kulturgeschichtliches Werk. Es giebt kaum ein zweites Buch in deutscher Sprache, in dem die herrliche Landschaftschilderung, die plastische, lichtvolle Darstellung kulturhistorischer Verhältnisse, das Pathos eines großen und edlen Geistes, der behagliche Humor „eines Weltüberwinders aus Tirol" ein so wundervolles Gesammtbild schaffen; und rührend ist es, wie die Liebe zur deutschen Nation und das Heimweh nach den Bergen Tirols den ruhelosen Wanderer gerade immer da überkommt, wo die Schönheit des fremden Landes von besonderem Reiz ist. Und von diesem Werk ist heute noch nicht, wie ich erfahre, die zweite Auflage erschöpft! Sind wir denn so reich an Sammlungen klassischer Essays? Was haben wir denn außer Schopenhauers Parergen und Paralipomenen, Gregorovius' Kleinen Schriften, Moltkes Türkischen Briefen, Döllingers akademischen Vorträgen, Gildemeisters Essays, Fallmerayers Fragmenten aus dem Orient, Einzelnem von Kuno Fischer, Paulsen,

Ratzel, Riehl, Curtius, Vischer, Jakob Burckhardt, Fr. X. Kraus, Treitschke? Ist denn wirklich in unserer phrasenreichen Epoche das Gefühl für edlen Gehalt und attische Form entschwunden? Genügt uns Deutschen heute wirklich das leere Gerede halbgebildeter Dilettanten? Sollen die „Essays" eines Otto Ernst in einer Reihe mit den Schriften der genannten Autoren stehen? Jetzt verstehe ich, warum einzelne Verleger für ihre kultivirteren Landsleute seltene und verschollene werthvolle Werke der deutschen und mancher fremden Literatur wieder nachdrucken; es ist der Ekel, der sie von dem jährlich höher anschwellenden Strom werthloser literarischer Machwerke zu spärlichen und versteckten, aber klaren Quellen geistigen Genusses treibt. Und hier ist es Zeit, von einer Dankespflicht zu reden, die wir Jakob Philipp Fallmerayer, dem bald ganz vergessenen und verschollenen deutschen Klassiker, schulden. In Innsbruck, im Landesmuseum liegen noch ungedruckt die werthvollen Tagebücher des Fragmentisten, die er auf seinen langen Orientfahrten in historisch denkwürdiger Zeit niederschrieb. Es ist sehr zu beklagen, daß der Hof- und Staatsbibliothekar Dr. Thomas in München, der Erbe von Fallmerayers literarischem Nachlaß, durch den Tod verhindert wurde, diese Herausgabe zu besorgen. Es wäre eine ehrenvolle Pflicht für Cotta, Fallmerayers Verleger, eine Ausgabe der kleinen Schriften, der Fragmente und der Tagebücher mit einer ausführlichen Biographie des Gelehrten und Schriftstellers zu vereinen. Seine Gemeinde wird Fallmerayer wieder haben, wie in den Tagen seines Ruhmes; sie wird vielleicht kleiner, aber sie wird gewählter sein. Seine wundervolle Prosa wird noch Manchen entzücken in den herrlichen Schilderungen vom Hagion Oros, von Buyukdere, von Philae, vom Komnenenpalast zu Trapezunt, von den jonischen Gestaden unter der Sonne Homers; seine sarkastische Kritik wird noch oft unbezähmbare Heiterkeit auslösen bei der Besprechung der Orientfahrt der Gräfin Ida Hahn-Hahn, bei der Vernichtung des selbstbewußten oldenburger Grammatikus Dr. Greverus; seine eindringlich klare, den Kern aus der Schale lösende Besprechung von Döllingers Heidenthum und Judenthum, seine wundervollen „Schattenrisse aus der Paulskirche", seine Aufsätze über die Orientalische Frage, über Olympia werden nie ganz verschwinden. Aber sie sind allzu Wenigen bekannt. Mögen diese bescheidenen Zeilen dazu beitragen, daß der große Schriftsteller, den erst seit achtundvierzig Jahren die Erde deckt, in der Schätzung der gebildeten Deutschen bald den ihm gebührenden Rang einnehme.

Hamburg. H. v. S.

Anzeigen.

Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers. Aus dem Persischen übertragen von Friedrich Rosen. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt.

In der angelsächsischen Welt kennt und liebt jeder Gebildete die Rubaijat des Omar Kajjam. Viele Citate sind Gemeingut geworden, es giebt zahllose Ausgaben, ja, es giebt Vereinigungen und Gemeinden in seinem Namen. Eine der wunderbarsten Nachdichtungen der Welt hat dem seit acht Jahrhunderten toten Orientalen zu diesem Nachhall verholfen. Edward Fitzgerald, ein Freund der Rafaeliten, eine weltfremde, innerliche Poetenseele, gehört durch dieses eine Werk, durch diese berauschend schöne Wiedergabe in die Reihe der vollendeten Künstler. In Deutschland, in den romanischen Ländern hat es Uebersetzungen gegeben; und doch kennen Wenige den Namen von Omar Kajjam. Das wird sich ändern, die neuerschienenen Sinnsprüche, dieses kleine, andeutungreiche Buch, wird sich, in seinem vornehmen Gewand, bei uns einbürgern; oder findet die Auflehnung des indogermanischen Persers gegen die semitische Orthodoxie nur in Englisch redenden Ländern einen Widerhall von so merkwürdiger Gewalt?

Aller Reichthum der geistigen Kultur stand dem Omar zu Gebot; er war sternenkundig, ein Gottesgelehrter, Arzt und Dichter. Was hat er geglaubt, was hat er gehofft?

> Das Räthsel dieser Welt löst weder Du noch ich,
> Jene geheime Schrift liest weder Du noch ich.
> Wir wüßten Beide gern, was jener Schleier birgt,
> Doch wenn der Schleier fällt, bist weder Du noch ich.

Es sind verschlungene Fäden. Die Einheit ist ihm das Höchste; im Traubensaft, in der Liebe ist er ihr nah.

> Ich trinke nicht aus bloßer Lust am Zechen,
> Noch um des Korans Lehre zu durchbrechen:
> Nur um des Nichtseins kurze Illusion.
> Das ist der Grund, aus dem die Weisen zechen.

Das Eine ist ihm „der Eine“, der große Töpfer (ein Lieblingvergleich). Was hält er jedoch im tiefsten Innern vom Weltenformer?

> Als Du das Leben schufst, schufst Du das Sterben:
> Uns, Deine Werke, weihst Du dem Verderben.
> Wenn schlecht Dein Werk war, sprich, wen trifft die Schuld?
> Und war es gut, warum schlägst Dus in Scherben?

Ein Zeitgenosse berichtet über den Tod dieses Mannes, den man Gottesleugner nannte und der Skeptiker war. „O, Herr“, betete Omar, „ich habe Dich zu erkennen gesucht; meine Erkenntniß sei meine Fürsprecherin bei Dir.“ Einige Vierzeiler sind wundervoll tief empfunden, so der vom Vogel, der trauernd den Schädel des Königs betrachtet und des ehemals täglich im Palast erschallenden Glocken- und Paukengrußes gedenkt.

Lieblich ist auch dieser Vergänglichkeitgedanke:

> Dort auf dem Wiesengrün, vom Bach umflossen,
> Sind tausend prächtige Blumen aufgeschossen.

Tritt leise auf das Grün! Wer weiß, obs nicht
Aus einer Blumenwangigen Staub entsprossen!

Auf langen Karawanenritten begleitete eine kleine persische Manuskriptausgabe der Rubaijat unseren Gesandten in Tanger, Friedrich Rosen; beim Feuerschein des Lagers schrieb er sich seine Verdeutschung auf. Er hat sich lange und eingehend mit seinem Lieblingdichter beschäftigt und giebt in den begleitenden Worten Alles, was der gebildete Leser zu wissen begehrt. Kein Sterblicher wird wohl jemals die Zauberfarben, den Prunk der Verse Fitzgeralds erreichen. Sie gaben eine verklärende Nachdichtung; hier hingegen wird eine getreue Uebersetzung in einfacher, wenn auch edler Sprache geboten.

Omar der Zeltmacher ist eine zwingende Erscheinung der Weltliteratur; und auch wir wollen den wunderbaren Perser kennen lernen, dessen Gedichte noch heute Kameeltreiber in der Wüstennacht murmeln.

Marie von Bunsen.

❦

Orthodoxie. Von G. K. C. Verlag des Hyperion in München.

Die Kenner der englischen Literatur wissen, daß mit den Initialen G. K. C. der bedeutendste englische Kritiker, Gilbert Keith Chesterton, seine Aufsätze zeichnet. Die Uebersetzer der „Orthodoxie“, Anette Kolb und Franz Blei, haben sich in bester Absicht eine kleine Mystifikation erlaubt, wenn man es so nennen will, daß sie sich als Uebersetzer nicht nannten und ein paar englische Anspielungen durch deutsche analoge ersetzten. Die Absicht war, auf das ganz ungewöhnliche Buch, das mehr als ein Buch ist, größere Aufmerksamkeit zu lenken, als gemeinhin übersetzten Büchern zu Theil wird, und ganz besonders dann, wenn der Autor, wie bei diesem Buch, einem größeren Publikum so gut wie unbekannt ist. Die „Orthodoxie“ ist mehr als ein Buch, sagte ich; und meinte damit, daß es sich darin um gar keine literarische Angelegenheit von literarischen Leuten handelt, so viele Genüsse solche Leute auch darin finden werden. Das Buch ist ein Pamphlet und ein Bekenntniß, ein Aufruf und eine dogmatische Kritik, wild und demüthig, tief ohne Gethu und witzig ohne Angst vor der Banalität. Seit Kierkegaard hat sich Keiner mehr so um den Glauben herumgeschlagen und seit Pascal hat sich kein kühneres und entschlosseneres Auge demüthig vor Gott gesenkt. Aber das Feuer dieser Schrift läßt sich nicht einfangen; es läßt sich nicht kurz sagen, was und wie diese katholische Orthodoxie ist. Für den heutigen Katholizismus ist Chesterton eine Belastungprobe. Spürt er sie durch sein dickes politisches Fell überhaupt noch, dann müßte man Etwas wie eine katholische Renaissance erleben, an die ich für mein Theil glaube. Hat die Katholische Kirche in ihren heutigen Repräsentanten nicht mehr die Kraft und den Muth, sich so katholisch zu bekennen wie die „Orthodoxie“, so repräsentirt sie irgendwas, nur nicht den Katholizismus. Der wird bei Anderen sein.

München. Franz Blei.

❦

Die sozialistische Weltanschauung in der französischen Malerei. Klinkhardt & Biermann in Leipzig.

Das Buch nimmt in seinem theoretischen Theil Stellung gegen die moderne Kunstbetrachtung, die von rein formalistisch-optischen Gesichtspunkten aus urtheilt und damit das Empfinden für die großen Zusammenhänge alles Schaffens ertötet.

Auf den Pfaden von Lotze, Guyau, Lipps strebe ich einer weiten sozialphilosophischen Werthung der Kunst zu, welche bis heute auch keine Interpretation materialistischer Geschichtauffassung zu geben im Stande war. Im historischen Theil des Buches versuche ich, eine Geschichte der modernen französischen Bilder zu geben, die mit dem Pathos der Anklage die sozialen und ökonomischen Zustände der Gegenwart schildern. Stil und Gehalt dieser Kunst entwickelt sich aus dem Hintergrund psychologischer Analysen des französischen Sozialismus und einer Reihe von Künstlerindividualitäten. Dr. Jules Coulin.

Die Bogumilen. Roman aus Bosnien von Königsbrun-Schaup. Georg Müllers Verlag in München.

Der Verfasser dieses Buches ist eine wunderlich gemischte Natur. Er ist ein Mann von Welt, ohne sich viel aus der Welt zu machen, weil er ein Dichter ist, der eigentlich in einer ganz anderen Welt lebt. In dieser Welt bewegen sich große Menschen der Vergangenheit neben Gestalten der Einbildung und Leuten seiner Bekanntschaft so zwanglos und lebendig, daß der Begriff der trennenden Zeit aufgehoben zu sein scheint. Die Atmosphäre dieser Welt ist eine (ich kanns nicht anders nennen) warme Weisheit, in der es aber auch gewittern kann. Dann entladen sich Grobheiten von einer entzückenden Art: ein Bischen pathetisch und ein Bischen komisch. Aber auch sie haben Haltung und Charakter. Besonders oft treffen sie das „Moderne". Natürlich. Denn diese Welt „will Ewigkeit". Doch in dieser Ewigkeit fehlen die vergänglichsten Holdheiten des Bischen Lebens nicht, das uns gegeben ist, Ewigkeiten zu träumen: der Kuckuck ruft; an den Bäumen kommt und weht und geht das Laub; Morgenröthen und Abendröthen umranden mit Gold und Purpur ein Wenig weise Lust und viel thörichtes Leid. So sieht es in der Welt dieses Dichters aus; und seine Bücher sind ein Abglanz davon. Man muß Kultur, muß Sinn für Nuance haben, um ihre Schönheit zu genießen. Es sind Kunstwerke, die, vielleicht zu sehr, allen Effekten aus dem Wege gehen. Flach erhabene Friese etwa. Der Kenner genießt sie, der Banause „findet nichts dran". Als sie entstanden, tobte der Naturalismus (gelobt sei er!) durch die Gassen und übersah sie; jetzt, da der Geschmack sich verfeinert hat (er lobt sich selbst), könnte man sie mal mit Genuß zu betrachten beginnen. Doch werden sie den Snob wohl kaum befriedigen; und so scheint mir das Horoskop auch jetzt nicht völlig günstig. Doch steht zu hoffen, daß „Die Bogumilen", da sich ein guter Vater ihrer angenommen hat, eine gute Zahl verständiger Leser finden werden, die das Lob dieser feinen, reichen und fesselnden Romandichtung weiter verbreiten. Sie werden ein gutes Werk damit thun, denn sie werden dem Bogumilen-Dichter dadurch beweisen, daß die Zeit seiner Ernte naht und es sich für ihn nicht länger ziemt, seine Gestalten zur persönlichen Unterhaltung für sich zu reserviren.

Heraus damit! Was lebt, will Licht.
Dazu ist man ein Dichter nicht,
Daß man sich selber divertire.
Wer sich nur mit sich selbst ergetzt,
Läuft die Gefahr, daß er zuletzt
Den großen Sinn der Kunst verliere.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Sommergluth.

Unter spärlich grünen Blättern,
Unter Blumen, unter Blüthen
Hör' ich fern die Amsel schmettern
Und die tolle Drossel wüthen.

Auch ein Klingen fein und leise,
Schneller Tage schnelle Grüße,
Eine wehe Sommerweise,
Schwer von einer letzten Süße.

Und ein glühendes Verbrennen
Schwebt auf heißen Windeswellen.
Taumelnd glaub' ich zu erkennen
Ungeschriener Schreie Gellen.

Und ich sitze still und lebe,
Fühle meine Stunden rinnen
Und ich halte still und lebe
Während Träume mich umspinnen.

Wien. Siegfried Trebitsch.

Saul und David in Oberschlesien.

„Und es war ein langer Streit zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids. David aber ging und nahm zu und das Haus Sauls ging und nahm ab." Also heißt es im Zweiten Buch Samuelis 3, 1. Auch in Oberschlesien liegen David und Saul, Laura- und Friedenshütte, nun schon lange im Streit; Vortheil freilich hat hier keine Partei davon. Die Dividende der Januar-Gesellschaften wird ausfallen und die Laura kann mit ihrer Dividende auch keinen Staat machen.

Merkwürdig genug, daß man sich nun schon so lange und heftig befehdet; denn wir haben in Deutschland kein Montanrevier, das so auf engen Zusammenschluß angewiesen ist und wo der engere Zusammenschluß so in den natürlichen Verhältnissen gegeben ist wie gerade Oberschlesien. Wie schön könnte man sich über eine Arbeitstheilung einigen! Eine Ueberproduktion wäre undenkbar. Und welche Möglichkeiten böten sich für einen oberschlesischen Montantrust! Was könnte man in der Eisen-Verfeinerung leisten! All die Dinge, die man jetzt aus Mitteldeutschland und aus dem Westen bezieht, könnte man im eigenen Revier herstellen und dadurch die geographische Ungunst der Lage zum Theil ausgleichen. Man könnte gemeinsame Einrichtungen für Transporte schaffen. Man könnte vor Allem seine Unkosten verringern und man würde durch die Geschlossenheit gegenüber dem Westen widerstandsfähiger.

Es giebt ja auch centripetale Kräfte, Tendenzen und Möglichkeiten in Oberschlesien genug. Hilger will ein geschlossenes Oberschlesien so gut wie die Friedenshütte. Ansätze und Anläufe dazu hat es gegeben und giebt es noch. Obereisen

und Bismarckhütte hatten einst eine Verabredung über die Ausführung der Walzarbeiten. Ja, ganz Oberschlesien hatte ein Vertheilungbureau zur rationellen Ausführung der Aufträge. Die Laura hat noch heute einen Vertrag über die Lieferung von Blechen mit dem Borsigwerk. Die Bismarckhütte bezieht einstweilen noch ihre breiten Bleche von der Friedenshütte; Friedenshütte und Obereisen haben mit einander noch jetzt einen Konvertirungvertrag. Fürst Henckel von Donnersmarck könnte als einigendes Moment betrachtet werden, weil er einen starken Besitz an Laura, Bismarckhütte und Kattowitz hat. Die Banken sähen eine Einigung eben so gern. Eugen Gutmann hat mehr als einen Versuch gemacht, oberschlesische Kräfte zusammenzufassen; aber die Bemühungen, Laura und Kattowitz zusammenzukoppeln, sind mißglückt. Obereisen und Oberbedarf sollten eben so wie Laura und Bismarckhütte auch einmal mit einander verschmolzen werden. Als die Deutsche Bank in Oberbedarf und später in die Donnersmarckhütte einzog, glaubte man die Zeit für neue große Fusionen gekommen. Aber für die Deutsche Bank war es mehr Ehrensache, in Oberschlesien stärker vertreten zu sein. Nachdem sie durch die Beziehungen zu De Wendel und Röchling sich im Saarrevier festgesetzt hatte und in Rombach eingedrungen war, mußte sie auch in Oberschlesien mehr Einfluß haben; aber weiter ging ihr Ehrgeiz wohl nicht. Einmal träumte die Börse von einem oberschlesischen Trust. Das war in der letzten Hochkonjunktur. Aber es war ein kurzer Traum.

Zwar hat man auch in Oberschlesien Fusionen gehabt; aber sie haben schließlich erst recht trennend gewirkt. Die Angliederung der Falvahütte an die Bismarckhütte trieb einen starken Keil zwischen die oberschlesischen Werke. Noch heute fragt man sich in Oberschlesien verwundert, wie es möglich war, daß Fürst Donnersmarck das Kunststück fertig gebracht hat, die damals schwache Falvahütte so vortheilhaft an die Bismarckhütte loszuschlagen. Es war ein kaufmännisches Meisterstück des Fürsten, aber die Annäherung zwischen Laura und Bismarckhütte wurde dadurch unmöglich gemacht. So war die oberschlesische Montanpolitik in den letzten Jahren eine Kette versäumter Gelegenheiten. Jede versäumte Gelegenheit aber führte zu Neubauten. Wären Oberbedarf und Obereisen zusammengekommen, dann hätte Oberbedarf nicht nöthig gehabt, neue Hochöfen zu bauen. Wären Bismarckhütte und Laura einig geworden, dann hätten Beide viele Neuanlagen gespart.

Eine Weile saß man im Oberschlesischen Stahlverband zusammen. Es war dem alten Junghann noch geglückt, mit seinen Mitarbeitern Felsch, Fromm und Kapal die feindlichen Brüder in dem Stahlverband zusammenzuschweißen. Als kluge Kaufleute und Kenner der oberschlesischen Verhältnisse und Personen hatten sie auch, durch weisen Gebrauch ihrer Macht, verstanden, die widerstreitenden Interessen unter einen Hut zu bringen. Ein etwas steifleinener Herr, der Geheimrath Junghann; aber man zögerte doch nicht, ihm den Vorsitz in dem Verband einzuräumen. Die Stimmung schlug aber um, nachdem der neue Herr in der Laurahütte ans Ruder gekommen war. Hilger meinte es mit Oberschlesien natürlich eben so gut wie sein Vorgänger; und wer wollte leugnen, daß er der berufene Führer der Oberschlesier ist? Nicht nur wegen der traditionellen Stellung der Laura, sondern auch wegen seiner persönlichen Fähigkeiten. Denn er trug sich mit großen Plänen für Oberschlesien: Oberschlesien müsse enger zusammengeschlossen sein, müsse einen Einfluß auch auf die Schiffahrt haben, eine Centralstelle für den Einkauf der Erze, ein Centralbureau zur Vertheilung der Arbeit und einen ausreichenden Schutz der

Fabrikation, der aber nicht den technischen Fortschritt aufhalten, sondern ihn befördern solle; das Morganwerk solle von verschiedenen Werken zusammengebaut werden. Aber vom Saarrevier her war Hilger gewöhnt, als König aufzutreten. Grandseigneur in Erscheinung und Gewohnheiten, Militär, Gast bei Hof und in den ersten Gesellschaftkreisen Berlins, reich und unabhängig, stolz im Umgang; er verstand nicht, Personen diplomatisch zu behandeln; Mancher stieß sich auch an seinem kurz angebundenen Wesen. So kam man an einander. Hilger wollte mit weitgehenden Vollmachten der Leiter eines Gesammtverbandes sein. Andere wollten lieber kleine Einzelverbände, wo auch sie ein entscheidendes Wort mitsprechen könnten, oder sie wollten dem Leiter eines Gesammtverbandes nur geringe Vollmachten geben. Hilger verlangte wegen der traditionellen Stellung der Laura den Vorsitz in einem neuen Verband. Andere waren der Meinung, der Vorsitzende müsse der freien Wahl der Betheiligten entstammen. Die Friedenshütte sagte: Wir machen jetzt mehr Eisen als die Laura; folglich gebührt uns der Vortritt. Laura erwiderte: Wir haben den enormen Kohlenreichthum, die ausgedehnte Verfeinerung und sind dabei, unsere Hütten auf die moderne Höhe zu bringen. Außerdem hat bereits das Statut des ersten oberschlesischen Walzeisenverbandes und dann auch des oberschlesischen Stahlverbandes dem Generaldirektor der Laura den Vorsitz vorbehalten. So zerfiel der Verband. Andere Streitgründe kamen hinzu. Hilger wollte die Vormachtstellung des Handels brechen; die Anderen schwuren auf den angestammten Handel. Dieser Streitpunkt ist besonders interessant. Die Stellung des Handels im Eisen-, Kohlen- und Metallgeschäft verdient noch speziell einige Worte.

Daß Werke und Handel in freundschaftlicher Weise mit einander arbeiten, kommt vor. Besonders interessante Beispiele für das Zusammenarbeiten von Werken und Handel findet man in der Oberschlesischen Kohlenkonvention, bei der Zinkkonvention und bei dem Eisenwerk Kraft. Fürst Henckel von Donnersmarck und sein Generaldirektor Grau sind selbst Kaufleute und wissen deshalb den Werth des Handels voll zu würdigen. Beide sagen sich offenbar, daß es Sache des Werkes sei, gut zu fabriziren, daß aber der Handel dann für den Absatz sorgen müsse. Die Handelsorganisation des Eisenwerkes Kraft wird denn auch viel gerühmt; und die finanziellen Erfolge des Werkes dürften sich zum Theil aus dieser guten Organisation des Absatzes erklären. Ich sage ausdrücklich: Zum Theil: denn mir scheint, daß man, nach englischen Mustern, das Werk etwas strapazire und daß man eines Tages zu hohe Kosten auf die Modernisirung der Oefen zu verwenden haben werde. Doch das Verhältniß zwischen Werk und Handel dürfte beim Eisenwerk Kraft in mustergiltiger Weise geregelt sein. Auch beim Gasröhrensyndikat hat der Handel bisher in der Hauptsache sein Auskommen gefunden. Andere Organisationen aber haben die Politik verfolgt, den Handel einzuengen, an den Verband zu ketten und in seiner Bewegungfreiheit einzuschränken. Am Weitesten ist in dieser Beziehung das Kohlensyndikat gegangen. Der Stahlverband hat dem Handel lange Zeit freie Hand gelassen; neuerdings hat auch er ihn in bestimmte Grenzen verwiesen. Auch das Roheisensyndikat hat sich in eine Kampfesstellung gegen den Handel drängen lassen. Man erinnert sich auch noch, wie die großen Werke vor der letzten Verlängerung des Stahlverbandes sich eigene Werkfirmen schufen.

Die Abgrenzung zwischen Werk und Handel ist eine Machtfrage. Ich bin dafür, daß die Werke dem Handel eine möglichst große Bewegungfreiheit lassen.

Dabei gedeihen Beide. Es ist den Werken, mögen sie noch so gut geleitet sein, doch nicht möglich, so in die Kanäle des Verbrauches einzudringen wie dem erprobten Handel. Gerade die jetzige Krisis zeigt, wie sehr die Werke auf einen gut funktionirenden Handel angewiesen sind. In der Produktionfähigkeit haben wir die höchste Stufe erreicht. Die Technik steht so mächtig da, daß wir ungeheuere Mengen herauswerfen können; mit ein Grund dafür, daß die Perioden des Aufschwunges immer kürzer werden, die Zeiten der Krisen sich immer länger ausdehnen müssen. Eine Zeit mit einer solchen technischen Leistungfähigkeit braucht einen tüchtigen Handel.

Die Erfahrungen scheinen auch darauf hinzudeuten, daß es für die Werke nicht gut ist, sich den Handel zum Feind zu machen. Der Handel ist ja auch eine Kapitalmacht; und man sollte wirklich einmal darüber nachdenken, ob der durch die Werke gekränkte Handel auf die Gestaltung der Dinge in der Montanindustrie nicht einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als man annimmt. Dem Kohlensyndikat ist ja gelungen, den Absatz in beherrschender Weise in seiner Hand zu konzentriren. Ob sich aber der in seiner Existenz gefährdete Handel nicht doch in der Stille an dem Syndikat gerächt hat? Es wäre interessant, darüber mal den früheren Handelsminister zu hören. Sollte nicht der Kohlenhandel mit daran schuld sein, daß sich der Fiskus mit so viel Energie um die Verstärkung seiner Position in der Kohlenindustrie bemüht hat? Sollte der Handel der Hibernia-Affaire so ganz fern stehen? Beim Roheisensyndikat liegen die Dinge schon klar zu Tage. Da weiß man, daß die Konkurrenzwerke gegen das Syndikat unter leitender Hilfe des Handels gegründet worden sind, weil das Syndikat gegen den Handel vorging. Die Werke an der Küste, wie Lübeck, Emden und Unterweser, sind Händlerwerke und an der Zertrümmerung des Roheisensyndikates dürfte der Händlereinfluß mit schuld sein. Beim Aluminiumsyndikat liegen die Verhältnisse ähnlich wie beim Roheisensyndikat. Auch hier sind die neuen Gründungen und der Zerfall des Syndikates mit auf den Einfluß der Händler zurückzuführen.

Man kann ruhig annehmen, daß es die Händler nicht an Bemühungen haben fehlen lassen, um Herrn Hilger Etwas ans Zeug zu flicken. Andere Leute mögen ihnen dabei geholfen haben. Denn Hilger hat mit seinem schroffen Auftreten doch viele Interessen verletzt. Die Interessen sind auch in Oberschlesien und zwischen Oberschlesien und der Bankwelt sehr verschlungen. Fürstenberg, zum Beispiel, sitzt in der Bismarckhütte und in der Eisenindustrie. Geheimrath Arnhold hat nicht nur bei den Banken, sondern natürlich auch in Oberschlesien eine große Stellung. Die Deutsche Bank hat Interessen bei Kattowitz, Oberbedarf und Donnersmarckhütte. Alle diese und andere Kreise wurden direkt und indirekt durch Hilgers Auftreten verletzt und manchmal war es auch seinen besten Freunden nicht leicht, zu ihm zu halten. Er ist ja auch wie ein Berserker vorgegangen und hat Alles in Grund und Boden gestampft. Er wollte den Anderen zeigen, daß er sein Eisen allein verkaufen könne. Dazu gründete er die Schlesische Montangesellschaft; und der pfiffige Kapal machte sich nach dem Osten auf die Strümpfe. Die Schlesische Montangesellschaft hat denn auch beträchtliche Umsätze erzielt; im letzten Jahr, wie verlautet, etwa 11 Millionen Mark. Allerdings war ihr Weg mit Blut gedüngt. Vor ihrem Anprall mit Eisen konnten die Gegner nicht bestehen. Aber die Laura hat selbst die Gewinne aus dem Kohlengeschäft auf das Eisen legen

müssen; Beweis: die kleine Dividende. Immerhin hat Hilger, wenn auch mit Wunden bedeckt, den Kampfplatz behauptet.

Der Kampf hat aber auch noch andere Folgen gehabt. Da man nicht einig werden konnte, ging Jeder auch bei den Neubauten seinen eigenen Weg. Unzweifelhaft ist Oberschlesien in einer starken Bauperiode. Beinahe zwei Dutzend neue Kohlenschächte sind im Bau begriffen; der Fiskus ist dabei hinter den privaten Werken nicht zurückgeblieben. Auf diese lebhafte Bauthätigkeit der Kohlenindustrie setzen manche Eisenleute ihre Hoffnung. Einzelne Eisenwerke, wie die Friedenshütte, die Eisenindustrie und die Bismarckhütte, haben keine oder nicht genug eigene Kohlen. Die Bismarckhütte hat mit dem Fürsten Henckel einen Vertrag, wonach Dieser ihr aus der Deutschlandgrube Kohlen etwa zu dem Marktpreis liefert. Oft genug hieß es, die Bismarckhütte werde die Deutschlandgrube kaufen. Aber das Kaufobjekt wäre dann theurer als das Käuferwerk. Außerdem will man wissen, die Deutschlandgrube, die ja schon lange im Betrieb sei, könne gar nicht mehr so große Kohlenmengen haben. Man hat auch andere Zechen als Kaufobjekte der Bismarckhütte bezeichnet. Solche Gerüchte sind immer wieder gekommen, seit Max Meier aus dem Gebiet der gemischten Werke an die Spitze der Bismarckhütte gesetzt worden ist. Die Friedenshütte hat eine relativ kleine Zeche und ihre Bohrversuche auf den plessischen Feldern, noch eine That aus der Aera Dernburg, waren erfolglos. Die Eisenindustrie ging schon lange darauf aus, sich eigene Kohlen zuzulegen. Als sie es noch billig thun konnte, glaubte kein Mensch an eine Zukunft der Kohle. Jetzt endlich hat auch sie sich eigene Felder gesichert und auch sie wird völlig in die Reihe der gemischten Werke eintreten. Vielleicht wäre es gar nicht übel, wenn sie sich mit der Bismarckhütte zur Aufschließung der Kohlenfelder zusammenthäte. Denn fertige Schachtanlagen sind jetzt theuer. In einer Zeit, wo Kohlen, trotz der Krisis, noch so flott gehen, sind fertige Zechen nicht zu bezahlen, wenn man nicht einige Hundert Prozent Agio auf den eigenen Aktien hat.

Auch die Eisenleute bauen munter. Die Führung hatte Jahre lang die Friedenshütte. Sie hat, besonders in den Jahren der letzten Hochkonjunktur, viele Millionen, allein in den Jahren 1905 bis 1907 etwa 18, aufgewendet und kann jetzt als ein technisch hochmodernes Werk bezeichnet werden, das, auch in der Eisenverfeinerung die Vergleichung mit dem Westen aushalten kann. Noch während sie mit den letzten Bauten beschäftigt war, erschien Hilger auf dem Plan. Zunächst sah er sich seine Werke, die Aktiva, die er übernommen hatte, mal gründlich an. Er hatte eine schwierige Aufgabe übernommen. Der alte Herr Junghann hatte die Hütten natürlich nicht absichtlich verfallen lassen. Er hat, auch abgesehen von den Zechen, Unvergängliches für die Laura gethan, insbesondere durch die Einrichtung und Entwickelung der Verfeinerungbetriebe. Er wäre sicherlich auch zur Modernisirung der Hütten gelangt. Aber vielleicht hätte er auch diese Aufgabe schon anpacken können, wenn er in den letzten sechs Jahren sparsamer mit den Dividenden gewesen wäre. Jedenfalls fand Hilger bei seinem Amtsantritt Hütten, die zum großen Theil veraltet waren. Monate lang kroch er selbst in allen Winkeln herum. Dann stand sein Plan fest: Die Hütten müssen modernisirt, die Verfeinerung des Eisens muß noch weiter getrieben werden. Man müsse die Kohle in der Form verfeinerten Eisens absetzen. Alsbald wurde auch ein umfassender Bauplan auf Jahre hinaus festgesetzt und mit großer Energie an seine Ausführung geschritten.

Man hat bis in die Verwaltungskreise hinein viel darüber debattirt, ob Hilger recht daran gethan habe, diese großen Bauten an den Hütten zu unternehmen. Die Ansichten darüber haben selbst bei guten Kennern der oberschlesischen Montanverhältnisse geschwankt. Eine Weile meinte man, Hilger habe nicht nöthig gehabt, so viel Geld auf das Eisen zu verwenden. Die Laura habe ihre Kohlen und hätte sich damit begnügen sollen. Kattowitz suche ja auch, und zwar mit unbestreitbarem Erfolg, das Schwergewicht seiner Thätigkeit in den Kohlen, ohne doch die Hütten zu vernachlässigen. Im Westen will man den Oberschlesiern überhaupt das Recht bestreiten, noch Eisen zu machen; soll doch Thyssen sein Interesse an der Laura aufgegeben haben, als er hörte, die Gesellschaft wolle für ihre Hütten neues Geld aufnehmen. Diesen Ansichten des Westens kann man aber nicht beistimmen Gewiß: Oberschlesien darf niemals eine Massenproduktion in Eisen wagen. Dazu fehlen ja alle Voraussetzungen. Die Erze müssen aus der ganzen Welt unter großen Schwierigkeiten und Kosten herbeigeschafft werden. Der Koks läßt zu wünschen. Die Frachtverhältnisse sind, dank der Schwerhörigkeit des Eisenbahnfiskus, sehr ungünstig. Aber Oberschlesien muß Eisen machen: sonst kann es seine Kleinkohlen nicht verwenden und überhaupt seine Kohlenförderung nicht aufrecht erhalten oder gar weiter entwickeln. Wenn ich aber Eisen mache, dann, folgerte Hilger, will ich es auch ordentlich machen; ich will mit den besten, mit den billigsten Einrichtungen arbeiten. Und so ging er daran, die Unkosten auf den Werken zu vermindern. Moderne Transporteinrichtungen wurden geschaffen und mit der Ausnutzung der Hochofengase begonnen. Knapp ein Jahrzehnt ist es her: da blickte man in Oberschlesien sehr stolz auf die Versuche mit den Gasmaschinen. Bei seinen wohlfeilen Kohlen brauche Oberschlesien keine Gasmaschinen, sagte man damals. Nur die Friedenshütte ließ sich durch solche Einwendungen nicht aufhalten. Jetzt sieht man auch in Oberschlesien die Gasmaschine öfter. Heute kann man es ja auch leichter, denn der Westen hat die Gasmaschine ausprobirt. Jedenfalls stellt die Königshütte die K. W. St. um die Hälfte billiger her als früher. Hilger hat auch ein Blockwalzwerk gebaut; um die Produktionkosten zu verringern und um die Qualität zu verbessern. Er hat noch viele andere Neuerungen eingeführt und angebahnt. Insbesondere hat er für die Verfeinerung des Eisens Anlagen erster Qualität eingerichtet: so die Weichen- und Wagonbeschlag-Abtheilung. Er hat ein Werk für nathlose Röhren gebaut und die Königshütte um das viel besprochene Morganwerk bereichert. Das Alles hat natürlich viel Geld gekostet. Man mußte neue Aktien schaffen und Kredit beanspruchen. Aber wer wollte bestreiten, daß Hilger bei der Ablösung der Gründerrechte die Interessen der Aktionäre gewahrt hat? Daß er mehr Geld brauchen würde, hatte er vorausgesehen. Aber wenn er gleich noch mehr Aktien ausgegeben hätte, wäre der Gewinn der Gründer noch größer gewesen.

Hilgers Bauthätigkeit blieb nicht ohne Wirkungen. Während er schon fest im Gange war, erfolgte auf der Bismarckhütte ein Wechsel in der Leitung. Kollmann, der von der Pieke auf gedient und das Werk hochgebracht hatte, war Geheimer Kommerzienrath und alt geworden. Zwischen ihm und seinem Aufsichtrath bildete sich eine Kluft, die sich noch erweiterte, als er die Geschichte mit der Falvahütte gemacht hatte. Seine andauernde Kränklichkeit erleichterte den Wechsel. Karl Fürstenberg war es, der das Schlußarrangement zu Stande brachte. Kollmann legte nicht einmal Werth darauf, in den Aufsichtrath seiner Gesellschaft gewählt

zu werden. An die Spitze der Direktion wurde Max Meier gewählt. Ein Feuerkopf, wie sein Bruder Meier-Graefe, der Böcklinfeind. Er kam aus dem äußersten Westen und hatte dort einen langwierigen Kampf auszufechten gehabt, um das differdinger Werk von Deutsch-Lux vorwärts zu bringen. Jahre lang hatte er durch der Zweifler lange Kette Spießruthen zu laufen gehabt. Aber der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Die Früchte, die jetzt von Stinnes und Genossen gepflückt werden, hat Max Meier vorbereitet. Einen solchen Mann brauchte die Bismarckhütte. Da hatte sich die mangelnde Oberleitung allmählich doch bemerkbar gemacht. Manches von dem Ruf der technischen Ueberlegenheit war abgebröckelt. Capito, Klein und Thyssen waren unbequeme Konkurrenten geworden. Bei dem jetzigen Vorwärtsstürmen der Technik genügen schon wenige Jahre der Unthätigkeit, um ein Werk in das Hintertreffen zu bringen. Der Westen ist ja auf dem Posten. Einem Mann wie Thyssen und seiner Konkurrenz begegnet man überall. Wollte die Bismarckhütte da ihren Platz behaupten, dann mußte rasch ganze Arbeit gemacht werden. Fürst Henckel, der durch die Transaktion mit der Falvahütte selbst Großaktionär der Bismarckhütte geworden war, mag auch eine durchgreifende Modernisirung empfohlen haben. Es braucht ja nicht geleugnet zu werden, daß manche Leute, die in der Bismarckhütte nur das kleine „reine" Spezialwerk von früher sahen, Herrn Meier zunächst mit einiger Zurückhaltung begegneten, weil sie in ihm nur den Draufgänger von Differdingen erblickten. Aber man muß zugeben, daß Meier bald die ganze Verwaltung für sich zu gewinnen verstanden hat.

Er schritt mit großer Energie an die technische Erneuerung der Bismarckhütte. Wie richtig er die Verhältnisse verstand, kann man schon aus einem Beispiel ersehen. Die Röhrenfabrikation war stets eine Spezialität der Bismarckhütte. Auf diesem Gebiet aber wurde sie bereits durch Thyssen bedrängt. Da griff Meier ein. Sofort wurde ein Ausbau des Blechwerkes begonnen, weil man die Bleche größter Breite für große einmal geschweißte Rohre selbst herstellen und diese einmal geschweißten Rohre fabriziren wollte (nebenbei bemerkt: Oberschlesien wird durch die Herstellung der großen, einmal geschweißten Rohre um eine neue Fabrikation bereichert). Auch sonst that Meier das Erforderliche, um der Gesellschaft auf dem Röhrenmarkt die alte Position zu sichern; die Erbauung eines Werkes für nahtlose Röhren und eine dem Zweck entsprechende Arbeitstheilung zwischen den beiden Werken wurde in Aussicht genommen. Auch eine völlige Modernisirung des Hochofenwerkes und eine verstärkte Ausnutzung der Hochofengase (Erbauung einer elektrischen Centrale) in Angriff genommen. Schließlich wurde auch die Erbauung eines Morganwerkes und der flüssige Einsatz für den Martinbetrieb geplant. Die automatische Bedienung soll immer mehr an die Stelle der Handarbeit treten; deshalb die Einführung von Hebetischen, Krahnen und Chargirmaschinen.

Der Laura- und der Bismarckhütte kommt in der Bauthätigkeit die Eisenindustrie am Nächsten. Sie leidet bis zu einem gewissen Grad darunter, daß ihre Werke, Julienhütte, Gleiwitz, Baildonhütte und Herminenhütte, so zerstreut liegen. Die vier Werke arbeiten einander natürlich in die Hände; so liefert die Julienhütte die Blöcke an die Baildonhütte und diese schickt wieder die Knüppel nach Gleiwitz. Dieses Hin- und Herschicken verschlingt im Jahr Millionen an Frachten, so daß man da früher oder später vielleicht eine Centralisirung herbeiführen wird. Die Julienhütte ist in den letzten Jahren der Mittelpunkt des ganzen Unterneh-

mens geworden und hat durch ihr neues Stahlwerk viel von sich reden gemacht. Dieses Stahlwerk gehört zu den modernsten Anlagen Deutschlands.

Auch die übrigen Werke sind nicht unthätig. Aber man beschränkt sich da in der Hauptsache auf technische Verbesserungen: Einführung des elektrischen Betriebes und Aehnliches. Wäre Oberschlesien einig gewesen, dann hätte es einzelne Bauten sparen können. Aus dem Bestreben, von einander unabhängig zu werden, erwuchs mancher Neubau, den man sonst nicht nöthig gehabt hätte. Mit aus diesen Beobachtungen heraus sind aber über die ganze Bauthätigkeit Oberschlesiens in Berlin und im Westen falsche Ansichten entstanden. Man glaubt da, daß sich Oberschlesien in einer Aera ungesunder Expansion befinde. Aber diese Ansicht wird in Oberschlesien mit allem Nachdruck zurückgewiesen; schon bei der jetzigen Produktion müsse Oberschlesien Preiskonzessionen nach gewissen mitteldeutschen Bezirken machen. Oberschlesien, so betonen die maßgebenden Leute überall weiter, wolle nicht Massenproduktionen schaffen. Für die Morganwerke, die übrigens den besonderen Verhältnissen Oberschlesiens angepaßt seien, werde man eine Anzahl alter Straßen stillegen. Man wolle die jetzige Produktion verbilligen und vor Allem in der Verfeinerung des Eisens seine Position, seine Spezialitäten behaupten und neue Fortschritte machen. Damit thut Oberschlesien aber nur, was ihm der Westen bereits vorgemacht hat. Die Frachtverhältnisse und die westliche Konkurrenz zwingen die Oberschlesier direkt, ihre Kohlen und ihr Eisen in möglichst entwickelten Produkten abzusetzen. Die Vorstöße, die der Westen während der jetzigen Krisis bis ins Herz von Oberschlesien gemacht hat, mußten Jedem die Augen über die künftigen Aufgaben der oberschlesischen Eisenindustrie öffnen. Daß die Marienhütte in Kotzenau jetzt luxemburgisches Roheisen verarbeitet, ist charakteristisch. Oberschlesien will schließlich auch bei einer Verlängerung des Stahlverbandes seine Quotenansprüche besser vertheidigen können als beim letzten Mal.

Allerdings müßte es dann in sich einig sein und nach außen unter einheitlicher Leitung auftreten. Die Aussichten auf eine Verständigung sind freilich noch umnebelt. Schwieriger geworden ist die Einigung dadurch, daß sich Jeder in der Richtung der Selbständigkeit auszubauen begonnen hat. Doch sind auch manche Möglichkeiten einer Verständigung vorhanden. Die Oberschlesische Stahlwerk-Gesellschaft ist gekündigt worden. Die Bahn für neue Verhandlungen ist also frei. Die Interessengemeinschaft Friedenshütte-Steffens & Nölle ist gelöst. Die Beziehungen zwischen Laura und Ravené sind nicht enger geworden, als sie vor der Gründung der Aktiengesellschaft waren. Max Meier ist, trotz seinen Quotenansprüchen, doch kein Spielverderber. Wenn jetzt ein unparteiischer Dritter, ein geschickter Vermittler aufträte, könnte man die feindlichen Brüder doch wieder zusammenbringen; der Hader hat ja Allen am Mark gezehrt. Wer Erfahrungen genug besitzt, weiß übrigens, daß die Oberschlesier schon oft auseinander waren und daß sie sich doch immer wieder gefunden haben. Man sagt, daß Hilger aus dem Westen gekommen sei, habe das Zerwürfniß bewirkt. Doch Hilgers Westländerthum kann kaum in Betracht kommen. Lob ist auch aus dem Westen gekommen und hat die Zinkleute doch zusammengebracht. Nützen könnte allerdings nur ein Verband auf längere Dauer; denn nur unter dessen Schutz könnte man eine trustartige Vertheilung der Aufträge durchführen. Etwas mehr Diplomatie auf der einen Seite und etwas weniger Empfindlichkeit auf der anderen: und man wäre bald einig.

Dr. Georg Tischert.

❦

Gerichtliche Psychiatrie.*)

Vorurtheile.

Vorurtheile über die Psychiatrie sind alt. Wohl haben Gesetze, so weit die Geschichte zurückreicht, den Geisteskranken einen gewissen Schutz angedeihen lassen. David rettete sich durch Simulation vor König Achis, der bei seiner Vorführung sagte: Was soll ich mit Dem? Habe ich Deren noch nicht genug? Odysseus simulirte Geisteskrankheit, um der Aushebung zum Trojanischen Krieg zu entgehen, Solon, um straffrei bei der Stellung eines verbotenen Antrages zu bleiben. Pisistratus lehnte die Verfolgung eines Trunkenen wegen Beleidigung ab; in den Büchern über die Pflichten erwähnt Cicero, daß man nicht verpflichtet sei, ja, daß man Unrecht thue, einem Mann, der Einem in gesunden Tagen sein Schwert zur Aufbewahrung übergeben habe, es zurückzugeben, wenn ers in geistesgestörtem Zustand zurückfordere. In den justinianischen Gesetzsammlungen, im Sachsenspiegel, in der Carolina findet man civil- und strafrechtliche Sonderbestimmungen für Geisteskranke im Sinn der Unzurechnunz- und Geschäftsunfähigkeit. Nur im Mittelalter kam man unter der Herrschaft des kanonischen Rechts zu der mystischen Auffassung des Besessenseins mit den Folgen grausamer Verfolgung der Geisteskranken. Aber man verstand, eben so von Alters her, unter Geisteskrankheiten nur die auffällig in die Erscheinung tretenden Formen. Es ist heute fast noch so, wie es schon Sokrates bei Xenophon schildert: „Wenn Einer so groß zu sein glaubt, daß er sich bückt, wenn er durch das Stadtthor geht, oder wenn Einer so stark zu sein glaubt, daß er sich getraut, Häuser davon zu tragen, nennt man ihn wahnsinnig; wer aber nur in kleinere Irrthümer verfällt, scheint der Menge noch nicht wahnsinnig genug zu sein: denn nur ‚den großen Unverstand' nennt sie ‚Wahnsinn'." Geisteskrankheit bedeutet im allgemeinen Bewußtsein Blödsinn, Schwermuth, Tobsucht, Verwirrtheit, Sinnlosigkeit; und der Begriff wird durch Romanschreiber, Dichter, theatralische Aufführungen in dieser Bedeutung im Bewußtsein erhalten. Ist von den genannten Zuständen aber nicht die Rede, zeigt sich der Kranke orientirt, intelligent, hat er „bis dahin" immer für gesund gegolten, dann wird „nur" von Ueberspanntheit, apathischem Wesen, Gewissensbissen, Aberglauben, bloßen Einbildungen, Sonderlichkeit, Zanksucht, Verschrobenheit, wohl auch Verrücktheit, immer in dem Sinn geistiger Gesundheit, manchmal sogar von Edelsinn gesprochen. Hat aber gar ein Kranker, der nicht eine der genannten auffälligen Erscheinungen aufweist, ein Vergehen, ein Verbrechen begangen, womöglich mit Raffinement, dann wird die Psychiatrie sofort beschuldigt, dem Verbrecher Bundesgenossenschaft zu leisten, im Dienst politischer Tendenz. Ganz wie Goethe meinte, man gebe aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall zu viel nach, werde in der Zurechnungfrage dem Verbrecher gegenüber schlaff und ärztliche Gutachten gingen dahin, „dem Verbrecher an der Strafe vorbeizuhelfen", wobei ihm sein Leibarzt sekundirte und einen jungen Physikus lobte, der in solchen Fällen immer „Charakter" zeige. Erst recht gilt diese Auffassung, wenn die Kriminalität, wie in unserer Zeit, in er-

*) Bruchstücke aus dem Werk „Allgemeine gerichtliche Psychiatrie", das Herr Dr. Schaefer, Oberarzt an der hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg, bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen läßt und das ein dunkles Gebiet schonunglos belichtet.

schreckendem Wachsen begriffen ist. Selbst Vertheidiger halten „die Richtung", so viele Leute für geisteskrank zu erklären, für gefährlich.

Die Ursache der falschen Auffassungen kranker Geisteszustände ist die Jugend der Psychiatrie, die geringe Bekanntschaft mit ihr bei den Aerzten, den Richtern und dem großen Laienpublikum, das außer von Romanschreibern und Dichtern eben nichts von ihr erfährt. Da tritt vor dem Forum der unbefangene praktische Arzt mit längerer Erfahrung auf und erklärt mit Pathos: „Bei einer solchen Schlagfertigkeit und Sicherheit der Antworten, wie ich sie nur jedem Sachverständigen wünsche, ist es allein schon unmöglich, die Zurechnungsfähigkeit anzuzweifeln." (Citat!) Von Psychiatrie versteht er so viel wie eine Dame, die von einem an gefährlichen Wahnideen leidenden Verrückten zum Irrenarzt sagt: Ach, Herr Doktor, Das sind blos so Einbildungen! Da erklärt ein anderes Mal ein Physikus, der vor zwanzig Jahren im Physikatsexamen den ersten Geisteskranken zu Gesicht bekam, vor dem er sich fürchtete, die Planmäßigkeit, das Raffinement der Handlungweise lasse keinen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit aufkommen. Da erklärt der erfahrene Irrenanstaltdirektor die schwachsinnigen Handlungen des Sohnes eines an periodischer Trunksucht leidenden Vaters für ererbten Hang zum Leichtsinn.

Von den Juristen sagt ein bekannter Rechtslehrer, daß sie erst in den letzten Jahren angefangen haben, sich mit den unauffälligeren Formen von Seelenstörungen zu beschäftigen, daß sie von dem Wesen mancher noch vor zwanzig Jahren keine Kenntniß hatten und daß noch zwanzig Jahre vergehen können, ehe sie damit vertraut sein werden. Mit den Worten: Das weiß jedes Kind, daß es nicht stehlen, falsch schwören, morden soll, appellirt heute noch oft der Staatsanwalt an den gesunden Sinn der Geschworenen, wenn es sich um Schwachsinnige handelt, und mit dem Nachweis des Raffinements bekräftigt er seinen Appell. Mit dem Hinweis auf das Raffinement sucht er die Gutachten der Sachverständigen über Dämmerzustände zu entkräften. Oft genug kommen ihm gelehrte und Laienrichter mit den selben Argumenten entgegen. Die Aeußerungen entlassener raffinirter, land- ja, weltbekannter Verbrecher, sie hätten die Irrenärzte getäuscht, halten die Beweiskraft dieser Argumente bei unkundigen Aerzten, Juristen, Laien in Geltung. Und doch sind es längst erwiesene Fundamentalsätze der gerichtlichen Psychiatrie, daß das Unterscheidungvermögen für Recht und Unrecht, die Planmäßigkeit, das Raffinement in der Ausführung von Verbrechen, sogar klares Schuldbewußtsein an sich keine Kriterien der geistigen Gesundheit, der Zurechnungsfähigkeit sind, so wenig wie ein natürliches Motiv der Handlung und Reue nach der That. Immerhin sind schon heute Juristen mit diesen Fundamentalsätzen bekannt; nur ist ihre Zahl noch gering. Die größere Menge erblickt in der Irrsinnserklärung noch eine Gefahr für die Justiz. Und die Sache liegt gerade umgekehrt. Werden die Geisteskrankheiten nicht erkannt, dann begeben wir uns der Möglichkeit, ihren kriminellen Wirkungen vorzubeugen. In neuster Zeit ist die Vorbildung der Juristen, gleich der der Aerzte, besser geworden.

Da wegen der Unbekanntschaft mit der Psychiatrie, mit ihrem wissenschaftlichen Wesen, Jeder glaubt, Ansichten haben zu können, wie auch sonst bei Krankheiten, wie auf dem Gebiete der Politik, Religion, Philosophie, ist noch allgemein der Argwohn verbreitet, Geisteskrankheit sei leicht zu simuliren, der Irrenarzt leicht zu täuschen. Mit größter Sicherheit erklärt ein Polizeibeamter bei Vernehmungen:

Der Angeklagte hat nur den Wilden Mann gespielt, die Irrenärzte hinter das Licht geführt. Im Roman ist ein solcher Argwohn als effektvolles Moment gut zu verwerthen, wird daher immer weiter gepflegt. Gegenüber steht die Thatsache, daß die Simulation von Geisteskrankheit außerordentlich schwer ist, selbst für einen erfahrenen Irrenarzt sein würde und daß kein Fall nachweisbar ist, in dem ein Irrenarzt getäuscht wurde.

Nun kommen aber noch verschiedene andere Dinge in Betracht, die Vorurtheile aufrechterhalten. Da besteht der unbegründete Verdacht, bei Verbrechern aus gebildetem Stand werde gleich nach dem Psychiater gerufen, während man den Ungebildeten einsperre. Daran wird gar nicht gedacht, daß gerade die psychiatrische Begutachtung ungebildeter Verbrecher heutzutage etwas ganz Gewöhnliches ist, daß Sachverständige so und so viele Ungebildete begutachtet haben, wenn sie es einmal mit einem Gebildeten zu thun bekommen. So sagte ein erfahrener Gutachter im Fall des Prinzen Arenberg: Wenn es ein Mann aus dem niederen Volk wäre, dann wäre die Sache längst erledigt; nämlich Arenberg für unzurechnungfähig erklärt. Den Hunderten, Tausenden Irrsinnserklärungen fragt, wenn sichs um ungebildete Verbrecher handelt, Niemand nach; bedenkt auch nicht, daß in manchen Fällen der Bildungsgrad ein natürlicher Grund ist, an geistiger Gesundheit zu zweifeln. Hierher gehört auch der Umstand, daß man einen für krank erklärten Verbrecher frei umherlaufen läßt, ihn weder entmündigt noch in eine Anstalt bringt. Thatsächlich geschieht hierin an verschiedenen Orten Verschiedenes. Der eine Staatsanwalt beantragt die Entmündigung, die eine Polizeibehörde die Unterbringung wegen Gemeingefährlichkeit, der andere Staatsanwalt, die andere Polizeibehörde thun es nicht. Es ist durchaus nicht zu verwundern, wenn der Laie hier an ein Vorbeihelfen an der Strafe glaubt, da es gewissermaßen heißt: im Uebrigen, für alle bürgerlichen Rechte, ist der Verbrecher vollkommen gesund.

Ganz besonders werden aber die Irrenärzte liberaler Tendenz der Sympathie mit dem Verbrecher, der Apathie gegenüber unschuldigen Opfern bezichtigt, wenn sie verbrecherische Geisteskranke, auch eben gewaltthätiger Art, die von Polizei wegen nach der Anstalt gebracht worden sind, über Kurz oder Lang wieder auf die Gesellschaft loslassen, nicht nur einmal, sondern mehrmals. Aus diesem Grunde allein ignoriren Geschworene (vielleicht auch manchmal eine Strafkammer) selbst von Autoritäten abgegebene Gutachten. Ganz verblüfft ist der Laie, wenn ein verbrecherischer Geisteskranker mit vollem Bewußtsein und mit Hohn auf seinen Freibrief pocht. Freilich gehören solche Kranke dauernd in Anstalten und es ist mehr idiotisch als liberal, sie laufen zu lassen. Der Laie übersieht nur, daß in allen Fällen die Schuld die Polizeibehörde mittrifft, denn sie hat die Entlassung gemeingefährlicher Kranker zu genehmigen. Böse Erfahrungen haben in den letzten Jahren die Aufsichtbehörden veranlaßt, den Anstaltärzten Beschränkungen aufzuerlegen. Nicht minder wirkt das Entweichen in Untersuchung oder Behandlung befindlicher Verbrecher verstimmend gegen die Aerzte und Anstalten. Die Unzulänglichkeit des Wissens aber zeigen Fälle, in denen als „geheilt" Entlassene unmittelbar nach der Entlassung Mord, Schändung, Einbruch begehen oder sich das Leben nehmen.

Die Irrenärzte allein trifft die Schuld, wenn sie die Gutachten nicht überzeugend vertreten, besonders vor Geschworenen, wenn sie behaupten, statt zu beweisen, wenn sie auf Zwischenfragen unsicher werden oder gar ein Gutachten auf-

rechterhalten wollen, das durch die Beweisaufnahme erschüttert worden ist. Wenig überzeugend wirken diagnostische fremdsprachliche Bezeichnungen. Was fangen die meisten Geschworenen mit einem „dégéneré supérieur“ an? Vor einer Strafkammer nannte ein Sachverständiger die Krankheit Manie, ein anderer Melancholie, ein dritter Paranoia; der Vorsitzende lächelte und sagte: „Wie Sie Das nennen, daran liegt uns gar nichts.“ Alle Drei hatten (nebenbei) Recht: Jeder hatte ein anderes Stadium gesehen. Das kam aber gar nicht zur Sprache. Eben so diskreditirend wirkt professorale Phantastik vor dem Forum, wenn, zum Beispiel, im Czynski-Prozeß ein Sachverständiger von einer Handschrift behauptete, sie sei in Hypnose geschrieben (die Geschworenen brachen in dröhnendes Gelächter aus), wirkt Phantastik à la Schenk, Jaeger und Haeckel.

Und ähnlich ist die Wirkung, wenn ein Sachverständiger über den Hauptmann von Goeben, der ebenfalls für zurechnungfähig erklärt worden ist, zu dem Interviewer eines Weltblattes äußert, Goeben habe den Mord in „hypnotischer Fesselung“ verübt (nachdem er erst vorher Gift, für zweihundert Menschen hinreichend, und eine Maske gekauft hatte). Das kann von Mördern gleicher Art jedesmal behauptet werden. Solche Sachverständige erweisen der Sache keine guten Dienste. Discordia res dilabuntur.

Am Meisten verwirrend aber und Vorurtheile bestärkend wirken gewisse Vorkommnisse in Prozessen gegen Kapitalverbrecher, welche die ganze Welt in Spannung halten. Wenn sich, wie im Hau-Prozeß, zwei Sachverständige nach ihrer Vernehmung von dem Mörder „herzlichst verabschieden“, wenn über den „herzlichen Abschied“ in dem kleinsten Blatt berichtet wird, dann sagt sich der einfachste Mann in der entlegensten Hütte: Etwas muß doch daran sein, daß die Irrenärzte versuchen, Verbrecher „frei zu machen“. So mindert man das Vertrauen zur Psychiatrie.

Psychopathische Kinder.

Psychopathische Kinder heißt wörtlich: seelisch, geistig kranke Kinder; es bedeutet aber: nicht geisteskranke Kinder. Psychopathisch bezeichnet nach dem Gebrauch „nicht gesund und nicht krank“, einen Grenz-, Zwischen-, Uebergangszustand. Das Selbe besagt abnorm, entartet, minderwerthig, nervös. Schwachsinnige, epileptische, hysterische Kinder sind psychopathisch; man nennt sie aber nicht so, sondern gebraucht die allgemeine Bezeichnung für den Rest, bei dem ein bekanntes Grundleiden, wie Schwachsinn, Epilepsie, Hysterie, eben nicht vorhanden ist. Psychopathische Kinder hat man schon längst gekannt, aber erst seit Beginn dieses Jahrhunderts, in dem der Kinderforschung von vielen Seiten zugleich gesteigerte Arbeitkräfte entgegengebracht werden, ist die Bezeichnung modern geworden. Man hat aber nicht nur mehr psychopathische Kinder entdeckt, sondern sie sind thatsächlich häufiger geworden. Ein Zeichen der Dekadenz. Moderne Typen.

Man charakterisirt die Kinder allgemein damit, daß man sagt: „Ihr Verstand ist normal, wenigstens meistens, ihr Gefühlsleben aber gestört, der Charakter abnorm. Ein Vater kommt zum Arzt und sagt: „Ich habe einen Knaben im fünften Jahr, der mir viele Sorgen macht. Der Junge ist ganz hell im Kopf, aber unbändig lebhaft; manchmal kriegt er geradezu Wuthanfälle. Als ich ihn einmal

züchtigte, rief er: Hau noch mehr! Da kam ein Reiter vorbei. Plötzlich war der Junge wie umgewandelt, ruhig, freundlich, willig. In der Familie sind gar keine Nervenkranken. Was kanns sein?“ Psychopathie, sagt der Arzt.

Da ist ein Kind, seit es laufen gelernt hat, in „steter Unruhe“, ein anderes von Klein auf „schreckhaft“, „scheu“, „verdrießlich“, „ärgerlich“, „widerspänstig“, „auffallend still“, „verschlossen“. Andere Kinder sind „überempfindlich“ gegen Geräusche, sprechen viel im Schlaf, schlafen nur bis drei Uhr, haben ab und zu Sinnestäuschungen, hören es klopfen, schreien, sehen Gestalten, zeigen eine „unglaubliche Zerfahrenheit“, eine „reine Zerstörungwuth“. Dann rechnen Manche hinzu Kinder mit „unausrodbarer Neigung zur Lüge, zum Diebstahl, zur Zote“, als schlimmere Vertreter die Thierquäler, Mörder, Leichenschänder und Selbstmörder.

Jeder erinnert sich, mit welchem instinktiven Abscheu man von Mitschülern sprach, die Vogelnester ausnahmen, Fliegen, Maikäfern die Beine ausrissen; wie man sie zu meiden suchte. Bis in die früheste Kindheit hat man solche Mitleidlosigkeit verfolgt. Ein vierjähriges Mädchen sticht einem Kaninchen die Augen aus, ein fünfjähriger Knabe schneidet einer Taube die Beine ab, ein elfjähriger Hütejunge verstümmelt eine ganze Hammelheerde, ein zwölfjähriger Schüler schneidet Tauben und Hühnern die Flügel und Beine ab, klemmt sie zwischen die Thür und drückt ihnen die Eingeweide aus.

Noch schlimmer sind kindliche Mörder. Sie haben in letzter Zeit zugenommen. Im vorigen Jahr erst wurde ein vierzehnjähriger Schüler verurtheilt, der einen sechsjährigen Knaben erschlagen hatte, um das Totschlagen, von dem er so viel gehört, an ihm zu probiren. Zwei Schüler hatten im Wald ein achtjähriges Mädchen mit Messern erstochen, um einmal einen „Mädchenmord“ zu begehen. Krankhafte Phantastik. Oder sie genügen sich an Marterei. In kalter Winterzeit banden Schulknaben einen zehnjährigen Kameraden an ein Brückengeländer in Hamburg so fest, daß die Schlagadern abgebunden waren; dann führten sie wilde Indianertänze um ihn auf, hielten ihm den Mund zu und peinigten ihn. Nach zwanzig Minuten wurde das „Blaßgesicht am Marterpfahl“ bewußtlos. Ein Polizeibeamter befreite den Ohnmächtigen. Andere erschlagen, erstechen in der Wuth ihre Kameraden, greifen die Mutter an, ermorden sie.

Als unglaubliche Gefühlsroheit erscheint es, wenn zwölfjährige Schuljungen Kindergräber öffnen, die Leichen der Schmuckgegenstände berauben, sie dann zerstückeln und Enten zum Fressen vorwerfen. Vor Kurzem meldete man aus Budapest, daß zehn- bis fünfzehnjährige Mädchen wiederholt Kindergräber geöffnet und die kleinen Leichen beraubt hatten.

Endlich die jugendlichen Selbstmörder. Auch sie sind ein bekannter, moderner Typus Jungdeutschlands. Bis zum sechsten Lebensjahre herab ist Selbstmord vorgekommen. Oft ist er mehrfach versucht worden, erst bei einer Wiederholung gelungen.

Welche sind nun die Ursachen der Psychopathie? In den meisten Fällen Belastung. Nur muß man diese weit fassen, nicht nur Nervenkrankheiten in der Familie damit meinen: auch Selbstmorde, Verbrechen, Alkoholismus, Perversität. Ein zehnjähriger Junge hat vom siebenten Jahr an vier Selbstmordversuche gemacht; beide Eltern waren an Selbstmord gestorben. Die Nervenkrankheiten werden nur zu einem großen Theil von Laien nicht erkannt. Manche Kinder tragen Zeichen der Entartung an sich. Die Laien sagen: „Das Kind sieht merkwürdig aus.“ Der

Schädel, das Gesicht sind unsymmetrisch gebildet, der Ausdruck ist eigenthümlich, besonders beim Lachen. Psychopathische Kinder findet man auch in Familien, in denen Zuckerkrankheit vorkommt, Blutarmuth, Syphilis. Mitunter ist der aufregende Beruf des Vaters daran schuld. So habe ich einen Börsenmakler mit mehreren psychopathischen Kindern gekannt. Erbliche Belastung, körperliche Familienkrankheiten waren weder auf der Seite des Vaters noch auf der der Mutter nachweisbar. Frauen, die während der Schwangerschaft von Schreck befallen werden, können psychopathische Kinder zur Welt bringen. Manche Kinder erwerben die Psychopathie durch schwere Geburt, durch Verletzungen, Fall, Stoß, fieberhafte Krankheiten in der ersten Zeit. Ganz besonders muß auf Wucherungen in Nase und Rachen (Rachenmandel) aufmerksam gemacht werden; nach deren Behandlung ist mehrfach die Psychopathie verschwunden. Auch an Würmer muß gedacht werden. Ein Arzt verordnete einem Kinde, das an großer Erregbarkeit litt und Magenbeschwerden hatte, nur dagegen Salzsäure. Nach einigen Löffeln der Lösung kroch dem Jungen aus der Nase ein großer Spulwurm heraus. Nun wurden Würmer abgetrieben; eine ganze Menge. Mit ihnen war auch die Psychopathie abgegangen. Bei einem Rest findet man gar keine Ursachen. Dann sprechen Abstammungtheoretiker von einer Caprice der Natur. Die Psychopathie kommt bei Kindern aller Stände vor, auf dem Lande so gut wie in der Stadt. Die meisten Fälle gelangen gar nicht zur Kenntniß der Aerzte. Die als Gutachter berufenen Irrenärzte erfahren von ihnen bei der Aufnahme der Vorgeschichte von Geisteskranken und Verbrechern.

Die Lehre vom Geborenen Verbrecher, von der moral insanity (angeborener Gefühlsstumpfheit bei klarem Verstand) hat sich wesentlich auf die Psychopathie der Verbrecher im Kindesalter gestützt. Die Lehre hat in die Praxis keinen Eingang gefunden; mit Recht. Neuerdings betont man die Heilbarkeit der Kinderpsychopathie (nicht nur der auf körperlichen Ursachen beruhenden). Damit würde die Lehre vom Geborenen Verbrecher freilich erschüttert werden. Die Heilung besteht hauptsächlich in richtiger Erziehung; die Lehre aber sagt: Weder die beste Erziehung noch die günstigsten äußeren Umstände (Milieu) sind im Stande, die innere Nothwendigkeit zu beseitigen, aus der heraus eben der Geborene Verbrecher unter allen Umständen Verbrecher wird.

Ein großer Theil der psychopathischen Kinder wird später Verbrecher, wahrscheinlich fast alle, die sich moralisch fehlerhaft und hochgradig mitleidlos zeigen. Aber sie zeigen sich erwachsen dann meist als Schwachsinnige. Psychopathie in der Kindheit findet man am Meisten in der Vorgeschichte schwachsinniger Verbrecher. Auch Psychiater betonen bei manchem psychopathischen Kind: Es ist nicht schwachsinnig. Und doch. Der leichte Schwachsinn läßt sich nur bei Kindern am reinen Verstand nicht oder schwer feststellen, weil das höhere Begriffsleben, das Denken im Abstrakten, noch nicht geprüft werden, da es noch nicht vorhanden sein kann. Manche Schwachsinnige sind sogar bessere, ja, gute Schüler in unteren Klassen gewesen. (Gutes Gedächtniß, Denken im Konkreten.) Das höhere Gefühlsleben, das moralische, beruht so sehr auf einem bestimmten Grade der Begriffsbildung, daß ein bei klarem, vollem Verstand allein im Gefühl krankhaft gestörter Mensch kaum denkbar ist. Nein, entweder ist er dann ein richtiger Verbrecher oder aber er ist eben nicht vollsinnig, sondern schwachsinnig. Erst in diesem Jahr kam Folgendes vor: Kinder spielen. Ein Mädchen nimmt ihr Glasauge heraus. Ein

Knabe bohrt sich darauf in dem Glauben, er könne Das auch, das rechte Auge aus. (Erblindet auch auf dem anderen). Gefühllosigkeit, aber in Verbindung mit Schwachsinn. Gar nicht anders denkbar. Hochgradige Urtheilsschwäche. Schwachsinnige sind weniger empfindlich für Schmerz; deshalb verstümmelte sich das Kind so gleichgiltig. Hätte nun das Kind das Experiment an einem Kaninchen nachgemacht, dann würde nur reine Gefühlsstumpfheit vorzuliegen scheinen, erst recht, wenn es im Schulwissen genügende Kenntnisse hat. Bei unsauberen, hartnäckig verlogenen, mitleidlosen Kindern glaube ich an Heilungen nicht, weil Schwachsinn zu Grunde liegt. Manche kindliche Psychopathen, besonders Halluzinanten erweisen sich später noch als Epileptiker, noch öfter als Hysteriker und Geisteskranke. Die Psychopathie ist überhaupt meist nur Symptom anderer Grundkrankheiten. Treten moralische Defekte, Mitleidlosigkeit nicht in den Vordergrund, nur Gemüthsverstimmungen, krankhaftes Temperament wie bei Kindern der ersten Gruppe, dann ist Heilung wohl denkbar, tritt auch spontan ein. Die anderen bleiben psychopathisch, werden aber nicht zu Verbrechern. Aus manchen psychopathischen Kindern sind bedeutende Menschen geworden; doch waren es eben nur solche leichter Art.

Der Jugendrichter wird oft mit psychopathischen Kindern zu thun haben und Lehrer und Aerzte auffordern, sich immer mehr mit ihnen zu beschäftigen; die Frage, was Krankheit, was Verwahrlosung sei, wird manchmal schwer zu beantworten sein. Doch werden die Erörterungen dazu führen, daß die Behandlung dieser Kinder eine verständigere, daß manche Verbrecherlaufbahn im Kindesalter gehemmt wird. Für die gewöhnlichen Schulen sind diese Kinder nicht geeignet: sie stören und stecken andere Kinder an; die für die Normalen passende Methode des Unterrichtes ist für sie nicht geeignet. Gar nicht gehören sie in die Hilfklassen, in denen Schwachsinnige höheren Grades sitzen. In Wien hat die Lehrerschaft besondere Nebenklassen für moralisch defekte, intellektuell aber fähige Schüler beantragt. Sie ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß diese Kinder alle Bösewichte seien, und hat daher für die Nebenklassen die Bezeichnung „Disziplinarklassen“ vorgeschlagen. Die Voraussetzung ist falsch, die Bezeichnung nicht glücklich gewählt. Unter diesen schwer disziplinirbaren Schülern giebt es viele psychopathische, schwachsinnige Kinder. Man sieht aber daraus, wie viel die verbrecherische Schuljugend schon zu schaffen macht.

Die deutsche Centrale für Jugendfürsorge in Berlin plant die Gründung eines Erziehungheimes für psychopathische Schulkinder der unbemittelten Klassen, zunächst in kleinem Umfang; die Leitung soll ärztlich und pädagogisch sein. Die Idee ist gut; nur darf die Erziehung nicht mit dem Ende der schulpflichtigen Zeit abschließen. Dann kommen die gefährlichsten Jahre, in denen gerade in der Großstadt euch die besten Elemente straucheln, um so mehr geistig nicht ganz intakte Jugendliche, die dann noch zu plötzlich dem öffentlichen Leben übergeben werden. Unmittelbar an das Heim muß sich der Aufenthalt in einer Arbeitlehrkolonie schließen, in der die aus der Schule Entlassenen noch einige Jahre fachlich ausgebildet und erzogen werden. Die Gründung eines solchen Institutes, wo die undisziplinirbaren aus der Schule entlassenen Kinder ausgebildet werden sollen, plant Frankfurt.

Von Haus aus ganz gesunde Kinder, meist gegen das Alter von zwölf Jahren, werden nun noch psychopathisch aus ganz bestimmter Veranlassung; aus sexueller Verirrung und Verführung. Davon haben die Eltern oft Jahre lang keine Ahnung. Besonders gefährlich für Knaben ist heute die homosexuelle Seuche.

So habe ich einen Knaben gekannt, der mit acht Jahren mißbraucht und seitdem dann auf Irrwege gerathen war, wovon die Eltern erst Kenntniß bekamen, als er achtzehn Jahre alt war; es ist nichts aus ihm geworden. Das Hauptsymptom, woran bei Schülern der Einfluß sexueller Verirrungen zu vermuthen ist, ist ein plötzlicher Stillstand in den Schulleistungen, Unlust, Zerfahrenheit neben allerlei anderen nervösen Erscheinungen. Grenzgebiete zwischen Krankheit und Moral.

Hamburg. Dr. Hermann Schaefer.

D. P. O.

Am elften Juli 1878 unterbreitete Graf Corti, der Erste Bevollmächtigte Italiens, den Mitgliedern des Berliner Kongresses den Vorschlag: „Die auf dem Kongreß vertretenen Mächte empfehlen der Hohen Pforte, eine von den Regirungen zu ernennende Fachkommission mit der Prüfung der von Inhabern türkischer Staatsschuldtitres erhobenen Beschwerden zu beauftragen; die Kommission soll ihnen auf eine mit der Finanzlage der Türkei verträgliche Art abhelfen.“ Diesem Antrag widersprach der türkische Delegirte, Karatheodory Pascha, weil er in der Fassung einen Eingriff in die Hoheitrechte der osmanischen Regirung erblickte. Als höflicher Orientale erklärte er aber im Brustton der Ueberzeugung, daß die Hohe Pforte Alles thun werde, um die Gläubiger „nach Maßgabe der Einkünfte zu befriedigen“. Ein an die diplomatische Redeweise Gewöhnter könnte sagen, daß dieser Austausch von Phrasen für die auswärtigen Gläubiger der Türkei eine neue Aera eingeleitet habe. Nachdem Abd ul Aziz im Oktober 1875 dem Staatsbankerot die Allerhöchste Weihe verliehen hatte, sah es um das Schicksal der Besitzer türkischer „Renten“ sehr düster aus. Man hoffte auf den Segen des Berliner Kongresses; doch die Hoffnung trog auch in der Frage der Schuldenregulirung. Hätte die Osmanenbank sich nicht energisch der Sache der Gläubiger angenommen, so wäre die Schuldenwirthschaft, die seit dem Krimkrieg fortwährte, wahrscheinlich noch Jahre lang im alten Stil weiter gegangen. Der Harem mit all seinen Pertinenzen (und Impertinenzen) hat den Ruin der türkischen Finanzen verschuldet. Und das „Geschenk“, in orientalischer Aufmachung die schöne Sitte des Schenkens (ist im Lande des Islam längst zur Unsitte geworden), hat Unsummen fremden Geldes in den Bann der Unproduktivität geschlagen. Aus diesem Gestrüpp mußte ein Ausweg gesucht werden; und die Kaiserliche Osmanenbank hats an Eifer und Thatkraft nicht fehlen lassen. Im Oktober 1880 wurde eine offizielle Note der Hohen Pforte veröffentlicht, die alle Besitzer von Turbanwerthen aufforderte, Delegirte zur Unterhandlung über die Staatsschulden zu entsenden. Am ersten September 1881 versammelten sich in Konstantinopel die Vertreter der Gläubiger; und es gelang wirklich, eine für die Reorganisation der türkischen Finanzen geeignete Grundlage zu finden. Durch das Muharremdekret wurde der Schuldendienst neu geregelt. Die Regirung verzichtete auf eine ganze

Reihe von Einnahmen, die von der Staatsschuldenverwaltung (Administration de la Dette Publique Ottomane) einkassirt und zur Bezahlung der Zinsen verwendet werden sollten. Die ausländischen Gläubiger wurden also von der Hohen Pforte unabhängig. Sie bekamen ihre eigene Kontrolstelle, bei der die türkische Regirung nur einzugreifen hat, wenn in der Organisation der dem Verwaltungrath überlassenen Einnahmen irgendwelche Veränderungen eintreten. Seit das Muharremdekret gilt, ist eine breite Kluft zwischen der europäischen und der orientalischen Abtheilung der Staatsfinanzen. Die D. P. O. ist durch einen breiten Graben vom Malié Naziri, dem Finanzministerium, getrennt. Das ward für Europa zum Glück.

Die Gläubiger haben noch nie Grund gehabt, sich über die Thätigkeit des Verwaltungrathes zu beklagen. Mitteleuropäische Finanzgrundsätze und eine leidlich geordnete Schuldentilgung. Ohne die Administration der D. P. O. hätte die Hohe Pforte im Ausland kein Anleihegeld bekommen. Die Uebernahme des Zinsendienstes durch die europäische Schuldenkontrole bürgte für die pünktliche Einlösung der Coupons. Auf die Ehrlichkeit eines Finanzministeriums, das ohne Staatsbudget arbeitete, hätte sich Niemand verlassen. Der türkische Malié kannte keine Bilanz. Reichten die Einnahmen nicht, so wurden bei der Osmanenbank Vorschüsse aufgenommen, die dem persönlichen Konto des Großherrn zugeschrieben wurden. So gings, bis die jungtürkische Partei eine Verfassung durchsetzte und zum ersten Mal ein offizieller Budgetplan bekannt wurde. Der neue Haushaltplan für das Jahr 1325 türkischer Zeitrechnung (1909/10) war vom Präsidenten des französischen Rechnunghofes, Laurent, ausgearbeitet worden, der für ein Weilchen türkischer conseiller financier war; seiner Thätigkeit ist zu danken, daß endlich einmal die Gesammtschuld der Türkei offiziell festgestellt werden konnte. Die Erbschaft, die das neue Regime übernommen hat, ist schwer belastet. Außer den Konsolidirten Anleihen und den kurzfristigen Vorschüssen sind Schwebende Schulden im Betrag von etwa 15 Millionen Pfund zu tilgen. Eine Sanirung der türkischen Finanzen und eine Reform der Gesammtwirthschaft ist ohne neue große Kredite nicht denkbar. Laurent hatte schon in seinem Exposé zu dem Finanzvoranschlag auf die Grundlinien der Kapitalbeschaffung hingewiesen: neue Anleihen nach Erschließung neuer Einnahmequellen. Die Steuerschraube soll fester angezogen und eine Centralisirung aller Staatseinkünfte (außer den der D. P. O. verpfändeten) bewirkt werden. Eine Modernisirung des im Schlendrian verkommenen Finanzministeriums wurde als nothwendigste Vorbedingung für die Ordnung der Finanzwirthschaft erkannt. Der neue Finanzminister Mehmed Dschavid Bei kündete dem Parlament seinen Reformplan, der mindestens das ehrliche Streben nach Aufrichtigkeit erkennen ließ. Den Vertretern des Volkes wurden die türkischen Finanzen in häßlicher Nacktheit gezeigt. Sie erfuhren, daß der Etat mit einer Unterbilanz von 3,80 Millionen Türkischen Pfund abschließt; und daß die außerordentlichen Ausgaben die Einnahmen um 1 Million übersteigen, obwohl mit einer stattlichen Summe besonderer Einnahmen (österreichische Entschädigung für Bosnien und Herzegowina; Verzicht der russischen Regirung auf 40 Jahresraten der Kriegsentschädigung; das konfiszirte Privatvermögen des Sultans Abd ul Hamid) gerechnet werden kann. Eine türkische Finanzreform wäre noch schwieriger als die, an der sich die Herren von Stengel und Sydow die Finger verbrannt haben. Aber Mehmed Dschavid scheint von den Möglichkeiten des neuen Regiments eine so hohe Meinung zu haben, daß er sogar

die Mitwirkung der D. P. D. entbehren zu können glaubt. Die türkische Regirung will eine Anleihe im Ausland aufnehmen und zum ersten Mal die türkische Staatsschuldenverwaltung ausschalten. Ein Menschenalter lang hat die D. P. D. den ausländischen Schuldendienst des Osmanenreiches kontrolirt. Die Gläubiger konnten sich unter dem Schutz der Delegirten aller Sorgen um die Sicherheit der Schuldentitel entschlagen. Nun kommt ein neuer Finanzminister und sagt: „Wir brauchen die D. P. D. nicht mehr, sondern führen unsere Anleihegeschäfte ohne deren Hilfe durch." Kühn zum Wenigsten; noch hat das neue Regime nichts geleistet, auch, bis auf die Beseitigung einiger Parasiten, für das Finanzwesen nichts gethan. Wer bürgt für die Ruhe des Reiches und für den Bestand der neuen Regirungreform? Und der neue Finanzminister will sich dennoch schon jetzt von der europäischen Schuldenkontrole lösen. Das Schicksal der Anleihe vom September 1908 zeugt nicht von felsenfestem Vertrauen in die Kapazität der neuen Herren. Zwischen der Regirung und der Banque Ottomane war ein Vertrag über ein Darlehen von 4,70 Millionen Pfund abgeschlossen worden. England, Frankreich und Deutschland sollten sich an dem Geschäft betheiligen. Die Finanzkonsortien machten jedoch von ihrem Recht zur Option keinen Gebrauch. Die Pforte hielt sich dadurch schadlos, daß sie einen Vorschuß nach dem anderen auf die (noch nicht unterzeichnete) Anleihe nahm. Schließlich hatte sie beinahe 3 Millionen Pfund intus; aber die Anleihe ist heute noch nicht abgeschlossen. Seit dem Herbst 1908 hat sich in der Türkei Mancherlei geändert. Neben der französischen Osmanenbank ist eine Nationalbank britischer Provenienz gegründet worden, deren Präsident der bekannte londoner Finanzmann Sir Ernest Cassel ist. Auch Präsident der Staatsschuldenverwaltung ist jetzt ein Engländer (Sir Adam Block; der Vorsitz wechselt zwischen England und Frankreich, obwohl Paris heute der Hauptmarkt der Turbanwerthe und der britische Antheil am Besitz türkischer Papiere im Lauf der Jahre sehr klein geworden ist); und England hat am Bosporus noch andere starke Stützen. Wird aber, mit seinem council of foreign bondholders, kaum die Ausschaltung der D. P. D. gewünscht haben. Einerlei: der Finanzminister will eine Anleihe von 7 Millionen Pfund durch öffentliche Ausschreibung und ohne die Staatsschuldenverwaltung aufnehmen. Der Dienst der neuen Anleihe soll vom Finanzministerium selbst besorgt werden. Erst wenn ein Coupon nicht pünktlich eingelöst werden kann, soll die D. P. D. einspringen. Mit dieser schlimmen Möglichkeit wird also doch gerechnet. Der alte versumpfte Malié soll modernisirt werden; aber man ist doch nicht sicher, ob die Mißwirthschaft noch zu tilgen ist. Dieses Zugeständniß ist ehrlich, aber unklug; denn es muß auf die Finanzleute einen schlechten Eindruck machen. Entweder ist die D. P. D. überflüssig: dann ersetze man sie durch den Minister; oder der Finanzminister fühlt sich noch nicht sicher auf den Beinen: dann behalte man die Bürgschaft der europäischen Kontrole. Die Emissionhäuser können nicht daran zweifeln, daß die Qualität der neuen Anleihe geringer als die der älteren, der Verwaltung der D. P. D. unterstellten Serien türkischer Papiere wäre. Das käme dann im Uebernahmekurs des neuen Papiers zum Ausdruck; auf die gewünschten 90 Prozent ist kaum zu hoffen. Da die besten Turbanwerthe, die vierprozentige Unifizirte Anleihe, die Kursziffer 95 erreichen, muß ein nicht garantirtes Papier viel niedriger bezahlt werden. Die jungtürkischen Machthaber scheinen die Möglichkeiten einer Anleihe nicht richtig kalkulirt zu haben; sonst hätten sie

sich wohl gefragt, ob man die alten Geldgeber der Türkei, besonders die Osmanenbank und deren Gruppen, einfach bei Seite schieben dürfe, um auf eigene Faust Geschäfte zu machen. Mit den 7 Millionen ist es doch nicht abgethan. Die Modernisirung des Osmanenreiches wird ungeheure Summen verschlingen, die durch Ersparnisse und Steuererhöhungen allein nicht aufzubringen sind. Die Unterstützung des Auslandes ist unentbehrlich; ob sie gewährt wird, hängt aber wieder von dem Vertrauen in die Wirthschaft der neuen Machthaber ab.

Mit einiger Spannung wird die Politik Englands verfolgt. Wenn Sir Ernest Cassel die neue Anleihe ohne Mitwirkung der Osmanenbank und der Dette Publique durchsetzt, so wäre damit eine neobritische Aera in der Türkei eingeleitet. Die Franzosen hätten dann als Hüter der alten Tradition, die Engländer als Fortschrittsmänner zu gelten. Auf die Länge könnten sie aber kaum ohne die anderen Kapitalmärkte auskommen. Schließlich entscheidet der Platz, der über die größte Menge eines Papieres verfügt. Das ist für Turbanwerthe Paris. Die deutschen Finanzinstitute stehen auf dem Boden der Dette Publique. Ihre Interessen sind denen Frankreichs nah verwandt. Eine Betheiligung an der neuen türkischen Anleihe erscheint ausgeschlossen, so lange die Bedingungen nicht auf die übliche Norm gebracht werden. Unsere Regirung ist den Wünschen der neuen Partei am Goldnen Horn, so weit sie auf eine Verbesserung der wirthschaftlichen Lage gerichtet sind, eben so weit entgegengekommen wie die anderer Staaten. Alle haben zugestimmt, als die Pforte die Werthzölle noch einmal erhöhen wollte. Das ist besonders wichtig, da die Einnahmen durch die Steigerung des Zollertrages erhöht werden sollen. Die Türkei besitzt keinen Zolltarif im westeuropäischen Sinn. Die Großmächte haben ihr Einfuhrzölle zugestanden, die anfangs sehr niedrig waren, im Lauf der letzten Jahre aber erhöht worden sind, weil man zugeben mußte, daß die Türkei ungerecht behandelt werde. Während die Mächte ihre Zollwälle erhöhten, war die Türkei gehindert, sich des wichtigsten Instrumentes moderner Wirthschaftpolitik zu bedienen. Nun ist ihr eine Zollerhöhung um 4 auf 15 Prozent (1907 von 8 auf 11 Prozent) gewährt worden. Wird den neuen Männern gelingen, die ökonomischen Kräfte, die im Reich des Khalifen schlummern, zum Leben zu erwecken? Um das Land zu erschließen, muß man Eisenbahnen bauen. Engländer, Amerikaner, Franzosen bemühen sich um Konzessionen. Zunächst soll Makedonien ein Eisenbahnnetz erhalten; die Adriabahn, eine direkte Verbindung zwischen Donau und Adria, ist geplant; ferner eine Trace quer durch Makedonien und eine Linie von Adrianopel nach dem Bosporus, durch Kleinasien bis an die persische Grenze. Ohne Eisenbahnen ist ein wirthschaftlicher Fortschritt undenkbar. Konstantinopel gilt noch als Emporium des Orients, hat aber keine nennenswerthe Industrie. Fabriken fehlen in der Türkei fast völlig. Ein paar Webereien (darunter die bekannte kaiserliche Teppichweberei in Hereke), Glasfabriken, Brauereien, Mühlen: kaum die Anfänge einer Industrie. Wird den Jungtürken das Riesenwerk einer Dauer verheißenden Reform gelingen? Werden sie ans Ziel ihrer Wünsche gelangen, trotzdem sie jetzt schon glauben, bewährte Methoden zur Heranziehung fremden Geldes abschaffen zu können? Oder meinen sie etwa, daß die Umwandlung der Türkei in einen modernen Wirthschaftstaat schon mit europäischen Redensarten zu erwirken ist? Das wäre ein für die Türkengläubiger gefährlicher Irrthum. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Ausstellung für graphische Kunst. Das Kaufhaus des Westens lässt seiner im Frühjahr veranstalteten Exlibris-Ausstellung jetzt eine Ausstellung von graphischen Arbeiten folgen, die hervorragende „Griffelkünstler im Dienste der Geselligkeit" gefertigt haben. Die Vorführung bietet insofern aktuelles Interesse, als kürzlich der Berliner Magistrat ein Preisausschreiben zur Gewinnung künstlerischer Einladungs- und Tischkarten für die offiziellen städtischen Feste erlassen hat. — Die Ausstellung zeigt, wie seit dem 18. Jahrhundert zahlreiche Meister von europäischem Ruf wie Adolf v. Menzel, G. Schadow, Th. Hosemann, M. v. Schwind, M. Klinger, F. A. v. Kaulbach, Fr. v. Stuck, J. Sattler und viele andere es nicht verschmäht haben, mit ihrer Kunst zur Erhöhung und Veredelung der Festfreude beizutragen, ganz natürlich dann, wenn die Künstler selbst die Gastgeber waren. In den für die Berliner und Münchener Künstlerfeste geschaffenen Einladungs- und Erinnerungsblättern haben die hier von den Wünschen keines Auftraggebers beengten Künstler ihrer heiteren Laune, ihrer Phantasie, ihrer reichen Gestaltungskraft freien Spielraum geben können. Zumal die Arbeiten Menzels gehören zu den schönsten, was dieser Meister auf dem Gebiete der Graphik geschaffen hat. Aus neuerer Zeit sind besonders die durch die Münchener Künsterfeste hervorgerufenen Arbeiten von Kaulbach und Stuck und den Künstlern der Jugend und des Simplicissimus hervorzuheben. Ausser den Festkarten enthält die Ausstellung zahlreiche Neujahrskarten und Besuchskarten, welche zeigen, dass die heutigen Bestrebungen, diese meist so kunstarmen oder gar geschmacklosen graphischen Bedarfsartikel künstlerisch zu veredeln, in Arbeiten der Zopfzeit und Biedermeierzeit künstlerisch vollgültige Vorläufer gehabt haben. —

Literarische Anzeigen.

RECHNEN SIE?

Wir sparen Ihnen Zeit und Geld!

Verlangen Sie kostenlos Prospekte

Ludwig Spitz & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48.

Bergbau-Aktien-Gesellschaft Friedrichssegen

zu Friedrichssegen a. d. L.

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. März 1909.

Soll.	M	Pf	M	Pf
An Betriebskosten			1 058 456	64
„ Allgemeinen Kosten			307 158	97
„ Abschreibungen: auf Konzessionen	150 388	05		
„ auf Maschinen-, Gebäude- und Betriebsanlagen	24 726	96		
„ „ Maschinen und Kessel	30 388	41		
„ „ Eisenbahn und Lokomotiven	1 200	20		
„ „ Beleuchtungs-, Wasser- und Telephon-Anlagen	986	14		
„ „ Utensilien und Gerätschaften	13 833	61		
„ „ Patente	1 029	25		
„ „ Lizenzablösung	6 800	—	229 352	62
			1 594 968	23

Haben.	M	Pf	M	Pf
Per Gewinn-Vortrag 1907/08			72 929	67
„ Erze-Produktions-Konto			1062 958	59
„ Gartensand-Konto			32 646	86
„ Pacht- und Wohnungsgelder			8 447	83
„ Verschiedene Einnahmen			26 425	69
„ Verlust-Reserve Abt. Laura			138 168	16
„ Betriebs-Verlust	326 321	10		
„ Gewinn-Vortrag für 1907/08	72 929	67	253 391	43
			1 594 968	23

Friedrichssegen a. d. L., im September 1909.

Der Vorstand:
Leuschner.

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1856. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr: Privatbank.
Filialen: Dessau, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühlhausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weimar, Wernigerode a. H. — Zweigniederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Egeln, Eilenburg, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen, Gardelegen, Genthin, Helmstedt, Hettstedt, Klötze i. A., Merseburg, Neuhaldensleben, Oschersleben, Osterburg, Osterwieck, Perleberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Schöningen, Sondershausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeb.). Kommandite in Aschersleben: Ascherslebener Bank Gerson, Kohen & Co. (Comm.-Ges.). **Ausführung sämtl. bankgeschäftlichen Transaktionen.**

Geschäftliche Mitteilungen.

„Kanzler“ nennt sich diejenige deutsche Schnellschreibmaschine, welche keinerlei Nachahmung oder Modifikation amerikanischer Konstruktionsideen ist, sondern auf eigenen deutschen Patenten beruht. Sie hat 11 Typenhebel (Parallelogramme) und produziert damit 88 verschiedene Zeichen, macht 16 Anschläge in der Sekunde und stellt ein Schriftstück gleichzeitig in 20 Exemplaren her. Die Einfachheit ihrer Konstruktion sichert die höchste Lebensdauer, die Reduktion der Hebel auf den vierten Teil anderer Systeme eliminiert vollständig das leidige Verfangen dieser wichtigsten Teile, gestattet eine breitere, solidere Lagerung und das Erzielen der oben erwähnten, konkurrenzlosen Schreibschnelligkeit. Der zurückklappbare Wagen ermöglicht ein Radieren ohne Herausnahme des Schriftstückes aus der Schreiblinie.

Bremen: Deutsche Nationalbank, Commanditgesellschaft auf Actien.
Breslau: Schlesischer Bankverein und sämtliche Filialen.
Chemnitz: Chemnitzer Bankverein und sämtliche Filialen.
Dortmund: Dortmunder Bankverein.
Dresden: Dresdner Bankverein.
Essen-Ruhr: Essener Credit-Anstalt und sämtliche Filialen.
Frankfurt a. M.: Fischer u. Müller, auch **Vereinsbank** nimmt Zahlungen entgegen.
Hamburg: Deutsches Kolonial-Kontor; Magdeburger Privatbank.
Hannover: Gebrüder Dammann, Bankgeschäft.
Königsberg: Norddeutsche Creditanstalt und sämtliche Filialen.
Magedburg: Magdeburger Privatbank und sämtliche Filialen.
Mülhausen i. Els.: Bank in Elsass und Lothringen.
Reichenbach i. Schl.: F. W. Weiss, Bankgeschäft und Filialen.
Stuttgart: Doertenbach u. Cie. G. m. b. H., Bankgeschäft

Die sofortige Einführung der Aktien an der Berliner Börse ist geplant.

Deutsch-Levantinische Baumwoll-Gesellschaft, Dresden; **Ernst Friedrich Beckert**, i. Fa. Alfred Wagner u. Co., Trikotagenfabrik, Chemnitz; **Otto Bergter**, Wäschefabrik, Chemnitz; Kommerzienrat **Conrad v. Borsig**, Tegel; Dr. **Buntrock**, Herausgeber der Zeitschrift „Textil-Industrie" und anderer Fachzeitschriften, Berlin; Exzellenz Dr. **A. Bürklin**, Wirklicher Geheimer Rat, Karlsruhe i. Bad.; **Gustav Cleß**, Dresden; Kommerzienrat **Geritt van Delden**, Gronau i. W.; Kaiserl. Rat **Moritz Doctor**, Wien; **Erich Fabarius** i. Fa. Knoop u. Fabarius, Bremen, Vorstandsmitglied der Bremer Baumwollbörse; Professor Dr. **Fitzner**, Berlin; **Georg Frenzel** i. Fa. J. G. Frenzel. Mech. Leinen- und Baumwollwebereien, Sorau; **Frankfurter**, Generaldirektor des Oesterreichischen Lloyd, Triest; Legationsrat Frhr. **Curt von Grünau**, Berlin; **Moritz Herz** i. Fa. Moritz Herz Bankgeschäft, Berlin; **Herz u. Schaberg**, Berlin; Kommerzienzienrat **L. Holzweissig** i. Fa. L. Holzweissig. Eilenburg; **Arthur Kuffler**, Präsident des Vereins der Baumwoll-Spinner Oesterreichs, Wien; **Wilhelm Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg**, Drehnow; Kommerzienrat **Mühsam** i. Fa. Mühsam u. Goldschmidt, Berlin; Kommerzienrat **Th. Müllensiefen**, Crengeldanz bei Witten-Ruhr; Kommerzienrat **Georg Marwitz**, Generaldirektor der Dresdner Gardinen- und Spitzen-Manufaktur Aktiengesellschaft, Dresden; **Neuber**, i. Fa. J. W. Limburger jr., Leipzig; **Georg Rohde** i. Fa. Matthias Rohde & Co., Hamburg; Rittergutsbesitzer Dr. **Max Schoeller**, Rittergut Burg Birgel bei Düren; Kommerzienrat **Emil Stark**, Vorsitzender der Vereinigung Sächsischer Spinnereibesitzer, Chemnitz; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **F. Wohltmann**, Halle a. Saale; **R. Wyneken**, Direktor der Gesellschaft Nordwest-Kamerun, Berlin; Redakteur **Emil Zimmermann**, Berlin.

Geschäftsführung: **Bodo Eisenhauer**, bish. Sekretär des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin; **G. K. Rein**, bish. Inspektor of Plantations Woods & Forests Dept., Sudan-Government, Berlin.

An das **Syndikat der Baumwolle Aktien Gesellschaft**
Berlin W. 15, Konstanzer Straße 86.

Zeichnungsschein.

Ich/Wir verpflichte ... mich/uns von dem Grundkapital der zu gründenden

Baumwolle Aktien Gesellschaft

Mark ...... in Worten .... Aktien zum Kurse von 100 pCt. zuzüglich 7 pCt. Aktienstempel, Gründungsspesen, Einführungsspesen an der Berliner Börse usw. also zum Kurse von 107 pCt. zu übernehmen.

Ich/Wir überreiche .... Ihnen hierbei Mark .... und ersuche ... um Empfangsbestätigung. Von der erfolgten Zuteilung wollen Sie mich/uns sofort benachrichtigen.

Ort ...., den .... Oktober 1909.
Straße und Nummer ....
Vor- und Zuname ....

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Oktober 1909.

Besuch aus Amerika.

Seit dem Anfang des akademischen Jahres ist Charles William Eliot, der Präsident der Harvard University war, von seiner langjährigen segenreichen Thätigkeit zurückgetreten, um ein wohlverdientes otium cum dignitate zu genießen. Eine imponirende Persönlichkeit von jener Mischung aristokratischen und demokratischen Wesens, die gerade durch die vollständige Abwesenheit jedes äußeren Mittels, die ihnen innewohnende Kraft zu markiren, den verbindlichsten Einfluß ausübt, von der großen Machtsphäre umgeben, die ihm durch die vielen zu den ersten Stellungen überall im ganzen Umfang der Vereinigten Staaten gelangten früheren Angehörigen der Harvard-Universität erwachsen war. Er beeinflußte die geistigen Strömungen der Republik in einer Weise, wie nur wenige Führer es vor ihm gethan hatten. Und bei ihm handelte es sich nicht in erster Linie um die treue Anhänglichkeit der früheren Studirenden der Universität, eine Loyalität, die bei amerikanischen Studenten ihrer Universität gegenüber nie versagt, selbst wenn sie keine begeisternde Führung besitzt; sondern hier war der machtvolle Zauber einer Persönlichkeit lebendig, für die es kein Wanken von der nach dem Wesen der wahren Demokratie orientirten Richtung seiner Leitung gab. Denn eine Persönlichkeit in Goethes Sinn war und ist Eliot. An solchen Persönlichkeiten fehlt es in der großen Republik nicht, wenn sie auch nicht in der fahlen Beleuchtung der Tagespresse, begleitet von dem Beifallsgebrüll der Anhänger und dem Toben der Gegner, sich vor dem Publikum dankend verneigen. Sie scheuen die „Drecklinie" nicht; und auch Eliot hat nie gezögert, in sie einzurücken, wenn er seinen Mitbürgern einen höheren Standpunkt zu zeigen hatte, als ihnen Eigennutz und Beschränktheit anwiesen. Wenn dann von den das Wort führenden Politikern höhnisch behauptet wurde, daß die höhere Erziehung die Leute zur Regierung unfähig mache, so wies ihnen Eliot die führenden Geister der Republik in Predigern, Lehrern, Juristen,

Propheten und Dichtern. Von ihm als Erstem, so weit heute erinnerlich, wurde der logische Beweis geführt, weshalb in den Vereinigten Staaten die öffentlichen Aemter nicht die Möglichkeit des größten Einflusses gewähren können. Seine Worte sind beherzigenswerth und trostreich Allen, denen der Parlamentarismus so oft fragwürdig erscheinen muß. „Politische Führer", sagt Eliot, „sind sehr selten Denker; meist sind sie Männer, die versuchen, große Massen von Menschen zu veranlassen, nach Prinzipien zu handeln, die lange schon von Denkern festgelegt worden sind. Ihre Gabe besteht in der richtigen Wahl eines möglichen Weges in der Richtung zum Ideal; ihre Kunst ist die Kunst logischer Darlegung und Ueberredung; ihre Ehre besteht in der treuen Erfüllung auch der schwierigsten patriotischen Pflichten, die Jedermann kennt."

Mit Eliot erhob sich die Stellung der Leiter der großen amerikanischen Institute zu einer Macht, die nicht sowohl dem geistigen Material galt, das diese Männer repräsentirten, als dem Prinzip, dem sie dienten. Der denkende Amerikaner kann keine wirkliche und dauernde Demokratie begreifen, die nicht mit einem weithin reichenden Erziehungsystem verbunden wäre. Der Staatsschule glaubt er verdanken zu können, daß die nationalen und konfessionellen Besonderheiten, die Millionen von Einwanderern eigenthümlich waren, in der dritten Generation ihrer Nachkommenschaft kaum mehr bemerkbar sind; den öffentlichen Schulen und den mit ihnen verbundenen Instituten bringen die Bürger jeder Berufsklasse, besonders in den reicheren Staaten, alles erdenklich Nöthige ohne Zögern entgegen. Aus diesem Verständniß des Grundsatzes einer organischen Verbindung zwischen staatlicher Erziehung und dem Bestand eines wahren und gerechten Staatswesens erklärt sich die jetzt anerkannt führende Stellung der Leiter der großen Erziehunginstitute.

Aus der Masse der sich fröhlich „Universities" nennenden Anstalten schieden sich allmählich die Institute, denen Mittel zur Verfügung standen, sich zu wirklichen Universitäten im Sinn der deutschen Hochschulen zu entwickeln, wenn auch auf Wegen, die sowohl von einander als auch von denen der deutschen Universitäten verschieden sind. Den ersten Anstoß dazu gab die Johns Hopkins University, die in der Mitte der siebenziger Jahre in Baltimore mit dem ausgesprochenen Zweck gegründet wurde, eine deutschen Universitäten gleichwerthige Anstalt zu schaffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit folgten andere Institute, die die Mittel dazu entweder schon besaßen oder ohne Schwierigkeit erlangten, mit der Errichtung von Lehrstühlen für die Ausbildung von selbständigen Forschern; Harvard College und Yale College wurden Universitäten und die neuen Lehrstühle zogen Forscher an, die den Studirenden vieler Wissenszweige ermöglichten, ihre Ausbildung zunächst in der Heimath zu erhalten. Dann entstand im Jahr 1900 der Verband amerikanischer Universitäten, der unter dem Vorsitz der Universitäten Harvard, Chicago und California

vierzehn große Institute umfaßte; ihm gehören jetzt ungefähr zwanzig Institute unter festgelegten Bedingungen an. Das ist immerhin eine kleine Anzahl in einer Bevölkerung von über achtzig Millionen.

Es war eine natürliche Folge, daß die Aufmerksamkeit der Oeffentlichen Meinung, die in den Vereinigten Staaten eben so wie in England eine nicht mißzuverstehende Ausdrucksweise hat, sich ernstlich mit den Männern beschäftigte, die diesen führenden Anstalten vorstanden und die, mit Eliot an der Spitze, sich jetzt erlaubten, dieser Oeffentlichen Meinung als Mahner gegenüberzutreten, ohne etwas Anderes zu wollen als nur die Pflichten der großen Stellung zu erfüllen, zu denen die Aelteren von ihnen berufen wurden, ehe sich diese ihre Pflichten der Gesammtbevölkerung gegenüber durch die weitere Entwickelung ihrer Anstalten und durch das Beispiel Eliots klar herausgestellt hatten. Die mahnenden Propheten sind in einer Demokratie eben so schlecht dran wie einem Monarchen gegenüber; die Masse weiß sich keine Erklärung für eine rein aufgehende Pflichterfüllung; aber man muß gestehen, daß die große und allgemeine Achtung, deren sich die Leiter der großen Universitäten erfreuten, Anstalten, denen Charakterbildung und nicht ausschließliche Fachbildung nach wie vor das große Ziel ist, es ihnen nicht schwer machte, den Einfluß auf die Oeffentliche Meinung zu gewinnen, den sie jetzt besitzen und den sie noch lange zum Segen ihres Landes bewahren mögen.

Während der letzten zehn Jahre sind allmählich die älteren Präsidenten, unter denen sich die Universitäten entwickelten, vom Schauplatz abgetreten; unter ihnen als Letzter wohl Präsident Angell von der Michigan University, ein Mann von hohen Verdiensten auch im diplomatischen Dienst seines Landes. Unter dem Nachwuchs ragen Manche mit besonderen Gaben hervor; sie sind fast ohne Ausnahme Männer von großer Umsicht, Viele von großem Geschick und von nicht geringem Einfluß auf ihre nächste Umgebung. Der jedoch, der alle Anlagen und alle Befähigung besitzt, in die Fußstapfen Eliots zu treten, an persönlichem Muth, an großer Rednergabe, an umfassender Bildung ihm nicht nachsteht, ist ohne Zweifel Benjamin Ide Wheeler, der Präsident der Universität von Kalifornien und während der kommenden Semester Roosevelt-Professor an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin.

Als vor zehn Jahren der damalige Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Cornell-Universität, ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, der seine Fachbildung durch langjähriges Studium an deutsche Universitäten zu selbständiger, anerkannter Forschung entwickelt hatte, mit der Leitung der Universität von Kalifornien betraut wurde, hatte sein administratives Talent und die damit eng verbundene politische Einsicht kein Feld der Wirksamkeit gefunden. Die Schwierigkeit der Verwaltung eines vom Staat, also in letzter Instanz von dem gesetzgebenden Körper abhängigen, wenn auch bisher mit

großer Stetigkeit fortschreitenden und vielversprechenden Institutes war Allen bekannt; sie war dadurch nicht geringer geworden, daß sich bis auf Wheeler seine Vorgänger nur als ausführende Beamte gefühlt hatten, während die zunehmende Bedeutung der Anstalt in der Schätzung der Berufsgenossen den thatkräftigen idealen Bestrebungen der Fakultäten zugeschrieben wurde. Die Gefahr lag nah, daß der neu erwählte Präsident, wenn er eine Persönlichkeit war und auf seine individuelle Leitung bestand, mit dem Board of Regents in Konflikt gerathen und, wenn er keine Persönlichkeit war, eben nur ein neuer Verwaltungbeamter unter anderen werden würde.

Das Amt des Präsidenten einer großen amerikanischen Universität umfaßt neben den Pflichten des Rektors einer deutschen Hochschule viele Funktionen eines Unterrichtsministers. So insbesondere in Staaten, wo die Universität einen wesentlichen Theil des Gesammtsystems des staatlichen Unterrichtes einnimmt. Nur ein Mann voll Muth, Selbstkenntniß und Arbeitfreude wagt den sprunghaften Uebergang aus einer von ihm in jeder Hinsicht gut und nützlich ausgefüllten Lehrthätigkeit zu der Führung eines Institutes, das an dem Asien offenstehenden Thor mit den wichtigsten Aufgaben für die Gesammtrepublik betraut ist.

Schon sein erstes Auftreten bewies, daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für Das eintrat, was er als nothwendig betrachtete: für die weitere Entwickelung geistiger Bestrebungen. Mit sicherem Takt überzeugte er die ausschlaggebenden Stellen, daß ohne einheitliche Leitung kein Institut den gestellten Anforderungen mit adäquaten Leistungen gegenübertreten kann. Die verdiente Achtung, deren sich die Universität von Kalifornien erfreut, die großen Mittel, die ihr der Staat vertrauensvoll gewährt, der Stolz der Bürger auf ein Institut, an deren Mitglieder sie sich vertrauensvoll in mannichfachen Fährnissen, nicht allein ihres Gewissens, sondern auch in denen des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, zu wenden gewohnt sind, all Dies, das sich vor dem Antritt des neuen Präsidenten durch die pflichttreue, stetige Arbeit der einzelnen Mitglieder der Fakultäten still entwickelt hatte, ist durch seine Energie den Bürgern seines Staates evident geworden, Kaliforniens, dessen Name auf die Bewohner der übrigen Staaten der Union den selben Zauber ausübt wie der Name Italien auf die Bewohner des nördlichen Europas.

Daß sich Dies nicht erreichen ließ, ohne mannichfache Einzelinteressen zu verletzen, ist leicht zu ermessen; aber die ruhige Sicherheit, mit der er auf dem von ihm eingeschlagenen Weg beharrte, die Bestimmtheit, mit der er als einfacher Bürger gegen die Interessen einer mächtigen Partei das Recht beanspruchte, zu fordern und darauf zu bestehen, daß Tüchtigkeit allein in der Besetzung eines Amtes maßgebend sei, all Das bewirkte, daß ihm aus der dadurch erwachsenen Sympathie aller Bürger des Staates die Kraft zufloß,

vor der selbst Machthaber zurückwichen. Denn nichts ehrt der Amerikaner mehr als den Muth, der sein ganzes Wesen für seine Ueberzeugung einsetzt, und willig vertraut er einem Manne ohne Furcht.

Der Vortheil, den die Austauschprofessuren deutschen Universitäten bringen sollten, ist oft genug in Zweifel gezogen worden. Immerhin ist es nur eine Frage der Persönlichkeiten und nicht des Systems, von dem sich Jeder nur Gutes versprechen darf, der die Verhältnisse kennt. Doch sollten die entscheidenden Männer darüber im Klaren bleiben, daß jede minderwerthige Kraft, die auf irgendwelche Weise in die Austauschprofessuren nach den Vereinigten Staaten gelangt, auch als solche dort gewerthet wird, wenn auch die Presse ihre Leistungen keiner oder gar einer günstig scheinenden Kritik unterwirft. Das Gegentheil verbietet ein geschulter politischer Takt, der sich sehr wohl mit mangelndem persönlichem Takt verträgt.

Was Wheeler veranlaßt haben mag, seine intensive Arbeit durch die Uebernahme der Roosevelt-Professur mit einer Thätigkeit zu vertauschen, die kaum weniger intensiv sein dürfte, entzieht sich der Einsicht seiner Freunde. Man wird jedoch kaum irren, wenn man annimmt, daß es für einen begeisterten und freudigen Lehrer verlockend ist, auf der Katheder an der inneren Arbeit der ersten deutschen Universität mitzuwirken und die gewonnenen Eindrücke seinen Erfahrungen zu koordiniren. Sicherlich wird Wheeler dabei einen Theil der Schuld abtragen, den das amerikanische Unterrichtswesen deutschen Universitäten verdankt. Und die besten Männer werden sich dieser Möglichkeit freuen. ***

Originalität.

Bei Kontroversen und Mineralbädern ist
die Nachwirkung erst die eigentliche.

Schopenhauer, Parerga, Band II, Kapitel XV, Ueber Religion, Seite 385.

Diese Auszüge, gesammelt aus dem gerade zur Verfügung stehenden Material, sind veranlaßt durch eine Debatte (daher das übrigens nicht ganz wortgetreu wiedergegebene Motto), bei der einem hervorragenden neueren Komponisten von dem Gegner Abhängigkeit in der Melodienerfindung zum Vorwurf gemacht und deshalb Originalität abgesprochen wurde. Sie sollten der landläufigen Ansicht begegnen, daß Originalität, nach Kant die „erste Eigenschaft“ des Genies, welches „dem Nachahmungsgeist gänzlich entgegenzusetzen“ sei, die absolute Neuheit der Einzelgedanken, Themen, Motive zur nothwendigen Voraussetzung habe.

Goethe, Sprüche in Prosa:

Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Sechste Abtheilung.

Die originalsten Autoren der neusten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen. Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Aphorismen.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers: Er hat Alles aus sich selbst. Wenn ich Das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird sie einzeln nachweisen können. Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Eben so wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Komposition, für Gattung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird. Ist er nun nicht geneigt, von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit Das zu lernen, was ihm fehlt, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein Das, was mit uns geboren ist, sondern auch Das, was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

I. Goethe, Gespräche mit Eckermann.

„Die Welt bleibt immer die selbe,“ sagte Goethe; „die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens sind sich gleich: warum sollten denn die Situationen der Gedichte sich nicht gleich sein?“

„Ich habe“, sagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größten Theils nicht einmal gesehen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den Faust machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald er reflektirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, Das ist mein, hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buch genommen, ist gleichviel; es kam blos darauf an, daß ich es recht gebrauchte. Walter Scott benutzte eine Szene meines Egmont und er hatte ein Recht dazu; und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben so viel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und Das ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen sollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare; warum sollte er Das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben Das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Aehnlichkeit, so ist Das wiederum ganz recht und ich bin deshalb eher zu loben als zu tadeln ... Man spricht immer von Originalität; allein was will Das sagen? Sowie

wir geboren sind, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und Das geht so fort bis ans Ende. Und überall; was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen? Wenn ich sagen könnte, was Alles ich großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

... Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules und sie haben vollkommen Recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen besteht und daß auch der Herkules des Alterthums ein kollektives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Thaten und der Thaten Anderer. Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie Weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinn unser Eigenthum nennen! Wir müssen Alle empfangen und lernen, sowohl von Denen, die vor uns waren, als von Denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es Alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr Alles aus ihrem eigenen Genie zu haben. Die Narren! Als ob Das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritt aufdrängte und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit Etwas machte! Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen weniger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr: ich habe in meinem langen Leben Mancherlei gethan und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir das Material dazu boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter: Alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und Das zu ernten, was Andere für mich gesät hatten.

Es ist im Grunde auch Thorheit, zu fragen, ob Einer Etwas aus sich habe oder ob er es von Anderen habe; ob Einer durch sich wirke oder ob er durch Andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen. Alles Uebrige ist gleichgiltig.

Mirabeau hatte daher vollkommen Recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang

und zu seinen höheren Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben daß er es verstand, mit Anderen und durch Andere zu wirken: Das war sein Genie, seine Originalität, seine Größe... Es geht durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben Dieses ihn groß machte. Männer wie Rafael wachsen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht wurde. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein... Etwas Aehnliches, sagte ich, kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man, zum Beispiel, an dieses oder jenes Mannes Originalität zweifelt und die Quellen aufzuspüren sucht, woher er seine Kultur hat.

„Das ist sehr lächerlich", sagte Goethe; „man könnte eben so gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm die Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet. Ueberhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu, Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor mir das Selbe gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen: Das ist mein Verdienst.

Faust, Zweiter Theil, Zweiter Akt.

Mephistopheles:

Original, fahr hin in Deiner Pracht!
Wie würde Dich die Einsicht kränken!
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!

Epigrammatisch.

Den Originalen.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein Narr auf eigne Hand.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller.

Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild genommen, ist durchaus nicht zu tadeln; die ganze Natur gehört dem Dichter an, nun aber wird jene geniale Kunstschöpfung auch ein Theil der Natur und mithin kann der spätere Dichter sie so gut benutzen wie jede andere Naturerscheinung.

Wie viel zu geduldig läßt er (Byron) sich Plagiate vorwerfen, scharmutzirt nur zu seiner Vertheidigung, statt mit schwerem Geschütz die Gegner niederzudonnern. Gehört nicht Alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von Rechtes wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob und ein Lied Shakespeares mir angeeignet?

Als ich von der Behauptung des Journal des Débats sprach, daß eine Melodie aus dem Freischütz Motive aus Rousseaus Musik enthalte, schalt er lebhaft alles solches Nachgrübeln von Parallelstellen. Alles, was gedichtet, argumentirt, gesprochen werde, sei allerdings schon dagewesen; aber wie könne denn eine Lecture, eine Konservation, ein Zusammenleben bestehen, wenn man immer opponiren wolle: Das habe ich ja schon im Aristoteles, Homer und Dergleichen gelesen!

Grillparzer: Zu den eigenen Dichtungen.
Allgemeines (1845 bis 1846).

Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Erschaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leuten gedacht worden, daß man, die Richtigkeit vorausgesetzt, selten Etwas denken wird, das nicht Einer vor uns auch schon gedacht hätte. Dann giebt es Gedanken, die sich durch ihre Natürlichkeit Jedem aufdrängen und bei denen der Letzte so viel Verdienst hat wie der Erste. Und Das sind eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Gedächtniß, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten Einem selbst gehört und was einem Anderen. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wiederlesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr geworden bin, daß Gedanken, auf die ich mir Etwas zu Gute that, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Diebstahls im Augenblick des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter mit den selben Worten, bei Schriftstellern gefunden, die früher als ich geschrieben, ich aber viel später gelesen habe. Wie, zum Beispiel, eben jetzt in Herbart eine Aeußerung über Schelling und Hegel mit den selben Worten, die ich in einem Epigramm über die Beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottes Namen zu schreiben, was einem Passendes einfällt, und sich damit zu trösten, daß nur Der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts besitzt, als was er borgt.

Langhans: Geschichte der Musik. Band I, Seite 57.

Neuerdings hat W. Bäumker in den „Monatsheften für Musikgeschichte“ nachzuweisen gesucht, daß auch diese Melodie („Ein' feste Burg ist unser Gott“) nicht von Luther erfunden, sondern von ihm aus Motiven des gregorianischen Gesanges zusammengesetzt ist. In der That finden sich die dort citirten Motive in der Melodie des lutherischen Liedes reproduzirt; doch scheint mir Dies noch kein hinreichender Grund, dem Reformator das Eigenthumsrecht an ihr zu bestreiten. Wie es selbst dem größten Meister einmal passiren kann, mit fremdem Geisteskapital zu wirthschaften, zeigt der Vergleich des mozartischen Fugenthemas der Zauberflöten-Ouverture mit der früher entstandenen Klaviersonate von Clementi: welche Aehnlichkeit schwerlich eine andere Ursache hat als einen simplen lapsus memoriae und nicht, wie Jahn behauptet, als bewußte Reminiszenz, als Anspielung

auf einen früheren pianistischen Wettkampf der beiden Meister am Hofe Josephs des Zweiten aufzufassen ist. Hier wie bei Luther dürfte der Grundsatz gelten, daß das Eigenthumsrecht auf einen musikalischen Gedanken, ein Thema, nicht in allen Fällen dem Erfinder zusteht, sondern unter Umständen Dem, der es am Besten zu verwerthen gewußt hat.

Max Kalbeck: „Johannes Brahms". Band I, Seite 159.

Reminiszenzenjäger finden auch bei Brahms ein ergiebiges Terrain. Wie Brahms selbst über Dergleichen dachte, geht aus einem im Juli 1878 an Dessoff gerichteten Briefe hervor. Dessoff hatte ein Brahms gewidmetes Streichquartett komponirt und sich nachträglich an einer Stelle gestoßen, die ihm allzu stark von Brahmsens Zweiter Symphonie beeinflußt schien. Er wollte die Reminiszenz ausmerzen; da schrieb ihm Brahms: „Ich bitte Dich, mache keine Dummheiten. Eins der dümmsten Kapitel der dummen Leute ist das von den Reminiszenzen. Die betreffende kleine Stelle bei mir ist, so vortrefflich auch alles Uebrige sein mag, wirklich ganz und gar nichts. Bei Dir aber ist gerade die Stelle von einer allerliebst warmen, schönen und natürlichen Empfindung. Verdirb nicht, rühr nicht daran, Du kannst gar nicht oft so schön sprechen; doch Du fängst ja erst an, zu plaudern! Eigentlich hätte ich nichts sagen und hernach mir das herrenlose Gut nehmen sollen. Keine Note darfst Du daran ändern. Schließlich weißt Du natürlich, daß ich bei der Gelegenheit auch und viel schlimmer gestohlen habe. Die volkmannische Reminiszenz ist gar nicht der Rede werth. Die Floskel war lange vor Volkmanns Geburt da. Das hat aber nicht gehindert, daß er eben wieder ein sehr hübsches Stück daraus gemacht hat."

Adolf Bernhard Marx: Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts.

„Wir sind nur Originale, weil wir nichts wissen", sagte Goethe. Vielleicht erhalten wir aber das Vereinzelungprinzip im Einzelnen bei Ehren, in Liedlein und Tänzen, in der einzelnen Melodie: was hat sie mit Zeit- und Zukunftfrage, mit all dem Gepränge von Idee und Fortschritt zu schaffen? Sie ist eben da, gleichviel, wie, wenn sie nur erfreut. Und hier ist die Kunst ewig. Melodien hat es immer gegeben und kann und wird es immerdar geben. Schon durch Rechnung wissen wir, daß allein sechs Töne 24, acht 40320, zwölf an 500 Millionen Umstellungen gewähren, die unzählbaren Mannichfaltigkeiten des Rhythmus und vieles Andere nicht zu erwähnen. Wer will hier ein Ende finden? ... Leider ist schon die Rechnung nicht ganz richtig. Jene Millionen Motive sind einander der Ueberzahl nach so ähnlich, daß man den Unterschied kaum gewahr wird. Dann walten bekanntlich gewisse Naturgesetze der Anziehung und Abstoßung von Tonverknüpfungen (man denke der melodischen und harmonischen Regeln), fordern logisch-grammatische Nothwendigkeiten (Schlüsse, Folgerichtigkeit, Klarheit) ihr Recht; die Millionen schmelzen bei jedem neuen Hinblick zusammen.

Ja, wer jenem atomistischen Grundsatz ernstlich nachginge, müßte schneller verzweifeln als der weitsichtigste Idealist. Es giebt kein neues Motiv mehr, das sich als solches kennbar machte, es giebt keine neue Rhythmen mehr (auch die in Hillers Rhythmischen Studien sind nicht neu), wie es seit Bach ungeachtet manches neuen Mischakkords keine Erweiterung der Harmonik giebt, es giebt keine Bereicherung (die man als solche ausbeuten könnte) für die bunte Palette unserer Instrumentisten. Das ist ja eben die Verzweiflung und der Stachel Aller, die nicht

aus dem Geist und seiner Macht und Wahrheit schöpfen und der Trivialität des ewig Dagewesenen entrinnen wollen; Das treibt uns Spätlinge der Kunst, die wir uns die Neuen und Jungen nennen, zu den Verrenkungen der Melodie, zu diesen Uebertreibungen des Ausdrucks, zu dem Willkürspiel mit Harmonie und Tonarten und Motiven und Klängen, deren jedes nur seinem Sinn gemäß wirkt, im Wirbelwind der Willkür aber nur verwirrend und betäubend an unser Ohr schlägt und es endlich auch für das Verständniß der Wahrheit abstumpft.

Wann wird man endlich die nahliegende Wahrheit festhalten lernen? Nicht im Aeußeren, sondern im Inneren, das sich äußert, lebt die Kunst und ist sie begreiflich und erfaßbar. Und findet ein Berlioz neue Klänge, ein Anderer noch einen neuen Mischakkord oder eine neue melodische Wagniß: Das hat nicht mehr Bedeutung als eine neue Farbenmischung für den Maler, ein neues Wort, eine neue Wortfügung für die Sprache. Das macht nicht den Dichter, sondern der Dichter macht das Alles, wie und wo es ihm nöthig ist. Nicht die Ausdrücke sind das Leben, sind die Offenbarung des Geistes und ihr Quell: sondern der Geist ist das Leben und schafft sich die Sprache zur Offenkündigung seiner selbst und erfaßt damit die Ausdrücke, gleichviel, ob tausendmal dagewesen, ob unerhört, als Stoff der verkündenden Rede. All unsere Motive, für sich angesehen, sind nur gleichgiltiger Stoff. All dieser Stoff und Staub der Motive, für sich ist er tot, hat er schon unzählige Male dem Leben gedient, ist, von ihm verlassen, wieder Staub gewesen, wird abermals vom Leben ergriffen werden und beseelt. Nicht er für sich ist das Kunstwerk, sondern der geistige Inhalt, der ihn an sich gezogen und daraus seinen Leib gebildet und beseelt hat.

Im Finale der C-moll-Symphonie findet man kein Motiv und keinen Akkord, die nicht schon tausendmal dagewesen wären, und der Satz ist durchaus mächtig originell neu; denn er ist voll des Heiligen Geistes der Kunst. Und wo dieser Geist fehlt, da schlägt Mozarts Wort ein: „Es ist nichts drin!“

Otto Jahn: W. A. Mozart. Dritte Auflage, bearbeitet von Hermann Deiters.

Zu dem Terzett (Don Juan, Komthur, Leporello). Gazzaniga (Convitato di pietra) hat ein langes Stück daraus gemacht, nicht ohne Gefühl im Ausdruck, das beste seiner Oper; aber welch ein Abstand von Mozart! In der Notenbeilage Nr. VI ist die Szene von Donna Annas und Don Giovannis Auftreten aus Gazzanigas Oper nach der wiener Partitur mitgetheilt; einen Theil hatte schon Chrysander veröffentlicht. Durch die Vergleichung mit der entsprechenden Stelle bei Mozart wird klar, daß Mozart die Komposition seines Vorgängers nicht nur gekannt, sondern auch die Anregung zu seiner Gestaltung von ihm entnommen hat. Daß dennoch Mozarts Darstellung eine neue, selbständige Schöpfung ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft bleiben und wird auch von Chrysander anerkannt. (Hier sei hinzugefügt, daß weitere Anklänge an Mozarts Werk in der wiener Partitur, die der Herausgeber eingesehen hat, nicht zu finden sind.)

Gazzanigas Oper ist 1787 in Venedig aufgeführt worden. Text von Bertati. Bertatis und Gazzanigas Don Juan muß sehr bald nach der Aufführung in Venedig nach Wien gekommen und sowohl Da Ponte wie Mozart bekannt geworden sein; es war eben die Zeit, in welcher Mozart die neue Oper für Prag zu schreiben übernommen hatte. Ob der Gedanke, diesen so oft behandelten Stoff zu wählen, schon vorher gefaßt war, ist schwerlich zu entscheiden; sichergestellt ist aber, daß

der neue Text jetzt zu Grunde gelegt wurde. Eine Vergleichung des von Bertati und des von Da Ponte verfaßten Textes schließt jeden Gedanken an eine gemeinsame Quelle aus; nicht nur die Hauptfiguren und mehrere der Hauptszenen, sondern mehrfach die Worte selbst hat der neuere Dichter Bertati entnommen, und wo er ihn ändert, ist mehrfach die Absichtlichkeit deutlich zu erkennen. Dabei bleibt seine überlegene Geschicklichkeit, die Handlung zu führen, Charaktere zu zeichnen, die Situationen für die musikalische Behandlung, namentlich in Ensemblesätzen günstig zu gruppiren, sehr anerkennenswerth. Auch bewährt er in der gesammten Auffassung des Stoffes richtigen Takt.

Die musikalische Behandlung der Worte des Komthurs (in der Kirchhofsszene) ist offenbar durch Glucks Alceste bestimmend beeinflußt. Aus der Zusammenstellung Beider wird man entnehmen, mit welcher Sicherheit Mozart feinere Detailzüge hineinbrachte, ohne die imponirende Wirkung zu beeinträchtigen.

Das Auftreten der geharnischten Männer, die Tamino die mitgetheilten Worte, die als Inschrift in eine Pyramide eingegraben sind, einschärfen, ehe er seinen gefährlichen Weg durch die Elemente antritt, wird nach einigen feierlichen, einleitenden Takten durch einen imitirten Satz der Saiteninstrumente angekündigt, welcher in stetiger Durchführung als figurirte Begleitung zu dem Gesang der Männer beibehalten wird. Der cantus firmus aber, welchen Beide in Einklang in der Oktave, unterstützt durch Flöte, Oboe, Fagotte und Posaunen, vortragen, ist die alte Choralmelodie „Ach Gott vom Himmel sieh darein", unverändert bis auf die Theilung der halben Noten in Viertelnoten, wo es der Text verlangte, und die von Mozart hinzugesetzte Schlußzeile. Mozart lernte die Melodie ohne Zweifel aus Kirnberger kennen, wo sie oft als Beispiel angewendet und zweimal als cantus firmus bearbeitet ist. Dies kann man daraus abnehmen, daß dort, wie bei Mozart, die Anfangsnote der zweiten Zeile um eine Terz erhöht ist und daß ein von Mozart mit eingeflochtenes Motiv an ein von Kirnberger bei der Bearbeitung des Chorals „Es woll' uns Gott genädig sein" benutztes offenbar erinnert. Daß ihn die Melodie als cantus firmus anzog, zu kontrapunktischer Bearbeitung, beweist ein Skizzenblatt auf der k. k. Hofbibliothek in Wien, das den Anfang einer anderen vierstimmigen Bearbeitung enthält, die sich noch enger an Kirnberger anschließt.

Zum Ersten Satz des Requiem.

Dieser unverkennbaren Einheit der Stimmung und künstlerischen Darstellung gegenüber erscheint es um so befreundlicher, daß in Hauptmotiven ein bestimmender Einfluß Händels sich geltend macht. Stadler bemerkt, daß Mozart das Motiv des Requiem dem ersten Motiv in Händels Trauermusik auf den Tod der Königin Karoline entnahm, „wie es einige Blätter seines Nachlasses bezeugten und sie nach seiner eigenen Art ausführte." Damit können nur die vorläufigen Skizzen dieser Partie des Requiem gemeint sein, wie sie Mozart, wo es auf kontrapunktische Arbeit ankam, zu machen pflegte, ehe er die Partitur niederschrieb, und wie er sie bei der Ausarbeitung des Requiem in großer Anzahl gemacht haben muß, bevor er an die in einem Zuge fortgeschriebene Partitur gehen konnte. Daß sie aus Mozarts Jugendzeit herrührten, ist eine unbegründete Meinung Stadlers. Mozart hat Händel nicht in seiner Jugend, sondern erst durch Von Swieten kennen gelernt,

der diese Studien durch den Auftrag, Händels Oratorien zu bearbeiten, in den Jahren 1788 bis 1790 neu anregte. Früher ist ihm wohl auch die Trauermusik nicht bekannt geworden. In diesem, im Dezember 1737 komponirten herrlichen Werk hat Händel die Melodie des Chorals „Herr Jesu Christ, Du wahres Gut" oder „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" dem ersten Chor als cantus firmus untergelegt und daraus das Thema zu dem fugirten Schlußchor gezogen. Schwerlich hat Mozart das Motiv herausgezogen, um es anders zu bearbeiten; es hatte sich ihm eingeprägt, bot sich ihm, als er die Worte des Requiem erwog, von selbst dar und ist dann selbständig ausgebildet worden. Die Zusammenstellung in der Notenbeilage überzeugt, daß zwar ein ganz bestimmter Einfluß Händels wirksam war, daß aber, wenn Mozart mit Dessen Kapital wirthschaftete, Arbeit und Ertrag ihm angehören; und Dies wird eine Vergleichung der vollständigen Musikstücke noch mehr bestätigen.

Reiche und bedeutende Naturen sind in dem Bewußtsein, durch die Kraft ihrer Individualität auch von einem gegebenen Punkt aus ein Eigenthümliches hervorzubringen, oft am Unbefangensten einer Anregung durch fremde Erfindung gefolgt. Einen schlagenden Beweis kann gerade hier Haydn geben, der als letzten Satz eines Quartetts in F-moll eine Doppelfuge geschrieben hat, welche aus bewußter Rivalität hervorgegangen scheinen könnte und gewiß allen Anspruch auf Selbständigkeit hat. In welchem Umfang Händel nicht blos eigene, sondern auch fremde Motive wieder aufgenommen, umgebildet und ausgearbeitet hat, ist neuerdings durch Chrysander bekannt geworden; und eins der merkwürdigsten Beispiele ist Glucks ausdrucksvolle Arie aus der Iphigenie in Tauris: Je t'implore et je tremble, zu der ganz unverkennbar die schöne Gigue in Sebastian Bachs Klavierübung den Impuls gegeben hat. Bei diesen Meistern wird Niemand an Diebstahl aus Erfindungnoth denken.

G. C. P. Sievers erzählt (Mozart und Süßmayr), daß ihm in Ferrara ein Kapellmeister mittheilte, in einer Messe von Mozart sei ein ganzes Stück eines älteren italienischen Meisters kopirt, was Sartini bestätigte; Tonart der Messe und Namen des bestohlenen Komponisten hatte Sievers wieder vergessen. Daß Mozart in eine seiner vor 1780 für den salzburger Dom unter den Augen seines Vaters geschriebenen Messen ein fremdes Stück einschob, ist undenkbar. Schiffner berichtete, Händel und Mattheson, Telemann und Mozart hätten Reinhard Kaiser geplündert. Fuchs forderte ihn auf, den Beweis zu liefern; Schiffner, der wahrscheinlich eine Partitur Kaisers so wenig wie Mozart gesehen hatte, ist ihn schuldig geblieben.

In der Malerei bietet ein interessantes Beispiel der Benutzung fremder Motive durch einen großen Künstler das Bild von Rubens „Triumph des Julius Caesar" in der londoner National Gallery.

Bei Baedeker findet man hierüber Folgendes in der deutschen Ausgabe des Handbuches „London":

Rubens, der Triumph des Julius Caesar (in Mantua vom Künstler nach Mantegnas jetzt in Hamptoncourt befindlichen Kartons frei kopirt). „Seine Vorliebe für das Phantastische und Kolossale veranlaßte ihn, das Bild mit dem Kan-

delaber tragenden Elephanten zu wählen*); aber die bloße Wiedergabe des Originals konnte seiner lebhaften, stets auf das Dramatische gerichteten Phantasie nicht genügen. Während bei Mantegna neben dem ersten Elephanten ein harmloses Schaf einherläuft, sehen wir bei Rubens einen Löwen und eine Tigerin den Elephanten grimmig anknurren; und die Gemüthsstimmung des Elephanten ist augenscheinlich keine friedfertigere, da er zornig zum Schlage ausholt." (Waagen). Rubens' geboren 1577, hat sich in der Zeit von 1600 bis 1608 in Mantua, Rom und Genua aufgehalten.

Goethe beschreibt den fünften Karton Mantegnas nach einem Holzschnitt Andreas Andreanis aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit den folgenden Sätzen: „Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei anderen perspektivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Kandelaber; schöne Jünglinge, leicht bewegt, aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt."

„Was brachte Rubens als Errungenschaft von seinem achtjährigen italienischen Aufenthalt nach Haus? Das will nicht viel sagen, daß wir auf einzelnen seiner Bilder Reminiszenzen an italienische Werke entdecken. In seiner berühmten Kreuzabnahme im antwerpener Dom klingt Daniel da Volterras Bild an, in der (verlorenen) Taufe Christi (die Zeichnung dazu hat sich erhalten) wiederholt er einzelne Figuren aus Michelangelos Schlachtkarton, die Kommunion des Heiligen Franziskus lehnt sich an eine Komposition Annibale Caraccis an, wie für die Amazonenschlacht ein Werk Tizians als Vorbild diente." Anton Springer: Zur niederländischen Kunstgeschichte, in Baedeker: Belgien und Holland.

Die Laokoon-Gruppe zeigt eine auffallende Reminiszenz an Motive aus der Gigantomachie des pergamenischen Altars. Als sich die pergamenischen Skulpturen im Alten Museum befanden, war die Laokoongrupppe neben dem betreffenden Stück des pergamenischen Gigantenfrieses aufgestellt, um eine Vergleichung zu ermöglichen. Als ich mit Richard Eger und Professor Dietrich vor vielen Jahren, von dem bei den Ausgrabungen betheiligten Baumeister Bohn geführt, die pergamenischen Skulpturen besichtigte, wurden wir von Bohn auf diese Aehnlichkeit hingewiesen.

Graf Schack: Meine Gemäldesammlung.

Der Zeus von Otrikoli steht in der vordersten Reihe der antiken Bildwerke, weil er uns die Züge von Phidias' olympischem Zeus aufbewahrt, und der Fund der kleinen Pallasstatuette an der Akropolis hat der ganzen gebildeten Welt eine freudige Ueberraschung gebracht, insofern sie nun in ihr ein Abbild jener berühmten Bildsäule zu besitzen glaubt, die einst vom Parthenon hoch über Athen emporragte.

... Das nächste Gemälde Feuerbachs, das ich in meinen Besitz brachte, war seine Pieta, Maria mit drei Frauen um den toten Christus klagend. Er selbst hat diese Arbeit immer für seine bedeutendste gehalten und schwerlich hat unsere Zeit noch ein anderes Bild hervorgebracht, aus dem die Sonne der großen italienischen Kunst so rein zurückstrahlt. Hierbei wird von Manchem die Bemerkung gemacht

---

*) Es handelt sich also um den fünften von den neun Kartons von Mantegna (Goethe, Werke unter „Ferneres über Kunst." Julius Caesars Triumphzug, gemalt von Mantegna. Erster Abschnitt, 1820).

werden, mit diesem Ausspruch sei gesagt, daß Feuerbach keine Originalität gehabt habe. Es liegt unglaublich viel Mißverstand darin, wenn man künstlerisches Verdienst auf solche Weise zu verkleinern sucht. Ich gehe nicht so weit, der Behauptung beizupflichten, die ich irgendwo gelesen: Originalität sei eine Eigenschaft, die immer nur untergeordneten Talenten zugeschrieben werden könne. Aber gewiß ist, daß die Originalität der größten Maler, eines Tizian, eines Rafael, nur in der hohen Vortrefflichkeit ihrer Leistungen besteht: und Das ist keineswegs der Sinn, den man gewöhnlich mit diesem Ausdruck verbindet.

Beide Genannte lehnen sich an ältere Maler an, haben sich aus bestimmten Schulen entwickelt und ihre früheren Werke erinnern so sehr an die ihrer Meister und Mitschüler, daß man sie kaum von ihnen unterscheiden kann. Ja, selbst in ihren spätesten Gemälden verleugnen sie nicht die Schulen, aus denen sie hervorgegangen, die Muster, die sie vor Augen gehabt und zwar oft, jedoch keineswegs immer, übertroffen haben. Daher denn auch manche Erzeugnisse ihrer Mitstrebenden ihnen zugeschrieben und bis auf den heutigen Tag unter ihrem Namen aufgeführt werden konnten. Eher möchte man versucht sein, Michelangelo wegen seiner Originalität zu rühmen; doch weiß man, wie viel auch er von früheren Meistern beeinflußt worden ist und wie er noch in seinem hohen Alter bei seinem „Jüngsten Gericht" dasjenige das Luca Signorelli in Orvieto vor Augen gehabt hat. Mit Recht originell heißen dagegen Höllenbreughel, Callot und andere Künstler, die, von dem Streben nach dem Neuen, Seltsamen und Bizarren ausgehend, jedes Vorbild verschmähen und eine einseitige Richtung, oft in karikaturartiger Weise, verfolgen.

Es ist ein trauriges Licht, das auf einige neuere Maler fällt, wenn sie, wie behauptet wird, nie eine Galerie alter Gemälde besucht haben und nie nach Italien gereist sind, um sich „ihre Selbständigkeit nicht zu verderben". Wahrlich: Diese brauchte Feuerbach um ihre Originalität nicht zu beneiden. Aber wenn er nicht in ihren Fußstapfen wandelte, wenn er auch nicht in dem Sinn eines der vorhin Genannten (man könnte auch noch den Spanier Goya hinzufügen) originell heißen kann, wenn er sich an dem Studium der Italiener gebildet hat, so darf man ihn doch darum noch nicht einen Nachahmer nennen. Da der Strom der großen Kunst seit dem siebenzehnten Jahrhundert versiecht ist, da unsere Maler nicht mehr in die Schulen des Gian Bellin, des Perugino oder auch nur der Carracci zu pilgern vermögen, können Diejenigen, welche nach dem Höchsten streben, gewiß nichts Besseres thun, als den lebendigen Unterricht dadurch ersetzen, daß sie sich wenigstens an den Meisterwerken früherer Zeiten bilden. Nur wenn sie sklavisch ihren Vorbildern folgten, hätte man ein Recht, von Nachahmung zu sprechen; aber daß Feuerbach es mit Selbständigkeit gethan, daß er manche Vorzüge seiner ewigen Muster wirklich in seine Werke übertragen hat, wird, wie ich denke, die gerechte Nachwelt zugeben.

Friedrich Chrysander: G. F. Händel. Band III. Erste Hälfte.

Auf eine Anregung ganz eigenthümlicher Art hat man die Melodie zurückgeführt, welche mit ihren fünf Variationen den Schluß der fünften Seite bildet. Sie ist bekannt unter dem Namen „Der harmonische Grobschmied (The harmonious blacksmith) und führt diesen Namen, weil Händel (so lautet die Erzählung), als er eines Tages, in der Umgegend von Cannons spazirend, von einem Regenschauer überfallen wurde und in der Werkstatt des Grobschmieds und Kirch-

schreibers Powell Schutz suchte, hier den munteren Schmied dieses Lied singen und auf dem Ambos eine Art von einklingender Grundharmonie dazu anschlagen hörte. Aber das Geschichtchen wird nirgends glaubwürdig bestätigt; es scheint in einer verhältnißmäßig späten Zeit (um 1790) lediglich durch gedankenlosen Mißverstand oder absichtliche Täuschung entstanden zu sein. Wäre die Frage nur, ob Händel diese „Air“ als Thema seiner Variationen ganz neu geschaffen oder nach einer schon vorhandenen bekannten Weise nur umgebildet habe, so müßte man die zweite Annahme für die wahrscheinlichere halten. Und handelt es sich lediglich darum, ob Händel für dergleichen natürliche Phänomene und musikalische Straßenvorgänge ein Ohr gehabt habe, so könnte man Dieses nicht blos zugeben, sondern es sogar noch mit sichern Beweisen belegen.

Selbst den Ausrufern in London horchte er ihre Töne ab; auf einem Blatte, welches ich im Fitzwilliam-Museum zu Cambridge fand, hat er (um 1735) über den Zündholzverkäufer John Shaw bemerkt: „John Shaw, near a brandy shop St. Giles's in Tyburn Road sells matches about“. (Folgt der Notenvermerk.) Und Lady Leixborough schreibt an den Dichter Shenston, als Dieser ihr seine Ansichten mitgetheilt hatte, wie die Puppentheater künstlerisch zu verwerthen sein möchten, die merkwürdigen Worte: „Anlangend Ihren Einfall zur Verbesserung des Puppentheaters, so verachte ich ihn keineswegs etwa, weil Sie an die bekannten londoner Rufe und Gestalten, welche Kinder spielen, gedacht haben mögen, denn der große Händel hat mir erzählt, daß er die Anregungen zu manchen seiner allerbesten Gesänge dem Getön der Straßenrufe in seinen Ohren verdanke; und warum sollten also Ihre Augen nicht die gleiche Anregung von der Art der Darstellung in der vorgenannten kleinen Bude empfangen können?“

Was uns das Märchen vom harmonischen Grobschmied, wenn es begründet wäre, lehren könnte, wissen wir also auch ohnehin.

E. T. A. Hoffmann: Ueber C. M. von Webers Freischütz.

Die Ouverture (in C.) ist, was sie wohl immer sein soll: der Prolog der Oper, im Sinn der Alten. Sie bereitet das Ungewitter vor und die selben Wolken findet man später, wenn es Zeit ist, oft wieder; gegen das Ende erhebt sie sich freudig, wie die ganze Oper, denn das gute Prinzip siegt, in einem spontinischen Motiv. Dieser Schlußsatz der Ouverture, der später auch der der Oper wird, erinnert so offenbar an spontinische Rhythmen, daß es unbegreiflich ist, wie dem Komponisten diese Reminiszenz entgehen konnte.

Robert Schumann: Rückblick auf das leipziger Musikleben.

Aus den vorgeführten Werken zeichnen wir als das Interessanteste eine Symphonie von Mehul aus; so unterschieden von deutscher Symphonienweise erscheint sie uns, dabei gründlich und geistreich, wenn auch nicht ohne Manier, daß wir sie auswärtigen Orchestern nicht genug empfehlen können. Merkwürdig dabei war auch die Aehnlichkeit des letzten Satzes mit dem ersten der C-moll-Symphonie von Beethoven und der Scherzos der selben beiden Symphonien, und zwar so auffallend, daß hier eine Reminiszenz von der einen oder der anderen Seite im Spiel gewesen sein muß; auf welcher, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir das Geburtjahr der Symphonie Mehuls nicht bekannt geworden ist.

(Beethovens C-moll-Symphonie ist 1807 komponirt, im Dezember 1808 in Wien zum ersten Mal aufgeführt worden; Mehul ist 1817 gestorben.)

Das Los des Weibes.

In der seelischen Entwickelung unserer Zeit giebt es kein fesselnderes Schauspiel als das Erwachen des Weibbewußtseins. Die psychischen Ursprünge gehen auf die Romantik zurück. Doch was damals sensationeller Einzelfall war, unberechenbare Ausgeburt eines genialich veranlagten Zeitalters, Das wird in unseren Tagen zur systematisch organisirten Bewegung, die eben so sehr auf den Höhen der Geburtaristokratie wie in den Tiefen des Proletariats wühlt und selbst die soliden Mittelschichten unseres sanft gearteten Bürgerthumes aufrüttelnd umzuckt. Schon kann man bei wohlbesetzten Soupers eleganten und selbst auch hübschen Damen begegnen, die sich mit leidenschaftlichem Eifer für das Frauenstimmrecht erhitzen und die, wenn man ihren funkelnden Augen trauen dürfte, lieber heute als morgen die rohe Männerherrschaft stürzen möchten. Daß junge Mädchen in Vers und Prosa ihre stillen Lüste und geheimen Fehltritte ausschreien oder daß wildgewordene Malerinnen den Geburtakt symbolisch oder realistisch sich zum Darstellungthema wählen, ist kaum noch eine Seltenheit. Und die Aventiuren galanter Damen aus älterer und neuerer Zeit werden in Memoiren und Bekenntnißschriften fleißig auf den Markt gebracht und finden reißenden Absatz.

Doch wäre es eben so falsch wie bornirt, diese ganze Bewegung vom Witzblattstandpunkt aus zu betrachten. Mögen auch einzelne Phänomene, wie der famose „Schrei nach dem Kinde" oder die bebrillte alte Suffragette mit dem Hackebeil, unwiderstehlich zur Satire herausfordern: der tiefe Ernst des historischen Vorganges kann durch solche Clownspäße der Avantgarde nicht kompromittirt werden. Im tieferen und feineren Sinn handelt es sich hier um nichts Anderes als um eine Menschwerdung des Weibes; und Das ist ein Ziel, das auch den Mann zu froher Mitarbeit bestimmen sollte. Nichts ist kurzsichtiger und erbärmlicher als die auf Denkfaulheit, stumpfsinnigem Beharrungtrieb oder gar Konkurrenzfurcht beruhende prinzipielle Opposition gegen den mit elementarischer Macht ausbrechenden Geistes- und Seelenfrühling des zum Bewußtsein seiner selbst erwachenden Weibes. Und es ist ein Zeichen von traurigem Kleinmuth, ja, von mangelndem Vertrauen zur Natur, wenn man etwa sagt, daß durch diese Bewegung die echten und starken Eigenschaften des Weibes in Verlust gerathen würden. Hunderte und selbst Tausende von Beispielen beweisen hier nichts. Das sind lauter ephemere Uebergangserscheinungen, die um so mehr schwinden werden, je mehr die Bewegung sich ihrem Ziel nähert. Sie mögen im Einzelfall gewiß oft schwer zu ertragen sein — die Natur, wo sie vorwärts will, versucht es stets zuerst mit Tollheiten und Uebertreibungen —, aber schließlich muß doch Alles in sein natürliches Gleichgewicht zurückkehren. Das Weib insbesondere dünkt mich viel zu klug und ist viel

zu sicher in seinem Instinkt, als daß es von seinen alten natürlichen Geschlechtsvorzügen (die eben so viele Geschlechtsvortheile sind), auch um der schönsten neuen Errungenschaften willen jemals Wesentliches opfern würde. Was auch kommen mag: Weib wird Weib bleiben, im guten wie im schlechten Sinn; wir brauchen uns darum nicht zu sorgen. Getrost dürfen wir unseren Frauen und Töchter gestatten, daß sie freier, selbständiger, beweglicher, intelligenter werden, und wenn wir klug sind, helfen wir ihnen dabei, mit all unseren Kräften. Nach kürzeren Schwankungen und Stockungen wird das Weib nur erhöhte Reize und reichere Kräfte daraus ziehen und wir werden als Männer unseren Gewinn davon haben. Dafür, daß zuletzt Alles in seinen Schranken bleibt, sorgt schon die ewige Naturgebundenheit des Weibes.

Mir liegt am Herzen, hier an einem Beispiel zu zeigen, in wie sicheren und vornehmen Linien sich ein solcher Ausgleich zu vollziehen vermag, nicht etwa theoretisch in künftiger Zeit, sondern real und praktisch in der Gegenwart. Ich stütze mich hierbei auf ein Dokument, dessen hoher Beweiswerth dadurch nicht verringert wird, daß es in reifer künstlerischer Durchbildung uns entgegentritt. Gewiß ist Kunst an die simple Wahrheit des Lebens im Prinzip nicht gebunden; doch eben so wenig kennt sie eine Verpflichtung, sie zu verleugnen. Phantasie und Realität sind für die Kunst lediglich Stoff, genauer noch: Formproblem; und die eine steht nicht höher als die andere. Jedenfalls hat die Kunst die Kraft, auch einen reinen, unvermischten Lebensstoff für ihre Zwecke so zu destilliren, daß keinerlei Einbuße an Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit zu erfolgen braucht. Erst die Kunst ist im Stande, durch Beseelung und Konzentration dem plumpen Wirklichkeitstoff seine Geheimnisse abzulauschen und ihn in gemeingiltiger Form, sauber herausgeschält und plastisch überzeugend, hinzustellen. Solches ist Gabriele Reuter mit ihrem neusten Roman „Das Thränenhaus“ in Hinblick auf das ewige Los der Frauen gelungen; und darum scheint es mir ersprießlich, dieses Kunstwerk auf seine dokumentarische Bedeutung hin näher zu betrachten.

Gabriele Reuter ist vor zwölf, dreizehn Jahren mit ihrem Roman „Aus guter Familie“ plötzlich berühmt geworden. Da die Künstlerin (wie in allen Zeitungen zu lesen stand) vor wenigen Monaten ihr fünfzigstes Lebensjahr beschlossen hat, war es eine späte Berühmtheit. Es konnte in diesem Fall nicht anders sein. Denn auch dieser Roman besaß dokumentarischen Werth und schilderte die leidensvolle Entwickelung eines von Familienvorurtheilen eingeengten höhergearteten Mädchens bis hart vor der Periode des physiologischen Versiechens. Es war ein Roman, der nur von einem Weib geschrieben sein konnte, das die ganze fürchterliche Gefahr einer Opferung an den Moloch konventioneller Sittlichkeit am eigenen Leib durchgemacht und siegreich überwunden hatte. Und es bildete den eigenthümlichen Reiz dieses Kunstwerkes,

daß hier eine tapfer Durchgedrungene die Seelenkraft aufbrachte, sich in die Rolle einer im Lebenskampf Unterlegenen und Zertretenen hineinzufinden, in gewissem Sinn zurückzuversetzen. Der Roman wurde hierdurch in mancher Hinsicht zu einem Anklageroman, und wenn auch die Dichterin weit davon entfernt war, eine Tendenz grob hervortreten zu lassen, so verdankt ihr Werk doch gewiß einen guten Theil seines Erfolges dem besonderen Umstand, daß es die Sache der vielen hoffnunglos alternden Mädchen aus gutem Haus zu der seinigen machte. Insofern bedeutet Gabriele Reuters erster Romanerfolg einen festen Punkt in der modernen deutschen (und selbst außerdeutschen) Frauenbewegung. Er war das Dokument einer kämpferischen Zeit, in der das Weib an seinen alten Ketten zu rütteln begann und sie abzustreifen suchte.

Der neue Roman ist von anderem Charakter. Hier ist es kaum möglich, eine tendenziöse Zuspitzung hineinzuinterpretiren. Und doch hat auch er eine Gewalt in sich, die sehr wohl im Stande ist, unsere Zeit zu ergreifen und mit seinem mildschönen Licht wohlthätig zu erhellen. Keine Klagende und Anklagende spricht hier mehr zu uns, vielmehr eine Geduldig-Weise und Abgeklärte. Darum aber durchaus nicht Eine, die ihre Zukunftziele geopfert hat. Auch nicht der leiseste Schatten des Verdachtes irgendwelcher Fahnenflucht lastet auf diesem friedevollen Buch. Was Gabriele Reuter einst nervös und sehnsüchtig begehrte, will sie jetzt mit stillgereifter Festigkeit; und was einst stürmischer Impuls in ihr war, ist jetzt ruhige, feste Ueberzeugung. Das leiht dem Buch, in all seiner herbstlichen Milde und Sonnigkeit, den Charakter tiefer Unerschütterlichkeit. Durch seine Seiten raunt Etwas wie eine frohe Heilsbotschaft: daß das Weib auf seine Weibnatur ein ewiges und unveräußerliches Anrecht hat; und daß keinerlei Paragraphen zerbrechlich-menschlicher Institutionen die Kraft haben, die im Weibe schlummernde Naturgewalt einzuengen oder zu unterbinden. Das wird nirgendwo ausgesprochen und ist doch überall in diesem Buch lebendig, dessen Schauplatz eine in schlichter ländlicher Umgebung gelegene Entbindunganstalt ist. So kommt in diesem „Thränenhaus“ Alles zusammen, was das Weib zum Weibe macht und im tiefsten Grund Weib sein läßt, ob auch jenseits von aller Schranken einer durch Priestermund eingesegneten und durch Beamteneintragung legal gemachten Ehe. Wie ein starker Gotteswind umgiebt uns diese Atmosphäre edel-menschlicher Vorurtheillosigkeit.

Kaum irgendwie sucht Gabriele Reuter zu verschleiern, daß sie selbstgeduldetes Erleben und eigenempfangene Eindrücke in die Kunstform einer Erzählung umgegossen hat. Offenherzig und unerschrocken leiht sie der Hauptperson des Buches die eigenen Bildnißzüge. Eine Schriftstellerin ist es, Cornelie Reimann, die kürzlich ein die ganze Frauenwelt bewegendes Buch geschrieben hat. Ich erschrak zuerst über diesen kühnen Grad von Unverhülltheit und Etwas in mir lehnte sich dawider auf. Darf man seine eigene Persön-

lichkeit so der schmutzigen Neugier und Klatschsucht preisgeben? Doch je weiter ich las, um so klarer mußte ich erkennen, daß das Buch nur so oder gar nicht geschrieben werden konnte. Eine zimperlichere Natur als die der Reuter hätte sich wohl für das Garnicht entschieden. Frau Reuter aber nahm das Kreuz und Wagniß ruhig auf sich. In dieser Dichterin ist eine wundersam mystische Kraft der Selbstobjektivirung. Gerade weil ihr Empfinden im innersten Grund stolz und keusch ist (viel stolzer und keuscher als bei Millionen, die ihre fragwürdigen Heiligthümer ängstlich umhegen), hat Gabriele Reuter die seltene Fähigkeit, über ihren individuellen Fall gleichsam hinwegzublicken und ihn nach seiner rein typischen Bedeutung zu bewerthen. „Das Schicksal hat Manche unter uns ausersehen zu Symbolen der Zeit", sagt einmal Cornelie Reimann in diesem Roman und hiermit ist ohne allen Zweifel die Stimmung und Gesinnung umschrieben, in der Gabriele Reuter ihr Buch niederschrieb. Sie fühlte sich als die berufene Vertreterin Aller, nicht etwa wegen ihres trivialen Geschickes, daß sie in Freiheit ein Kind gebar, sondern wegen ihrer inneren Stärke, das dumpfe alte Los des Weibes in die volle neue Bewußtseinshelle zu übertragen und hiermit eine Art befreienden Martyriums auf sich zu nehmen. „Einmal mußte wohl all Dieses von einer Frau gelitten werden, die es nicht nur dumpf quälend fühlt, sondern die es in Erkenntniß umwandeln wird, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ich meine, wenn da draußen Viele sind, die warten, daß eine letzte Thür zu einer Erkenntniß ihnen geöffnet wird."

Damit dieser Kerngehalt dem Buch nicht verloren gehe, darum mußte die Hauptgestalt des Romans eine Bewußtseinsträgerin sein; nicht etwa eine deklamirende Frauenrechtlerin, sondern eine demüthige, menschlich-tiefe Dichterin. Eine von dem Schlag der Reuter: ganz Weib und ganz Höhenmensch. Cornelie Reimann kommt nicht mit einer festen Ansicht über Alles, was Weib und Welt heißt, in das Thränenhaus, sondern ganz simpel als ein leidendes und der Hilfe bedürftiges Weib. Sie ist ganz erfüllt von ihrem Einzelschicksal und erst die Fülle des neu in ihr Bewußtsein dringenden Lebensstoffes lehrt sie den tiefen Einblick in ihre unlösliche Verbundenheit mit dem Schicksal Aller. Darin liegt für sie ein Trost und eine Erhebung. Trotz all ihrer geistigen Vorgeschrittenheit hielt doch, als niederdrückende Gefühlserbschaft, der beschränkende Wahn sie umfangen, daß sie als eine Verstoßene ihr Kind zur Welt bringen müßte. Nur mit ihrem Verstand erst hatte sie es anders gewußt; ihre Lebensimpulse hatten noch gezaudert, Ja dazu zu sagen. Jetzt aber, inmitten so mancher anderen gleichartigen und doch individuell verschiedenen Schicksale, kommt über Cornelie die große Ruhe, die selbstgewisse Ruhe, die aus der Einsicht des Allverbundenseins stammt und die eben so sehr kosmisches Weltgefühl wie unmittelbarstes Verstehen und Miterleben aller menschlichen Dinge ist. „Du hasts haben wollen; jetzt schweig und leide!" Das ists, was

alle diese Frauen, fast durchweg Mädchen der unteren Volkskreise, sich sagen müssen und was Cornelie Reimann sich eben so sagt wie die Anderen. Für das tiefere Gefühl schwinden hier alle Unterschiede: das gemeinsame Weibesschicksal ist ein Gleichmacher wie der Tod. Immer inniger lernt Cornelie Dieses begreifen. Und nachdem sie sich anfangs, mit einer ganz leichten Anwandlung von Bildungsuffisanz, vor ihren Mitschwestern hatte verschließen wollen, beginnt sie, sich ihnen allmählich immer mehr zu nähern und in instinktiver Freundschaft, als eine Leidverbundene, ihnen zuzuneigen. Aus der ganzen mir bekannten Literatur weiß ich nur eine Schöpfung, die eine verwandte Stimmung auslöst: Dostojewskijs Memoiren aus dem Toten Hause. Wie hier der Dichter als ein Allverstehender mit den niedrigen Sträflingen der sibirischen Gefängnisse als mit Seinesgleichen verkehrt, so lernt dort die an geistige Exklusivität gewöhnte Schriftstellerin und Dichterin in den gefallenen Mädchen aus dem Volk ihre Schwestern achten und lieben. Sie alle umschlingt das gleiche Los: „Du hasts haben wollen; jetzt schweig und leide!"

Für Cornelie ists plötzlich, als sei ein Vorhang vor ihr zerrissen. Mit solcher Unmittelbarkeit offenbart sich ihr das Leben. Denn hier, in diesem Thränenhaus, giebts keine Phrasen und Kulturlügen. Eine derbe schwäbische Hebamme, Frau Uffenbacher, führt ein strammes Regiment. In ihrem Beruf tapfer und pflichttreu, sonst eine habsüchtige, niedrige, ordinäre Person. Sie genirt sich weder in Worten noch in Werken; und die Drastik ihrer Gesten hat etwas Lutherisch-Einfaches und Lapidares. Zu Cornelien ist sie wie ein böser und bissiger Hund, der widerwillig kuscht, weil er die Peitsche der geistigen Ueberlegenheit spürt. Und durch einen heiteren Zufall wird ihr abergläubiger Respekt so reichlich genährt, daß sie an ein phantastisch-romantisches Schicksal zu glauben beginnt, von dem sie auch für sich selbst, in dumm-pfiffiger Berechnung, künftige Goldberge erhofft. Jedenfalls gelingt es Cornelien, nicht nur für sich selber, auch für die übrigen „Fräuleins" eine bessere Behandlung durchzusetzen; und Das verbindet sie wiederum enger mit ihren Kameradinnen. Darunter sind lustige und ernste, leichtsinnige und gedrückte. Aber Alle zeigen einen Zug gemeinsam: ihr oberster Instinkt ist, den Mann, von dem sie ihr Kind erwarten, an sich zu fesseln und für sich zu gewinnen. Selbst Demüthigungen stecken sie dafür ein und materiell bringen sie jedes Opfer. Und hier erkennt nun Cornelie einen tiefen und merkwürdigen Unterschied, der sie von diesen einfachen Volksmädchen bei aller Schicksalsgleichheit entscheidend trennt: sie selbst ist unvermögend, sich vor dem Vater ihres künftigen Kindes zu beugen. Sie besitzt dafür zu viel Persönlichkeitgefühl; das ist stärker in ihr entwickelt als der Ur-Weibesinstinkt nach dauernder Besitzergreifung des Mannes. Es dünkt sie unerträglich, daß ihr der Liebhaber nicht ganz von selbst und ohne Weiteres seine ganze Person, vielmehr nur seine

„freundschaftliche Hilfe“ anträgt. Unwirsch weist sie dieses „Almosen“ von sich und nur langsam ringt sie den Haß nieder, der anfangs darob in ihr aufschwoll. Sie hatte das „Wunderbare“ erwartet und weniger als Dieses nimmt sie nicht So überläßt sie, auch nachdem sie mit Rudi Imgart im Guten wieder zusammengekommen ist, ihn wortlos seinem Manneseinstinkt von „vager Freiheit.“ Dieser individuelle Zug ist von höchster Bedeutung. Er zeigt uns, mit welchem Opfer von ursprünglicher naiver Weiblichkeit die sonst so durch und durch weibliche Cornelie ihren geistigen Drüberstand erkaufen mußte. Sie ist zu sehr Künstlerin, als daß ihr nicht ihr Persönlichkeitgefühl das Höchste wäre. Und so läßt sie den Vater ihres Kindes ziehen; wissend, daß sie ihrem Kinde damit den Vater raubt.

Dies ist der einzige unmütterliche Zug, den man bei Cornelien beobachten kann. Sonst ist das mütterliche Empfinden bis in die feinsten und rührendsten Zartheiten bei ihr entwickelt. Wie innig liebt sie ihr Kind, selbst noch ehe sie es geboren hat! Es berührt sie als „Schauerlich-Heiliges“: „sich nur als ein Gefäß zu fühlen, in dem sich eine neue Zukunft mit tausend neuen Möglichkeiten und Hoffnungen vorbereitet.“ Und sie nimmt sich vor, recht gütig und intensiv des ehemals so geliebten Mannes zu gedenken, um damit die lieben und schönen Seiten seines Wesens als sein Erbe dem erwarteten Kinde zu übermitteln. Als dann die schwere Stunde da ist und Schmerzenschauer über Corneliens in Erwartung gespannten Leib rinnen, da holt sie die kleinen Hemdchen, Jäckchen und Windeln hervor und küßt jedes einzelne Stück „mit heißen, schmerzverzogenen Lippen, als könne sie es dadurch weihen und heiligen“. In solchen Empfindungäußerungen zeigt Cornelie sich stärker als die einfachen Mädchen um sie her. Nie würde sie über sich zu bringen vermögen, was die meisten von ihnen thun: ihr Kind in fremde Obhut zu geben. Mannichfache Abstufungen des Muttergefühles zeigen sich bei ihnen. Nicht Alle sind so tapfer und resolut wie die Rose von Ulm, die vor Allem einen Vater für ihr Kind will und jegliche Abfindung stolz zurückweist. Auch das lustige Annerle von Pfaffenhofen will von Abfindung, so hoch sie ihr auch geboten wird, nichts wissen. Doch nicht um das Kind ist es ihr dabei zu tun, das sie ohnehin später in Pflege giebt, sondern um des Behalten des Mannes. In ihr ist die Geliebte stärker als die Mutter. Und in der bayerischen Toni gar ist die Tochter der Stärkere. Sie hat ein Kind von einem ungeliebten Manne, dem sie in momentaner thörichter Verblendung, halb gezwungen, sich hingab. Als sie es zur Welt gebracht hat, ist das arme kranke Wurm ihr herzlich gleichgiltig; einzig die Verzeihung der Eltern und die Wiederaufnahme in ihr Vaterhaus ists, was sie erstrebt. Eine wahrhaft entmenschte Person aber, der gegenüber sogar die Uffenbacher sich als die sittlich Ueberlegene fühlt, ist die blonde Rubens-Schönheit, die Kellnerin Senta.

Die empfindet von vorn herein das Kind lediglich als eine Last, als eine Lust- und Betriebsstörung, und sie schlägt im Zorn nach der Hebamme, weil diese sich nicht so gerissen zeigte, bei der Entbindung eine kleine Ungeschicklichkeit zu begehen. Mußte das Balg denn durchaus lebend zur Welt kommen! Auch jene andere unnatürliche Mutter fehlt nicht, die ihr Kind in gewissenloser Weise einer Engelmacherin übergiebt, die dann aber just aus Trotz sich als gute Ziehmutter bewährt. Natürlich werden auch die Möglichkeiten, die Frucht vor der Geburt zu beseitigen, unter den Mädchen des Thränenhauses in völliger Sachlichkeit und Harmlosigkeit erörtert und ein trauriger Fall rückt in ihre Nähe, wo solcher Leichtsinn einem jungen Weibe fast das Leben raubt. Von diesen Anschlägen wendet sich Cornelie mit natürlichem Schauder ab. Der Versuch, sich den Gebär- und Mutterpflichten mit gewaltsamem Eingriff zu entziehen, gilt ihrem verfeinerten sittlichen Empfinden als „Mord".

Also auch in die Schattenseiten und Abgründe des Geschlechtslebens öffnet uns das mit so warmer Menschlichkeit erfüllte Buch der Gabriele Reuter manchen tiefen Einblick. Selbst die „finsteren triebhaften Urmächte des Lebens" hören wir einmal drohend draußen poltern, als zu nächtlicher Stunde eine von einer boshaften Magd aufgestachelte trunkene Männerschaar begehrlich ins Thränenhaus Einlaß heischt und nur vor einem ausbrechenden Sturmgewitter sich zurückzieht. Daß diese düsteren Schlagschatten nicht fehlen, ist lobend anzuerkennen. Gewiß beburfte es bei einer feinfühligen Frau keines geringen Muthes, vielleicht gar einer gewissen Selbstüberwindung, solche Tinten in ihr Gemälde hineinzumischen. Doch das Gemälde gewann dadurch an Tiefe, erhielt eine verstärkte Wucht und Symbolik. Handelt es sich doch im Grunde hier überall um elementare Gewalten, die sich im kulturellen Leben nothdürftig verbergen, die immer blos schlummern und der Gelegenheit harren, wo sie losbrechen können. Ist doch Alles, was mit Lebenzeugung und Lebengebärung zusammenhängt, fort und fort von Graus und Tod umwittert und alle süßen Blumen, die daraus erwachsen, blühen am finster gähnenden Abgrund. Wenn unsere Frauen jetzt am Werke sind, das Los des Weibes durch Verbreitung edlerer Sittlichkeitbegriffe zu erleichtern, wenn sie die Mütterlichkeit als solche, legal oder illegal, als etwas Heiliges zu begreifen bestrebt sind und darum Schutz allen Müttern fordern, so liegt auch dieses Streben auf dem Kulturweg, der nach oben führt und auf dem wir Männer nicht verschmähen wollen, ihnen Leiter und Begleiter zu sein. Vor einer Erscheinung aber wie Gabriele Reuter, die im Leben eben so tapfer wie in ihrer Kunst wahrhaftig ist, wollen wir uns in Ehrfurcht beugen; und wir werden verstehen, daß Frauen dankerfüllt zu ihr aufschauen und mit dem Judenmädel, das Cornelie Reimanns Hände küßt, zu ihr sprechen: „Wir fühlen in Ihnen die Kraft, nach der wir ringen."

Wien. Franz Servaes.

Der krimmler Wasserfall.

Der Bergesfee langschleppend Hochzeitkleid
Aus weißen Spitzen, Silber und Demanten
Zersprüht und fällt von Zeit zu Ewigkeit
Hernieder von den starren Felsenkanten.

Es rauscht und fällt und fällt und rauscht und wallt
Tief in die Schlucht in den kristallnen Weiher,
Wie von der Schulter lichter Hochgestalt
Die Schleier sinken, immer neue Schleier.

Das blinkt und stäubt... Und kommt der Sonnenschein,
So funkelts auf und glüht in tausend Farben
Und neuer Flimmer hüllt die Stelle ein,
Wo eben erst zerstiebend Flimmer starben.

Ein Lichtgewebe königlicher Pracht
Von Straußenfedern, langen schneeig weißen,
Und weißem Pfauenschweif, schwanüberdacht,
Die alle schimmern, fallen und zerreißen.

Von Silbergarben ein verwirrend Spiel,
Die, abgesichelt, blendend niedersinken.
Doch ehe noch die flüssige Aehre fiel,
Die Lüfte schon die Spreu der andern trinken.

So sinken, fallen, rauschen Tag vor Tag
Der weißen Fluthen schleiernde Gewänder,
Und wo das Moos feucht auf den Steinen lag,
Zerflattern farbig lichte Wolkenbänder.

Die Seele will das wundersame Bild
Auf ewig tief in ihre Träume tauchen:
Doch alle Schauer, sonnengolderfüllt,
Im Zauberglanz zerstieben und verrauchen . . .

Hamburg Theodor Suse.

Die Kirche.*)

Eine „Kirche" giebt es erst, wo dem individualistischen Element ein anderes, der Drang zur Gemeinschaft, auf seinem eigenen Boden entgegentritt; wo der Gemeinschaftstrieb irgendwie in das religiöse Fühlen hineingenommen wird. Was bedeutet es, daß das Gemeinschaftgefühl religiös wird?

An sich können viele Gefühle, vielleicht alle, religiöse Temperatur annehmen. Nicht nur auch die natürliche Liebe, sondern sogar der natürliche Haß. Durchaus nicht nur Gefühle, die wir für moralisch werthvoll halten. Allerlei Rausch- und Exaltationzustände.

Suchen wir die Momente auf, die den religiösen Charakter eines Gefühls ausmachen.

Vor Allem pflegt der Fromme das Gefühl, das er in die religiöse Erhebung und Aussonderung hineinnimmt, folgerecht auch aus seinem ganzen übrigen Gefühlsleben auszusondern und zur unbedingten Herrschaft in sich zu bringen. Er kennt nun für seine Person nichts mehr als dies Eine und er ordnet ihm Alles unter. Er findet auch im All und seiner letzten Kraft, in der Gottheit, der letzten Wirklichkeit, oder wie er sagen mag, dies Eine als das Allbeherrschende, das allein Wichtige wieder; er empfindet es geradezu als die Gottheit. („Wie Einer ist, so ist sein Gott.") Es ist die letzte unumstößliche Wahrheit, es ist die Nothwendigkeit; es ist zeitlos und raumlos, ewig, unendlich. Diesem einen so ausgesonderten Gefühl unterwirft er alle anderen, bringt sie ihm und der ihm entsprechenden Gottheit zum Opfer.

Ist es nun das Gemeinschaftgefühl, das religiösen Werth erhält, vom Einzelnen also in seine eigenste Persönlichkeit hineingenommen und im All wiedergefunden wird, dann wird er diese Opfer auch der Gemeinschaft bringen. So wird verständlich, wie hier der Einzelne seine innere Freiheit zu verstärken meinen kann, indem er Askese auch in diesem Sinn treibt. Opfer des Willens an diese Gottheit; religiöse Unterordnung.

Denn in die Gottwelt hinein gehört nun die Gemeinschaft. Ihr Vertreter, der Geist, der „Christus", ist Gott, Gott selbst; und wiederum jedem Einzelnen näher, als er sich selbst ist.

Man versteht, was für eine Stoßkraft eine Vereinigung erhalten muß, die so zusammengekommen ist, in der der Einzelne in der Gemeinschaft gerade sein innerstes Ich wiederfindet. Man versteht vor Allem, was für eine Spannung in die Brust jedes Einzelnen geworfen ist, furchtbar zugleich und fruchtbar, da die religiöse Erhebung ihn primär aussondert, austreibt („aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause"), die religiöse Erfüllung ihn dann aber die Gemeinschaft als die letzte und höchste Instanz wiederfinden läßt. Man begreift auch den Charakter des Entsetzens, den für den auf diese Weise Religiösen der Abfall, der eigene oder der eines ihm Lieben, erhält: ein Abfall aus dem Letzten und Entscheidenden, aus dem Leben in den Tod.

---

*) Ein Probestückchen aus dem sechsundzwanzigsten Band der von Martin Buber herausgegebenen „Sammlung sozialpsychologischer Monographien." Gesammttitel: „Die Gesellschaft". Titel des Bandes: „Die Kirche".

Das bedeutet gewiß eine ungemeine Sicherung gegen leichtfertige Störung des Gemeinschaftzusammenhanges. Man wird aber auch nicht übersehen, daß es eine nicht geringe Gefahr für das primär religiöse Element mit sich bringen muß. Und damit freilich auch für sich selbst. Denn nur so lange das persönlich selbständig machende, heraushebende Element kräftig bleibt, ist die Gemeinschaft eine religiöse. Im anderen Fall sinkt sie zu einer moralischen Anstalt, einer Schule (in der dann nur kulturelle Verkalkung gepflegt wird), oder gar zu einer wirthschaftlichen oder politischen Interessengruppe hinab. Gefahren, denen die verschiedenen Kirchen je und je nah genug gekommen sind. Auch und besonders in der neusten Zeit.

In Idee sowohl als Wirklichkeit der „Kirche" spiegelt sich denn auch das Zusammenwirken dieser beiden gleich wirksamen Komponenten sehr deutlich.

Es ist kein Zufall, daß wir im Ernst von einer hellenischen Kirche oder einer Kirche der Edda oder selbst einer altisraelitischen Kirche zur Zeit Davids nicht sprechen. Und doch gehörte in ihnen allen die Gemeinschaft des Volkes in die religiöse Erhebung hinein.

Zu einer „Kirche" gehört stets (und je fester ihre Gemeinschaft ist, desto schärfer und entscheidender) eine vorhergängige Absonderung aus den natürlichen (Volks- und Familien-)Gemeinschaften. Natürliche Menschen in ihren natürlichen Verhältnissen können als solche nicht Mitglieder einer Kirche sein. Sie müssen sich aus ihren nächsten Zuständen gelöst, der „Welt" der natürlichen Dinge entsagt haben, sie müssen neue Menschen, neugeboren, „wiedergeboren", umgeschaffen sein. Nur und allein für solche nicht mehr natürliche Menschen giebt es eine Kirche.

Das religiöse Erlebniß isolirt den Menschen, macht ihn einsam, selbständig, selbstverantwortlich, frei und über das Geschick erhaben. Es ist der Gang in die Wüste und der Kampf mit den letzten Weltmächten, der Kampf mit Gott und Teufel, der am Anfang der eigentlichen Lebensgeschichten der großen Religiösen steht. Er wird aber in irgendeiner (wenn auch abgeschwächten) Form von Jedem vorausgesetzt, der Mitglied einer Kirche werden will. Jedesmal, wann und wo die religiöse Stimmung stärker oder bewußter wurde innerhalb der Kirchen, hat diese Forderung sich sofort in den Vorder- und Mittelgrund gestellt. Und jeder Große, der Neues in die religiöse Mischung gethan hat, hat zugleich diese Forderung in neuer Weise erhoben und betont. Sei es Luther oder Loyola, einer der Pietistenhäuptlinge oder ein amerikanischer Methodist, sei es Tolstoi oder Nietzsche-Zarathustra. Durch vieles Sterben und Wiedererwachen, durch viele Untergänge und Ueberwindungen, in die äußerste Einsamkeit und ihre Schrecknisse muß Einer, der in die Schaar der Freunde des Auserwählten aufgenommen werden will. Man soll ihn auch nicht vorschnell aufnehmen; er soll Probezeiten durchmachen und sich würdig erweisen. Aber dann, einmal aufgenommen, soll er als völlig gleichwerthig gelten mit allen Anderen; sein vergangenes Leben soll rein ab und hin sein. In der Gemeinschaft soll nur noch die allerintimste Liebe und Offenheit gelten, kein Unterschied unsachlicher Art, es sei sonst, welcher es sei (prinzipiell selbst der des Geschlechtes nicht) nur Brüder und Schwestern oder „Freunde". Bezeichnungen, die immer von Neuem und mit immer neuer Herzlichkeit gebraucht werden, wo es sich um eine neue religiöse Gemeinschaft handelt, um eine Kirche also, auch wenn der Name „Kirche" abgelehnt wird. Der Unterschied zwischen der alten Volksgemeinde, die dem Stammesgott opfert, und der Kirche erscheint als ein vollkommener. Man hat ihn mit „Volks"-

und „Weltreligion“ bezeichnen wollen; aber Das trifft nicht den Kern. Man müßte sagen: Volks- und Wahlreligion. In die eine wird man hineingeboren, in die andere kann man höchstens hineinerzogen werden: man muß sie mit bewußtem und freiem Willen wählen.

Uns kommt die Idee einer solchen wahlverwandtschaftlichen Gemeinschaft verständlich und sogar selbstverständlich vor: eine einfache vernünftige Ueberlegung scheint zu genügen, um einzusehen, daß eine religiöse Gemeinschaft nur auf freie Wahl gegründet werden kann. Und was vernünftig ist, Das kann (nach einem noch immer nicht ausgestorbenen Aberglauben) zu jeder beliebigen Zeit eben als das „einfach Vernünftige“ sowohl erdacht oder erkannt als auch in die Wege geleitet werden. Höchstens hat etwa die Vernunft selbst eine längere Entwickelung durchmachen müssen, um auf das Niveau dieser Einsicht zu gelangen, und etwa auch noch muß die Richtung ihres Nachdenkens irgendwie auf diese Dinge gewendet worden sein. Doch die Wirklichkeit zeigt es uns anders. Das Meiste, was wir als einfach vernünftig deduziren, hat in langen Jahrhunderten bitteren Zwanges erst als möglich aufleuchten und dann als wirklich sich hinstellen müssen, ehe es als vernünftig sehr allmählich sich selbst bewußt werden konnte.

Der Schritt ist ein ungeheurer: von der Volksgemeinde, deren Zusammenhang gegeben erschien und nicht mehr diskutirt (geschweige zum Gegenstand einer Moral gemacht) wurde, zu einer Gemeinschaft der Gesinnung, in der der Zusammenhang der Gemeinschaft selbst erst eine Forderung (und zwar eine Hauptforderung) war.

Es wird keine leere historische Abschweifung sein, sondern dazu dienen, die Sache plastischer zu machen, wenn wir fragen, wie es zu diesem Schritt kommen konnte.

Die „Kirche“ ist weder von Christus noch, wie man heute meist sagt, von Paulus gestiftet worden. Sie war vor ihnen da, durch die Propheten vorbereitet und in den Nothzeiten des Volkes (oder, besser: des nach Babylonien deportirten Theiles des Volkes) zur Wirklichkeit erwachsen. Dort, in der Fremde, während sich das Volk halb und halb schon aufgelöst hatte und nun auch der Rest sich aufzulösen drohte, tauchte die Anschauung von einer anderen als natürlichen Gemeinschaft auf. Die Mehrheit des Volkes schien sich unter ihren Wirthsvölkern verlieren zu wollen. Nur ein „heiliger Rest“ blieb dem Gott der Väter getreu und nährte die Hoffnung auf die Wiederkunft und den endlichen Sieg des Volkes. Dieser heilige Kern des Volkes war der „getreue Knecht“, von dem jene in Aller Ohren tönende Verheißung handelte: „Fürwahr, er trägt unsere Krankheit und ladet auf sich unsere Schmerzen . . . Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben.“

Der Gedanke spielt Jahrhunderte hindurch in den mannichfachsten Farben, ohne doch vom Boden des natürlichen Volksthumes ganz loszukommen: es bleibt das Auserwählte Volk, aus dessen Angehörigen allein die Heilige Gemeinde sich zusammensetzen kann. Nur werden von jener Zeit der Verbannung an die inhaltlichen Bedingungen immer stärker, die mehr formalen der Abstammung immer schwächer. Zuletzt wird in der Persönlichkeit, Verkündigung und dem Schicksal des Nazareners der Inhalt Alles. Die nationale Bedingung wird immer unwichtiger und schließlich zu nichts. („Wahrlich ich sage Euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“) In der Heidenverkündung des Paulus ist dann diese Entwickelung zum Abschluß und die Idee der reinen Wahlgemeinschaft, der „Kirche“, zur Vollendung gekommen.

Arthur Bonus

Die Zeppelin-Gesellschaft.

I. Sehr geehrter Herr Harden, im letzten Septemberheft der „Zukunft" gaben Sie den Fragen eines Laien Raum, eines Ingenieurs, der sich angeblich über Zeppelin-Angelegenheiten informiren will, seine Fragen aber so zu fassen weiß, daß sie eine herbe Kritik der bisherigen Entwickelung und der Erfolge dieser Angelegenheit darstellen. Ich bezweifle nicht (und Ihr Kommentar zu den Zeilen des sogenannten Laien bestätigt meine Ansicht), daß in dieser Art der Fragestellung eine Absicht liegt: eine Lanze zu brechen für Die, denen von Anfang an der Verlauf der Zeppelin-Angelegenheit nicht zu Willen war.

Gewiß wäre ein Beirath von Sachverständigen (die selbstverständlich hauptsächlich ihren Sitz in Berlin gehabt hätten) besser gewesen, wenn die Voraussetzungen Ihres Laien richtig wären, wenn es den Thatsachen entspräche, daß in den verflossenen dreizehn Monaten in Friedrichshafen nichts geleistet worden wäre, wenn thatsächlich Z III keinen Fortschritt darstellte gegen Z II, den Ersatz von Echterdingen, wenn es auf Wahrheit beruhte, daß die Zeppelin-Gesellschaft ihre Aufgabe darin erblickte, Renommirfahrten zu unternehmen. Recht hätte Ihr Laie, wenn auch nur eine einzige Renommirfahrt um ihrer selbst willen unternommen worden wäre.

Er hat nicht Zeit, Ihr Laie, sich mit der Literatur über Flugtechnik zu befassen, nicht Lust, durch Lesen von Zeitschriften sich zu informiren; deshalb muß ich mir die Zeit nehmen, seine Fragen zu beantworten, nicht der Fragen wegen, sondern der Giftpfeile wegen, die der Fragesteller entsendet.

Allzu lange behielt er die Pfeile in seinem Köcher: denn schon fanden sich Kapitalisten und in wenigen Wochen wird die Gesellschaft konstituirt, die bei der G. m. b. H. am Bodensee Luftschiffe bestellt, um mit ihnen Rundfahrten zu unternehmen. Ein Erfolg der letzten Renommirfahrt nach Frankfurt und dem Niederrhein.

Doch ich wollte die Fragen Ihres Laien beantworten. Der Zweck und die Absicht der G. m. b. H.? Es ist der selbe Zweck, der die gewaltige Spende des deutschen Volkes veranlaßte: „Die Entwickelung des starren Systems nach den Ideen des Grafen Zeppelin." Die Absicht der Spender war ursprünglich wohl nur, dem Grafen den Ersatz des in Echterdingen zerstörten Schiffes zu ermöglichen; als aber die Mittel weit über das hierzu Erforderliche hinausgingen, konnte der Graf daran denken, auf breiter Basis ein Unternehmen zu schaffen, das zunächst den Ersatz des Z II liefern, dann aber die Weiterentwickelung des Systems betreiben sollte. Nicht fabrikmäßig, wie der fragende Laie annimmt, ist diese Entwickelung gedacht, sondern Schritt vor Schritt, mit Hinzuziehung und Prüfung aller Neuerungen der Technik, soll sie sich vollziehen. Von Anlagen sogenannter Luftschiffwerften hat der Laie gehört; und

so, wie er diese Mittheilung vorbringt, enthält sie eine Rüge, eine innerliche Entrüstung über diese Verschwendung des Nationalvermögens. Wenn der Herr die Anlagen in Manzell sähe, diese bemoosten, verfallenden Holzbauten, in denen Z I, II und III entstanden, in denen mit primitiven Mitteln gearbeitet und Großes geleistet wurde, dann würde er den Bau einer neuen Doppelhalle mit anschließender Fabrik nicht mehr erstaunlich finden, es sei denn, daß er das ganze System für unbrauchbar hielte. So scheint ja wirklich auch der Standpunkt dieses fragenden Laien zu sein.

Z II hat eine Geschwindigkeit von 12,8 Metern; mit Z III hofft man auf 14 Meter zu kommen. Wenn der Laie auch keine Aenderung des Typs sieht, so dürfte Das doch immerhin einen Fortschrit bedeuten. Es würde zu weit führen, wenn ich über andere Fortschritte und Absichten unserer Zeppelin-Gesellschaft den Fragenden aufzuklären versuchte.

Ueber die Abnahme der Zeppelinschiffe zerbricht sich der Laie den Kopf. Ich habe schon mitgetheilt, daß eine Privatgesellschaft die nächsten Schiffe bestellt hat; und wenn der Fragesteller die Tageszeitungen verfolgte, brauchte er nicht erst zu fragen. Wenn die Luftschiffbau-Gesellschaft im Bau der Schiffe weitere Fortschritte macht, mehr Auftrieb, größere Geschwindigkeit und Betriebssicherheit erreicht, dann werden Armee und Marine der Schiffe bedürfen. Diese Fortschritte werden gemacht auch ohne Kuratorium, ohne Beiräthe, die doch nur rathen würden, den Motor von der Firma X, der sie nah stehen, zu beziehen, den elektrischen Antrieb dieser oder jener Gesellschaft zu versuchen und den Bau der Halle an die Firma N. N. zu vergeben, in deren Aufsichtsrath sie einen Sitz haben. Einstweilen hält Graf Zeppelin und halten die Männer, die um ihn sind, als Rathgeber auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und zur Entwickelung des starren Systems für die Geeignetsten die Männer, die seit Jahren mit diesem Bau vertraut sind und in Sturm und Wetter mit den Schiffen Erfahrung gesammelt haben. Noch leidet Graf Zeppelin nicht an Gedankenschwäche und das deutsche Volk, das ihm ohne jede Bedingung Millionen zur Verfügung anvertraute, wird ihm auch das Zutrauen bewahren, frei und selbständig seine Rathgeber zu wählen. Auch die Fragestellung Ihres Laien wird dieses Vertrauen nicht mindern.

Zu weiteren Fragen Ihres Laien.

Erwirbt und veröffentlicht die Zeppelin-Gesellschaft systematisch Versuchsresultate, fördert sie den Gedanken der Lufteroberung im Allgemeinen? Arbeitet sie auch auf anderen Gebieten ihres Elementes in der wissenschaftlich höher stehenden Aviatik?

Nein, Herr Harden; nach dem gesunden Grundsatz: „Schuster bleib bei Deinem Leisten". Weil die ihr gestellten Aufgaben ihr einstweilen so ungeheuer groß und aussichtreich, so alle Kräfte heischend erscheinen, begiebt sich die

Zeppelin-Gesellschaft nicht auf diese wissenschaftlich angeblich höher liegenden Gebiete. Sie begnügt sich damit, Renommirfahrten zu machen. Sie machte die Renommirfahrt von achtunddreißig Stunden, die bei Göppingen endete. Die scheiterte nicht an der Leistungfähigkeit des Schiffes, sondern an der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte. Die Fahrt wurde gemacht, mußte gemacht werden, um endlich den Widersachern zu zeigen, daß ein Zeppelin-Luftschiff zweimal vierundzwanzig Stunden in der Luft sein kann; dieser Behauptung war bis dahin an gewissen Stellen nur mitleidiges Lächeln begegnet. In Berlin hatte man geglaubt, die Fahrt gehe nach dort und eine Landung sei beabsichtigt; um das enttäuschte Berlin zu entschädigen, wurde die erste Fahrt des Z III nach Berlin geplant und auf den achtundzwanzigsten August angesagt. Der Termin war zu kurz bemessen und es ist nicht zu leugnen, daß die Fahrt mit verschiedenen unerprobten Neuerungen eine Uebereilung war. Aber Graf Zeppelin wollte dem bereits einmal enttäuschten Berlin nicht noch einmal absagen. Die viel beredeten Propellerbrüche kommen nur auf das Konto dieser Uebereilung; aber auch ohne die schulmeisterigen Rathschläge eines Laien wird man sich in Zukunft vor Uebereilung zu hüten wissen. „Wenn wir einmal Dampfwalzen bauen", sagte Dürr mir ganz richtig, „bei denen Alles aufs Gewicht ankommt, dann wird nichts mehr vorkommen." Einstweilen wird Leichtigkeit angestrebt und auch dem Laien wird einleuchten, daß das Vereinigen der größten Leichtigkeit mit größter Leistungfähigkeit und Betriebssicherheit eine Aufgabe ist, die von Fachleuten, von Spezialisten zu lösen ist, nicht von Technikern, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallfadenlampe vorgeschritten sind.

Zurück zur Renommirfahrt nach Berlin. Ein Offizier in hoher Stellung sagte mir: „Nur durch solche Fahrten können Sie lernen; alle Unfälle haben nur die großen Vorzüge des Systems bewiesen." Vor Nürnberg landete das Schiff ohne jede Hilfe auf freiem Felde; die Besatzung sprang aus der Gondel und hielt das Schiff. Bei Bülzig waren nur drei Feldarbeiter bei der Landung behilflich. Als der Propeller eine Zelle zerriß, stürzte das Schiff nicht herab, die Besatzung zerschmetternd, wie später bei dem bedauerlichen Unglück der „République", wie es sein wird bei jedem Treffer feindlicher Geschosse: es setzte seine Fahrt fort, bis ein geeigneter Landeplatz gefunden wurde. Dort lag es dann im Sturm. Von Laien, die das Schiff nicht im Sturm sahen, wurde bemängelt, daß ein ganzes Regiment nothwendig sei, um ein Zeppelinschiff auf freiem Felde zu halten. Ein Regiment war nothwendig, aber nicht zum Halten des Fahrzeugs, sondern, um es vor dem schaulustigen Publikum abzusperren. Wohl hielten dreißig bis vierzig Soldaten die Taue, wenn eine Sturmböe das Schiff faßte; aber was Menschenkräfte jetzt leisteten, kann mechanisch durch geeignete Vorrichtungen ausgeführt werden. Man lasse der

Zeppelin-Gesellschaft doch Zeit, diese Vorrichtungen zu schaffen, und verlange nicht, daß schon zwölf Monate nach der Gründung der Gesellschaft ein fertiges Ganze dastehe. Nur durch Erfahrungen auf solchen Renommirfahrten kann erprobt werden, was notthut; nur dadurch, daß man bei Bülzig unfreiwillig im Sturm lag, konnte festgestellt werden, wie Einrichtungen von der angedeuteten Art beschaffen sein müssen; nur diese Sturmnacht konnte zeigen, welche Aenderungen nothwendig sind, um das Schiff noch widerstandsfähiger zu bauen, wie auch nur auf der Sturmfahrt am Rhein von Sachverständigen festgestellt werden konnte, daß kein anderes Luftfahrzeug solchen Windböen gewachsen sei.

Die letzten Fahrten waren Renommirfahrten im Sinn des Wortes. Von Frankfurt, Düsseldorf und Essen aus fuhren Männer der Presse, der Technik und des Kapitals als Gäste im Luftschiff. Ihnen sollte gezeigt werden, daß Z III den Keim der Entwickelungfähigkeit in sich trägt und daß das deutsche Volk sein Geld und sein Vertrauen nicht verschwendete, als es dem Grafen Zeppelin Millionen gab.

Auch diese Renommirfahrt war ein Erfolg. Die Mitfahrenden sind überzeugt, wie auch die Mitglieder des Reichstages, die an dem Aufstieg in Friedrichshafen theilnahmen, daß das starre System sich entwickeln wird, entwickelt werden muß, auch wenn es weitere Mittel erfordert. Die Privatgesellschaft, die im Interesse dieser Entwickelung Schiffe bestellt, wird sich bilden, trotz allen Neidern und Widersachern.

Und nun das Recht des deutschen Volkes auf Rechenschaft vom Grafen Zeppelin, auf Rechenschaft von der Zeppelin-Gesellschaft. Die Männer, die damals die Hand ausstreckten, um nach den Millionen zu greifen, sie ihrem Einfluß zu sichern, hat das deutsche Volk auf die Finger geschlagen. Vielleicht waren die Absichten des Herrn Geheimrathes Rathenau andere und wurden mißverstanden; ich glaube es. Das Volk hat seine Rathschläge so aufgefaßt und einmüthig dem Grafen sein Vertrauen bekundet.

Die zwölf Monate ihres Bestehens hat die Zeppelin-Gesellschaft benutzt, um Anlagen zu schaffen, in denen in Zukunft mit modernen Mitteln im Sinn des Grafen unter seiner Leitung weitere Entwickelung angestrebt wird. In einigen Wochen sollen die neuen Räume in Betrieb gesetzt werden. Zwölf Monate sind seit der Gründung der Zeppelin-Gesellschaft vergangen. Wenn nach weiteren zwölf Monaten nichts geleistet ist, kein genügender Fortschritt, keine höhere Stufe erreicht sein wird, dann vielleicht hat das deutsche Volk ein Recht auf Rechenschaft, dann hat ein Laie wie der, welcher an dieser Stelle seine herabsetzenden Fragen stellte, Anlaß zu solchen Fragen, Anlaß, in den Wein der Begeisterung des deutschen Volkes Wasser zu gießen.

Friedrichshafen. A. Colsman,
Direktor des Luftschiffbau Zeppelin.

II. Aus dem Brief eines Technikers:

„Wohl selten ist über eine Angelegenheit von gleichem Interesse in den Zeitungen aller Gattungen so viel Gutes, Dummes, Blödes und Böses geschrieben worden wie über die neuste Errungenschaft der Technik, die Luftschiffahrt mit Lenkballons und Flugmaschinen. Diese Schreibereien haben in dem unbefangenen, geduldigen Leser mancherlei Betrachtungen ausgelöst.

Ich schicke voraus, daß ich für alle Erfolge des Luftsportes, besonders der Luftschiffe des Z-Typs, als Erfindung betrachtet, die größte Bewunderung hege. Ueber die praktische Bedeutung der bisherigen Erfolge schon heute zu urtheilen, dürfte im Allgemeinen verfrüht sein, da der ganze Luftsport, vorläufig nur experimentell, noch in den Anfängen ist. In kürzester Zeit können Fortschritte gemacht werden, die der Luftschiffahrt durch die geeigneten Erfindungen eine weitgehende verkehrstechnische und militärische Bedeutung verschaffen und alle müßigen Vorurtheile als unbedacht und verfrüht Lügen strafen. Bei meinen Betrachtungen handelt es sich lediglich um das Verhalten der Oeffentlichkeit und ihres sogenannten Spiegels, der Presse.

Die deutsche Nation hat ihr Mißtrauen gegen die Lenkballons überwunden und lauter Jubel ist eingekehrt, besonders da, wo es sich um den Besuch eines Z-Ballons handelt. Dieser Jubel ist berechtigt und schön, wenn er in seinen Grenzen bleibt und dem Charakter unseres Volkes entspricht. Auch kleine Uebertreibungen, wie etwa Musikkapellen, die auf Kirchthürmen patriotische Weisen pusten, und Aehnliches läßt man sich gefallen, obwohl die Luftschiffinsassen Propellermusik bei sich führen und wenig von dieser und von anderen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten genießen können.

Es giebt aber keine ungetrübte Freude und es giebt auch das Gegentheil von Jubel: Aerger, der bis zur schäumenden Wuth über einen entgangenen Kitzel der menschlichen Neugier führen kann. Diese entgegengesetzte Empfindung von Jubel hat neulich einen Theil des Industriebezirkes eitel heimgesucht; wenigstens haben Das Blätter der von Z III ‚geschnittenen‘ Großstadt Dortmund als (wahrscheinlich stark beschlagene) Spiegel der Oeffentlichen Meinung in wenig taktvoller Weise mit reichlich Druckerschwärze kundgethan. Man soll, wenn ausführliche Erklärungen, sogar ein Brief des alten Grafen an den Magistrat berechtigte Gründe für eine Aenderung des Fahrprogrammes angeben (das Wetter war nach der Landung in Essen so regnerisch und windig, daß man kaum an eine Weiterfahrt glauben konnte), nicht den eigensinnigen Buben spielen wollen, zumal man ja in Essen mit einer bestimmt vorgesehenen Landung den versprochenen Leckerbissen viel schmackhafter haben konnte.

Man kann sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß die Fahrt des Z III als Renommirfahrt beabsichtigt gewesen sei; die Fahrt ist erst von der Oeffentlichkeit und ihren Organen zu einer solchen gemacht worden. Unzählige Städte und Dörfer haben mit geradezu erstaunlicher Ausdauer einen Besuch

des Z III über ihrer Ortschaft entweder durch Telegramme, entsandte Bürgermeister oder sonstige „Einflußreiche" zu erlangen gesucht. Z III hätte vierzehn Tage über den Kaminen des gesegneten Industriegebietes schweben können. Man sollte einer solchen Sache mit mehr Vernunft und mit weniger Neugier (genannt Patriotismus) gegenüberstehen; es wäre dem Grafen Zeppelin und seinen Mitarbeitern ganz sicher eben so angenehm.

Hier hat in erster Linie die Presse andere Bahnen zu beschreiten als bisher. Ganz Deutschland steht seit Beginn der Z-Luftschiffahrten Kopf und Unsinn über Unsinn wird durch die erlauchte Schreibergilde in die Welt hinausposaunt, zum Ergötzen unserer hochverehrten lieben Nachbarn auf allen Seiten.

Mehr Pulver also und weniger Dampf; und dann die Vernunft nicht an einem pariser Seidenfädchen, sondern an einem derben deutschen Bindfaden verankern, damit sie nicht beim ersten Windstoß auf und davon fliegt."

III. In anderen Briefen wird den Gefragten und dem Frager Anderes vorgeworfen. Wird behauptet, der Ingenieur, der hier im letzten Septemberheft sprach (und fern von Berlin lebt), habe sich in den Dienst industrieller Zeppelinfeinde gestellt. Behauptet, nicht bewiesen; und auch der Beweis wäre unerheblich für die Frage, ob sein (durchaus nicht unhöflicher noch gar tückischer) Tadel begründet war und ob sein banger Zweifel beseitigt werden kann. Der Gesellschaft wird in den Briefen allerlei Unklugheit nachgesagt. Das ewige Suchen und Tasten zeige, daß man in Friedrichshafen seiner Sache noch nicht sicher sei. Man begünstige einzelne Firmen, weigere anderen jede Auskunft, zahle für manche Materialien zu hohe Preise, verlasse sich darauf, daß die Militärverwaltung jedes Luftschiff, auch ein vielfach reparirtes, abnehmen werde, schließe dem Rath der Fachmänner, die um die wissenschaftlichen Grundlagen der Luftschiffahrt bemüht sind, eigensinnig das Ohr, habe die Warnungen vor der Gefahr, die von Celluloidfenstern und von der Belastung durch anhaltenden Regen her droht, nicht beachtet und durch die Mängel der Propellerkonstruktion die öffentliche Sicherheit gefährdet. Was dran richtig, was falsch ist, kann ich nicht beurtheilen. Habe aber nicht den Eindruck, daß sichs da um niederträchtige Verdächtigung („Giftpfeile", sagt Herr Direktor Colsman) handelt; eher wohl um den eifernden Wunsch, einer res publica über Hinderniß und Irrung hinwegzuhelfen. Wer neidet dem Grafen Zeppelin seinen Lorber? Wer der Gesellschaft ein Gedeihen, das mehr als ihr selbst noch dem Reich der Deutschen nützen müßte? Die Gesellschaft (deren bekannten, stolz gewählten Standpunkt ich Herrn Colsman hier gern noch einmal zeigen ließ) brauchte nicht so empfindlich zu sein, wenn aus dem deutschen Volk, das seit den Tagen der Nationalspende die Zeppelinsache ein Bischen als seine eigene betrachtet, endlich auch ein rauhes Wörtchen auf ihre erhabene Höhe schallt. Bedarf sie der Kritik nicht? Von allen Institutionen und Unternehmungen sie ganz allein? Sie wendet sich jetzt an die Volksgenossen und heischt finanzielle Betheiligung an einer zu gründenden Luftverkehrsgesellschaft und an einer Polarfahrt. Und den

zur Hilfeleistung Aufgeforderten soll verwehrt sein, offen auszusprechen, was ihnen unvollkommen, was der Besserung bedürftig erscheint? Graf Zeppelin war nicht der Erste, der sich in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Luft hielt. Richtig mag auch sein, daß er viel von Schwarz übernommen und den Weg zur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden hat. Einerlei. Er hat sein Leben an diese Sache gesetzt und mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hemmnisse überwunden. Er ist nicht der Erfinder der Luftschiffahrt, ist nur der Erfinder (oder Vollender) eines Systems, dessen Mängel nicht zu verhehlen sind und an dessen Nachahmung noch nirgends gedacht wird, das aber sicher nicht ohne nützliche Nachwirkung bleiben wird. Der Mann, der, allen Schwierigkeiten zum Trotz, von der Schweizergrenze durch die Luft nach Norddeutschland fuhr, ist weithin hallenden Ruhmes würdig. Bis ers so weit brachte, hat er freilich Summen verbraucht, deren fünfter Theil uns schon in Schwarzens Tagen, nach gescheiter Anwendung, vielleicht ein lenkbares Luftschiff beschert hätte. (Weils hierher paßt: die letzte Hilfe, etwa hunderttausend Mark, hat dem Grafen, gegen sehr starke Widerstände, der seitdem so unklug gescholtene und verdächtigte Geheime Baurath Emil Rathenau erwirkt.) Die persönliche Leistung bleibt dennoch stattlich genug; nicht so „unvergleichlich“ immerhin, daß man neben ihm die Parseval und Groß ganz vergessen dürfte. Sie soll nicht bestritten noch nur bemäkelt werden. Jetzt handelt sichs um Ausnützung und Entwickelung des bisher Erreichten: und schon mancher genialische Erfinder hat in diesem Stadium seinem Werk mehr geschadet als genützt. Für den Kriegsfall sind, nach dem Urtheil der militärisch Sachverständigen, Zeppelins Schiffe fürs Erste nicht zu brauchen. Dem Feind ein Riesenziel, keine Ballonhalle, kein neuen Nährstoff spendendes Bitterfeld in der Nähe, keine Compagnie zum Schutz vor Böengefahr bereit. Ob das Kriegsministerium neue Luftschiffe dieses Systems erwerben wird, bleibt abzuwarten. Der Plan der Nordpolfahrt scheint utopisch. Ein Omnibusverkehr in der Luft möglich; zunächst vielleicht sogar rentabel. Dagegen ist nichts einzuwenden; für eine bessere Propellerkonstruktion wird ja gesorgt und die öffentliche Sicherheit nicht mehr gefährdet werden als in den Anfängen jeder neuen Verkehrstechnik. Jetzt kommts darauf an, daß gut und billig gebaut wird. Manche meinen, Das sei nur zu erreichen, wenn die Konkurrenz einsetze und die erfahrensten und leistungfähigsten Firmen nicht länger ausgeschlossen werden. Die Zeppelin-Gesellschaft ist überzeugt, daß Besseres als unter dem friedrichshafener Konsortium nicht geleistet werden könne. Wir Alle dürfen uns freuen, wenn diese Zuversicht sich als berechtigt erweist. Was das System, was der ihm verpflichtete Technikerstab vermag, wird die Zeit lehren. Doch gegen Kritik, auch gegen ungerechte, sollten die allzu verwöhnten Herren sich allgemach härten. Und nicht nach jedem unhold klingenden Wörtchen über böses Trachten klagen. „Wasser in den Wein der Begeisterung gießen?“ Die Zeit der Räusche muß einmal enden; und wir müssen hoffen, daß sich das deutsche Volk auch ohne Alkoholeinwirkung noch für national nützliche Dinge begeistern kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Oktober 1909.

Moritz und Rina.

Westerland, Yorks Tag 1909.

Lieber Moritz!

David klingt noch ärger; noch mehr nach Laubhütten und ähnlichen jüdischen Sachen. Hans David Ludwig von York war trotzdem ein Kerl, der sich noch heute sehen lassen könnte. Heute erst recht. Katzbach, Wartenburg, Möckern, Paris: kein Kinderspiel. Das Tollste aber Tauroggen; das Famoseste Daß er da, ohne Befehl, ohne Ermächtigung, ohne den König zu fragen und an sein Plänchen festzubinden, auf eigene Faust fürs Land handelte; die höllische Verantwortlichkeit auf seine Kappe nahm. Das wenigstens könntet Ihr Aufrechte und Befestigte ihm nachmachen. Keine Lust? Versteht sich. „Gescheuert wird nur, wenn die Herrschaft gescheuert haben will", sagte die Patzke, als sie noch auf dem Hofe war. Konservatives Programm? Der Potsdamer von 1759 dachte anders; nahm den Schrubber, wenns ihm nöthig schien, und schonte dann die beste Waschseife nicht. (Ueberhaupt Potsdam! Wer da Preußen nicht lieben lernt, hat das Blut einer Qualle in den Adern. Wenn ich auf dem Paradeplatz das Glockenspiel, auf dem Bassin die Kommißstiefel der Militärwaisen höre, schlägt das alte Herz bis in den Hals. Hör' ich sie niemals wieder? Niemanns Sehnsucht im Venusberg dagegen mattes Flämmchen.) Schade, daß heute mit Treitschke nicht den Tag feiern kann. (Zur Enthüllung des berliner Denkmals nichts Prinzliches? Nur Hahnke? Wenig für Einen von dieser Preußenleistung. Der Kronprinz, der so viel Zeit für Sport hat, könnte doch hingehen. Einen Besseren findet er nicht; auch nicht in dem vergötterten Luftgrafen. Wovon später.) Aber die fünf dicken Bände

mitschleppen: ging nicht; schon genug Ueberfracht und Dein „schlicht bürgerlicher" Schwager (mit Cliquot Gelb abends) hätte die Unterlippe hängen lassen. Mit Ach und Krach herbekommen. Zuerst sollte es Sankt Moritz sein. Mahlzeit! Keinen Smoking (daß man jetzt den englischen Rauchrock neben Damen strapazirt, gehört mit zum Blödsinn neuer Moden), der Frack zu sehr Herrenhaus und die Ernte überall zu reichlich für gute Preise. „Kanns irgendwo schöner sein als auf unserer Scholle?" Blech mit Himbeersauce. Ich ließ nicht locker. Las ihm Deine Hymnen vom vorigen Herbst vor. Das zog. Zwar stammelte er noch einiges Verzückte über den Lido, von dem der kurländische Astaf ihm vorgeschwärmt habe; Sonne des Südens, ewig blaue Meer, Strandhütte, Aufblühen im Bademantel, Kunstschätze etc. pp. Fehlte noch. Rechts eine fette wiener Kommerzialräthin in allzu strammem Tricot, links eine zweifelhafte Contessa mit rosa bepudertem Bibberbusen und pechschwarzen Achselhärchen, die als Sakuska servirt werden: danke für Backobst und andere Südfrüchte. Dazu fühlt Dein Ergebenster sich noch immer nicht greisig genug; würde vor Privatparadiesausstellungen am Ende wieder sehr munter. Machen wir nicht. Nördlich von Neuwerk gedeiht keine Kantharide. Also hierher.

Etsch! Diesmal sind wirs. Sitzen, höchst nobel, dicht an der See und lenzen faul, während draußen der Altweibersommer seine Fäden spinnt. Weit über unsere Verhältnisse, stöhnt er. Meinetwegen. Wenig Anlage zu Leichtsinn (der tapfere Lagienka weiß davon ein Lied); aber hier schweigen alle Philisterflöten. Mensch, welches Land! Eigentlich gar nichts Besonderes. Weder Gletscher noch Matten, weder Sils-Maloja noch irgendwas mit leuchtenden Farben. Viel gelber Sand, Dünengras, längst verblühte, jetzt braune Haide, Stranddisteln und Wasser. „Und": Das schreibt man so hin; und soll hier doch Welten verbinden. Blau, grau, grün, still oder wild, mit weißen Schaumgipfeln oder wie schwerflüssiges Blei: unwahrscheinlich schön. Warum will sie durchaus Unsägliches sagen, denkst Du. Höhne nur. Warst auch jedesmal im siebenten Himmel, wenn diese Mondgebirge erklettert hattest. (Stimmt astronomisch wohl nicht; Jacke wie Hose.) Keitum am Toten Meer, Kampen am Rothen Kliff, List mit den weißen Wüsten und Sandgletschern: all meine Tage vergesse ichs nicht. Hier ist der Vordergrund leider ja gräulich schimpfirt. Fähnchen und Witzchen passen nicht in die Feierlichkeit solcher Natur und das Ewig-Berlinische brauchte mit seinen Humörchen nicht die Luft zu verstänkern. Jetzt aber schon ziemlich leer und genug stille Plätze, wo man mit Sand und Wasser allein ist. Die Sonnenuntergänge! Täglich anders; wie Alles hier. Die liebsten sind mir die leisen. Zog auch Florenz mit der vornehmen Tönung aus Silber

und Myrthe immer den Prasselfarben und grellen Wundern Neapels vor. Wenns am Himmel knallt, wenn der feuerrothe Ball ohne Wolkenfetzen ins Wasser sinkt, schwelgt das Auge (und beim Abendbrot wird an allen Tischen davon geschwärmt). Nicht das Feinste. Diskretion Herzenssache. Wenn dichte graue Schleier sich allmählich röthen, weit hinten, wie eine Mutterhoffnung, ein Rosawölkchen heranschwimmt, links ein gelbes, rechts ein braunes Gewinde durchsichtig wird, nach und nach alle Farben „in einander gehen" (nennsts nicht so, großer connaisseur?), höchstens in einem Spältchen mal was aufglüht und man das Scheiden des Lichtes nur ahnt, dann werde ich ganz still. Im Innersten andächtig und anständig. Kann keinen Menschen hören und warte, bis die Nacht die letzten Sonnengrüße geschluckt hat. Zwei Stunden später dann unter die Sternenkuppel. So nah hat man sie zu Haus nicht. Der Herr Mars ist übrigens verdammt dicht an unsere Wohnung gerückt und sieht, mit dem rothen Auge, aus, als wolle er nicht länger müßig warten. Manchmal fällt ein Stern; ehe man sich was Nützliches wünschen konnte, ist er weg. Schnuppe? Schweige gehorsamst. Kannst das Alles ja auswendig. Wer so lange im tiefsten Pommernboden eingebuddelt war, darf aber wohl mal aus dem Häuschen. Solltest den Landwehrmajor sehen. Beinahe genießbar. Nach allerlei Hopsassa aus der bekannten Kiste. Zuerst sollte Deines Vaters Tochter in den stolzen, steifen, mürrischen Friesen die wahren Germanen bewundern lernen. „Uns haben die Slaven kleingekriegt. Blutvergiftung mit den Folgen der Bedientenhaftigkeit und Betriebsamkeit. Hier Jeder ein König. Kaum eine Spur von Fremdenindustrie oder Anpassung an ostelbische Lebensgewohnheit. (Gott sei Dank! Sonst wäre das Sandparadies noch mehr überschwemmt und Eure Kempinskis hätten Krickenten auf der Speisekarte.) Und Du willst mit Schwarzweiß Alles stechen und dem ganzen Reich die Farbe Deiner Slavo-Borussen geben? Ist die Alte, die da drüben vor dem anderthalbhundertjährigen Friesenhaus unterm Birnenbaum sitzt und von Mittag bis Abend den Mund nicht aufthut, nicht viel vornehmer und deutscher als manche Nachbarin und edle Kreisspitze, deren Excellenz nur danach trachtet, sich selbst oder wenigstens ihre Mädel und Bengel in die berliner Sonne zu bringen und alles hinderliche Geflügel wegzubeißen? Hat der knochige Riese, dessen weißer Knebelbart der Hammelheerde voranweht, nicht tausendmal mehr Cheruskerliches als ein fromm gescheitelter Landrath oder ein Gardeherrchen mit Goldarmband und Mädchentaille?" Legs zu dem Uebrigen. Als ob die Potsdamer betriebsam wären und am Pfingstberg eine Fremdenfalle aufgestellt hätten. Mit Friesen konnte selbst der größte Kürassier das Rennen nicht machen. Sollte mich auch nur ärgern. Vom Paj-

sigen fix dann ins Geschlechtliche. Familienbad: auch 'ne schöne Gegend. Stelle Dir vor, daß mich hinschleppen wollte! Vorurtheillose Annäherung der Geschlechter; vernünftige Koedukation im Feuchten; Sündenfallschirm und anderes Möbel aus dem Orientbazar doch nicht mehr haltbar; moderne Weltanschauung. Hast Worte? Dabei das Unappetitlichste, was zu erdenken. Hauptvergnügen des Ferkeltages. In Kolonnen hin und Stunden lang auf den Sand gelümmelt. Halb nackt; Manche auch zu neun Zehnteln; Anderen ists nur Theater, für das sie Toilette machen. In der „Hochsaison" (wo nicht für freie Station und Prämie herzukriegen wäre) sollen bis zu vierzehnhundert Eintrittskarten täglich ausgegeben werden und an den Grenzbuhnen die Zaungäste wimmeln. Die Weibsbilder im Tricot oder anklebenden Satinröckchen, oben gar nichts; die Männlichkeit in verlängertem Sweater: so wandelt Das Luft oder räkelt sich neben einander auf dem Badelaken. Und später, wenn Eine in der besten Montur, in Fischbein und Stahl geschnürt, zum Afternoonmanöver ausrückt, grinsts über die ganze Trampelbahn: „Habt Ihr Die mal morgens gesehen?" Daß Jemand Schwester, Frau, Tochter solcher Ruppigkeit aussetzt, geht nicht in meinen Kopf. Der auch nicht faßt, wozu dieser Import nöthig war. Was dem zuchtlosen Süden wie Risotto mit Tomaten schmeckt, kann für uns Gift sein. Und Eva treibts wieder viel schlimmer als Adam; im Herrenbad geht das Geschäft wie früher, im Damenbad viel schlechter, seit die Schweinerei eingeführt ist. Angenehme Schwesterchen. Deinem wurde es ernstlich zugemuthet. „In unserem Alter, Kind!" Am Liebsten hätte der Heuchler neue Seegarnitur angeschafft. Siehst mich von Weitem? Für Lidoerliches nicht zu haben. Ob er sich vor den friesischen Paradegermanen denn nicht schäme; auf seine alten Tage etwa noch, wie der Herr Schack, eine Triole greifen und in alle Judenblätter kommen wolle. (Ist übrigens was dran? Unklar.) Das zog doch ein Bischen. Blieb graubraun gestrickt; und bald hatte das Meer ihn mit Haut und Haar. Fast noch was wie Naturgefühl. Mit einem Stich ins Idyllisch-Sentimentale, den schwer verknuse. Sonst leidlich. Nach genügender Alkoholzufuhr Abendschwärmerei für Frau Venus und das Haar der Berenike. Was gern schlucke, wenns neben mir bei Licht anständig bleibt.

Im Uebrigen der bekömmlichste Stumpfsinn. Man schläft so sacht ein. Kümmert sich nur noch um Wetter und Wind, blickt gespannt auf das hörnumer Feuer, das vielleicht verräth, ob Regen oder Nebel zu fürchten ist, und verliert jedes Interesse fürs Oeffentliche. Bis zur Unwahrscheinlichkeit. Zu Haus ists ja auch nicht gerade metropolitisch; aber man bleibt dans le mouvement und hat das Bedürfniß, auf seine Art mitzudenken. Hier? Zwei Bild-

karten an die Kinder (der Junge will für die letzten Septembertage her; Miezen lassen die Würmchen nicht los) sind meine ganze Federleistung; und wurden schon schwer genug. Zeitungen? Kaum mal flüchtig beim Frühstück. Gesund; doch Gewissensbisse wegen zunehmender Greisenträgheit. Der Abgeklärte (sagte nicht immer, daß er die Schubfächer in seinem Gehirn nach Belieben öffnen und schließen könne?) verschlingt auch hier alles Gedruckte und nur aus seinem Gnadenborn tröpfelt mir noch das Neuste zu. Scheint ja nicht viel. Langweiliger Zank, ob Bernhard Bülow von S. M. oder von unserem Heydebrand ausgemiethet worden ist. Zu dumm. So weit, daß Parteien den Kanzler stürzen können, sind wir, Gott sei Dank, ja noch nicht. Oder? Dann passe ich für die letzten Runden. Meine Bauernnase sagt mir aber, daß wir wieder einen Höllenskandal kriegen, wenn diese Melodie weiter gespielt und alles Spitzige, was oben über Bülow gesprochen worden ist, als Beweisstück vorgebracht wird; und von der Sorte haben wir eigentlich wohl das Nöthige. Daß im vorigen Spätherbst nicht ganz wasserdicht, eben so sichere Thatsache wie die, daß im Juli fertig war. Abgehauft, sagen die Bayern. Kurios die Art seiner Abwehr. Dein Schwager nennts den weltgeschichtlichen Ton. Jeder scheut „das Odium“, ihn gestürzt zu haben. Na, na. Täuschung über den eigenen Liebreiz und über das Vertrauen der Nation (latest novelty). Das Odium ließe sich am Ende tragen. Aber gefährlich, den Mann zu reizen, der viel im Sack hat (auch aus dem November) und noch unbequemer werden könnte als, toute proportion gardée, Bismarck. Deshalb wohl nächstens Auszeichnung und Affichirung fortdauernder Huld. Für ihn das Wichtigste; hat dann, was er braucht, und kann sich, zwischen Blaserna und Sapellnikow, weiter durchöden. Hollweg erfreulich still und reservirt. In Wien allerdings keine besondere Figur gemacht und hoffentlich nur von Interviewern hereingelegt. Daß Besuch in Italien aufgeschoben, mir recht; noch lieber: aufgegeben. Der ganze Dreibund ja schöner Schwindel; der ohne Donna Laura („Auswärtiges Amt mit Damenbedienung“: Hofwitz aus der vorigen Saison) nicht lange halten wird. Nur auch nicht zu österreichisch, bitte! Auf die „Halters“ (Keudell) ist kein Verlaß; wer mit ihnen ins Blaue marschirt, kommt in die Pechhütte. Sind durch unsere Schuld viel zu groß geworden; manchmal siehts schon aus, als ob sie wieder, wie vor 66, führten. Dabei solls im Kaisermanöver ziemlich wüst zugegangen und unseren Generalstabsleuten der Angstschweiß ausgebrochen sein. (Auch bei uns diesmal übrigens nicht ganz klar. Schluß ohne Entscheidung. Keiner will mit der Sprache heraus. Wenn am Pariser Platz speisest, mußt Bescheid wissen.) Franz Joseph: „Auf Wiedersehen!“ S. M.:

„Hoffentlich noch in diesem Jahr!“ Gar nicht entzückt von solcher Forcirung, die draußen nur Verdacht erregt, daß wirs allein nicht aushalten. Wer macht denn die Sache jetzt? Keinen Dunst, wer im Auswärtigen regirt (was man donnemals so nannte). Der Herr Staatssekretär läßt sich als Tirolerbua für Scherl photographiren, schindet sich auch in Berlin nicht gern und hat keine Autorität. Und wenn ich höre, daß Hollweg Botschafter empfängt, kriege ich kalte Füße. Woher nur ein Schimmer? Mir will, trotz brüderlichem Zuspruch, die Ernennung noch nicht in den Schädel. Klug, gewissenhaft, fleißig, nicht ein Quentchen Frivolität: Alles sehr hübsch und bis dicht an den Vortragenden ausreichend. Aber Kanzler? Der muß Hammer, nicht Ambos sein. Das unbiegsam Harte fehlt mir; das Preußische (grienst in die gelben Kastanienblätter?) Einer ohne Uebelwollen sagte uns neulich: „Ein feiner Privatdozent in reiferen Jahren, ders nicht nöthig hat.“ Wäre nicht, was uns noththut. Entschlußfähigkeit, eiserner Wille, Soldatenblut. Aber was versteht der Bauer vom Gurkensalat? Dir wars „nicht das Schlimmste“; vielleicht wirds also. Fürchte nur, daß wir zur Ausbildung älterer Talente in Europa und Umgegend keine Zeit mehr haben. Und nachgerade rostig werden. Nein? Weiberbetriebsamkeit? Kenne den Text. Erst abwarten und dann Thee trinken.

Siehst, wie spärlich es tröpfelt. Dem Herrn Schücking (Lothar Engelbert: genügt) haben sie endlich Titel und Pension abgeknöpft. Ein Segen. Einer, der so laut auf alle Autorität pfeift, die Träger der Staatsverwaltung anschwärzt und ohne Takt und Würde drauflosschreibt, darf nicht als Bürgermeister stolziren und aus dem großen Beutel gepäppelt werden. Toll genug, daß unter Bülow dieses Spektakel so lange dauern und man keine Zeitung aufschlagen konnte, ohne über den reinen Engelbert zu stolpern. „Krankhafte Auffassung“: noch das Mildeste, was sich sagen ließ. Von Steuergeschichte jetzt ja ziemlich still; das Reich scheint sie zu überleben. „Acht Küstenpanzer außer Dienst gestellt.“ Eine ganze Mahlzeit für den Majoratsrevolutionär, der an meiner Seite glänzt und, seit dem Frühjahr, außer in Börsenjobberei auch in Nautik macht. „Auf einen Hieb ists nicht zu knapp. Aber morgen wieder lustig weiter. Wenn dann neues Geld herangeschafft werden muß, stöhnen sie von Weißenburg bis Memel; und wenn die Engländer finden, daß die Konkurrenz zu kostspielig wird, sind sie Schweinhunde. Verständigung oder Krieg: ein Drittes giebts nicht. Mal sehen, wie Hollweg sich nach der ersten Lehrzeit zu der Frage stellt, deren Bedeutung Bülow zu spät kapiren lernte. Erst danach ist der Mann richtig einzuschätzen. Alles, was sonst noch an ‚Fragen‘ herumtrödelt, Dreibund, Marokko, Türkei, gehört in die dunkelste

Bodenkammer." Und so weiter; bis über die siebente lister Düne. Behauptet, man wolle an der Armee knausern, um für die noch immer auf dem Wasser liegende Zukunft mehr zu haben (da Anfang vom Ende, undenkbar), und auf den Konflikt Tirpitz-Baudissin müsse, wenn Heeringen sich nicht auf Hackenzusammennehmen beschränke, einer zwischen Heer und Flotte folgen, den man natürlich eben so munter ableugnen werde. Sein Steckenpferdchen. Allerneuste Puschel: die Schule. Weil ein paar unnütze Jungen sich aus der Welt ihrer gottlosen Großstädte geräumt haben, soll auf einmal im Deutschen Reich die ganze Erziehung nichts taugen und die Pflicht, sechsjährige Menschenkinder sauber in die Drillmaschine zu liefern, der schrecklichste der Schrecken sein. Kannst Dir denken, daß mich darauf nicht einlasse. So wenig wie auf Sermone über Parteitag und soi-disant Entwickelung der rothen Sippe, die seine Weisheit schon ungefähr als Staatsstütze sieht. Ob Struppian oder Ruppsack lauter schimpft, ist mir Leutewurst; skandalös finde nur, daß ordentliche Zeitungen für dieses Treiben überhaupt Raum haben. Lieber noch Cook und Peary, Zeppelin und Wright. Trotzdem gestehen muß, daß mein Bedarf an Selbstberäucherung als Mitglied der „Kulturmenschheit" (kommt gleich hinter Lothar Engelbert) bis nach Neujahr nun gedeckt ist. Kinder! War doch wirklich für den alten muthigen Grafen Feuer und Flamme; noch, als Ihr schon die Lippen kniffet. Ueber die höchsten Akazien hinaus wollen aber die alten Beine nicht. Alles Andere totgeschwiegen, Parseval immer nur so 2^b bis 3, und der Eine angefeiert wie Bismarck, Moltke, Roon, Blumenthal zusammen ihr Leben lang nicht? (Nur, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Einer mal drei Wochen lang: der Right Honourable Dernburg, der jetzt wieder verduften will.) Da kann Unsereins nicht mit. Sieht auch kein rechtes Vorwärtskommen und hört aus der Armee, daß auf die Riesenkasten nicht mehr gehofft wird und Einem (um dens, weiß Gott, nicht schade ist) nicht wußte, wie er aus der Hurrastimmung ins Nüchterne heraus finden solle. Macht nichts. „Wir haben die Herrschaft über die Luft erobert." Und den Nordpol entdeckt. Möchtest mir vielleicht sagen, was damit (selbst wenn die beiden Yankees nicht alle Kuhhäute voll lügen) der lieben Kulturmenschheit genützt wäre? Wüßte es gern noch vor dem hoffentlich seligen Ende. Daß der Menschengeist unaufhaltsam vordringt und die Wissenschaft kühn aller Schranken spottet, kann ich nicht mehr hören, ohne seekrank zu werden. Und bin ganz froh in dem Gedanken, daß nicht mitzulaufen brauche, bis auch das Himmelszelt verpestet wird, jeder bessere Börsenonkel sich seine Luftkutsche spendirt und der auf zwei Beine oder zwei Braune Angewiesene seinen Gott danken muß, wenn ihm nicht irgend-

was Motorisches oder Propelleriges auf den Kopf geschneit ist. Gönne alle diese Wunder den Enkeln und werde, wenn die Schrumpelhände sich zum letzten Gebet falten, noch so überzeugt sein wie als Konfirmandin, daß wir verdammtwenig wissen und können, schwache Geschöpfe sind und bleiben und uns den Himmel mühsam verdienen müssen, ehe aus Mittag Abend wird. Amen.

Muß gelächelt sein? Meinetwegen. Nie beansprucht, zu Euren Modernen zu gehören, das junge, das alte Herze nie zur Mördergrube gemacht; und natürlich Null neben all den bedeutenden Frauenzimmern, die heutzutage fürs Allgemeine wirken, die berühmte Kultur (und weiß Gott, was sonst noch) fördern und ihre „Lebensleistung" gegen Entgelt auf weißem Papier spaziren führen. Lebensleistung! Den schwierigen Mann Deiner leichtfertigen Wahl so ziemlich auf dem richtigen Wege gehalten, zwei gesunde Kinder geboren und zu tüchtigen Menschen erzogen und nie wissentlich eine ernsthafte Pflicht versäumt. Nicht der Rede werth? Weiß schon. Die Allgemeinheit fehlt. Gabs eben noch nicht, als ich in die Lehre ging; und die Karre lief trotzdem nicht ganz schlecht. Nun ist man alt, fast einsam, die Brut aus dem Nest geflogen; und was sich aus unserer Generation zeitgemäß aufplustert, kommt mir lächerlich vor wie geschminkte Matronen. Jedes Bäumchen hat sein Erdreich und seine Dauer. Und jeder Christenmensch hat das Seine gethan, wenn er auf dem Fleckchen, wo er gewachsen ist, mit Herz und Hand fürs Nächste gearbeitet hat. Nichts Luftherrschaftliches also für Unsereins. Aber eine weißliche Möwenmama, die ich gestern sah, hat mich getröstet. Hatte sich mit Rundstückresten so vollgestopft, daß der Hals kropfig dick wurde. Allem, was heranschwirrte, um mitzuschmausen, das Mahl vom Schnabel weggepickt. Ein Gierschlund, mußte man denken. Da kommt das braune Junge getrippelt, piept und schnäbelt an der Alten herum: und Mutter giebt Alles von sich, Bissen vor Bissen, die nun weich und verdaulich sind, dem Kinde zur Sättigung. Von Leistung fürs Allgemeine war nichts zu merken. Und Aviatik und anderer Zauber soll die natürlichen Triebe und Grenzen ändern?

Nichts für Euer Liebden. Aber seit Mitternacht gießts, alle Fenster klappern auf Teufelholen, der Gebieter wärmt noch die Keilkissen und ich erwarte den Jungen als Ueberraschung an Yorks Tag. Daher die Länglichkeit. Deine Schuld, daß noch immer nicht „aufgeklärter". Warum sparst den parties fines nicht einmal Zeit zu einer Epistel ab und schreibst über Alles und noch Etwas? (Von Lotten verlange ichs nicht. Die hat ihr Theil; und weiß, was sie mir, bei Sonnenschein und Regen, ist.) Du aber! Mein irisch Kind, wo weilest Du? Wo man an Reizenderes zu denken hat als an

Rina.

Berlin, Ptolemaeus 1909.

Schwester und Amphitritchen!

Bist natürlich schon wieder vom Strandthron geklettert, längst, versteht sich, ohne Interimsdreizack und andere Herrschaftapparate auf festem Pommernland und schiltst wenigstens in Gedanken täglich dreimal den Säumigen, der, trotz dem sylter Excitatorium, gar nichts hören läßt. Faul, gleichgiltig, lieblos, unpreußisch abenteuernd; toute la lyre. Illusionen über Werthschätzung hast mir abgewöhnt. Eben so gründlich aber diesmal im Unrecht. Den durchaus zum alten Sünder stempeln willst, hatte seit Wochen eine böse Grippe beim Kragen. Sah nicht so arg aus, daß man schon die „Verwandten um das Krankenbett versammeln" mußte (niedliche Sitte, die dem Patienten andeutet, daß es Zwölf geschlagen hat und er sich gefälligst sputen solle), doch zu arg, um liebe Menschen mit Siechenpost aus der Behaglichkeit zu alarmiren. „Wenn sies weiß, ist kein Halten", meinte Lotte (die wieder ganz auf der Höhe war, sich nur, fürchte ich, zu viel zugemuthet hat). „Sie sitzt im nächsten Zug." Erkältet sich bei dem raschen Luftwechsel; und liegt dann auch auf der Nase. Nicht um Venedig (sammt dem Lido, den viel zu hourihaft siehst). Also kein Tönchen; auch Dein Musterknabe und das Miezenheim auf Schweigegelöbniß verpflichtet. Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank. War abstinent, um der treuen Schwesterseele den Schreck zu sparen. Und wird geschimpft wie der schlechteste Kerl. Kennst eben, Reinette, mein Herzimmer noch lange nicht.

Jetzt raucht er wieder; hat aber noch nicht den rechten Zug und überlegt in Aengsten, ob und wie er Eurer Hochwohlgeboren berechtigte Wünsche erfüllen könne. Kein Kinderspiel nach so langer Wartepause. Doch der Versuch ist ja nicht strafbar. Also zunächst das Persönliche. Gar nicht weggewesen. Von überall her schlechte Wetterberichte, allerlei unaufschiebbare Kleinkramarbeit, die Gefährtin nie sehr für Badereisliches; und das leere Berlin, mit Grunewald und Wildpark, Sanssouci und Babelsberg, ungefähr der achte Himmel. Selbst der Kurfürstendamm, sonst das Unmöglichste, beinahe venezianisch nobel, wenn alle Rouleaux herunter und weder Finanzreiter noch Hofauto mit Flagge und Trara. Hättest den Thiergarten sehen sollen; der Verwöhnteste mußte sich freuen (wenn man ihm die beschämende Rosengeschichte verschwieg, in der das Denkmal von J. M. aussieht, als wäre es von Kranzler billig für eine Kränzchentafel geliefert). Sehr hübsch und fast hominin frei. Als dann Ferien und obligater Regen aufhörten, wurde früher Herbst prophezeit und die langen Abende schreckten. Bridge nicht mein Fall. Badebekanntschaft, die nachher hier Karten abgiebt und sich, wenn danach Schwei-

gen im Walde, erkundigt, ob nicht ein Mißverständniß vorliege: brr! Und schließlich die Attaque mit Athemnoth, Schwindel und Schüttelfrösten. Vielleicht später sehr südlich, wenns sein muß. Einstweilen macht sichs so sacht; und der verrufene Gilbhart beschert Tage von unwahrscheinlicher Wärme und Schönheit. Aber im Superlativ vernünftig, daß den Befestigten losgeeist und übers Seehundseiland gelotst hast. Habt hoffentlich das letzte Ballinschiff abgewartet und die Herrlichkeit (über die ganz d'accord) bis auf die Neige ausgekostet. Ueber Eure Verhältnisse? Laß Dir nicht graulich machen, sagte Wrangel, als seinem Philipp Eulenburg (dem zehdenicker, nicht dem starenberger) vorgeredet worden war, er müsse, als Adjutant, auch die ältesten ruppiner Semester durchküssen. Adolf kanns. Könnte sogar Engadin und Adria mit Trommeln und Pfeifen. Ist aber (Deine Schule!) wie die gefiederte Strandtrösterin, die Alles nur für die Brut einstopft. Unsereiner daneben ein Leichtfuß; hat sich freilich auch für keinen direkten Erben was abzuknappen. Beißt Deinen schon auf der Düne, wo Nennenswerthes kaum loszuwerden, das Gewissen, dann darfst Du ihn fidel auslachen. Noch schöner! Habe ja manchmal in seine Papierchen geguckt und kann ausrechnen, daß seit letzter Bilanz ein kleines Vermögen verdient, ohne das Händchen zu rühren. Denn wir sind mal wieder fein 'raus, und wer nicht ganz schief gewickelt war, scheffelt jetzt Doppelkronen.

Damit bin ich ins Oeffentliche gerathen und weiß nun nicht, wo anfangen und wann enden. Bei dem Ptolemaeus, der heute im Kalender steht, denke ich weniger an die Egypterkönige, deren letzte Leistung Kleopatra, das gelbe Giftbeast, war, als an den Mann des Weltsystems und der Großen Syntaxis (Astronomie und Trigonometrie hat Adolfus am Schnürchen). Dazu langts in mir nicht mal in gesunden Tagen. Der Halbinvalide kann höchstens in gedrängtem Telegrammstil Bericht erstatten. Darfst nicht schelten, wenns nur klappert. Los! Der Mars uns näher als seit manchem Jahr und trotzdem Geschäftsblüthe. Finanz glaubt also noch nicht an Krieg. Auch nicht, daß die neuen Nothsteuern „Handel und Verkehr erdrosseln". Lange genug lasen wirs. Erinnerst Dich zufällig, daß in der größten Hitze des Preßgefechtes schrieb, die Sache werde blödsinnig übertrieben und die leiseste Konjunkturschwankung bringe ganz andere Verluste? Und Gewinne, wie sich jetzt wieder zeigt. Seit dem Höllenlärm über die Talonsteuer (eine Erfindung, am Rand bemerkt, des excellenten Exbankdirektors Dernburg, der wegen eines ärgerlichen Handels mit dem Haus Koppel, Eisenbahnbaumaterial, flink hinter durchsichtiger Baumwolle verschwunden ist und erst zurückkehren wird, wenn er sich als Glückspilz im Glanz der Millionen sonnen kann, die dem Reich die Diaman-

tenregie einbringt), seit der Ansage des Handelsruins sind alle Hauptwerthe um mehrere Stockwerke gestiegen. Dadurch werden die neuen Steuern nicht besser. Die Leute nicht klüger, die von Finanzreform zu reden riskirten, ehe die Steuersysteme der Bundesstaaten in eine Einheit gebunden waren. Ueberhaupt nette Weisheit, jedesmal, wenn das Reich Geld braucht, die Steuern zu erhöhen, deren Träger nur bellen, nicht beißen. Kann Lehmanns Kutscher auch. Einschränken und neue Gewinnmöglichkeit erbirschen: noch die einzigen Mittel. Fällt denn gescheiten Bankmännern je ein, ihren Beamten, weil nicht genug einkommt, das Gehalt zu kürzen? Würde nicht flecken. Auch dem Reich helfen nur gute Geschäfte aus der Geldklemme. Monopole, wo es nicht zu spät und die Abfindung noch erschwinglich ist. Warum nicht die Lieferung elektrischer Kraft (die Produktion selbst müßte natürlich freibleiben) verstaatlichen? Für Frieden und Krieg heute schon wichtiger als die Dampfbahnen, die nächstens doch elektrifizirt werden müssen. Alle großen Verkehrsmittel zu Land und zu Wasser. Mit Staatsbeamten, die nicht wegzujagen sind, nach der Nummer avanciren, bei Bureauschluß die Kopfklappe zumachen und durch kein Interesse ans Geschäftliche gebunden sind, wäre allerdings nichts Beträchtliches herauszuwirthschaften. Aber der Herr Staat könnte das Ganze, Centralen, Dampferlinien, Bahnen aller Sorten, ja wieder verpachten. Die großen Objekte in die Hand bekommen und die Ausbeutung dann dem pfiffigeren Privatbetrieb überlassen: dahin führt, glaube ich, der nächste Weg. Und Wermuth (der Name plakatirt die Bitterniß unserer Reichsfinanz) ist wohl zu hell, um anzunehmen, mit der Steuermachei gehe es noch lange so weiter. In den Ressorts stöhnen sie, weil er ihre Wünsche, kalt lächelnd, abweist. Nicht schlecht; namentlich, wenn er auch die Firma Tirpitz & Müller nicht über Ladewigs Portemonnaie läßt. Auf die Dauer genügt aber nicht die Frage: Wo kann ich sparen? Wo für das Reich ordentlich zu verdienen ist: that is the question. Jedenfalls habens heute Industrie und Handel so gut, daß die Anständigeren sich doch schämen, die Sommerquengelei fortzusetzen. Wollen sie sich fester organisiren: gern einverstanden. Dann aber politisch, als Partei, die den marastischen Liberalismus ablösen und die Generalvertretung des deutschen Weltmachtfaktors Großindustrie plus Großfinanz nicht einem (sehr achtbar begabten) mannheimer Rechtsanwalt überlassen will. Alles Andere, Unpolitische nützt nicht. Und der Bedarf an Abwehrvereinen, Centralausschüssen, Goethebünden und ähnlichem Bazarluxus ist bis über die Puppen gedeckt.

Von den Steuern (für deren dümmste und schädlichste ich die auf den Genußmitteln der paar Reicheren haftenden halte) ists still geworden. In einem

Bombengeschäftsjahr gedieh dieser Zorn nicht. In den Parteien aber rumorts noch; und was da wird, kann für den Beobachter interessanter werden als je seit der Kartellgruppirung (der ulkige „Block“ wars, als Nonsens, nie). Schön heraus mit Siebenzig nur das Centrum; hat auf der ganzen Linie, wie jeder Unbefangene zugeben müßte, mit relativ sauberen Waffen und ohne kleinliche Rachsucht, gesiegt und Unentbehrlichkeit fürs Positive bewiesen. Die mußten, für die Zukunft von übermorgen, auch die Nationalliberalen erkennen und deshalb, um nicht aufs Schlepptau der Konservativen angewiesen zu sein, die Kulturkämpferrüstung zu Haus lassen. Bis auf Weiteres (ist zu sagen: bis die alten Krähhähne der Sozialdemokratie weggestorben, die Personalfehden ausgefuchtelt sind und die Arbeiterpartei, statt am Grab ihres Marx auf eine „Entwickelung“ zu warten, die nicht kommen will, mit ihren Mandatarstimmen, Stück vor Stück, Macht erkauft) ist das große Reichsgeschäft nur zu machen, wenn für die Lebensbedürfnisse, Haushalt, Wehrkraft, Expansion, Absatz, Nationalliberale und Centrum zusammen sorgen. Darum grundfalsch, pro domo Bernardi (nur Adolfen fragen; wie Oel oder Yquem) die Kriegsflagge zu hissen und alle mühsam in Jahr und Tag gezimmerten Brücken abzubrechen. Bringt Ruhm von links; doch die Leute, die den Aufmarsch bezahlen, wollen nicht ins Demokratisch-Sozialistische; und wenn die Nationalliberalen zu radikalem Fortschritt abschwenken, wird die Großindustrie, von der für gute Interessenvertretung in jedem Jahr mindestens eine Million zu haben wäre, anderen Unterstand suchen. Die Landtagsfraktion hats erkannt und würde um die Basser- und Stresemänner, hinter denen wirthschaftlich ja nicht annähernd so viel steht wie hinter Heyl und Oriola, ohne Zwiebelnachhilfe keine Thräne weinen. Spaßhaft, daß diese sonst nicht blinden Leute den Bülow, der ihnen die Grube gegraben hat und den sie im Privatgespräch Jahre lang wie einen Taschenspieler traktirten, dann als Nationalhelden beisetzten. Da gährts; wer sich an Thatsächliches hält und bedenkt, wie diese Partei ohne großindustrielle und agrarische Rekrutirung aussähe, kann nicht im Zweifel darüber sein, was schließlich herauskommen muß. An den Konservativen rächt sich jetzt alte Sünde; besonders empfindlich das Fehlen einer wirksamen Presse, die den Feind mit zerbläutem Rücken nach Haus schickt. Der vom Evangelischen Bund und vom HKT-Verein erzogene Anhang ist kopfscheu geworden, glaubt sich allen Ernstes an Centrum und Polen verkauft und schwört drauf, daß Bier und Tabak, Glühstrumpf und Streichholz noch den alten Preis hätten, wenn die Witwen und Waisen der Großgrundbesitzer mit dem Erbe richtig ans Messer müßten. Solche sancta simplicitas ist nicht ungefährlich und die Herren Junkers (die

sich, da im Punkt Wahlrecht Bülow nicht eiliger und nicht bronzener war als Hollweg, doch, bei Licht besehen, pour le roi de Prusse abgequält hatten) haben schwere Tage erlebt. Aber ihre Leute sind, selbst wenn sie Tageblatt, BZ oder Morgenpost einnehmen, nicht so beweglich wie deren Urkundschaft. Sie werden sich wohl in dem Gedanken beruhigen, daß auch Bismarck große Sachen mit dem Centrum gemacht hat und daß die Mielzynskis uns morgen noch nicht die Germanenhaut abziehen können. Die Kommission zur Prüfung sämmtlicher vorhandenen Wahlrechte (auch eine von echauffirten Standesgenossen wüst überschätzte Angelegenheit) sitzt auf einer sehr langen Bank. Und für das Uebrige lasse ich den Heydebrand sorgen, der Nerven und Mark eines Politikers hat und sich gegen Verständiges nicht stemmen wird. Freisinn? Ob die Bataillönchen unter drei Feldzeichen oder unter einem fechten: gehüpft wie gesprungen. Mannschaft haben sie nicht. Aber fast die ganze wichtige Presse.

Das ist ungeheuer viel. Siehe den Casus Bülow. Hast ja alles darüber Nöthige in die zwei Silben gepackt: „Zu dumm". Stimmt; und resumirt. Jedes Kind weiß, was die Glocke geschlagen hat. Als die besagte Patzke damals weg wollte, weil Hein- und Friedrich ihr spinnefeind seien, ließ man sie gehen, weils Zeit schien; mit allen Ehren und guten Worten: sie hatte drin Manches mitangesehen, was zwar durchaus nicht schimpflich war, doch in Famas famoser Abrundung recht unbequem werden konnte. Weißt noch, wie oft Bismarck erzählte, an Höfen werde Ministerwechsel gewöhnlich nicht anders motivirt und beredet als bei uns Dienstbotenkündigung? „Keine Haltung". „Schwitzige Hände." Nee, Dessen übler Athem kann drei starke Männer umwerfen." Mit dem Hühnerauge sieht Einer, was geworden wäre, wenn S. M. gesagt hätte: „Keine Spur, Bernhard; Du bleibst an der Spritze." So laut, daß es bis ins Esplanadehotel und zu Riebenstahl zu hören war. Ernsthaft ja gar nicht drüber zu reden. Wer fing wieder an? Der verärgerte Fürst hatte die Konservativen via Hamburg angeklagt, die liberale Presse kam Monate lang mit der Inkrimination auf die Dörfer und der beurlaubte Sündenbock Klehmet trug seinen Kummer auch noch vom Ilissos an die Spree. Mußte so kommen; und der principe hat ja dafür vorgesorgt, daß ihm von Amtes wegen nicht widersprochen werden kann. Nun aber schleunig Schluß. In Berlin ist er schon (beim Abschied zum Geburtstag Ihrer Majestät eingeladen), der Gnadenbeweis fällig und Einer, der für die Wahrung seines „guten Namens" unverbrüchliches Schweigen (mit Zunge und Feder) gelobt, leicht zu befriedigen. Nur kein ausführliches Attest mit „Betragen stets lobenswerth" und „Weil er sich verändern wollte". Sonst werden seine intimen Feinde wild, wir kriegen den

ganzen Kitt vors Gericht und erleben Aussagen, daß handfesten Palastdamen die Plomben wackeln. Schluß also! Ohne die Presse wäre längst Alles vergessen.

Die hat auch den Herrn Schücking zu Ehren, den Herrn Schack zu Schanden gebracht. Husum: meine Kinderstube sperrt sich gegen den Mann, der anonym (und in dem Irrthum, mit der lassallischen Bildung des Jahrhunderts genährt zu sein) so über Institutionen und erprobte Beamte schreibt. Aber, ma mie, dem Idealzustand wären wir näher und am Ende auch mit der Verwaltung besser dran, wenn Einer, so lange sonst nichts gegen ihn vorliegt, das Alles ungestraft von sich geben dürfte. Guten Glauben, Wahrhaftigkeit, sogar Muth bescheinigen und doch Titel und Pension nehmen, die über Advokaturanfänge weghelfen sollten: die dura lex (Adolf, der Römer) mag es wollen; macht mich aber nicht stolz. (Daß die liberalsten Stadtväter und die röthesten Produktivgenossen einen Tadler dieser Couleur noch derber angefaßt hätten, leugnen höchstens Quartaner.) Schack: schmierig; der Versuch, für die Intimität bei Tag und Nacht mit Monsieur et Madame durch Annonce ein Fräulein zu suchen, das Krankhafte mindestens streifend; und von Einem, der das keusche Germanenthum vor Judenverderbniß retten will, so ziemlich das Aeußerste. Aber las ich nicht zum Erbrechen oft in den selben Blättern, die jetzt eine Schackrubrik eingerichtet hatten, nur ärgste Niedertracht könne den politischen Gegner auf Sexualbegierde und Geschlechtshandlung festnageln? Damals gings um die Lähmung der internationalen Philinergruppe, deren Schädlichkeit der jüngste Konsulatsschreiber in Bangkok kannte. Jetzt hatte ein Antisemit ein Mädchen (immerhin nicht wider dessen Wissen) in Dreieck und Dreck zu ziehen getrachtet. Die Nase zu, Preußin; und schnell vorbei. Nicht weit. Hast inzwischen von dem nommé Dahsel gehört, der wegen Erpressung (ohne alle Härte übrigens) verurtheilt worden ist. Ein armer Schächer, der zuerst Stank machte und sich dann erbot, gegen Ersatz der Auslagen die Kloake zu bespülen. Weder neu noch aufregend. Jede große Stadt kennt den Typus des Blattes und seiner Zuträger; wer je für eine Nummer einen Nickel gegeben hat, ist mitschuldig; wers gar durch Inserate unterstützt, gehört, und trüge er den geachtetsten Kaufmannsnamen, an den Pranger und ins Boykottregister. Sonst aber: kein Wort zu verlieren. Daß Leute, die was zu verstecken und Angst vor Gerede haben, ein paar blaue oder braune Scheine opfern, ist schließlich kein Nationalunglück. Seit Wochen aber trieft jedes Blättchen von Empörungsekreten. Dabei war die Schandzeitung, nebenbei Organ Seiner Durchlaucht des Fürsten Philipp zu Eulenburg, Ritters vom Schwarzen Adler, und aus dessen Haus direkt bedient, von manchem „großen“ Blatt als Eides-

helfer citirt oder doch als lautere Quelle benutzt worden, wenns in den Kram paßte. Jetzt schauderts den Reinen. Mich nicht. Wenn im Blätterdickicht nicht schlimmere Gefahr lauerte als die von den Dahsels her drohende, dürfte das liebe Vaterland ganz ruhig sein. Wer Privatskandal aufriechen will, mags thun; und wer Schweigegeld bietet, muß es dazu haben.

Jetzt ist ein Eisen von anderem Format im Holzfaserfeuer. Gegen das Gebruhn und Gedahsel kann man nicht ewig zetern. Paris hat Haltbareres erfunden. Frankreich fühlt Grund zum Aerger über die Spanier, die ihm am Rif die Suppe versalzen, Großmacht mimen und entweder die alte Europa bis auf die Knochen blamiren oder die jüngere Republik zu einer Prestigeleistung zwingen, auf deren Höhe die herrschenden Radiko-Sozialisten sich nicht leicht bequemen. General d'Amade hat, sicher nicht nur im Einverständniß mit militärischen grands chefs, der Katze die Schelle angehängt und sich erhobenen Hauptes (weil ihm Popularität und das beste Oberkommando winkt) disziplinirren lassen. Was dort national fühlt, ist in Wuth über den spanischen Massenfeldzug und meint außerdem, daß Frankreich von dem Räuberhauptmann Muley Hafid unwürdige Behandlung hinnehme. Was international empfindet, lauert längst auf die Gelegenheit zu einem Riesenputsch. Poststrike und Kleineres war nur Hors d'oeuvre. Sieht bei uns Keiner, daß in Frankreich wieder zu einer Revolution mobil gemacht wird? Deshalb hat der sehr gewandte Briand, der erste richtig gehende Sozialdemokrat als Ministerpräsident, in Perigueux alle guten Franzosen, Klerikale und Atheisten, zu Versöhnung und inniger Eintracht gemahnt und, vorgestern noch Vertheidiger Hervés und aller Heeresfeinde, der Armee ein Loblied geschmettert. So redet ein Mann, der einen Ruf zu verlieren hat, nur vor einem Krieg (der den Zündstoff nach außen werfen soll) oder vor Straßenaufständen. (Hoffentlich schläft Radolin nicht.) Und aus demselben Grund besinnen sich die Regirenden nicht lange, wenn sie am Staatskessel ein Ventil öffnen können, durch das der Dampfschwaden abziehen mag. In diese Stimmung fällt die Nachricht, das Kriegsgericht in Montjuich habe den Anarchisten Ferrer ohne zulänglichen Beweis als Anstifter der barcelonischen Revolte zum Tod verurtheilt und, als alle Instanzen bis zu Alfonso hinauf zugestimmt hatten, schnell aus der Welt geschafft. Da kumulirt sichs. Erstens: den Spaniern ein Schandmal aufbrennen, das Ministerium Maura lockern und die Stoßkraft gegen Marokko schwächen. Zweitens: den Pfaffenfressern, die Briand und Pichon (Orientprotektorat) jetzt nicht satt füttern können, wieder was zum Knabbern geben. Drittens: die Sehnsucht nach Rebellion ohne Lebensgefahr ausströmen lassen; vielleicht ist der Anarchie,

unter der das reiche Land seufzt, nachher leichter beizukommen. Viel auf einen Hieb. Und wer je in die pariser Küche hineingerochen hat, weiß, mit welcher Fouchéroutine man da solche Mahlzeit zurechtquirlt. Also: Ferrer ist von Jesuiten („conspuez la calotte") und deren Schergen gemordet, war unschuldig, ein Heiliger (mit Bakunin als Allvater in der Glorie) und König Alfons, der ihn meucheln ließ, ist noch um einen Kopf zu lang. Vierzigtausend Höhlenmenschen schreien es durch die Gassen; trampeln jedes Hinderniß nieder, töten einen höflichen Schutzmann und verfehlen nur zufällig den allbeliebten Polizeichef Lépine. Sie hätten aus anderem Anlaß morgen wohl eben so gehaust; daß es gegen Spanier und Kuttenträger, nicht gegen den abtrünnigen compagnon Briand und die wehenden Federbüsche geht, ist immerhin als ein Glück zu buchen. Auch Gefühlsseuchen stecken an. Wer will sich in der Vertretung der Menschenrechte von den Parisern übertrumpfen lassen? Wer nicht gern gegen Rechtsbeugung da demonstriren, wo es nicht so gefährlich ist wie gegen heimische? Bald kommen aus allen Europäerecken die selben Berichte: lärmende Straßenproteste gegen Ferrers Ermordung, wilde Reden von Mannsen und Weibsen, Bedrohung der spanischen Staatsgeschäftsträger. Niemand fragt, was die Verhandlung gegen den Anarchisten denn ans Licht gebracht habe; Niemand, ob höchste Gerechtigkeit fordere, das Blut harmloser Schutzleute und anderer Unbetheiligten zu vergießen, weil ein angeblich Unschuldiger hingerichtet worden ist. „Die blutigste Schmach des Jahrhunderts". „Das Panier der Menschheit besudelt". Täglich liest mans. Tolleres. In der Hast wird grimmig gelogen. Ferrers Vertheidiger, tapferer Offizier und weißer Rabe, verhaftet: noch heute auf freiem Fuß. Alles, was von fern in Berührung mit liberalen Gedankenkreisen kam, gemetzelt: und Herr Iglesias, der Führer der röthesten Anarchisten, hält heute noch in Alfonsens Reich Brandreden. Aber die Presse befiehlt, jeder gesittete Mensch habe sich zu entrüsten. Und wir machen mit. Trotzdem wir den Spaniern jetzt Wind in die Segel wünschen müßten.

Hast wahrscheinlich gelesen, daß Sennor Ferrer ein Jude war, und hoffst nun, ihn von mir tranchirt zu sehen. Wird nicht. Vielleicht ein auf seine Weise sehr braver Mann. Weiß gar nichts Stichhaltiges über ihn und über das Gerichtsverfahren. Aber die Anderen, die Abertausend, die schreien, das Haar schütteln und die Fäuste ballen, wissen nicht mehr. Ueber die schmähliche Mißregirung der madrider Bagage ist kein Wort zu verlieren. Doch nicht unser Tisch, wie die Biergartenkellner sagen. Menschlichkeit und Europäergewissen sind sehr schöne Dinge, und wenn ein Volk aufsteht, weil draußen Einer in der verhängten Rechtsfalle abgewürgt worden ist, muß auch der Kalte die edle Regung loben. Ehe ich aber behaupte, daß zwei Dutzend hoher Offiziere,

ein Ministerkollegium, geistliche und weltliche Würdenträger und obenan ein christlicher Monarch sich zur Ermordung eines Unschuldigen verbündet haben, muß ich irgendwelche Beweise sehen. Sonst urtheile ich, wie das bespiene Kriegsgericht im schlimmsten Fall geurtheilt hätte: aus stockblindem Haß, der nicht hören und sehen will. Möglich, daß in Montjuich etwas summarisch verfahren wurde. Wo denn nicht, wenn mit Dolch und Bombe, Plünderung und Brandstiftung so gewirthschaftet war wie in Katalonien? Als Bonaparte von Windbüchsen und Höllenmaschinen bedroht war, befahl er, den Herzog von Enghien zu packen, vor ein ad hoc zusammengesetztes, also „zuverlässiges" Kriegsgericht zu stellen, in der nächsten Nacht abzuurtheilen und („Der Spruch kann ja nur auf Tod lauten") sofort mit sechzig Kugeln zu spicken. Das Naturgesetz, rief er noch auf Sankt Helena, das Recht auf Selbstvertheidigung mußte mir höher stehen als die prozessuale Form. „Er und seine Leute sahen nur das eine Ziel: mir das Leben zu nehmen. Das hatte ich endlich satt. Ich ergriff die Gelegenheit, den Schrecken bis nach London wirken zu lassen, und erreichte, daß von diesem Tag an die Verschwörungen aufhörten. Nur ein Einfaltpinsel oder ein Verrückter kann einer Sippe das Recht zugestehen, mir täglich nach dem Leben zu trachten, und mir die einzig wirksame Abwehr verweigern. Blut fordert Blut: Das ist die natürliche, unvermeidliche, unfehlbare Reaktion. Weh Dem, der sie durch sein Thun erzwingt!" Wie viele Unschuldige mögen unsere jungtürkischen Freunde und ihr Marschall, der eben Kaisermanövergast war, ohne Sentenz wohl gehenkt haben? Orient? Du lieber Himmel: wer sich einen Anarchisten nennt, die Propaganda der That empfiehlt, mit den Leuten, die auf Könige schießen und den Soldaten zu Meuterei rathen, frère et cochon ist, riskirt auch im Abendland Allerlei. Kannst Dir Krieg und Revolution zusammen in unserer frommen Stille nicht vorstellen. Wärs aber so weit: würde dann bei Einem, der gegen höchste und allerhöchste Herrschaft auch nur auf einer Kreuzbergkanzel gepredigt hätte, noch lange gefackelt? Revolution ist Krieg schlimmsten Kalibers; und wo über Leichen und Asche hinweg Gewalt den Sieg sucht, soll das Dirnchen Justitia dem Starken nicht noch billiger feil werden als am Alltag? Alfönschen war nie meine Marke. Aber welches Schlotterleben hat der arme Junge seit den Attentaten bei Krönung und Hochzeit geführt! Und soll nun Kopf und Kragen verlieren, weil er vor der Bestätigung des Todesurtheils nicht unter jeden Aktendeckel geschnüffelt hat? Als ob Akten ersetzen können, was unsere Strafprozeßordnung den Inbegriff der Hauptverhandlung nennt! Der war dabei, wird man ihm gesagt haben; hat Schüler und Soldaten aufgewiegelt; war der Kopf des Gezüchtes. Richtig? Falsch? Ich weiß nichts. Keiner bei uns.

Warum nicht Iglesias, wenn schon mit aufgekrämpten Aermeln gemordet sein sollte? Warum ein ganz Unschuldiger? Beweise? Nicht eine Indizienbohne. Ferrers Parteigenossen kreischen: Makellos; den Aufständen meilenfern. Die Minister, Generale, Botschafter, die schließlich eben so glaubwürdig sind, antworten mit Grandezza: Erdrückender Schuldbeweis und alle Formalien gewahrt. Verheißen authentischen Prozeßbericht. Könnten unsere Wütheriche und Bewegungfrauen, die zu Haus so hübsch kuschen, den nicht abwarten? Statt übereifrig für die Firma Briand & Pichon zu arbeiten?

Diese Sachen sind einen dicken Happen gefährlicher als eine Schweigegeldläpperei. Europens Staaten unter Doppeldruck von Finanznoth und Preßtyrannen. (Deshalb sogar in England ein Demagoge wie Lloyd George obenauf.) Besonders kostspielig im Auswärtigen. Unaufhörliches Geschimpf über Nikolai, dessen Reisen doch einen Stein erbarmen könnten, und bayerisches Russenspektakel allzu kindliches Vergnügen für erwachsene Leute. Fenster einwerfen, ist leicht; nachher kommt die Rechnung. Nachdem die Spanier die Algesirasakte bis auf den letzten Fetzen durchlöchert haben, mußten wir sie unsichtbar stützen, unhörbar vorwärts treiben, statt sie eines Anarchisten wegen auch vor uns mißtrauisch zu machen, und in Paris zugleich ins Feuer des Nationalstolzes blasen. Nur jetzt nichts Philosophisches, Romantisches, Biderehrliches! Sieht ringsum zu ernst aus. So ernst, daß nüchterne Leute erwägen, ob man nicht unsere Kriegsflagge (wegen des preußischen Adlers Bayern ein Aergerniß), weil mit der britischen zu bequem ausnützbare Aehnlichkeit, ändern solle. Nur ein Symptom. Noch ist Verständigung möglich; die uns nicht eine Perle aus der Krone nähme. Ohne Erlaubniß zu Flottenbaurevision (für beide Kontrahenten, versteht sich), die Reibungfläche verbreitern könnte. Frankreichs Kähne sind England, Oesterreichs meinetwegen uns zuzuzählen. An gutem Willen fehlts, seit die Noth drängt, auch drüben nicht; und dem Reichsten wird die Friedensgarantie zu theuer, wenn ein Schiff fünfzig Millionen kostet. Wo ist da das Ethos der Presse? Die große Pauke schlagen, von nationaler Demüthigung schwadroniren, allein in der Kälte bleiben, bis die Nothwendigkeit der Zolltarifreform die Toryregirung zurückbringt, die dann versucht, mit der Hilfe verärgerter und finanziell erschöpfter Nachbarn uns ein See-Olmütz zu bereiten (das nur sehr gute Nerven würdig abwehren könnten): spottbillig; aber auch nutzlos. Hollweg soll diesen Drehpunkt unserer internationalen Politik aus ziemlich klarem Auge sehen; wohl von Stumm, der das englische Referat hat, und Flothow informirt. Daß er in Wien mit den Beinen ins Tafelgeschirr kam, ja nicht zu leugnen. Doch beweisen Debuts bei Lampenfieber nicht viel. Möchte Urtheil noch vertagen. Sehr fleißig (zu:

alle Gehilfen mattgearbeitet; und wie ein Abiturpensum läßt sichs nun mal nicht hereinbüffeln), gewissenhaft und noch nicht weiches Wachs in der Hand des Herren (der allerdings an netteres Management gewöhnt ist und vor gewissen pedantischen Umständlichkeiten die Geduld verlieren könnte). Ohne jede Erfahrung und Vorarbeit in Historie und Diplomatik, ohne Kenntniß des Personals, eigenen und fremden, hat ers, mit Schoen und dem gelehrten Belletristen Stemrich als Nächsten, schon niederträchtig schwer. Frißt sich aber vielleicht ein. Nur: Entschlußfähigkeit; nur nichts Nebeliges jetzt noch à la Dreibund, treue Musulmanenliebe und Allgemein-Menschliches. Wenn unsere Leute nicht mit allen Hunden gehetzt sind, sitzen wir fest. Privatdozent mit philosophischem Gestus wäre heutzutage das Schlechteste. Keinem nachlaufen. Keinem ohne reichliche Barzahlung nur ein Kommißbrot geben. Jedem die absolute Gewißheit einflößen, daß im Drang ohne Zaudern gefochten wird. Dann haben wir was zu bieten; und bei der Preisbestimmung ein kräftiges Wort mitzureden. Aber viel Zeit ist nicht zu verplempern. Rußland-Italien! Und Tirol ein gepanzertes Ausfallthor Austrias gegen die theure Alliirte.

Noch was, Traute? Im Manöver ein Wurstkessel von vorschriftwidrigen Dimensionen; aber beileibe nichts Katastrophales, wie man nach dem plötzlichen Abbruch draußen glaubte. Gegen Goltz in diesem Punkt Moltke (der Alte) ein Schwätzer. Für Armee muß und wird viel gefordert werden, und wenn der Ressortchef Bücklingen hieße. Sonst würde der Königsplatz unserer Karmesinenen zum Hymettos. Richtig, daß Baudissin die Schlachtflotte bekommen hätte, wenn er nicht in puncto Indienststellung anders dächte als Tirpitz. (Wäre Der Dir als Kanzler lieber gewesen? Mir auch nicht.) Im Luftigen bin Fremdling. Natürlich aufgebauscht, wie Alles heutzutage. Bulle de savon qui crève: gilt nicht nur für République. Neue Kultur? Unsinn. Aber technisch (der leichte Motor ist Alles) ein mächtiger Schritt. Cook und Peary jedenfalls stramme Sportkerls; hoffentlich hat wenigstens Einer von ihnen die schwimmende Eishaube gesehen, unter die man den Namen Nordpol geheimnißt hat; damit der belanglose Lärm nicht von vorn anfängt. Oesterreich? Ein zu weites Feld nach so langer Papierbeackerung. Pour le moment gings um den Thronfolger. S. M. vielleicht wieder etwas zu enthusiastisch; deshalb Hollweg: „Franz Joseph ehrwürdigste und interessanteste Persönlichkeit auf einem Thron.“ Auch nicht wenig. Und Ludwig von Bayern, der weiß, daß Franz Ferdinand für Wittelsbach nicht viel übrig hat, wollte dem Erzhaus Diligentiam prästiren und schuf neues Mißtrauen. Ist der Fragenvorrath erschöpft? Sicher ists Dein gehorsamer Moritz.

Tribunal oder Szene?

Ort der Handlung: der Schwurgerichtssaal des Landgerichts in Potsdam. Personen: Der Vorsitzende, der Angeklagte, ein bayerischer Gendarmeriewachtmeister und andere Zeugen.

Die Vorgeschichte. Der Schriftsetzer Max Hackradt, verheirathet, Vater von vier Kindern, ist, trotz gewissen „Unregelmäßigkeiten", deren er sich als Kassirer schuldig gemacht hat, in Geldverlegenheit. Er versetzt seine Uhr und kommt, als ihn sein Weg an einem Waffengeschäft vorüberführt, auf die Idee, sich einen Revolver zu kaufen und sich damit Geld zu verschaffen. Ganz wie in der bekannten jüdischen Anekdote: „Was mer werd vorkommen." Dann schleicht er sich am Abend des siebenundzwanzigsten August in die Villa der achtundsiebenzigjährigen Witwe Josefine Rudolphi, um sie zu ermorden und zu berauben. Er entkleidet sich (man weiß nicht recht, zu welchem Zweck) und wartet splitterfasernackt auf sein Opfer. Als die Greisin ahnunglos ins Zimmer tritt, knallt er sie auf einen Meter Entfernung mit voller Seelenruhe nieder. Die Sterbende ruft: „Mein Gott, was ist mir denn! Kommt doch herunter!" Da hört Hackradt oben Stimmen, bekommt Angst, läßt Alles im Stich und rennt in den Wald hinaus. Er bekleidet sich mit feuchten Wäschestücken, die er von irgendeinem Gehöft stiehlt, kehrt nach einigen weiteren Irrfahrten glücklich nach Hause zurück, erzählt seiner Frau die Geschichte und legt sich dann, wie es scheint, ohne die geringsten Gewissensbisse, schlafen. Am andern Morgen versucht er vergeblich, seiner am Thatort zurückgelassenen Kleider habhaft zu werden, macht hierauf sein Fahrrad um ein Geringes zu Geld, läßt sich von seiner Frau noch einige Mark geben und reist ab. Als vorsichtiger Mann nimmt er noch drei Schachteln Patronen mit. Man kann ja nie wissen, was Einem auf einer Reise vor den Lauf kommen kann. Und in Bereitschaft sein, ist bekanntlich Alles. In Magdeburg, in Halle wird er wegen geringer Verfehlungen verhaftet; in beiden Städten aber wieder entlassen. Die Polizei weiß ja, übrigens ganz ohne ihr Verschulden, noch nichts von seiner Blutschuld. Zum dritten Mal wird er in Mosach bei München durch den Gendarmeriewachtmeister Höfelmeier (siehe Personenverzeichniß) verhaftet, der seine Fährte mit Hilfe eines Polizeihundes verfolgt hat. Verhaftet, zum dritten Mal, nicht wegen Mordes, sondern, weil er ein Fahrrad gestohlen haben soll. Vielleicht hätte man ihn zum dritten Mal entlassen, wenn nicht rechtzeitig die Eumenide in der Gestalt des wackeren potsdamer Kriminalwachtmeisters Fengler auf der Bildfläche erschienen wäre. Fengler hatte die Verfolgung des Mörders mit umsichtiger Energie aufgenommen und kam gerade zu rechter Zeit, um in der Person des von seinem bayerischen Amtsgenossen festgenommenen Fahrraddiebes den Raubmörder Hackradt zu erkennen. Hackradt gesteht die That so-

fort ein, wird nach Potsdam zurücktransportirt und steht nun dort am elften Oktober vor den Geschworenen, ein verlassener, um Leib und Leben verklagter Mann. Hier beginnt das Stück. Der Berichterstatter des Berliner Lokalanzeigers hat das Wort.

„Wenige Minuten nach zehn Uhr betritt ruhig und gelassen der Angeklagte den Saal. Kurz darauf nehmen auch die Vertreter der Anklagebehörde und der Vertheidiger Platz.“ Zuerst nun ein langer Dialog zwischen dem Vorsitzenden und dem Angeklagten. Im zweiten Akt die Vernehmung der Zeugen, in deren von dem Berichterstatter mit Recht gerügten „monotonen“ Verlauf nur die Bekundungen des Gendarmeriewachtmeisters Höfling „einige Abwechselung“ bringen. Aber diese Szene ist denn auch ganz im Geschmack des zahlreichen, den besten Kreisen angehörigen Publikums, das der Aufführung auch sonst mit Eifer und Verständniß folgt und an den geeigneten Stellen nicht mit Heiterkeit und Beifall kargt. Eine Dialektszene, wie sie in unseren Tagen mit Recht so beliebt geworden sind. Doch hören wir den Berichterstatter!

„Der Zeuge macht seine Aussagen in unverfälschtem bayerischen Dialekt, so daß er dem Gericht und den Geschworenen nur schwer verständlich ist. Er bekundet, daß er mit einem Polizeihund die Fährte des Angeklagten verfolgt und ihn in Mosach gestellt habe. Er habe ihn dort internirt. Hackradt machte einen Ausbruchsversuch, worauf der Zeugte ihm sagte: ‚Mir san hier net so dumm!‘ (In dem Bericht sind diese Worte gesperrt.) ‚Mir san vorsorglich; da können's net hinaus.‘ (Heiterkeit.) Fengler sagte ihm auf den Kopf zu, daß er Hackradt sei. Höfelmeier fragte dann den Angeklagten, ob er den Mord begangen habe. ‚Mir ists gleich (wieder gesperrt); sagens Ja, so schreib' i Ja; sagens Nein, so schreib' i Nein hinein. Mir ists gleich.‘ Hackradt sagte dann, daß er die That begangen habe.“

Folgen noch die Plaidoyers, die Rechtsbelehrung, die Berathung der Geschworenen; die Verkündung ihres Spruches: Schuldig; das Urtheil: der Tod. Das Stück ist aus. Der Vorhang fällt.

Noch am selben Abend steht der Bericht im Berliner Lokalanzeiger. Vielleicht giebt es bald noch ein spannendes Nachspiel. Auch darüber wird der Lokalanzeiger prompt berichten.

In dem am elften Oktober gespielten Stück scheint mir der erste große Dialog im ersten Akt (über den auch der Berichterstatter besonders ausführlich schreibt) das höchste Lob zu verdienen. Er ist reich an witzigen und pikanten Wendungen, die von den verständnißvollen Hörern jedesmal mit Ausbrüchen der Heiterkeit begrüßt werden. Hört! Hört!

„Erster Staatsanwalt Dr. Mendelssohn: Es war früher die Rede davon, daß der Angeklagte nach der That die Kleider des Opfers anziehen wollte, um besser wegzukommen. Angeklagter: Daran kann ich gedacht haben. Vor-

sitzender: Sie haben in der That früher schon oft Frauenkleidungstücke getragen, allerdings nur Unterzeug von Ihrer Frau. (Heiterkeit.)"

Dann ein durch den Kontrast (soeben hat Frau Rudolphi ihren letzten Seufzer verhaucht) besonders glücklicher Doppelschlager.

„Angeklagter: Da hörte ich oben Stimmen und bekam Angst. Ich rannte deshalb hinaus in den Wald. Vorsitzender: Nackend, wie Sie waren? Angeklagter: Jawohl. Vorsitzender: Was machten Sie nun? Angeklagter: Ich klopfte an ein Haus und ein junges Mädchen öffnete mir. (Heiterkeit.) Vorsitzender: Es war kein geeigneter Anblick für das junge Mädchen. (Heiterkeit.)" Und so weiter Schlag auf Schlag. „Angeklagter: Das Mädchen schrie um Hilfe; ich kam gar nicht zu Wort. Sie rief ihren Vater und ich rannte deshalb weiter. Vorsitzender: Es regnete an dem Abend und war ziemlich kühl; es muß Ihnen nicht behaglich gewesen sein. (Heiterkeit.)"

Hackradt sucht am anderen Morgen vergeblich seine Kleider wieder zu erlangen. Die gestohlenen Wäschestücke wirft er weg. Dann fährt er noch einige Zeit auf seinem Rad umher. Wie mag es dabei in ihm ausgesehen haben? Man schaudert bei dem Gedanken. Man; nicht der Berichterstatter. Er schreibt: „Vorsitzender: Sie machten also noch eine kleine Radpartie? (Heiterkeit.)"

Also im Ganzen, wenn ich richtig gezählt habe, sechsmal Heiterkeit. Freilich, wenn die Statistik vollständig ist, ein Bischen wenig für eine Gerichtsverhandlung von fast sechsstündiger Dauer, die mit einem Todesurtheil schließt, und wohl kaum genug, um für die „monotone" Zeugenvernehmung ganz zu entschädigen; vollends aber eine Bagatelle im Vergleich zu der Rekordleistung eines geschätzten M. d. R., dem es, als der Reichstag darüber berieth, ob im Bürgerlichen Gesetzbuch unheilbarer Wahnsinn einen Ehescheidungsgrund bilden solle, nach glaubhaften Berichten gelang, in einer halbstündigen Rede dreiundzwanzigmal die schallende Heiterkeit des Hohen Hauses zu wecken. Bei Premieren von der Art der potsdamer sollte die Regie wirklich für etwas mehr „Abwechselung" sorgen. Das können die Zuhörer (und besonders die Zeitungleser) verlangen.

Im Ernst aber und in aller Bescheidenheit möchte ich doch einmal laut anfragen, ob diese Art, über Gerichtstragoedien zu berichten, ganz würdig ist und für alle Zeit im deutschen Land eingebürgert bleiben soll. Die Kenntniß der Rechtsnormen und Rechtsmöglichkeiten beschränkt sich bei uns ja leider noch auf einen allzu engen Kreis und man muß, als Praktiker, oft genug über die Wunderlichkeiten staunen, die man in der Gerichtsrubrik deutscher Blätter findet. Daß einem Anwalt die Absicht zugeschrieben wird, die Verlegung eines Mordprozesses in die Reichshauptstadt, ohne die Spur eines triftigen Grundes, zu beantragen, ist wirklich noch nicht das Tollste, was man da zu lesen bekommt. Ich weiß, daß ein Redakteur kein leichtes Amt hat. Aber kann er nicht wenigstens dafür sorgen, daß unter seiner Verantwortlichkeit ernste Dinge ernsthaft behandelt werden?

Justizrath Dr. Erich Sello.

Glossen.

Lagarde spricht einmal von dem Urwähler, der nur aus Begeisterung- und Entrüstungdrüse bestehe. Ich beneide diesen Homunkulus; wie gern möchte ich mich begeistern oder entrüsten! Aber für wen und worüber?

— —

Die hero-worship wird Einem heutzutage recht schwer gemacht. Herr von Bethmann-Hollweg schien mir ein ernster und fleißiger, kluger und gebildeter Mann. Hoffnung fing wieder an zu blühen. Da sprach er in Wien, „langsam und zögernd", zu Herrn Benedikt die lapidaren Worte: „Sie haben gewiß gelesen, daß der englische Premierminister zu einer Einschränkung der Rüstungen die Initiative ergreifen will?" Mr. Asquith aber hatte gesagt: „Wir haben die Initiative ergriffen!"; er hatte mit diesem Perfektum einen neuen Schritt abgelehnt. Entweder hatte Herr von Bethmann die Rede, über die er sprach, gar nicht gelesen; dann muß man sagen: Er übertreibt den Bülowkult. „Quand sur une personne on prétend se régler, c'est par ses beaux côtés qu' il faut lui ressembler." Die Abneigung gegen die Lecture wichtiger Dokumente sollte der neue Kanzler nicht vom alten übernehmen. Oder er hatte die Rede gelesen und versuchte, den englischen Kollegen, wie einst im Mai Wilhelm den Russen, vor Europa festzulegen. Das war das Debut des Herrn von Bethmann in der auswärtigen Politik. Bülow, der Meister der Folie, scheint auch hier wieder besser für sich als für den Staat gesorgt zu haben. Laßt die Hoffnung schwinden. Verlaine hat Recht: „Ah, dans ces tristes séjours, les Jamais sont des Toujours!"

Von bürgerlichen Heroen wäre nur Schücking da. Seine Publikationen scheinen mir nicht unverdienstlich; leider schreibt er wie ein Backfisch. Er erzählt uns, Sudermann habe den Mangel an Idealismus, der unsere höheren Stände kennzeichne, „entzückend gegeißelt". Er behauptet auch, Sudermann habe in dem Regirungrath von Keller den „anständigen Menschen" der heutigen Gesellschaft so meisterhaft gezeichnet, daß noch „spätere Generationen, die das Gemüthsleben der Männer unserer herrschenden Klassen studiren wollen, staunen werden über diese treffliche Wiedergabe eines vollkommenen Gentleman aus der preußischen höheren Bureaukratie des neunzehnten Jahrhunderts". Wer Sudermanns Puppentypen, die bewußt für theatralische Zwecke zusammengeleimt sind, heute noch für Menschen hält, Dessen Urtheil wird man sehr sorgfältig nachprüfen müssen. Schücking brandmarkt aber auch mit sichtbarer Genugthuung immer wieder das „Erfolgsmenschenthum" Bismarcks und erklärt: „Mit diesem Streben nach Erfolg verträgt sich keine gediegene Weltanschauung, keine politische Ueberzeugungtreue." Ein politischer Malvolio, fabelhaft komisch in seinem „Sinn für Feierlichkeit". Und doch hat er in Vielem Recht.

... Personen sind nichts, Prinzipien Alles, höre ich einwenden. Ich habe nichts dagegen und bin für die Einführung des Reichswahlrechtes in Preußen. Fürchte aber, daß die Liberalen, die sie laut unaufhörlich fordern, im Stillen beten, dieser Kelch möge an ihnen vorübergehen. Sie wollen ein Wahlrecht, das das Bürgerthum stärkt; das laut geforderte Wahlrecht aber kommt nur der Sozialdemokratie zu Gut. Das wagen sie nicht offen herauszusagen; und deshalb verachtet sie die Masse, die ihre Unaufrichtigkeit erkennt. So verwirren sie die Anhänger und lähmen die Agitation.

— —

Ist es unerläßlich, daß immer noch das Palladium des Freihandels dem liberalen Heer vorangetragen wird? Hat es einen Zweck, immer wieder diese ideale Forderung zu präsentiren, die doch nun einmal in absehbarer Zeit nicht eingelöst werden kann? Müssen die Landwirthe mit Gewalt ins konservative Lager gedrängt werden? Warum entschließt man sich nicht, mit Balfour zu erklären, daß der Freihandel kein „Theil der Bergpredigt" ist? Freihandel und Schutzzoll sind wirthschaftliche Maßnahmen, die je nach der Konjunktur angeordnet oder aufgehoben werden. Liberal sein, heißt: geistig frei sein. Mit allen Konsequenzen, zu denen aber das Bekenntniß zu einem alleinseligmachenden Wirthschaftsystem durchaus nicht gehört. Und à propos: Sollte man nicht endlich anerkennen, daß der materielle Aufschwung Deutschlands seit 1879 fast beispiellos ist? Ist die Argumentation, im Zeichen des Freihandels wäre er noch beispielloser, nicht ein Bischen lächerlich? „Wilhelm der Zweite wäre, wenn er vegetarisch gelebt hätte, sicher doppelt so alt geworden."

— —

Die „Richtlinien" des Hansabundes sind veröffentlicht worden. Der neue Bund hat genau so viel Aussicht auf Fortdauer und Aktionfähigkeit wie die neue Türkei. Er ist ganz so homogen wie sie.

— —

Die englischen Konservativen behaupten, das Budget des Kabinets sei sozialistisch. Die Liberalen verneinen es. Ein Streit um Worte. Sozialistisch aber ist ganz sicher die Argumentation des Herrn Lloyd George. „Wer ist dafür verantwortlich, daß ein Mann, der sein Leben lang schwer gearbeitet hat und am Ende seiner Tage vom Staat fünfundsechzig Pfennige pro Tag fordert, diese nur durch eine Revolution erlangen kann, während ein anderer Mann, der sein Leben lang nichts gethan hat, an einem Tag mehr erhält als sein armer Nachbar während des ganzen Jahres?" Diese Darstellung, die, im Lande Darwins, die historische Entwickelung ignorirt und den fleißigen Armen mit dem reichen Müßiggänger kontrastirt, ist nicht fair; und die Theorie des Redners führt geraden Weges zur Abschätzung und Entlohnung jeglicher Arbeit nach staatlich geaichtem Normalmaß. Das mag ein Ideal sein, aber es

ist ein sozialistisches Ideal. Wie es scheint, Grund genug für unsere liberale (Das heißt doch wohl: individualistische) Presse, diese Rede fortissimo zu loben.

— —

Die Nänie der Liberalen scheint abzuklingen. Seltener zittert der herbe Vorwurf durch die Spalten ihrer Blätter: „Die Konservativen haben Bülow gestürzt!“ Nun, dann haben sie gethan, was Recht und Pflicht jeder Partei ist: einen Staatsmann, dessen Wirken ihnen schädlich schien, aus der Politik ausgeschaltet. Basta! „Aber nein, Sie haben uns mißverstanden; nur die Heuchelei der Konservativen, die wider allen Augeschein leugnen, tadeln wir.“ Ja freilich: Ihr lebt im reinen Feuer mit dem Salamander; hört aber auch nicht gern, daß Ihr vierhundert Millionen indirekter Steuern bewilligen wolltet.

— —

Großadmiral von Koester hat jenseits vom großen Teich gesagt, zwischen den Vereinigten Staaten, England und Deutschland sei ein Kulturdreibund im Entstehen. Die Freundschaft zwischen den Vertretern der drei Nationen nehme täglich zu. Er hat Das gesagt, obwohl nicht lange vorher Lord Beresford und Lord Northcliffe um die Bundesgenossenschaft Amerikas für den bevorstehenden deutsch-englischen Krieg geworben hatten. Eine Banketphrase. Nicht mehr. Aber müssen sich gerade unsere Repräsentanten bei Tisch immer blamiren? „In Amerika muß man den Mund voll nehmen. Der Yankee thuts auch.“ Weil ers thut, liebt ers bei Anderen nicht. Es geht ihm wie dem Oberförster, der alle Jagdgeschichten mit den Worten abwies: „Ich lüge selbst!“

— —

Dahsel, sagt man, sei juristisch, Bruhn moralisch verurtheilt. Meinetwegen. Aber der Hauptschuldige, der Berliner, geht frei aus. Jede Stadt hat die Zeitungen, die sie verdient. Die psychologischen Momente, die den Erfolg solcher Blätter erklären, fand ich nirgends dargelegt. Das allzu menschliche: Nous avons toujours la force, de supporter les maux d'autrui. Das politische: Die Massen ergreifen begierig jede Gelegenheit, sich in der Ueberzeugung von der fortschreitenden Fäulniß der höheren Stände zu befestigen. Das lokale: In keiner Stadt der Welt ist die Etalage des Reichthums so lärmend, fordert sie den Neid der Aermeren so protzig heraus. Das ethische: Das Volk zieht der Ernährung (nicht den Rausch, wie Nietzsche sagte, sondern) den Kitzel vor. Und so weiter. Nebenbei bemerkt: Das Inserat beherrscht nicht nur in der „Wahrheit“ den Text.

— —

Im Uebrigen bleibt der Kurs der alte. Oberlieutenant von Bethmann zum Major befördert; ein Ehrenstab an eine Aebtissin; ein dekorirter Nigger; ein Interimsgroßadmiralstab. Jedes Bedürfniß wird entdeckt; ist, kaum entdeckt, schon befriedigt. Ist es möglich, daß unter sochen Umständen in Deutschland noch Skeptiker leben?

Eduard Goldbeck.

❦

Aufruf und Warnung.

„Am zweiundzwanzigsten Juli ist Detlev von Liliencron, fünfundsechzig Jahre alt, plötzlich gestorben. Erst mit vierzig Jahren als Dichter hervorgetreten, erst mit sechzig Jahren zu allgemeiner Anerkennung gelangt, konnte er nicht mehr für den künftigen Wohlstand seiner nächsten Angehörigen sorgen. Die Einnahmen aus seinen Werken reichen nicht aus, um seiner Witwe einen standesgemäßen Haushalt und seinen Kindern eine der Bedeutung ihres Vaters angemessene Erziehung zu sichern. Liliencron ist der einzige Dichter, aus dem der Geist der bismarckischen Zeitwende spricht, der Aufschwung des deutschen Selbstgefühles; mit eben so volksthümlicher Natürlichkeit wie eigenthümlicher Phantasie faßt er die männlichsten und menschlichsten Züge jener bewegten Zeit zusammen und es würde nicht rühmlich für Deutschland sein, wenn die Kinder gerade dieses Dichters auf private Almosen angewiesen blieben. Wir halten es für eine Herzenspflicht unseres Volkes, für eine Ehrenpflicht jedes Gebildeten, Das zu verhüten, und ersuchen alle Gleichgesinnten, zu einer Nationalspende an die Hinterbliebenen des Dichters beizusteuern. Alle Zeitungen bitten wir um Nachdruck dieses Aufrufes. Zur Einsammlung der Beiträge hat die Reichsbank in Berlin ein Girokonto unter dem Titel Liliencronspende eingerichtet, auf das bei allen Reichsbankanstalten (auch Nebenstellen) Einzahlungen bis Ende des Jahres (für die Einzahler gebührenfrei) erfolgen können. Am dritten Januar 1910 wird die Sammlung geschlossen. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. in Hamburg hat sich bereit erklärt, die mündelsichere Verwaltung des gesammelten Vermögens zu übernehmen, und wird den Ertrag der Spende binnen vier Wochen nach Schluß der Sammlung im Reichsanzeiger bekannt machen." Diesen Aufruf hat eine große Zahl bekannter Vertreter aller Berufsschichten unterzeichnet.

II. Am Schluß des Artikels „Nicht Orthodoxie, sondern Christenthum" erinnerte ich an die Humanität, deren sich die Schüler des katholischen Gymnasiums in Glatz vor sechzig Jahren zu erfreuen hatten. Das veranlaßt einen „Zukunftabonnenten", mir die entsetzlich rohe, geradezu empörende Prügelwirthschaft zu schildern, die nach seiner Erfahrung an einer geistlichen höheren Lehranstalt Bayerns in der Zeit von 1860 bis 1890 geherrscht habe und wahrscheinlich noch heute herrsche. Ich glaube gern, daß mit dem vatikanisch-ultramontanen Fanatismus, der den edlen Katholizismus Sailers und seiner Freunde in Deutschland verdrängt hat, auch die Prügelpädagogik eingezogen ist, so daß die katholischen Lehranstalten vor denen der Metropole allermodernster Intelligenz und einer neuen Moral nichts mehr voraus haben. Der Verfasser nennt Ort und Personen mit Namen, verschweigt aber leider seinen eigenen Namen, so daß ich von seinen Angaben nicht vollen Gebrauch machen kann, weil ich keinen Menschen habe, der sie verbürgt. Anonymität beim Briefschreiben ist ja sozusagen gerechtfertigt, wenn sich Einer blos ausschimpfen will; aber wer Thatsachen mittheilt, sollte dafür mit seinen Namen einstehen; er kann ja dem Empfänger Diskretion zur Pflicht machen. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich noch, daß zwei aus hiesiger Gegend stammende Knaben in einem belgischen Kloster geradezu schreckliche Erfahrungen gemacht haben. Leider kann ich auch in diesem Fall keine Namen nennen. Zwar ist die Person, die mir berichtet hat, was die beiden Flüchtlinge erzählen, zuverlässig; aber die Schüler selbst habe ich nicht gesprochen und ich weiß nicht, wo sie sich jetzt aufhalten; wollte aber doch, da ich gerade eine Veranlassung habe, eine Warnung vor belgischen Klöstern nicht unterlassen. **Karl Jentsch.**

❦

Diskontpolitik.

Die Reichsbank hat im Verlauf dreier Wochen den amtlichen Wechselzinsfuß von $3^1/_2$ auf 5 Prozent erhöht. Bis zum zwanzigsten September durfte man glauben, das Jahr 1909 werde mit einem Durchschnittssatz von $3^3/_4$ Prozent auskommen; dann änderte sich das Bild. Ueberraschung? Doch nur für Einen, der sichs im Reich der Schlagwörter bequem gemacht hatte, sich gern mit dem Märchen vom billigen Geld einlullen ließ und die Mühe scheute, die Wochenbilanzen der Reichsbank mit den Ausweisen des Rekordjahres 1907 zu vergleichen. Sonst hätte er gesehen, daß die Reichsbank die ihr zur Verfügung stehenden Mittel im „billigen" Jahr 1909 stärker engagiren mußte als 1907. Die Bank ist mit Accepten der Reichskasse schwer belastet und wohl nur aus Höflichkeit hat der Reichsbankpräsident die Bedeutung des hohen Effektenbestandes nicht schon früh laut betont. Der Status vom dreißigsten September verrieth einen Notenumlauf von 2023 Millionen. Das ist die höchste Summe seit dem Bestehen der Reichsbank. Der Betrag der ungedeckten Noten überstieg eine Milliarde. Die Schwächung der Bilanz betrug 661 Millionen; und in die Steuerpflicht waren 570 Millionen gekommen. Da gabs keinen Zweifel mehr über die Richtung der Bankpolitik. Die erste Woche des Oktobers brachte dem Institut nicht die erforderliche Kräftigung (der steuerpflichtige Notenbetrag war noch um 225 Millionen größer als am siebenten Oktober 1908 und erreichte die Ziffern der Jahre 1907 und 1906, die um diese Zeit schon Diskontsätze von 5 und $5^1/_2$ Prozent hatten); deshalb wurde beschlossen, den Wechselzinsfuß von 4 auf 5 Prozent zu erhöhen. Geheimrath Havenstein sprach zum Centralausschuß diesmal deutlicher als in der vorigen Diskontsitzung. Vielleicht ists wahr, daß er schon früher für eine beträchtliche Erhöhung gewesen war und sich nur durch den Hinweis auf die mögliche Gefahr eines jähen Kurssturzes zu dem Uebergangsatz von 4 Prozent bestimmen ließ. So wurde erzählt.

Die Grundregel der Diskontpolitik lautet: „Der Diskont wird zum Schutz der Währung erhöht." Wenn die Gefahr auftaucht, daß der Reichsbank zu viel Gold entzogen werde, erhöht man die Diskontbarrikade. Das soll den auf den Kredit der Reichsbank Angewiesenen den Zugang zu deren Kassen nicht sperren; aber die Schutzmaßregel wird auch dem Verkäufer eines Wechsels und dem Verpfänder von Werthpapieren fühlbar. Natürlich kommts dann darauf an, wie viele Leute die erhöhten Kosten, die ihnen die Reichsbank auferlegt, tragen können. Von der Leistungsfähigkeit der Kreditsucher hängt es ab, ob die Diskontpolitik ihren Zweck erreicht. Diesmal kam als neues Moment zu den alten die Effektenspekulation. Der Reichsbankpräsident machte für die „ungemein starke Anspannung" des Status die „hoch gesteigerte Effektenspekulation" verantwortlich. Erwähnte aber auch, daß die Banken eine sehr große Zahl neuer langfristigen Kredite gewährt haben, obwohl die aus den Jahren der Hochkonjunktur stammenden „übermäßigen" Kredite noch nicht einmal überall auf das normale Maß zurückgeführt seien. Das war ein Novum: eine Kritik der Banken vor dem Forum des Centralausschusses, dem mancher Bankdirektor angehört. Und der Ausschuß stimmte zu; erkannte den Tadel also als berechtigt an. Wollten die Bankdirektoren sich als bons garçons zeigen, die der Reichsbank keine Schwierigkeit bereiten möchten, oder nur die Verantwortlichkeit für das von der Börse am Ende zu Erwartende von sich abwälzen? Die

Mitschuld an der Effektenspekulation können sie nicht leugnen. Brauchens auch gar nicht, da kein Verständiger von ihnen verlangen kann, daß sie der beutelustigen Kundschaft die Schalter sperren. In den Depositenkassen waren, bis in die späten Nachtstunden, ganze Haufen von Aufträgen zu erledigen; und einzelne Banken haben, wohl nicht ohne besonderen Grund, ihren Beamten „Kurs“-Theuerungzulagen in Form von halben und ganzen Monatgehältern gewährt. Die Beziehungen der Banken zur Börsenspekulation wurden auch in auffälligen Verschiebungen auf den Report- und Lombardkonten sichtbar. Die Zwischenbilanzen vom einunddreißigsten August zeigten ein Anwachsen dieser Darlehen, die in normalen Zeiten nicht so weit hervortreten. Bei der Diskontogesellschaft und bei der Dresdener Bank war die Zunahme besonders groß. Im Ganzen betrug die Summe der Report- und Lombardaußenstände bei den acht Großbanken, die Zweimonatbilanzen veröffentlichen (die Handelsgesellschaft gehört nicht dazu), 843 Millionen (gegen 783 Millionen am dreißigsten Juni 1909 und 766 Minionen am einunddreißigsten Dezember 1908). Zählt man die Lombardforderungen der Reichsbank (122 Millionen nach dem Ausweis vom siebenten Oktober) dazu, so giebts beinahe eine Milliarde. Das ist ein Theil der Wirkung der Börse auf die Centralstellen des Geldverkehrs. Die Vermehrung der erwähnten Engagements seit Ende des Jahres (um 77 Millionen) ist nicht so unerheblich, wie die kleine Ziffer zunächst glauben lassen könnte; was sie wirklich bedeutet, lehrt ein Blick auf die Entwickelung der Debitoren und Acceptverbindlichkeiten. Präsident Havenstein meinte, die Banken hätten zu hohe Kredite gewährt. Ist die Behauptung beweisbar? Die Summe der Debitoren betrug Ende August 2386, die Gesammthöhe der Acceptschulden 934 Millionen. Das sind zusammen 3320 Millionen. So weit ging die Kreditwilligkeit der großen Finanzinstitute. Ultimo 1908 waren es 3224 Millionen. Am letzten Augusttag 1909 waren es also 96 Millionen mehr; 3 gegen 10 Prozent bei Reports und Lombards. Der Effektenspekulation gebührt der erste Platz in den „Motiven“ der Diskonterhöhung.

Die Börse glaubte zunächst, der Reichsbankpräsident habe sich direkt gegen sie gewendet und wolle die Kurse herabdrücken. Das war ein Irrthum. Der Reichsbankpräsident konnte nicht wünschen, für einen Kurssturz verantwortlich zu werden. Die beiden Pole des Geldverkehrs sind auf einander angewiesen. Auch ein zweites Gerücht, das Havenstein eine bestimmte Meinung über die industrielle Konjunktur aussprechen ließ, war nicht zu halten. Immerhin muß solches Gerede verzeichnet werden, weil es beweist, wie falsch das Verhältniß der Reichsbank zum wirthschaftlichen Leben vielfach beurtheilt wird. Das Centralinstitut steht über allen Parteien. Wäre es anders, so würde die Bank zu einem Erwerbsunternehmen „degradirt“ (in diesem Fall müßte man von einer Rangverminderung sprechen, da die Aufgabe, den Geld- und Kapitalmarkt zu kontroliren, die Reichsbank über alle anderen Finanzinstitute hinaushebt) und die Wirkung der Diskontpolitik gehemmt. Daß man die Bedeutung der Diskontänderungen abschwächen will, geht aus der Novelle zum Bankgesetz, die am ersten Januar 1911 in Kraft treten wird, klar hervor. Alle alten Bedenken gegen die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents erhalten vor Bankausweisen, wie dem vom dreißigsten September dieses Jahres, wieder neue Kraft. Wenn dieser Status uns am dreißigsten September 1911 vorgelegt würde, hätten wir, statt 570, nur 293 Millionen als Betrag der steuerpflichtigen Noten, da nach dem neuen Bankgesetz das Kontingent an den vier Quartalster-

minen auf 750 Millionen Mark (gegen jetzt 472,73) erhöht wird. Und wenn 1911 in der ersten Woche des Oktober der Rückfluß ungefähr so wäre wie diesmal, würde die Steuerpflicht auf 316 (gegen 393) Millionen ausgedehnt, weil das steuerfreie Kontingent in der Woche nach dem Quartalsschluß nur 550 Millionen betragen soll. Hätte da, unter sonst gleichen Umständen, das Reichsbankdirektorium eine Diskonterhöhung um ein volles Prozent vorgeschlagen? In der Begründung der neuen Gesetzesvorschrift wird gesagt: „Wenn auch ein äußerer Zusammenhang zwischen Notenkontingent und Diskontpolitik insofern anerkannt werden muß, als die Ueberschreitung des Kontingents und die Erhöhung des Diskonts eine gesteigerte Beanspruchung der Reichsbank voraussetzen, so kann doch eine unmittelbare Beeinflussung des Diskontsatzes durch die Bemessung des Notenkontingents nicht erwartet werden." Die Reichsbankleitung habe der Steuerpflicht bei Ueberschreitung des steuerfreien Betrages niemals einen entscheidenden Einfluß auf ihre Diskontpolitik eingeräumt. Entscheidenden gewiß nicht; doch einen beträchtlichen; und die Höhe der Steuerpflicht steht immer im Mittelpunkt der Erörterung. Die exzeptionelle Behandlung der Quartalsenden kann zu Widersprüchen führen, wie sie die Ziffern dieses Jahres zeigen. Da wäre in der Woche nach dem Haupttermin der steuerpflichtige Notenumlauf größer gewesen als am Tage der stärksten Anspannung, weil das Kontingent gewöhnlich nur 550 Millionen umfaßt. Die Entscheidung über den Diskont wäre also erst nach Ueberschreitung des Vierteljahrestermines möglich gewesen und der Handel nicht zur rechten Zeit gewarnt worden.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse werden immer komplizirter; damit muß auch die Reichsbank rechnen. Trotzdem ist es nicht richtig, zwischen der Diskontpolitik und der geschäftlichen Tendenz da Zusammenhänge zu konstruiren, wo jede Vorbedingung dafür fehlt. Wir haben gesehen, daß der Wechselzinsfuß von 3½ Prozent, der bis Mitte September galt, den Wirthschaftkörper nicht zu beleben vermochte. Wo die Industrie reichlicher beschäftigt ist, hat sies sicher nicht dem Bankdiskont zu danken. Und die Steigerung des Geldsatzes wird jetzt nicht hemmend wirken. Nothwendige Transaktionen werden durch die Zinsfußerhöhung um 1 Prozent nicht aufgehalten; und künstliche Schiebungen, denen das Lombardgeld zu theuer wird, dürfen getrost in die Binsen gehen. Die Börsenspekulation aber hat ein Reichsbankdiskont von 5 Prozent noch niemals eingeschüchtert; scheinen die Chancen der Kurstreiberei günstig, so wird auf den Diskont gepfiffen. Exempla docent. Die Börse ließ sich durch die Warnung der Reichsbank nicht um ihre Fröhlichkeit bringen; nicht einmal durch die drohende Haltung der Bank von England. Die erhöhte den Diskont auf 4 Prozent. Hauptursache: Minderung des Goldbestandes. Ein Blick auf die Vereinigten Staaten lehrte, daß die Jungfräulichkeit des amerikanischen Kapitalmarktes der spekulativen Gewalt erlegen war. Mehr als ein Jahr blieb die Welt frei von der Sorge um den amerikanischen Zinsfuß. Die Vereinigten Staaten haben sich aber von der Krisis des Jahres 1907 so rasch erholt, daß man heute schon wieder an die Hochkonjunktur des Jahres 1906 erinnert wird. Die amerikanischen Finanzwechsel sind in Europa zu bedenklicher Höhe angeschwollen. Das eifernde Mühen, auf diese Weise Geld zu produziren, ist aber das sicherste Zeichen für den Beginn einer „Hungerperiode" in der amerikanischen Wirthschaft. Die großen Häuser haben ihre Minen zu rechter Zeit springen lassen und die Chancen, die der Abschluß der Tarifverhandlungen bot, diskontirt. Da-

mit sind aber die Engagements nicht beseitigt, sondern ins große Publikum übertragen worden. Leute wie Jim Platten haben daran mitgewirkt, daß die Barreserven in den Banken sich verringerten. Die Mitläufer glauben an die weitreichende und langdauernde Wirkung der Führertalente und übersetzen dieses Vertrauen in spekulative Börsengeschäfte. Gegen die Auspowerung der Depositenbanken wäre der amerikanische Geld- und Effektenmarkt heute eben so wenig gerüstet wie vor zwei Jahren. Noch fehlt eine gründliche Reorganisation des Geldwesens in den Vereinigten Staaten; die Ueberzeugung, daß eine Centralbank nicht zu entbehren ist, nützt allein noch nicht. Senator Aldrich, der Reformator des Notenumlaufs nach der Krisis, hat sich auf einer Studienreise in Europa die Einrichtungen der großen Notenbanken angesehen, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Und Präsident Taft ist energisch für die Errichtung einer Centralnotenbank eingetreten. Das hat der schwerste Mann der Union auch für andere Dinge gethan; bei Alledem ist aber bisher nichts herausgekommen. Bedeutsamer als die Rednerei Roosevelts des Zweiten scheint mir das Verhalten des „Centralverbandes“ der amerikanischen Bankiers und der Bankreformkommission, die sich für eine Centralbank erklärt haben. Doch das Schicksal der Konstitution im amerikanischen Notenstaat wird vom Willen der Trusts abhängen. Die werden darüber entscheiden, ob ihnen die Centralisirung der Notenausgabe und die Beseitigung der sechstausend Notenbanken Nutzen bringt.

Das Risiko einer Störung des Geldumlaufes wird gemindert, wenn man nicht allzu große Summen ins Ausland gehen läßt. Der Reichsbankpräsident sprach von dem beträchtlichen Umfang der Emission ausländischer Effekten. Nicht ohne Grund. Fremde Werthpapiere dürfen keinen zu breiten Raum im Geldschrank einer Nation einnehmen. Das deutsche Kapital hat, zum Beispiel, keinen Grund, darüber zu trauern, daß ihm eine direkte Betheiligung an der neuen Türkenemission versagt blieb. Frankreich eignet sich zu solchen Geschäften besser als der deutsche Markt, auf dem ja nicht einmal das richtige Verhältniß zu den einheimischen Standardpapieren herzustellen ist ... Wird die Reichsbank nun bis zum Jahresende mit dem Satz von 5 Prozent auskommen? Möglich; die Diskontänderung wurde ja auch mit dem Wunsch motivirt, für eine längere Zeit vorzusorgen. Einen ernsthaft begründeten Wirthschaftaufschwung kann keine Zinsfußerhöhung aufhalten. Ladon.

Kaplanselend.

I. In der „Zukunft“ vom fünfundzwanzigsten September klagt Jemand über die miserable Lage der Schloßkaplane. Mit Ihrer Erlaubniß möchte ich ein paar Bemerkungen dazu machen.

Der Herr Schloßkaplan erhält, nach Abzug seiner Auslagen für das Messelesen, ein Jahrgehalt von siebenhundertsechsundneunzig Mark bei freier Wohnung und Beköstigung. Da er an der herrschaftlichen Tafel speist, darf man annehmen,

daß für seinen Magen gut gesorgt ist. Gehalt wird in der Regel nach Leistungen bemessen. Was leistet ein Schloßkaplan? Zweimal eine Messe an Wochentagen und am Sonntag eine Predigt mit Hochamt. Eine stille Messe dauert dreißig bis vierzig Minuten (Manche könnens noch schneller), ein Hochamt etwa eine Stunde und die Predigt wird die Geduld der Herrschaften wohl auch nicht zu lange in Anspruch nehmen. Geistige Anstrengung kommt nur bei der Predigt in Betracht. Außerdem hat der Herr Schloßkaplan für das Seelenheil der hohen Herrschaften und deren Zugehörigen zu sorgen und, wie er sagt, für die Herrschaften Askese zu üben und zu beten. In der übrigen Zeit darf er sich wissenschaftlich bethätigen (soll wohl heißen: beschäftigen). Für Frau und Kinder hat er nicht zu sorgen, seine Kleidung ist schlicht und billig: also darf man annehmen, daß er fast sein ganzes Gehalt zurücklegen oder für Werke der Barmherzigkeit verwenden kann. Also für das leibliche Wohl des Herrn Schloßkaplans, dessen Hauptbethätigung in der beliebigen Benutzung eines Uebermaßes von freier Zeit besteht, ist reichlich gesorgt. Dann beklagt sich der Herr Schloßkaplan, daß sein Stubennachbar ein Stallbursche sei. Ein vergessener Hindupriester sammelte einst eine kleine Schaar armer, ungebildeter Fischer um sich, die nicht lesen noch schreiben konnten, nannte sie seine Brüder und lehrte, daß die Demuth eine Tugend sei und, wer sich selbst erniedrige, erhöht werde. Ferner klagt der Herr Kaplan über das laute Gebell der Hunde, die ihn im Gebet und in den wissenschaftlichen Arbeiten stören. Der Heilige Antonius von Padua hatte sein Leben lang gegen die Nachstellungen eines viel aufdringlicheren und gefährlicheren Viehzeuges zu kämpfen und hat nicht gemurrt. „Wüthend rennt der Schloßkaplan in das Bureau des Amtsvorstehers.“ „Selig sind die Sanftmüthigen“, Herr Kaplan. Den Kindern des Zornes sind einst harte Worte gesagt worden und die Geduld wurde als eine Tugend gepriesen. Beim großen Jagddiner sitzt „Unser Schloßkaplan“ als Letzter an der Tafel. „Die Letzten sollen die Ersten, die Ersten die Letzten sein“, heißt es ja wohl. Wenn die Herrschaft sich schämt, das Kreuzzeichen zu machen, so wäre für den Herrn Schloßkaplan die schönste Gelegenheit gekommen, sich als Seelsorger zu bethätigen und am nächsten Sonntag über das Thema zu predigen: „Wer mich vor den Menschen bekennet, Den werde auch ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist.“ Daß der Herr Kaplan nicht mit in den Salon durfte, um Liqueur und Kaffee zu schlürfen, scheint ihm besonders hart gewesen zu sein. Der weltberühmte Hindupriester ging in die Wüste, betete und fastete vierzig Tage und Nächte lang. Der Ausspruch des Herrn Grafen, daß Thron und Altar zusammenhalten müssen, hätte eine treffliche Gelegenheit zu einer Predigt über das Thema geboten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Nun ein anderes Bild. In einem Hüttenwerk in der schmutzigsten Vorstadt einer Millionenstadt liegt eine staubige Schreibstube. Ammoniak-, Brom-, Schwefelwasserstoffdämpfe aus dem dicht danebenliegenden, schlecht ventilirten Laboratorium verpesten die Luft. In unmittelbarer Nähe arbeiten ein mächtiger Steinbrecher und eine Kugelmühle, deren Gerassel von einer Gebläsemaschine übertönt wird. Wenn die Kreissäge, die Metallbarren durchschneidet, im Betrieb ist, so ist es kaum möglich, sich verständlich zu machen; man muß schreien. Inmitten dieses Höllenlärmes sitzt ein akademisch gebildeter Mensch mit Abiturienten- und Diplomingenieur-Zeugniß und rechnet. Schreibt chemische Formeln und eine endlose Reihe Zahlen auf Papier. Die müssen stimmen. Stimmen sie nicht, so könnte der Firma

ein Schaden entstehen, der durch fünf Jahrgehälter eines Schloßkaplans nicht ausgeglichen würde. Aber wie kann der Mann Das aushalten? Weil ers aushalten muß und will. Weil sein Beruf eine gewisse Nervenstärke erzwingt.

Mancher mag wohl über das Gezeter der Volksschullehrer den Kopf schütteln, die bei ihrem bequemen, stets gesicherten und ferienreichen Dasein immer wieder mit neuen Forderungen kommen. Daß aber akademisch gebildete Leute, denen beschieden ist, bis an ihr seliges Ende ein sorgenfreies Leben zu führen, ohne dafür geistige oder körperliche Arbeit leisten zu müssen, von ihrem „Elend“ und ihrer „miserablen Lage“ sprechen: Das geht über das Bohnenlied. Wenn dem Herrn Schloßkaplan das Sauerkraut aus dem Gemüsekeller neben der Ahnengruft nicht munden will, so möge er sich erinnern, was die Heilige Theresia und ihre Nonnen zum Zweck der Fleischesabtötung manchmal gegessen haben. Was für Seine Hochgeboren gut genug ist, wird auch wohl für Seine Hochwürden nicht zu schlecht sein. Möge der Herr Kaplan die Schloßkapelle mit selbstgefertigtem Schnitzwerk zieren, bis sich der Herr Graf genirt, die Hunde noch länger in ihrer Nähe zu lassen. Möge er sich in den entlegensten Winkel des Parks setzen und die Predigt besinnen, in der er dem hochgeborenen Herrn seine Fehler unter die Nase reibt. Möge er Bücher schreiben oder übersetzen, wenn die Kasse zu knapp wird. Möge er den großen Augustinus und den Heiligen Franz von Sales studiren oder von seinen Kollegen Rabelais, Charron und Abraham a Santa Clara Etwas lernen und ein besonnener, duldsamer und glücklicher Seelsorger werden, seiner Herrschaft eine wahrhafte „Dekoration“. Aber sein Kreuzchen möge er in Geduld tragen (es ist winzig leicht) und seinem Herrgott auf den Knien dafür danken, daß er die blauen Herren geschaffen hat, die ihm solches beschauliche Dasein großmüthig gewähren.

II. Kaplanselend? Zweimal schon haben Sie in Ihrem Blatte diesem Thema Raum gegeben. Mit größter Hast griff ich zu. Aha! Da schreit Einer sein Elend in die Welt hinaus. Bei Harden darf ers. Da schreit gewiß Einer so, wie Du gern mal schreien möchtest. Aber welche Enttäuschung! Das sind ja Kleinigkeiten, gegen Das gehalten, was ich als mein Elend empfinde! Das ist ja Flötenpiano, wo man Pauken und Trompeten hören lassen müßte!

Wer ist denn elend? Wer verbannt ist. Der Kaplan ist verbannt aus dem Gedankenland deutscher Wissenschaft. Die deutsche Wissenschaft darf er nur da kosten, wo sie mit dem ultramontanen System stimmt. Dringt er in irgendeinen deutschen Denker ein, so merkt er, daß dieser Geist Eindruck macht, daß der Zweifel sich regt. Zurück! Das könnten „freiwillige Glaubenszweifel“ werden. Die sind Todsünde! Erdrossele Deine Vernunft, damit Du Deine Seele rettest! Das sind Anfechtungen des Bösen Geistes, ist modernistischer Wissensdünkel. Du darfst häretische und „glaubenfeindliche“ Bücher (Das heißt: Bücher, die sich gegen die römische Orthodoxie wenden) und „sittenlose“ (Das heißt: Bücher, die sich erlauben, über Ethik anders zu denken als die Inkarnation Christi in Rom), Du darfst solche Bücher nie lesen (und hättest Du auch die Erlaubniß), wenn sie Dir Zweifel am römischen Dogma erregen. Nur dann darfst Du es, wenn Du es „ohne Gefahr“ kannst. Du darfst Dich auch vor Handwerksgesellen hinstellen und darfst Kant „widerlegen“; darfst die deutschen Philosophen als hochmüthige Narren hinstellen, vor ihnen als „Atheisten“ Grausen machen; Spinoza darfst Du den „Juden mit der Verbrechermoral“ nennen; aber von Deiner Kammer aus in den Wundertempel von Kants Gedankenbau eindringen:

Das darfst Du nicht. Ranke? Treitschke? Mommsen! Nein; Du darfst aber die „Geschichtlügen von drei Freunden der Wahrheit“ lesen, darfst das schamloseste Zeug „als Aufklärung“ zur Vertheidigung gegen die Feinde der „Heiligen Kirche“ reden. Du darfst bei Handwerksgesellen und Arbeitern Beifall und Bewunderung ernten, so viel willst; aber Deine Vernunft mußt Du hübsch fein erdrosseln, — sobald sie nicht centrumsparteitaktisch beschaffen ist; denn Centrumsparteitaktisch und Ultramontan-Religiös sind Korrelate und Ultramontan-Religiös ist direkt Gottes wahre Offenbarung: und der gegenüber hat Deine Vernunft kein Recht. Das ist Kaplanselend.

Oft hört man: Kunst mildere die Lebensmisere. Der Kaplan ist elend, ist verbannt auch aus dem Lande der Kunst. Theater? Modernes Theater? Ibsen, Maeterlinck, Hauptmann: dahin darf der Kaplan nicht. Denn erstens sind die Drei „ungläubig“ („das Gift des Unglaubens ergießt sich in Strömen durch das Theater ins Volk“); zweitens kommen in ihren Stücken Szenen vor, die im Leben vorkommen (nämlich „unsittliche“), und ein Kaplan sieht sich nur Stücke an, die nicht ahnen lassen, wie es in der „Welt“ zugeht, nur solche, die in Mädchenpensionaten von Ursulinern oder Sacré Coeur aufgeführt werden; drittens verräth überhaupt der Theaterbesuch „Weltgeist“ und ein Priester darf keinen „Weltgeist“ haben; auch muß er sich sehr hüten, „Aergerniß“ zu geben; würde sich Jemand dran stoßen, so müßte ein Kaplan sogar auf Tell und Hamlet verzichten. Dagegen ist es zur Ehre Gottes, ists Opfergeist, wenn er Wochen lang mit Handwerksgesellen abends die dümmsten Schwänke und nicht ganz eindeutige Couplets oder „ernste“ Stücke einübt. Gefordert wird nur, daß darin nichts vorkomme, was „gegen Glaube und Sitte ist“, also irgendwas, das nicht zum System paßt. So lange noch „unser gutes katholisches Volk“ nicht ahnt, daß es bei den „Irr- und Ungläubigen“ auch Leute giebt, die es mit der Sittlichkeit ernst meinen, so lange gehts am Besten.

Ein Kaplan, der nicht ganz auf schöne Literatur verzichten will, lese vor Allem „Dreizehnlinden“, das überhaupt, recht besehen, das beste Dichtwerk der Gegenwart ist. Will der Kaplan sich mit Goethe beschäftigen, so mag ers thun; aber er soll Goethe mit der Brille Baumgartners ansehen, dieses tapferen, genialen Literaturhistorikers, der endlich mal dem „Goethekultus“ den Garaus gemacht hat; genügen ihm die Beilagen von der strengen Mutter „Germania“ und der lieben Tante „Kölnische Volkszeitung“ nicht, so könnte er ja wohl das „Hochland“ nehmen; aber Veremundus riecht ein Wenig nach Modernismus; was Pater Expeditus Schmidt anlangt, so riecht es „über seinen Wassern“ nicht nach Modernismus, aber auch nicht römisch; und ein Kapuziner, der so viel loshat, thäte überhaupt besser, statt ästhetische Feinkocherei zu treiben, im Volksverein für „Aufklärung“ zu arbeiten. Ein frommer Kaplan studirt vor allen Anderen Kralik und Domanig, diese nur wegen ihrer „Gläubigkeit“ schmählich vernachlässigten großen Dichter.

Wenn nun aber ein Kaplan sich sehnt, die zeitgenössischen oder älteren Denker (wir sagen immer: Die modernen, als ob es sich um eine Hutmode handelte), Dichter, Dramatiker und Lyriker, wirklich kennen zu lernen, und er bei der Vertiefung in deren Gedankenwelt merkt, daß er sich ihnen nähert, ihnen beistimmt, auch in solchen Ansichten, die nicht mit ultramontaner Wahrheit, mit dem römischen Dogma und der römischen Ethik übereinstimmen, so ist der Konflikt da: entweder er verbrennt das Buch, er „schlägt sich die bösen Gedanken“ aus dem Sinn, er erdrosselt die eigene Vernunft oder er fährt fort in seinen „freiwilligen Zweifeln“; dann ists

schlimme Sünde: so wirft ihm sein von zartester Jugend an kirchlich dressirtes Gewissen vor. Ist Das Elend? Herr Harden! Uebertreibe ich? Der Kaplan ist elend verbannt aus dem Lande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst.

Weiter! Der Kaplan, von Jugend an aufgepäppelt mit der Weisheit der Mutter Germania und der kölnischen Tante, geht mal aus seinem Bauernnest auf Reisen. Der „gute Katholik" (und ein solcher muß der Kaplan sein) fordert auf Bahnhöfen als Apostel der „guten Presse" Germania und Kölnerin. Er hat sich ziemlichst zu wundern, wenn kein Centrumsblatt da ist, so daß der Buchhändler denkt: Ich muß noch „vorurtheilloser" werden! Der Kaplan (nehmen Sie an) hätte nun auf einmal den verrückten Einfall: Kennst Du denn eigentlich die deutschen Publizisten? Kennt man denn einen Angeklagten, dessen Aeußerungen man nur aus dem Munde des Gegners hört? Geschieht Das vor Gericht? Gut: so oft der Dorfkaplan auf Reisen geht, kauft er sich Blätter anderer Richtung. Da, auf einmal, geht ihm ein Licht auf. Er entdeckt: Es giebt publizistische Persönlichkeiten! Nun weiß er, warum ihn Mutter und Tante so oft anwiderten: weil keine geistige Persönlichkeit dahinter steckt. Jetzt verschlingt er im Heißhunger die neue Geisteskost. Er merkt, daß seine Meinungen wanken, auch solche, die nicht wanken dürfen; aber er spricht zu sich: Ich lasse es darauf ankommen; auf Hölle und Teufel; ich will jeden Sonnabend die „Zukunft" lesen; nicht nur Citate, vor denen Harden schlecht gemacht wird, wenns Mutter und Tante gerade so in den Kram paßt. Da entdeckt er auch Karl Jentsch; und kommt aus dem Staunen nicht heraus; ein Apostat, ein „abgefallener" Priester, ein Judas, eine zerrissene Seele, ein Sünder gegen den Heiligen Geist: so hat sich der Kaplan Jentsch vorstellen müssen. Und was sieht er nun? Einen Schriftsteller, dem aus jeder Zeile das gute intellektuelle Gewissen herausschaut, einen Schriftsteller, der ein heiterer, liebenswürdiger Mensch sein muß. Aber wie geht Der gegen die Orthodoxie los! Und wenn man ihn nun liest und innerlich nicht abweisen kann! Kaplanselend! Entweder auf die herrlichsten Geistesgenüsse verzichten, sein Bestes, die Vernunft, erdrosseln oder mit dem Gewissen in Unfrieden leben; oder so lange weiter machen, bis sich das Gewissen befreit fühlt. Aber dann ist es nach anderer Richtung belastet. Dann fühlt der Dorfkaplan sich als Heuchler, der ein System vertritt, dem er nur äußerlich, nicht innerlich mehr angehört. Kann er fort? Nein! Er will doch Brot haben, er muß doch leben! Er kann doch nicht seine katholischen Verwandten in entsetzliche Betrübniß bringen; sich als Einen verächtlich machen, der aus Wissensdünkel klüger sein will als so viele gelehrte Männer. Das Schrecklichste ist ein abgefallener Priester. Noch bei seinen letzten „Exercitien" hat der Dorfkaplan den Jesuitenpater sagen hören, daß die Apostasie aus dem Stolz komme und der abgefallene Priester ein Höllenkandidat sei; einer, der die beste Aussicht aufs Fegefeuer habe.

Das, hochverehrter Herr Harden, ist Kaplanselend. Ich meine: wenn überhaupt in Ihrem Blatt, das so Viele lesen, von Kaplanselend gesprochen wird, dann sollte von diesem geistigen Elend die Rede sein, nicht von der finanziellen Lage der Hilfgeistlichen und dem Lakaien bei den Adeligen. Wie zwerghaft klein nehmen diese Dinge sich neben dem wirklichen Weh aus! Soll ich noch von dem seelischen Elend reden, das in Folge des Zwangscoelibats über den Kaplan verhängt ist? Damit ließen sich lange Seiten füllen! Doch davon will ich schweigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Oktober 1909.

Der Dreibund.

Von Livadia (Südkrim) nach Racconigi (auf der Linie Turin=Cuneo der Mittelmeerbahn) ists nicht sehr weit. Der bequemste, für einen von grausamer Feindschaft umlauerten Herrscher sicherste Weg führt durch die Dardanellen. Wird Nikolai Alexandrowitsch, der dem König Victor Emanuel seit sechs Jahren einen Besuch schuldet, diesen Weg wählen? Russische Kreuzer und Torpedoboote mit Osmanenerlaubniß in den Meerengen: Das, denkt der ehrgeizige Knirps Iswolskij, würde auf Europa und Asien wirken; und ich hätte für die Gossudarstwennaja Duma eine Trumpfkarte im Spiel. Doch die Diktatoren, die mit Schwert und Galgen in Konstantinopel hausen, zeigen sich schwierig. Möchten, daß Nikolai, der in Livadia Gesandte Mohammeds empfangen hat, am Goldenen Horn stoppen lasse und, als erster gekrönter Gast, die Khalifenpuppe besuche. Dann wird man ihm gern die Meerengen öffnen; für diese Fahrt. Ueber das Prinzip kann später gesprochen werden. Unmöglich. Jedem echten Russen stiege das Blut in die Schläfen, wenn er hörte, sein Papst=Kaiser habe dem neuen Großherrn, gegen alle höfische Sitte und nationale Würde, den ersten Besuch gemacht. Und der Mönch Theophanes, der jetzt, ein zweiter Confessor dieses Namens, den Zaren beräth, würde als Sprecher der Orthodoxen Kirche eifernd gegen den Plan protestiren. Auch empfiehlt Sir Edward Grey, der Dardanellenfrage noch keine klare Antwort zu heischen. „Wir haben Ihnen, als das agreement über die asiatischen Interessensphären paraphirt werden sollte, die Meerengenöffnung zugesagt, können die Leute am Bosporus jetzt aber nicht zu schneller Entschließung drängen; sie habens schon schwer genug und ihr winziger Kreditrest wäre verloren, wenn

sie, ohne sichtbare Gegenleistung, ein wichtiges Schutzrecht der Osmanensouverainetät hingäben. Abwarten, Hohe Excellenz; tout vient à point à qui sait attendre.“ Schade. Das Schauspiel turko-russischer Intimität hätte den Wienern die Galle ins Blut getrieben. Und seit Aehrenthal durch die höfliche, aber unzweideutige Ankündung, er werde im Nothfall, um Iswolskijs Wahrhaftigkeit zu beleuchten, dessen Briefe veröffentlichen, den Minister des Zaren gezwungen hat, in der Duma (am Tag nach der Weihnacht des Jahres 1908) nach langer Kollusion zuzugeben, daß Rußland in der bosnischen Sache durch freiwillig übernommene Verpflichtung gebunden sei, flackert im Hirn des nach lautem Geschrei zum Rückzug Genöthigten der Wunsch, an dem wiener Bändiger sein Müthchen zu kühlen. Weil selbst dieser Stümper weiß, daß Oesterreichs empfindlichste Flanke von der Adria bespült wird, hat er schon in der Weihnachtrede den Werth der russo-italischen Verständigung emphatisch gepriesen. „Ihr Hauptzweck ist die Erhaltung des status quo auf dem Balkan, die Wahrung der politischen und wirthschaftlichen Selbständigkeit der Balkanvölker; und ihre hohe Bedeutung wird sich bald erweisen.“ Weil der junge Ruhm des kaltblütigen Grafen Aehrenthal ihn nicht schlafen läßt, hat er Nikolai in den Reiseplan gehetzt, dessen Vertagung gerade jetzt nicht als Unhöflichkeit gedeutet werden konnte. Alexandra Feodorowna siecht an einer schweren Psychose (Berichte, die von „Nervenkrisen“ und „melancholischen Anwandlungen“ sprechen, lügen recht artig); wer dürfte dem Mann verargen, daß er die seelisch zerrüttete Frau nicht allein lassen, nicht Feste feiern mag, während sie zwischen Aerzten und Wärtern hinwelkt? Doch der Gerngroß will seine Rache: Auf nach Racconigi! Ueber Odessa-Budapest-Venedig? Nikolai müßte durch österreichisches Gebiet, würde von Vertretern Franz Josephs begrüßt und könnte die üblichen Wagonfloskeln nicht meiden. Der Pfeil, der am wiener Ballplatz den Feind treffen soll, würde vor dem Ziel gestumpft. Habsburgs Völkern, Habsburgs Slaven, Magyaren, Italienern soll, illuminirt und fresko, die Lehre vors Auge gebracht werden: „Weil Euer gerühmter Aehrenthal uns Russen nicht die uns gebührende Reverenz erwiesen hat, gehen wir fortan mit dem Staat, in dem Eure Regirung den nächsten Gegner sieht; habt Ihr für den Tag, wo Italien die Adria zu umklammern versucht, mit unserer Förderung des römischen Trachtens zu rechnen.“ Tief prägt sich dem Sinn die Lehre nur ein, wenn der Gossudar aller Reussen zeigt, daß er keinen Oesterreicher zu sehen wünscht. Die Firma Giolitti-Tittoni hatte ja, nach geschäftiger Bewegung der Botschafter Melegari und Dolgoruckij, auch Herrn von Bethmann gebeten, seinen Besuch aufzuschieben. Oesterreichs Verbündeter vor dem Zaren bei Victor Emanuel?

Das hätte die Eindrucksmöglichkeit gemindert. Wenn Nikolais Reise escomptirt ist, kann der Kanzler des Deutschen Reiches kommen (und der Minister des Auswärtigen die Onorevoli mit dem Hinweis ködern, daß Italien nie so zärtlich von den Großmächten umworben war). In Berlin ein Neuling, in Wien Franz Ferdinand noch an die Zustimmung des Ohms gekettet, den ein Krieg um den letzten Machtschimmer brächte: die Gelegenheit ist günstig; erlaubt die Probe, was man den lieben Verbündeten ungestraft bieten dürfe. Nika muß einen beschwerlichen Umweg machen, der ihm den Anblick österreichischen Landes erspart, und Herrn Pichon zum Kolloquium bitten. Rußland, Frankreich, Italien. Der italienische Architekt Monghetti hat in Livadia das Lusthaus gebaut, Le Nôtre in Racconigi den Park geschaffen: Alles in schönster Ordnung. Kein Attentat, kein irgendwie beträchtlicher Sozialistenprotest gegen „die Schmach des Zarenbesuches". Die Anhänger Ferris und Turatis, die gelobt hatten, den Moskowiter mit einer Katzenmusik und einem Generalstrike von Italiens Grenze scheuchen, fühlen, daß ihren Landsleuten die Hoffnung, in Rußland einen starken Helfer gegen das verhaßte Oesterreich zu finden, wichtiger ist als der schrille Ausdruck demokratischen, proletarischen Grolls. Aus einem Massenmörder und Bluthund, dessen Fußspur, nach dem Wort des Liebknechtsohnes, den Boden eines gesitteten Landes besudelt, wird Nikoläuschen flink zu einem Mann optimae voluntatis, der seinem Reich eine Verfassung gegeben, mit seinem Volke großherzig das Recht zur Gesetzgebung getheilt hat und neben dem Herr Nathan, der radikal demokratische Bürgermeister von Rom, Republikaner, Großmeister der Freimaurerloge und Todfeind aller Tyrannei, getrost an der Prunktafel sitzen darf. Können die Trinksprüche der Monarchen ihn etwa ärgern? Interessengemeinschaft; Einheit der Ziele; Achtung der Volkswesenheit; Wahrung des Friedens; aufrichtige Freundschaft. Diesen Kuß der ganzen Welt! Nichts, was das Ohr eines Verrina aus Sems Samen zu kränken vermöchte. Boshe Zarja krani! Italiens albanische Sehnsucht ist dem Ziel endlich näher. Frankreich und Rußland sind ihm innig gesellt und aus Buckingham Palace schickt der royal merchant seinen Segen.

Dem hat Nikolai Alexandrowitsch, hat Victor Emanuel die hellen Oktobertage zu danken. Und kein Gerechter kann heute noch sagen, über Bluffs komme Eduard mit all seinen Künsten doch niemals hinaus. Im vorigen Jahr hat sein Einschüchterungversuch (der plump aussah, nach den gehäuften Beweisen deutscher Nachgiebigkeit aber psychologisch begreiflich war) nicht gewirkt, weil Deutschland sich entschlossen zeigte, dem Kriegsfall nicht auszubiegen. Ein Franzos hörte aus Eduards Munde das Wort: „Reculons pour

mieux sauter!“ In Oesterreich wird man, wenn der Großmachtrausch verdampft ist, merken, daß man mit der Annexion eine Fülle ernster Schwierigkeiten eingehandelt und daß Deutschlands Weigerung, die im November 1908 von den Türken erbetene Vermittelung zwischen Wien und Konstantinopel zu übernehmen, die Doppelmonarchie viele Millionen gekostet hat; wird fragen, ob für den Fall eines gegen Russen, Italiener, Serben (und vielleicht Mohammedaner) zu führenden Krieges unter allen Umständen auf die deutschen Bayonnettes zu zählen sei. In Deutschland muß die Furcht, das Reichsschiff ins wiener Schlepptau gerathen zu sehen, Unbehagen zeugen. Die deutsche Wirthschaft hat auf dem Balkan andere Interessen als die österreichische; und Bismarck hat stets vermieden, den Oesterreichern die Gewißheit zu geben, daß Deutschland für ihre galizische und orientalische Position das Schwert ziehen werde. Diese Ueberzeugung, meinte er, würde in Wien die Tendenz schaffen, uns in Abhängigkeit von den Orientplänen ruhmsüchtiger Erzherzoge und Minister zu bringen. Daran wird man sich bald wieder erinnern und dann, bei aller Bundestreue, nicht mehr nach der Ehre lechzen, der österreichischen Diplomatie die Kastanien aus jedem Feuer zu holen, das sie, ohne sich um die berliner Zustimmung zu kümmern, angezündet hat. Ists so weit, dann kann der Versuch von 1908 mit besserer Aussicht auf Erfolg wiederholt werden. Hat der King nicht, nach alter Britentradition, als kluger Opportunist gehandelt? Cowes, Cherbourg, Racconigi. Franko-russisches Bündniß, franko-britische entente cordiale und Militärkonvention, anglo-russische und russo-italische Verständigung. Japan, dem von Amerika nahe, von Rußland und China absehbare Gefahr droht, auf England angewiesen. Spanien, dem die Guinee eine Flotte baut, fast schon eine britische Provinz. Portugals Manuel von Eduards Günstling Soveral am Schnürchen gelenkt. In Konstantinopel Mr. Buxton, der Leiter des londoner Balkankomitees (und Türkenhasser von vorgestern), der Volksliebling, Sir Ernest Cassel der Geldgeber und Berather der mächtigsten Paschas; in Mesopotamien Sir William Willcox bei emsiger Arbeit. Laßt die Ohnmacht deutscher Schreiber nur das schwerfällige Schachtelsystem all dieser Verträge und Abkommen höhnen! Daß es gelang, Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und die wichtigsten Balkanmächte in einen Pool, eine Interessengemeinschaft zu bringen, ist doch keine Kleinigkeit. Und Deutschland und Oesterreich sind nun in der Kälte allein.

Natürlich denkt Niemand an feindsäliges Handeln gegen die Isolirten. Natürlich. Ehe Wilhelm in den Schären die Fallreeptreppe der russischen Kaiserjacht „Standarte“ hinabstieg, sprach Nikolai zu ihm: „An der Seite

Deiner Feinde wirst Du mich niemals finden." Ehe Eduard das berliner Schloß verließ, sagte er (der vorher mit keiner Silbe ein politisches Gebiet gestreift hatte), er verkenne durchaus nicht die Pflicht, den großen deutschen Ueberseehandel durch Kriegsschiffe zu schützen, und sehe in der Erfüllung dieser Pflicht keinen Grund zu britischem Groll. Wenn Victor Emanuel mit Franz Joseph zusammenkäme, fielen sicher ähnliche Worte. Will man bei uns nicht endlich aufhören, solche Phrasen ernst zu nehmen und auf Flaggenstangen in transparenter Schrift durchs Land zu tragen? Mit Bettlergier die kärglichen Almosen aufzulesen, die uns vom Tisch pokulirender Könige gespendet wurden? In Dienstbotendemuth hastig zu verzeichnen, was irgendein Iswolskij oder Tittoni über die „friedlichen Tendenzen seines erhabenen Herrn" geschwatzt hat? Das Alles wäre mit der kleinsten Kupfermünze noch zu theuer bezahlt. Die Absicht, den starken Konkurrenten einzukesseln oder gar anzugreifen, wird kein halbwegs Gescheiter je vorlaut ausplaudern. Nein: Alles geschieht nur zum Schutz des Weltfriedens. Der wäre längst gefährdet, wenn der king-peacemaker ihn nicht sorgsam schirmte. Hat Iswolskij nicht neulich erst in Berlin gesagt, Rußland wolle mit dem Deutschen Reich in bester Freundschaft leben, könne sich mit dem Oesterreich Aehrenthals aber nicht in Geschäfte einlassen? Hat er nicht noch in Racconigi vor der internationalen Schreibergilde erklärt, das neue Abkommen richte sich nicht gegen irgendeine Macht, sondern beweise nur, wie inbrünstig zwei Herrscher, zwei Völker den Frieden wollen? Solcher Schwatz wird in Deutschland gedruckt, von Excellenzen und Abgeordneten wiederholt und von Millionen mündiger Menschen für beträchtlich genommen.

Rußland mag mit Fug über Oesterreich klagen. Lexa von Aerenthal hat es bitter enttäuscht. Als Botschaftrath und als Botschafter schien er der aufrichtigste Bewunderer des russischen Genius und sein Freund Schwanebach rühmte ihn am Hof als den zuverlässigsten, loyalsten aller in Petersburg beglaubigten Diplomaten. Witte selbst, der mißtrauische Tatarensproß, schwor auf ihn. Und als Franz Ferdinand seinen Mann durchgesetzt hatte, zweifelte kein Minister Nikolais, daß man mit dem neuen Ballplatzregenten besser auskommen werde als mit Goluchowski, der schließlich immer ein Pole blieb. Doch Aehrenthal hatte Rußland aus nüchternem Auge gesehen und klarer als der hinter Papierwällen thronende berliner Geschäftsträger erkannt, welchen Vortheil die durch die Folgen des mandschurischen Krieges geschaffene Konjunktur biete. Das Zarenreich durch Japaner, Tshinowniks und Anarchisten geschwächt, in Frankreich die klerikale Militärpartei von der Truppe der Radiko-Sozialisten abgelöst: da war viel zu machen und wenig zu fürchten.

Dem zweiten Nikolai ist Oesterreich, das ihm erlaubte, die galizische Grenze während der Kriegsbedrängniß von Truppen zu entblößen, nicht zu Dank verpflichtet wie einst dem ersten (den es dann in schwarzenbergischer Münze bezahlte). Darf also skrupellos thun, was sein Lebensinteresse fordert. Rußland glaubt sich mit Oesterreich über die makedonische Justizreform einig, ahnt nicht, daß Aehrenthal entschlossen ist, diesen (den Türken unbequemen) Plan um den Preis der Sandschakbahnkonzession aufzugeben, und kanns zunächst kaum fassen, als in der Botschafterkonferenz Marschall und Pallavicini den auf dem Boden des mürzsteger Programmes erwachsenen Entwurf türkischem Anspruch opfern. Erste Enttäuschung. Die durch ein Mißverständniß bewirkt sein mag; sein muß. Am Vorabend einer muslimischen Revolution darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich den Luxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Iswolskij schreibt also an Aehrenthal. Wir müssen zusammengehen und uns für alle Fälle schon jetzt über das zur Kooperation taugliche Gelände einigen. Rußland kann durch die Ereignisse genöthigt werden, Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirenden Islam zu schaffen. Was würden Sie dann thun, lieber Kollege? Schwer vorauszusagen; Oesterreich müßte zunächst wohl seine Kriegsflagge im Bosporus zeigen; vielleicht auch, au delà de Mitrovitza, nach Saloniki marschiren. Nichts einzuwenden, lieber Kollege. (Die Veröffentlichung dieser Briefe, die sein offizielles Eifern für die Unantastbarkeit der Türkei recht seltsam beleuchten, wäre Herrn Iswolskij so unangenehm gewesen, daß er vorzog, am fünfundzwanzigsten Dezembertag in der Duma zuzugeben, daß Rußland nach den Abmachungen von Reichstadt, Berlin und Budapest nicht das Recht habe, der österreichischen Annexion der Balkanprovinzen zu widersprechen.) Nach dem Briefwechsel die persönliche Aussprache. Herr Iswolskij kommt auf einer Ferienreise als Gast des Botschafters Grafen Berchtold nach Buchlau und trifft dort den Freiherrn von Aehrenthal. Die Türkensache hat eine andere Wendung genommen, als wir in der Zeit unserer Korrespondenz vermuthen mußten; wir können jetzt Beide nur nach guten Beziehungen zu den neuen Machthabern streben. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei; sind sogar bereit, ihr den Sandschak zu räumen. Da wir aber nicht dulden können, daß in den seit dreißig Jahren von uns okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnet werden, und da in Bosnien die Serbenwühlerei nachgerade unerträglich wird, läßt die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina sich wahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formale Aenderung des Besitzverhältnisses ist für Ruß-

land ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen, wie Sie wissen, vorgesehen und von uns seit der Reichstadter Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 mit der Neutralität im Türkenkrieg anständig bezahlt. Trotzdem, lieber Baron, würde in diesem kritischen Augenblick, der den Südslaven neue Gefahr zeigt, die Annexion in Rußland Aergerniß geben; und ohne einen Europäischen Kongreß ginge es wohl kaum. Nicht meine Ansicht, sagt Aehrenthal; Rußland hat vor dreißig Jahren zugestimmt, mit der Türkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; doch würde ich einen Kongreß, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohne Zaudern beschicken. Die Stirn des Russen ist noch umwölkt. Würde Oesterreich uns dann Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnung der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Na, einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin auf Urlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meiner Rückkehr in die Heimath dem Zaren über unser Gespräch berichten und bitte nur, den Entschluß zur Annexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Gern. Als Iswolskij ein paar Tage danach in Paris ankommt, hat Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik die Thatsache der Annexion schon angezeigt. (Vielleicht hat Aehrenthal gefürchtet, ein sentimentalisch beschwörender Brief Nikolais könne seinen alten Herrn zu neuem Zögern stimmen; vielleicht sich auch einfach gesagt, daß ein der Höflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschicksal verantwortlichen Staatsmannes nicht binde.) Zweite Enttäuschung. Wüthend brüllt Iswolskij auf; rast durch Europa, um einen zur Demüthigung Oesterreichs bereiten Kongreß zusammenzubringen; wird in Berlin abgewiesen, in Paris (von Clemenceau) gefoppt und muß knirschend schließlich Alles zurücknehmen, was er über Vertragsbruch und Verletzung heiliger Rechte in die Welt geschrien hat. Kein Kongreß; keine Züchtigung Oesterreichs; nicht einmal eine Kriegserklärung im belgrader Konak. Seitdem brütet das Stehaufmännchen Rache. In Racconigi hat es sie aus voller Schale geschlürft. Den Durst endlich gestillt. Was aber hat Rußland davon, daß sein Minister die Eitelkeit an süßem Trank weiden durfte? Der Mann der armen Alix mag sich freuen, wenn er der mit der Römerkrone geschmückten Tochter Nikitas von Montenegro gefällig sein kann. Darf die slavische Vormacht aber wünschen, daß Italien eine feste Balkanposition einnimmt? Oesterreich hat die Russen enttäuscht. England aber hat sie geprellt. Ihnen die Oeffnung der Meerengen verbürgt und den Garantieschein dann für vorläufig uneinlösbar erklärt. Dar-

über wird, weil man Britania jetzt nicht ärgern möchte, nur sub rosa geredet. Ueberlaut aber noch immer verkündet, daß mit Aehrenthal kein Bund zu flechten sei. „Das Christenrecht der Makedonen hat er um den Preis einer Bahnkonzession verschachert. Die Südslaven um ihre Zukunft betrogen. Die Osmanenrenaissance in den Wehen erschwert. Und dem redlichen Idealisten Iswolskij zweimal das Manneswort und die Treue gebrochen.“

Der Heuchelgestus des Anklägers und die Hohlheit der Anklage darf nicht darüber täuschen, daß Aehrenthal wirklich Fehler gemacht hat. Vor und nach der Annexion. Er rechnete darauf, daß Deutschland den einzigen Verbündeten nicht im Stich lassen und so zum Uebergang ins feindliche Lager zwingen werde. Ob die Rechnung richtig gewesen wäre, wenn Holstein nicht mehr gelebt, seinen „lieben Bülow“ nicht mit letzter Kraft zum Entschluß gespornt hätte? Einerlei: sie ist als rebus sic stantibus richtig erwiesen. Eben so die Voraussicht, daß Keiner glauben werde, Deutschland sei von der Annexion überrascht worden. (Noch heute wird ja in den meisten Staatskanzleien behauptet, Deutschland sei im Geheimniß gewesen. Die Behauptung ist falsch. Die Furcht vor einer Indiskretion rieth den Wienern von der Mittheilung ab. Und als Fürst Bülow in Norderney, wo er nur den nachher durch die Mappenverwechselung berühmt gewordenen, der Zunft aber längst als unzulänglich bekannten Herrn von Müller bei sich hatte, von dem österreichischen Plan erfuhr, meinte er, die Annexion werde in Europa auf kein ernstes Hinderniß stoßen.) Die Berliner, wirds heißen, wußten natürlich, welches Ding gedreht werden solle, gaben sich aber für unschuldige Kindlein aus; sind also fast noch schlimmer als ihre Kumpane. Dieses Geschrei wird Deutschland am Abschwenken hindern, selbst wenns dazu Neigung spürt. Alles klug berechnet. Doch an die Wirkung auf England hat Aehrenthal nicht früh genug gedacht; sie erst erkannt, als der Lärm anfing und Oesterreich im Orient boykottirt wurde. England? Das ist doch nicht turkophil; nährt die makedonischen Banden, zetert in öligem Quäkerton über atrocities und macht im Yemen und in Mesopotamien den Türken das Leben höllisch schwer. Warum sollte es sich plötzlich für die Souverainetät des Sultans erhitzen? Weil es die Mohammedaner in Indien gegen das an der Kette reißende Hindugewimmel braucht; weil es die Egypter jetzt nicht reizen darf; weil es den deutschen Einfluß in Südosteuropa versickern lassen will; und weil den Jungtürken nicht die Frage suggerirt werden soll, ob europäischer Verlust nicht am Ende durch die Rückeroberung Egyptens auszugleichen wäre. Deshalb die schroffe Abkehr von dem Versuch einer den makedonischen Christen freundlichen Politik; deshalb das ruhlose Trach-

ten, dem Onkel beim neuen Sultan die Vertrauensstellung zu schaffen, die der Neffe beim alten hatte, und die Bagdadbahn, die für den Tag der Türkensubhastation eingetragene Hypothek, durch einen von der kaspischen Kaukasusküste ausgehenden Eisenstrang zu entwerthen; deshalb der Zorn über den österreichischen Zwang zu sichtbarer Option zwischen Musulmanen und Christen. Deutschland ließ seine Bayonnettes blitzen, Frankreich wollte, Rußland konnte nicht gegen den Kolossus deutsch-österreichischer Wehrmacht ins Feld ziehen: und Eduard mußte, zum ersten Mal als König, Chamade schlagen. Hat aber mit dem zähen Eigensinn eines alten Spielers eine neue Chance gesucht; und sie gefunden. Die russo-italische Freundschaft ist sein Werk. Dagegen hatte Aehrenthal sich nicht assekurirt. Die zehn Monate leidlicher Balkanruhe mußte er nützen, um wenigstens einen der drei Feinde zu versöhnen. Einen Großfürsten oder Hofgünstling kaufen, Iswolskij unmöglich machen oder über dessen Kopf hinweg mit Nikolai oder Stolypin verhandeln und für die ungestörte Herrschaft über den Ostbalkan Bürgschaft anbieten. Durch Mensdorffs Verwandtenmund dem King künden, Franz Joseph sei jetzt zur Uebernahme der (in Ischl abgelehnten) Vermittlerrolle bereit; bereit, Wilhelm zur Mitarbeit an einer internationalen Vereinbarung über das Tonnenmaximum der Kriegsschiffe zu rathen und selbst bis 1911 keine Dreadnought zu bauen. Um solchen Preis wäre immerhin Einiges zu haben gewesen. Auch mit den Italienern war noch im Frühjahr zu reden; schon eine gute Universität auf austrischem Boden hätte dem Römerstolz geschmeichelt. Aehrenthal ließ die Dinge gehen. Und sieht sich nun von Feindschaft umringt. Sieht in der Heimath und im Nachbarreich mürrische Mienen. Viele Oesterreicher finden, das Bischen Annexion sei zu theuer erkauft. „Wir stehen mit Allen schlecht, müssen bis an die Zähne gerüstet sein, zweihundert Millionen für Dreadnoughts ausgeben und arbeiten, selbst wenns gut abläuft, im Orient schließlich nur für die Wirthschaft des Deutschen Reiches, als dessen einzige Bundesgenossen wir gehaßt, chicanirt und boykottirt werden. Ein theures Großmachtspiel; und ein Bündniß, das Opfer heischt wie keins je vor ihm!" In Deutschland seufzt Mancher: „Holstein und Kiderlen habens mit ihrem hitzigen Eifer den Oesterreichern allzu bequem gemacht. Die konnten ihre Bosniakensuppe allein auslöffeln. Unseren Kredit täglich von der Firma Habsburg-Lothringen in Zahlung gegeben zu sehen, ist nicht behaglich. Im Nothfall, wenn wir für Kopf und Kragen fechten müssen, ist auf Czechen, Magyaren, Serben, Istrier und ähnliche interessante Völkerschaften doch kein Verlaß; sie marschiren, unter der Fuchtel, vielleicht gegen Slaven und Romanen, sind

mit dem Herzen aber nicht bei der Sache. Und unsere Balkanstellung bliebe verschlechtert, selbst wenn Marschall, der allzu sehr nach dem alten Regime duftet, um dem neuen vertrauenswürdig zu scheinen, endlich aus Pera verschwände. Fast siehts ja aus, als sollte auch Iswolskijs Traum vom Balkanbund Wirklichkeit werden; Ferdinand botanisirt munter in Serbien und kann der eingesperrten Nation ein Gitter öffnen. Laßt Karl von Rumänien sterben und den Nachfolger, unter britischem Druck und weiblicher Bitte, den Geheimvertrag nicht erneuern: dann sind wir um alle Trümpfe. Bismarck hatte schon Recht, als er vor jeder Abhängigkeit in den Balkaninteressensphären warnte." In beiden Reichen ebbt der Strom, der im vorigen Herbst den Bündnißgedanken trug. Diese Möglichkeiten mußte Aehrenthal in seinen Kalkul einstellen. Hat er auf seinem Lorber geruht? Seine Vergangenheit bürgt dafür, daß die Leute schmählich irren, die zu uns sprechen: „Paßt auf! Er will den Preis der österreichischen Freundschaft in die Höhe treiben und läßt Euch, sobald von drüben genug geboten wird, sitzen. Seht Ihr denn nicht, wie intim er mit den Franzosen ist? Die sollen ihm bei dem feinen Handel Agentendienst leisten."

Nach lieber Gewohnheit fängt man in Deutschland wieder an, den neuen, in Desio beschlossenen, in Racconigi besiegelten Bund zu bespötteln. „Was wird denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaudert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, vier Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. Darin sah der politisirende Rechtsanwalt Bassermann einen Erfolg, „der an die glänzendsten Zeiten bismärckischer Staatskunst erinnert". Weniger Kurzsichtige stöhnten: So tief sind wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern müssen! Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeres-

grund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würden vergnügt die Hände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite Heimath liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesen Tag aber (das blödeste Auge müßte es längst gemerkt haben) wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder ein Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos, unnützlich nennen. Großbritanien hat in der Abwehr deutscher Gefahr schon heute erreicht, was es ohne Blutverlust irgend erreichen konnte.

„Aber wir haben, Du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und Du hast eben erst wieder gelesen, daß die italienische Regirung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Werth kein anderes Bündniß ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuen Abkommen Italien nicht im Geringsten hindern, ein zuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben. Was ist in Cowes, Cherbourg, Racconigi denn erstrebt worden? Die Erhaltung des Friedens; die Sicherung des status quo. Warum, Du närrischer Jeremias, soll mit solchen Tendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund unvereinbar sein?" Darauf antworte ich: Diesen albernen, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwatz haben wir allzu lange schon gehört. Schluckt ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß Euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüsselt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens, zur Sicherung des status quo neue Verträge, Pools, ententes nöthig seien. Lüge die Angabe, die Tittoni und Iswolskij seien friedlich vereint, um den Besitzrechten auf dem Balkan Dauer zu verbürgen. Lüge das Leierlied, das in hundert Strophen betheuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissentliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund. So derb und grob muß man zu Denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.

„Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie ‚in dem Kampf ums Dasein‘ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen Beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und eben so wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraft sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird,

sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrag zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden könnten, unter denen er zu Stande kam. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem: Toujours en vedette!“ Diese Sätze hat Bismarck nach der Entlassung geschrieben und in das Kapitel gefügt, in dem er seine Nachfolger und Landsleute warnt, „Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen und im Balkan österreichische Interessen zu vertreten.“ („Es ist es natürlich, daß die Bewohner des Donaubeckens Bedürfnisse und Pläne haben, die sich über die heutigen Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus erstrecken; und die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind.“) Er hätte Oesterreich ersucht, den Balkankonflikt, den der Bündnißfall nicht decke, allein durchzufechten. Im vorigen Jahr blieb uns keine Wahl: schon wohlwollende Abstinenz hätte Oesterreich in den Concern der Gegner getrieben. Daß wir des letzten Freundes wegen uns Rußland und dem Islam verfeinden mußten, zeigt, wie arm wir durch die muthlos grimassirende Politik geworden waren. Und wer diese erzwungene Option als einen Triumph deutscher Staatskunst ausposaunt, ist ohne echtes Gefühl für die Würde seines Volksthumes. Bismarck hielt 1892 das Bündnißinstrument für ziemlich verbraucht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnte er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als

ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den Usurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen darf. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. „Folge des capriviſchen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Oesterreich die alte Irredentarrechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschutz angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wirds Zeit, diese Seite unseres Festungdreiecks mit ziemlicher Vorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Und so lange wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen.“ Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden?

Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Hört die Franzosen! „Die Trinksprüche von Racconigi sagen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, daß Italien für keins der Projekte zu haben ist, die den Balkanbesitzstand ändern wollen, und daß Petersburg auf Rom für den Tag zählen kann, wo es nöthig sein wird, dem Ehrgeiz gewisser Leute Schranken zu ziehen. Rußland muß sich jetzt davor hüten, unter irgendeinem Vorwand sich in eins der heimlichen Handelsgeschäfte locken zu lassen, die ihm stets nur Schaden gebracht haben. Da

es uns verbündet, den Briten befreundet und fortan der Kooperation Italiens sicher ist, brauchte es sich nicht wieder von trügerischer Hoffnung in kompromittirenden Verkehr mit Mächten verleiten zu lassen, die gewöhnt sind, die von ihm aus dem Feuer geholten Kastanien aufzuessen." (Journal des Débats.) „Wenn Italiens Ziel auf dem Balkan das selbe wie Rußlands ist, muß man sich wirklich fragen, wie diese Identität mit den Machenschaften des Dreibundes zu vereinbaren ist. In Berlin und Wien kann man sich weder über den vom Zaren gewählten Reiseweg noch über den Ton der Tischreden freuen. Offenbar war auch nicht beabsichtigt, dort Freude zu bereiten. Aber schlechte Ehen halten ja manchmal lange; und zu dieser Sorte gehört der Dreibund." (Le Temps). Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß noch zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit Conrad von Hötzendorff einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischen Herren darum schelten? Nein. Sie handeln, wie sie müssen; zu müssen wähnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie möchten ihren unter österreichischer Herrschaft lebenden Landsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in ein Italermeer wandeln und von Albanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn der schwarzgelbe Wall überklettert ist. Wir können nichts für sie thun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britaniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zum letzten Wank im Kleinsten noch Treue halten. Seit sie mit Frankreich in Eintracht leben, gehts ihnen gut und sie haben den größten Theil

ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft. Kein triftiger Grund also zum Tadel. Nicht einmal der Unaufrichtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft mit künstlich hergestellten Blumen in reicherer Fülle noch als Andere bedacht. Längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Visconti-Venosta war in Algesiras der Organisator unserer Niederlage. Im Balkanstreit stand Italien gegen die Verbündeten. Als der fünfte Kanzler (den überschwänglichen Brief, den er Herrn Tittoni geschrieben haben soll, mag ich seiner Intelligenz und seinem Charakter nicht zutrauen) sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, regnet es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von Barrère herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikitas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Ist das Alles noch nicht deutlich, nicht aufrichtig genug? Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzelnd aufschaut und wimmert: „Es scheint ja zu regnen."

Was soll nun geschehen? Was geschehen muß. Wenn das starke Deutsche Reich, das der Menschheit Genesung verhieß, nicht zum Kinderspott werden will.

Herr von Bethmann-Hollweg kann den in Rom (leider) angesagten Besuch nicht wieder absagen, ohne den Verdacht zu wecken, sein Kaiser habe sich an den Tagen von Racconigi geärgert. Das darf nicht sein. Wir sind nicht ärgerlich. Ganz ruhig und artig. Und ruhig und artig muß der Kanzler zu dem Herrn der Consulta sprechen. „Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern, nicht überall und immer mit unseren identisch. Italien wünscht für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben, noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht mehr recht vereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wenn man bei uns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte. Glissons... Jedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber

empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dinst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem verständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stifte doch keinen Schaden. Nehmen Sie den Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch besser aussieht als die kahle Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. ,Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!' So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Und braucht deshalb nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Ufern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt. Wenn Sie, wie ich hoffe, meiner Ansicht sind, wollen wir eine nette Note für Stefani und Wolff redigiren."

. . . Wollen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit in seiner ganzen Wucht auf uns laden? Wir müssen nicht: wenn die Volkheit noch die Kraft hat, ihren Dienern den nationalen Willen aufzuzwingen. Fordert neue Schmach einen neuen Treubund? Noth wird ihn noch einmal gebären. Vor dem Sumpf, in den die Reichswürde zu sinken droht, kann nur eine entschlossene Schaar tapferer Patrioten sie bewahren.

❦

Künstler und Fabrikant.*)

Ich erhoffe als Künstler eine Architektur und ein Kunstgewerbe, das jede Anlehnung, jede Benutzung alter Formen ablehnt und einen neuen, selbständigen Ausdruck unseres Lebensgefühls und unserer Zeit schafft. Meine Auffassung ist also der des Stilkünstlers diametral entgegengesetzt. Aber doch nur künstlerisch entgegengesetzt. Und ich vermag beim besten Willen nicht einzusehen, warum ein solcher Gegensatz, der von je her in dieser oder jener Form bestanden hat, zu erbitterten persönlichen Kämpfen führen soll; um so weniger, als in allen Fragen, die überhaupt einer allgemeinen Regelung zugänglich sind, von ernsthaften Meinungverschiedenheiten gar nicht die Rede sein kann. Wohin die Kunst geht, weiß Niemand. Das wird das Ergebniß von unser Aller Arbeit sein, je nach dem Kraft- und Wirkungverhältniß der einzelnen Leistungen, und Jeder mag für seine Ideen und seine Richtung so viel Propaganda machen, wie er kann. Resolutionen aber und Kunstpolitik sind in solchen Dingen lächerlich und ein Eingreifen des Staates möglichst wenig zu wünschen; er hat in Kunstdingen selten eine glückliche Hand gezeigt. Ueber die gewerblich-wirthschaftlichen und die Erziehungfragen aber läßt sich wohl reden; und dann zeigt sich bald, daß es hier keine grundsätzlichen Meinungverschiedenheiten giebt.

Daß der Lernende wie der Schaffende das Studium der Alten nicht entbehren kann, unterliegt keinem Zweifel. Es wäre Wahnsinn, an den Thaten der Vergangenheit vorüber laufen zu wollen, ihre Erfahrungen sich nicht nutzbar zu machen. Wir können Das auch gar nicht. Man kann sich nicht künstlich naiv stellen, kann nicht vergessen, was man an tausendfachen Eindrücken und Anschauungen schon empfangen hat. Zumal heute nicht, wo Photographien und das bequeme Reisen einen früher unbekannten Ueberblick gewähren. Freilich kann man sehr verschieden darüber denken, wie das so Gelernte zu verwerthen, ja, schon, in welchem Sinn es zu lernen und aufzufassen sei. Und da scheint mir Vertiefung und Verfeinerung dringend nöthig. Es genügt nicht, bequeme Rezepte für die eigene Arbeit zu erlangen. Nur darauf kann es ankommen, die Wirkungweise alter Kunstwerke zu begreifen. Und dieser Versuch muß damit enden, daß man nicht die Formensprache, die Ausdrucksmittel (wie bisher fast ausschließlich), sondern vor allen Dingen die Art der Wirkung, die Proportionirung, die Abwägung und das Verhältniß der Massen zu einander studirt. Da sind die Wege, auf denen Messel den Eklektizismus zu einem neuen Leben geführt hat, und da ist auch der Weg, auf dem der moderne Architekt für seine neuen Formen die Einsicht und das Gefühl für die Grundbedingungen gewinnen kann, die in allen Zeiten Geltung fordern dürfen.

*) Nach einem Vortrag, der in der Vereinigung Deutscher Möbelindustrieller gehalten wurde.

Was für den Künstler unentbehrlich, ist es für den Zeichner (und nur für diesen Beruf kann es Schulen geben) erst recht. Er muß sicher und gefällig zeichnen können und so biegsam sein, daß er sich den verschiedenen Anforderungen des Publikums und der Mode anzupassen vermag. Dazu bedarf es einer gründlichen Schulung nach allen Richtungen. Und mir will scheinen, als ob die moderne Formensprache noch zu arm und zu wenig geklärt sei, um eine solche Schulung zu geben. Die Leistungen der Kunstgewerbeschulen wecken ernste Bedenken. Da wird „modern“ gearbeitet, wie man früher „Stil“ arbeitete; aber eine merkbare Vertiefung und Verfeinerung des Studiums ist nicht zu spüren. Das Niveau ist ziemlich das selbe geblieben; nur scheint mir, daß die alte Stilzeichnerei immerhin lehrreicher war. Auch auf die Schulwerkstätten blicke ich nicht ohne Bedenken; nicht, weil sie dem eingesessenen Handwerker ernsthafte Konkurrenz machen könnten, sondern, weil sie allzu leicht zu spielerischen Arbeiten verführen. Wirklich Brauchbares kann nur in der Praxis gelernt werden, schon weil dort Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit regiren. Daß der Entwerfende auch seinen Entwurf ausführe, mag dem Laien die alleinseligmachende Lösung scheinen. In Wirklichkeit aber werden sich Zeichner und Ausführender immer trennen, weil eines Menschen Kraft nicht reicht, Beides zu gleicher Zeit vollkommen zu leisten. In Schulwerkstätten lernt der Schüler weder sein Handwerk noch gründlich zeichnen und modelliren: das Einzige, was wirklich in die Schule gehört, da es in der Praxis kaum gründlich gelernt werden kann. Allerdings sollte man sich prinzipiell auf kunstgewerbliches Zeichnen beschränken und nicht durch oberflächliches Aktzeichnen und Oelmalen den Drang nach „Höherem“ wecken. Zu entbehren sind die alten Stilarten in der Schule jedenfalls nicht.

Anders liegt die Frage in der Praxis, im Gewerbe. Ich hoffe und glaube, daß eine Zeit kommen wird, wo wir eine stetig sich entwickelnde selbständige Formbildung haben werden; aber wir sind noch weit von diesem Ziel. Wohin der Weg führt, weiß Niemand genau. Jedes Wollen ist an sich berechtigt; entscheidend ist hier, wie überall, der Enderfolg. Jeder sucht dem Anderen so weit wie möglich voranzukommen. Ob er Stilkunst treibt oder Anderes, ist gleichgiltig. Der Stärkere, Wirksamere, Glücklichere wird siegen. Und sicher wird manches Gute dabei zu Grunde gehen. Dagegen hilft kein Zetern und Jammern, keine Kunstpolitik und keine Staatshilfe. Die rettet kein Genie, sondern im besten Fall eine Mittelmäßigkeit aus dem Getriebe des Lebens.

Das wäre nun die einfachste Sache von der Welt, wenn nicht, nach wunderlichen ästhetischen Mißverständnissen, in diesen rein künstlerischen Kampf ethische Momente hineingetragen worden wären und dadurch eine bedrohliche Verwirrung angestiftet würde. Eine thörichte populäre Aesthetik hat das Schöne der Zweckmäßigkeit, der Wahrhaftigkeit im Material, der Aufrichtigkeit in der

Konstruktion gleichgesetzt. Diese Theorie ist eben so einleuchtend wie unfähig, das eigentliche Phänomen des Schönen zu erklären. Solches Spiel mit Theorien wäre ein harmloses Vergnügen, wenn man nicht daraus folgerte, daß die moderne Kunst, die angeblich sich auf diese Prinzipien aufbaut, ihrem Wesen nach wahrhaftig, echt, ethisch werthvoll sei, während es die Stilkunst als Nachahmende nicht sei. Und da hört die Gemüthlichkeit auf. Ich kann Einen für einen mitelmäßigen Künstler halten und ihn persönlich achten; ihm die Wahrhaftigkeit, den Anstand absprechen: Das ist eine Beleidigung und obendrein eine Dummheit. Mit einer unbegreiflichen Naivetät ist vom Fabrikanten gefordert worden, er möge den Anstand seines Privatlebens auf seine Produktion übertragen, während ihm zugleich vorgeworfen wurde, daß er nur seine Geschäftsinteressen vertrete und für die idealen Forderungen der Künstler nichts übrig habe. Das ist nicht wahr: die Fabrikanten haben den Künstlern in erheblichem Umfang geholfen und die meisten Kunstausstellungen sind mit materieller Hilfe der Fabrikanten zu Stande gekommen. Fabrikanten und Kaufleute haben erhebliche Summen für die neuen Bestrebungen hingegeben; leider hatten diese Versuche nur selten ein lohnendes Ergebniß und wurden deshalb nicht erneut. Das moderne Kunstgewerbe hatte eben beim Publikum keinen dauernden Erfolg. Es wäre thöricht, sich dieser Thatsache zu verschließen. Man hatte ungeheuerlich viel darüber geschrieben und der Bewegung einen Widerhall gegeben, der in gar keinem Verhältniß zu dem wirklich Geleisteten stand. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Und er war von den wohlthätigsten Folgen. Dilettanten hatten die Bewegung begonnen: sie mußten erst Berufsleute werden, ehe aus Ideen und Absichten Thaten werden konnten. Die Mitläufer aber geriethen bald offen oder heimlich wieder in das alte Fahrwasser des Eklektizismus, der heute überall herrscht. Ich wenigstens vermag keinen erheblichen Unterschied darin zu erkennen, ob man italienische Renaissance, englische Landhäuser oder thüringischen Biedermeierstil nachmacht. Unter vier Augen giebt Das wohl Jeder zu; doch man meint, aus taktischen Gründen müsse geschwiegen werden. Für solche Klugheit bin ich nicht reif; mir scheint es lächerlich und zwecklos, zu leugnen, was jeder vernünftige Mensch mit Händen greifen kann.

Der Mangel an Erfolg, nicht der Widerstand der Fabrikanten hat den gehofften und verkündeten Siegeslauf der Moderne aufgehalten. Für die künstlerische Entwickelung ist Das kein Schade; solche Hemmung bringt Vertiefung. Nur Kurzsicht und Unkenntniß kann jammern: Das Ideal muß verkümmern, weil die Fabrikanten nur Geschäftsinteressen gelten lassen. Solche Gegensetzung ist barer Unsinn. Ideale haben nur dann Werth, wenn sie im Leben, in der Nothwendigkeit durchgesetzt werden, und es ist ein billiges Vergnügen, vom sicheren Schreibtisch aus Ideale auszudenken und ihre Verwirklichung Anderen zuzumuthen, die ihre Haut dafür zu Markt tragen sollen. Ein Fabrikant, der

Hunderttausende im Betrieb stecken hat, der für Hunderte von Arbeitern Lohn und Beschäftigung schaffen soll, hat in erster Linie die Pflicht, dem Staat, seiner Familie und sich selbst gegenüber, das Kapital zu wahren, den Betrieb im Gang zu erhalten. In dieser Aufgabe liegt das Ideal seines Berufes; ein Ideal, so stark und bedeutsam wie jedes andere. Der Fabrikant kann nicht produziren, wie er will, sondern nur so, wie Mode und Publikum es verlangen und wie seine Einsicht, sein Können und sein Geschmack es vermag; aber es ist unsinnig, von ihm einen anderen Geschmack zu verlangen als den in ihm lebenden. Man kann nur Dinge durchsetzen, an die man glaubt. Auch der Kaufmann kann nicht anders. Unsere gelehrten Schulen verbreiten noch immer, wenn auch unabsichtlich, die Vorstellung, das Geldverdienen schände. Handel und Fabrikation scheinen vom Standpunkt höherer Berufe nothwendige Uebel. Und in diese leise Verachtung mischt sich die aus Unkenntniß geborene Anschauung, daß in einem großen Unternehmen es auf Geld gar nicht ankomme und daß dort immer unbegrenzte Summen für Experimente zur Verfügung stehen. Ist denn in einem Millionenunternehmen nicht auch das Risiko ungeheuer groß? In einem Riesenbetrieb, hat einmal Rathenau gesagt, kann die Rentabilität davon abhängen, ob die Kippkarren ganz entleert werden oder ob jedesmal Etwas darin bleibt. Der große Betrieb ist keineswegs allmächtig, denn er ist von einer großen Zahl von Konsumenten abhängig und darum nicht beweglich. Wohl kann er auf den Verbrauch Einfluß üben, aber nur in engen Grenzen und langsam. Seine Einwirkung kann im besten Fall eine geschmackliche, nie eine künstlerische sein. Die Entfaltung und Organisation unserer großen Betriebe erfüllt den Betrachtenden immer von Neuem mit Staunen und Achtung; aber nur Kurzsicht und Unkenntniß kann von ihnen Neuerungen und Umwälzungen auf künstlerischem Gebiet erwarten.

Die können nur von Einzelnen ausgehen, vom Künstler, der, leichter beweglich, nicht angewiesen auf eine große und ungreifbare Menge von Verbrauchern, ohne Rücksicht auf ein zu verzinsendes Kapital, auf Versorgung vieler Angestellten mit Arbeit, neue Ideen im Kleinen in die Wirklichkeit übertragen kann. Der Fabrikant muß sich der Entwickelung des Massengeschmackes anpassen und kann von ihm nur behutsam abweichen; auch nur, wenn er ihn zu gewinnen, sich anzupassen hoffen darf. Er kann die Tausende, die bei ihm kaufen, nicht menschlich beeinflussen. Der Künstler aber kommt mit seinem Auftraggeber in direkte Berührung; er kann überreden, sich durch seine Persönlichkeit das Vertrauen und die Freiheit schaffen, die er braucht, um nie gesehene Formen und Anordnungen zu geben. Und von den glücklichen und erfolgreichen Einzelausführungen werden immer die Impulse ausgehen, die die gesammte Entwickelung auch der Massenwaare vorwärts schieben. Der Fabrikant wird das im Erfolg Bewährte übernehmen, für die Massenfabrikation ummodeln.

oder, wenn er klug ist, direkt vom Künstler für die Fabriktechnik umarbeiten lassen. Das ist der natürliche Gang der Dinge, an dem alle wohlmeinenden Reformen nichts ändern können. Aber es ist wichtig, dieses Verhältniß klar zu erkennen, damit nicht Einer vom Anderen Unsinniges verlange und thörichte Mißverständnisse und Erbitterung ein friedliches Zusammenarbeiten stören. Der Künstler braucht den Fabrikanten schon zur Ausführung seiner Ideen; und es wird kaum vorkommen, daß ein Fabrikant die Ausführung eines Auftrages verweigert, weil ihm die künstlerische Richtung nicht paßt. Der Fabrikant aber braucht den Künstler als Anreger, als den Bringer neuer Gedanken, den ihm sein Hauszeichner trotz aller Erfahrung und Gewandtheit nicht ersetzen kann. Schließlich haben Künstler und Fabrikanten das selbe Interesse an der lebendigen Entwickelung des Kunstgewerbes. Zwischen Künstlern und Fabrikanten kann es keine unvereinbaren Interessen geben Und wenn ein Künstler Fabrikant wird, so ist er eben Konkurrent wie jeder andere auch (nur vielleicht ein weniger gefährlicher, weil er als Fabrikant meist Dilettant bleiben wird). Nirgends ist da Grund zum Hader, so lange nicht Einer vom Anderen verlangt, was dieser Andere seiner Stellung nach nicht leisten kann. Der Künstler darf vom Fabrikanten nicht Aufträge erwarten, so lange er sich nicht das Publikum erobert hat. Der Widerstand des Fabrikanten verkörpert ja nur den Widerstand des Publikums. Von hier aus wird die Animosität gegen den Fabrikanten psychologisch begreiflich. Der Fabrikant darf aber auch nicht vom Künstler „verwendbare", „gängige" Muster erwarten, wie von seinem Zeichner, sondern muß versuchen, den Künstler über den wirthschaftlichen und fabriktechnischen Zwang aufzuklären. Nur in gemeinsamer Arbeit kann Brauchbares entstehen; und ich habe den Eindruck, daß schon heute Besseres geschaffen werden könnte, wenn Fabrikant und Künstler einander besser kennen lernten, wenn der Eine die realen, der Andere die künstlerischen Nothwendigkeiten klarer sähe.

Charlottenburg. August Endell.

Es giebt vortreffliche Menschen, die nichts aus dem Stegreif, nichts obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht. Aber auf diesem Wege wird das Höchste geleistet. Die Manier will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. Geringeren Talenten genügt nicht die Kunst als solche; sie haben während der Ausführung nur immer den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen. (Goethe.)

Excelsior.*)

Ich sehe Dich in wildem Eisgebirg
. . . .
. . . .
Wie unter Dir der trügerische Firn
Einbricht und Du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabener, in die schauerliche Gruft.
Schiller.

Gottesfriede nach Herzenskampf und Berglerschwank! Auf den weiten Eisfeldern der Ortlergruppe wehte barsche Luft, die alles Gejammer um ein weiches Weibsbild wesenlos aus dem Herzen trieb. Und mit Rechten; denn der Wind schnaubte über die Grate, daß die großen Höhen rauchten vom Schneestaub, die Gipfel in Dampfwolken standen gleich feuerspeienden Bergen. Aber täglich hielt das Wetter; und das Barometer im Suldenhotel und das in Trafoi, drüben jenseits des Königs der Ostalpen, hatte gut fallen: der Himmel lachte des dummen Wetterfrosches, der Sturm mit seinem gewaltigen Athem jagte die drohenden Wolken vorüber. Hoch in den Lüften nur tobte die Schlacht; droben rangen Riesen und Asen wie in grauer, deutscher Vorzeit. Aber Thor warf nicht den Hammer Mjölnir, kein Blitz fuhr zwischen den streitenden Wolken, kein Donner klang. Nachtschwarze Schatten, Wunschmaiden jagten hin. Kein Tropfen fiel zur Erde. Alles starrte gebannt empor, Lodenleute wie falsche Engländer mit „Bitté“ oder „Jotte doch“. Die Führer saßen bei Eller auf der Bank, in sonnverbrannten Händen die Pfeife, wartend, ob Keiner käme, sie zu erlösen zu Gewinn bringender Tour.

Doch Niemand dachte daran. Die Touristen irrten umher in Sankt Gertraud, kauften Ansichtpostkarten, Bergstöcke und allerhand unnützen Tand, ließen sich Stadtschuhe nageln oder blieben auf dem Friedhof am Grabe Eines stehen, der irgendwo einen langen Fall gethan, dort, wo jetzt der Schnee in weißen Fahnen von den Gipfeln geblasen ward.

Die Wege lagen verlassen, tot die wenigen Höfe durch das Thal verstreut, denn die Männer, Führer insgemein, warteten auf Verdienst, die Weiber waren hinab gen Gomagoi auf die Aecker: im rauhen Inner-Sulden gedieh nichts als

*) „Wir suchen in jenen großen Höhen, indem wir Gefahr überwinden, Bethätigung der ersten Mannestugend: des Muthes; indem wir schwer emporklimmen zu sauer erworbenem Gipfel: Stählung unseres Körpers; indem wir uns in die grenzenlose Einsamkeit begeben, dort oben: Sammlung für unsere Seele. Wir führen angesichts der erschütternden Größe der Natur menschliche Ueberhebung Schwäche und Dünkel auf das rechte Maß zurück. Wir wissen auf unserem schweren Wege, daß wir, Leidenschaften der Tiefe, Nichtigkeiten der Thäler hinter uns lassend, dem Himmel näher kommen, und dort oben, an den Enden der Schöpfung allein, fühlen wir uns Gott nah!“ Mit diesen Sätzen schließt Freiherr Georg von Ompteda, der Verfasser des „Silvester von Geyer“, seinen neuen Roman „Excelsior“ (einen Bergsteigerroman werden Rubriklüsterne das ernste, kräftige Buch nennen), der in den nächsten Wochen bei Egon Fleischel & Co. erscheint und aus dem hier ein für den Ton des Ganzen charakterisches Kapitel veröffentlicht wird.

Gras. Die vintschger Knechte aber, zum Ersatz um billigeres Tagegeld aufgenommen, lauerten zur Mahd auf Regen; dann glitt die Sense schneidiger durch das nasse Gras. Viel gabs ehedem nicht, denn manche schöne Wiese, die noch der Vater selig bestellt, lag unter Muhren begraben. In wilden Strömen hatten sie die Thalwände durchrissen, die blühenden, reicheren Sonnenhänge nicht minder als die arme rauhe Schattenseite unter den Hochgipfeln. Die standen von jagenden Wolken überschossen in steinerner Ruhe. Der Ortler, Nährvater Suldens, breit gelagert, scheinbar nur die Fortsetzung des langen Rückens, der vom trafoier Thal emporzieht. Scharfe Bergleraugen sahen droben über der Tabarettawand die Payerhütte. Zum Gipfel strich zur Linken lang der hintere Grat und zwischen ihm und dem Plateau, die breite Wandfläche theilend, der Marltgrat, in der Verkürzung unnahbar, wie es schien. Ernst Sturm und Thomas Holtzer hatten lange um ihn gekämpft, denn das letzte Firnstück, zum obersten Ortlerferner leitend, nahm ihnen Stunden harter Stufen.

Die Beiden standen marschbereit auf der Terrasse vorm Suldenhotel und blickten mit dem Zeißglas nach der gewaltigen Königsspitze, die, ein Gebilde aus anderer Welt, wächtengekrönt, blendend weiß über den Mugel des Kuhberges ragte. Dort die Nordostwand, scheinbar eine senkrechte Schneemauer, waren sie hinauf, vor wenigen Tagen erst, in endloser Eisarbeit. Sie meinten, mit dem guten Glase die Stufen noch zu erblicken; doch Sonnengluth, Schmelzwasser, vielleicht eine Eislawine mochte sie verwischt haben. Darüber redeten sie. Fanden aber Zuhörer die Menge, denn Alles, was breiter saß und langes Haar trug, freute sich der jungen Führerlosen, wenn sie abends im Smoking kamen, fein und zart der Eine, riesengroß der Andere, Beide mit röthlich dunklem Gesicht über dem hohen weißen Kragen. „Feine Hunde markiren“: nannte es Ernst; und sie schlichen hin, die Gecken nachäffend, krumm den Buckel, müder Haltung, die Hände in den Hosentaschen, als hätten sie nie auf blankem Eis geschlafen wie am Pallon della mare vor acht Tagen, da sie vom Cevedale bis zum Piz Tresero alle Gipfel überschritten und beim Rückweg sternenlose Nacht, tosender Orkan zur Beiwacht sie gezwungen.

Nun wollten Alle Auskunft haben, wie es wohl aussehe dort oben. Ernst und Thomas standen dicht umdrängt. Ob der Thurwieser wirklich schwerer sei als der Cevedale? Warum der Marltgrad böser wohl als des lieben Ortlers „Kuhweg“? Wie waren sie da erfreut, als Ernst bescheiden meinte, Verkennung sei es, den Hamburger Weg so zu nennen.

„Ist nicht Peter Dangl, der beste Mann in Sulden, einst auf dem Kuhweg schwer verunglückt? Die Leute, die am Strick hinter dem Führer gehen wie ein Ochse zu Markt und dann verächtlich den gewöhnlichen Anstieg Kuhweg nennen, möchte ich mal bei Schneesturm auf dem Ortlergipfel allein lassen. Ob sie wohl herunterkämen?“

That Das nicht wohl all den Bescheidenen, die den Ortler einmal (nie wieder) ihrem faulen Leichnam abgerungen als ewigen Stolz des Lebens? Gar viele graue, blaue, braune, schwarze Augen schwammen dankbar. Ernst sah es nicht. Thomas fing die Blicke und sonnte sich darin ein Wenig, unschuldig, wie etwa eine Frau, wenn Einer sagt, sie sei schön, nicht zürnt, und wäre es auch der Stromer von der Straße.

Den Herren rang es das Herz ab, auch ihr Lichtlein leuchten zu lassen; sie

pfauten sich und bliesen ihre Touren auf zu gefährlichem Ereigniß. Thomas redete fröhlich darein. Ernst trat abseits, wo ein paar dunkelhaarige, untersetzte Führer am Geländer lehnten, und fragte Johann Pinggera nach dem Wetter. Der Alte, der vor grauen Jahren einst mit Julius von Payer, Mappirungmann und Kaiserjägerlieutenant, dann Nordpolfahrer und Entdecker von Franz-Josefsland, den berühmten Sturz gethan vom Wächtengrat des Piz Trescrokammes an tausend Fuß tief auf den Fornogletscher, der, als er sich aus weichem Schnee der Randkluft tabaklos ans Licht emporgearbeitet, nur gebarmt: „Teifl, mei Pfeifen!", besagter Johann Pinggera rauchte unverdrossen aus seinem neuen Pozellankopf und brummte: „G'sund ischt das Wetter nit."

Ernst mochte es nicht hören. Die Zeit zu nützen, waren sie hier. Ein Gewitter: gut; in einer Stunde konnte es vorüber sein. So war er heute blind und eigensinnig. Dem Führerlosen, meinte er auch wohl, gab der Führer keine rechte Antwort.

Dort sprach der Freund mit modischen Damen. Ernst dachte an die Seidenfeine. Eine stille Abkehr wehrte sich in ihm gegen Alles, das gebremst war und behangen. Er rief: „Thomas, wir gehen!"

Der junge Maler riß sich schwer nur los. Wohlsein und schöne Augen winkten, dann Unterhaltung in der Halle und ein weiches Bett. Zögernd griff er den Rucksack auf, langsam nahm er den Pickel. Die braune Lockenfluth quoll frei hervor, als er den Hut zog vor den Damen. Sie blickten ihm erstaunt nach. Heute ging kein Führer! Nicht eine Partie! Ernst legte seine schwere Hand zärtlich leicht ihm auf die Schulter: „Magst Du nicht?"

Thomas biß die Lippen auf einander: „Warum nicht?"

„Wegen des Wetters."

„Komm!" war nur die Antwort. Dann schritten sie mächtig aus, unterm Arm den Pickel wie ein Gewehr zur Jagd. Und wirklich: kaum war Büchsenlicht, so schwer lastete der Wolkendeckel überm Thal. Als sie, dem Weg zur Schaubachhütte folgend, das letzte Almgatter zufallen ließen, richtete sich vom Geröll eine große Gestalt auf, die Wangen tief gebräunt. Darüber leuchtete die weiße Stirn, als er den fremdartig breitkrempigen Filzhut abhob. Mit hartem schweizer Kehllaut und einem Zungenton fast wie ein Brite fragte er: „Sie gähn hina fort, Herr?"

„Das Wetter wird schon halten; meinen Sie nicht?"

Alexander Andenmatten aus Randa, der mit seinem Herrn nach Tirol gekommen war, stand ganz auf, ein Schlagetot: „J Wallis weiß i's, heind's scho g'wußt, als i no a chleine Buob g'si. Jn der Fremdu versteh i's nit. J jedem Thalu ischt's andersch!"

Thomas fragte: „Sie gehen nicht?"

Der schweizer Führer schüttelte den Kopf: „Mein Herr gäh't nit. Corbinian Reinstadler aus Sulden, der zweite Führer, het g'seit, hina got's Neuschnee. Wohin gähn Sie denn, Herr?"

„Bäckmannhütte, Hochjoch, Ortler."

„Allen Segu Gottes, Herr."

An grauen Moränenlagern stiegen sie einen Schuttwall hinan und immer gewaltiger sahen sie über dem Suldenferner durch das Dämmern der Königsspitze

Nordostwand matt eisig schimmern. Drunten plätscherte nur leise der Bach, dem am sonnenarmen Tage die schmelzende Nahrung gefehlt. Bald kam die Hütte. Um das weltverlorene Schutzhaus war es so dunkel jetzt, daß sie in der kleinen Küche gleich die Lampe anzündeten. Thomas richtete im Schlafraum nebenan die Lager. Ernst hatte das Feuer entfacht. Sie saßen am Tisch, bliesen den glühenden Erbswurstbrei und löffelten langsam. Dann nahm Ernst die Beschreibung des Anstieges aus der Tasche, legte den Kompaß auf die Karte und las. Bald ging Thomas schlafen. Ernst aber trat, wie jeden Hüttenabend, noch einmal vor die Thür.

Vom Himmel fiel kein Licht, kein Schein kam von der Erde. In aller Weite traf kein Ton das Ohr, die Geräusche alpiner Nächte waren verstummt: kein Eissturz, kein Steinfall, nicht einmal das Murmeln der Gletscherwasser in den Tiefen. Die Luft, die sonst in leisem Sausen zur Thalsenkung hinab die Haut streichelt in großen Höhen, blieb unbewegt. So still war es, wie auf dieser ganzen Erde es nirgends sein kann als dort oben. Und alles Reinigende gewollter Einsamkeit durchzog Ernsts Seele. Er vergaß den Freund, er vergaß Mama, in ihm war die Natur allein: in dieser Gott. Gott, den er gesucht so lange er denken konnte, den er gefunden im erschütternden Schweigen seiner Berge. Eine Hochstimmung schwebte in Ernsts Seele, daß er hätte niederknien mögen, die Hände vor das Antlitz schlagen und sprechen, tief in sich hinein: „Gott, ich danke Dir, daß ich bin und athmen darf und sehen und Dieses fühlen und denken!"

Da trugen durch die tiefe Finsterniß Lichtwellen ein Blinken in sein Auge. Ein Lichtlein grüßte durch die Nacht von irgendwo. Er wandte sich. Erst als er sich leise neben dem Freunde niedergestreckt, fiel ihm ein, woher der Feuergruß über die Gletscher gekommen: von der Schaubachhütte . . . Aber schon erloschen seine Sinne.

Die Weckertaschenuhr pochte in seiner Weste wie ein wild erregtes Herz. Er fuhr empor:

„Aufstehen! Thomas, aufstehen!"

Alle Einsamkeitgedanken weltflüchtiger Stimmung waren dahin. Ernst stieß den Fensterladen auf: sternenlose Nacht. Nun angezogen. Feuer. Thee und Brot. Rucksack gepackt. Decken zusammengelegt. Hütte gefegt. Feuer gelöscht. Die Arme gestreckt und dreimal tief gegähnt. Kinnbackenkrampf, daß Thomas, angesteckt, den Mund aufriß, die Augen schloß: „Ah—ah—ah—ach! Das thut gut!"

Die Laterne brannte. Die Thür fiel zu. Der Schlüssel kreischte. Los!

Um die Hütte ging es stumm auf Steinplatten und Geschiebe. Ernst hob die Nase und windete wie ein Hund. Die Luft war warm; zu warm. Die Laterne schwankte am Boden in halbrundem Schein. Thomas schloß dicht auf. So kamen sie zur Moräne, dann aufs Eis. Halt. Seil angelegt. Es hätte dämmern müssen, blieb aber stockpechrabenfinstere Nacht. Ernst sah auf den Kompaß, dann, den Kerzenschein mit dem Rock abblendend, lugte er rechts zum hinteren Grat. Schwarze Schatten. Wolken? Nein, wohl Felsen. Nun gerade aus: graues Spaltengewirr. Doch ein Felsblock? Nein: Eis. Ein Sérac. Und hier gähnte einer Spalte offenes Maul. Ernst wandte sich zum Freunde: „Wir müssen warten, bis es heller wird. Der Suldenferner ist furchtbar zerklüftet. Weißt Du noch, wie wir ihn neulich von der Königsspitze sahen? Wie eine gesprungene Zuckergußtorte. Wir verlieren nur unnütze Zeit, wenn wir herumirren."

Und sie standen schweigend dicht am Rande der Spalte. Morgens fiel oft Stunden lang kein Wort, als sei der Menschenlaut Entweihung der Erhabenheit großer Natur. Sie legten Steigeisen an und Seil. Ernst löschte die Laterne. Es wollte nicht Tag werden; aber ihre Augen, vom Licht nicht mehr geblendet, begannen allmählich, zu unterscheiden: Felstrümmer ruhten auf dem Eise. Dort setzten sie sich. Thomas gähnte: „Wir sind zu früh aufgebrochen."

Der Maler stützte die Stirn in die Hand und schloß die Augen. Ernst sagte vor sich hin: „Es ist Vier!"

Wie er hinausblickte auf das graue Einerlei in dem schreckhaft toternsten Schweigen, klang ihm Fausts Gang zu den Müttern im Ohr und er sprach halblaut die Verse:

„Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den Du thust."

und blieb thatenlos erstarrt. Plötzlich riß er sich heraus: „Vorwärts, Thomas!"

Jetzt lag deutlich das Eisfeld des Suldenferners da mit seiner klaffenden Reihe Querspalten, dem Geäder kleiner Längsrisse, den Eisthürmen, drohend geneigt, als müßten sie von Augenblick zu Augenblick aus der Gleichwage fallen. Die beiden Steiger wanden sich durch das Labyrinth, das kristallreiner wurde, je tiefer sie hineinstrebten in das Innere des Gletscherstromes. Was von den Wänden an Steinen niederstürzt, die der Gletscher auf seinem breiten Rücken zu Thale trug, schwand hinter ihnen. Der Pickel klang und klirrte, wenn der Marsch auf schmalen, blanken Eiswänden ging, von schimmernden Klüften umgeben. Bald steuerten sie gerade los gegen ihr Ziel, den Firnhang, der vom Hochjoch niederzog, bald wieder irrten sie längs des Zebru und des Hochjochgrates, bis eine freundliche Brücke ihnen geschlagen war, das nächste Eismassiv zu erreichen. Ernsts Pickel tastete, bohrte, prüfte, ob sie wohl trüge, und mehr denn einmal brach sie krachend nieder, das grausig kalte Grab aufreißend, das der Beiden gewartet. Dann irrten sie am Spaltenrande lange hin. Ein weiter Tritt von einem Ufer zum anderen half, während Thomas sich verankernd das Eisbeil eintrieb, das Seil darum legte, auf einen Sturz in jedem Augenblick gefaßt.

Ernst stürzte nicht: sein Auge errechnete die Weite so sicher, wie der Fuß sie traf. Die Eisen bohrten sich klirrend in hartes Eis, und wenn sie ratschend abglitten, griff der Pickel mit spitzem Fuß, mit breiter Hand in den Firn. Dann folgte Thomas. Und immer wiederholte sich das Spiel. Nun war es halber Tag; doch der Wolkendeckel lag wie gestern fest geschlossen über Berg und Thal.

Schon waren die beiden Einsamen der Hochjochwand ganz nah, da blieb Ernst stehen: „Dort gehts hinauf. Willst Du eine Studie vom Gletscher machen? Wir können ruhig eine halbe Stunde warten. Heute wird der Schnee so bald nicht weich."

Thomas' Malerauge sah begehrlich die grünlichen Wunder der Eiswände, die blau dämmernden Tiefen des ausgeaperten Ferners, fahl im noch immer ungewissen Licht. Doch plötzlich deutete er gen Himmel. Wie auf der Bühne senkten sich langsam Schleier von den ringsum starrenden Wänden. In Sturmeseile kamen, den Suldenferner herauf, Wolkenballen gerollt gleich dem Rauch feuernder Geschütze. Sie huschten um ragende Eistrümmer, im Sprunge näher, immer näher, wie Schützenlinien gegen den Feind. In Augenblicken waren die Bergsteiger vom Dampf

erreicht, umhüllt, standen in finsterer Nacht. Erloschen das Spaltenblau schimmernder Schlünde, des Eises grün gleißende Pracht. Das Weiß des Firns sogar war aufgeschluckt vom Grau. Da — dumpfes Rollen langhin: das erste Brüllen der Kanonen. Die Schlacht begann. Immer dichter wälzten die Kolonnen sich heran unter klingendem Spiel mit grellem Blitz, mit krachendem Einschlag. Die Feuerschlünde sprühten zwischen feindlichen Wolkenmassen. So grell war der Schein, daß die erschreckten Augen nichts sahen als eine einzige Gluth und darin schwarze Schattenbalken. Der Donner rollte hin in aller Majestät. Da prasselten auch des Fußvolkes Geschosse aus rabenschwarzer, tief ziehender feindlicher Wolkenlinie: dicke Schlossen peitschten den Ferner und sprangen federnd zurück Und als das Dröhnen der Geschütze verdoppelt widerklang von Wand zu Wand, fuhr der Sturm auf eisigem Brodem zu Berg. Er trieb den Hagel ins Gesicht. Er lüftete der beiden Steiger Rucksäcke. Er einte sich mit dem Krachen des Donners zu furchtbarer himmlischer Musik. Nun fing ein Pfeifen an und Dröhnen, ein Rasseln und ein Heulen, ein Trommeln auf Eis und Firn, auf menschlicher Kreatur. Gewaltiger, furchtbarer mehr und mehr, erhob der Wuthathem großer Höhen seine Stimme. All die Berge rund im Kreis, die weiße Wand der Königsspitze, der eisige Zebru, der hohe Ortler, alle gaben Antwort. Es war, als ob der Gletscher unten widerschleudere, was ihm die schloßenträchtige Wolkenschicht entgegenspie. Da, in den Donner der Kanonen, in das Rasseln der Gewehre, in den peitschenden Aufschlag der Geschosse mischte sich mit einem Mal der Ton, der auch des besten Steigers Athem bindet, der sein Herz stillstehen läßt, der Ton, von Keinem je vergessen, dem er in steiler, schmaler Rinne entgegenschmettert: das Brüllen der Lawine.

Ernst Sturm, den Rücken krumm vor peitschenden Graupeln, sah steil auf. Wo kam Das her? Von der Signalkuppe herab? Die Harpprechtrinne spülend oder jene, die Minnigerode einst bezwungen? Schoß es vom Hochjoch die Firnwand nieder, vor der sie standen? Blitzschnell fuhr er herum zu seinem Freund: zwei große, starre Augenpaare blickten in einander.

Da, ein Brausen gleich Meeresbrandung, die Luft schien zusammengepreßt und, jäh entladen, ein Stoß, mit einem Knall, als ob eine Mine spränge, hob der Winddruck Ernst hoch wie einen Federball, riß ihm die Füße fort und trug ihn durch die Luft. Er wußte es im Sturz: vor ihnen war eine Lawine niedergebrochen, sie traf der Luftdruck.

Der Boden schwand. Er dachte: nur den Pickel nicht verlieren, nicht auf dem Rücken landen, nicht den Kopf nach unten. Er sah sich über einer Spalte, die weit den Rachen aufriß.

— —

Mitten hing er in der Spalte, die Steigeisen in die eine Wand gebohrt, Arme und Rücken an die andere gepreßt. Glatte Mauern Eises sah er schimmern; sie wanden sich, daß man den Grund nicht ahnte.

Alles geschah, ward gesehen und gedacht in einer Sekunde. Und nun, wie er noch schwebte mit aller Kraft sich gegenstemmend, stob ein Schütten über ihn von Schnee. Ein Eisstück traf ihn scharf am Knöchel. Dann war Alles still. Nur Flocken tanzten in der Luft.

Ernst rief keuchend: „Thomas!“

Keine Antwort. „Thomas!“

Der wirbelnde Schnee setzte sich leise. Tief unten kam er erst zur Ruhe. Doch Ernst fühlte: lange hielt er sich in der Schwebe nicht. Und unter ihm gähnte der Schlund. Die rechte Hand war frei. Krampfhaft umgriff sie den Pickel. So schlug er eine Stufe mit letzter Kraft. Fast riß es ihn aus der Stellung, aber es gelang. Er überlegte, wie sich wenden; sich abstoßend mit den Schultern, sich aufrichtend, mußte er drüben in die Stufe treten. Doch wie er tastete, fühlte er zugleich: das rechte Steigeisen glitt ab am Bauch der glatten Eiswand, die sich nach unten weitete. Er biß die Zähne auf einander. Gut, so fiel er eben! Steuern wollte er schon und bremsen. Wie er, auf den Sturz gefaßt, sich emporriß, mit dem rechten Fuß das kleine Loch zu treffen, mit dem linken überzuspreizen zur Eiswand, an der seine Schultern geruht, verfing sich ein Zacken des Eisens an der anderen Seite: er stand. Stand mitten in der Eiskluft, die Beine weit gegrätscht, und vor unerhörter Anstrengung zitterten seine Knie.

Im drängenden Gefühl des Glückes, dem Leben wieder geschenkt zu sein, strömte ihm das Blut zum Herzen. Dann war sein erster Gedanke seine Mutter. Doch ihr liebes Bild entglitt ihm angesichts der Pflicht. Das Seil hing tot hinab in den gähnenden Schlund: wo war Thomas? Abermals rief er mit aller Lungenkraft. Keine Antwort. Vorsichtig bog er sich zurück, zum Himmel emporzublicken. Er sah nur Eis. Eine Decke, gothisch fast gewölbt. Zapfen hingen nieder in farbig klarer Pracht. Sie leuchteten von einem Licht, das durch die Decke seines Kerkers schimmerte. Mit dem Pickel suchte er hinanzutasten; er erreichte nicht einmal der Eistropfen wild schimmernde Herrlichkeit. Er begriff nicht. Wie war er herabgekommen? Durch die verschneite Decke, vielleicht nur eine breite Brücke, mußte er gebrochen sein. Sie hatte sich dann hinter ihm geschlossen. Und unwillkürlich, als er an den Aufschlag dachte, betastete er sich. Alles heil. Da, nur am Kopf schmerzte Etwas im blonden dichten Haar. Wie er die Hand herunter nahm, sah er einen rothen Strich am Finger und er sagte sich in lautem Selbstgespräch: „Mit dem Schädel aufgeschlagen!“

Nun kam ihm erst der Gedanke, nach der Uhr zu sehen. Was? Schon Acht? So lange ohne Bewußtsein? Wieder strömte das Blut ihm stärker durch die Adern. Aber seine Knie zitterten. So konnte er nicht länger stehen. Schnell griff er in die Tasche, wo er die Pickelschlinge trug, schlang sie um seine treue Wehr, fuhr mit der Hand hindurch und dann begann er vorsichtig, das Seil zu raffen. Vor dem Sturz hing es ihm in Schlingen um die Schulter. Jetzt tauchte es bis auf den Boden der Spalte hinab; denn wie er es einzog, fühlte er: das Mittelstück war naß. Als ob die Sinne erst allmählich wiederkehrten, vernahm er nun im selben Augenblick (war er denn taub gewesen?) in der Tiefe das Rauschen der Wasser unter den Eismassen Schien denn die Sonne, daß sie schmolzen? Ja, sie schien, schoß hinter ihm, zum Reichen nah, in hellem Strahlenbündel in seine Gruft. Er grüßte sie wie einen Freund. Als habe sie ihm neue Kraft gegeben, straffte er die Knie und die überanstrengten Muskeln zitterten nicht mehr.

Nun sah er neue Dinge. Hatte denn der Augennerv versagt? Unter ihm ging an der Eiswand eine frische Stufentreppe hinab. Da dämmerte es in seinem Hirn: unten war er ja gewesen, auf dem Grund der Spalte! Lächerlich: jetzt wußte er genau, wie er, halb im Wasser hockend, in grünlicher Eiswanne zum ersten Mal, erwacht. Wars kurz her? War es lange? Hatte er es nur ganz vergessen? Da,

die Stufen, hatte er sich emporgeschlagen voll Hoffnung; und dann? Dann mußte er abermals gefallen sein. Er untersuchte die Eiswand über ihm; dort hingen noch die Reste des Eisbalkons, den er schon einmal erreicht, in halber Tiefe des Schlundes. Abgebrochen waren sie. Nun kehrte ihm die ganze Erinnerung wieder: aus eisigem Grabe war er fast gerettet, da das schwache Eisgebälk geborsten, zum zweiten Mal hinabgestürzt. Wie er sich festgeklemmt, er konnte es nicht sagen.

Nun sah er den Weg empor. Er raffte das Seil. Als es gespannt, schlang er sich den Strick dreifach um den Arm, hing sich hinein, daß die Eisen leise sich lüfteten: es hielt. Ernst rief von Neuem: „Thomas! Thomas!“ Keine Antwort.

Doch immer der Nothwendigkeit dienend, bannte er Alles aus seiner Seele, das nicht dem Zweck des Augenblickes nöthig war. Nur Eins lebte noch in ihm: Kampf gegen das Schicksal, das ihn in diese Eisgruft geworfen. Seine Füße, bis zum Krampf gespannt, standen eisern in den winzigen Stufen. Noch einmal prüfte er die Haltbarkeit des Seiles, dann griff er fest darum, zog sich ein Stück hinan und ließ sich an der glatten Eiswand pendeln bis zu einem befirnten Band. Verspreizend schlug er die Steigeisen ein; sie griffen. Er stand, stand schwer athmend. Eine Minute blieb er, die Stirn gegen das glatte, kalte Eis gelehnt, und wartete, bis nach übermenschlicher Anstrengung sein Herz ruhig wieder schlüge. Er schauerte zusammen. Erst jetzt spürte er die eisige Kälte hier. Das weckte in ihm die Sehnsucht zum Licht. Vorsichtig tastete er sich auf der Eisleiste hin, bis er unter der Stelle stand, wo die Sonne ihre lieben Strahlen in die Tiefe sandte. Sie streiften zärtlich sein Gesicht und er schloß die Augen gleich Einem, dem eine weiche Mutterhand sanft über das Haar gleitet. Dann raffte er sich auf, rammte den Pickel ein und stemmte sich an. Alle Kräfte seines gewaltigen Körpers spannend, hielt er sich am Seil, griff hinauf: und heller wurde es um ihn. Warme Sonne schien ihm auf den Kopf, Schultern und Rücken. Er war oben. Mit einem Ruck schwang er sich auf den Rand. Dort blieb er keuchend sitzen, die Hände vor den geblendeten Augen. Seligkeit kam über ihn, unbändige, nie gekannte, ein herzbrechend zitterndes Glück, ein Jubel ohne Maßen: die Sonne leuchtete ihm doch wieder! Die Sonne, die in dumpfe Herzen einen Zauber wirft vom Himmel, die den Aermsten glücklich macht, den Niedrigsten und Elendesten nicht anders als den Hohen und Reichen. Sonne, die Wärme zeugt und durch die Wärme Leben. Er war am Leben, war wieder in den Gefilden der Menschen. Und die feierliche Stille des verlassenen Gletschers in seinem gleichmäßig weißen Winterkleid schien ihm wie das bunte Dasein selbst. Die Hände nahm er vom Gesicht, fügte sie in einander und ohne Worte sammelten sich die Gedanken zu einem Aufschwung empor, höher noch denn seine geliebten Berge.

Dann riß er sich aus allem Glück der Wiedergeburt und rief über den gleißenden Gletscher: „Thomas! Thomas!“

Totenstille. Der Himmel stand in stählerner Bläue. Hoch droben liefen die feingezackten Linien der gewundenen Ortlergrate. Da ging es zum Hochjoch hinan, dicht vor Ernst. Wo war die Lawine herabgekommen? Nichts zu erblicken; nur die Felsen schienen glatt gescheuert und die Firn gefegt. Aber doch: da just vor ihm blendete über verschütteten Spalten eine weiße Fläche und den Eisthürmen saßen Hauben auf von frischem Schnee. Die Graupeln lagen noch da in schattigen Mulden, wie Nester voll winziger Eier.

Dabei traf Ernsts Auge einen zweiten Pickel ihm zu Füßen, tief eingerammt. Das Seil war darum geschlungen. Nun verstand er: nur er war in die Spalte geworfen worden, Thomas nicht. Der hatte gerufen und keine Antwort aus dem Grab erhalten. Er mußte gezogen haben am Seil, denn tief eingeschnitten war es in den Firn des Spaltenrandes. Er hatte sich hingeworfen, hinabzuspähen: man sah seine Finger abgedrückt. Dann war er gewiß hinunter über den Ferner, ohne Pickel, ohne Seil, allein, Hilfe zu holen in Sulden.

Ernst riß das Eisbeil aus dem Firn; mit hastiger Hand barg er das Seil. Dann suchte er im Rucksack die Gletscherbrille. Aber deren Glimmerscheiben waren zu Staub zerdrückt. Er schnitt ein Loch in eine Visitenkarte, für Steinmänner bestimmt, die klemmte er in das halb unversehrte Gestell. Ein Auge ward blinzelnd geschlossen. Fort ging es in der ungeheuren Blendung den Spuren nach. Vorsichtig, doch der Suldenferner war beinah aper: er fürchtete nichts für seinen Freund. Der war gewiß schon längst in Sulden.

Ernst blickte nach der Uhr. Was? Zehn? So viele Stunden hatte die Arbeit in der Spalte doch gekostet? Er fühlte es in den Knochen. Mochte auch wohl vom Sturz sein! Wie er sich durch die Eistrümmer wand, klang es: „He! He! Hoho!" über den Ferner, dessen wildbewegte Wogen hier, zum sanften Rücken geglättet, kaum mehr Klüfte zeigten. Thomas' helle Stimme tönte: „Ernst!"

Der Maler konnte sich nicht fassen. Er betastete den Freund, er jubelte, er schrie. Gab Das ein Erzählen: wie die Lawine gekommen, der Wind, den sie, luftverdrängend, vor sich hertrieb. Wie er gegen einen Eisthurm geworfen wurde, dann einen furchtbaren Ruck am Seil verspürt, wie es darauf still gewesen, grauenvoll still. Er hatte gerufen. Keine Antwort. Er war dem Seil nachgegangen, das durch ein Loch in den Schlund hinabhing, und hatte wieder gerufen. Keine Antwort. Er hatte gezogen am Seil: es rührte sich nicht. Da hatte er es am Pickel fest gemacht, sich niedergelegt und hinabgeschrien wohl hundertmal: „Ernst, Ernst, Ernst!" Keine Antwort. Nun war er fortgestürmt nach Sulden. Und beinah wäre er, im Unwetter irrend, in einer Eiskluft verschwunden. Beinah!

Bei jedem Satz drückte er dem Freunde die Hand, strich herab an ihm, streichelte ihn, glückselig, ihn zurück zu haben. Rundum standen ein paar suldener Führer. Einige darunter, gewöhnliche Brotverdiener von des Ortler und Cevedale Gnaden, brummten, denn sie gifteten sich, daß sie nicht wenigstens lohnende Arbeit gefunden. Doch der alte Peter Dangl, der dem jungen Volk seines Thales einst durch manche Erstlingtour die Wege erst gewiesen, dessen Name in den schweizer Bergen den selben guten Klang besaß wie in Tirol daheim, strich sich den graublonden, dichten Bart: „Seid's Ihr a mal in oaner Spalt'n gelegn? Nein — also, i kenn die sakrischen Luder! Möcht mei Lebtag nit wieder da hinunter."

Und dem Dangl gab Ernst Geld für die Leute. Jedem reichte er die Hand. Nun bekam er sie gern.

Dann eilten sie nach Sulden hinab, ihrem Verdienst nach, den, ehrlich, schwer erworben meist, Ernst ihnen gönnte wie nur jemals Einem, den Arbeit gesegnet.

Georg Freiherr von Ompteda.

Provinzbanken.

Von den Provinzbanken war allerlei Interessantes zu hören. Die Magdeburger Privatbank steigt von 36 auf 50 Millionen, um sich den Dresdener Bankverein anzugliedern; der Chemnitzer Bankverein geht von $7\frac{1}{2}$ auf 10 Millionen und erklärt den Beschluß mit der „fortschreitenden Entwickelung des Institutes, die es nothwendig macht, die eigenen Mittel der Bank den Bedürfnissen der Kundschaft anzupassen und sie in ein richtiges Verhältniß zu dem bei der Bank arbeitenden fremden Kapital zu bringen"; der Schlesische Bankverein in Breslau, der zum engeren Concern der Deutschen Bank gehört, erhöht sein Kapital (um 10) auf 40 Millionen; und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft nähert sich (Vermehrung um 15 Millionen) der Hundertmillionengrenze. Das ist das wichtigste unter diesen Provinzereignissen. Der äußere Anlaß zu der Ausgabe neuer Aktien ist hier die Uebernahme der berliner Privatfirma Hardy & Co. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft ist die einzige große Provinzbank, die noch nicht Anlehnung an ein berliner Institut gesucht hat; auch nicht an unsere berliner Diskontogesellschaft, wie Mancher des gleichen Namens wegen vermuthet. Gegen solche Annahme hat die selbstbewußte aachener Verwaltung stets protestirt. In Karls des Großen Kaiserpfalz lebt ein stolzes Geschlecht, dem die modernste Kaiserstadt keinen Respekt einflößt. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die mit einem Netz von Filialen den ganzen Bezirk von Koblenz bis Düsseldorf und weiter bis Dortmund und Bielefeld umspannt, bedurfte bei ihrer bodenständigen Kundschaft keiner Ergänzung im Reich der Kapitale. Eine kommanditarische Betheiligung bei dem Bankhaus Delbrück, Leo & Co. genügte bis jetzt. Nun hat sie das Haus Hardy & Co., eine G. m. b. H. mit 15 Millionen Stammkapital, übernommen. Wird Berlin jetzt von der Provinz erobert? Das aachener Institut will sich in der Reichshauptstadt eine Filiale schaffen. Dazu fühlt es sich durch seine Vergangenheit und durch ein Betriebskapital von rund 113 Millionen (mit den Reserven nach vollzogener Kapitalsvermehrung) berechtigt. Wenn die Firma Hardy auch zunächst bestehen bleibt, so ist sie doch künftig nur noch ein berliner Bollwerk der aachener „Großbank", die an siebenter Stelle unter den Aktienbanken der Hauptstadt rangirt.

Diese Invasion giebt zu denken. Am Ende haben die berliner Großen die Machtgrenze erreicht und können nicht weiter. Der Tag mußte kommen, wo die Aufsaugung neuen Betriebskapitals nicht mehr durch die Kraftcentralen selbst, sondern mit Hilfe von Ueberlandcentralen vollzogen wird. Wie viele selbstständige Provinzbanken haben wir denn heute noch? Sie sind an den Fingern herzuzählen. Was an Kapital nach der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft kommt, ist schon berlinisirt: Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig (Diskontogesellschaft); Rheinische Kreditbank in Mannheim (Deutsche Bank); Bergisch-Märkische Bank (Deutsche Bank); Essener Kreditanstalt (Deutsche Bank). Schließlich macht es keinen Unterschied, ob ein Unternehmen dem Concern einer Großbank angehört oder allein marschirt. Die pupillarische Sicherheit muß durch das eigene Wesen des Institutes verbürgt sein. Der Depositenkunde in der Provinz weiß doch nur selten über die Verwandtschaft seiner Bank Bescheid. Ihm genügt der lokale Ruf und die Höhe der zu erlangenden Zinsen. Zwischen der eingesessenen Bürgerschaft und der Mittelbank entsteht nach und nach ein patriarchalisches Verhältniß. Gewissenlose Bank-

direktoren (man denke an die Marienburger Privatbank und an die Leipziger Bank) verstehen diese Art von Beziehungen zu kapitalisiren und lassen dann eine ganze Armee Getäuschter zurück. Zum Glück vollzieht sich die Auslese der soliden Firmen unaufhaltsam. Was faul ist, fällt ab. Doch giebt es wohl noch genug Banken und Bänkchen, die den Keim des Bösen in sich tragen. Die Zahl der kleinen Aktienbanken (100 000 bis 1 Million Kapital) beträgt ungefähr 200; darunter ist manches Institut, dem ein vorsichtiger Hausvater sein Geld nicht anvertrauen würde.

Nicht überall wirkt die Bodenständigkeit konservirend. Ich erwähnte die Vereinigung des Dresdener Bankvereins mit der Magdeburger Privatbank. Daß der Bankverein je verschwinden könne, hat kein echter Dresdener geglaubt. Das Institut wurde vom Lokalpatriotismus getragen und hatte, als Wahrer guter Traditionen, trotz seiner Jugend ein ehrwürdiges Aussehen. Direktor Böttcher, der zuerst die Weimarische Bank geleitet hatte, galt für einen klugen und redlichen Finanzmann. Er und sein Bruder, der nun auch verstorbene Direktor des Hallischen Bankvereins von Kulisch, Kaempf & Co., hatten in der Provinz und im Königreich Sachsen den besten Ruf. Vielleicht hätten die beiden Böttcher dem Bankverein die Selbständigkeit zu erhalten gesucht. Nun ist er auf den Aussterbeetat gesetzt, um vom ersten Januar 1910 ab als „Mitteldeutsche Privatbank", gemeinsam mit der dann auch verschwindenden Magdeburger Privatbank, sein Glück weiter zu versuchen. Die suggestive Wirkung eines eingebürgerten, dem Ohr bequemen Namens fehlt der neuen Firma. Man darf solche Aeußerlichkeiten nicht unterschätzen. Der Bankverein war etwas Anderes als eine „Mitteldeutsche Privatbank", deren Firma zu Verwechselungen mit der Mitteldeutschen Kreditbank Anlaß geben wird. Vielleicht entsteht dadurch der Gedanke an eine Fusion der beiden Institute, die einander heute noch fern sind. Die Magdeburger Privatbank läßt an Temperament alle Konkurrentinnen hinter sich. Ihre Entwickelung zeigt den Drang nach Expansion besonders deutlich. Unheimlich schnell gings bis zur Sprosse von 50 Millionen in die Höhe; und der Ertrag blieb gut. Grund zur Klage boten die Dividenden noch nicht. Die lebenslustige Provinzbank war einst ein schwerblütiges Noteninstitut. Long, long ago. Die heute noch bestehenden Privatnotenbanken können aus der Entwickelung der Magdeburger Privatbank die Lehre ziehen, daß im Notenprivileg nicht alles Heil liegt.

Die Provinzbanken wollen sich vergrößern, um leichter mit den mächtigen Berlinern konkurriren zu können. Deren Filialen können der Kundschaft vortheilhaftere Bedingungen stellen als die Mittelbank oder der Bankier. Wo die Großbank ohne Provision arbeitet, also im Check- und Depositenverkehr, muß das weniger leistungsfähige Institut der Kundschaft besondere Vergütungen abnehmen. Sonst käme es nicht auf seine Kosten. Die Ausdehnung der Großbanken brachte dem Publikum den Vortheil, daß ihm manche Spesen erspart wurden, während die Institute selbst ihre Ausgabenkonten belasteten. Das Wachsthum der Unkosten ist ein Gegenstand ernster Sorge; und die außerhalb Berlins hausenden Aktienbanken sollten nicht vergessen, wie viel auf dem Weg zur Großbank auszugeben ist. Werden die Banken, die sehnsüchtig nach Berlin blicken, schließlich ein richtiges Verhältniß zu den Ausgabekonten finden? Bündnisse wie die zwischen dem Dresdener Bankverein und der Magdeburger Privatbank haben den Zweck, den Kontokorrentverkehr, durch Vereinigung zweier Kundenkreise, zu erweitern und auf der neuen Basis neue Verbindungen zu suchen. Die Koncentration bringt also keine Ersparnisse, sondern

fordert höhere Aufwendungen. Das Heer der Beamten wird nicht verkleinert; wohl aber wächst die Zahl der Filialen und Depositenkassen. Was sich Koncentration nennt, ist in Wirklichkeit eine Decentralisation. An die Stelle eines Namens tritt ein anderer, um eine Bewegung zu decken, die, bei nicht komplizirten Verhältnissen, auf manches Bedenken gestoßen wäre. Die Filiale oder Zweigniederlassung ist durch den Namen der Hauptbank gedeckt; deshalb läßt man die kleinen und Mittelbanken verschwinden und ersetzt sie durch Filialen. Die Bankenkoncentration soll im Grunde also den Kredit der Großbank in kleine Münze umwechseln. Die Oeffnung neuer Quellen zur Stillung des allgemeinen Geldburstes hat auf die Lage des Geldmarktes gewirkt wie ein Vakuumreiniger auf den Teppich. Die neuen Kassen saugten viel Geld auf und gaben nicht genug zurück; so entstand ein Mißverhältniß zwischen der Flüssigkeit der allgemeinen Betriebsmittel und der Gestaltung des Zinsfußes. Als der Bankdiskont 3½ Prozent betrug, war die Lage der Kreditsucher nicht besser, als sie heute, bei 5 Prozent, ist. Die Wirkungen des „billigen Geldes“ waren nicht so fühlbar, wie man vorher vermuthen durfte. Einzelne Geldadern sind eben verkalkt und können auch durch niedrige Diskontsätze ihre frühere Geschmeidigkeit nicht zurückgewinnen. Daran sind die zahlreichen Filialen, Depositenkassen und Wechselstuben gewiß nicht ohne Schuld. Die Eile, mit der in Berlin neue Bankstellen aufgemacht werden, ist so auffällig, daß der Straßenwitz schon darüber spottet. Wenn früher, an sichtbarer Stelle, ein Laden ausgebrochen wurde, hieß es: „Loeser & Wolf“. Heute sagt man: „Neue Depositenkasse“. Den Belle Alliance-Platz in Berlin zieren allein ihrer sechs. Will mans wirklich nur dem Publikum bequemer machen? Die Filialen suchen Kundschaft heranzuziehen und geben Kontokorrentkredit. Man darf nicht engherzig sein; sonst geht der Kunde zum Nachbar. So entstehen Ueberspannungen des Kreditinstruments. Schließt eine Privatbank sich dem Concern eines berliner Institutes an, so wächst ihre Aktionsfähigkeit. Der Kredit des Namens wird wirksam. Und schließlich folgt Eins aus dem Anderen: die Ermäßigung der Provisionen, die Wirkung dieser Thatsache auf das Publikum, die Anregung zu Geschäften und die Festlegung von Mitteln in Engagements, die halten, was sie einmal haben. Eine solche Entwickelung führt zu Uebertreibungen und zur Festklemmung von Geldkapitalien, deren Mobilmachung dann nicht leicht ist. Vielfach hört man die Ansicht, diese Vorgänge hätten in der Naturgeschichte der Banken nicht fehlen dürfen; sie haben, heißts, den Umsatz von Geld und Kapital gefördert und einen gewiß nicht werthlosen Niederschlag hinterlassen. Heute, nach so vielen Ausschreitungen, versteht man freilich die höhnische Bitterkeit, mit der Herr Fürstenberg über das Unwesen der Depositenkassen spricht. Die Kollegen von den „Aschingerbanken“ grämen sich darum weiter nicht und antworten auf die Frage, was geschehen wäre, wenn alle Banken nach dem Prinzip der Handelsgesellschaft gehandelt hätten: „Dann hätte sicher die Handelsgesellschaft selbst Depositenkassen aufgemacht“. Jedenfalls ist nirgends die Absicht zu erkennen, die Decentralisation der Bankbetriebe zu hemmen. Und die Umstände drängen dem Beobachter das Bedenken auf, ob die Provinzbanken, die nach Berlin übergreifen, nicht in ihrer Qualität verschlechtert werden.

Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft theilt sich vielfach mit dem Schaaffhausenschen Bankverein in den Geschäftsbezirk. Als der Bankverein sich von der Dresdener Bank getrennt hatte, glaubte man, er werde den Schwerpunkt seiner Thätigkeit wieder ins Rheinland verlegen. Doch das schnelle Wachsthum

der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft empfahl wohl, den Boden Berlins nicht preiszugeben und zugleich einen scharfen Konkurrenzkampf im Westen Deutschlands zu führen. Der Bankverein wählte also der Tapferkeit besten Theil, die Vorsicht, und machte in Berlin Depositenkassen auf. Nun hat er einen Vorsprung vor der rheinischen Rivalin, die den ersten Versuch zur Ausbeutung Berlins macht. Ob die Aachenerin als Emissionbank eben so viel Pech haben wird wie Schaaffhausen? Jüngst erfocht der Bankverein zwar einen Sieg in zweiter Instanz, der ihm bescheinigte, daß er den geschädigten Aktionären der Solinger Bank, als Emissionär der Aktien, keinen Schadenersatz schulde. Der vom Gericht statuirte Unterschied zwischen einer Haftung aus dem Prospekt und dem Fehlen einer Voraussetzung zur Schadloshaltung bei einem bloßen Bezugsangebot kam, unter Umständen, bei künftigen Emissionen wichtiger werden, als den Käufern von Aktien lieb ist. Wer sich der Regreßpflicht entziehen will, braucht nur die Aufforderung zur Zeichnung von der Veröffentlichung des Prospekts zeitlich zu trennen: dann ist er den Aktionären, die vor der Publikation des Prospekts Aktien gekauft haben, nicht zu Ersatz verpflichtet. Der Modus, der das Emissionhaus von der Sorge um die Regreßpflicht befreit, hat sich schon viel zu tief eingebürgert. Eine Ausdehnung ist um so weniger erwünscht, als der Konkurrenzkampf ohnehin manche Bande strengster Gesetzlichkeit lockert. Erleichtert werden solche Weitherzigkeiten durch die Freude des Publikums an neuen Effekten. Die geschäftliche Entwickelung der Banken ist von Gesetzeswolken bedroht. Wärs nicht klug, Alles zu vermeiden, was die Wolken zur Entladung bringen könnte? Diese Warnung richtet sich besonders an die Mittelbanken, die darauf ausgehen, den Kreis ihrer Depositengläubiger zu erweitern. Jede Million fremden Geldes, die ihrem Betrieb zufließt, erhöht die Verantwortlichkeit der Geschäftsleiter und beschleunigt die Gefahr: das Depositenbankgesetz.

Ladon.

❦

Die Flagge des Ideals.

Die Rede, die Wilhelm der Zweite hielt, als er das neue Heim der Schackgalerie dem Prinzregenten übergab, ist hier noch nicht abgedruckt worden; und sie darf doch in keiner Sammlung wilhelminischer Reden fehlen. Hier ist sie: „Wollen Eure Königliche Hoheit mir huldvollst gestatten, Sie in den neuen Räumen der Schackgalerie willkommen zu heißen. Der alte Gedonsche Bau ist allmählich dem Zahn der Zeit erlegen und die schöne Sammlung der Gräflich Schackschen Galerie hat in neue Räume überführt werden müssen. In harmonischer Umgebung und in künstlerischer Beleuchtung wird sie sich nunmehr den Besuchern zeigen können. Möge der Münchener, dem sie ans Herz gewachsen ist, und der Fremde, der in den Mauern der gastlichen Kunststadt weilt, Freude und Erbauung beim Studiren der Galerie empfinden. Die Sammlung sei aber zugleich den Besuchern ein Maßstab für die Beurtheilung der jetzigen Kunst; sie zeigt, daß der Künstler die schöne Aufgabe hat, nicht nur die Vorkommnisse im alltäglichen Leben in einer zum Theil drastischen, sensationellen und abstoßenden Form zur Darstellung zu bringen, sondern vielmehr unter dem Einfluß der Aesthetik mit reinem Sinn und vornehmer Auffassung, die Flagge des Ideals in der Brust, seine Zeitgenossen über die Misere des alltäglichen Lebens emporzuheben und das schöne freie Gefühl des Volkes zu pflegen und zu stärken. Ich danke Eurer Königlichen Hoheit für Ihr Erscheinen am heutigen Tage und bitte Eure Königliche Hoheit, nunmehr die Galerie für eröffnet zu erklären."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Komische Oper. Die nächste Novität der **„Komischen Oper"** ist die Carl Weiss'sche Oper **„Der polnische Jude"**, welche am Freitag, den 5. November erstmalig in Scene geht.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Eugen Diederichs Verlag** in **Jena** über **neuere, sehr interessante Werke** dieses bekannten Verlages bei, **worauf** wir unsere werten Leser besonders aufmerksam machen möchten.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. November 1909.

Tybald und Ferrer.

Orient.

Vor sechzig Jahren hat, als von der Windstärke der Revolution kaum noch ein Nachwehen zu spüren war, in heller Stunde Nikolai Pawlowitsch gesagt: „Wir Monarchen müssen mit eifernder Mühe zu erreichen trachten, daß man uns die ungeheuren Vorrechte unserer Stellung verzeihe." Der Gossudar, der, im selben Jahr, die Behauptung wagte, das Osmanenreich sei tot und von den Großmächten nur noch das Begräbnißprogramm zu entwerfen, hat in einer Stunde wenigstens sich als den Mann prophetischen Gemüthes gezeigt. Seit er sprach, sind Gekrönte (Abd ul Aziz, Alexander der Zweite, Umberto, Elisabeth, Alexander Obrenowitsch, Karl von Portugal) gemordet, Gekrönte (Isabella, Louis Napoleon, Ludwig der Zweite, Alexander von Battenberg, Oskar der Zweite, Abd ul Hamid, ein Sultan von Marokko und ein Schah von Persien) vom Thron gestoßen worden. Die drei sichtbarsten Häupter des Islam wurden entmachtet und in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Enkel Bernadottes wurde höflich ersucht, auf das norwegische Königsrecht zu verzichten und sich mit seinem schwedischen Stammgut zu bescheiden. In den belgrader Konak ein armer Kerl geholt, der sich mit seiner Namensunterschrift verpflichtet hatte, den Mördern seines Vorgängers kein Haar krümmen und keine Pfründe nehmen zu lassen, und der gehorsam sich dem Befehl des Mordsyndikates beugt. Nikolai Alexandrowitsch und Alfonso sitzen im Käfig und sind selbst hinter ihren Soldatenhecken täglich in Todesgefahr. Victor Emanuel und Franz Joseph (als König von Ungarn) müssen sich, um ungefährdet zu bleiben, sehr still halten und ihren Rechtsanspruch schmälern. Wilhelm fand sich unter dem vorigen Windmond zu dem feierlichen Versprechen

weiser Reserve genöthigt. Als in England das Gerücht entstanden war, Eduard vermittle, um ein Handgemenge der Lords und der Commoners zu hindern, zwischen den beiden Häusern des Parlaments, sagte Herr Keir Hardie, der Führer der Arbeiterpartei, in Sunderland: „Dieses Gerücht lügt hoffentlich. So lange der König sich nicht in die Politik mischt, ist er unschädlich und kann geduldet werden. Maßt er sich eine Einmischung an, dann müssen wir mit den Wappenkrönchen der Lords auch die Königskrone in den Schmelztigel werfen." Die Menge jauchzt; und in londoner Klubs wird ruhig die Behauptung hingenommen, Georg (der jetzt Fürst von Wales heißt) werde der letzte Angelnkönig sein. Monarchendämmerung? Ferner, als der Kalender bezeugt, viel ferner dünkt uns die Zeit, da Ihering, auch in dieser Stunde ein Exponent deutschen Denkens, an Bismarck, den Ehrendoktor der Georgia Augusta, schrieb: „Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg den Fünften, als Professor in Gießen die Mißwirthschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war; und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungweise und Gesinnung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, sie wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht nur die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht." Dieser Brief wurde im Herbst 1888 geschrieben; und sprach aus, was, selbst in Republiken, die besten Europäer empfanden. Als im Herbst 1909 der neue Titularinhaber des deutschen Kanzleramtes laut die „große Persönlichkeit" und die „geistige Elastizität" Franz Josephs pries und erzählte, die Begegnung mit dieser „faszinirenden Erscheinung", der „merkwürdigsten und interessantesten, die auf einem Thron zu finden ist, sei ihm ein Erlebniß von bleibendem inneren Werth", da schüttelten sogar die beim Klang des Radetzkymarsches erwachsenen Wiener ob solchen Ueberschwanges die Köpfe. Kein großes Muster weckt heute Nacheiferung und giebt dem Urtheil höhere Gesetze. Den Monarchen gehts schlecht.

Will mans bei uns nicht merken? Und halten die Leute, die gierig, wie süße Speise, schlingen, was über Nikolais und Alfönschens Aengste, über die Geldklemme des Exkhalifen gemeldet wird, sich wirklich noch für Monarchisten?

Jetzt ist die Reihe an Georg von Griechenland. Dem hat Oberst Zorbas, als Haupt der rebellischen Offiziere, angekündet, unter welchen Bedingungen er auf dem Thron bleiben dürfe. Die erste forderte die Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen. (Eine sehr vernünftige Forderung, die überall erfüllt werden sollte. Als er dem badischen Prinzen, der jetzt Großherzog ist, das Armeecorps weigerte, wies Wilhelm auf die Gefahr der Sitte, die Corps den Söhnen und Neffen der Regenten zu geben. Das letzte Kaisermanöver, in dem Bayerns Soldaten und Frontoffiziere sich als den preußischen mindestens gleichwerthig bewährten, die Oberleitung der Rothen aber fast völlig versagte, hat, wie das in Oesterreich vorangegangene, diese Gefahr wieder allzu deutlich gezeigt. Um an Kenntnissen, Erfahrung, Selbstzucht und Sehweite den Kameraden zu erreichen, der von der Pieke auf gedient hat und Tag vor Tag rückhaltlos kritisirt worden ist, müßte ein umschmeichelter Prinz Etwas vom Genie haben; und mit solchen Ausnahmen dürfen Institutionen nicht rechnen. Nach dem Urtheil der Sachverständigsten haben auch wir noch zu viele Prinzen und Hofgenerale auf Führerposten.) Herr Georgios hat sich geduckt. Hat den neuen Ministerpräsidenten Kiriakulis Mauromichalis, den Vertrauensmann der Meuterer, ermächtigt, der Kammer ein Gesetz vorzulegen, das die Prinzen aus dem Heer entfernt. Und ist seitdem, mag er sich auch noch von Gottes Gnaden König der Hellenen heißen, vor der Nation entkrönt. Ein ernster Mann von hellhörigem Gewissen mußte sich sagen: „Entweder habe ich die wichtigste Königspflicht versäumt oder mir wird Pflichtwidriges zugemuthet; in keinem der beiden Fälle kann ich König bleiben.“ Einer, der nur behaglich hausen und seine Privatschatulle füllen will, durfte warten, bis man ihn aus dem Amt jagt. Der Sohn Christians des Neunten versprach den Rebellen Straflosigkeit, dem Heer reichlichere Mittel und bessere Instruktoren; versprach schlotternd, was man von ihm heischte. Wimmerte dann, der Unwille richte sich gar nicht wider die Dynastie und seine Söhne seien im Volk beliebt (Homers ασβεστος γελως ist im Hellenenland hoffentlich noch nicht ausgestorben), und fing schließlich eine böse Weise zu zwitschern an. Zorbas, sprach er, ist ein ehrlicher Kerl, der sich fürs Vaterland müht; doch mit seinen Genossen ist kein Staat zu machen. Mancher, der im August rebellirte, hat mich vorher angebettelt; mancher Offizier, der sich nun als Patrioten maskirt, noch nachher mir angeboten, gegen zureichenden Entgelt auf meine Seite überzugehen. So wirds wohl gewesen sein. Nur

durfte Einer, der im Verdacht steht, zunächst immer sein Schiffchen aufs Trockene gebracht zu haben, so nicht reden. Das athener Offiziercorps schäumt wüthend auf und der Däne ginge vielleicht den Weg der Obrenowitsch, wenn nicht ein Königischer ihm das Odium abnähme, sich als den Sprecher der gefährlichen Worte bezeichnete und den drei Dutzend Pistolenforderungen, die nun auf ihn einprasseln, flink (und gewiß mit anständigem Reisegeld) ins Ausland entflöhe. Wieder hat sich, wie in den Februartagen von Nauplia und in den Herbstnächten des Hymettoslagers, „der Zorn gar nicht gegen den König gekehrt"; und Georg wird nicht hinausgeworfen. Noch immer nicht. Ein Marineputsch könnte ihn mahnen, die Koffer packen zu lassen. Die Seeoffiziere fühlen, daß ihre Waffe zum Kinderspott geworden sei, daß auch für sie, nicht fürs Heer nur, Wirksames geschehen müsse, wenn von einer Griechenflotte im Ernst noch die Rede sein solle, und finden in einem grimmen Tybald, einem tollkühnen Lieutenant zur See, für ein paar Tage ein Haupt. Die Meuterer, denen die zu einer Droschkenfahrt nöthigen Drachmen fehlen, werden rasch niedergezwungen; dürfen aber sicher sein, daß ihr Heischen fortan nicht überhört, nicht vom König gehindert wird. Und ihr Tybald lebt als Heros im Hellenenlied.

Die Griechen sind, als säumige Zahler, von der europäischen Couponphilosophie unterschätzt worden. Sie haben noch nicht verlernt, sich ihrer Ohnmacht zu schämen, und scheinen zur Befreiung aus solchem Elend entschlossen. An der Dänendynastie, die, trotz enger Versippung mit den in England, Rußland, Deutschland regirenden Häusern, auf keine nützliche Leistung weisen kann, würde das Land nichts verlieren; sie ist verachtet und durch die emsige Fürsprache der Großmächte kaum noch lange zu halten. Die Großmächte wünschen, daß Griechenland von den türkischen Diktatoren jede Ohrfeige und jeden Fußtritt in schweigender Geduld hinnehme, und empfehlen deshalb, Georgs Purpur gegen Mottenschaden zu verkamphern. Doch Hellas ist der muslimischen Insolenz müde. Fühlt in brennender Scham, daß es noch heute so wehrlos wäre wie am Tag von Larissa (wo Kronprinz Konstantin die Truppen, auch die Verwundeten, auf dem Bahndamm warten ließ, bis sein Luxusgeräth weggeschafft war), und will sich endlich aus dem Schandzustand lösen, dem es die klägliche Schlappe im kretischen Handel zu danken hat. Hellas will stark sein und hat die Hoffnung auf großmächtigen Beistand eingesargt, seit es von England, der puissance créatrice, geprellt ward. Daß seine Verlegenheit von Türken und makedonischen Bulgaren noch nicht als Profitgelegenheit ausgenützt wurde, ist freilich auch Britaniens Verdienst. Die Häufung übernommener Pflicht zwingt die Briten namentlich in Südosteuropa zu einer sehr komplizirten Politik. Sie möchten sich in einer stark armir-

ten Flottenstation an der kretischen Sudabai die Möglichkeit sichern, die Landstraße zu sperren, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. Möchten den Islam, auf dessen Wohlwollen sie am Ganges und am Nil angewiesen sind, nicht kränken, nicht durch europäische Machtschmälerung zwingen, die Stoßkraft ostwärts zu wenden, und sein Prestige doch nicht durch Waffenerfolge erhöht sehen, deren Widerhall in Egypten und Indien unbequem werden könnte. Sie müssen die Türken täuschen; und ein Palmerston würde in Saloniki die Wächter bestechen und den entketteten Abd ul Hamid, der dem dünkelnden Jungtürkenthum höchst gefährlich werden könnte, irgendwo dann für die Wässerchentrübung konserviren. Dazu fehlt den regirenden Advokaten die Faust. Herr Georgios paßt ihnen. Der hat in Hellas geherrscht wie weiland der Ranggenosse in Yvetot: se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire. Als fetter Kunde der Bank von England.

Ueber Griechenleid und Griechenrebellion, die doch nur Folgen des schimpflichen Weltkriechens vor der Türkei sind, von unserer Höhe herab zu spotten, ist billig. Wohin weist der Kompaß des deutschen Interesses? Ob Wilhelms Schwester die Hellenenkrone aufsetzt oder in Kopenhagen, Cronberg, Monte Carlo sich der Exilswonnen freut, kann dem Deutschen Reich gleichgiltig sein. Und der unkluge Versuch, am Goldenen Horn die Britenwerbung zu überbieten, muß fruchtlos bleiben. Was haben die türkischen Militärdiktatoren (die Khalifenpuppe zählt nicht) denn von uns zu hoffen? Ein Bündniß auf Leben und Tod? Der Kanzler, ders vorschlüge, müßte als Landesverräther vor die Vereinigten Strafsenate des Reichsgerichtes. Schutz vor England? Unnöthig; auch, trotz der stärkeren Panzerung und dem besseren Zellensystem unserer Dreadnoughts, in absehbarer Zeit nicht zu verbürgen. Vor Rußland? Der dümmste Hammelhirt im Osmanenreich weiß, daß näher als seine Heimath uns Rußland ist; also auch wichtiger bleiben muß. Vor Oesterreich? Dem müssen wir, schon um nicht ein Aufflackern des deutschen Dualismus zu erleben, dessen Glimmen in der ungeschickten Rede Ludwigs von Bayern sichtbar wurde, den Weg nach Saloniki erleichtern, nicht schwieriger machen: sonst schwenkt es, trotz aller der Herzogin von Hohenberg (mit fast verstimmend merkbarer Absicht) gespendeten Huld, in Eduards Concern ab und wird dort mit reichlicher Mehrung seiner Balkanmacht bezahlt. Was bleibt? Die Gewißheit, daß wir keinen Fetzen aus der Osmanenflanke reißen werden? Blutwenig. Einladung zu Kaisermanövern? Daran mag sich die Eitelkeit des Türkenmarschalls rösten; seinen Landsleuten bringts nichts ein. Und wir haben eigentlich keinen Grund, dem Mann zu schmeicheln, der seinen Kriegsherrn entthront und dann als illegitimer Henker im Lande gewüthet hat. (Ueber-

haupt sollte der Kanzler sich für die Wahl der aufs Manöverfeld zu ladenden Gäste verantwortlich fühlen. Als Bundesfeldherr ist, inmitten der deutschen Kontingente, der Kaiser doch gewiß nicht Privatmann und die Redensart von den „persönlichen Gästen" kommt aus einer mit der Reichsverfassung unvereinbaren Phraseologie. Die Nation findet ihre Würde nicht gewahrt, wenn in einer Zeit, wo britische Generale, Admirale und Civillords überall laut von der nahen Nothwendigkeit eines gegen Deutschland zu führenden Krieges reden, Freunde und Kollegen dieser Herren zu den Uebungen des deutschen Heeres geladen werden. Findet ihr Interesse nicht gewahrt, wenn in einer Zeit, wo der Yankee mit dem Spuk deutscher Expansion nach Südamerika von uns abgeschreckt werden soll, sein Mißtrauen dadurch genährt wird, daß der Deutsche Kaiser südamerikanische Offiziere zu sich ins Uebungsgelände bittet. Meint, daß diese Uebungen nur dann mit dem nöthigen Ernst durchgeführt werden können, wenn sie vor fremden, gar feindlichen Blicken geborgen sind. Wars etwa nützlich, daß Fremde diesmal sehen durften, welche Katastrophe die Taktik der Rothen Partei im Kriegsfall bewirkt hätte? Hören durften, daß der Kaiser diese Taktik einer kritischen Beleuchtung unwerth fand und seine Schlußrede deshalb auf ein paar Minuten beschränkte? Für die Beschäftigung mit solchen Dingen müßte der Kanzler mehr Zeit haben als für die Einsegnung einer Prinzessin oder die Taufe eines Prinzchens.) Wir haben den Türken nichts Greifbares zu bieten; haben, seit Abd ul Hamid nicht mehr Khalif, England nicht mehr Osmanenfeind ist, keine Trumpfkarte in der Hand und können nichts Wirksames erwidern, wenn ein Lowther oder Buxton in Konstantinopel sagt: „Die Deutschen, die zuerst Marokko und dann Euch selbst (Akaba) nach tönender Verheißung im Stich gelassen haben, weder vor russischen noch auch nur vor bulgaro-makedonischem Angriff Euch schützen könnten und deren Herz an der von Euch besiegten Sache hängt, wollen Euer Land nur ausbeuten. Wähnt Ihr, die Bagdadbahn solle Euch Gewinn bringen? Seid froh, wenn der aus drei Franzosen, einem Italiener und einem Briten zusammengesetzte Finanzrath Eurem Minister die Beschleunigung des Bahnbaues ausredet. Seid uns dankbar, wenn wir ihn durch die transkaukasische Linie entwerthen und dadurch, wie der Gesandte Proklewskij vor der Abreise nach Teheran vorausgesagt hat, die deutsche Ausbeutersucht aus der Türkei nach Persien drängen." Ohne die winzigste Aussicht auf Machtzuwachs erniedern wir uns in die Umschmeichelung der Türken und pumpen ihnen unseren besten Strategen (der heute, auch ein Zeichen gewandelter Zeit, den siegreichen Putschmachern so treu dient wie gestern dem unmschränkt schaltenden Großherrn und in unserer Türkenbilanz ein Risikoposten bleibt). Statt von sittlicher und von politischer

Pflicht uns zur selben That mahnen zu lassen, Europa vor die Wahl zwischen Christenthum und Islam zu zwingen und die Asiatenhorde, die seit Jahren an allen Ecken die Ruhe unseres Erdtheiles stört, ostwärts zurückzuscheuchen, wo sie dem Britenleun die Zeit und die Lust zu Nordseeabenteuern vertreiben mag. Statt leise mindestens Jedem zu helfen, der sich mit durchsetzbarem Anspruch in Wien und Sofia, Athen und Kairo gegen den Türkenübermuth regt.

Nur an den Türken denkt der Grieche, wenn er nach stärkerer Waffnung strebt. Zu dem berliner Augenarzt Professor Hirschberg sprach in Eleusis einst ein albanischer Bauer: „Da drüben, bei Salamis, haben wir Griechen die Türkenflotte geschlagen.“ Hirschbergs Einwand, die damals Besiegten seien Perser gewesen, bewirkte nur ein Schütteln des Dickkopfes. „Und wir müssen und werden die Türken noch einmal schlagen.“ Wie dieser Bauer dachte, denkt heute, ein Vierteljahrhundert später, noch jeder Grieche. Doch unsere Aufgabe ist, für Ruhe und Frieden zu sorgen? Dummes Zeug; für Tafelredner und Dutzendabgeordnete brauchbar. Jeder Zwist, der unsere Feinde in Athem hält und den Preis unserer Hilfe oder Abstinenz steigert, muß uns willkommen sein. Die Briten brauchen, im Mittelländischen und im Rothen Meer, im Persergolf und in der Bengalenbai, Ruhe, um ihre ganze Seemacht am Aermelkanal sammeln und Deutschland bedrohen zu können. Damit ist schon angedeutet, wohin unser Interesse weist. Wenn wir eine für die Wirkung aufs Ausland organisirte Presse hätten, müßte sie täglich plakatiren: „Europens Wirthschaft ist wehrlos amerikanischer Willkür ausgeliefert, weil Britaniens Deutschenfeindschaft den alten Kontinent nicht zu der für die Abwehr unentbehrlichen Einigung kommen läßt. Europa ist gezwungen, vor der Osmanenmacht, in deren Renaissance sie doch eine Lebensgefahr erkennt, zu dienern, weil Britanien diese Macht stützt und ihren Hochmuth speist. Wer ist der Europäerscham so entwöhnt, daß er den Briten auf diesem Weg weiter hülfe?“

Occident.

Berlin, am zwanzigsten Oktober 1909.

Sehr geehrter Herr!

Wir haben am Montag folgenden Aufruf veröffentlicht:

„Die Unterzeichneten glauben sich mit allen selbständigen Deutschen einig in der Empörung über den an Ferrer verübten Justizmord. Wir halten die Kulturgemeinschaft aller freien Denker, gleichgiltig, welcher Rasse, welchen Berufes, welcher Richtung, für illusorisch, wenn sich nicht alle zu einem einmütigen Protest gegen die Bluttat spanischer Willkür erheben. Wir bitten jeden unserer Landsleute, der unserer Meinung ist, sich uns anzuschließen. Diese Kundgebung wird mit den Namensunterschriften den geeigneten Stellen in Madrid übermittelt werden. Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer, Berlin W. 57, ist erbötig, die Unterschriften entgegenzunehmen.“

Darauf sind aus allen Theilen des Reiches von Künstlern, Dichtern, Gelehrten und von zahlreichen Vertretern anderer Berufe Zustimmungen erfolgt. Unser Aufruf soll dem brutalen Angriff auf freie Gedanken entgegentreten. Bei dieser Manifestation geschlossen aufzutreten, erheischt das allgemeine Interesse der geistigen Stände Deutschlands. Wir erlauben uns deshalb, Sie insbesondere zu bitten, auch Ihren Namen unter die Erklärung zu setzen. Wir bitten Sie, sich inliegender Karte zu bedienen und darauf eventuell auch die Namen Ihrer Freunde zu notiren, die sich Ihnen anschließen. Die gebotene Eile erlaubt uns nicht, uns an alle wichtigen Persönlichkeiten zu wenden. Aus dem selben Grunde bitten wir, so schnell wie möglich zu antworten.

Hochachtungvoll und ergebenst

Lujo Brentano. Richard Dehmel. Ernst Haeckel. Gerhart Hauptmann.
Max Liebermann. Julius Meier-Graefe.

Diesen Brief erhielt ich am einundzwanzigsten Oktobertag; auf die Hinterseite der beiliegenden frankirten Karte war gedruckt: „Dem Protest für Ferrer treten bei:" Bequemer ists nicht zu machen. Ich habe die Kartenlinien leer und den Brief unbeantwortet gelassen. (Wer noch? Von berühmten Leuten zu den „wichtigen Persönlichkeiten" gezählt zu werden, ist gar so schön; und die Gelegenheit gar so günstig, den werthen Namen von allen zwischen Berlin und Madrid rotirenden Druckmaschinen verbreitet zu sehen.) Weil ich, der die Unterzeichner als auf ihrem Gebiete tüchtige Männer schätzt, in dem Aufruf das Produkt unverzeihlicher Leichtfertigkeit sehe; das Unterfangen eines Dilettantendünkels, dessen „gute Absicht" nachgerade zum deutschen scandalum geworden ist. Und weil faule Höflichkeit hier mitschuldig gemacht hätte.

Als ich den Brief erhielt, hatte ich schon (fürs vorletzte Oktoberheft) über den Ferrerrummel geschrieben. „Die in Paris Regirenden möchten den Spaniern ein Schandmal aufbrennen, das Ministerium Maura lockern und die Stoßkraft gegen Marokko schwächen; den Pfaffenfressern, die Briand und Pichon (Orientprotektorat) jetzt nicht satt füttern können, wieder was zum Knabbern geben; und die Sehnsucht nach der Rebellion ohne Lebensgefahr ausströmen lassen. Auch Gefühlseuchen stecken an. Wer läßt sich in der Vertretung der Menschenrechte von den Parisern gern übertrumpfen? Wer demonstrirt nicht gern da gegen Rechtsbeugung, wo es nicht so gefährlich ist wie gegen heimische? Niemand fragt, was die Verhandlung gegen den Anarchisten denn ans Licht gebracht habe. Die Presse befiehlt, jeder gesittete Mensch habe sich zu entrüsten. Und wir machen mit. Trotzdem wir den Spaniern jetzt Wind in die Segel wünschen müßten." Ueber Ferrers Handeln und Kriminalität wußte ich nichts. Wußten auch die Entrüsteten nicht das Allergeringste. Heute erst kann man darüber halbwegs sachkundig reden. Francisco Ferrer war 1859 geboren, wurde 1880 zum Streckeninspektor der spanischen Nordbahn ernannt, nach vierjährigem Dienst wieder abgesetzt und ging dann mit seiner Frau und

seinen drei Kindern nach Paris, wo er zuerst eine Schänke hielt und später sich als Sprachlehrer zu ernähren suchte. Nachdem er die Gunst einer reichen alten Dame (Ernestine Meunier) erworben hatte, gab er die Ehegemeinschaft auf und nahm seiner Frau die drei Kinder. Nicht etwa, um sie bei sich zu behalten; nur, um ihre Mutter zu kränken. Frau Teresa Ferrer hat auf den Mann geschossen, der ihr jede Auskunft über den Aufenthalt ihrer Kinder geweigert hatte, und in der Schutzschrift, die sie der Zehnten Strafkammer des pariser Gerichtes einreichte, gesagt: „Mein Leben an der Seite dieses Mannes war ein stetes Martyrium. Meine Töchter hat er mir genommen, die jüngste gleich nach der Geburt, und meine Fragen nach ihrer Wohnstatt nie beantwortet. Daß ich auf ihn schoß, war Wahnsinn. Ich bereue die That; aber ich habe so viel gelitten, daß ich auf Ihr Mitleid hoffen darf." Die Hoffnung trog nicht. Frau Ferrer wurde zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, durch die Anwendung der Loi Bérenger aber vor dem Strafvollzug bewahrt. Francisco Ferrer war mit dem alten Fräulein rasch intim geworden. Herr Coppola, der das Vermögen des Fräuleins Ernestine Meunier verwaltet hatte, erzählte darüber neulich im Corriere della Sera: „Ferrer gab sich dem frommen Fräulein als einen strenggläubigen Mann von hochkonservativer Gesinnung und wußte damit zu erreichen, daß meine Klientin ihm für ein Säuglingheim, das er in Barcelona gründen und leiten wollte, einen jährlich zu leistenden Beitrag von sechzehntausend Francs zusagte. Als sie starb (ehe auch nur der Grundstein zu dem verheißenen Säuglingheim gelegt war), hinterließ sie Ferrer ihr pariser Haus in der Rue des Petites-Écuries, das auf drei Viertelmillionen Francs geschätzt war (und, wie es scheint, noch andere Vermögensobjekte). Der Ertrag dieses Hauses sollte den Bestand des Musterasyls sichern. Ferrer hat ihn zur Gründung seiner atheistischen und anarchistischen Schulen verwendet und damit in schnöder Weise das Vertrauen einer Frau mißbraucht, die, wie er genau wußte, an den Lehren der Kirche hing und deren letzter Wille noch eine stattliche Summe für Seelenmessen bestimmte. Meine Absicht, Ferrer zur Achtung des wahren Testamentssinnes zu zwingen, konnte ich nicht ausführen, weil mir dokumentarische Beweismittel fehlten." Nach dem Tode der guten alten Ernestine war Ferrer ein wohlhabender, für spanische Verhältnisse reicher Mann, der sein Geld nützlich anlegen, das schöne Fräulein Soledad Villafranca zur Gefährtin erkiesen und in Paris, wohin sein Geschäftsinteresse ihn oft rief, auf ansehnlichem Fuß leben konnte. In Frankreich wird er, wie in Spanien, von der Politischen Polizei scharf beobachtet. Er verkehrt mit allen Hauptleuten des internationalen Anarchismus, empfiehlt die Propaganda der That und beglückt sein Vaterland mit Schulen, denen er selbst den Zweck zuschreibt: „Die

Kinder, statt ihnen vorzulügen, man wolle sie zu braven Arbeitern, braven Kaufleuten oder Beamten erziehen, mit revolutionärem Geist zu erfüllen und so die noch herrschende Gesellschaft von der Wurzel aus zu zerstören." Der Mann, der diesem Zweck das der frommen Ernestine zärtlich abgeluchste Geld dienen ließ, hatte dem schwärzesten Romanjesuiten nicht viel vorzuwerfen. Kümmerte sich, als Weltbeglücker, um seine eigenen Kinder nicht und fand gar nichts dabei, daß eine Tochter des Pesetenmillionärs in Fabriksälen schuftete und in Dachkammern gebar, eine andere als kleines pariser Theatermädchen den Weg alles appetitlichen Fleisches gehen mußte. Ferrer wird der Anstiftung zum Königsmord beschuldigt, aber nicht überführt; freigelassen und in seiner Lehrthätigkeit, trotz deren deutlichem Umsturzprogramm, nicht gestört. Als in Barcelona die Revolte entsteht, ist er, der die Soldaten zur Wehrdienstweigerung aufgehetzt und katalonische Meuterputsche bewirkt hat, in der Stadt; hält sich aber verborgen und sucht durch falsch datirte Briefe und Interviews den Schein zu schaffen, er sei der Aufruhrstätte fern. Wird gefunden, verhaftet, nach der Prozeßordnung vors Kriegsgericht gestellt und einstimmig verurtheilt.

War er schuldig? Die Herren Brentano, Dehmel, Haeckel, Hauptmann, Liebermann, Meier-Graefe reden von „Justizmord", von der „Blutthat spanischer Willkür", von dem „brutalen Angriff auf freie Gedanken"; als handelte sichs um erwiesene Thatsachen. Nicht eine ist erwiesen. Nicht eine sieht heute auch nur noch erweislich aus. Den Helden kennen wir nun. Die Freidenker waren in Spanien längst zu einer unantastbaren Macht organisirt, ehe Ferrer am pariser Pont-Neuf Wein und Schnaps ausschänkte. Akatholische, atheistische Schulen hatten die Provinzen des Königreiches, hatte insbesondere Katalonien schon in Fülle, ehe dieser unheilige Franciscus in den Streckendienst der Nordbahn trat. Erfunden oder importirt hat er nur Eins: den Typus der Schule, deren Zöglinge von der frühsten Kindheit an mit dem Evangelium der Bakunin und Krapotkin, der Most und Ravachol getränkt werden. Wünschen die Geheimräthe Brentano und Haeckel, die dekorirten und betitelten Herren Hauptmann und Liebermann etwa, acht-, zehn-, zwölfjährige Kinder in den Geist des Anarchismus eingeführt zu sehen? Der Sozialdemokrat und Kirchenfeind Aristide Briand wünscht es nicht; er hat, noch ehe er Ministerpräsident wurde, oft laut gesagt, daß er in dem Versuch, bestrittene Theorien und gegen den Staatsgedanken anstürmende Leidenschaften in die Laienschule schlüpfen zu lassen, ein Verbrechen und einen groben Mißbrauch des Volksvertrauens sehe. Auch unsere Proklamanten und Protestanten sind von Anarchismus meilenfern. Fordern für jede Lehre aber schrankenlose Freiheit. Und wenn das Staatsgefüge die Gewalt solcher Sprengstoffe nicht zu über-

dauern vermag? „Was gehts uns an?“ Leicht ists nicht, solchem Aesthetenschwatz ruhig zu lauschen. Was, frage ich, geht uns an, ob der spanische Anarchist, der die nützliche Ernestine so nett mit der angenehmen Soledad zum Zweck seines Lebensgenusses zu vereinen wußte, der Aufstandsanstiftung schuldig war oder nicht? Mir ist seine Schuld mindestens wahrscheinlich, seit ich (im pariser Journal) den Text des ersten Briefes gelesen habe, den er aus der Untersuchunghaft an sein Liebchen schrieb. „Du weißt, daß ich völlig schuldlos bin, also nicht verurtheilt werden kann. Würde ichs, so hätten meine Richter den ungerechtesten, abscheulichsten Spruch verkündet. Doch ich baue auf ihre Redlichkeit.“ Ein Anarchist, der Staat und Gesellschaft tausendmal verflucht und die Kindlein gelehrt hat, diese Schandfesten der Räubertyrannei zu zerstören, glaubt an die redliche Gerechtigkeit eines in Feldzugs- und Aufstandszeit zum Spruch berufenen Kriegsgerichtes. Gleich kommts noch besser. „Du erinnerst Dich, unter welchen Umständen ich am neunundzwanzigsten Juli Mongat verließ. Eine Frau behauptete, mich an der Spitze von Rebellen und Brandstiftern gesehen zu haben. Du wußtest, daß die Behauptung falsch war, geriethest aber in Aufregung und Angst und beschworst mich, fürs Erste einen sicheren Unterschlupf aufzusuchen. Ich folgte Deinem Rath und werde Dir später erzählen, wer mir Asyl gewährte.“ Nun schildert der Gefangene der fernen Freundin ausführlich, was er in den Augusttagen, vor seiner Verhaftung, gethan habe. „Du erinnerst Dich“: nur schlechte Theaterschreiber, deren Vermögen zu einer reinlichen Exposition nicht langt, lassen, nach solcher Einleitung, erzählen, was der Hörer selbst schaudernd oder lächelnd erlebt hat. Ferrer war zu schlau, um nicht zu wissen, daß er den Schein, sein Brief solle in Soledad ein ihm günstiges Gedächtnißbild schaffen, meiden müsse. Viel zu schlau, um sich darüber zu täuschen, daß jeder Kriminalist in diesem Brief den Prototyp einer Zeugnißwerbung sehen werde. Aber er langte nach dieser Zeugin (daß die Richter, denen der Brief vorlag, sie gar nicht erst vernahmen, war unklug, doch, da ihr die Aussage vorgeschrieben war, begreiflich) und gab seine Sache wohl erst verloren, als die erstrebte Kollusion nicht gelungen war. Nur die Taktik des aus Verzweiflung Tollkühnen blieb noch. „Ich will keinen Vertheidiger!“ (Das heißt: Für den fast sicheren Fall meiner Verurtheilung wahre ich meinen überlebenden Parteigenossen das Recht, mit der Thatsache zu krebsen, daß ich unter der Anklage eines Kapitalverbrechens keinen Vertheidiger hatte.) Der Gerichtsherr riecht den Speck und geht nicht in die Falle: giebt dem Angeklagten einen sehr geschickten, sehr energischen, wegen seines furchtlosen Radikalismus verrufenen Pionierhauptmann als Offizialvertheidiger. Der setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um Ferrer freizukriegen (kein Härchen ward

auf dem Haupt dieses muthigen Schwärmers gekrümmt), und erntet von seinem Klienten dankbaren Beifall. Schuldig? Sechs Hauptleute und ein Oberstlieutenant haben, nachdem Kriegsgerichtsräthe ihnen referirt und die Rechtslage beleuchtet hatten, die Frage einstimmig bejaht. Das Generalkommando hat, nach Anhörung der zuständigen Oberkriegsgerichtsräthe, den Spruch bestätigt. Der Höchste Militärgerichtshof, in dem zehn Generale, drei Admirale und vier Militärjuristen der obersten Rangstufe sitzen, hat mit Stimmeneinheit beschlossen, dem Ministerium die Vollstreckung des Todesurtheils, als eines zu Recht gefällten, zu empfehlen. Begnadigung? Die spanische Verfassung bindet das Gnadenrecht des Königs an den ministeriellen Antrag. Und das Ministerium Maura hätte diesen Antrag nicht übers Gewissen gebracht. In Barcelona waren Kirchen und Klöster niedergebrannt, Privathäuser geplündert, Menschen getötet und ausgeraubt, die für den Rifkrieg mobilisirten Truppen zu Gehorsamsweigerung und Meuterei aufgehetzt worden. Vier Rebellen schon nach der Strenge des Gesetzes gerichtet. Und der als Anstifter Verurtheilte sollte, das Haupt der Hydra, aufrecht bleiben, aus Goldfäden vielleicht die Strickleiter flechten, die ihm aus der Zelle hilft, und aus dem nächsten Anarchistenasyl dann seine Zettelung fortsetzen? Weils die im Ausland mit fetten Enten genährte Agitation so verlangt? Maura hat für Ferrer nicht Gnade beantragt. Alfons konnte sie aus eigenem Recht nicht gewähren; stand also nicht vor einer Wahl. Das Urtheil wurde im Fort Montjuich vollstreckt.

Ein Fehlspruch? Möglich (seit ein Theil der Protokole, die Anklageschrift und der Schlußvortrag des Anklägers veröffentlicht ist, wirds kaum noch behauptet). Jedenfalls ein unter Wahrung aller geltenden Rechtsnormen entstandenes Urtheil, das ernsthaften Menschen keinen triftigen Grund zu Rüge und Schmähung bot. Die offiziösen meneurs des pariser Pöbels, die Kneipenbrüller und nach Zeitungruhm geilen Frauenzimmer, die ihre Tobsucht exhibirten wie in holderen Tagen vielleicht ihre Brustwärzchen, mußten, um eine Abendstunde zu füllen, das Blau vom Himmelsdach lügen. Der Erbschleicher, der Ernestinen Meunier Heiligenbilder ins Haus schickte, sie in dem Wahn sterben ließ, ihr Erspartes werde verwaisten Säuglingen unter der Hut eines frommen Menschenfreundes ein Heim schaffen, und den selbst die spanischen Emigranten vom Schlag Zorillas mieden, wurde schnell zum Phosphoros und Weltenheiland. „Die Knechtschaft, in der die Pfaffen das spanische Volk halten, spottet jeder Beschreibung.“ Spottet wirklich. Denn mag die Klerisei dem Vaterlande des Cervantes auch heute noch den belebenden Saft aus den Wurzeln saugen: Verfassung und Strafgesetz gewähren so viel Freiheit wie nur je eines Staates auf unserem Festland; zehnmal mehr als Deutschlands. In

welcher Monarchie können Bekenner republikanischer, hüllenlos revolutionärer Gesinnung vom Staat besoldete Professoren, Senatoren gar sein? In Spanien. Welches Reich mit katholischer Staatsreligion duldet atheistische Schulen und eine dem brüsseler Reclus Muster nachgebildete, von rothen Republikanern geleitete Freie Universität? Spanien. Wo kann ein anarchistischer Agitator gegen König und Kirche, Minister und Heereshäupter straflos die wüstesten Brandreden halten? In Spanien. Welche monarchische Verfassung hat auch die Kriegsgerichte jedem Eingriff des Königs und der Regirung entzogen? Spaniens. Wo läßt die Gefängnißverwaltung einen Brief durchgehen, in dem ein wegen Hochverrathes und Anstiftung einer Soldatenmeuterei Verhafteter seiner Liebsten das „schändliche, infame“ Treiben der Regirung schildert? In der Heimath Alfonsens und Ferrers. Nicht einmal die schüchternsten Anfänge des Demagogenwerkes, das der durch die pariser Erbschaft bereicherte Kneipwirth vollbracht hat, wären im Deutschen Reich möglich gewesen. Gott sei Dank? Leider? Jeder mag nach seiner Ueberzeugung jubeln oder stöhnen. Keiner darf den Männern, die in so sträflicher Leichtgläubigkeit für diese miserable Sache, weil der pariser Mob sie ins Martyrische fälschte, ihre berühmten Namen einsetzten, den schroffsten Tadel ersparen.

Sie waren durch schlimme Erfahrung gewarnt. Hatten sich für den Deutschenhasser, Spionenzüchter und Boudoirsoldaten Picquart (der als Kriegsminister seinen und ihren Dreyfus sacht aus der Armee drängelte), dann gar für den Popen Gapon, den von Nikolais Ministern bezahlten Lockspitzel und Denunzianten, begeistert und mit ihrem Kindergezeter für den nie von irgendwie ernster Gefahr bedrohten Verschwörer und Aufstandstifter Gorkij (der später am Kurfürstendamm die Berliner Sezession zur Erlösung des Russenvolkes aufrief) sich vor Europa gräßlich blamirt. Konnten sie sich nicht vor dem Rückfall hüten? Mußten sie jeden Unsinn, der ihnen ins Ohr gepfaucht oder gewispert wurde, mit so gläubiger Inbrunst ins Hirn ätzen wie niemals, die auf ihre Skepsis so Stolzen, ein Evangelienwort? Wenn kecke Knaben, statt den Hosenboden auf die Schulbank zu pressen, Oeffentliche Meinung machen, wenn Studenten oder schreibende, malende, meißelnde Zigeuner, weil sie nichts zu verlieren haben, alle grausamen Nothwendigkeiten der Staaterhaltung, der Autoritätwahrung, des Eigenthumsschutzes leugnen und jeden Strolch oder Schnapsstänker als freie Persönlichkeit, jede ins miederlose Reformkleid der „Frauenbewegung“ geräkelte Maulhure als Brecherin alter Tafeln feiern, läßt mans lächelnd gehen. Wundert sich kaum noch über die sonderbare Zeit, die mehr Schätze häuft als je vor ihr eine und von der lungernden, in müßiggängerischem Hang hungernden Artistenproles sich das Gesetzbuch des Staats- und

Besitzrechtes aufschwatzen läßt. All die hehren Jünglinge und kindisch gebliebenen Schoppenstecher und Unterrockschnüffler, deren beredter Mund oder spitze Feder täglich Freiheit, Brüderlichkeit, Sozialreform und Schröpfung der Reichen empfiehlt, hätten, wenns dazu käme, nur zu gewinnen und brauchten solche Errungenschaft nicht zu bezahlen; würden über Menschenrecht und Arbeitvertrag aber morgen schon anders denken, wenn auch nur ein Mädchen für Alles ihnen mit Lohnzuwachswunsch und Schonungpostulat auf die Bude rückte. Jeder hat die Kraft, das Leid des Nachbars zu tragen; Jeder den Muth, Andere fürs Gemeinwohl bluten zu lassen. (Deshalb haben Zeitungverleger, die junkerliche Steuerscheu Tag vor Tag tapfer schmählen, sich mit Hand und Fuß gegen die Inseratensteuer gesträubt, die der Volksgesundheit doch minder schädlich wäre als die Kürzung des Witwen- und Waisenerbes. Deshalb sind Professoren, denen die Schmälerung der Kollegiengelder, schon ein auf ihre Kosten den armen Dozenten zu spendendes Bettelgeld einem sakrilegischen Angriff auf das Thurmgesims ragender Wissenschaft ähnlich scheint, unbarmherzige Kritiker der Unternehmerprofitsucht. Deshalb kann ein Mosse, der einen sein Holzpapierreich im Schückington kritisirenden Söldling aus Verlag und Redaktion auf die Straße stieße, der Königlichen Staatsregirung nicht verzeihen, daß sie die husumer Ohrfeigen nicht dankbar, als nützlichen Denkzettel, einsteckt.) Das ist des Landes der Brauch. Diesmal aber handelt sichs um reife, um alternde oder greise Männer von Weltruf. Warum raffen sie sich niemals zu einer Wortfehde gegen nahe Ungebühr, gegen heimischen Aemterübermuth auf? Schütteln nie gegen deutsche Richterstühle die Faust? Warum lassen sie ihr Vaterland durch eine Bündnißlüge schänden, die den Horizont der deutschen Zukunft verqualmt und verpestet? Weil sie dann nicht Geheimräthe, Akademiemitglieder, Ehrendoktoren, Ritter hoher Orden würden, nicht zwischen Ihrer Durchlaucht und Seiner Excellenz vor der Trüffelschüssel säßen? Ich wills nicht glauben. Auch ohne bestimmten oder unbestimmten Dolus sind sie durch den unbestreitbaren Thatbestand schwer genug belastet. Um Politik bekümmern sie sich das ganze Jahr lang nicht. („Ich habe Wichtigeres zu thun“, sagte einmal Einer, der viel Geld verdient, manchmal was Gutes schreibt und was Hohes auf die Frackbrust hängen darf; das Hohngelächter meines Herzens hat er nicht gehört.) Glauben, wenn sies zufällig lesen, daß die jungtürkischen Schlächter Kulturträger sind, daß Fürst Ito, neben dessen koreanischer Schinderarbeit der Legendenalba ein milder Menschenhirt scheinen müßte, einem humanen Glückbringer glich, und daß dem Fürsten Bülow Rühmliches von dem römischen Zeitungtribunen nachgesagt wird, der ihn, den vierten Kanzler des Deutschen Reiches, den „eifrigen Anwalt italienischer Interessen“ nennt. Sie wissen nichts

von Zusammenhang und Kausalität des Geschehens, nichts von den Pflichten des Tages, dessen Dämmern auf Deutschlands Höhen schon zu spüren ist. Geben sich aber für Jugendbildner, für Nationalmagister und Seher gar aus. Sind außer sich, wenn der Kaiser mal ohne zureichende Information und Sachkunde ein schimpfirendes Wort auf ihr Gebietchen fallen läßt. Und tölpeln selbst plump in den Porzellanladen, den Diplomatensorge bewachen sollte.

Frankreich und Spanien mußten an der Scherifenküste hart zusammenstoßen, wenn die kräftige Politik Mauras fortgesetzt wurde (der übrigens weder erzreaktionär noch erzklerikal ist; unter dem Präsidium des liberalen Sagasta Kolonialminister war und einen Erzbischof wegen eines der Civilehe feindlichen Hirtenbriefes anklagen ließ). Der Tag nahte, an dem Spanien in Taza herrschen, das Thor vor der für Frankreich wichtigen Straße, die aus Algerien nach Rabat führt, verriegeln und die französischem Einfluß offene Zone um ein Beträchtliches engen würde. Schon halte General D'Amade gefragt, ob Taza zu einem neuen Faschoda werden solle. Vielleicht kann man das unbequeme Ministerium im Ausland um seinen Kredit bringen? So denkt am Quai d'Orsay ein Pfiffikus. Läßt Ferrer (dessen Schicksal in Spanien keinen Menschen erregt und dessen Namen die radikalsten Cortesmitglieder im ärgsten Sitzungsturm nicht nennen) in die Heiligenglorie wachsen, die Agence Havas und andere Zugängliche mit Feuereifer für ihn arbeiten: und gewinnt das Spiel. Maura weicht dem romanischen und germanischen Wuthschnauben; weicht, um dem Vaterland schwere Stunden zu sparen, dem Zornspruch der Prominenten. Moret, in Madrid der den Franzosen ergebenste Mann, wird Ministerpräsident und der gallisirte pariser Botschafter Perez Caballero zieht ins Auswärtige Amt. Frankreich jubelt. Hanotaux begrüßt l'heure unique, die nun gekommen ist, und zweifelt nicht mehr an rascher und völliger Versöhnung. Wie sollte er? Moret, Révoil, Perez Caballero kennen einander aus der schönen Algesiraszeit und sind nun in Madrid wieder vereint. Die Spanier werden auf weiteren Vormarsch, die Pariser auf die Ferrermär verzichten und gemeinsam Muley Hafid zausen. Kein Interessenkonflikt mehr. Innige Freundschaft. Und Deutschlands „führende Geister" haben mitgewirkt.

Holstein, dessen Patriotenwunsch immer war, die Franzosen zwischen Spaniern und Kabylen festzuklemmen, hat den Dilettantenunfug nicht mehr erlebt. Ohne neue Gelbsucht hätte er ihn nicht überstanden. Bleiben Völker, nach Goethes Wort, immer kindisch? Vom Battenberger über Louis Botha zu Gapon und Ferrer. Wenn die Briten in Empörung über fremde Gräuelthaten schwelgen, ergiebt der Rechnungabschluß stets ein gutes Reichsgeschäft. Wir? Hissen die Flagge des Ideals und zahlen schluchzend die Trauerzeche.

Dostojewskij.

Die Größe Dostojewskijs berührte mich zum ersten Mal in sehr jungen, unreifen Jahren; ich hatte noch drei Klassen des Gymnasiums vor mir, bis zu der sonderbaren Reifeprüfung, die in Deutschland die Pforten der Universität öffnet. Ich las damals so viel, daß ich mich jetzt mit einigem Recht vom Lesen dispensiren darf. Und ich las, wenn auch nicht mit vollem Verständniß, so doch mit gutem Instinkt: fast nur Bücher, die mir eine Welt aufthaten, in der Ziele für mich leuchteten, und nur Bücher von persönlich künstlerischem Ausdruck. Trotzdem ist Vieles davon für mich versunken und kaum noch in Erinnerung. Aber Dostojewskij ist mir geblieben, und je mehr ich davon abkam, modernen Künstlern Größe zuzuerkennen (was ich, nach Jugendart schnellfertig, gern that, wenn mich ihre Kunst sympathisch berührte und mein Lebensgefühl steigerte), um so mehr fühlte ich: Dieser ist wirklich groß, obwohl er mir nicht eigentlich sympathisch ist und mich öfter bedrückt als erhebt. Ich weiß jetzt: er ist mehr als ein Gipfel, er ist ein Gebirge. Und alle modernen Gipfel, einen einzigen ausgenommen, ragen kaum zur halben Höhe seines Mittelzuges; der Eine aber, der seine Spitze überragt, Nietzsche, wirkt neben seinem ungeheuren Massiv aus gewachsenem Fels fast beängstigend als Kunstwerk: wie etwas Konstruirtes neben etwas Elementarem.

Dieses Bild (es ist nur ein Bild und will nicht als mehr genommen sein) spricht keine Werthvergleichung aus, sondern den Eindruck, den ich vom Nebeneinander der beiden einzigen wirklichen Größen habe, die in der modernen Literatur seit Goethe und Byron erschienen sind. Vielleicht ist Nietzsche ein sublimes Ende und Dostojewskij ein riesiger Anfang; Jener das Ende der westlichen: europäischen, auf der Antike beruhenden Kultur, Dieser der Anfang der östlichen: russischen, die von Byzanz stammt. Das Künstliche in der Erscheinung Nietzsches läßt dieses bange, ja, tragische Gefühl aufkommen; und die beklemmende Wucht, mit der uns der slavische Byzantiner Dostojewskij entgegentritt als Fürsprech einer ungeheuren, uns trüb chaotisch erscheinenden Masse von urchristlichen Barbaren, verdichtet diese Empfindung zu einer nebeligen Beängstigung. Aber Das ist ist eine Frage der Kultur- und Volkskräfte, deren Ausdruck die Beiden sind. Nietzsche-Zarathustra kann auch wirklich Das sein, als was er sich empfand: Morgenröthe. Und dann hätte Dostojewskijs Lux ex oriente für uns nur die Bedeutung eines fernen Schauspiels: der letzten Abendhelle von Byzanz über slavischen Nebeln. Jeder gute Europäer (im Sinne Nietzsches) wird Dies aufs Innigste wünschen und hoffen. Unsere Liebe kann unmöglich bei Dostojewskij sein, dessen Ideale mit den unseren nichts zu thun haben. Aber wir können die selbstsichere Kraft unserer

aus Hellas und Rom stammenden Kulturtriebe nicht besser beweisen, als indem wir sie ruhig dem Oststurm aussetzen und zeigen, daß sie ihm gewachsen sind; so sehr, daß wir die prachtvoll entfesselten Elementarkräfte des russischen Genies als Schauspiel mit unverhohlener Bewunderung genießen können

Ich halte daher die Herausgabe der sämmtlichen (nicht nur dichterischen) Werke Dostojewskijs in guten Verdeutschungen, die die Verlagsanstalt von R. Piper & Co. mustergiltig zu besorgen am Werk ist, für eins der verdienstvollsten Unternehmen überhaupt, das wir dem deutschen Verlagsbuchhandel in der letzten Zeit verdanken. Wer europäisches Kulturgewissen hat, muß trachten, Dostojewskij kennen zu lernen, und zwar den ganzen Dostojewskij, denn Dieser ist, obwohl auch seinem Werke Widersprüche nicht fehlen, eine gewaltige Einheit, deren wirkliches Wesen nur Dem voll aufgeht, der es sich in seiner Gesammtheit zu Eigen macht. Das Wort Weltliteratur, zum ersten Mal von Goethe ausgesprochen, und zwar im Sinn eines deutschen Kultur-Postulats, darf Keiner als beherzigt im Munde führen, der neben den Großen klassischer Prägung aus den reinen Kunstzeiten der Völker nicht auch diesen wahrhaft großen Modernen kennt, der, gleich Jenen, wirklich eine Welt bedeutet. Diese Welt ist nicht die unsere, ja, sie ist ihr im Grunde feindlich und bedrohlich; aber eben darum müssen wir sie kennen und verstehen lernen. Je intensiver wir fühlen, daß es nicht die unsere ist und daß wir uns in der unseren bestärken müssen gegen sie, um so nützlicher wird uns die Bekanntschaft mit ihr werden, ohne doch dadurch an Reiz einzubüßen. Denn Das ist das Wunderbare an Dostojewskij: er verletzt nicht. Er ist zu groß dazu. Er kann bedrücken, wie Gewitterluft bedrückt, aber er entschädigt dafür durch herrliche Entladungen des souverainen Genies. Doch Dieses ist nicht der Hauptgrund, weshalb bei ihm Das, was uns unsympathisch, fremd, pathologisch berühren könnte, schließlich als Reiz wirkt. Der Hauptgrund liegt im Elementaren der Anlage und Darstellung. Es wäre verkehrt, zu sagen, daß Dostojewskij Das habe, was man reine Objektivität nennt. Er ist vielmehr tendenziös, aber er ist es in so kolossaler Art, wie es nur ein Genie sein kann, dessen verstandesmäßige Absichten nicht als Absichtlichkeiten, sondern als Selbstverständlichkeiten seines jeweiligen Stoffes zu Tage treten. Man weiß bei ihm schon nach den ersten Seiten gleich das „Wie und Wann", genau wie bei Shakespeare. Mit anderen Worten: Er hat die geniale Naivetät der Tendenz. Es ist das Gleiche wie mit der naiven, selbstverständlichen Absicht einer natürlichen schönen Frau, zu gefallen. Sie liegt in ihr, ist wie ein Reflex ihres Wesens, wirkt ohne Zuhilfenahme des bewußten Willens und daher ohne jeden fatalen Beigeschmack, während die Gefallsüchtige durch ihre Absichtlichkeit den feineren Sinn genau so abstößt, wie der ästhetisch empfindliche Leser durch bewußte, aufdringliche Tendenz von einem Kunstwerke abgestoßen wird. Es besteht bei

der Lecture Dostojewskijs vielmehr die Gefahr, daß wir, ob auch im Anfang von richtigem Instinkt zu abweisender Stimmung aufgebracht, nach und nach so in den Bann seiner großen Persönlichkeit und Kunst kommen, daß wir schließlich das gefährliche Fremde, für uns Giftige seiner Art gar nicht mehr spüren. Sein Zauber verführt uns. Wer auch nur ein Buch Dostojewskijs kennt, weiß, wie fesselnd, hinreißend dieser Koloß auch zu unterhalten weiß. Darum ist in der That lange Zeit so gut wie ganz übersehen worden, daß dieser mächtige Zauberer, der zu spannen und zu unterhalten versteht wie Balzac, nicht nur ein höchst interessanter Schilderer russischer Zustände, auch nicht nur ein gewaltiger dichterischer Verklärer russischen Wesens, sondern ein bewußter Apostel der innerlichsten Kräfte des russischen Volkes ist, von dem er die tiefste Ueberzeugung hat, daß sie nicht allein Rußland zu einer ungeheuren Geschlossenheit und Macht steigern, sondern auch die westliche Kultur in ihrer jetzigen Richtung brechen und mit ihrem Geist zu etwas Neuem umbilden werden. Sein Glaube ist, daß am russischen Wesen die Welt einmal genesen soll, denn für ihn ist der Westen krank, die russische Oberschicht davon angesteckt und nur das russische Volk gesund. Das wurde nicht bemerkt, weil sein Apostolat viel weniger das eines Predigers als das eines Gestalters ist und weil seine Kunst der Gestaltung die ganz seltene Kraft hat, die nur den gewaltigsten Bildnern eignet: daß sie oberhalb aller Meinungen, gleichsam göttlich erhaben, ohne Antheilnahme aus ungeheurem Ueberflusse schafft: Gerechte und Ungerechte, Weise und Thoren, Gesunde und Kranke, Ehrfurcht Gebietende und Alberne, — Alle mit der gleichen Gelassenheit ihren Weg verfolgen lassend und nur in der Auswage des Ganzen zu einer Weltharmonie einen höheren Sinn fühlend und wollend. Hätte er nicht doch zuweilen dem Menschlichen seinen Zoll zahlen müssen, indem er seinen Zorn (der aber doch wie ein rechter Jehovazorn wirkt) verrieth, wie in den „Dämonen", so würden seine europäischen Leser wohl noch später gemerkt haben, welches unerbittliche Richtungsgebot aus ihm wirkt. Seine russischen Leser haben es um so schneller gefühlt. Uns mußte erst Tolstoi die Augen über Dostojewskij öffnen, Tolstoi, als aus dem gestaltenden Künstler der predigende Apostel wurde. Die Unterschiede in den Tendenzen der Beiden gehen uns hier nicht an. Tolstoi, der bei Weitem Kleinere, konnte Sektirer werden, weil er in einem gewissen Sinne Renegat des Westens ist; Dostojewskij wuchs stetig, ungebrochen, niemals wirklich aus russischem Gleis gerathend, zum großen nationalen Propheten empor, der, indem er das Ganze russischen Volksthums mit ungeheurer Liebe umfaßte, nur den großen Weg des Ganzen sah und alle einzelnen Fehler, Schwächen, Auswüchse zwar künstlerisch analytisch registrirte (und mit einer sonden=grausamen Richtigkeit ohnegleichen), aber nie zum Gegenstand des Angriffes machte. Denn auch sie gehören für ihn zum Wesen des russischen Volkes und sind ihm nur

die nothwendigen Schatten in seinem Bilde. Ja, oft geschieht es, daß wir, dem russischen Wesen fremd, bei seinen Menschen anfangs glauben, sie sollten, in aller Blöße ihrer Gebrechen dargestellt, abschreckend wirken, und schließlich merken wir, daß die Sympathie ihres Erzeugers bei ihnen ist, und ehe wir es uns versehen, empfinden auch wir ihnen gegenüber alles Andere eher als Widerwillen. Eine Art Perversion unseres natürlichen Emfindens tritt ein, — freilich eine Perversion in der Linie christlicher, auch uns eingeimpfter Ideale, doch in schwer zu erklärender Weise slavisch, genauer: russisch-byzantinisch nuancirt.

Ich spreche immer vom Standpunkt eines Menschen aus, dem Nietzsches Wort von der Umwerthung aller Werthe nicht zu den leeren Wortschällen gehört, und ich nehme an, daß dieses Wort die Richtung kennzeichnet, in der sich die stärksten Kräfte unserer heutigen westlichen Kultur bewegen. Wer dieses Wort ablehnt (und Das kann von Menschen sehr hoher geistiger Potenz geschehen), Der müßte, sollte man meinen, Dostojewskij ohne Weiteres als Wahlverwandten begrüßen. Denn aus Dostojewskij spricht Christus; und man muß sehr weit zurückgehen in der Entwickelung des Christusgedankens, um bis zu Einem zu gelangen, aus dem er so mächtig gesprochen hat wie aus ihm. Ich für meinen Theil gelange bis zu Franz von Assisi. Und doch wird ein Deutscher, wie christlich er auch empfinden möge, sei es als Katholik oder als Protestant, kaum mit gutem Gewissen sagen können, daß dieser Christus der seine ist: ja, er wird diesen Christus als ein Zerrbild des seinen empfinden und wahrscheinlich wird er erklären, es sei ein mit inbrünstiger Gewalt entstellter Christus: unheimlich und gespenstisch. Und Dostojewskij, sein Verkünder, wird ihm als Mystagoge erscheinen.

Dennoch ist dieser Christus von einer furchtbaren Echtheit, ist Christus in ganzer gigantischer Wahrheit. Und auch der unsere, selbst den nicht ausgenommen, den die starke Seele des ehemaligen Mönchs Martin Luther gesehen hat, wirkt klein daneben: als eine Kompromißgestalt, zugeschnitten auf die religiösen Bedürfnisse von Völkern, zu denen die Lehre des Nazareners als etwas Fremdes gekommen ist. Der Russe Dostojewskij aber, der geniale Inbegriff des russischen Volkes in dem selben Umfang und der selben Tiefe, in der Nietzsche der geniale Inbegriff westlichen Kulturgewissens ist (eigentlich seine Wiedergeburt): Dostojewskij hat ihn, mit russisch-mystischer Inbrunst in tausend Gestalten (lauter Ausstrahlungen seines russischen Herzens) zerlegt, wiedergeboren und zum künstlerischen Ereigniß gemacht, das nicht nur für Rußland, ja, für dieses urchristliche Land weniger als für uns ein Ereigniß ist. Dies muß man sich, will man das Phänomen Dostojewskij in seiner ganzen, alle ästhetischen Gesichtspunkte hoch überragenden Bedeutung umfassen, immer wieder vergegenwärtigen. Hie Nietzsche, dessen Zarathustra die alten Tafeln (die vom Sinai) zerbricht, hie Dostojewskij, der aus seinem russischen Herzen

den Ur-Christus aufrichtet. In diesen beiden großen Fühlern, Denkern, Künstlern verkörpert, stehen sich zwei wirkliche Weltmächte gegenüber: ein ungeheures Schauspiel, dessen Perspektive wir heute nur ahnen, nicht übersehen können. Kein Wunder, daß daneben alle übrige moderne Literatur spielkastenhaft klein erscheint.

Welche Gegensätze! Und nichts als Gegensätze! Es genügt aber, den einen zu erkennen, in dem alle anderen eingeschlossen liegen: hier der Wille zur Macht, dort der Wille zur Demuth.

Das ganze westliche Christenthum hat eigentlich immer (unbewußt oder bewußt) den Versuch gemacht, diese Gegensätze zu vereinen. Dostojewskij und Nietzsche sind in der Erkenntniß einig, daß Dieses nicht möglich ist. In dieser Erkenntniß ist ihre gewaltige Bedeutung begründet. Scheinbar gehört nicht viel dazu, Dies zu erkennen; aber alle genialen Erkenntnisse sind einfach und wirken, erfaßt, als Selbstverständlichkeiten. Die Masse der Menschheit neigt (sie kann nicht anders, es ist ein Gesetz: Bedingung des Lebens) zu Kompromissen; das Amt der großen Genies scheint es zu sein, in gewissen kritischen Momenten, wo das Kompromiß-Prinzip gleichsam ausgeleiert, auf einem toten Punkt angekommen ist, wieder die natürlichen Gegensätze zu erkennen und aufzurichten. Das Genie fängt, kann man sagen, immer von vorn an: es ist Genie, weil es die Quellen kennt und sich aus den Quellen speist, während wir Anderen unser Genügen an Mischungen oder Ableitungen finden. Aber die Erkenntniß allein thut es nicht. Erstens muß es, wenn das Wort erlaubt ist, auch Erfühlniß sein und dann muß eine vollkommene Hingabe an die Idee dazu kommen, das erfühlt Erkannte ins Werk zu setzen: wirksam zu machen. Dazu gehört eine produktive Leidenschaft, der alle Lebenskräfte ohne Besinnen aufgeopfert werden. Obwohl Nietzsche gesagt hat: „Ich will kein Heiliger sein", macht diese Leidenschaft das große Genie gleichzeitig zum Helden und zum Heiligen. Weil, wieder mit Nietzsche zu reden: „höchste Selbstbesinnung der Menschheit" in solchen Menschen „Fleisch und Genie geworden ist", sind sie bestimmt, sich schaffend zu verzehren: die Menschheit, ihre Menschheit, aus sich heraus gleichsam neu zu produziren. Nietzsche that Dies, indem er eine Gestalt schuf, den Zarathustra, der der schließliche Inbegriff seiner ganzen Gedankenwelt wurde. Er sah und schuf, kann man sagen, das Vorgesicht des Uebermenschen. Mit einem ästhetischen Bild gesprochen: er hat eine Kolassalstatue hinterlassen. Dostojewskij hingegen erzeugte dichterisch ein Gewimmel von Menschen; und wenn sie auch Alle, trotz ihrer naturalistischen Anlage, überlebensgroß gestaltet sind: es sind keine Kolosse. Sie recken sich nicht: sie ducken sich. Nimmt man aber den rechten künstlerischen Abstand vom Gesammtwerk des russischen Riesen, so erblickt man eine ungeheure Figur nach Art der hundertköpfigen, tausendarmigen, alle Geschlechter in sich vereinigenden indischen Götterbilder: das russische Riesenvolk.

Wer Kunst intensiv zu fühlen vermag, erschauert in Bewunderung vor dieser Leistung und erkennt, daß Dostojewskij an zeugendem Reichthum schöpferischer Kraft nur mit Einem verglichen werden darf: Shakespeare. Er ist der Shakespeare des Romans, ist Rußlands Shakespeare.

Wie bei dem großen Briten, so kann man auch bei ihm Haupt- und Nebenwerke unterscheiden; aber wie bei Shakespeare, so giebt es auch bei Dostojewskij, kein Werk, das schlechthin als belanglos zu bezeichnen wäre. Wie Shakespeare, läßt auch er sich zu Späßen herab; aber man sehe sich nur auch diese Späße genauer an. Sie sind oft mehr komisch als humoristisch, ja, sie mögen auf manchen düsteren Deutschen burlesk, übertrieben wirken. Und die Wehleidigkeit, die sich gern ästhetisch drapirt, wo sie nichts weiter ist als Sentimentalität im seichtesten Sinn, wird sich über die Grausamkeit beklagen, mit der Dostojewskij manchmal zu scherzen liebt, indem er Trauriges, ja, Tragisches zum Untergrund seiner Späße macht. Aber eben darin liegt das genial Eigenthümliche des scherzenden Dostojewskij, daß sein Spaß etwas Konvulsivisches hat, daß sein Humor das Maß landläufig munterer Gefühle überschreitet, daß seine Komik zur Groteske und Karikatur wird, wie die der Alten. Unsere wohltemperirten Humoristen mit ihrem behaglichen Lächeln der Philister-Toleranz (die im Grunde Ueberhebung ist) haben sich leider von den dunklen Quellen allen Humors so weit entfernt, daß sie glauben, Humor sei identisch mit Dem, was sie Optimismus nennen. Sie übertreiben zwar nichts und so auch nicht den „Humor", aber sie fälschen das Leben, indem sie es als etwas „Lustiges" hinstellen. Wenn sie sich schon nicht an Dostojewskij ein Muster nehmen wollen (oder an Shakespeare, Cervantes, Rabelais), so sollten sie wenigstens Wilhelm Busch nacheifern, der freilich in der Grausamkeit und pessimistischen Resignation etwas zu weit geht.

Die humoristischen Erzählungen Dostojewskijs gehören unausscheidbar zum Werk des großen Russen auch deshalb, weil sie nicht weniger als seine anderen Dichtungen das Gepräge einer höchst seltsamen Art von Liebe zur Schwachheit im Menschen haben. Diese Liebe ist auch darin seltsam, wie sie sich äußert. Das geschieht mit der unerbittlichen Grausamkeit, die keine Erniedrigung erläßt und doch Alles verzeiht. Nur das Herrische, auch wenn er es triumphiren läßt, wird eigentlich verächtlich gemacht und mit künstlerischem Haß behandelt.

Alles Tiefe hat Dostojewskijs Sympathie. Wo er liebt, tritt er darnieder. Er will aber nicht das gewöhnliche Mitleiden erwecken, wie es die Art westlicher Sentimentalität ist, die sich um die gewaltigste Forderung des Christenthumes auf eine erbärmlich wohlfeile Manier herumschwindelt, sondern seine Absicht ist gerade das Gegentheil davon. Er will die triumphirende Demuth zeigen. Die innere Ekstase der Demuth als höchstes Glück, ja, als

einziges menschenwürdiges Glück und alles Andere als Laster und Scheinglück zu demonstriren, wird er nicht müde. Man hat das Gefühl: er peinigt sich wollüstig selbst, wenn er seine Menschen von Qual zu Qual in die Tiefen ihrer selbst führt. Wenn unser Ideal Menschen sind, die ihre Persönlichkeit möglichst groß und frei zu äußerer herrschender Wirkung entfalten, wenn wir, zum Beispiel, einen Napoleon bewundern, der aus der Tiefe zur Höhe emporsteigt, so zwingt dieser Russe uns Bewunderung für Solche ab, die ihre Persönlichkeit gleichsam einfalten: auf einen inneren Punkt reduziren, — äußerlich Verachtete, Zertretene, innerlich Glorreiche, Erhabene. Viel eher als von Mitleid kann von Mitfreude die Rede sein, die der Dichter damit hervorrufen will.

Aber hier ist der Punkt, wo der Instinkt des Menschen westlicher Kultur sich sträubt, diesem Hexenmeister zu folgen. Wir werden ergriffen, wehren uns aber, ganz in den Bann dieser moralischen Fallsucht gezogen zu werden. Aufrichtig bereit, diese Virtuosen der Demuth als außerordentliche Menschen zu bewundern und ihnen Kräfte zuzuerkennen, die denen von Heiligen verwandt sind, lehnen wir es doch ab, sie als Beispiele und Muster für die gesammte Menschheit hinzunehmen; ja, wir zweifeln daran, daß sie auch nur für die russische Menschheit Muster sein können. Und wir freuen uns der Zuversicht, daß, wenn der russische Geist wirklich von dieser nach unseren Begriffen zwar sublimen, aber krankhaften Art von Perversion ins Passive ist, keine Gefahr für uns besteht, von ihm überwunden zu werden. Flagellantenzüge erobern nicht die Welt.

Und doch haben sich die Bücher Dostojewskijs die Welt erobert. Wie ist Das zu erklären?

Ich deutete es bereits an, indem ich auf seine künstlerische Größe hinwies, die der Tendenz das Absichtliche nimmt, und auf den ungeheuren Reichthum seiner fesselnden Motive und Gestalten, der shakespearisch wirkt. Das heißt: bereichernd und überwältigend. Aber noch Anderes kommt hinzu.

Ein Hauptgrund ist (auch schon angedeutet) der, daß Dostojewskij, gemessen selbst am Größten unserer deutschen Dichtkunst, Goethe, als eine tiefere, reinere Offenbarung von Natur- oder Volkskräften (wie man will) wirkt; daß neben ihm alle Literatur des Westens (ganz Weniges ausgenommen, wie etwa einige Verse Verlaines, einige Worte Hilles) den Eindruck von auf Flaschen Gefülltem, Destillirtem macht neben einer sprudelnden Quelle. Mit anderen Worten: Dostojewskij, obwohl er doch in einem höchst unantiken Maß, ja, recht eigentlich als der größte Anti-Antike, Analytiker, Zerfaserer, Bohrer, Wühler ist, besitzt dennoch die große, den älteren lebenden Literaten fast ganz abhandengekommene Eigenschaft echter Urwüchsigkeit. Was Alles ihn auch künstlerisch beeinflußt haben mag (denn es fällt auch in diesem Sinn kein Meister

vom Himmel): der Eindruck ist, als ackere er, ein Urbauer der Dichtkunst, jungfräuliche Erde. Dies ist ein Reiz, dem sich Niemand entziehen kann, der Sinn für Kunst hat. Aber auch der ganz naive Leser (der beste Leser) fühlt sich auf der Stelle ergriffen und belebt. Man kann auch ein Bild aus den Anfängen der Architektur heranziehen, indem man Dostojewskij einen Kyklopen nennt, der mit ungeheuren unbehauenen Quadern hantirt, die er ohne den Mörtel der uns überkommenen technischen Hilfsmittel des Romanes verbindet: Rißkante in Rißkante gefügt. Aber auch hier meldet sich sogleich der differenzirende Zusatz, daß es dabei nicht an einer fast unübersehbaren Fülle von Einzelheiten fehlt. Indessen spricht sich gerade in dem Nichtdeckenden der gewählten Bilder ein weiterer Grund für den bannenden Reiz dostojewskijscher Bücher aus. Ihre hohe und edle künstlerische Einfalt, ihre reine und urthümliche Epik würde moderne Leser vielleicht nur zu kalter Bewunderung zwingen, wenn nicht auch für moderne Nerven- und Gehirn-Wünsche in einzigartigem Maße gesorgt wäre, — eben durch das feine psychologische Detail und durch die Durchäderung mit Problemen, Beobachtungen, Phantasien rein moderner, erst uns zugänglicher, von uns aber eben darum ersehnter Art. Vielleicht darf eine Formel gewagt werden: Einfalt plus Nervosität. Oder um Lamprechts Wort zu verwenden: „Ein Seher im antiken Sinn mit moderner Reizsamkeit."

Ferner ist zu sagen, daß die russisch-byzantinischen Tendenzen, die sich beim Ueberblicken des Gesammtwerkes gleichsam als Lokalfarbe seines Schaffens aufdrängen, innerhalb der einzelnen Werke keineswegs in dieser Wucht hervortreten (bei einigen schwingen sie kaum hörbar und als Unterton mit), weil sie, ohne an Bedeutung zu verlieren, künstlerisch durch Kontrastfaktoren ausbalancirt werden. Es ist, als ob Dostojewskij Nietzsche vorgeahnt hätte. Er taucht als verzerrtes Vorgesicht immer wieder bei seinem großen Widerpart auf. Kein Wunder! Denn wie in Nietzsche der Christ verborgen war, so in Dostojewskij der Anti-Christ. Dieser gigantische Prophet des russischen Christus hat auch den russischen Teufel im Leibe gehabt. Und was für einen! In wie vielen Gestalten! Eine Legion von Teufeln! Darum ist sein Werk ein wahres Pandämonium. Und dieser Ueberchrist läßt, darin seinem deutschen Gegenpropheten überlegen, auch den Teufeln ihr Recht. Sie toben sich in einem kolossalen Stil aus.

Und damit ist auch Dies gesagt: Dostojewskijs Demuth ist nicht Tolstois Askese. Wie klein nimmt sich neben seiner Erotik, die Blut und Klauen hat, die doktrinäre Erotik der jungen Russen aus! Aber nicht blos die sinnliche Leidenschaft: jede braust durch die wirbelnde Welt Dostojewskijs, die, wie ungeheuer reich an Geist sie auch ist, nicht aus einem blutleeren Gehirn konstruirt, sondern, wie im Hirn, so auch im Herzen erlebt worden ist. Dieses Herz, dieses Hirn, dieser Mensch war selbst ein Pandämonium.

Stellen wir ihn uns vor, so gelangen wir zu einem Bild von der Inbrunst und Furchtbarkeit eines Mathias Grünwald, zu dem Bild eines Menschen, der Ungeheures erlitten und sich selbst zerkämpft hat, bis er jene Demuth in sich selbst gewann, die er in Bildern von einer ihm ähnlichen Inbrunst und Furchtbarkeit verkündete. Wir gelangen zu dem Bilde eines Heiligen nach der Art des Franz von Assisi, der aus ungeberdigem Herzen heilig wurde und der, um heilig zu werden, Teufel aus sich treiben mußte. Ich weiß nicht, ob die russische Kirche einen so ungeheuren Heiligen besitzt wie diesen Italiener, der erst eigentlich Ernst mit dem Christenthum gemacht hat. Dostojewskij, fühlt man, hätte dieser Heilige in der That werden können, wenn unsere Zeit nicht auch in Rußland unvermögend wäre, einen handelnden Heiligen zu ertragen, und wenn ihn sein vielspältig modernes Wesen nicht gezwungen hätte, zu imaginiren, statt leiblich als Beispiel zu wirken. Vielleicht auch, daß er mit dem Teufelaustreiben doch nicht ganz fertig geworden, daß er eigentlich ein Besessener geblieben ist (in seinem Sinn). Seine Werke sind zum Theil Selbstkreuzigungen; alle Konfessionen der Literatur erblassen vor den Stationen dieser Leidenswege und es giebt kein Wort, das vermögend wäre, die Bewunderung auszudrücken, die ein Fühlender empfinden muß, wenn er sieht, wie dieser Schmerzenmann sich ohne Klage immer wieder zu einem neuen Wege ans Kreuz erhebt, wie er den Schmerz und mit dem Schmerz die Menschheit liebt und wie er in Augenblicken der Verklärung strahlt wie ein Gral des tiefsten seligsten Begreifens und Spendens von Geheimnissen des Innersten. Doch ohne Pathos, ohne Pose. Man kann an byzantinische Christusbilder denken. Doch nur für Augenblicke. Denn die Macht und Pracht und Schönheit von Byzanz fehlt. Dostojewskij ist das Gegentheil einer Schönen Seele. Auch dazu ist er zu groß.

„Alle Kunst ist Trost", sagt Nietzsche. Es fällt scheinbar schwer, dieses Wort auf die Kunst Dostojewskijs anzuwenden, und doch trifft es auch auf sie zu. Nur muß es so tief genommen werden wie Dostojewskijs Werk. Ihr Trost liegt in der Erkenntniß, daß das Menschliche, Allzumenschliche nicht blos auf die heroische Nietzsche-Art überwunden werden kann, sondern auch auf die für unsere Begriffe sklavische Art Dostojewskijs. Doch da thun sich wieder die Abgründe auf, von denen dieser Versuch eines Ueberblickes über die Welt Dostojewskijs ausgegangen ist. Gleichzeitig aber fühlen wir, was die beiden Gegenpropheten mit einander verband: der Wille zur Ueberwindung des Gemeinen.

Sonderbar: ich gedachte, vom Menschen Dostojewskij zu reden, und kam wieder auf sein Werk. Das kann nicht anders sein, denn die Beiden decken sich vollkommen. Das Pandämonium Dostojewskij und das Pandämonium in seinem Werk ist das selbe.

Dostojewskij, der so oft schreiben mußte, um zu leben, lebte doch nur,

um schreiben zu können. Das Schreiben war die Hauptfunktion seines Lebens. Man darf sagen: er athmete seine Dichtung aus. Und wie alles Leben Selbstverzehren ist, so war es auch seines, das Dichten war. Er ist unsterblich, weil er nicht allein seine genialen Kräfte restlos an dieses dichtende Leben gab, sondern auch gefühlte Erfahrungen und angeborene Leidenszüge von einer Intensität, wie sie kaum jemals einem Genius beschieden worden sind.

Darum muß von seinem Schicksal auch die Rede sein.

Wer eine Biographie Dostojewskijs gelesen hat (ich kenne nur die von Nina Hoffmann), wird sofort Dreierlei erkennen, was die Entwickelung seines Genies beeinflußt hat.

Erstens: Dieser Mann ist wegen eines Nichts zum Tode verurtheilt worden, er stand bereits am Pfahl, des tödlichen Schusses gewärtig, und wurde nach den Ewigkeitminuten der Todeserwartung zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt, die er vier Jahre lang erduldet hat. Was heißt Das? Lest seine Bücher: und Ihr wißt es. Ihr wißt dann auch, daß seine Demuth nichts Konstruirtes, sondern etwas Erlebtes, nichts Niederes, sondern der unerhörte Triumph einer Seele ist, die man nicht anders als überchristlich nennen kann. Uns ballen sich die Fäuste schon, wenn wir das nichtswürdig Scheußliche dieser perfiden, grausamen „Begnadigung" lesen und die Marterungen eines solchen Geistes unter der drohenden Knute. Er aber war im Stande, all Das hinzunehmen und zu betrachten, wie etwas Verdientes und Gerechtes. Und konnte später von dem Zaren, der es ihm angethan, mit der souverainen Milde eines Heiligen sprechen. Welch ein Mensch! Und er hat es nie als etwas Besonderes empfunden, sondern als etwas Selbstverständliches, daß er so fühlen und denken konnte. Diese Art amor fati ist kaum die Nietzsches. Sie ist wohl russisch, aber genial sublimirt.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, es sei durch dieses Erlebniß an Dostojewskij geschehen, was an Oskar Wilde durch seine Zuchthausstrafe geschah. Er wurde nicht zertreten, sondern erhoben, er wurde nicht ein Anderer, sondern ganz Er. Er in einer höheren Potenz. Und, was das Wichtigste ist, Das geschah nicht etwa aus der Sensation des Schmerzes, wie aus einem Leidensrausch, der gleichsam Begnadung, Inspiration war, sondern offenbar kraft des kämpfenden Gedankens. Die Demuth kam nicht über ihn mit der Gewalt des unerhörten Erlebnisses, sondern er kämpfte sich zur Demuth durch, von dem Erlebniß nicht geschwächt, sondern gleichsam erfüllt, belebt, erstärkt. Mit anderen Worten: nicht das Erlebniß überwand ihn, sondern kraft des Erlebnisses überwand er sich selbst, um dennoch gerade dadurch zu seinem Innersten zu gelangen.

Ferner: Er war Epileptiker. Was heißt Das? Nur, daß er die Fallsucht hatte, wie mancher Andere? Daß man ihn also „pathologisch erklären"

kann? Nein: Genie kann so wenig durch Epilepsie wie durch rhachitische Schädelbildung erklärt werden.

Aber es scheint, daß die Epilepsie, bei genialen Menschen auftretend, die Genialität gleichsam dämonisch tingirt. Es scheint, daß ihre Zustände die Sphäre des Unterbewußtseins gleichsam mystisch erleuchten, daß sie Momente der Ekstase hervorrufen, die im genialen Gehirn später produktiv werden, und zwar in der vehementen Richtung zum Entfesselten innerer Gesichte und zum seelischen Hellsehen, das für Dostojewskij kennzeichnend ist. Was heißt es also? Daß er eine geheimnißvolle, für Tage darauf grausam niederwerfende Macht in sich fühlte, den Dämon.

Und dann: Dieser Herr über ungeheure Reichthümer des Geistes und Herzens mußte fast unausgesetzt als Zwangsarbeiter der Noth schaffen. Er, ein geistiger Souverain, mußte das Dasein eines geistigen Proletariers führen. Lest seine Briefe: und Ihr blickt in eine Hölle. Sie ist Vielen bekannt gewesen und noch bekannt, die das Wagniß bestehen wollen, von ihrer Feder zu leben, ohne ihre Feder zu verkaufen, und für den Ausweg, sich nebenbei als Virtuosen des Geldborgens zu bewähren, zu stolz sind, und es ist wahr, daß im Kronschatze des Höchsten, was uns die Dichtkunst gegeben hat, das Meiste aus dieser Hölle stammt. Aber die Hölle Dostojewskijs war außerdem die eines Landflüchtigen, den die Noth aus der Heimath verbannt hatte, eines Heimlosen, der auch noch für arme Verwandte sorgen mußte (aus frei übernommener Pflicht), eines Unzeitgemäßen und dabei Ehrgeizigen, der erst spät zur Anerkennung gelangte, ja, eines Verkannten und Verleumdeten. Wahrscheinlich auch die Hölle eines Leidenschaftlichen, der seine Leidenschaften knechten mußte, nicht aus innerem Zwang (der ihn erhoben hätte), sondern aus äußerem (der ihn fesselte). Was heißt Dies? Lest ihn: und das Wunder der Demuth Dostojewskijs wird Euch zu einem Mysterium, das hell und dunkel zugleich ist. Dieser Mensch hat das Kreuz erlebt und er liebte das Kreuz. Ja, er hat am Kreuze gedichtet und das Kreuz verherrlicht, durchbohrt von Nägeln der Noth und der Schmach. Sein Leiden war nicht geringer als das des Nazareners, der auf Golgatha zwischen den Schächern starb; aber er hat sich dennoch nicht für einen Heiland, sondern für einen Schächer gehalten und es war nicht sein eigenes Kreuz, das er verherrlichte, sondern das auf der Schädelstätte vor Jerusalem Seine eigene Noth und Schmach (unter der er oft zornig aufstöhnte und knirschte, denn seine wunde Seele war oft wohl am Verzweifeln) war gerade, wenn er schrieb, die seines Volkes, ja, die aller Elenden und Zertretenen; er war zu groß, um als Dichter sich selbst zu beklagen, ein lautes Wesen von seiner Noth zu machen; er hat in der Glühhitze des Schaffens wahrscheinlich wirklich kein eigenes Leiden mehr empfunden, sondern das der Anderen; aber die selbstgefühlte Noth ist es dennoch gewesen, die ihn fähig gemacht, ja, dazu

begeistert hat, jene Seelengemälde zu schaffen, in denen auf dem Untergrund des Elends, eine: seine Welt sich ausbreitet voll Höhen und Tiefen, Engen und Weiten, Abgründen und Ausblicken, Hoffnungen und Verzweiflungen, — voll Teufel und voll Gott. Gewiß ist auch er oft genug kleinmüthig gewesen im Leben; in seiner Dichtung aber fühlt man nichts davon, obwohl er die Tiefe preist und nicht die Höhe.

Das Elend hat seine Dichtung erhaben gemacht. Und so kann dieses Leben, betrachtet in diesem Werk, darein es sich zugleich verhohlen und offenbart hat, wohl zu dem Glauben bewegen, daß die niederdrückenden Gewalten des Lebens und die ihnen entgegenkommenden Neigungen demüthiger Seelen doch am Ende eben so mächtig sind, große Menschen zu bilden, wie die gegensätzlichen Werthe, die auf den Tafeln Nietzsches leuchten. Dostojewskij hat an sich das christliche Nein als positive Kraft bewiesen. Aber wir wollen ja nicht vergessen, daß Heilige, Helden und Genies zwar zielbedeutend für ihr Volk sein können, aber nicht maßgebend für alle Menschen sind. Was Dostojewskij so groß gemacht hat, ist vielleicht das Selbe, was das russische Volk daran verhindern wird, uns gegenüber groß zu werden. Aber gesetzt auch, daß dem russischen Herzen dieser Geist völlig gemäß und also heilsam ist: uns kann er kaum fördern. Denn es scheint, daß wir nicht geschaffen sind, ihn so zu vertiefen, wie es das (uns im Grunde sehr fremde) Phänomen Dostojewskij zeigt. Diesem Geist nachgehen, hieße, Goethe verleugnen und Nietzsche für eine Krankheit halten.

Unserer Art sind andere Wege vorgeschrieben; die Katakombenwanderung haben wir hinter uns. Aber wir erinnern uns ihrer noch wohl und wir bewundern den großen Russen, der in den Katakomben eine Welt entdeckt hat, die in dieser ungeheuren Fülle und Lebendigkeit kein westlicher Mensch je sah.

Wenn es wahr ist, daß der Deutsche den Trieb hat, Weltverständniß zu gewinnen, und daß darin seine tiefste Kraft und die Bürgschaft geistiger Weltbeherrschung liegt: eines imperium germanorum ingenii, — dann dürfen wir hoffen, daß die Werke Dostojewskijs in Deutschland einmal heimisch werden wie die der anderen Großen fremder Zunge.

Es heißt in einem gewissen Sinn, zu den mystischen „Müttern" hinabsteigen, von denen es im „Faust" tönt, wenn wir Dostojewskijs Welt besuchen. Schwachen Seelen kann es gefährlich werden; starken ist es ein gewaltiges Erlebniß.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Anzeigen.

Neue Gedichte. Von Margarete Beutler. Bruno Cassirer in Berlin. 3 Mark.

Der Eindruck, den der erste Band „Gedichte“ (bei Lilienthal) hinterließ, man habe es hier mit einem außerordentlichen Talent zu thun, das nicht nur den Durchschnitt der heutigen „Frauenlyrik“ weit überrage, wird durch die „Neuen Gedichte“ noch verstärkt. Margarete Beutler erscheint in ihrer Kunst gereift, bestimmter in Dem, was sie will. In ihrer leidenschaftlichen Sonderstellung gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft ist sie geblieben; sie ist nicht in der Zeit zahm geworden, wie es etwa die talentvolle Ada Christen wurde. Aber ihr Temperament hat einen geklärten künstlerischen Ausdruck gefunden. Ihr Verse sind klar und stark gebaut, von einer Klangfülle und einem Rhythmus, wie man es heute sonst nur noch bei Liliencron findet. Sie liebt nicht das lässige Uebergreifen eines Verses in den folgenden, aus dem selben Grunde, aus dem sie keine gebrochenen Töne und keine gebrochenen Gefühle liebt. Ein Aneinanderreihen von Synonymen, ein schillerndes Spiel von Nuancen ist ihre Sache nicht. Ihre Sprache ist auf den klarsten, prägnantesten Ausdruck gerichtet. Sie zergliedert nicht, sondern faßt zusammen. Sie gehört zu den Talenten in unserer modernen Kunst, die in der Synthese die stärkste Ausdruckskraft einer Psyche sehen, im Gegensatz zu den auf verworrenen Wegen nach seltenen Impressionen fahndenden Nachbetern der Romantik. Auch die Gedichte reflektirenden Inhaltes sind darum von einer eminenten Plastik und Greifbarkeit. Die selbe Frische sinnlicher Anschauung kommt ihren schildernden Verse zu Gute:

„— Feierlich muß uns der Spiegel die rothen
Tücher der Sonne zu Füßen breiten,
Aber die Schatten, die ihnen entgleiten,
Sind schon des Abends willkommene Boten.“

Das sichere Gefühl für die Struktur von Vers und Strophe, die kriegerische Gradheit, mit der sie gegen Gegner zu Felde zieht, den bissigen Spott über jede Dekadenz möchte man als einen männlichen Zug in dieser Natur bezeichnen, wenn man damit nicht den falschen Verdacht erregen würde, Margarete Beutler trete mit einer burschikosen Pose auf. Einen Beweis ihrer echten Weiblichkeit gab sie schon in den Mutterliedern des ersten Buches. Aber giebt es andere dichtende Frauen mit solchem Sinn für kräftigen Humor, wie ihn „die literarische Kegelbahn“ zeigt, auf der Apollo mit den abgeschraubten Dichterköpfen nach den neun versumpften Musen schiebt? Für irgendeine Pose ist Margarete Beutler viel zu ehrlich; Manchen vielleicht nur zu ehrlich. Als Konfirmandengeschenk eignen sich ihre Gedichte nicht. Aber mit den schwülen Alluren gewisser erotisch verseuchter Spezialistinnen hat sie auch nicht das Mindeste gemeinsam. In die fünf Abschnitte, in die das Buch getheilt ist: „Krause Wege“, „Lose Lieder und Sprüche“, „Einkehr“, „Gesichte“, „Kleine Harmonien“, scheinen sich zunächst nicht alle Stücke streng einzufügen (weil sie, Gott Lob, „Gelegenheitgedichte“ in bestem Sinn und nicht auf die Ueberschriften hin gearbeitet sind). Oder steckt eine lachende Absicht dahinter, wenn zu den „Kleinen Harmonien“ in der festlichen Folge „Die Feiernden im Süden“ ein Gedicht mit dieser Strophe gezählt wird:

„Wir pfeifen auf lahmannsches Leben,
Auf das ganze marode Geschlecht

Und heben die Humpen und geben
Dem Epheu wieder sein Recht!"

Am Ende des selben Abschnittes, zugleich als wundervolles Schlußstück des ganzen Buches, eher eine „große" Harmonie zu nennen, folgt „Auch ein Trinklied":

„Wandle im Durst! Aber weile am Bronnen,
Den eine gütige Gottheit Dir zeigt;
Eh' Du es denkst, hat der Tag sich geneigt
Und mit ihm sind die Bächlein entronnen.

Siehe, den Einen ward Durst ohne Ende,
Ewigen Wüstensand schreitet ihr Fuß,
In der Sehnsucht, daß irgendein Fluß
Seine fröhlichen Wasser sende.

Und noch schlimmeres Los ward den Andern:
Blühend umlacht sie ein schwellendes Land —
Aber dem lockenden Becherrand
Müssen sie durstlos vorüberwandern.

Drum — ist das Leben Dir gnädig gesonnen,
Giebt es Dir Beides, den Durst und den Trank,
Grüble nicht weiter und lebe ihm Dank:
Wandle im Durst! Aber weile am Bronnen!"

August Grisebach.

Die Lösung des Lebensräthsels. Mit zahlreichen Zeichnungen im Text und zwei kolorirten Tafeln. Max Kielmann, Stuttgart. 2 Mark.

Was ist das Leben? Auf diese Frage aller Fragen eine Antwort zu finden, war das heiße Bemühen der Menschen aller Zeiten. Ignorabimus? Die unaufhaltsam vordringende Erkenntniß des natürlichen Geschehens auf der Erde und der Gesetze des Weltalls mußten auch diese Frucht allmählich zum Reifen bringen. Die erste Erforderniß einer annehmbaren Theorie über das Wesen des Lebens ist ihre Einfachheit. Sie muß ferner einen aufhellenden Schein auf alle „Geheimnisse" des Lebens werfen: Ernährung, Empfindung und Bewegung, Wachsthum und Fortpflanzung und selbst das Bewußtsein und die geistige Thätigkeit eines Menschen müssen in ihrem Rahmen eine natürliche Erklärung finden. Ob mir dieser Wurf gelungen ist, darüber möge der sachkundige Leser urtheilen. Ueber die Abfassung der Schrift habe ich zu sagen, daß ich mich in ihr kurz fassen konnte, da ich vielfach schon in früheren besonderen Schriften ausführliche und beweisende Darlegungen gegeben habe, auf die ich mich hier nur zu berufen brauchte.

Mittel-Bexbach. Dr. Emil König.

Der Krater. Von Erich Mühsam. Morgen-Verlag in Berlin.

Mühsams starke Lyrik gehört zu der Kunst, in der der Autor eine seltsame Verschmelzung von Produkt und Produktivität darstellt. Unsere Zeit ist schon so, daß in ihr meistens nicht die Shakespeares dichten, die Produktiven, sondern die

Hamlets, die Produkte; nicht die Prägenden, sondern die Geprägten. Auch Mühsam ist ein Geprägter; nur hat ihm nicht die Literaturübung und die Mode den Stempel aufgedrückt, sondern das Leben und die Zustände unserer Zeit. Man hat den Eindruck: die Leiden, die er in bitteren und scharfen Tönen, manchmal fast mit einem feixenden Exhibitionismus hinausschreit, sind nicht nur erfahrene, geistig und seelisch erlebte, die von einem Individuum empfangen werden, sondern diese Schmerzen sind er selbst; sie sitzen nicht nur als Begegnungen in seinem Geist, sondern sie sind von Geburt wegen mit ihm verbunden; sie sind sein ganzer Mensch und sein Körper. Was er darum dichtet, ist nicht nur politische oder soziale oder sozialistische Lyrik; nicht nur leidende Liebe und Sehnsucht nnd Geilheit und Galgenhumor; aus ihm dichtet die Unbeherrschtheit, der Jammer, die Wuth und manchmal geradezu die Degeneration und Neurasthenie. Das Alles aber natürlich verbunden wiederum mit geistiger Beherrschtheit, mit viel Wissen um seinen Zustand, mit Witz und Ueberlegenheit und mit einer großen Güte, die aus reichlicher Bosheit immer wieder hervorbricht. Da nun Mühsam dazu eine sehr starke formale Begabung hat, eine große Kraft des Rhythmus, die oft bezwingend ist, die Kunst des Abrundens und Gestaltens, die Macht des anschaulichen Bildes bis zur Grellheit und der stark betonten Rede bis zur Beschwingtheit und obendrein eine erstaunliche Schlagkraft des Reims (die er nur nie verstandesmäßig-witzig in den Ausbruch des Gefühls hineinplumpsen lassen dürfte), so ergeben sich in dem Bande viele Gedichte, die uns in die Qual, die Brunst, die Wildheit und den Aberwitz tief hineinzwingen. Wir erleben in einem Mitfühlen, gegen das nur der Kaltsinn eine Wehr hat, das „Lebensfeuer, dessen Knecht“ er ist, dieser Verbannte, dieser „Trunkenbold des Leides“. Und manchmal kommt darüber hinaus ein Ton der Schönheit und der Weihe und der Selbstsicherheit, daß wir uns sagen: Wenn er, der diese Jugend der Qualen und des Tobens hat, einmal doch noch ein Reifer werden sollte, dann wird er ein Größerer sein als die vielen Scheinreifen, die schon fertig auf die Welt gekommen sind. Und vielleicht ist er auch heute schon ein Größerer? Hier ist eine Probe aus seinem neuen Buch:

Lerchen schmettern mir den Morgengruß
und die laue Luft ist voll Gesang
und voll Hoffnung setz' ich meinen Fuß
schnell ins Feld. Aber über mir bang
schwirrt ein Ton,
wie von Menschennoth und Menschenqual,
wie von Menschenwerk um Brot und Lohn,
und es hämmert, klagt und klirrt wie Stahl.

Und mir ist, als summte in mein Ohr
wüste Hast und wirres Menschgetriebe
und dazwischen klingts ganz leise vor
wie ein ferner, ferner Gruß der Liebe.
Ob ich ihrem Anblick auch entwich,
nimmer flieh' ich Menschenwort und That . . .
Meinen ganzen Weg begleitet mich,
tönend dieser Telegraphendraht.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.

Finanztaktik.

Der ehrliche Bürgersmann ist entsetzt, wenn er hört, daß die Reichsbank am Leid einer Insolvenz betheiligt ist. „Ists denn möglich, daß unsere Reichsbank, die hoch über allen anderen Banken steht, an solcher Sache ein paar Hunderttausend Mark verlieren kann? Durch Wechsel, deren Valuta sich in Dunst auflöste?“ So hörte man gestern fragen; vielleicht von den selben Leuten, die bei Diskonterhöhungen über die „Vertheuerung des Kredits“ außer sich sind. Man kennt die verschlungenen Pfade nicht, die ein Kreditgeber heute wandeln muß, und lamentirt, wenn Zeichen auftauchen, die man nicht deuten kann. Groß und Klein, die Reichsbank und der Bankier, Alle, die sich mit der Ueberleitung von Betriebsmitteln in den Wirthschaftkörper befassen, müssen Taktiker sein. Sie müssen verstehen, ihre Truppen, Geld und Kredit, im Felde richtig zu verwenden. Der Gegner ist der Bedarf. Ihn muß man zu bewältigen suchen. Gute Taktiker kennen die Stärke oder Schwäche des Feindes und richten ihren Angriff danach ein. Selten werden sie durch Irrthum Schaden erleiden. Aber es kann vorkommen, daß Feinde auftauchen, von deren Anwesenheit man vorher nichts wußte. Insolvente oder zu stark engagirte Parteigänger, die dem Hauptkontrahenten die Stärke nehmen. Darf die Rücksicht auf solche Möglichkeiten die stärksten Träger des wirthschaftlichen Imperiums ihren Grundsätzen entfremden? Soll sich etwa der Austausch des Kredits auf den Verkehr der Banken unter einander beschränken? Wer Das für undenkbar hält, kann nicht glauben, daß die neuen Vorgänge im Holzhandel Berlins prinzipielle Bedeutung haben. Zwei angesehene Firmen der Holzbranche (Julius Brühl jun. und Kurt Vallentin) haben die Zahlungen eingestellt. Die Passiven betragen vier Millionen Mark. Wie weit sie gedeckt sind, steht, während ich schreibe, noch nicht ganz fest. Beide Firmen hatten bei den Banken beträchtlichen Wechselkredit. Die diskontirten ihnen Tratten mit dem Accept eines Kunden und dem Giro der Firma. Die Summen, die auf diese Weise umgesetzt wurden, gingen in die Millionen. Schließlich blieben Engagements bis zur Höhe von 500 000 Mark bei den einzelnen Bankinstituten. Vornan standen Reichsbank und Deutsche Bank mit je 500 000 Mark. Dann kam die Kommerzbank mit 400 000. Dieses Institut hat mit seinen Engagements selten Glück. Norddeutsche Zuckerraffinerie; Haller, Soehle in Hamburg; Eberbach. Da scheint die Unternehmunglust nicht ins richtige Verhältniß zur Leistungfähigkeit gebracht zu sein. Der Wunsch, dem Betriebskapital eine gute Rente zu sichern, ist begreiflich. Nur ziemt sich Bescheidenheit, wo dem Können Grenzen gezogen sind. Quod licet Jovi . . . Die Form des Wechselkredits ist überall gebräuchlich, wo mit weiten Zahlungfristen gerechnet werden muß. Im Holzhandel ist der Einkäufer dem Verkäufer gegenüber stets im Nachtheil; er muß bar bezahlen, was ihm erst nach Monaten geliefert wird. Die Waare setzt sich nur langsam in Geld um; der Verkehr ist also auf Kredit angewiesen. Die Firma Brühl finanzirte allerlei Geschäfte und verschaffte ihrer Kundschaft die Mittel zum Ankauf des Holzes bei den ostpreußischen oder russischen Lieferanten. Dieser Betrieb wurde durch ihren Bankkredit ermöglicht. Jedes Mißverhältniß in der Umbildung von Waaren- zu Geldkapital rächt sich am wirthschaftlichen Organismus. Das Finanziren ist eine Nebenthätigkeit, die sich aus ungenügender Versorgung eines Gewerbszweiges mit Betriebsmitteln ergiebt. Als die elektrotechnische Industrie

mit ihrer Leistungfähigkeit dem Umsatz weit vorausgeeilt war, kamen die bekannten Zwitterbildungen von fabrikatorischer und finanzirender Thätigkeit auf, die schließlich eine Konsolidirung erzwangen. Prinzipiell blieb es beim Alten; nur wurden die schwachen Elemente ausgeschieden. Auch im Holzhandel bildeten sich Concerns, deren Lebensfäden in den Kassen der Banken enden. Durch die Verknüpfung der Schicksale des Holzgeschäftes mit der Konjunktur des Baumarktes wurden Bau- und Terrainspekulationen in den Kreis des Holzhandels gezogen. Man gab auch solchen Firmen Kredit, die in Bauunternehmungen engagirt waren (wie die Kommanditgesellschaft Kurt Vallentin), und erhöhte damit das Risiko. Wenn die Firma Brühl der Firma Vallentin nicht Wechsel diskontirt hätte, wäre sie nicht in Schwierigkeiten gerathen. Vallentin aber mußte die Zahlungen einstellen, weil sich das Haus weit über die Grenze seiner Leistungfähigkeit engagirt hatte.

Darf man die Banken wegen der Verbindung mit solchen Firmen tadeln? Im Prinzip gewiß nicht. Höchstens da, wo der den Holzhändlern gewährte Kredit über das dem Darleiher Erlaubte hinausgeht. Reichsbank, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft mögen sich mit Beträgen bis zu 500 000 Mark engagiren; die Kommerz- und Diskontobank darf es nicht. Im Uebrigen trägt die Saturirung des wirthschaftlichen Organismus mit Betriebskapital Verhältnissen Rechnung, in die der Wirthschaftkörper erst hineinwachsen muß. Man hat einen großen Theil der Entwickelung vorweggenommen und sich dadurch mancher Chancen beraubt. Die Folge ist eine Ueberfinanzirung einzelner Unternehmungen, deren Schicksal sich günstig zu gestalten schien. Daß der Kredit gegen Accept sich so weit dehnt, ist durch die Industrialisirung der Wirthschaft bedingt. Je mehr Fabriken gebaut werden, desto mehr wächst der Machtbereich dieser Kreditform; denn der Produzent braucht Abnehmer und findet sie nur, wenn er ihnen die Zahlungen lange stundet und womöglich noch bares Geld zur Regulirung fälliger Verbindlichkeiten giebt. Das Accept des Geschäftsmannes wird, mit dem Giro des Lieferanten versehen, von der Bank oder dem Bankier diskontirt, die den Wechsel, wenns nöthig wird, bei der Reichsbank weiterbegeben. Dort ist die Sammelstelle der „Kundenwechsel", deren Zahl mit der Waarenerzeugung wächst. Dem „Wechselstrom" kann man nicht wehren. Das Centralnoteninstitut darf Waarenwechsel, die alle vorgeschriebenen Garantien bieten, nicht zurückweisen. Jeder ordentliche Geschäftsmann kann mit der Reichsbank in Verbindung treten und deren einziges Abwehrmittel ist die Erhöhung des Diskonts. Wenn heute geklagt wird, an der Vertheuerung des Geldes sei die Ausdehnung des Acceptkredites schuld, so könnte mit der selben Berechtigung der allgemeinen Ueberproduktion von Waaren und Fabrikaten die Schuld zugeschrieben werden. Man ist gezwungen, das richtige Verhältniß zwischen der Herstellung von Industrieprodukten und dem Nachwachsen der Betriebsmittel künstlich zu schaffen. Seltsam: neben der Klage über den wachsenden Acceptverkehr steht die Werthschätzung der Wechselbestände unter den Aktiven. In der Qualität werden die Wechsel, die im Besitz der Banken sind, nicht geringer als Barmittel nnd Bankguthaben eingeschätzt. Den Kritikern der Jahresbilanzen gelten Anlagen in Wechseln als prima. Jetzt aber rügt man laut die „Unterstützung des Acceptenunwesens" durch die Banken. Dieses Unwesen ist die Quelle eines der wichtigsten Aktiva im Vermögensstande der Finanzinstitute. Risum teneatis, amici! Nicht über die Naivetät der Kritiker oder gar über die Schlauheit der Bankmaster soll man staunen, sondern nur über

die sonderbare „Koinzidenz“ der Urtheile. Was aber würde geschehen, wenn die Banken die Lehren, die ihnen ertheilt werden, beherzigten und ihre Aufgaben anderswo als im Reich deutschen Gewerbefleißes suchten? Das Ausland wird sich gegen den Kredit, den deutsche Banken ihm anbieten, nicht sperren.

Mir scheint die Koalition der Deutschen Bank mit einer alten Bankierfirma in Brüssel (Balser & Cie.), zum Zweck der Errichtung einer eigenen Filiale, nicht weniger bedeutsam als die Beziehungen der Großbanken zu ein paar falliten Holzfirmen. Deutsche Banken arbeiten ja schon im Ausland. Auch Betheiligungen deutscher Institute an fremden Geldhäusern giebt es längst. Daß aber eine in Berlin seßhafte Großbank eine eigene Filiale jenseits der deutschen Grenzen aufmacht, ist noch nicht oft vorgekommen. Nur in London hatten unsere Banken sich angesiedelt. Dann eröffnete die Deutsche Bank eine Filiale in Konstantinopel; und jetzt kommt Brüssel dran. Neben London und Paris ist Brüssel ein Centralpunkt des Geld- und Effektenhandels. Dem deutschen Publikum sind die Reize der brüsseler Börse nicht fremd. Wer durch das Verbot des Terminhandels gehindert war, seine spekulativen Neigungen in der Heimath zu befriedigen, folgte willig dem Lockruf belgischer Anreißer. In Brüssel ward manches Stück des deutschen Vermögens verloren. Aber auch von der Seine erhielt der Spekulantenmarkt Zufluß. In Paris lastet die Wucht der Gesetzgebung nicht minder schwer auf der Börse als bei uns. So reifte auch dort das Verständniß für die Vorzüge eines Freihafens der Spekulation, wie ihn Brüssel besitzt. Fast alle namhaften französischen Banken haben dort Filialen. Werden sie sich des neuen Nachbars freuen? Für mancherlei Geschäfte ist deutsches und französisches Kapital verbündet und französische und deutsche Banken haben sich, wo sie zusammentrafen, gut vertragen. Man wird also auch in Brüssel wohl die Ellbogen nicht gebrauchen, sondern, so weit es möglich ist, Hand in Hand arbeiten. Vielleicht bekommen wir, via Brüssel, eine neue Entente, deren nächste Konsequenz die Errichtung einer französischen Bankfiliale an der Spree wäre. Dann würde man freilich noch mehr Klagen über die Zunahme der Acceptschulden hören. Denn ein deutsches Domizil würden französische Banken natürlich nur suchen, um das disponible Geldkapital Frankreichs der deutschen Wirthschaft zuzuführen, um also Geschäfte in Deutschland zu machen. Das Vorgehen der Deutschen Bank zeigt, daß unserem Bankenkapital, wie ich hier schon sagte, die Gelegenheiten zu rentabler Arbeit zu fehlen anfangen. Der Drang nach Expansion bleibt und wird durch den wachsenden Strom der Betriebsmittel gesteigert. Durch neue Konzentrationen läßt sich der Drang nicht befriedigen; die „Erledigung“ der noch abbauwürdigen Mittelbanken gönnen die Berliner den großen Provinzinstituten, die, mit wenigen Ausnahmen, zu den Concerns der Großbanken gehören. Der Blick muß heute schon ins Weite schweifen, um neue Möglichkeiten zu finden. Den Weg, den die Deutsche Bank wählte, können auch die anderen Institute nicht vermeiden; sie dürfen doch nicht den Verdacht aufkommen lassen, die Deutsche habe fürs Ausland ein Monopol.

Der beste Taktiker siegt. Das Moralische versteht sich dabei immer von selbst. Die Hauptsache ist, daß die vorhandenen Kräfte richtig geschoben werden. Auch da lernt Keiner je aus. Vor einigen Monaten sprach ich hier von der Fusion der Berlin-Anhaltischen Maschinenbaugesellschaft mit der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft. Das erste Unternehmen gliederte sich das zweite an. Die entscheidende Generalversammlung war am ersten Mai 1909. Da wurde behauptet, der

Generaldirektor der kölnischen Gesellschaft habe Tantiemen von Berlin-Anhalt bezogen und die hierdurch bedingte Abhängigkeit des Direktors von einer Konkurrenzgesellschaft habe den Aktionären der anzugliedernden Firma geschadet (der Preis, der für die Aktien der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft von Berlin-Anhalt gezahlt wurde, betrug etwa 105 Prozent, während der wirkliche Werth des Papiers sich auf 155 stellte); wichtige Einzelheiten seien den Aktionären von Köln verschwiegen worden. Bei der Abstimmung wirkten Strohmänner mit (Bankcommis, die mehrere Hunderttausend Mark Aktien für zwei an der Transaktion betheiligte berliner Großbanken zu vertreten hatten); außerdem wurde festgestellt, daß nicht stimmberechtigte Aktien von Berlin-Anhalt mitgestimmt hatten. Schließlich kam das Votum mit der erforderlichen Dreiviertelmehrheit nur dadurch zu Stande, daß der Vertreter der Berlin-Anhaltischen Maschinenbaugesellschaft mit seinen Aktien den Saal verließ. Nicht alle Aktionäre billigten diese Mittel. Einige gingen zum Kadi. Der Beschluß der Generalversammlung wurde angefochten. Das Gericht ließ einen Bankdirektor vernehmen, der zugab, daß die von seinem Institut zur Generalversammlung hinterlegten Aktien der kölnischen Gesellschaft aus dem Besitz von Berlin-Anhalt stammten. In Berlin macht man sich weniger Skrupel als in Köln. Und der kluge Finanzmann, den die Gabe des Witzes ziert, hat die Zeugenrolle sicher sehr elegant gespielt. Ihm konnte der ganze Rummel ja farcimentum sein. Die „Interna" der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft, insbesondere das Verhältniß ihres Direktors zu Berlin-Anhalt, kamen vor Gericht nicht zur Sprache. Denn es gelang der beklagten Partei, die unerquickliche Angelegenheit durch einen Vergleich aus der Gerichtswelt zu schaffen. Den Aktionären, die sich gewehrt hatten, wurde der Preis von 155 Prozent für ihre Aktien zugestanden. Damit war zugegeben, daß die erste Abfindung dem vollen Werth der Aktien nicht entsprochen hatte. Wer so schlau war, zu klagen, ist zu seinem Geld gekommen. Die anderen Aktionäre werden kaum noch Gelegenheit finden, sich schadlos zu halten, da die Frist zur Erhebung der Klage gegen den Beschluß der Generalversammlung abgelaufen ist. Sehr zu bedauern ist, daß die interessanten Einzelheiten der Fusion in der Untersuchung nicht entschleiert wurden; es wäre nützlich gewesen, die ganze Taktik vor einem möglichst breiten Forum darzulegen. Diese Möglichkeit ist durch die Zurückziehung der Klage beseitigt worden. Man wird in dieser Sache also nicht zu der gerichtlichen Feststellung kommen, ob Aktienübertragungen, wie sie für die Maiversammlung (und nicht nur für sie) verfügt wurden, und ob die seit ein paar Jahren üblich gewordene Abstimmungtaktik („Du mußt es dreimal sagen") dem Sinn des Gesetzes entsprechen. Das kölner Landgericht schien bereit, in eine ausführliche Erörterung dieser Dinge einzutreten; da endete der Vergleich rasch das Leben der Anfechtungsklage. Immerhin kanns noch zu einer Klärung der Sachlage kommen. Die Tantiemenfrage gab dem Staatsanwalt Grund zur Einleitung eines Ermittelungverfahren. Vielleicht wird auf diesem Weg Licht in das Dunkel der „Interna" gebracht. Im Krieg sind alle Mittel erlaubt; und jede Finanztransaktion ist ein Krieg zwischen zwei Gruppen. Eine davon wird stets hineingelegt. Die Taktiker streben nach diesem Ziel und betrachten den Gesetzgeber eben so als Feind wie jeden Aktionär, der sich den Beschlüssen einer gut wattirten Mehrheit zu widersetzen wagt. Welchen Reiz, denken solche Schlauköpfe lächelnd, hätte die ganze Chose, wenn man nicht manchmal Einen übers Ohr hauen könnte? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. November 1909.

Organisation.

Der Deutsche ist von unübertrefflicher Regirbarkeit. Wenn in einem anderen Land, in Nikolais kaltem Orient sogar, ein Zustand entschleiert würde, wie er seit Monden nun im Geschäftsbezirk der kieler Kaiserlichen Werft festgestellt ist, wäre irgendwo doch ein starker Volkszorn fühlbar. Diebstahl, Unterschlagung, schmutzige Schiebung aller Sorten; ein Verwaltungsystem von lächerlicher Rückständigkeit und Kontroleinrichtungen, neben denen die der Mitteldeutschen Kreditbank musterhaft scheinen könnten. In einem vom Nachbar belauerten Riesenbetrieb, dem der Paktolus den beträchtlichsten Theil des für den Staat bestimmten Goldsandes zuführt. Unter der Wucht solcher Erkenntniß würde, wie unter einem Ruthenhieb, die Nation sich bäumen. Die Regirenden müßten sich auf Gewittertage bereiten und schnell noch für einen Blitzableiter sorgen. Den Verwaltungchef, der die Pflichtvorschrift nicht sofort sähe, ersuchen, seinen Abschied zu fordern. Selbst in der an Korruption gewöhnten Republik der Quinze-Mille hat die an der Marineschmach Schuldigen ein Wirbelsturm weggeweht. Bei uns? In allen Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch. Der Marinesekretär denkt wohl gar nicht daran, jetzt aus dem Amt zu scheiden, in dessen Winkeln sich während seiner Geschäftsleitung solcher Unrath häufen konnte. Wird ruhig wieder vor den Reichstag treten, die vom Volk Abgeordneten wieder zur Gratisfütterung in die Föhrde laden und von keinem wirksamen Wort in würdige Muße gedrängt werden. Ein paar Artikel, die nach „ganzer Arbeit mit eisernem Besen" schreien (nicht zu lange: man braucht den Raum für Frau Steinheil und anderen ausländischen Quark); noch ein Weilchen dann die Rubrik „Unterschleife und Reformen in der Werftverwaltung". Darüber kommt Einer, der lächeln gelernt hat, bequem hinweg.

Die nothwendigen Reformen sind ja beschlossen und feierlich zugesagt; von den selben Leuten, deren Vorsicht und Geschäftskenntniß es so herrlich weit gebracht hat. Vom ersten April 1910 an wird in Kiel die Doppelte Buchführung eingeführt; schon vom ersten April 1910 an die Buchführung, die der Franziskaner Luca Pacioli di Borgo 1694 beschrieb und empfahl. Darf ein Gerechter noch hastigeres Tempo heischen? Obendrein soll öfter und besser revidirt, das Sekretariatspersonal zur Kenntniß von Waare und Markt erzogen, ein Kaufmann als sachverständiger Beirath angestellt und die Zahl der Werftassessoren um einen erhöht werden. (Wie, seit Fürst Bülow nach Rom gezogen ist, die Kanzlistenzahl an der dortigen Deutschen Botschaft.) Eine lange Reformspeisekarte. Begehrt Euer gläubiges Herze noch mehr? Und hats einen Zweck, vor solcher Entschlossenheit zum Besseren, zum Besten das Vergangene heute noch krittelnd zu bemäkeln oder auch nur umständlich zu erörtern?

Einzelne (ists zu fassen?) begehren noch mehr. Wissen aus der neusten Geschichte der Kolonialabtheilung und des Auswärtigen Amtes, was von solchen Reformverheißungen zu hoffen, aus der Erinnerung an pathetische Reden des Herrn von Einem, mit welcher Zuversicht auf die Kehrleistung des eisernen Besens zu rechnen ist. Ihre Scham empört sich vor der weithin sichtbaren Thatsache, daß solcher Zustand in einem Ressort entstehen konnte, dem ungeheure Summen aus dem Nationalbesitz zuströmen und das wenigstens gegen frechen Bandendiebstahl gesichert sein müßte. Sie meinen, daß der Ressortchef, unter dessen Firmenschild dieser Zustand möglich wurde (vielleicht, weil Seine Excellenz, statt im abgegrenzten Bereich nach dem Rechten zu sehen, sich allzu eifrig mit hoher und höchster Politik beschäftigte), in der Geltung seiner Fähigkeit zu sehr gemindert ist, um der scharfen Kritik der Gewerkschaftführer und der Techniker noch mit ausreichender Autorität entgegentreten zu können. Daß ein Mann, der sich so oft und so laut für die Haltbarkeit und Güte der von seinem Auge zu überwachenden Einrichtungen verbürgt hat und diese Bürgschaft nun so völlig entwerthet sieht, neuen Glauben an die Sicherheit seiner Information nicht fordern darf. Sie sind überzeugt, daß nur ein kleiner Theil des Mißstandes bisher (durch einen wohlthätigen Zufall) enthüllt worden ist und daß die Wurzeln des Uebels sich viel weiter strecken als die Grenzen des Marineamtes. Und sie sind für ihre Nation so ehrgeizig, daß sie sich mit dem Schutz vor Diebstahl und Unterschlagung nicht begnügen, sondern nicht eher ruhen wollen, als bis ihr Deutsches Reich eine moderne Verwaltung hat.

Deshalb verlangen sie, daß die Ressortchefs und Hauptdezernenten von dem Uebermaß der Alltagsarbeit entbürdet werden, das sie lähmt, hindert,

das Leben deutscher Menschen mitzuleben, und nach dem ersten Lustrum der Amtsthätigkeit (spätestens) stumpf und morsch macht. Diese Männer sollen nicht Stunden lang Akten und Verfügungen unterschreiben, von deren Inhalt sie kaum eine dunkle Ahnung haben. Sollen niemals Etwas thun, das auch ein im Rang Niedrigerer thun könnte, sondern ihre Kraft für das Wesentliche sparen, das ihrer Entscheidung unterstellt bleiben muß. Und fürs helle Leben, dessen Erfahrung durch die fleißigste Aktenstubenarbeit nicht zu ersetzen ist. Sie sollen nicht abends oder gar nachts totmüde aus dem Bureau in die Wohnung wanken und froh sein, wenn sie sich mit dem letzten Bericht aus der rothen Mappe der schleunigen Sachen ins Bett legen dürfen. Zugänglich sollen sie sein; jedem Landsmann und Fremden, der ihnen Wichtiges zu sagen hat, von einem zum anderen Tag erreichbar. Sie sollen wissen, was im Land geschieht, was die reifsten Geister beschäftigt, welche Bedürfnisse sich in den Massen und auf den Höhen der Nation regen, und sich die Frische der Sinne bewahren, ohne die Keinen die Lust anwandelt, aufs Hochland der Kunst und der Kulturwissenschaft den Blick zu schicken. Ein Staatssekretär, ein Ministerialdirektor schon, der von deutscher Kunst, Forschung, Technik, Industrie, Literatur, Lebensführung noch die in den Tagen des Assessoratsbummels erworbene Vorstellung hat und am Dinertisch, mit vornehm spöttischem Lächeln, erklären muß, leider habe er für die Beschäftigung mit diesen gewiß sehr interessanten Dingen keine Zeit, ist für sein Amt untauglich; wäre es auch als ein Arbeiter von posadowskyscher Emsigkeit. Wer nicht weiß, wie die zu Regirenden denken, wollen, leben, wer von ihrer Noth nicht gebrannt, von ihrem Bedürfniß nicht aus stumpfendem Ruhstand getrieben wird, kann nicht nützlich regiren. Nicht die Einrichtung schaffen, die dem Anspruch des neuen Tages genügt.

Die unersättliche Schaar fordert noch mehr. Die Entlastung der Spitzen scheint ihr nur durch eine großkaufmännischem Muster nachzubildende Organisation erreichbar (die hier seit zehn Jahren empfohlen wird). Nur ein nicht Beamteter kann sie durchführen. Einer, dem sie im Bezirk eines großen Privatunternehmens gelungen und der nun so unabhängig ist, von eitlem Langen so frei, daß er den Zeitüberschuß gern der res publica seiner Heimath hingiebt. Solcher Mann ist zu finden. Trachtet nicht, ihn seiner Hauptarbeit zu entziehen, die ihn ans Leben der Werthe schaffenden Landsleute bindet und ihm täglich neue Erfahrung bringt. Laßt ihn seine Helfer selbst wählen. Gewährt ihm an Macht, Mitteln, Entgelt ohne Knickerbedenken, was er haben will; und fragt, wenn er am Ziel ist, nicht ängstlich erst bei der Generalordenskommission an, ob man ihn, nach den Vorstrafen seines Knopfloches, wohl

für eine Erste Klasse empfehlen dürfe. Beamtet darf er nicht sein noch hoffen, es zu werden; sonst erwacht der Wunsch, den Eingesessenen zu ähneln: und im Versuch solcher Mimicry schwindet des Wesens persönlichste Kraft. Der Organisator muß von draußen kommen und an dem Amtsstubengekribbel uninteressirt bleiben. Muß erforschen, was an jeder Stelle zu leisten ist, und die Methode bestimmen, nach der die Leistung fortan erstrebt werden soll. Mit der Einführung Doppelter Buchhaltung wird er sich nicht begnügen; auch nicht mit dem Nachweis der Vortheile, die Telephon und Stenographie dem Verkehr bieten. Er wird das Aktengebirg auf ein Viertel, die Beamtenzahl auf zwei Drittel ihrer heutigen Höhe herabdrücken. Und wahrscheinlich eine Scheidung zwischen Staatsbeamten und mit kündbarem Kontrakt Angestellten vorschlagen. Weshalb wird auch den fähigsten Chefs die Arbeit mit dem Dutzendbeamten so schwer? Weil ihm vom ersten Tag des Amtslebens an die Scheu vor jeder Verantwortlichkeit eingedrillt worden ist; weil er ins große und kleine Schema seines Staatsmönchthumes gepreßt und gerüffelt wird, wenn er sich erdreistet, an den Nähten dieses ehrwürdigen Gewandes zu reißen; weil er bei leidlicher Führung nichts zu fürchten, fast auch nichts zu hoffen hat. In der Industrie und im Handel kann Fleiß, Geschicklichkeit, Augenmaß, Konstruktorengabe den Namenlosen, Schützerlosen vorwärtsbringen; kann der Unfleißige, Untüchtige nach kurzer Frist weggeschickt werden. Aus der Amtssphäre verbannt nur ein Urtheil der Disziplinarinstanz; wer sich dem nicht aussetzt, hat das unverlierbare Recht, im Heerdenschritt mitzutraben. Ob er einem Pultnachbar vorgezogen wird, hängt mehr als von seiner Leistung von den Sätzen ab, die der gestern ihm Vorgesetzte in seine Personalakten geschrieben hat. Die sind aber oft gerade dem übers Durchschnittsmaß Hinausragenden ungünstig. Der hat sich eifernd vielleicht in eine Sache vertieft, die man ohne Rügefurcht an eine andere Abtheilung abschieben konnte; normwidrige Vorschläge gemacht; Hang zu selbständiger Auffassung verrathen; am Ende gar auf Konzeptpapier die Richtigkeit einer Mandarinenmeinung angezweifelt. Dann ist er lästig und läuft bald, meist, ohne es zu ahnen, mit einem Konduitekler herum. „Bei sonst genügenden Anlagen vermag er die Neigung, sich hervorzuthun, nicht immer so zu zähmen, wie im Interesse des Dienstes zu wünschen wäre.“ Oder: „Eine gewisse launische Originalitätsucht, die bescheidene Unterordnung und kollegiale Eingliederung erschwert, mag durch Kränklichkeit zu erklären sein, die in einer ungewöhnlichen Häufung der Urlaubsgesuche fühlbar geworden ist.“ Der so Charakterisirte ist überall, wo er auftaucht, verdächtig; mag die Nachprüfung (zu ders ja kaum jemals kommt)

auch ergeben, daß er nicht öfter als irgendein Nebenmann um Urlaub gebeten hat. Versuche nicht, durch Fleiß, Eifer, Gescheitheit und Stärke eigenen Wollens Dich auszuzeichnen. Thue nur, was zu thun Dir befohlen ward, und strebe nicht etwa, weils Deinen klügelnden Witz nöthig dünkt, über die Grenze des Auftrages hinaus. Wer, nach dem weisen Rath des Onkels Chlodwig, immer einen sauber gebürsteten schwarzen Rock anhat und, bis er gefragt wird, immer den Mund hält, kanns noch heute zum Kultus- oder Handelsminister bringen. Meide wie Pestgefahr die Möglichkeit, klüger zu scheinen als der Dir Vorgesetzte, ihn mit einem Fehler seiner Verfügung zu konfrontiren und gegen ihn Recht zu behalten. Hüte Dich vor jeder Verantwortlichkeit, der Du ausbiegen kannst. So lange Du bei der Schnur bleibst, die den Aktenbausch heftet, bist Du geborgen. Solche Lehre prägt tägliches Erleben dem jungen Beamten ein; wenn er sich einmal die Zungenhaut geritzt hat, leckt er nie mehr wider den Stachel. Er weiß, daß der fügsame, nicht von Einfällen und kritischer Regung heimgesuchte Normalarbeiter bei Vorgesetzten und Kollegen am Besten angeschrieben ist. Thut das von der Pflicht Befohlene, läßt abends mit den Akten auch sein Interesse am Staatsgeschäft im Schreibzimmer und hebt gleichmüthig die Achseln, wenn er morgens hört, daß eine Sache anders gelaufen ist, als seine Devotion sich zu wünschen erlaubt hat. Der Staat kanns vertragen.

Auf die Länge doch nicht so viel, wie der Tshinownik wähnt. Mit solchem System wären Deutsche Bank und Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft sicher nicht geworden, was sie heute sind. Und dieses System, dessen Unbrauchbarkeit nicht nur in Kiel erwiesen ist, durch ein zeitgemäßes zu ersetzen, ist die Aufgabe des Organisators. Er muß das Schreibwerk bis auf den unentbehrlichen Bruchtheil mindern, alle Betriebsformen modernisiren und durch die Trennung des Laufenden Geschäftes von der großen Geschäftspolitik die Spitze der Amtspyramide entlasten. Muß für rationelle Buchführung und Kontrole sorgen und dem Reich ein Personal schaffen, mit dem ansehnlicher Gewinn herauszuwirthschaften ist. Dessen untüchtige Glieder ohne Anspruch auf Versorgung für Lebenszeit wegzuschicken, dessen tüchtige gut zu bezahlen und ohne Rücksicht auf Familienbeziehung, Corpsaltherrlichkeit, Militärverhältniß und Dienstalter zu befördern sind. Dem Bankabtheilungvorsteher, der sich im pausenlosen Prozeß der Auslese nicht als den für seine besondere Arbeit Tauglichsten bewährt, droht die Entlassung; Tantiemeverlust und Generalversammlungwuth dem Direktor, der die Dinge gehen läßt, wie es Gott gefällt. Der korrekt wandelnde Staatsbeamte wird im schlimmsten Fall in eine andere Behörde geschoben, wo er im alten Rang weitertrottet, bis ersessenes Anciennetät-

recht ihm einen höheren anweist. Der Geheimrath bekommt, wenns so weit ist, den ihm just gebührenden Kronen- oder Adlerorden und wird sicher eines Tages Wirklicher. Warum müssen verwendbare Kräfte in der Ochsentour ermüden, unverwendbare Leute mitgeschleppt werden? Staatsämter die Orte bleiben, wo der ängstliche Vater sein Sorgenkind an gefüllter Krippe unterstellt? Die Zufluchtstätte kraftloser Mittelmäßigkeit? Soll Alles, was stark ist und die Scharmützel des struggle for life nicht scheut, die Privatbetriebe umdrängen und der Staat bald nur unter den geistig Halbinvaliden die Auswahl haben? Herr Fiskus vergißt, daß er seinen Namen von dem geflochtenen Korb hat, in dem der Römer sein Geld aufbewahrte; daß ihm der Spartopf der Nation anvertraut ist, damit seine produktive und dispositive Arbeit ihn fülle. Er müßte die gute Leistung reichlich lohnen, die unzulängliche ohne Zaudern abhalftern. Warum soll nicht auch dem vom Staat Angestellten die Hoffnung auf eine Extraprämie, eine Prozentualbetheiligung am Geschäftsüberschuß, nicht die Möglichkeit eines Sprunges winken, der von der Thalsohle flink auf ein Gipfelchen hebt? Die Arbeit des Organisators muß erwirken, daß der Wille zur Verantwortlichkeit gestärkt, der Sinn für das Wesentliche geschärft, die Schätzung selbständigen Denkens und Handelns erhöht wird. Daß der Beamte nicht mehr seinem Schöpfer dankt, wenn er sich von einer Entscheidung wegdrücken und vor dem fragenden Blick des Vorgesetzten sich hinter den Aktenstoß ducken kann. Daß er die res publica mit so eifrig betreuender Liebe wie seine eigenste Sache umfaßt, die Geschäftssorge mit in sein Heim nimmt, bei Tisch nicht vergißt und nachts unter das Kopfkissen bettet. Große Beträge sind so zu ersparen; viel größere noch durch solche Anspannung zu innerer Freiheit erzogener Intelligenzen dem Reich zu erwerben. Gelingt das Werk, dann wird kein Nachbar uns noch rückständig schelten; der Militäranwärter dem Verkehr mit den Amtsbezirken nicht länger Ton und Farbe geben; Schmiergeld und Unterschlagung zur seltenen Ausnahme, Jahre lang fortgesetzter Bandendiebstahl unmöglich werden; ein Schoen für Jeden, der ihm was zu sagen hat, nicht schwerer zu haben sein als ein Fürstenberg (der doch nicht weniger leistet); und das in der Werkstatt und im Kontor tüchtigste Volk Europas endlich eine Verwaltung erhalten, die seinem Geschäft Gewinn verheißt.

Werden wir aber auch nur den Versuch solchen Werkes sehen? Kaum wagt sich die Hoffnung ans Licht. Die Zahl der zu hörbarem, unüberhörbarem Wollen Entschlossenen ist noch allzu winzig. Während jeder Schreiber und Ladenschwengel über die Mängel der Bureaukratie die Nase rümpft, erobert die Geschmähte im deutschen Land immer neue Reviere. Seufzen wir schon unter der Bureaukratie des Parlaments und der Presse. Wenn von der ruf-

sischen, spanischen, griechischen Staatswerft ein dem kieler ähnliches Dysangelium käme, würde vielleicht ein Stürmchen durch unsere Blätter wirbeln. „Welche grausige Fäulniß! Unter dem Kolossus bröckeln die thönernen Füße! Kein Markstück darf noch in diesen Schlund!“ Jetzt? Frau Steinheil (die den Bürgern der Republik als der Fleischpfühl interessant sein mag, auf dem Felix Faure verröchelte, als die Witwe des weichen Haares, das mit den in Leichenstarre gekrampften Fingern des Präsidenten abgeschnitten werden mußte) füllt mit ihrem Doppelmordprozeß täglich mindestens zwei Spalten. Auch Herr Georgios von Hellas (der die von Briten, Russen, Franzosen für den Fall des Hinauswurfes zugesagte Jahrespension von dreihunderttausend Francs nicht verlieren will und deshalb in königlicher Geduld ausharrt, bis ihn irgendein Zorbas oder Tybald beim Kragen packt und mit dem Szepter in den Ruhegehaltanspruch stäupt), auch dieser vice of kings braucht noch immer Holzpapierraum. Und irgendwo tagt ja eine Kommission, in der Männer von vielen Graden sitzen. Die wird alles für die Reform Nöthige schon beschließen.

Immerhin darf selbst der ziemlich Hoffnunglose wohl daran erinnern, daß eine Organisation nur wirksam werden kann, wenn ihr die Einheit der Leitung gesichert ist. Haben wir die noch? Der Zweifel kann nicht als Produkt boshafter Nörgelsucht gelten. In den Zweifel drängt das Erleben jedes Tages. Für das Reich wird ein neues Strafgesetz und eine neue Strafprozeßordnung vorbereitet. An die Spitze des Reichsjustizamtes aber ein (als Charakter und Ressortarbeiter hoher Achtung würdiger) Mann gestellt, der dem Strafrecht in Theorie und Praxis eben so fern geblieben ist wie der preußische Justizminister. Ist diese Thatsache dem Reichskanzler, dem in Preußen präsidirenden Minister bekannt? Oder ist zwischen der Reichscentrale und dem größten Bundesstaat der Zusammenhang so gelockert, daß man sich nicht über die Beantwortung der Frage verständigt hat, ob es richtig sei, für die Zeit kriminalpolitischer Entscheidungen von unabsehbarer Tragweite die beiden wichtigsten Posten Männern anzuvertrauen, die ihre beste Kraft im Civilrechtsbereich verbraucht haben und in kommenden Kämpfen ganz auf den sachverständigen Rath ihrer Dezernenten angewiesen sein werden? Ist auch nur im coupirten Gelände der internationalen Reichspolitik die Einheit der Leitung gesichert? Ist, zum Beispiel, mit dem in Washington beglaubigten Deutschen Botschafter vereinbart worden, daß er Reden halte, die einen Theil seiner Landsleute herabsetzen, Briten und Amerikanern Komplimente drechseln? Oder wagt Graf Bernstorff solche Reden aus eigenem Recht? Schlaue britische Zeitungmacher, die den Grafen als (trotz den heimischen Posaunenstößen von keinem Erfolg gekrönten) Botschaftrath kennen gelernt haben und wissen, von wel-

chem starken Konsortium er für die Nachfolge Schoens präsentirt wird, loben, um auf ihre Art die Kandidatur zu unterstützen, diese Reden. Jeder Lobspruch wird schnell nach Berlin gekabelt, wo dann, mit freundwilliger Nachhilfe, eine Oeffentliche Meinung entsteht. Bei uns giebts ja immer noch gute Menschen, die glauben, ein Brite werde laut von einem „Triumph deutscher Diplomatie" reden, wenn er nicht Grund zu haben meint, sich in Profitlust oder Schadenfreude die Hände zu reiben. Graf Bernstorff hat für Probleme der Wirthschaft Interesse und Verständniß gezeigt, in Egypten nicht schlecht gearbeitet, den Baron Oppenheim im Zaum gehalten und könnte, wenn er sich noch nicht der Lehre entwachsen wähnt, einst vielleicht ein brauchbarer Staatssekretär werden. Doch dürfte er nicht vergessen, daß in London all sein von Preßtrompetern überlaut gepriesener Eifer nur neue Kohlen ins Feuer gestopft hat und daß schon dem armen Sternburg das Harvardrezept, das Rednerei und Yankeeumschmeichelung vorschrieb, auf die Länge nicht zu nützen vermochte. Des Botschafters Aufgabe ist jetzt, erträgliche Tarifbestimmungen durchzusetzen; keine leichte Aufgabe, so lange England jede Zollerhöhung hinnimmt und mit seinem antideutschen Concern das Entstehen eines wehrfähigen Europäerpatriotismus hindert; eben darum eine, die stille Sammlung aller Kräfte heischt. Mit bethulicher Geschäftigkeit und Rhetorenbetheuerung ist aus Britanien und den Vereinigten Staaten nichts Genießbares heimzuholen. Kam der Wunsch, die abgenutzte Speckymethode noch einmal anzuwenden, aus Berlin? Wurde von dort aus etwa auch Herr Dernburg gebeten, den Briten das Evangelium deutscher Nächstenliebe zu predigen? Dann wäre wieder das Tanzbein auf die Kanzel gerufen worden. Was der Kolonialsekretär eigentlich in Amerika gewollt hat, weiß Niemand. Der offiziell angegebene Zweck (Studium der Baumwollkultur) hätte ihn nach Egypten gewiesen; die dort heimische Mako oder Jumel hat mit der nordamerikanischen Georgia und Louisiana, die für unsere Kolonien nicht in Betracht kommt, kaum mehr als den gangbaren Marktnamen gemein. Ein Vorwand also. Wollte der Excellente der qualifizirten Koppelei entlaufen, deren Widerschein in die darmstädter Zeit zurückleuchtet? Oder brauchte er, wie in jedem Jahr, eine Reise, die Eifer bezeugt und von der sich was erzählen läßt? Auch diesmal, trotzdem die Diamantenregie aus Südwest ungefähr acht Millionen herausgewirthschaftet hat? Einerlei. Einem Staatssekretär, dems an Sitzfleisch fehlt und der nie der Mann stetiger Arbeit war, ist jede Fahrt über Weltmeere zu gönnen; ist die Sehnsucht des Emporkömmlings verzeihlich, da, wo er als Lehrling Briefe frankirte, im Glanze seiner Orden und Titel zu spaziren. In das Sparsystem, das Herr Wermuth mit so bitterem Ernst und so ansehnlichem Erfolg gegen die Ressorttiger verficht, paßt der theure trip

freilich nicht. Ueber Kultur und Markt aller Baumwollsorten ist in Berlin bei den Kolonialsachverständigen und bei den Inhabern der Firma Gebrüder Simon genug Material zu haben. Thut nichts; die Auslüftung der Excellenz wirkt fast immer nützlich nach. Und daß Herr Dernburg viel öfter und länger als andere Staatssekretäre dem Amt fern bleibt, gilt seinen Beamten nicht als Geschäftsschädigung. In Amerika gings noch leidlich; die im Land Mächtigen kümmerten sich nicht um den hohen Fremdling und versagten ihm jede Gelegenheit zur Wirkung ins Weite. Die Briten kennen ihn; urtheilen im Kämmerlein sehr schlecht über die Zuverlässigkeit seines Wesens und würden ihm keine Guinee kreditiren; wissen aber, daß er kinderleicht aus dem Häuschen seiner Magnifizenz zu bringen ist. Und haben wirklich erreicht, daß er auf offener Straße mit seinen berühmten Riesenziffern jonglirte und das Lied von der Solidarität deutscher und britischer Handelsinteressen anstimmte. Die Gesammtleistung wurde dann unter das Rubrum „Deutsches Werben um Englands Liebe" gebucht. Einen weniger geeigneten, schlechter angeschriebenen Werber konnte man nicht über den Kanal schicken. Muß denn überhaupt, via Washington oder in London selbst, um Freundschaft und Liebe geworben werden? Würdige Verständigung mit England wollen wir. Die ist nur durch ein agreement über den Flottenbau zu erlangen. Und wird durch Bettlergeplärr erschwert.

Ward der Werber wirklich hinübergeschickt? Gerade Herrn Dernburg, über dessen hypothekarische Belastung schon Fürst Bülow im letzten Amtslebensjahr keinen Zweifel mehr hatte, die Vertretung hoher und heikler Politik anvertraut? Dann hätten die Hollweg, Schoen, Stemrich sich, sammt ihrem Metternich (den Eduard, als den bequemsten Mann, immer wieder vor Fährniß schirmt), bankerot erklärt. Oder hat der in Baumwolle Reisende auf eigene Faust schwadronirt? Dann müßte der Kanzler ihn ad audiendum verbum befehlen und ihm einen Marsch blasen, daß dem Hörer die Zähne klapperten. Schreckt denn Keinen solcher Anfang völliger Desorganisation? Darf jeder Sekretär oder Botschafter treiben, was ihm im Augenblick zur Mehrung eigenen Ruhmes, zur Sättigung hungernder Eitelkeit dienlich scheint? Der Direktor einer Aktiengesellschaft, der sich ohne Zustimmung sämmtlicher Kollegen im Ausland über die Geschäftspolitik vor Interviewern ausspräche oder in Tafelreden und Amusirvorträgen diese Politik festlegte, wäre in der nächsten Stunde ein verlorener Mann. Wenn Herr Dernburg unter Theobald Bethmann mehr riskiren kann als einst unter Johannes Kaempf, haben wir bis zu dem Willen zu straffer Organisation noch einen weiten Weg.

Draußen glaubt uns kein Mensch, daß der commis voyageur des Reiches in Liverpool, Manchester und Umgegend ohne höheren Auftrag ge-

redet hat. Glaubte neulich auch keiner, daß die Bayern nicht einem berliner Wink gehorchten, als sie, dem ihrer Grenze nahenden Nikolai zum Tort, in grober Rede die Lösung des mit Rußland geschlossenen Auslieferungvertrages forderten. (Der, wie andere eiusdem farinae, unschädlich fortwähren könnte, wenn er durch die Bestimmung gemildert würde, die Lammasch in den Entwurf des österreichischen Strafgesetzes hineingebracht hat: „Ausländer, die von einem ausländischen Staat wegen einer That verfolgt werden, wegen der an diesen Staat Auslieferung nicht stattfindet, dürfen ohne ihre Einwilligung nicht an dessen Grenzen gebracht werden." Die Neigung, den Begriff des politischen Verbrechens zu weiten, ist wohl auch in Bayern heute nicht sehr verbreitet. Ein stetes Aergerniß aber der Brauch, den vom fremden Staat reklamirten, leider nicht auslieferbaren „Verbrecher" auszuweisen und unter polizeilicher Obhut in einen Grenzort des Reiches zu schaffen, das seine Wiederkehr mit beunruhigender Inbrunst ersehnt und den Kömmling schleunig in ein enges, doch gut bewachtes Quartier bringt. Wird dieser würdelose Mißbrauch unmöglich, dann dämpft sich bald wohl die Wuth über die grausame Willkür des internationalen Kriminalrechtes.) Draußen hält man die Einheit des Reichswillens für viel fester, als sie in unserer unschönen Wirklichkeit ist, und glaubt nicht, daß Deutschland ruhig zusehen würde, wenn durch die üble Laune einer Parlamentsmehrheit oder durch die Sucht eines Eitlen, den werthen Großmannsnamen in den Stamm der Weltesche zu schneiden, die Reichsinteressen geschädigt werden. Kein Wunder. Wenn Herr Mankiewitz gegen die Kongogräuel, Herr Deutsch gegen das Katalonengemetzel wetterte, würden die Belgier und Spanier nicht zweifeln, daß solche Zornrede zur Politik der Deutschen Bank und der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft gehöre. In einem verständig organisirten Betrieb darf kein Beamter den Mund zu lauter Rede aufthun, ohne von der verantwortlichen Stelle dazu ermächtigt zu sein.

Wo im Betrieb Alles in Ordnung ist und die Verwaltung durch Kraft und Willenseinheit Kredit erworben hat, wird auch unter den Leuten, denen der Ertrag der Arbeit zufallen soll, nicht der Wunsch nach Einmischung ins Geschäft wach werden. Im Reichsbezirk ist es anders. Gehts nach all den Mißgriffen, die der ruhige Bürger erlebt und leider zu spät erkannt hat, zu wie in einer Generalversammlung, wo rechts und links die Gruppen scheltend der Direktion den Weg in nützliche Klarheit weisen. Die „entschieden Liberalen" möchten dem Sohn Alexanders und dem Enkel des von Isabellens Gunst beglückten Artillerielieutenants Katzenmusik ins Ohr heulen; die Alldeutschen dem Leun und dem Walfisch zugleich an die Kehle springen; die Sozialisten vor jedem fremden Gefackel mit Rechtsansprüchen das Sitzplätzchen räumen.

In keinem anderen Land gehen die Meinungen über die Nothwendigkeiten internationaler Politik so weit auseinander, ist der Mißmuth über das auf diesem Gebiet Erwirkte so allgemein. Daher die schädliche Schwärmerei für Buren, Japaner, Türken und Gassenanarchisten. Daher draußen die bequeme Möglichkeit, eine Gruppe, deren Geschrei in den Kram paßt, als die Wortführerin deutscher Nation haftbar zu machen. Das geschieht jetzt wieder in Spanien. „Nirgends sind wir, ist unsere Kirche und unser Staat so niederträchtig beschimpft worden wie in Deutschland." Zwar falsch (denn die Franzosen habens vierzehn Tage lang noch kräftiger besorgt); aber wirksam. „Nirgends hat der elende Ferrer so illustre Freunde gefunden." Da kann Redlichkeit nicht mehr widersprechen. Daß sich sonst nirgendwo zur Zeugenschaft für den nach legalem Urtheil erschossenen Anarchisten so viele berühmte Herren und Damen vereint haben, ist leider richtig. Mit der in solchem Fall nöthigen Deutlichkeit habe ich vor acht Tage hier das Unterfangen leichtfertigen Dilettantendünkels gerügt. Dieses derbe Wort, das den Schuster an seinen Leisten wies, wird fürs Erste genügen: so war meine Hoffnung. Sie trog. Einer der Rädelsführer schrieb mir einen Brief, dessen Abdruck er wünscht. Hier ist er:

Sehr geehrter Herr Harden!

Das Wesentliche Ihrer Argumente, die Sie in dem letzten Heft Ihrer „Zukunft" veröffentlicht haben, war mir schon bekannt, ehe ich mich zur Unterzeichnung des Aufrufes für Ferrer entschloß. Ein spanischer Bekannter, den Sie sicher dem Namen nach auch kennen, Cossio, Professor an der Universität von Madrid und einer der Leiter der Freien Schule dort, ein Gegner Ferrers sowohl in Schulfragen als auch der politischen Richtung, ein Feind aller anarchistischen Umtriebe, hatte mich orientirt. Er machte mir aus seiner Abneigung gegen die Person des Hingerichteten kein Hehl, aber erklärte die Hinrichtung für einen illegalen Akt der Klerikalen. Der Wortlaut unseres Protestes würde von allen unabhängigen Spaniern gebilligt werden. Inzwischen scheinen Ihnen eingehendere Informationen zugekommen zu sein. Was Sie davon in der letzten „Zukunft" veröffentlicht haben, kann Niemanden überzeugen. Es sind Bruchstücke von Briefen Ferrers, deren sachlicher Inhalt weder pro noch contra spricht. Sie schließen aus ihrer Form, und zwar, wie Sie selbst sagen, nach einer französischen Wiedergabe der spanischen Originale in einer pariser Zeitung zweifelhafter Richtung, die Sie ins Deutsche übertragen. Erscheint Ihnen Das nicht ein Wenig bedenklich? Ihr Hauptargument war uns Allen bekannt. Sechs Hauptleute, ein Oberstlieutenant, Kriegsgerichtsräthe und so weiter haben zu Gericht gesessen und einstimmig verurtheilt. Erinnere ich mich recht, so ist es das selbe Argument, das Sie gegen die Vertheidiger des unschuldig verurtheilten Dreyfus vorbrachten. Eine Fülle von Symptomen läßt es als wenig sicher erscheinen.

Sie geben die Möglichkeit eines Fehlspruches zu. Nicht darin erblicken Sie das Wesentliche. Sie tadeln uns, weil unser Schritt nur Frankreichs Geschäften gedient habe. So spricht der Politiker. Hat er Recht? Hat Frankreich wirklich den Sturm gegen Ferrers Richter entfesselt? Und that es Das Marokkos wegen? Für

jede Handlung wird man vielerlei Beweggründe finden können. Jede wird vielerlei Folgen haben und es ist kaum eine im Leben denkbar, die nur fördert, nicht gleichzeitig andere Interessen verletzt Es fragt sich: überwiegen die fördernden Faktoren? Ich glaube, hier liegt der Punkt, der uns am Entschiedensten trennt. Sie haben oft auf den Mangel Deutschlands an politischem Instinkt hingewiesen. Den fühlt Jeder von uns. Nicht nur in der Politik selbst, auch im eigenen Beruf, in dem Mangel am Zusammenhalten, in der Trägheit und Unfreiheit der Menschen, an die man sich mit seiner Arbeit wendet. Sie haben den „Intellektuellen" vorgeworfen, nichts gegen diesen Mangel zu thun. Ihre Behauptung, sie kümmerten sich nicht darum (ich will ihr nicht widersprechen), ist unkontrolirbar. An ihrer Beschäftigung mit der Politik ist schließlich nur Das faßbar, was an die Oeffentlichkeit kommt. Kann ein Dichter, ein Maler, ein Gelehrter seine Meinung über rein politische Fragen äußern? Hätte es Sinn? Und würde er Autorität haben? Zum Beispiel, in der Marokko-Affaire oder zu der von Ihnen neulich angeregten Forderung eines Reichsministeriums? Mir scheint, man darf, ohne Fachmann zu sein, seine Meinung und seine Autorität nur für solche öffentliche Begebenheiten einsetzen, in denen sich ganz unmittelbar eine der großen, Jedermann zugänglichen Eigenschaften der Menschheit äußert. Und man hat die Pflicht, es zu thun, wenn man sich davon eine (sei es noch so geringe) Förderung jener Eigenschaften versprechen kann. Zu denen gehört das Rechtsgefühl in erster Reihe. Es hat sicher nichts mit dem Sinn für Politik zu thun. Die Entwickelung des Rechtsgefühls fördert aber die Selbständigkeit im Denken und Handeln; und diese ist es, was den dem politischen Treiben fern Stehenden zuerst an der Politik interessiren sollte, nicht das Schauspiel, wie der eine Diplomat den anderen überlistet.

Die Begebenheiten, die als Anstoß dienen können, sind so wichtig, daß die Frage, ob sie sich im Inland oder im Ausland zutragen, nicht entscheiden darf. Sie deuten in Ihrem Aufsatz an, wir hätten uns möglicher Weise an eine Begebenheit des Auslandes gehalten, weil uns ein Protest gegen die Mißstände der Heimath persönliche Nachtheile einbringen könnte. Ich weiß nicht, welche Thatsachen Sie berechtigen, diesen Verdacht, wenn auch nur in andeutender Form, auszusprechen. Es mußten Ihnen aus eigener Praxis Fälle bekannt sein, die das Gegentheil beweisen. Ich könnte Ihnen mehrere nennen. Die geeigneten Fälle sind zu selten, als daß man ihre Brauchbarkeit nach Nebenumständen beurtheilen dürfte. Der Fall Dreyfus gehörte dazu. Nicht der Fall Gapon, den Sie anführen. Ich weiß nicht, womit Sie Ihre Behauptung rechtfertigen, die Unterzeichner des Ferrer-Protestes wären für den üblen Popen eingetreten. Wohl für Dreyfus. Sie haben wiederholt die Dreyfus-Affaire als Parallelerscheinung zu der Ferrerbewegung hingestellt. Mit Recht. Auch damals wurde an das Rechtsgefühl eines Volkes appellirt und der Appell ging weiter, traf alle Länder, in denen es Uniformen giebt Niemand von uns interessirte sich für die Persönlichkeit der Hauptbetheiligten, auch nicht für die des Obersten Picquart, den Sie übrigens als „Deutschenhasser, Spionenzüchter und Boudoirsoldaten" wohl doch nicht ganz zutreffend charakterisiren. Es galt Recht oder Unrecht. Die Sache des kümmerlichen Opfers wurde zu einem Symbol, mit dem sich das Gewissen der Welt auseinandersetzte. Sollte uns kein gerechterer Tadel treffen als die Intellektuellen, die damals mitthaten, so können wir zufrieden sein.

Sie werden mir antworten, ich wisse nicht, was man unter Politik verstehe. Das mag sein; und es ist weiter nicht zu verwundern. Jeder Fachmann sieht in

seinem Beruf etwas Anderes als andere Leute. Sie haben daher vielleicht Recht, sich gegen Einmischungen in Ihren Beruf zu wehren, den Sie sicher viel besser als wir verstehen. Aber uns geht es nicht anders. Jeden stören in seinem Beruf solche Einmischungen der Unberufenen; und oft sogar in Detailfragen, die wirklich nur der Fachmann versteht. Aber so ärgerlich uns Das zuweilen sein mag: blieben die Unberufenen ganz fort, so würden wir schließlich allein bleiben. Das möchte man doch nicht. Davor hat man manchmal sogar so Etwas wie Angst. Jedem von uns kommen zuweilen in mißlichen Stunden bange Gedanken über dieses ewige Hinarbeiten, nur für sich, ohne greifbaren Zusammenhang mit der Mitwelt, nur mit den Problemen verbunden, die man, ach, nie zu lösen vermag. Da kann es geschehen, daß Einem plötzlich der Nutzen für die Allgemeinheit, für den man doch schließlich thätig sein will, zu einer farblosen Fiktion verschwimmt. Dann sehnt man sich nach Menschen, nicht nach Diesem oder Jenem, sondern nach vielen, vielen Menschen, nach den unbekannten Anderen, die das Fiktive zu festigen, zu etwas Lebendigem zu machen vermöchten, möchte los vom Arbeitstisch, sich befreien von allem Spezialistenthum, Deutscher werden, Glied einer größeren Gemeinschaft als der des ewigen Berufes, helfen und geholfen werden. Das ist für mich die Sehnsucht nach Politik Nicht nach einer neuen Wissenschaft zu den vielen, allzu vielen alten. Nach einem Genossenthum, das die verschwindende Einzelarbeit verhundertfachen könnte, von dem man hingebend neue Kräfte empfinge. Sollten Sie, Herr Harden, wirklich nie Dergleichen empfinden? Sie haben in unserem Aufruf einen Appell an die Eitelkeit gesehen und sind stolz, der „faulen Höflichkeit“ widerstanden zu haben. Nicht Das wollten wir von Ihnen, keine Höflichkeit. Ein Zeichen, einen Gruß, meinetwegen eine Fiktion, um die unsere bis zum nächsten Mal weiterspinnen zu können. Ihr ergebener

Julius Meier-Graefe.

Wenn ich mich aufs Preßgesetz berufen und den Abdruck geweigert hätte, hieße es heute: „Der Kerl läßt den angegriffenen Gegner nicht zum Wort kommen; verschweigt seinen Lesern unsere triftigen Argumente.“ Da habt Ihr sie nun; in dem Flickenkleid, das die Hast einer unsicheren Hand ihnen geschneidert hat. Herr Meier-Graefe kann, wenn er sein Thema beherrscht, besser schreiben; zeigt sich aber auch in ungewohntem Revier als einen geschickten Mann. Soll ich auf all die netten Entstellungversuche und traurigen Insinuationen etwa breitspurig eingehen? Fällt mir nicht ein. Lest, was ich geschrieben habe, und vergleichts diesem Musterstück armsäliger Journalistentaktik. Nur eine der Kröten, die der liebenswürdige Herr mir unter den Rock schieben möchte, will ich abschütteln. Ich habe die Unterzeichner des Protestes, die jeden nicht zum Zeugniß für Ferrer Bereiten aus der „Kulturgemeinschaft aller freien Denker“ wegscheuchten, gefragt, warum sie sich niemals zu einer Wortfehde gegen nahe Ungebühr, gegen heimischen Aemterübermuth aufgerafft haben. Herr Meier-Graefe behauptet, „aus meiner eigenen Praxis seien mir Fälle bekannt, die das Gegentheil beweisen.“ Beschuldigt mich also der Unwahrhaftigkeit. Pathetisch werden? Der Anlaß ist gar zu winzig. Einfach also: Was Herr Meier-Graefe da hingekritzelt

hat, ist falsch; und ich habe keine Lust, dem Dolus des Schreibers nachzuspüren. Nein: ich kenne keinen einzigen Fall, der beweist, daß diese Kulturgemeinschaft (m. b. H.) auch da protestirt hat, wo der Protest nicht so ungefährlich war wie in Sachen Ferrer. Ich habe die Hilfe der Herren nie gebraucht, werde sie niemals wünschen, bin gewohnt, meine Fehden allein auszufechten, und habe nicht an mich gedacht, als ich die Kulturbürgen mahnte, das Schwert ihres Wortes zu Haus nicht immer in der Scheide zu lassen. Weiter. Nicht aus der Form, wie Herr Meier-Graefe dem Leser vorreden will, sondern aus dem Inhalt eines Briefes habe ich kriminalpsychologische Schlüsse gezogen; eines Briefes, den Fräulein Soledad Villafranca, um ihren Freund zu entlasten, einem von Ferrers Unschuld überzeugten Interviewer vorgelegt hat; aus der Thatsache, daß ein Angeklagter im Gefängniß einer Hauptzeugin die Aussage vorschrieb. Herr Meier-Graefe bezweifelt, daß der Sturm gegen Ferrers Richter „Marokkos wegen“ entstanden ist. Kein Sachverständiger bezweifelts; und tausend Spanier haben Sätze gesprochen wie diesen, den ich einem am sechzehnten Oktober von einem spanischen Offizier veröffentlichten Artikel entnahm: „Das französische Gelärm für Ferrer verbirgt schlecht die eifersüchtige Wuth unserer Nachbarn über den Fortgang des Rifkrieges.“ Freilich: ein Offizier! Eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus. Ich halte das Pflichtgefühl uniformirter Richter für eben so stark wie das des Herrn Meier Graefe; und daß sie nicht so oft gezwungen sind, ihre Sprüche als irrig aufzuheben, beweist nicht, daß ihre Urtheilskraft geringer ist. Ich meine, daß ein von fünfundzwanzig Offizieren einstimmig gefälltes Urtheil Achtung verdient, bis gegen seine Richtigkeit ein Beweis erbracht ward. Herr Meier-Graefe hat keinen erbracht; nicht den Schatten eines Beweises. Er hat geglaubt, was er in irgendeiner Zeitung las. Ich las in mancher von ansehnlichem Rang über ihn, daß er ein in Paris verunglückter Geschäftsjude sei, der in schnöder Profitgemeinschaft mit anderen Kunsthökern den Deutschen ihre Ideale zu verekeln trachte, Böcklin und Menzel, Klinger und Thoma. Wenn in Aragonien oder Hinterpommern Einer diesem Lügenwust glaubt und Deutschland von solchem Schädling zu befreien sucht? Herr Meier-Graefe hat das ihm Aufgetischte nicht sorgsamer geprüft; und schlimmeres Unheil angerichtet als die Kujone, deren Stichelei ihn aus aller Mannesfassung riß. Er hat eine Riesendummheit gemacht, Andere dazu verleitet und will sich nun, statt in Scham zu gestehen, mit Rabulistenkunst vom Pfahl losschwatzen. Von dem im Wesentlichen immer Ernsthaften, dem der Plan der deutschen Jahrhundertausstellung und die Auferstehung Hansens von Marées, des im Irrlichteliren doch Meister Gewordenen, zu danken ist, hätte ich mehr aufrechten Muth erwartet.

Wenn sich bei uns die Notabeln zu einer Erklärung vereinen, kommt jedesmal eine große Dummheit heraus: also sprach Treitschke. Die „Intellektuellen" sollen sich ums Reichsgeschäft kümmern (dann dürfen sie auch „ihre Meinung über rein politische Fragen äußern") oder in den Elfenbeinthürmchen ihrer Vorstellungwelt bleiben (und weiterträumen, in der Politik handle sichs entweder um die „großen Eigenschaften der Menschheit" oder um „das Schauspiel, wie der eine Diplomat den anderen überlistet"). Statt in ewigen Wahrheiten herumzustochern und mit lautem Gekräh loszukollern, wenn ihnen eine Uniform oder Kutte als Federviehscheuche vorgehalten wird, sollen sie fragen lernen, wohin in einer bestimmten Stunde der Kompaß des deutschen Interesses weist. Oder schweigen. Nicht in fremde Gerichtsbarkeit dreinreden (auch im Fall Dreyfus, von dessen Beurtheilung ich nichts zurückzunehmen und über den ich jetzt nichts nachzutragen habe, hat die deutsche Ingerenz nur geschadet, die Fanatiker zu einer bis ins Verbrechen langenden Abwehr aufgestachelt) und nicht von „Justizmord" schwatzen, weil ein Schreiberhaufe ihnen grasse Verletzung aller Rechtsnormen vorgefabelt hat. Ihre anmuthigen „Fiktionen" nicht auf Reichsunkosten nähren. Ob Ferrer als Schuldiger oder als Unschuldiger verurtheilt worden ist, ob seine Richter sich von der Erinnerung an die vom meuternden Pöbel gemordeten, mit Kanibalenwonne gemarterten Kameraden den Rechtssinn zur Rachsucht trüben ließen: diese Fragen haben zunächst doch wohl die Spanier zu beantworten. Die schweigen. Nannten den Namen des erschossenen Anarchisten weder in der Kammer noch in Volksversammlungen als eines Märtyrers. Und den von draußen her Polternden hat der junge Herr Alfons nicht schlecht gedient, als er in der Interview mit einem pariser Preßritter sagte: „Unbegreiflich ist mir, daß zu den Protestanten Leute gehören, die man Intellektuelle nennt. Ein Gelehrter, der seine Experimente hundertmal nachprüft, ehe er ein Sterbenswörtchen von seiner Entdeckung verlauten läßt, und dessen Ehrfurcht vor der Wissenschaft so tief wurzelt, daß er eine Behauptung erst wagt, wenn sie unwiderlegbar erwiesen ist, dieser selbe Gelehrte, dieser Intellektuelle schnaubt ohne jede Prüfung des Thatbestandes gegen ein Urtheil, dessen gesetzliche Grundlage er gar nicht kennt und dessen Gerechtigkeit durch die flecklose Ehre spanischer Offiziere verbürgt ist."

Genug. Zu viel schon. Dem Frommen giebts der Herrgott im Schlaf. Der Dreyfushader hat Frankreich entkräftet und nicht, wie eine Weile zu fürchten war, einen auf raschen Lorbererwerb angewiesenen Prätendenten oder Diktator, sondern die waffenscheuen Jakobinerenkel ans Staatssteuer gebracht. Und für die Fortdauer des franko-spanischen Zwistes, für ein leises Weiterglimmen der Funken mindestens wird, trotz Alfons, Moret und dem von Hano-

taur als Franzosenfreund gerühmten Minister Perez Caballero, die Union des mines marocaines sorgen. Diese von Carbonel, einem Bergingenieur Schneiders aus dem Creuzot, gegründete Gesellschaft zählt neben Franzosen zwar auch große Hüttenwerke Deutschlands und Britaniens, Belgiens und Spaniens zu ihren Aktionären, wird aber von der pariser Regirung in dem Bemühen gefördert, sich in Marokko ein Erzmonopol zu schaffen. Deutsche und britische Concerns haben sich mit ihr abgefunden. Die spanische Gruppe hat sich zum Widerstand gegen sie gewaffnet. Das Mineninteresse dieser Gruppe reicht von Ceuta bis Melilla und ihr Hauptaktionär und Führer ist Graf Romanones, der unter Moret schon einmal Minister war, jetzt aber nicht ins Kabinet getreten ist. Warum nicht? Als die Union des mines marocaines durch das Bündniß mit der in Algerien ansässigen Mokta-el-Hadid-Gesellschaft südlich von Melilla zu Minenbesitz gekommen war und in die spanische Interessensphäre hinüberlangte, ward in Madrid zum Rifkriege gehetzt. Jetzt verflackert der Krieg; und der Chef der Gruppe, für deren Macht er geführt wurde, taugt besser ins Dunkel als an die Rampe; hat da auch Wichtigeres zu thun. Doch im Ministerium Moret sitzen die Parteigenossen und Freunde des Grafen Romanones. Die werden Herrn Carbonel keinen Bissen gönnen. Zwischen beiden Gruppen stehen die Westfalen Mannesmann mit ihrem sehr großen, von Muley Hafid verbrieften, von allen Völkerrechtskundigen als legal anerkannten Erzgrubenreich. Da sind mancherlei Formationen und Kombinationen möglich; und der Deutsche muß bedauern, daß rheinische Hütten, eine berliner Bank und eine frankfurter Aktiengesellschaft sich, allzu früh, den Franzosen verbündet haben. Auch der Regirenden harrt da eine Aufgabe, von deren kluger Erledigung Werthvolles zu hoffen wäre. Ist der Ruf nach kaufmännischer Organisation der Verwaltung wirklich nur, wie verärgerte Geheimräthe stöhnen, eine Schrulle? Ist für die Lebensfragen der Wirthschaft, die sich an allen Ecken heute mit weltpolitischen Problemen verknoten, in der Wilhelmstraße das Verständniß so wach, daß die ordnende, abstaubende, Saumpfade zeigende Hand des Fachmannes entbehrt werden kann? Als unsere Zunftdiplomatie im Scherifenreich verspielt hatte und ihre letzte Stichkarte, die Algesirasakte, in Fetzen lag, haben remscheider Fabrikanten der deutschen Wirthschaft einen Rechtsanspruch auf Marokko gerettet. Ohne ins Blau zu schwatzen; ohne für die großen Eigenschaften der Menschheit die Zunge zu rühren. Sich Besitztitel gesichert; und damit ihrem Lande das Recht zum Einspruch. Schlichte Kaufleute. Kann die Centrale des Reichsgeschäftes noch heute solche Köpfe nicht brauchen?

❦

Der Arbeitnachweis im Ruhrkohlenbergbau.

Seit Jahren schon ist der Arbeitnachweis als eine der wichtigsten sozialpolitischen Fragen erkannt worden und Behörden, Politiker, Menschenfreunde und Interessenten haben sich an ihrer praktischen Lösung versucht. So sind die zahlreichen Arbeitnachweise von Kommunen, gemeinnützigen Vereinen, Arbeiterverbänden und Arbeitgeberverbänden entstanden. Welche Bedeutung auch die Regirungen diesen Bestrebungen beimessen, geht wohl am Besten aus der Thatsache hervor, daß aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds erst neulich dreißigtausend Mark dem Verband der Arbeitnachweise bewilligt worden sind.

Nur selbstverständlich ist, daß Diejenigen, die die ganze Sache nächst den Arbeitern am Meisten angeht, nämlich die Arbeitgeber, auch an der Lösung des Problems mitarbeiten. So sind denn von vielen Industrien, Baugewerbe, Flaschenfabrikation, Textilbranchen, Metallindustrie und anderen, Arbeitnachweise für ihren besonderen Industriezweig gegründet worden, die mit bestem Erfolge und zur vollen Zufriedenheit beider Theile funktioniren. Nun hat auch die rheinisch-westfälische Kohlenindustrie die Errichtung eines solchen Arbeitnachweises beschlossen. Die Hauptstelle wird in Essen ihren Sitz haben, etwa fünfzehn Zweigstellen werden im Kohlenrevier vertheilt und sollen den Arbeitern die Möglichkeit gewähren, sich auf bequeme Weise eine neue Arbeitgelegenheit zu suchen. Diese Centralisation des Nachweises bietet dem Arbeit Suchenden wesentlich bessere Chancen als bisher, weil er dann nicht mehr auf die Umschau in dem engeren Umkreis seiner Arbeitstelle beschränkt ist, sondern durch Vermittelung der nächstgelegenen Filiale Kenntniß von Vakanzen auch in den entfernteren Theilen des Kohlenreviers erhält, wo zur Zeit gerade Bedarf ist, während es in der Nähe vielleicht keine Vakanz giebt.

Bei der großen Bedeutung des Ruhrkohlenbergbaus im wirthschaftlichen Organismus unseres Vaterlandes (an 330 000 Arbeiter sind in ihm beschäftigt) hat dieser Entschluß die öffentliche Aufmerksamkeit bereits zu beschäftigen angefangen. Das Hauptmotiv für den Zechenverband bildeten eine Reihe von Mißständen, die bisher herrschten und unter denen nicht nur die Arbeitgeber, sondern vielfach auch die Arbeiter selbst, zum Theil auch andere Schichten litten.

Zunächst soll dem planlosen Anwerben von Arbeitkräften, das vielfach bisher in mangelnder Uebersicht über das Ganze erfolgte, gesteuert werden. Dabei wird zugleich mit dem Agentenunwesen aufgeräumt werden, das bisher gerade die Arbeiter oft geschädigt hat. Die Vermittelungsgebühren fallen weg und gewissenlose Vermittler können nicht mehr die Arbeiter aus einer sicheren und guten Stellung mit allerlei Vorspiegelungen herausschwatzen, um sie nachher in Verhältnisse zu bringen, die nichts von dem Versprochenen halten und die Leute, die nicht in der unvortheilhaften Lage bleiben wollen, also bald zu einem neuen Wechsel zwingen. Hier sei nur an den einen Fall erinnert, wo ein solcher Agent gerade zur Zeit der Hochkonjunktur tausend Bergleute aus dem Kohlenrevier für die Kaliindustrie wegengagirte; als die Leute nachher an Ort und Stelle ankamen, ergab sich, daß für sie dort gar keine Verwendung war.

Der Arbeitnachweis schaltet den Agenten ganz aus. Anwerbungen von Arbeitkräften werden nur noch nach dem wirklichen, angemeldeten Bedarf der Zechen erfolgen. Das gilt nicht nur für die Verschiebung der Arbeitkräfte im Kohlenrevier

selbst, sondern es wird mit der Zeit auch eine heilsame Rückwirkung auf den Zuzug solcher aus anderen Theilen unseres Vaterlandes wie auch des Auslandes haben. Das ist ein Moment von sehr beachtenswerther sozialpolitischer Bedeutung. Bisher strömte regellos, oft in hohem Ueberfluß eine Menschenwelle aus dem Osten des Reiches oder aus dem Ausland ins Ruhrgebiet, angelockt durch die Chancen gewinnbringender Arbeit, die von früher ausgewanderten Landsleuten oder eben von Agenten beredt angepriesen wurden. Die unausbleibliche Folge war die Anhäufung der zu Vielen zu einem Proletariat von oft recht bedenklicher Zusammensetzung, unter dem schließlich nicht nur das Kohlenrevier, sondern auch die angrenzenden Landestheile, namentlich die großen Städte, zu leiden hatten. Das wird nun aufhören, wenn mit einer Regelung des Arbeitnachweises nach dem wirklichen Bedarf die Chancen des bisherigen wilden Angebotes wegfallen. Diese Centralisirung des Arbeitnachweises wird überhaupt zu einer wohlthätig regulirenden Wirkung im wirthschaftlichen Gesammtorganismus beitragen. Sie gestattet den Ueberblick über ein großes Arbeitgebiet und wird ermöglichen, in Zeiten herannahender Einschränkung der Produktion die überschüssig werdenden Kräfte an andere Industrien oder Landestheile abzuleiten, wo man ihrer bedarf, bei anziehender Konjunktur aber die anderswo entbehrlichen Kräfte heranzuholen. Hierbei wird man überdies stets in der Lage sein, in erster Linie dem einheimischen Arbeiter Beschäftigung zuzuweisen; diesen nationalen Gesichtspunkt hat der allein auf seinen Gewinn bedachte Agent ganz außer Acht gelassen. Der wohlthätig regulirende Ausgleich von Ueberfluß und Mangel auf dem Arbeitmarkt wird zugleich die Möglichkeit zu einer Versöhnung der Gegensätze zwischen Industrie und Landwirthschaft, besonders mit dem Osten des Reiches geben. Das bezeichnet der Zechenverband ausdrücklich als eine seiner Aufgaben. Freilich wird man auf den Zuzug von Arbeitern aus dem Osten, der ja nun einmal unsere Volkswiege ist, nicht ganz verzichten können; aber das bisherige wilde Anwerben, das Wegengagiren von Leuten aus der Landwirthschaft, oft gerade zu Zeiten, wo sie dort unentbehrlich sind, wird aufhören.

Die Regulirung der Arbeiteranwerbung nur nach dem jeweiligen Bedarf wird ganz von selbst einem anderen Mißstand im Grubenbetrieb, dem „Zechenlaufen", ein Ende machen. Bei einem Theil der Bergleute (meist sinds unzuverlässige Elemente aus dem Ausland) hat sich die Praxis herausgebildet, alle paar Monate, an manchem Ort zehnmal im Jahr, also fast nach jedem Lohntag, die Arbeitstätte zu wechseln, in dem unsteten Drang, sich zu verändern und dabei vielleicht zu verbessern. Dieses Zechenlaufen ist schon lange ein Gegenstand ernstester Sorge für die Bergpolizei wie für die verantwortlichen Zechenbeamten; denn die Eigenart des bergbaulichen Betriebes setzt im Interesse seiner Sicherheit in erster Linie eine mit dem Ort vertraute, eingewöhnte Belegschaft voraus. Die amtliche Statistik der Königlichen Revierbeamten bestätigt, daß auf den Zechen mit dem größten Belegschaftwechsel auch die meisten Unglücksfälle vorkommen. Den deutlichsten Beweis dafür liefert eine Zeche im gelsenkirchener Bezirk, wo allein auf einem einzigen Schacht, in dem solcher ständige Wechsel der Belegschaft (man ist hier, als auf einer neuen Anlage, fast ausschließlich auf Ausländer angewiesen) üblich war, mehr Unfälle im Jahr vorgekommen sind als auf allen übrigen Zechen im Revier zusammen. Dabei ist zu beachten, daß solche des Ortes unkundigen Arbeiter nicht nur sich selbst, sondern oft auch Mitarbeiter gefährden.

Eben so wird der Arbeitnachweis auch dem Kontraktbruch steuern, der bei unzuverlässigen Elementen beliebt ist. Der ordentliche, seßhafte Arbeiter, der seine Familie hinter sich hat (also die große Mehrzahl), wird ja von all diesen Dingen kaum berührt. Im Uebrigen hat bei dieser Gelegenheit der Zechenverband seine Maßnahmen gegen solche Kontraktbrüche sehr bemerkenswerth gemildert; während der Schuldige bisher volle sechs Monate ausgesperrt wurde, für alle Zechen mit Ausnahme derjenigen, die er unter Kontraktbruch verlassen hatte, ist jetzt diese Frist auf nur vierzehn Tage herabgesetzt.

Trotz diesen (mit der Ankündung des Arbeitnachweises zugleich bekannt gemachten) Einzelheiten hat aber die Arbeiterschaft im Ruhrkohlenrevier dagegen bereits einen energischen Protest erhoben. Das gilt freilich zunächst nur von den organisirten Bergleuten, die etwa die Hälfte der Gesammtbelegschaft von 330 000 Mann ausmachen; wahrscheinlich werden aber auch die anderen Arbeiter, unter dem Andrängen der gewerkschaftlich Organisirten, mitmachen. Man wendet von dieser Seite aus gegen den geplanten Nachweis hauptsächlich ein, daß er die Freizügigkeit des Arbeiters beschränke. Jeder Arbeiter müsse das Recht haben, seine Arbeitstätte zu wechseln, so oft es ihm beliebe. Man fürchtet, daß Leute, die zu oft die Zeche wechseln, fortan nur noch schwer neue Arbeit erhalten werden.

Dieser Einwand erfordert eine vorurtheillose Prüfung. Denn natürlich hat jeder Arbeiter und so auch der Bergmann das Recht auf Freizügigkeit, und wenn der Arbeitnachweis hiergegen verstieße, wäre er anfechtbar und die Regirung hätte unverzüglich dagegen einzuschreiten. Aber so liegen die Dinge hier nicht. Keine einzige Bestimmung des Nachweisestatuts spricht dem Arbeiter das Recht ab, sich seine Arbeit da zu suchen, wo es ihm beliebt, wo er den besten Lohn dafür zu erhalten hofft. Solcher Zwang, solches Verschicken der Arbeiter (wie die Protestirenden fürchten) verböte sich schon aus einem sehr einleuchtenden Grund. Nehmen wir, zum Beispiel, an, da wäre eine Zeche mit besonders günstigen Arbeit- oder Lohnverhältnissen, für die sich, wenn sie Bedarf angemeldet hat, Arbeiter anböten, so würden nicht nur diese Leute, sondern auch die Zechenbesitzer selbst sehr bald laut und vernehmlich Klage erheben, wenn die gebrauchten Arbeiter ihnen nicht schleunig zugewiesen würden, wenn man sie vielmehr anderswohin abschieben wollte. Gerade in diesem Interesse der Zechen liegt also die beste Gewähr für den Arbeiter, daß sich meldende Bewerber bald an der gewünschten Stelle untergebracht werden. Wenn aber im Uebrigen professionellen Zechenläufern ihr bedenkliches Handwerk durch Erschwerung neuer Arbeitgelegenheit etwas gelegt würde, so hätte der solide, seßhafte Arbeiter doch nur den Nutzen davon und also wahrhaftig keine Veranlassung, die Sache minderwerthiger Elemente zu seiner zu machen.

Was die Rechtsseite der Angelegenheit anlangt, so wird man billiger Weise den einzelnen Zechen eben so wenig wie ihrem Verbande die Befugniß bestreiten können, ihre berechtigten Interessen in Bezug auf Sicherheit und ungestörte Ordnung des Betriebes wahrzunehmen. Beides gefährdet aber der stete Belegschaftwechsel; denn die auf Umschau gehenden Zechenläufer befolgen vielfach auch die eigenartige Praxis, sich auf drei, vier oder noch mehr Zechen zugleich für die Aufnahme vormerken zu lassen; diejenige, die ihnen als die beste erscheint, suchen sie sich dann aus, ohne sich aber bei den anderen wieder abzumelden. Wenn dann der Erste des nächsten Monats herankommt, warten die Betriebsführer dieser anderen

Zechen vergeblich auf den Zuzug der angemeldeten Leute; von hundert treten vielleicht nur vierzig an. Dies Beispiel sagt wohl besser als alle Worte, wie störend die Gepflogenheit des Zechenlaufens für den Betrieb der Werke ist.

Die Grubenarbeiterschaft fordert nun eine Mitwirkung bei dem Nachweis. Solche „paritätischen" Arbeitnachweise sind vielumstrittene Einrichtungen. Unsere im Zeichen der sozialen Gerechtigkeit stehende Zeit neigt unleugbar zur Annahme dieser Forderung, in der man die idealste Lösung eines wichtigen Problems zu erblicken glaubt. Ohne Zweifel hat der Gedanke einer Betheiligung des Arbeiters bei der Vergebung der Arbeit auch etwas Bestechendes an sich; er scheint ein Stück ausgleichender sozialer Gerechtigkeit zu bedeuten: und daher erwärmen sich viele im besten Sinn humane Geister lebhaft für ihn. Aber die Sache erfordert doch gerade wegen ihres Gewichtes ruhigste und umsichtigste Beurtheilung; und da zeigt sich denn auch hier, daß, was theoretisch so vollkommen erscheint, im nüchternen Licht der Praxis schwere Mängel aufweist.

Gegen die Mitwirkung der Arbeiter wäre im Prinzip ja gewiß nichts zu sagen. Nur gestaltet sich die Situation gar bald so, daß die Vertretung der Arbeiterschaft im Arbeitnachweis in die Hände der gewerkschaftlichen Organisationen geräth, die ja überall die Führung der Massen an sich reißen und dem besonnenen, ruhigen Gros der Arbeiterschaft ihre Meinung einzuimpfen wissen. Gerade im Kohlenrevier haben die allbekannten Ausstandsbewegungen des letzten Jahrzehnts Das bewiesen. Was würde also die Folge im gegebenen Falle sein? Die Vertreter des sozialdemokratischen „Alten Verbandes" und des „Christlichen Verbandes" der Grubenarbeiter (der in unbedenklicher Agitation mit den Sozialdemokraten wetteifert) würden sich auch im Arbeitnachweis einnisten und hier in erster Linie ihren Parteigenossen Stellungen zuweisen. Darunter hätte der große nicht organisirte Theil der Arbeiterschaft zu leiden. Nicht mehr der geschickteste und brauchbarste Arbeiter hätte die größte Anwartschaft auf Berücksichtigung bei der Arbeitvergebung, wie es doch natürlich wäre, sondern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei würde die besten Chancen für das wirthschaftliche Fortkommen des Einzelnen sichern. Aber damit würde man sich noch nicht begnügen. Wer den Konkurrenzkampf der eben erwähnten beiden großen Verbände kennt, ihr Bestreben, einander in der Agitation für ihre Sache und im Kampf gegen das Unternehmerthum zu überbieten, Der kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß man die nun gewonnene neue Möglichkeit zur Propaganda mit allen Kräften ausnutzen wird. Die Verhetzung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern würde nun also auch auf dem Gebiet des Arbeitnachweises aufs Energischste fortgesetzt werden. Den Anlaß dazu böte ja stets die Lohnfrage, die hier die Hauptrolle spielt. Das Ergebniß wäre eine Häufung des Zündstoffes, der schon jetzt in Ueberfülle vorhanden ist.

Man wird also dem Zechenverband kaum verdenken können, daß er keine Neigung zeigt, auf solches Ansinnen einzugehen und mit den Bergarbeiterverbänden in diesem Sinn zu verhandeln; um so weniger, als diese Verbände ja nicht die Repräsentanten der gesammten Belegschaft, sondern nur eines bestimmten Theiles sind. Auch kann sich der Zechenverband darauf berufen, daß er mit seiner geplanten Einrichtung kein Novum schaffen, sondern nur einführen will, was anderswo schon lange unangefochten besteht, und zwar mit bestem, selbst von der Arbeiterschaft anerkanntem Erfolg. Er kann sich dabei besonders auf den nach den selben

Grundsätzen organisirten Arbeitnachweis der Eisenindustrie in Hamburg berufen, der, mit Mißtrauen aufgenommen und vielfach angefeindet, sich im Lauf der Jahre doch siegreich behauptet und zu einer geradezu vorbildlichen Einrichtung seiner Art entwickelt hat. Den besten Beweis dafür liefert wohl die Klage der sozialdemokratischen Presse Hamburgs, daß die dortige Arbeiterschaft nicht den auch daneben bestehenden gewerkschaftlichen Arbeitnachweis benutzt, sondern die Vermittlung der Arbeitgeber vorzieht, die sich demnach des vollen Vertrauens der Arbeiterschaft erfreuen und ihre Wünsche also wohl auf befriedigende Weise erfüllen muß.

Die mit ähnlichen Einrichtungen gemachten praktischen Erfahrungen geben überhaupt einen brauchbaren Maßstab für die Beurtheilung derartiger Institute und zeigen, wie der Arbeitnachweis in der Hand der Arbeitgeber, statt den Arbeiter zu schädigen, dazu beitragen kann, ihm zu nützen und auf die Beseitignng von Differenzpunkten zwischen beiden Theilen hinzuwirken. Ein paar Fälle aus der Praxis mögen diese Behauptung beweisen. In einem Arbeitnachweis war aufgefallen, daß die Arbeiter keine Neigung zeigten, in eine bestimmte Fabrik einzutreten. Man ging der Sache nach und erfuhr schließlich von den Leuten, daß dort eine Entstäubunganlage in der Werkstätte fehle, was ihnen also den Aufenthalt wenig wünschenswerth machte. Die Sache endete damit, daß man die Fabrikleitung bewog, dem Uebelstand abzuhelfen. Eben so gelang es in verschiedenen anderen Fällen, wo die Abneigung der Arbeiter, eine bestimmte Arbeitstelle aufzusuchen, sich auf eine mißliebige Persönlichkeit in der Werkleitung zurückführen ließ, durch deren Entfernung Abhilfe zu schaffen. Der Arbeitnachweis der Arbeitgeber kann also im Interesse der Arbeiter mit Erfolg wirken. Voraussetzung dabei ist natürlich, daß ein wohlwollender Geist die ganze Institution beseelt und daß man bei der Auswahl der Beamten des Nachweises mit großer Vorsicht verfährt. Nur alte, erprobte Leute der Praxis, die die nöthige Ruhe und den richtigen Takt im Verkehr mit dem Arbeiter besitzen, sind geeignet, diese verantwortungvolle Stellung zur Zufriedenheit auszufüllen und sich das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen. Daß er in diesem Sinn wirken wolle, hat der Zechenverband bei der Ankündung seines Vorhabens ausdrücklich betont.

Wo er bestand, hat der Nachweis der Arbeitgeber nur günstige Resultate aufzuweisen gehabt. Zwar rangiren die Nachweise der Arbeitgeber ihrer bisher nur geringen Zahl nach erst an zweiter Stelle unter den verschiedenen Kategorien von Arbeitnachweisen. Wenn man aber die praktischen Leistungen dieser Institute vergleicht, zeigt sich, daß die Arbeitgebernachweise, trotz ihrer geringen Zahl, mit der absoluten Ziffer der vermittelten Arbeitgelegenheiten die zweite und mit ihren relativen Leistungen sogar die erste Stelle einnehmen.

Noch einmal sei hier auf den Ernst der Frage hingewiesen, der durch den Protest der Bergarbeiter mit seinem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf die sich eventuell ergebenden Konsequenzen klar zum Bewußtsein gebracht wird. Diese versteckte Drohung mit einem kommenden Strike als Antwort auf das Vorhaben des Zechenverbandes, mit einem Strike, der 330 000 Leute mit ihren Familien in Mitleidenschaft ziehen würde, zwingt nicht nur alle Betheiligten zu ernstester Behandlung der Sache, sondern auch Jeden, der diese Frage in der Presse oder sonstwo in der Oeffentlichkeit zu behandeln unternimmt.

Düsseldorf. Dr. Paul Grabein.

❦

Reife.*)

Oh!... Der junge Schriftsteller athmete auf. Ja, Das war es! Das war das Werk, das ihm gelingen sollte, das allein! Jenes süße und reife Buch, das den Rausch ersten Empfangens nicht ernüchtern, sondern hell und geklärt erhalten würde in einer tiefen, stillen Befriedigung. Wie sollte es ihn anstrahlen mit dem weichen Glanz seiner zärtlichen Perioden, wie sollte es ihn warm umhauchen mit dem Duft seines vollen und verklärten Lebens! Oh, die Feder zu führen, im stillen Winkel, von der Lampe gekost, den süßen Trank der Rede zu keltern und zu schlürfen . . . Giebt es höhere Wonne?

Mit glänzenden Augen besah er das schöne weiße Papier, das sich mit allen Kostbarkeiten bedecken sollte. Und er fühlte sich wundersam ergriffen. Er ließ in seiner Phantasie Zeile für Zeile laufen, glatt, in gleichmäßigem Fluß über die wundervolle weiße Einöde, und genoß mit geistigen Zungen die weiche und schimmernde Schönheit, die in den Strömen schwarz-weißer Eintönigkeit nur dem Wissenden verborgen war.

Er fühlte sich inspirirt. In seinem Kopfe war eine brauende Fülle. Er reckte die Arme, spannte in einem inneren Erheben die jubelnd arbeitende Brust und lehnte sich, als hätte ihn die Explosion der Kräfte erschöpft, mit einem verlorenen Lächeln in seine Sofaecke zurück.

Und der dämmerige Grund seines Zimmers belebte sich. Ihm war, als sei jede Leere erfüllt mit etwas Warmem und Reichem, als hüpfe sein zersprungenes Herz in jedem Winkel. Die Gegenstände waren ihm näher gerückt, sie schienen alle zu leben und ihn zu lieben und mit der Brüderlichkeit einer freudigen Seele umarmte er Alles, was seinem Jauchzen nahstand.

Und dann trat eine zitternde Hast in seine Hand. Es war nichts deutlich in ihm; er fühlte sich von dunklen, ungewissen Mächten gelenkt. Er mußte die Feder ergreifen und in irgendeiner Bestimmtheit über die Blätter führen. Keine Form stand sichtbar vor dem Auge seiner Seele; das Wogende der Pläne vertrug noch keine Linien. Und doch: als er besah, was er geschrieben, fand er, daß es gut war. Erlöst, in einer gedankenvollen Ruhe durchmaß er die Reihen des Geschriebenen; aber er konnte nicht verhindern, daß sein Blick abirrend beständig an der obersten Stelle haften blieb, da in kräftigen Zügen zu lesen stand: Das Buch meiner Jugend.

— —

Da war Mancherlei, was die früh gereifte und grübelnde Jugend des Schriftstellers beschäftigt hatte. Sein Pult barg allerlei Dinge, in denen sich der April einer leicht erschütterten Seele ausgelebt hatte. Von Trotz und Hader, von Höhendrang und einer reinen Erhabenheit war manches unbedacht-einfältige Wort geflossen, aber eine von schweren Ahnungen beschattete Melancholie hatte aufgesaugt, was an Gewöhnlichem sich einfand. Besonders in seiner Prosa war Etwas, das sich wie weicher, dunkler Sammet anfühlte; Etwas, das wie ein thränensattes Auge aus hartem, verlogenem Schleier hervorbangte; etwas ganz Unaussprechliches, das

---

*) Diese Skizze hat der jung gestorbene Schriftsteller Müller-Kaboth hinterlassen, dessen Wesensart und Begabung Herr Meier-Graefe hier dargestellt hat. Freunde Müllers haben die Veröffentlichung dieser charakteristischen Arbeit gewünscht.

süß war wie eine liebe, liebe Hand. Es konnte ihm in wohlwollenden Stunden geschehen, daß er sich selbst mit Wehmuth las; und wie gering auch seine Ironie von seinen begrabenen Erzeugnissen dachte: er fand bei vielen Vergleichen, daß seine Art, sich zu geben, oft eine vollendetere Anmuth, einen reicheren Wohllaut und einen stolzeren Adel aufwies.

Er hatte Alles eingesargt, was seine zwanzigjährige Jugend ihm geschenkt, hatte es gleichmüthig weggethan wie Etwas, von dem man weiß, daß es nicht verloren geht, wenn man es hurtig verläßt. Er gab sich auch was darauf zu Gut, daß er spöttisch belächeln konnte, was noch gestern in einem bewegten Inneren als das Glück einer fruchtbaren Empfängniß gegolten: nicht Jeder war zeugend genug, dem scharfen und fegenden Zug der Erkenntniß so viel Raum in der Seele zu leihen. Aber auch ihm erging es wie den Vielen, die, schnell fertig, dem ewig Neuen sich ergeben: eines Tages fand er sich einem dunklen Nichts gegenüber, das ihn mit hohlen Augen anstierte und seinem gehetzten Verlangen nichts mehr hergab als das schmerzlich dämmernde Bewußtsein, daß er in die Irre gegangen sei. Er fühlte sich leer und abgespannt; er sah keine Farben mehr; keine aufglühenden Röthen; ein totes Grau trieb seine entsagenden Augen innenwärts. Er konnte Tage lang umhergehen und an nichts denken, er glaubte, zu gleiten, und ließ sich steuerlos dahinführen; seine Gedanken athmeten die matten Flüge regenschwerer Vögel. Er ging und sah die Menschen, sah Dies und Jenes, das ihn eine Weile beschäftigte, aber wenn er nach Haus kam, hatte er Alles vergessen und seine entleerte und leichte Seele glitt schnell hinüber in einen traumlosen Dämmer. Er konnte nicht sagen, daß er sich selbst mit Schmerz empfand; Etwas in ihm lebte wie die ungewiß wogende Stimmung eines Genesenden, dem die Unthätigkeit seiner Glieder und die markerweichende Schwäche gar nicht bewußt werden, der in einer fast süßen Unbewegtheit als ein unbekümmerter Genießer der Gegenwart alles Zukünftige verhüllt. Es drängte ihn nicht, aus seinem antheillosen Stillsein sich zu irgendwas zu stacheln, das eine gewisse Kraft nicht entbehren konnte; er fühlte sich nicht arm, nur ein Wenig erschöpft; und er konnte sich nicht verhehlen, daß er insgeheim hoffe. Wie einen Schlafwandelnden leitete ihn ein sicherer Instinkt, daß ohne sein Zuthun, ohne eine Aktion von außen seine innere Kraft, sein Trieb zur Arbeit und zum Gestalten von selbst aufblühen und ein geduldiges Warten mit reicheren und reiferen Früchten lohnen würde.

— —

Manchmal war es doch über ihn gekommen mit einer grenzenlosen Angst. Wenn er mit seiner brütenden Einsamkeit über die Straßen ging und die Menschen, schöne und geputzte Mädchen, süße, volle, verlangende Frauen an sich vorüberhasten sah, konnte er nicht verhindern, daß ihm die Augen übergingen. Es kam ihn an wie ein Mitleid mit sich selbst, wie ein Bangen, ein wildes Entsagen und eine milde Wehmuth, die mit verstehender Ironie über alles eigensinnig der Seele Abgeforderte lächelt. Er trug seine schöne verheißende Jugend gebannt in den Mantel verstaubter Grübelei, zwecklos und irr zog er seines Weges, ausgestoßen von Allem, was jenen Menschen das sinnverwirrende Lächeln auf die Lippen zaubert, abgetrennt auch von den hohen Wonnen eigenen Schöpferwahnes, ein müde Taumelnder, ein verdurstender Falter, dem keine Blumen winken, ein abgerissenes Blatt, das, vom Winde gehetzt, noch eine Weile flattert und dann der Erde zu-

fällt und verdorrt. Aber seine Männlichkeit duldete kein Mitleid: er trotzte. Er hüllte sich fester, entschlossener in den menschenwehrenden Mantel des Einsamen, stärkte das Bewußtsein seiner Höhe mit künstlichen Tropfen, die er seinen zahlreichen Versen entzog, und glitt mit bitterem Lächeln wieder in das Gewühl der Erbärmlichen, die auf glücklichen Wellen dahinschaukelten und seiner am Ufer nicht achteten. Dann schritt er mit gesenktem Haupt einher und seine Seele verging in einer schweren Melancholie; stammelnd flüsterten seine Lippen hoffnunglose Worte; aber die Worte strömten die Schwere des Gefühls und wurden Rhythmen: und leise formend gebar seine thränende Weichheit ein einsam müdes Gedicht.

Diese Gedichte, verschleierte Formen einer leisen, weichen Bewegung, weniger in Glanz und Farben gebadet als in die milden, ahnungreichen Nebel gehüllt, die über abendliche Fluren tief und innig sich verbreiten, waren das Einzige, was in dieser trägen, in sich ruhenden Zeit seinem dichterischen Impuls entsprang. Ein jämmerliches Heim, das keine Sammlung zuließ, zwang ihn, in dem lärmenden Gewoge der Straße seine Einsamkeit zu suchen, in der er sich finden konnte. Und wie er wohl ein scharfes und schnelles Auge besaß, so glich doch seine Natur einem tiefen, gefüllten Becken, dessen leicht gekräuselte Oberfläche die Ruhe der unteren Schichten schwer erschüttern konnte. Er sah Vieles und hing doch beständig dem einen Gedanken, dem einen Vers nach, der ihn bewegte, noch ehe er sah. Er war ein arger Träumer.

Aber es konnte sich begeben in dieser Zeit, die nichts des Nachsinnens Werthes bot, keine Pläne, keine wogenden Gedanken, die Form gewinnen wollten, daß er mehr als sonst über sich nachdachte. Er grub in seinen Erinnerungen und begann plötzlich, ein Interesse für Das zu fühlen, was früher erschütternd in ihm gehaust hatte. Ein ahnender Instinkt rührte sich; er prüfte nicht, er machte sich nichts klar, aber aus einem halb verhüllten Bewußtsein dämmerte es wie eine Verheißung. Seine Seele wurde mit einem Male voll; ein Glück erfüllte ihn, das aus einer Gewißheit stammte. Und die Gewißheit war heimlich und tief, daß er sich keine klare Rechenschaft geben konnte. Sie schien ihm eingeboren zu sein und zu erwachen und mit ihrer ersten Bewegung eine Erhobenheit auszubreiten, wie das Kind, das, den Leib der Mutter ausfüllend, erwächst. Man darf sie die Gewißheit der Reife nennen. Es lockte ihn, die Grundlagen seines jetzigen Seins aufzudecken, und er empfand eine Befriedigung dabei, wie sie ihm die Ausgestaltung künstlerischer Absichten früher nie gegeben hatte. Sollte er beständig an Dem, was vielleicht im Eigentlichen das Dichterische war, einfach vorbeigegangen sein? Er wußte doch, daß ihn, der Alles, was er früher geschaffen, überwunden zu haben glaubte, immer noch ein Band mit den abgestorbenen Früchten seiner gährenden Jugendjahre verknüpfte: Das, was er an persönlichen Bekenntnissen verschämt und mit linkischer Hand in das Brimborium krauser Phantasien eingeschmuggelt hatte. Er konnte nicht leugnen, daß ihm noch Manches zu athmen deuchte, und wenn es eine Zeile war oder ein Wort; es paßte zu ihm, es war sein Eigen, warm, ein zuckendes Stück seines Herzens, das mit den selben Schlägen pochte wie früher. Wie, wenn er nun dieses Herz allein schlagen ließe? Die warme, zitternde Welt seines Inneren allein ausbreitete? Ohne eingebildete Einkleidung, die in den besten Fällen halbverdaute Nachahmung war? Er würde sich nie mehr vor dem Eigenen ekeln, fühlte er; denn sein ganzer Widerwille vor dem Ueberstandenen war nichts als

das Bewußtsein, über all das Fremde, in dessen verehrender Nachbildung seine unsichere Hand sich gefallen, hinausgewachsen zu sein. Die Väter seiner ersten Kinder waren die Ideale, die er anbetete, sie bestimmten die Form, sie gaben den Rhythmus der Bewegung, sie den Inhalt des Gefühls, das sein unreifer Mund mit kindischer Beschränkung aussprach. Er war ja ein klarer Kopf. Wie hatte er gestöhnt, wenn seine unerbittliche Erkenntniß ihm den himmelhohen Unterschied zeigte, der sein Geschaffens von dem Gipfel des Erstrebten fernhielt! Sich selbst finden, war die erste Pflicht; er jauchzte. Das war das wohlthätige Gegengift gegen seine abenteuernde Plänesucht, diese letzte, träge Leere . . . Nun hatte er nichts, als was von der Fülle des erschütternden Lebens in seine Seele gesenkt war, nichts als die räthselvolle Form, die ein langsames Erleben in der Unbewußtheit befruchtender Augenblicke aus seinem Thon gebildet. Diese Form galt es zu deuten. Das war des Dichters Werk.

— —

Er wurde fanatisch. Seine Jugend brauste auf und fegte hinweg, was nicht mehr passen wollte. Jegliches Erfinden erschien ihm als ein Anlehnen an Ueberkommenes, jegliche bewußte Formung erfüllt von den Makelzügen der Ueberlieferung. Absage galt es zu künden, bündig und hart, all den Götzen, denen die kindliche Pietät geopfert hatte. So wird die Inbrunst des eigensten Reichthums. Und mit der schmerzlichen Aufgewühltheit, die alte Hoffnungen zertrümmert und mit ihnen all Das, was sie vollbrachten, weihte er sich der neuen Zuversicht und dem beglückender Vollbringen, das sie verhieß:

Ja, so will ich mit trotzigen Händen
Reißen den Brand, der die Seele zerwühlt;
Freuden sind hier und aller Enden,
Qualen hab ich genug gefühlt.

Brauchst nun nimmer dem Himmel zu rauschen,
Der Dich mit Wahnlichtsernen betrügt,
Meer meiner Seele; Du magst nun lauschen,
Was Dir die eigene Stimme lügt.

Brauchst ja Lügen immer zum Leben,
Nun so berausch' Dich am eigenen Klang;
Was Dir die Fernste der Fernen kann geben,
Gleicht nicht dem Lied, das Dir selber gelang.

Quäl' Dich in Deine eigenen Tiefen;
Sehnsucht zeugt wohl lockenden Traum,
Aber die Wellen, die aufwärts riefen,
Sind nur kraftlos, sinkender Schaum.

Tief' Dich, tief' Dich, Meer meiner Seele,
In den Tiefen ist Leben, ist Sinn;
Willst Du, daß sich der Himmel vermähle
Mit Dir, Du stürmendes Meer meiner Seele,
Gieb Dich ihm tief und ruhig hin.

Arthur Konrad Müller.

❧

Marées in Paris.

Der Herbstsalon hat unserem deutschen Meister eine gastliche Stätte bereitet. In einem besonderen Flügel des Grand Palais, fern aller Tageskunst, sind zwei große und doch intime Räume geschaffen, in denen bei seitlichem Nordlicht drei schleißheimer Triptychen und zwei Dutzend anderer Bilder zu würdiger Wirkung gelangen. Diese Säle sind das feierliche Refugium der Besucher. Auch viele Franzosen empfinden Das. Erscheint es ihnen frevelhaft, unseren Marées in eine Linie mit ihrem göttlichen Puvis de Chavannes zu stellen, der seinen Stammesgenossen ein Arkadien schuf, das ihnen als unvergleichbar vorschwebt, so fühlen sie doch, daß auch unser Marées ein Enkel Poussins ist, von dem Paul Desjardins sagte: „Voulant transmettre des émotions, Poussin a compris qu'il les fortifierait en rassemblant dans une composition les objets, disséminés dans la réalité, auxquels les émotions humaines sont liées par une association immémoriale et subtile.“ Der pariser Malerkreis, der heute auf Hellmalerei eingeschworen ist und dadurch eben so enge Einseitigkeit beweist wie die früheren im umgekehrten Sinn, lehnt Marées als Museumskunst ab. Andere, wie der jüngste französische Freskenkünstler René Piot, spielen gerade Puvis gegen Marées aus, indem sie sagen, Puvis' Wanddekorationen haben Maß. In einer wunderbaren Oekonomik schuf er mit seiner spirituellen Kunst eine Belebung der Fläche, deren räumliche Tiefe mehr ideell bleibt und sich deshalb immer der umgebenden Architektur einfügt, während Marées tiefe Löcher in die Wand reißt, in denen die Figuren reliefmäßig auftreten. Dieses Verfahren, das durch die Schwere der Farben noch brutaler verstärkt wird, sprengt den Raum, den der Künstler zusammenhalten soll, auseinander. Nur die Pariser, die in der Tradition, die Puvis schuf, befangen sind und nicht links noch rechts sehen, können so sprechen. Der Hauptunterschied zwischen Puvis und Marées liegt in dem verschieden gearteten Rassenempfinden. Uns macht Puvis, trotz aller Anmuth und stilistischen Sicherheit, frösteln, während Marées die zarteren Franzosen erschreckt. Der Deutsche weitet den Raum, in den er seine Fresken setzt, nur mit anderen Mitteln, die sein faustisches Temperament ihm diktirt. Ein Franzose, den ich durch die Ausstellung führte, prägte das Wort: „Il a quelque chose de votre race faustienne.“ Aber auch er wandte sich von den großen Fresken ab und begeisterte sich erst vor den Staffeleibildern, den Bildnissen, den mythologischen Szenen. Vor der Erinnerung an Rubens und dem Philippus fragte er, ob Marées Daumier und Delacroix gekannt habe. Er staunte, daß ein Deutscher unabhängig von den großen Franzosen die selbe Farbenromantik in braunen Tuschen mit rembrandthaften Schatten wie Daumier, die selben Umschreibungen der Formen und eine ähnliche dichterisch-visionäre Koloristik wie Delacroix gefunden hat. Das Entzücken der Franzosen bewirkt die kleine Skizze zu den neapeler Fresken aus dem Museum in Elberfeld in ihrer geschlossenen Linienrhythmik, in der die Pointen so wunderbar vertheilt sind. Lehrt die Pastellskizze zur Werbung, wie Marées eine tiefere Empfindungwelt mit den Mitteln von Degas aussprach, so hätten die leider fehlenden Studien für Neapel, die alte Frau, der Mann mit der Schaufel, den Parisern gezeigt, wie Marées sich mit Manet berührt.

Die Oeffentlichkeit hat die Ausstellung mit so erfreulichem Interesse aufgenommen, daß von einem schönen Erfolge gesprochen werden kann.

Paris. Otto Grautoff.

Elektra und Melisande.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahnd' ich aber ein Verdienst daran, so suche ich ihm beizukommen und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werd ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Goethe, Maximen und Reflexionen.

Bei einer sondernden Rückschau auf die musikalischen Begebnisse des verflossenen Winters leben in der Erinnerung, aus dem Wust von mannichfachen Eindrücken, zwei Werke wieder auf, bei denen ein längeres Verweilen lohnt. „Pelleas und Melisande“ und „Elektra“ sind diese Ueberlebenden. Jene Aufführung war eine Regiethat, die größte, die uns Gregors Komische Oper bisher geschenkt hat, diese „Oper“ ist eine Musikthat, die den Glauben an ein Genie bestärken und vertiefen hilft. Daß diese beiden Werke herausragen und wie sie es thun, ist mehr als ein Zufall und hat mehr als lokale Bedeutung. Ist charakteristisch für die Wege, die die moderne Musik einschlägt. Sie liegt bekanntlich noch immer in heftigen Wehen; sie ist noch nicht da, so sehr man sich auch nach ihr sehnt. Aber ihre Fühler streckt sie schon lange aus, tastend und vorsichtig hier, schreiend und rücksichtlos da. Sie wäre ein scheusäliger Wechselbalg, wollte man ihr schon ihre Geburt bescheinigen; sie berechtigte zu schönen Hoffnungen, nähme man ihre Aeußerungen für Das, was sie sein sollen: für Regungen neuen Lebens.

Neues Leben tritt um so fühlbarer in die Erscheinung, je mehr das alte überwunden ist. Das alte Leben konzentrirte sich in der Oper um den einen allumfassenden Namen: Wagner. Ihn galt es zu überwinden; denn auch er war sterblich; wurzelte tief in einer Zeit, die uns fern liegt. So weit sein Genius vorauszueilen schien, so viel Ballast schleppte er doch auch mit sich. Das Genie zündet ewig, aber der Ballast drückt mächtig nieder. Wagners Riesenschatten lastete wie ein Alb, gigantisch, bleiern, über den Talenten, die nach ihm in die Schranken traten. Alle zog er an, aber Keiner konnte auf seinem Weg ihn erreichen. Denn: für seine Zeit war Wagner ein Neuerer, ein Revolutionär, der Beginn einer neuen Kunstepoche; für uns, die wir ruhiger blicken können, der Vollstrecker, der Endpunkt einer langen Entwickelungreihe. Auf seinem Weg hat er nichts mehr zu thun übrig gelassen. Mit dem Tristan hat er die übermächtigen Pfeiler eines Riesenbaues mit übermächtiger Kraft ins Luftreich der Kunst gerammt; an ihn ist der Anschluß vergebens gesucht worden. Bis auf diesen einzigen Tristan war Wagner ein Vollender.

Immer ward Jeder, der kam, durch Wagners Lupe betrachtet, mit Wagners Maß gemessen; bis zum Ueberdruß und ungerecht. Das war die ängstliche Suche nach dem „Fortschritt“, ein Produkt ästhetischer Spekulation. Aber ein Fortschritt über Wagner hinaus brauchte kein „Fortschritt“ zu sein, denn in der Kunst giebt es weder eine Höher- noch eine Tieferentwickelung, sondern nur eine Weiterentwickelung. Brauchte am Besten überhaupt nichts mit Wagner zu thun zu haben; denn Wagner überwinden, hieß weder es besser machen noch seine Kunst verwer-

fen, sondern sich bewußt oder unbewußt von jeder theoretischen Beeinflussung abkehren, sich energisch von jedem äußeren Zwange befreien.

Das galt von den zwei großen Eindrücken des berliner Opernwinters. Beide Werke, ganz verschieden geartet, haben die Wuth heiligen Ernstes und das krampfhafte, ehrliche Bemühen jeder Echtheit gemein, treten mit der Kühne der Kompromisse verachtenden Ganzheit hervor und heischen gebieterisch Aufmerksamkeit.

Die Los-von-Wagner-Bewegung, die nirgends die musikalischen Gemüther so temperamentvoll in Bewegung gesetzt hat wie in Paris, erblickt in Debussys „Pelleas und Melisande" ihre bedeutendste Manifestation. Diese Partitur ist so wundersam fein erdacht und gearbeitet, daß nur zu leicht verständlich ist, wie weit die rauhe Wirklichkeit hinter dem Schönheitstraum ihres Ersinners zurückbleiben muß. Die Leichtigkeit tönender Klangwellen, die Obertöne erdhafter Akkorde sollen wie ein warmer Sommerregen, lau, licht rieselnd, die Blüthenknospen maeterlinckischer Poesie nur sanft benetzen und kommen doch nicht los von der hölzernen und blechernen Materie ehrlich arbeitender Orchestermusiker.

Aber der Gedanke an die physisch schmerzhafte und ermüdende Wirkung der Aufführung, die durch die Erinnerungbilder zauberhafter Regiekunst doch nicht ganz paralysirt werden kann, schwindet dahin bei der Lecture dieser Wunderpartitur. Hier lebt Alles auf. Wie es Dramen giebt, die man nur lesen darf, denen das Rampenlicht ihre feinsten Wirkungen raubt, so Partituren, die man nur mit dem geistigen Ohr genießen darf. Solches Werk ist Debussys „Pelleas und Melisande".

Das asketische, selbstbescheidene Prinzip des französischen Artisten: „Die Musik als Dienerin" ist hier auf die Spitze getrieben, mit unheimlicher Konsequenz durchgeführt. Debussys Musik dient der Unwirklichkeit fabelhafter Märchenwelt als geheimnißvoller Unterton und füllt diesen selbstgewählten Beruf so aus, daß es unmöglich ist, sich eine andere Musik zu Maeterlincks Dichtung zu denken. Entweder hat sie in diesen Tönen ihren adäquaten musikalischen Ausdruck gefunden oder sie entzieht sich überhaupt einer musikalischen Gestaltung. Wie Debussy seine Wirkungen erreicht, wie er all diese fremdartigen Tonfolgen hört: Das ist sein Geheimniß. Das Geheimniß eines Zauberers. Diese Musik, die außer der Farbe, Dynamik und Bewegung Alles negirt, was wir uns gewöhnt haben, unter Musik zu begreifen, bringt in der Verkettung und Aneinanderreihung verschiedenartigster Klangkomplexe so Neuartiges, Unerhörtes, daß die damit geschaffenen Ausdrucksformen unerschöpflich scheinen. So körperlos wie die Menschen bei Maeterlinck für uns sind, so regellos dieses „Drama" ist, so auch die Musik, die Debussy dafür ersann. Huschende, von der Tiefe leis heraufschlängelnde Triolen, auf- und abwiegende Bässe, zitternde Flöten, langgehaltene Oboen, glucksende Harfen, Pizzicati und heimliche Seufzer sind das Orchester. Dazu tritt die Singstimme, peinlich genau zwar notirt, aber doch nur, um einfach psalmodirender Deklamation Richtschnur für Höhe und Tiefe zu geben.

Das ist das Bild dieser geistvoll-monotonen Partitur, die zurückhaltend, in sich gekehrt und unbuhlerisch, das Schwebende, Drängende, Geheimnißvolle, das ängstliche Fragen, das zitternde Pathos liebesehnender Seelen in Töne bannen wollte, wie sie der Dichter sich träumen mochte.

Der ganz große Kampf des Winters aber galt der „Elektra", die in Dresden aus der Taufe gehoben wurde. Ihr Schöpfer wurde um diese Erstaufführung,

herum noch einige Tage lang gefeiert; mit einer Vehemenz und Begeisterung, die ordentlich wohlthuend abstach von der Laschheit und Lauheit, die sonst hierzulande in Kunstdingen herrscht. Der Kampf hat sich gelohnt; und die Ruhe nach dem Sturm vermag nur hellsichtiger zu machen, wo erstes Anstürmen doch noch leise Zweifel aufkommen ließ. Jede Skepsis schweigt vor dem hinreißenden Eindruck des in lückenloser Inspiration sich aufbauenden einen Aktes. Jeder kritische Wahn gleitet an dem festen Gefüge dieser Partitur ab. Gewesenes, Seinsollendes, Zukünftiges: Alles ist wesenlos gegenüber der Realität, dem blutvollen Dasein der Elektra-Partitur. Es giebt keine Regeln für die Kunst, Innerliches zum Ausdruck zu bringen. Das lehrt Strauß mit jedem neuen Werk. Dieses Innerliche geht seinen Weg eigener Entwickelung, bricht sich nach außen Bahn in jeder Form, die aufnahmefähig dafür ist, und kümmert sich um weiter nichts als um seinen Zweck: singen und klingen machen, wie es da innen singt und klingt. Elektra fragt: „Ob ich die Musik nicht höre? Sie kommt doch aus mir“

Man kann Strauß glauben, daß seine Musik aus ihm kommt. Aus seinem Herzen und Hirn, wie er sie sich ersehnt und erdenkt. Mit all der Naivetät und Vorurtheillosigkeit, wie sie dem Musiker so gut ansteht und beim Genie selbstverständlich ist. Naivetät? Das scheint bei Strauß, dem „Neurastheniker“, dem „Großstadtmusiker“, dem „hypertrophischen Techniker“ ein Witz. Und ist doch nicht nur ein Paradoxon. Denn die Naivetät von Straußens Schaffen ist das beste Theil an ihm. Wäre die nicht, dann wäre er vielleicht wirklich nur das raffinirte Musikungeheuer, der noch nie dagewesene Teufelskerl, als der er gemeinhin mit Abscheu charakterisirt wird. Aber Raffinement und Technik, so erstaunlich an sich, haben nichts mit dem eigentlichen Werth eines Werkes zu thun; wie man sich denn überhaupt hüten sollte, den kritischen Horizont durch Bedenken technischer Art zu eng einzuschränken. Der gute Hanslick hat sich mit seiner ganzen Antiwagnerei nicht so blamirt wie mit der Feststellung, daß im Tristan A dur und As dur ohne Modulation auf einander folge; und Weingartner, der sich in der Praxis, Gott sei Dank, inzwischen eines Besseren bedacht hat, kriecht in seiner „Symphonie nach Beethoven“ an den Riesen Brahms heran, um ihn auf Grund einiger Satzeigenthümlichkeiten der Manier zu zeihen.

Die Naivetät, die rücksichtlose Unbefangenheit, die kräftige Treffsicherheit und nicht zuletzt die skrupellose Banalität bei Strauß bedeuten denn doch mehr als Raffinement und Technik. Sie entspringen alle viel mehr der Keimzelle frischfrohen Musikantenthumes als der klügelnden, effekthascherischen Berechnung. Wie dieses Musikantenthum in die Erscheinung zu treten hat, darf und kann Niemand einem Genie vorschreiben. Strauß kann nicht über seinen Schatten springen; und was seine Partituren an Ingredienzien unserer Zeit mit sich führen, ist im Grunde nichts Anderes, als was Mozart vom ancien régime, Beethoven vom „bestirnten Himmel über sich“ (Kant), Wagner von der Romantik in ihrem Schaffen haben; als was jede Kunst von Einflüssen ihrer Epoche als Bodensatz zurückbehält. Darüber hinaus entscheidet das Genie, bei dem von allem Aeußerlichen zu abstrahiren ist. Und wenn dann das ungeheure technische Können, das Feuer der Rhythmik, die Prägnanz der Motive, die Gluthfarbe des Orchesters und die Banalität der sogenannten Melodik festgestellt ist (als etwas Altes, nicht mehr Aufregendes, beinahe Selbstverständliches), bleibt immer noch die ursprüngliche Naivetät erstaunlich.

Die Naivetät des Genies ist es, die Strauß an jeden Stoff, der seine Sinne reizt, herangehen läßt, und sei er noch so spröd. Sie ist es, der im Grunde Salome und Elektra ihr musikalisches Leben verdanken. Was Strauß reizte, ist klar: Urstoffe mit den Urmotiven der Sinnlichkeit und des Racheburstes. Cyklopenhafte Urgefühle, behauen von Dichtern, die der Ursprünglichkeit keinen Gran nahmen und dazu mit dem blühenden Farbenreiz ihrer Sprache dem malerischen Talent des Musikers einen willkommenen Boden bereiteten. Komponibilität im alten guten Opernsinn oder auch in dem des musikalischen Dramas spielte hier natürlich keine Rolle. Auftritte, Szenen, Ruhepunkte und Höhepunkte waren in der Vorlage gegeben. Der Musiker hatte ein fertiges Werk, das auf ihn wirkte; er hatte seiner Phantasie die Zügel anzulegen und auf seine Musik zu lauschen.

Die Elektra-Partitur ist aus dem Vollen geschöpft. Es giebt in ihr nicht eine Stelle, bei der ein Nachlassen der Inspiration zu bemerken ist. Wurf, Schmiß, ein großer Zug geht durch das Ganze. Dabei überwiegen die wirklich schönen Stellen. Das Orchester pfaucht und prustet allerdings da, wo es der Komponist haben will, mit dem bekannten Furor. Aber von außerordentlicher Schönheit und blendender Pracht, von hinreißendem Feuer und verblüffender Stimmungechtheit sind die entscheidenden Szenen. Die Ursprünglichkeit des Ausdrucks, die sich gar nicht darum zu kümmern scheint, mit welchem Material sie eigentlich arbeitet, die nur krampfhaft auf den Grund der Gefühle hinbohrt, setzt immer wieder in Erstaunen. Das Wort Beethovens: „Die Musik soll dem Mann Feuer aus dem Geist schlagen“, wird lebendig. Die Funken stieben nach allen Seiten; ein Feuerwerk, prasselnd und leuchtend, verzehrend im Rausch.

Der düstere Burghof von Mykene ist der Hintergrund all der wechselnden Begebenheiten, die eilfertig, von unsichtbarer Hand zu eisernem Fortschreiten getrieben, dahinbrausen. Um den Rahmen eines festen Themenapparates, der blitzartig, oft ganz verschleiert, die komplizirtesten motivischen Verbindungen zur psychologischen Charakterisirung benutzt, fügen sich in klarer, deutlich von einander geschiedener Sonderheit die einzelnen Szenen. Mit dem gellenden Aufschrei des kurzen Hauptmotives, das die ganze Oper durchzieht, sind wir in mediis rebus. Nach der keifenden Mägdeszene das erste, tiefe Athemholen: der große Elektra-Monolog. Und so reiht sich Szene an Szene, Bild an Bild: Chrysothemis, Klytämnestra, Orest, bis zu dem fiebernden, taumelnden, ekstatischen Schluß. Mit wunderbar geistvoller Filigranarbeit, die jedem Motiv jede gewünschte Wendung zu geben vermag, mit rhythmischen, harmonischen und vor Allem orchestralen Wundern, die nicht etwa nur rein äußerlich den bunten Text musikalisch illustriren, sondern die überzeugende Kraft der Stimmungwahrheit mit sich führen . . .

Nackte, elementare Urempfindungen haben in der Dichtung „Elektra“ Form gefunden. Haß und Liebe, Racheburst und Sehnsucht schreiten, stampfend wie vor den Tagen der Schöpfung, einher. Ein Musiker suchte nach Tönen dafür, hörte sie erklingen und schrieb sie auf. Nicht immer waren sie schön; aber der Musiker sah wohl ein, daß er nicht anders singen konnte als so, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Und Die seine Musik zu hören verstanden, vergaßen Zeit und Raum und glaubten, den Flügelschlag einer anderen Welt zu vernehmen. Oder einer alten Zeit, da Haß und Liebe, Racheburst und Sehnsucht stampfend einherschritten, wie vor den Tagen der Schöpfung.

Fritz Jacobsohn.

Der süße Harry.

Vor einem Jahr unterschlug der Couponskassirer Goltermann von der Mitteldeutschen Kreditbank eine halbe Million; jetzt ist entdeckt worden, daß Harry Willhardt, der Effektenkassirer der selben Bank, im Lauf mehrerer Jahre 700 000 Mark defraudirt hat. In der Spanne eines Jahres also ein Verlust von fünf Viertelmillionen durch ungetreue Beamte. Wenn man die Wirkung dieser Vorgänge auf die Oeffentlichkeit mit den Worten „peinliches Staunen“ bezeichnet, hat man den mildesten Ausdruck gewählt. In Frankfurt, dem Orte des Verbrechens, waren die Urtheile über die Zustände in der Mitteldeutschen Kreditbank von parlamentarischer Zurückhaltung weit entfernt. Eine Bank, die nur 54 Millionen Mark Aktienkapital hat und über eine keineswegs „weitverzweigte“ Organisation verfügt, müßte doch vor Unterschlagungen solchen Umfanges zu schützen sein. Nach Goltermanns Unterschlagung war im Rechenschaftbericht der Mitteldeutschen Kreditbank zu lesen: „Das bedauerliche Vorkommniß hat uns zu einer Verschärfung der Kontrolmaßnahmen veranlaßt.“ Daß diese Verschärfung nicht ausreichend war, beweist der Fall Willhardt. Ueber den sagte die Bankleitung in offiziellen Mittheilungen an Aktionäre und Kundschaft: „In der Sitzung des Aufsichtrathes wurde der Auffassung Ausdruck gegeben, daß die erlassenen strengen Instruktionen und Kontrolmaßregeln an sich als genügend angesehen werden konnten, wenn auch das neue Vorkommniß zu weiteren scharfen Maßnahmen und zu Aenderungen in der inneren Organisation Veranlassung giebt.“ Man kann nicht behaupten, daß diese Erklärung von überwältigender Durchschlagkraft ist. Wenn die Ueberwachung des Personals noch schärfer werden kann, so ist eben nach Goltermanns That nicht Alles geschehen, um die Möglichkeit einer Wiederholung zu beseitigen. Wars etwa mehr als ein Börsenwitz, als behauptet wurde, die Direktion suche sich mit der Angabe zu entschuldigen, daß die Reorganisirung der Kontrole noch nicht bis zur Abtheilung Willhardts gekommen sei? Sollte wirklich ein volles Jahr nicht ausgereicht haben, um die Neuerungen im ganzen Betrieb durchzuführen? An der Börse hieß es auch, Herr Direktor Mommsen habe an einem Tag zwei Enthüllungen erlebt: das Denkmal seines Vaters und die Unterschlagung Willhardts sei in der selben Stunde enthüllt worden. Zum Lachen ist der Fall aber natürlich nicht. Zunächst glaubte man, Direktion und Aufsichtrath würden, wie bei Goltermann, den Schaden durch den Verzicht auf ihre Tantiemen decken. Diesmal scheint man aber die Aktionäre zahlen lassen zu wollen (der Abwechselung halber: das nächste Mal zahlt wieder die Verwaltung); denn die Direktion machte, tröstend, bekannt, daß sie die Dividende für das ablaufende Geschäftsjahr, die auf 6½ Prozent geschätzt war (auch für 1908 gabs 6½), um ½ Prozent verringern, die Reserven aber nicht antasten werde. Der Verlust der Bank wird auf 400 000 bis 500 000 Mark geschätzt, da ein Theil durch Versicherung gedeckt ist. Die Aktionäre haben natürlich keinen Grund zur Zahlung der Zeche. Für Mängel der Kontrole hat die Verwaltung aufzukommen. In erster Linie die Direktion, die, nach der Bestimmung des Handelsgesetzbuches, die Sorgfalt eines ordentliches Geschäftsmannes anzuwenden und sich vor jeder Verletzung ihrer Pflichten zu hüten hat. Unbegreiflich ist schon, daß bei der Revision nach Goltermanns Unterschlagungen die Fälschungen Willhardts nicht entdeckt wurden, deren Ursprung doch weit zurückreicht. Daß die Entdeckung solcher Verbrechen meist dem Zufall zu danken ist, zeugt nicht für die Wachsamkeit der Aufsichtorgane.

Willhardt arbeitete systematisch. Ein Direktor der geschädigten Bank sprach mir von einem „raffinirt ausgeklügelten" System, das eine Revision ungemein erschwert habe. Wer wäre dadurch entschuldigt? Das Raffinement darf eben nicht über die Vorsicht der Wachmannschaft siegen. Seien wir ehrlich: die Qualitäten des Mittelbankdirektors liegen doch heute mehr in der Sicherheit, die er dem Aktionär und der Kundschaft bietet; weniger in der genialen Aufmachung seiner Transaktionen. Man verlangt nicht übermäßig viel von solchem Bankstrategen; aber die eng begrenzte Leistung müßte wenigstens gut sein. Darin hats bei der Mitteldeutschen Kreditbank gefehlt; und den Vorwurf schwemmt alles Wasser des Mains nicht weg.

Die Persönlichkeit des betrügerischen Kassirers wirkt als erschwerender Umstand. Ein fünfunddreißigjähriger Lebemann mit den Alluren eines von den „Ueberschüssen" der Portokasse lebenden und genießenden Lehrlings. Willhardt war selig in dem Bewußtsein, käuflichen Damen als splendider Kavalier zu gelten. Der „süße Harry" buhlte mit blauen und braunen Lappen um die Gunst der Barmaids und bezahlte die Freudespenderinnen für die Duldung roher Schimpfworte. Dieses sadistische Vergnügen wurde, durch verschiedene Variationen, mit immer neuen Reizen versehen. Wenn die reichen Kaufleute aus den Provinzen in Moskau ihre Geschäfte abgewickelt haben, fahren sie nach Sakolniki zu den Zigeunern und werfen dort die Spiegel ein. Harry Willhardt schwelgte in ähnlichen Millionärspäßen; bezahlte sie aber mit dem Gelde ehrsamer Frankfurter. Und der Ruf, den der süße Harry sich an den bekanntesten Amusirstätten schuf, schien seine Stellung in der Bank zu festigen. Man fragte nicht nach den Quellen, die das üppige Leben nährten. Eine vermögende Frau und ein Lotteriegewinn von 60 000 Mark: Das genügte. Die soliden Direktoren unterschätzten offenbar den Kurswerth eleganter Barbekanntschaften und die Würde des Rennbahndandys. Sonst hätten sie wohl mal erwogen, ob ein so lockerer Vogel an die Effektenkasse tauge. Die Erkenntniß, daß ein Wechsel sich empfehle, kam zu spät. Willhardts System ging davon aus, daß er Unterschriften von Kunden fälschte. Er suchte sich ein paar reiche Leute aus, die bei der Bank Effektendepots hatten. Für deren Rechnung ließ er sich, gegen Quittung, Beträge an der Kasse auszahlen. Die Quittungen waren mit der (gefälschten) Unterschrift des Kunden versehen, wurden also glatt honorirt. Und Willhardt war in der Wahl der „Zahltage" vorsichtig. Er nahm Tage starken Verkehrs, an denen nicht auffiel, daß der Effektenkassirer das Geld für die Kundschaft selbst abhob. Durch genau stimmende Kontoauszüge hätte der Betrug entdeckt werden müssen. Das wußte Willhardt und verschaffte sich deshalb die für die Kunden bestimmten halbjährlichen Kontokorrente, die, von ihm korrigirt, abgeschickt und, als „richtig befunden", der Bank bestätigt wurden. Wie konnte Willhardt sich die Staffelbilanzen, die ihn doch gar nicht angingen, verschaffen? Hier liegt eine grobe Nachlässigkeit vor, ohne die der Schwindel nach kurzer Zeit entdeckt werden mußte. Die Mitschuld irgendeines Angestellten ist nicht erwiesen. Bleibt also zunächst nur die Erklärung, daß eine zur Gewohnheit gewordene „Schlamperei" die gefällige Dienerin des lebenslustigen Kassirers war. Die Banken versenden im Allgemeinen am Halbjahresschluß Kontenauszüge an die Kundschaft. Der Kunde kann aber auch sonst, so oft er will, solchen Auszug fordern. Das geschieht nur selten; man rechnet eben nicht mit Betrügereien und will dem Beamtenheer nicht überflüssige Arbeit machen. Arbeitet das Bureau, dem die Uebersendung der Kontokorrentauszüge obliegt, zuverlässig, so genügt die zweimal im Jahr

erfolgende Abrechnung. Nach den Erlebnissen der Mitteldeutschen Kreditbank dürfen die Institute sich nicht wundern, wenn die Kundschaft alle paar Wochen Neugier zeigt.

Willhardt hatte fünf Separatkonten für Depotgläubiger der Bank einrichten lassen. Auf diese Konten wurden die Summen verbucht, die er abhob. Schließlich präsentirte einmal der Inhaber einer angesehenen frankfurter Firma einen Check und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß für den hohen Betrag, den er haben wolle, die Deckung nicht mehr ausreiche. Der Kunde verlangte Aufklärung: und die Prüfung brachte den Schwindel ans Licht. Ein Zufall deckte ihn also auf; sonst würden die 700 000 Mark sich allmählich zur Million aufgerundet haben.

Das geängstigte Publikum aber fragt: „Giebt es kein Mittel, mich vor den Raubzügen gewissenloser Bankbeamten zu schützen?" Einen Weg zeigte ich hier, als ich von Goltermann und von den Defraudationen bei der Dresdener Bank sprach. Die Inhaber der exponirten Posten müßten so oft, wie es ohne Störung des Betriebes irgend möglich ist, wechseln. Schwindeleien werden meist entdeckt, wenn der Defraudant krank oder beurlaubt ist. Der Vertreter kommt ihm dann gewöhnlich rasch auf die Schliche. Solche Intermezzi müßten zu bleibenden Einrichtungen werden. Außer der Gefahr schnellen Platzwechsels müßte die Zahl und die Plötzlichkeit der Revisionen den Fälscher um Ruhe und Arbeitgelegenheit bringen. Einem, der unter dem Bann der Gewißheit steht, daß täglich kontrolirt werden kann, schrumpfen die Chancen, sich fremden Besitz anzueignen, arg zusammen. Wahrscheinlich wäre die Aufsicht schärfer, als sie vielfach ist, wenn man sich nicht auf allerlei Leute verließe, deren pupillarische Sicherheit niemals in Zweifel gezogen wird. Daß man sich selbst über die ältesten, bestbeleumdeten Beamten täuschen kann, erfuhr die Dresdener Bank zu ihrem Leidwesen. Vor der Kontrole muß jeder Angestellte gleich sein; und keiner darf in der Ausführung der Vorschriften ein verletzendes Mißtrauen sehen. Mit besonderer Sorgfalt müßten die Kontoauszüge für die Kundschaft revidirt werden. Ueberall müßte man eigene Bureaux zu diesem Zweck einrichten und keine Aufstellung hinausgehen lassen, die nicht von der Kontrolstelle geprüft worden ist. Die Organisation muß Betrügereien, an denen Beamte des Abfertigungbureaus mitwirken, unmöglich machen. Jeder auf eine gewisse Zeitdauer eingerichteten Defraudation wird die wichtigste Voraussetzung genommen, wenn man keinen Angestellten sich zu tief in ein Gebiet einarbeiten läßt. Das muß auch bei Besetzung der Kontrolstation Grundsatz sein. Jede Direktion, die den ernsthaften Willen hat, einen zuverlässig funktionirenden Apparat zu bekommen, kann dieses Ziel erreichen. Die Bequemlichkeit und der Glaube an das gute Gewissen sind nicht immer die besten Berather. Reorganisiren ist nicht leicht und verursacht Störungen; aber vor solchen Bedenken darf nicht Halt gemacht werden. Was sollte denn aus unseren Riesenbanken werden, wenn Institute von dem Umfang der Mitteldeutschen Kreditbank nicht für die Wirksamkeit der Kontroleinrichtungen zu bürgen vermögen? Fordert man vom Publikum Resignation? Sollen die Leute glauben, die Grenze der Sicherheitgarantie sei erreicht und könne, trotz der Zunahme der deponirten fremden Gelder, nicht weiter hinaus gerückt werden? Kundschaft und Aktionäre dürfen fordern, daß jedes nicht durch die Geschäftsart bedingte Risiko ausgeschlossen werde.

Für die Anständigkeit jedes Beamten kann keine Bank bürgen. Schwarze Schafe wirds immer geben. Die Versuchung durch Gold und Reichskassenscheine ist zu stark und menschliche Widerstandskraft ist zu schwach, als daß die Welt mit dem Evan-

gelium von der Vernichtung der Erbsünde im Bankbureau beglückt werden könnte. Doch grobe Nachlässigkeit bei der Prüfung des Menschenmaterials und unzureichende Aufsicht sind zu verhüten. Irrig ist der Glaube, Börsenspekulation verleite die Angestellten besonders oft zur Untreue. Den verderblichsten Einfluß hat der Hang zum Luxus; die Großmannssucht; der Wunsch, von sich reden zu machen. Man kann durch strenge Bestimmungen vielleicht die unerlaubten Börsengeschäfte des Personals eindämmen; aber es ist unmöglich, die Triebkraft des Verlangens nach üppigen Genüssen zu beseitigen. Die bleibt bestehen, wie jeder andere menschliche Trieb. Und so werden stets Wege gefunden werden, die zur Kasse des Anderen führen.

Ich glaube, es würde schwer sein, durch neue Aktionen gegen das Spekuliren des Bankenpersonals den Sicherheitkoeffizienten der Verwaltung zu erhöhen. Diese Möglichkeit liefert nur der Bereich der Kontrole. Wers da zur höchsten Vollkommenheit bringt, Der hat Anspruch auf einen Platz im Tempel des Ruhmes. Ladon.

Dieser Platz, Herr Ladon, sei ihm gegönnt. Aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß wir, die nicht in den Chefkabinets der Banken Thätigen, nach meiner Meinung gar keinen Grund haben, die Sorgen der dort Thronenden zu adoptiren. Ich weiß in der Technik der Bankenorganisation nicht Bescheid. Ahne aber, daß der Platzwechsel in dem hier empfohlenen Umfang kaum durchführbar sein wird. Auf einem irgendwie wichtigen Posten ist eine Summe von Kenntniß, Erfahrung, Takt, Diskretion nöthig, die nur in Jahre lang währendem Dienst erworben werden kann. Schon am Kassenschalter eines halbwegs besuchten Theaters ist nur ein Mann möglich, der sein Publikum ganz genau kennt und weiß, wie er die einzelnen Schichten und Individuen zu behandeln hat. Und in dem ungemein verschiedenartig nuancirten Riesenbetrieb einer Bank sollen sechs oder zehn Leute für so schwierige Stellungen tauglich sein? Doch ceterum censeo: Uns gehts nicht an. Mögen die Verantwortlichen nach ausreichender Sicherung trachten. Ist sie nicht zu schaffen, wird die Bank durch Betrüger geschädigt, dann muß Aufsichtrath und Direktion den Verlust decken. Darüber kanns unter ehrlichen Menschen keinen Streit geben; und eine Bankverwaltung, die, weil durch ihre Schuld das Kapital um ein Fünfzigstel gekürzt worden ist, einfach erklärt, sie werde durch eine Schmälerung der Dividende für das Verlorene Ersatz schaffen, — eine solche Verwaltung darf sich höchstens noch ihres ungewöhnlichen Mangels an Schüchternheit rühmen. Von der Mitteldeutschen Kreditbank sagt der Börsenwitz, sie sei eigentlich von allen die größte: wenn man ihr Kredit und Mittel nehme, bleibe immer noch die Deutsche Bank. Ulkig. Ernsthafter das Urtheil eines an Weisheit, Erfahrung und Gold Reichen, der fragte, wie ein vernünftiger Mensch einer Bank, deren Direktor (Mommsen) Zeit zu Parlamentspielerei mit allem Drum und Dran von Fraktionsitzungen und ähnlichem Quark habe, auch nur eine Mark anvertrauen könne. Warum thut mans? Warum läßt das Publikum sein Geld in einer Bank, die nicht fähig ist, das ihr anvertraute Gut zu schützen? Und warum räth die Presse, statt sich mit Erfindung von Kontrolplänen zu bebürden, die, wenn sie durchführbar wären, schließlich dem sachverständigen Techniker auch mal eingefallen sein müßten, den Leuten nicht, ihr Geld schleunig aus den Depositenkassen der schlecht bewachten Bank zu holen? „Weil bei uns gestohlen worden ist, bekommt Ihr weniger Dividende“: wer diesen Satz ruhig hinnimmt und die Unachtsamen mit blauem Auge durchschlüpfen läßt, Der darf sich nicht wundern, wenn dem süßen Harry bald ein mitteldeutscher Schüler erwächst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. November 1909.

Miszellaneen.

Flora berolinensis.

„Auf Allerhöchsten Befehl ist die Wachsbüste, die Geheimrath Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen, für hundertsechzigtausend Mark von Mr. Murray Marks gekauft und im Bronzesaal des Kaiser-Friedrich-Museums aufgestellt hat, am zehnten November 1909 zum echten Leonardo da Vinci ernannt worden." Das ist der unzweideutige Sinn einer Notiz, die aus dem Berliner Lokalanzeiger, dem Organ des Geheimrathes Bode, in die Presse zweier Erdtheile übergegangen ist und dem Deutschen Reich eine höchst unerfreuliche Hohnfluth eingetragen hat. Diese Notiz zwingt auch den Politiker, über den Büstenstreit zu reden, dessen wesentlicher Inhalt seiner Kompetenz doch entzogen ist. Der Geheime Regirungrath Dr. Wilhelm Bode ist Generaldirektor der Königlichen Museen und Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums. Solcher Dualismus behagt manchem Kunstfreund eben so wenig wie manchem politisch Interessirten die Häufung der Aemter des Hausministers und des Oberhofmarschalls in den Händen des Grafen August zu Eulenburg. Doch handelt sichs in beiden Fällen um Männer von ungewöhnlicher Tüchtigkeit. Ueber Bodes Neigung, allerlei Kleinkram von zweifelhaftem Werth, auch beschädigten, in sein Museum zu schleppen (während, zum Beispiel, die Leiter der londoner National Gallery nur das Beste der Aufnahme in den britischen Nationalbesitz für würdig halten), und über die seltsame Art, wie er alte Bilder restauriren läßt, mögen die Meinungen der Fachleute weit auseinandergehen. Verdienstliche Leistung kann ihm kein Gerechter absprechen. Er gilt als ein Trödlergenie, als ein Mann von feinster Witterung für das

Echte und Werthvolle. Galt, trotzdem ihn die Gunst des Kaisers besonnte, bis ins vorige Jahr auch nicht als ein den Feinden moderner Kunst Verbündeter. Er ließ sich von Liebermann malen und fand oft auch bei den Maecenen der Sezession Geld für die seiner Leitung unterstellten Kunsthäuser. Zu anderem Urtheil zwang erst der Fall Tschudi. Als der Direktor der Nationalgalerie (zu dem der Kaiser ärgerlich gesagt hatte, Leute wie Delacroix und Corot sollten „erst zeichnen lernen") ins Wanken kam, erschienen gegen Tschudi Artikel, deren Instigator nur Bode sein konnte; besonders boshafte im Lokalanzeiger, dessen Leitung Bodes alter Freund Otto Röse übernommen hatte. In dieser Zeitung, die sonst jede schroffe Parteinahme oder Polemik meidet, standen nun von dem neuen Chefredaktur geschriebene Artikel, die Tschudi und dessen Freunde mit bösem Spott überschütteten und den Glauben schaffen konnten, all diese Männer seien nur im Geschäftsinteresse einzelner Kunsthändler, insbesondere des (sehr feinen, klugen und im Tiefsten künstlerisch empfindenden) Herrn Paul Cassirer versippt. Artikel, deren Inhalt und (namenlich) Ton verrieth, daß sie aus Gesprächen mit Bode entstanden waren. Der Generaldirektor durfte Herrn von Tschudi, wenn er ihn schädlich fand, im Bereich der amtlichen Instanz mit äußerster Heftigkeit bekämpfen, mußte sogar; durfte aber nicht dulden, daß mit von ihm gelieferten Waffen sein Jugendfreund (der außer einem „Wegweiser durch die Oper Salome" der Kunstkritik wohl nichts gestiftet hat) den manchmal vielleicht allzu laut gelobten Mann angriff, der von dem Generaldirektor geschützt werden mußte, so lange er ihm Untergebener und Kollege war. Die häßliche Geschichte hat dem Geheimrath Bode wichtige Freunde entfremdet; die Erinnerung an diese Dickichtgefechte darf aber das Urtheil über Bodes neues Handeln nicht trüben. Er hat in England eine bemalte Wachsbüste gefunden, gekauft und für ein Werk Leonardos erklärt. Der Mann versteht sein Geschäft und gilt in einzelnen Ländern als eine Autorität ersten Ranges. Hat er wirklich einen Leonardo entdeckt, so ists ein neues Verdienst (das sein Anhang ihm gerade jetzt, nach dem üblen Tschudihader, wünschen mußte); ist auch der Preis nicht zu hoch. Hundertsechzigtausend Mark: immerhin eine Summe, die fünfzig junge deutsche Künstler ein Lehrjahr lang vor Hunger und Prostitution bewahren konnte. Ists aber ganz sicher? Von Leonardo wissen wir, aus den Angaben seines Biographen Giorgio Vasari, nur, daß er, außer dem Modell zu einem Reiterdenkmal, auch Büsten gemacht habe. Sonst nichts; kein einziges Skulpturwerk Leonardos ist uns erhalten; keins wenigstens bis heute bekannt geworden. Und nun, nach vierhundert Jahren, steht ein Museumsdirektor auf und kündet dem Erdkreis:

„Diese Wachsbüste ist das Werk Leonardos da Vinci.“ Wenn Klingers Denkmale und Büsten sammt den Reproduktionen vom durchforschbaren Erdboden verschwänden und nur seine Bilder, der Paris, die Heure Bleue, der Christus, erhalten blieben, müßte ein Museumsleiter, der im Jahr 2309 eine irgendwo aufgestöberte Büste für das Werk Klingers erklärte, auf Widerspruch gefaßt sein; dürfte ihn nicht wie das Produkt niedriger Tücke abwehren.

Das aber thut Bode. „Causa finita est“: als Augustinus das Wort sprach, konnte er sich auf die Beschlüsse zweier Konzilien stützen; den Generaldirektor dünkt die Sache durch sein eigenes Urtheil endgiltig entschieden. Käufer, also Partei, und Richter in einer Person. Wer dagegen redet, ist ein Ignorant oder Wicht. Und die Urtheilsbegründung? Auch Bode kennt ja kein Skulpturwerk Leonardos. Weiß nicht, ob der Bildhauer nicht ganz andere Wege ging als der Maler. Kennt aber die kleine Mädchenbüste im liller Wicar-Museum, die für ein Werk Rafaels gehalten wird, und hat festgestellt, daß die von ihm gefundene Flora in ganz ähnlicher Weise bemalt ist wie dieses berühmte Wachsbild. Formen und Haltung, sagt er, Ausdruck und Lächeln beweisen, daß die Büste von Leonardo in den ersten Jahren des sechzehnten Säkulums in Florenz geschaffen sein muß. Diese Art der Frauendarstellung habe Leonardo in dem Traktat über die Malerei gefordert. Da von seinen Schülern und Nachahmern viele Florabilder erhalten seien, sei erwiesen, daß der Meister selbst „mit einer Florakomposition beschäftigt war und sie sehr wahrscheinlich auch ausführte“. Die für Berlin angekaufte Büste zeige eine viel höhere Meisterschaft und ähnele der berühmten Marmorbüste einer Flora aus dem florentiner Bargello, die als ein Werk Verrocchios gilt, von Bode aber dem jungen Leonardo, Verrocchios Schüler, zugeschrieben wird. „Sie erscheint in Form, Anordnung und Auffassung wie eine Vorstufe zu der Wachsbüste; was dort noch in den Schranken der quattrocentistischen Kunst erstrebt ist, erreicht der Künstler hier in so freier, vollendeter Weise, daß sich ein Meisterwerk wie dieses klassischen Bildwerken, wie der Venus von Melos, an die Seite setzen läßt.“ Der Wachsbüste fehlen die Unterarme; auch der Argumentation, wird Mancher meinen, wichtige Glieder. Doch der Geheimrath ist seiner Sache, seines Sieges gewiß. Ganz gewiß? Dann brauchte er nicht an Gassengefühle zu appelliren; nicht die Tonart zu wählen, die aus seinen durchlässigen Mundstücken schon während des Tschudistreites zu hören war; in die Meinungfehde nicht Dinge hineinzuziehen, die nicht das Allergeringste damit zu thun haben. Ob die Sezessionisten gute oder schlechte Kunst machen, ob Herr Meier-Graefe mit Recht oder Unrecht El Greco, den Tizianschüler, über Velazquez stellt:

die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen beweist nichts für, nichts wider den Werth der Büste. Doch deren Werth, sagt Bode, deren „Echtheit“ wird ja nur von Deutschenhassern, Sezessionisten, Partikularisten, Sensationmachern jetzt noch bestritten; und ist doch gerade durch das Treiben dieser Leute, durch die von ihnen vorgebrachten Dokumente bündig bewiesen worden.

Wirklich bewiesen, Herr Generaldirektor? Einiges aus der Geschichte der Wachsbüste ist jedem Zweifel entrückt. Sie war lange das Eigenthum des Bildhauers Richard Cockle Lucas in London, der sie seinem Sohn hinterließ. Dieser Albrecht Dürer Lucas verkaufte sie 1888 einem Herrn Simpson. Nach dessen Tod wurde sie, mit anderen Gegenständen, für fünf Shilling von dem in Southampton lebenden Herrn Mann erworben. Die nächsten Besitzer hießen Long, Sparks, Spinks, Murray Marks. Auch Long hat nur ein paar Shilling dafür gezahlt. Von Murray Marks kaufte sie Bode für hundertsechzigtausend Mark. Albrecht Dürer Lucas lebt noch; ist einundachtzig Jahre alt, aber im Vollbesitz seiner Gedächtnißkraft. Am zehnten November 1909 hat Herr Thomas Whitburn an den Herausgeber der Times geschrieben: „Auf die Frage, ob die Wachsbüste, die, wie allgemein zugegeben wird, im Besitz von Richard Cockle Lucas war, sein Werk oder das Leonardos ist, kann ich, als einer der beiden noch überlebenden Zeugen, eine bestimmte Antwort geben. Ich habe sehr oft im Atelier des Bildhauers Lucas das Giocondabild Leonardos neben dieser Büste gesehen; ich sah Lucas an der Büste arbeiten und er schilderte mir die Umstände, die ihm diesen Auftrag eingebracht hatten. Schon dadurch haben die Vorgänge sich meinem Gedächtniß eingegraben. Mit absoluter Bestimmtheit kann ich auch versichern, daß Lucas weder damals noch später eine andere Wachsbüste besaß, die dem Giocondabild ähnelte und als Werk Leonardos galt.“ Am zwölften November stand in den Times dann der folgende Brief to the editor: „Mit freudiger Genugthuung habe ich heute früh den Brief meines alten Studiengenossen und Freundes Tom Whitburn gelesen. Ich kann mich noch genau der Zeit erinnern, wo das Gioconda- oder Florabild in das Haus meines Vaters (Nottinghamplatz 40, Marylebone, London) gebracht wurde. Hauptmann Berdmore brachte es in einem Cab; führte auch Herrn Buchanan bei meinem Vater ein. Das Bild war nur in ein Tuch gewickelt. Berdmore lehrte mich damals allerlei Fechterkunststücke, die ich noch heute im Gedächtniß habe. Ich kann mit feierlicher Bestimmtheit versichern, daß weder in meines Vaters noch in meinem Besitz jemals eine andere Gioconda- oder Florabüste war; die einzige aus unserem Besitz ist auf der Photographie dargestellt, die ich Herrn Cooksey (einem Antiquar) gab

und die dann in den Illustrated London News schlecht reproduzirt wurde. Nie ist meinem Vater oder mir irgendeine Büste zum Zweck der Kopirung übergeben worden. Das kann ich mit solcher unanzweifelbaren Sicherheit behaupten, weil ich von meiner frühsten Kindheit bis zu seinem Tode mit ihm in engster Gemeinschaft lebte, zu Haus unterrichtet wurde, an seinen Arbeiten mithalf und sein volles Vertrauen hatte. Whitburn war am Nottinghamplatz oft unser Gast und wird sich noch erinnern, daß mein Vater seinem alte farbige Gläser abkaufte. Ich bin Ihnen in Ehrerbietung ergeben Albrecht Dürer Lucas." Zwei Zeugen leben. Beide erklären in lückenloser Uebereinstimmung: Der bekannte Kaufmann Buchanan hat 1846 Richard Cockle Lucas beauftragt, nach einem Gioconda- oder Florabild eine Büste zu machen. (Daß Buchanan ein solches, dem Leonardo zugeschriebenes Bild hatte, ist durch einen Verkaufskatalog aus dem Jahr 1846 bewiesen. Er hats für sechshundertvierzig Guinees verkauft und es ist jetzt in Basildon in einer der Familie Morrison gehörigen Galerie.) Buchanan hat den Auftrag später zurückgezogen und Lucas die Büste deshalb behalten. Beide Zeugen erklären, daß sie Lucas oft an der Büste arbeiten sahen; daß sie nicht ein Werk Leonardos, sondern Richards Lucas sei, der das Leonardo zugeschriebene Bild als Skulptur nachschaffen sollte; daß im Hause Lucas nie eine andere Büste ähnlicher Art war. Beide führen eine Menge unwiderlegter, unwiderleglicher Details an. Und tüchtige Kunstkenner bestreiten mit äußerster Heftigkeit, daß die im Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellte Wachsbüste, mit ihrem fast modern scheinenden Kopf über nach Empirebrauch zusammengepreßten Brüsten, vierhundert Jahre alt sein könne. Der Generaldirektor der Königlichen Museen aber behauptet: Lucas hat zwei Büsten gehabt, das Original (von Leonardo) und die von ihm angefertigte Kopie; die Büste, die Lucas Sohn und Whitburn gesehen haben, war die Kopie; das Original, ein Werk vom Werth der melesischen Venus, habe ich entdeckt, habe ich spottbillig gekauft und Euch Berlinern in den Bronzesaal des Friedrich-Museums gestellt. Wers nicht glaubt, ist Deutschenfeind, Partikularist, Sezessionist, Sensationmacher. Alle Dokumente (sagt er), die beweisen sollten, daß die Büste modern, also nicht Leonardos Werk sei, „sind veröffentlicht worden: und das Resultat ist, daß gerade die Echtheit der Büste dadurch verstärkt, ja, bewiesen wird." Wörtlich. An Kühnheit und Selbstgefühl fehlts dem Herrn Generaldirektor der Museen jedenfalls nicht.

Auch nicht an Sachkenntniß und Erfolgen, die vor solcher Selbstsicherheit das Staunen mindern. Der Laie darf noch hoffen (und der Deutsche muß wünschen), daß Bode Recht behält. Der Behauptung, die Echtheit sei schon

erwiesen, müßte aber selbst blinder Patrioteneifer widersprechen. Zwei anständige, am Ausgang der Sache nicht irgendwie interessirte Männer, die einzigen aus der Zeit des Buchananauftrages Ueberlebenden, haben mit präzisester Bestimmtheit erklärt: An der Büste, die den Berlinern für ein Werk Leonardos ausgegeben wird, sah unser Auge Richard Cockle Lucas oft arbeiten; sie ist, ohne jeden Zweifel, das Werk seiner Hände, die, unter heute noch nachprüfbaren Umständen, beauftragt waren, Buchanans Gioconda (oder Flora) in Wachs nachzubilden. Diese klaren, bis ins Einzelne mit Erinnerungbildern illustrirten Angaben hat Bode nicht widerlegt; auch im Kleinsten nicht um ihre Glaubwürdigkeit zu bringen vermocht. Unverzeihliches aber hat er gethan: als die Partie schlecht für ihn stand, den König als Trumpf ausgespielt. Eines Tages lasen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habe Bodes Vortrag gehört, die Wachsbüste genau besehen, für einen echten Leonardo erklärt und dem Generaldirektor für den billigen Ankauf des herrlichen Werkes Anerkennung und Dank ausgesprochen. Da zu dem Vortrag, zur Besichtigung Hörer und Schauer nicht geladen waren, da ferner nicht anzunehmen ist, daß der Kaiser sein Urtheil dem Lokalanzeiger gemeldet habe, kann auch diese Information wieder nur von Bode gekommen sein. Und hier hört der Spaß auf; sind wir auch hinter der Grenze des Kunstbereiches. Geheimrath Bode weiß, daß zu sachverständigem Gutachten in diesem Streit der Kaiser so wenig berufen ist wie, zum Beispiel, Meister Liebermann zum Amt des Manöverrichters. Anstand und Taktgefühl verpflichtete den Beamten, die Worte des Kaisers, die sicher nicht auf besondere Autorität Anspruch machten, im Busen zu bewahren. Er hats nicht gethan: und damit erwirkt, daß der Vertrauensmann deutscher Nation wieder von tausend Zungen bespöttelt, von hundert Federn bekritzelt wurde. Als Einer, der Alles zu verstehen, in jedem Streit das entscheidende Wort sprechen zu können wähne und dessen Ubiquität den Nerven nachgerade unleidlich sei. „Alle Zweifel an der Echtheit der Büste müssen für immer nun schweigen. Immerhin sollte Herr Bode bedenken, daß Wilhelm der Allsachverständige als Kunstkritiker noch ein Neuling ohne rechtes Ansehen ist und daß kein Respektbuckel seine älteren englischen Kollegen hindern wird, die Echtheit der Büste zu bestreiten." Solche Sätze (und viel bösere) lasen Franzosen und Briten, Russen und Römer. Das ist Bodes Werk. (Die Behauptung, die Angabe des Lokalanzeigers sei obendrein noch ungenau gewesen, braucht hier nicht geprüft zu werden. Wenn der Kaiser wirklich eine Untersuchung befohlen hat, die feststellen soll, ob das Wachs der Florabüste aus dem sechzehnten Jahrhundert stamme, mag man sich der Thatsache erinnern, daß Virchow einem von Mackenzie aus Friedrichs Kehlkopf geholten Gewebsstück die Gewißheit entnommen hat, der Kronprinz sei

nicht von der Krebskrankheit heimgesucht.) Der Hauptinteressent, dessen Ruf und Stellung verloren wären, wenn die theuer bezahlte Büste als eine Kopie aus dem neunzehnten Jahrhundert erwiesen würde, kann die gegen ihn wirksamen Aussagen zweier ehrenwerthen und unbefangenen Zeugen nicht entkräften; schilt drum Jeden, der diesen Zeugnissen glaubt, und zerrt schließlich den Kaiser ins Spiel. Allzu menschlich; eines im Kunstreich Regirenden nicht würdig. Der Herr Generaldirektor mag in den Tagen der ludi florales auf große und kleine Raubthiere, auf Hasen und Ziegen sogar Hetzjagden anordnen; in seiner Flora, wie die Römer einst, das Symbol guter Hoffnung sehen; mag, wenns ihm in die Taktik paßt, auch verkünden, die Form der Büste beweise, daß sie von einem Linkshänder, also von Leonardo, geschaffen sei. Er hat nicht das Recht, in Wahrung seines Privatinteresses den Deutschen Kaiser als einen Mann hinzustellen, der sich den Thatsachen nicht anbequemen, von der Wirklichkeit nicht Lehre annehmen könne und der, blinder als der Sagenknud, glaube, unter der Wucht seines Wortes müsse der Wogenprall schwinden.

Laßt den Kaiser aus Eurem Spiel! Die an trüber Erinnerung reichen Novembertage sollten diese Mahnung Jedem einschärfen. Auch Wilhelms Nächsten. Als Prinz Heinrich von Preußen einem Briten erzählte, sein Bruder halte den Uebergang zu allgemeiner Wehrpflicht auch in England für unvermeidlich, konnte er sich denken, daß diese Mittheilung bald Flügel bekommen werde. Nun ist sie von einem englischen Admiral verbreitet worden; und hat häßlichen Widerhall geweckt. In beiden Fällen ist nicht der Kaiser schuldig. Sinds die Männer, die ihn ohne Auftrag in die Feuerlinie schoben.

Europa irredenta.

Graf Aehrenthal hat in einer Woche zwei Siege erstritten. Einen glanzlosen im Defensivkampfe wider Herrn Iswolskij. Der eitle russische Wütherich (den ein Duodezbismarck nach kurzem Spiel mattsetzen könnte) hatte immer wieder gestöhnt, ihm sei der wiener Plan, Bosnien und die Herzegowina zu annektiren, erst nach der Ausführung bekannt geworden; die buchlauer Andeutung sei ganz vag gewesen, von ihm aber sofort mit dem Hinweis abgethan worden, daß diese Frage nur von einem Kongreß der Großmächte beantwortet werden könne. Der seit den Tagen von Desio verrußte Herr Tittoni sprang dem Kollegen als Helfer bei; konnte aber die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß er nach den salzburger Gesprächen mit Aehrenthal vor Zeugen auf die dem Balkan nahenden Ereignisse und Stürme hingewiesen und die Journalisten ermahnt hatte, sich nicht aus dem festen Glauben an die „nach jeder Richtung" gesicherte Einigkeit Oesterreichs und Italiens schwatzen zu lassen.

Aehrenthal hat nachgewiesen, daß Iswolskij und Tittoni wußten, was bevorstehe; dem im Stil unserer Winkelblätter mit „sensationellen Enthüllungen" drohenden Knirps aber eine ziemlich lahme Antwort gegeben, aus der man schließen muß, daß er die Veröffentlichung der Balkankorrespondenz nicht wünsche. Kein Triumph. Nach einem Austausch offiziöser Noten, der die Herren der Wilhelmstraße (Das heißt: Bethmann + Hammann) Wichtiges lehren könnte.

In der Debatte ist auch die Behauptung wiedergekehrt, eine deutsche Pression habe Rußlands Nachgiebigkeit erzwungen. Eine Behauptung, die uns im Zarenreich zu altem Haß neuen geworben hat und deren Unwahrheit doch erweislich ist. Nach meiner Kenntniß hat sich die Sache ganz anders abgespielt. An einem Abend der zweiten Märzhälfte kamen, bei einem Rout des Herrn von Tschirschky, in der wiener Deutschen Botschaft der Chef des österreichischen Generalstabes und der russische Militärbevollmächtigte ins Gespräch. Die Dreistigkeit serbischer Provokation schien kaum noch erträglich. Auf die Frage, obs irgendwas Neues gebe, antwortete Generalstabschef Conrad von Hötzendorff in gleichmüthigem Ton: Allerlei; und recht Beträchtliches. Der Kaiser habe den Befehl zur Mobilmachung gegen Serbien schon unterschrieben und für den Fall russischer Einmischung sei die Hilfeleistung des Deutschen Reiches gesichert. Sehr höflich und sehr gelassen. Der Militärbevollmächtigte schlich schnell aus dem Botschafterhaus, erbat Urlaub, fuhr noch am selben Abend nach Petersburg und meldete dort das Gehörte. Nun wurde Herr Iswolskij doch ein Bißchen nervös. Er stand vor der Wahl, die Balkanslaven im Stich zu lassen und so Rußlands Haemusprestige auf ein Menschenalter hinaus zu vernichten oder mit einem zerrütteten Heer den Krieg gegen zwei starke Großmächte zu wagen und dem revolutionären Geist wieder die Thür in das von Truppen entblößte Land zu öffnen. Nach kurzem Zaudern suchte er den Grafen Pourtalès auf und bat, wohl unter der Einwirkung des nüchternen Stolypin und der um die Dynastie besorgten Großfürsten, um deutsche Vermittelung zwischen den osteuropäischen Kaiserreichen. Der Türkenwunsch deutscher Intervention in Wien war im November, auf Holsteins eifernden Rath, in Berlin abgelehnt worden; der russische wurde erfüllt. Kein Zweifel darüber gelassen, daß der casus foederis Deutschland an der Seite Oesterreichs finden werde; zunächst aber im Sinn friedlicher Schlichtung zwischen Wien und Petersburg vermittelt. Ob Oesterreich damals, trotz der Nothwendigkeit, für den Eventualkampf gegen Rußland und Italien ein paar Corps bereit zu halten, wirklich zu einer langwierigen Guerilla im serbischen Bergland entschlossen war oder es auch einmal mit einem Bluff versuchte, ist heute, da das Ziel längst erreicht ward, gleichgiltig. Nicht belanglos aber die Fest-

stellung der Thatsache, daß in der austro-russischen Krisis das Deutsche Reich nicht durch Drohung und Einschüchterung zu wirken getrachtet, sondern die guten Dienste geleistet hat, um die es in Petersburg gebeten worden war. (Und den Gourmets der Diplomatie ein schmackhafter Bissen, daß Iswolskij damals zurückwich, ohne in London und Paris vorher ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen. Sir Eward Grey hats ihm lange nachgetragen. Herr Pichon nahms leichter; war froh, als sich das Balkangewölk wieder verzogen hatte.)

An Bedeutung und Glanz übertrifft den ersten Aehrenthals zweiter Sieg: der nach unhörbarem Umgehungmarsch über die Magyaren erfochtene. Das war ein schweres Stück Arbeit, dessen schlaue Bewältigung selbst vom Hause Oesterreich Dank verdient. Wie unter dem beklemmenden Druck eines Schwarzalben hat die Doppelmonarchie unter der jungen, jugendlich skrupellosen Macht der Unabhängigkeitpartei geächzt. Unter der Tyrannis der Leute, die los von Oesterreich wollten, ein abgeschlossenes Zollgebiet, eine eigene Reichsbank, ein nur ungarischem Befehl unterstelltes Heer forderten und auf die Länge höchstens eine Personalunion mit Oesterreich dulden mochten. Diese Macht ist nun gesprengt: die Partei gespalten und ihr Führer von gestern, Franz Kossuth, zum hitzig befehdeten Anwalt der wiener Wünsche geworden. Das allgemeine Wahlrecht hat auch hier, wie so oft schon, als Dynamit gewirkt. Hinter Coulissenwänden mit verschiedener Aufschrift (Kommandosprache, Banktrennung, Barzahlung) barg sich die Magyarensorge: Welche Partei wird die Wahlreform durchführen (also ihrem Sonderinteresse anpassen)? Der radikale Reichstagspräsident Justh antwortete: Nur die Unabhängigkeitpartei darfs; da ein redlich gewährtes Wahlrecht die Magyaren entmachten, die Slaven in gefährlichem Tempo stärken würde, muß unsere Partei, die im Reichstag die Mehrheit hat, ohne Helfer aus anderen Küchen das Gericht zubereiten und nach ihrem Ermessen vertheilen. Ein schöner Gedanke, sprach Herr Kossuth, der Handelsminister; nur leider undurchführbar. So dumm sind die Wiener nicht, daß sie uns eine willkürliche, nach unserem Parteibedürfniß ersonnene politische Organisirung des Landes erlauben. Lieber erobert Franz Ferdinand, der mit Aehrenthal und Kristoffy den Sprengstoff über die Grenze gebracht hat, Ungarn mit Waffengewalt. Wir haben, als eine der Reichseinheit feindliche Partei, genug durchgesetzt, können nicht mit dem Schädel durch die Wand und müssen, wenn wir die erjagbare Beute nicht mit der Verfassungpartei (Wekerle-Andrassy) und der Volkspartei (Zichy-Rakovszky) theilen, am Ende müßig mitansehen, wie die Wahlreform gegen uns gemacht wird. Der rauschende Rhythmus magyarischer Rede täuschte den fernen Horcher über den Inhalt dieser Zwiesprache, die von Mond zu Mond

unfreundlicher wurde. Jetzt ist Justh aus dem Reichstagspräsidium entfernt und Kossuth, nur noch der Führer einer Hundertschaft, hat den dringenden Wunsch, im Licht kaiserlicher Gnade und in Gemeinschaft mit den (einst so grausam bekämpften) Deakisten in der Regirung zu bleiben. Ob Justh Kossuth, ob Kossuth Justh aus der Volksgunst drängt: mit dem Nimbus der Unabhängigkeitpartei ists vorbei und den Wienern die Bahn freigekehrt. Das hat mit seinem Rath, die Leute zappeln und schwitzen zu lassen, Graf Aehrenthal vollbracht.

Herr Kossuth, der vor einem Jahr noch mit dem Haus Habsburg-Lothringen wie eine Großmacht mit einer anderen verhandelte, gilt großen Schaaren seiner Landsleute heute schon als ein Verräther, der um Judaslohn seine Grundsätze verschachert habe. Der stets kränkelnde Sybarit, der in Seide gebettete, von Wohlgerüchen umduftete Weichling war nie der Mann, in offener Feldschlacht den Sieg an seine Fahne zu binden. Und muß nun vor dem Sturm beben, zu dem sich die zehn Dutzend unter Jusths Kommando gegen ihn rüsten. War, mehr Italiener als Magyar, eigentlich immer nur eines glorreichen Namens Schatten. Als die Mehrheit der Parteigenossen sich neulich mißtrauisch von ihm wandte, höhnte sie sein empfindliches Ohr mit den Klängen des Kossuthliedes. Ein böser Vokalspaß, der dem Schwachgemuthen sagen wollte: „Weil wir den Vater ehren, müssen wir Achtundvierziger den Sohn verachten.“ Ob der Vater in ähnlicher Lage aber anders gehandelt hätte als der Sohn? Arcades ambo. Ludwig Kossuth war nach seiner Niederlage bereit, mit den Türken zu paktiren, rief dann, als Nikolai und Franz Joseph seine und Dembiskis Auslieferung von der Hohen Pforte (vergebens) forderten, die Westmächte um Schutz an und schrieb aus Widdin nach Konstantinopel an Frankreichs Gesandten den (von Tocqueville in seinen Souvenirs aufbewahrten) Satz: „J'ai choisi comme un bon chrétien l'inexprimable douleur de l'exil au lieu de la tranquillite de la mort.“ Dieser gute Christ hätte auch mit dem Wien Aehrenthals eine Verständigung gesucht und gefunden.

Der Kampf um die Wahlreform, die den Magyarenschrecken eindeichen soll, geht, unter Oesterreich günstigeren Bedingungen, weiter. Und wenn die im wiener Reichsrath hausenden Nationalparteien dem Rath kühler Klugheit zugänglich wären, würden sie nicht gerade in dieser kritischen Stunde durch Raufhändel und Scharmützel die cisleithanische Politik um jeden Elan, jede Stoßgewalt bringen. Oesterreich braucht die vereinte Kraft der Deutschen und der Slaven, um mit Ungarn zu einem würdigen Abschluß zu kommen. Und dieser Abschluß ist doppelt dringlich, weil Oesterreich-Ungarn morgen schon vor der Nothwendigkeit eines Zweifrontenkrieges stehen kann. Der lange Urlaub des petersburger Botschafters Grafen Bechtold ist, wie der von Livadia nach Racco-

nigi gewählte Reiseweg, nur das sichtbare Symptom des schlechten Verhältnisses zu Rußland. Drei Wochen nach Nikolais Heimfahrt aus Italien hat der Corpskommandant in Brescia, Generallieutenant Asinari di Barnezzo, der beim Zaren den Ehrendienst hatte und bei Victor Emanuel in besonderer Gunst ist, eine Rede gehalten, in der er die Offiziere an die Pflicht zur Befreiung des vom Fremdling geknechteten Italerbodens mahnte und den Soldaten zurief: „Vor meines Geistes Auge sehe ich unseren König auf dem Gran Sasso d'Italia die dreifarbige Fahne senken und den Blick ostwärts schicken, in die Ferne, von wo so viele Schwesterstädte zu dem Löwen von San Marco hinüberschauen, von dem ihre Sehnsucht Befreiung erhofft." (Da wächst, im Westen, ein neues System. Als der Widerhall spanischen Kraftaufwandes dem pariser Marokkosyndikat unbequem wurde und die Ferrertrabanten den muthigen alten Maura noch nicht um den Kredit gebracht hatten, mußte General d'Amade eine Warnung über die Pyrenäengrenze rufen. Als man sich am wiener Ballplatz gegen die Insulte von Racconigi stocktaub stellte, mußte ein Corpskommandant noch deutlicher werden.) Asinari ist natürlich, wie der französische Kamerad, in den Ruhestand versetzt worden; bis auf Weiteres. Und ist, wie D'Amade, der Held des Tages. Denn er hat keck ausgesprochen, was neun Zehntel aller Italiener denken: Südtirol, Istrien, Görz, Triest, auch Dalmatien, das einst Venedig gehörte, muß wieder unser werden! Drum krönt ihn, der so laut sprach wie seit Skobelew kaum je ein Soldat, jubelnd das Volk. Und in Rom, Wien, Berlin können Schmocks selige Erben übermorgen wieder betheuern, daß im Dreibund nicht das kleinste Knötchen gelockert, insbesondere im Gebiet der Irredenta von altem Haß nichts mehr zu spüren ist.

Deutschland muß sich hüten, über die Pflichtgrenze hinauszugehen und alle Interessen Habsburgs, auch die unseren entgegengesetzten, brünstig zu umklammern. Kann im Nebelung aber den Oesterreichern eben so wichtigen Dienst leisten wie im März den Russen. Durch die höfliche Lösung des mit Italien vereinbarten Paktes. Das Bewußtsein unentgeltlicher Rückversicherung macht die Italiener frech; wenn sie der stark gepanzerten Austria allein gegenüberstehen, werden sie schnell wieder artig sein. Solcher Anblick deutscher Entschlossenheit wird am Ende auch die Russen erkennen lehren, daß sie mit Berlin und Wien anders verkehren müssen, als Iswolskij, das Teufelchen in der Flasche, empfahl. Und daß Versäumtes nicht leicht nachzuholen ist.

Ein neuer Khalif?

Aus Kiel kam neulich die Kunde, der Kaiser wolle in diesem Jahr mit seiner Frau wieder gen Jerusalem fahren. Die Meldung muß falsch sein; kein

Kanzler könnte in dieser Zeit islamischer Krisen solche Reise verantworten. Doch ein kleinerer Herr macht sich auf den Weg nach ihm heiligen Stätten; und seine Reise, von der bisher bei uns kaum gesprochen wurde, kann wichtig und merkwürdig werden. Abbas Hilmi, der Khedive von Egypten, will am vierzehnten Dezembertag die Fahrt nach Mekka und Medina antreten. Treibt ihn das Bewußtsein religiöser Pflicht in Strapazen, wie eine Reise durchs Rothe Meer und ein viertägiger Kamelritt sie einem zu Korpulenz Neigenden aufbürden? Unwahrscheinlich. Will er, wie erzählt ward, mit den Scheichs des Nedschd und von Koweit in Mekka zusammentreffen, um über die Wege zu sprechen, die ans Ziel des Panislamismus führen könnten? Solches Unternehmen würde Sir Eldon nicht williger dulden als vor ihm Lord Cromer. Bleibt noch die Möglichkeit, daß der Khedive sich von den Imamen der Heiligen Stätten zum Khalifen ausrufen lassen will. Dazu sind sie nach islamischer Rechtssatzung befugt: wenn sie Abbas Hilmi als Herrn von Mekka und Medina begrüßen, ist er fortan der Schatten Gottes und der Statthalter des Propheten. Hört aber nicht auf, von Englands Gnaden in Kairo zu residiren. Was brächte solche Wandlung Britanien ein? Der neue Khalif wäre nicht viel mehr als ein Britenvasall; die Herrschaft über Arabien, die Verbindung Egyptens mit dem Sudan, Mesopatamiens mit Indien gesichert; auf die Trace der Bagdadbahn ein schwer überwindbares Hinderniß gewälzt; und den Deutschen ein Aerger bereitet, neben dem der von Akaba Kindergram schiene. Und dazu soll Abbas Hilmi, der die Briten im tiefsten Herzensgrunde doch ingrimmig haßt, sich hergeben? Warum nicht, wenn daran reichlich zu verdienen ist? Trotz dem Türkenblut ist er ein echter Araber, denkt, wie seine Stammesgenossen, Tag und Nacht an die Häufung von Schätzen und wird gern mit sich reden lassen, wenn England ihm die Zolleinkünfte der Hafenstädte am Rothen Meer zuspricht und obendrein gar noch die Spesen trägt, die nöthig sind, um die innige Anhänglichkeit der Beduinenscheichs und der Priesterschaft in Arabien zu verbürgen. Geld, das draußen so hohen Zins bringen kann, hat John Bull nie knickernd in der Tasche behalten. Der Khedive, der seine Orientalen kennt und die Türken verachtet, empfindet auch die ganze Lächerlichkeit der stambuler Parlamentskomoedie. Den Großherrn Abd ul Hamid hat er gefürchtet (und nur Furcht zeugt im Orientalen hin Achtung); Mohammed den Fünften und dessen jungtürkische Tutoren schätzt er nicht höher als sein eigenes Palastgesinde. Die Türkei darf nicht zu früh mißtrauisch, der egyptische Nationalismus nicht mit allzu fettem Köder hervorgelockt und doch muß die Zeit benutzt werden, ehe das neue Regime sich in Konstantinopel festigt und die Hedschasbahn fertig ist. Kann das Phantom der Gleichberechtigung aller Nationen im Osmanenreich

Wirklichkeit werden? Der Mohammedaner den Christen, den Juden neben sich im Heer dulden? Werden diese Fragen verneint, merkt der Türke erst, daß er, als Minorität, verloren ist, sobald er den Rajahvölkern Gleichberechtigung gewährt, dann ists mit Verfassung und Parlamentspiel aus. Bald muß sichs zeigen. England will für jeden Fall sicher sein und streckt drum früh Fühlhändchen aus. Doch in Konstantinopel ist man ängstlich geworden. Scheint zwar nicht entschlossen, dem dreißigjährigen Khedive die Reise direkt zu verbieten. Will ihn aber von Hamada Pascha überwachen lassen, der in Egypten Minister war und in den nächsten Wochen nach Mekka und Medina gehen soll.

Ein Eisen im Feuer: damit begnügt der britische Glücksschmied sich nicht gern. Während die Egytische Regirung (also England) den dicken Vicekönig für die Fahrt ins Heilige Land des Khalifates ausrüstet, hat sie die Konzession der Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez um vierzig Jahre verlängert. Warum? Die Konzession lief noch bis 1969; läuft nun also bis 2009. Im Sudan (wo seine Herrschaft ja noch immer nicht „anerkannt ist) braucht England für Eisenbahnen, Bewässerunganlagen, Verbindungen mit Uganda und dem Rothen Meer Riesensummen; Egypten, dem als Theilhaber am sudanesischen Kondominium die ehrenvolle Aufgabe der Kostendeckung zufiel, kann allein nicht auch das jetzt Nöthige noch herbeischaffen. Für die Konzessionverlängerung, an der es als Hauptaktionär natürlich das größte Interesse hat, läßt England sich mit steigender Prozentualbetheiligung und mit etlichen Millionen Pfund Sterling bezahlen; und kann so die durch die sudanesische und arabische Kulturarbeit entstandenen Kosten decken, ohne eine neue Anleihe aufzunehmen, durch die das internationale Institut der Caisse de la Dette über das Jahr 1912 (wo es nach britischem Wunsch verschwinden soll) hinaus am Leben erhalten würde. Wird diese Caisse geschlossen, so fließen der Egyptischen Regirung große Summen zu; und man darf sich in London mit der Thatsache brüsten, daß wieder eine Europäerhypothek auf das Nilterrain ausbezahlt ward. Ein neues lehrreiches Kapitel aus dem Buch britischer Weltpolitik. So klug besonnen und in der Wirkung so sicher, daß sogar die Halbgötter der Wilhelmstraße vielleicht noch daraus lernen könnten.

Als im Haus der Commoners, vor zweiundfünfzig Jahren, Berkeley die Regirung wegen des Suezkanalplanes interpellirte, höhnte Palmerston das Unternehmen als finanziell und technisch undurchführbar, als die Ausgeburt eines kranken Hirnes, die, zu Englands Heil, nicht lebensfähig sei; denn einen Kanal, der Egypten von der Türkei trenne, könne die Regirung Ihrer Majestät niemals dulden. Der so sprach, flackerte, wenns ihm in den Kram paßte, als Feuerbrand auf; fand sich aber auch als trockener Schleicher in der

Menschenwelt zurecht. Pfauchte als Beantworter der Interpellation; und hatte vorher doch schon Herrn Ferdinand Lesseps mitgetheilt, daß der londoner Widerstand in dem Augenblick weichen werde, wo den Briten der Besitz von Suez (also des den Kanal öffnenden und schließenden Thores) gesichert sei. Eine Wasserstraße, die Egypten von der Türkei trennt und den Seeweg nach Indien um ein so beträchtliches Stück kürzt, durfte England natürlich nur dulden, wenn am Nil nicht eine andere Großmacht herrschte. Das Halbjahrhundert ward nicht verloren. Das Pharaonenreich ist britisch (und der Nationalismus der Egypter, über den die Norddeutsche im September so thörichte Sentiments von sich gegeben hat, einstweilen ohnmächtig). In der Kanalgesellschaft hat England seit Ismails Bankerot die Aktienmehrheit; läßt sich, für die Verlängerung der Konzession, von 1910 bis 1913 hundertvier Millionen Francs zahlen; und bekommt von 1969 bis 2009 fünfzig Prozent der Kanaleinkünfte (in den vierzig voraufgehenden Jahren einen von vier bis auf zwölf Prozent steigenden Antheil). Die Hoffnung der Egypter, 1969 endlich Besitzer des Kanals, der schon jetzt einen Jahresertrag von mindestens siebenzig Millionen Francs bringt, zu werden, ist vereitelt. Durfte dem Ziel nicht nahen; wer kann heute wissen, welche Flagge am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts auf der Citadelle von Kairo wehen wird? Sir Edward Grey macht mit den elf Artikeln des neuen Vertrages ein gutes Geschäft auf lange Sicht. Und was auf dem Seeweg nach Indien gelang, kann auch auf der Schienenstraße gelingen. In Egypten ist der täppische Versuch, durch die Linie Akaba-Maan dem Kanal und seinem Wuchertarif zu entgehen, abgeschlagen, im Sudan durch die Eisenbahn, die Lord Cromer 1906 (am Geburtstag des Deutschen Kaisers) feierlich weihte, von dem neuen Riesenhafen Port Sudan aus die Verbindung mit dem Nil beschleunigt worden. Im Yemen, am Persischen Golf, in Mesopotamien hat Britenschlauheit längst vorgearbeitet. Anglo-russischer Vertrag, Bewaffnung der Kurden und Beduinen, Pionierleistung des Sir William Willcocks, Monopol auf Euphrat und Tigris: für den Anfang genügts. Vielleicht erleben wir noch den Tag, da England den heute als technisch und finanziell undurchführbar und dem Briteninteresse unerträglich verschrienen Plan der Bagdadbahn für höchst vernünftig erklärt und fördert, weil der Leu sich stark genug fühlt, auch den trockenen Weg nach Indien mit seiner Pranken und seiner Nobelvasallen Kraft zu beherrschen.

Einstweilen will es sich einen Khalifen fabriziren. Schweigen: so lautet die Ordre. Ganz gut, daß in Paris und Madrid, in Rom und Wien, in Athen und Teheran Lärm gemacht wird; da denkt Keiner an Egypten und Arabien. Wer einen leckeren Braten in der Pfanne hat, hütet sich weislich,

neidische Nachbarn in die Küche zu laden. Abbas Hilmi, der Nominalherr über zwölf Millionen Menschen, soll auf die wichtigste Reise seines Lebens: und die straff disziplinirte Britenpresse thut, als handle sichs ums die gleichgiltigste Sache. Der Khedive wird in feierlichem Zug die Kaaba umkreisen, an Abrahams Grabe beten, aus dem Heiligen Born neue Kraft schöpfen, auf der Weihestätte islamischen Glaubens den Bairam feiern und mit den Imamen des Nedschd und von Koweit, die längst der Wunderwirkung englischer Banknoten vertrauen gelernt haben, politische Zwiesprache halten. Diese Programmnummer ward jedenfalls nicht von religiösem Bedürfniß gefordert. Was winzig scheint, kann schnell ins Große wachsen; die kleinste Ursache weithin fühlbare Wirkung haben. Als Bulgariens Geschäftsträger vom Suzerain nicht als Vertreter einer fremden Macht behandelt, nicht an die Galatafel des Yildizpalastes geladen wurde, fand man die Läpperei kaum der Rede werth und der Bulgarenprotest wurde von unseren Offiziösen als Ausdruck dreister Ueberhebung abgethan. Dennoch wars der Anfang einer Evolution, deren Ende auch nach Ferdinands serbischer Reise (zu der ihn der Aerger über einen dem Rumänenkronprinzen gewährten, dem Bulgarenzaren versagten österreichischen Orden getrieben haben soll) noch nicht absehbar ist. Auch das Reiseprojekt des Khedive kann man in den Bereich der faits divers weisen; muß sogar, wenn mans vor Störung schützen will. Löst Arabien sich ein Weilchen danach aus den letzten Osmanenbanden, folgt Syrien und Mesopotamien, dann ist zwischen Afrika und Asien die Brücke geschlagen, deren Bewachung zu den Ehrenpflichten des gutmüthigen Tommy Atkins gehören wird. Und ersetzt ein Araber, ein Sohn des auserwählten islamischen Volkes, den Osmanensultan im Khalifat, dann ist der King, ist Eduardus septimus fidei defensor (wie auf britischen Goldmünzen zu lesen ist) nicht nur der Wahrer des Christenglaubens, sondern zugleich auch der eigentliche Großherr aller Gläubigen und der Gebieter in der muslimischen Welt. In Konstantinopel nur ein mannequin, ein von Offizieren und Schreibern gelenkter und bedrohter Sultan; der unendlich mächtigere Khalif, das geistliche Haupt des Islam, in Kairo unter britischer Oberhoheit, mit der steten Aussicht auf neuen Nachschuß britischen Goldes (das dem Ungehorsamen, versteht sich, entzogen würde): in dieser Position wäre der Inderaufstand, dessen Stunde schnell zu nahen scheint, ohne allzu arge Besorgniß abzuwarten.

Wer den Plan gar so abenteuerlich findet, mag an Englands orientalische Christenpolitik, an die Geschichte des Suezkanals, an die Genesis des Bündnisses mit den verachteten Männern von Nippon und an manchen anderen Abschnitt britischer Historiographie denken. Wer wähnt, das Streben nach der Erhaltung der Türkenfreundschaft müsse diesen Weg sperren, hat die

Künste britischer Strategie und Taktik nicht kennen gelernt. In der Türkei, wo aus eigener Kraft nie Nützliches geleistet, nie Dauerbares organisirt worden ist, verdienen nur zwei Faktoren ernste Beachtung: Armee und Religion. Das Heer ist als Britenwaffe gegen Deutschland nicht zu brauchen, so lange Colmar Goltz mit seinen Instruktoren und Schülern da unten kommandirt; so lange nicht die letzte Nachwirkung deutscher Drillmeisterschaft weggeweht ist. Ueber die Seelen gebietet, den Durst nach Glauben stillt der Khalif, nicht der Sultan. Wer den Khalifen hat, ist nicht mehr auf das Wohlwollen der Türken angewiesen. Wird die von Blutdünsten umnebelte Jungtürkenposse noch lange weitergespielt, dann vernichtet sie im Osmanenreich den Islam und bringt in Südosteuropa ein graeco-slavisches Völkerchaos zur Herrschaft über den versiechenden Türkenstammesrest. Hebt die islamische Theokratie sich noch einmal aus den Trümmern, dann werden die Rajahvölker von der türkischen Minorität wieder entrechtet, in Makedonien und Armenien fließt Christenblut und die Großmächte sind zur Kündigung der Freundschaft genöthigt. Keine der beiden Entwickelungmöglichkeiten bedroht Britanien mit ernster Gefahr. Wenn es der Türkei das geistliche Haupt nimmt, zwingt es sie zum Verzicht auf die Herrschaft über ein Gebiet, dessen Riesenumfang ihre Kraft nicht mit Leben erfüllen kann und auf dessen Weite ihr nur das Khalifat einen Rechtsanspruch gab. Abessinien, Arabien, Egypten, Marokko, Mesopotamien, Persien, Syrien: überall wird der Mohammedaner jauchzen, wenn er in dem Türkensultan, dem Feind panislamischen Dranges, nicht mehr den Khalifen zu ehren hat. Und wer ist denn so einfältig zu glauben, England werde seine Karten je aufdecken, je zugeben, daß es die Auswanderung des Khalifates vorbereitet habe? Fragt Mr. Harry Boyle, der aus Kairo als Generalkonsul und Observer nach Berlin versetzt worden ist, ob Britanien nicht nur bestrebt sei, in Afrika, wie in Europa und Asien, den status quo zu erhalten; ob es in Mekka und Medina irgendwelchen Einfluß suche. Der Pfiffikus wird sicher antworten: „Wers anders darstellt, gehört in ein Narrenhaus."

Unser Mühen, die Türkei zu stärken, wird nicht reichlichere Rente tragen, als unsere bethuliche Liebe im Scherifenreich trug. Die uns Regirenden werden jede Warnung als Phantasterei abweisen und, wenn das Unerwartete Ereigniß geworden ist, in sittsam bescheidener Jungfernscham erklären, daß wir in Arabien keine Interessen zu wahren, keine Rechte zu verlieren haben. Nach bülowischem Rezept. Noch ist es Zeit, für unsere Zustimmung eine ansehnliche Kompensation einzuhandeln. Sind wir wieder selig, weil uns die Britenpresse ein Weilchen, wie jetzt während des Kongohandels, nicht schilt, dann müssen wir uns abermals mit schimmelnden Brotrinden begnügen.

❦

Stille Verse.*)

Wie Hörnerklang im dunklen Wald entschwunden,
So schwand das Wort, das noch mein Mund nicht sprach;
Du träumst davon in blassen Zwielichtstunden
Und leise hallt es Dir im Herzen nach.

Auf Deiner Seele friedumhegten Spiegel
Zerrinnt in Wellen, Kreis auf Kreis, das Wort;
An Deinen Schultern fühlst Du starke Flügel,
Sie tragen hoch Dich über Wolken fort.

Du darfst das Glück, das Dich umsonnt, nicht tauschen
Mit einem Traum, der wie ein Hauch zerfließt —
Es ist genug, daß aus des Waldes Rauschen
Ein leiser Klang, ein schmeichelnder, Dich grüßt.

❖

Im Traume bin ich an Dein Bett getreten,
Darinnen lagst Du wie ein schlafend Kind;
Ich hob die Hände, leis für Dich zu beten,
Und draußen ging der erste Frühlingswind.

An Deinem Lager athmeten Narzissen,
Es zog ihr Duft betäubend durch das Haus;
Ich nahm sie fort und legte Dir aufs Kissen,
Den ich gepflückt, den stillen Veilchenstrauß.

Er träufelt süßen Frieden in die Seele.
Der Frühling naht der Pforte segenschwer;
Ich geh' dahin, getrost, daß Dir nichts fehle —
Die schweren Träume träumst Du nun nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suse.

*) Diese Verse werden in Suses neuem Gedichtband stehen, der, unter dem Titel „Stimmen des Schweigens; aus stillen Landen", in den ersten Dezembertagen bei Hirzel in Leipzig erscheint. In dem selben Verlag sind die Bände „Merlin", „Salome" „Pygmalion" und „Gärten der Träume" erschienen.

Kleopatras Hochzeit.*)

Im Juli 37 war Jerusalem, wie es scheint, von Herodes und Sossius genommen worden und die Beendigung dieses Krieges änderte die Sachlage so sehr, daß die mit so viel Mühe zu Stande gekommenen Abmachungen von Tarent zum Theil bedeutunglos wurden. Die Belagerungarmee war nun frei geworden und Antonius, der auf seinen Amtsgenossen schon einen guten Theil seiner Ausgaben für die Marine abgewälzt hatte, ergriff mit Freude die Gelegenheit, den Sold und Unterhalt der zwanzigtausend Soldaten des Octavius zu sparen. Er bedurfte ihrer jetzt nicht mehr zur Durchführung des von Caesar entworfenen Feldzugsplanes, der in großen Zügen den Rath in die Praxis übersetzte, den der König von Armenien im Jahr 55 dem Crassus vergeblich ertheilt hatte. Wollte man sich Persien unterwerfen, so mußte man vorher das parthische Heer zertrümmern und vor Allem die berühmte Reiterei der Parther, die so meisterhaft verstand, den Gegner von seiner Operationbasis wegzulocken, ihn zu umgehen, ihn von vorn anzugreifen und in den Flanken zu beunruhigen, ohne sich auf einen entscheidenden Zusammenstoß einzulassen. Wie sollte man sich gegenüber dieser Taktik verhalten? Wie wollte man die Parther zwingen, eine regelrechte Schlacht in der Nähe der römischen Operationbasis und zu günstiger Zeit und am geeigneten Ort zu liefern? Empfahl es sich, den selben Weg wie Crassus einzuschlagen und Seleucia zu bedrohen? Der vorübergehende Verlust der mesopotamischen Städte fiel für die Parther nicht schwer ins Gewicht; Seleucia aber lag so weit vom Euphrat ab, daß das römische Heer während eines Anmarsches gegen diese Stadt den Feinden die schönsten Gelegenheiten zur erfolgreichen Anwendung ihrer Kampfweise geboten hätte, worauf auch die Niederlage des Crassus hinwies. Caesar hatte sich daher entschieden, den Einmarsch in Persien auf einer längeren, aber sichereren Route von Norden her anzutreten; zuerst wollte er auf der heutzutage Plateau von Erzerum genannten Hochfläche in Klein-Armenien ein etwa hunderttausend Mann starkes, aus Legionsoldaten und orientalischen Truppen zusammengesetztes Heer versammeln, nebst einem großen Proviantrain und einem riesigen Belagerungpark; von da sollte der Marsch durch reiche, bevölkerte und den Römern freundlich gesinnte Länder bis zum Aras führen, der die Grenze eines großen Vasallenstaates der Parther, von Media Atropatene, bildete, worauf es direkt auf die medische Hauptstadt losgehen sollte, die kaum vierhundert Kilometer von der Grenze entfernt lag. Falls die Parther dem Vasallenfürsten zu Hilfe eilten, so hatte das römische Heer die entscheidenden Kämpfe in einer günstigen Oertlichkeit und bei ausreichender Rückendeckung zu bestehen; überließen ihn die Parther seinem Schicksal, so war Medien die erste Etape für die Eroberung und bildete die Basis, von der aus das römische Heer seinen zweiten Vorstoß gegen Persien unternehmen konnte. Wenn Antonius in sich den Muth zur Ausführung eines so gewaltigen Unternehmens fühlte, dann kann er unmöglich so durch Sinnengenuß entnervt gewesen sein, wie seine Biographen uns gern überzeugen möchten. Allein zur Aufbringung einer solchen Armee, für all die Verpflegungeinrichtungen

---

*) Ein Fragment aus dem schönen, hier schon erwähnten Werk „Größe und Niedergang Roms", das bei Julius Hofmann in Stuttgart erscheint und an Wirkung auf die Menge der deutschen Leser die meisten neueren Historienbücher übertrifft.

und die vielen Belagerungmaschinen waren ungeheure Summen nöthig. Am Ende mußte Antonius zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle Mittel, die er angewandt, um sie sich zu verschaffen, sich als unzureichend erwiesen. Weder die neuen Souveraine, die Antonius im Jahr 39 im Orient geschaffen hatte, noch seine Quästoren, die bei der Prägung der für die Legionen bestimmten denarii immer größere Mengen von Kupfer und Eisen dem Silber zusetzten, noch auch die kleinen Streifzüge oder Razzias, die er bald von diesem, bald von jenem Heerestheil ausführen ließ, verschafften ihm das Geld, das er so nöthig brauchte. Gerade damals hatte Canidius in seinem Auftrag mit sechs Legionen im Kaukasus einen Feldzug gegen die Iberer und Albaner zu führen, um seine Legionen auf Kosten dieser barbarischen Stämme zu ernähren und sie den Winter in der Nähe des Hochlands von Erzerum verbringen zu lassen, wo das Heer sich im Frühjahr versammeln sollte.

Nicht an Menschen also, sondern an Geld fehlte es dem Antonius, um den großen Feldzugsplan Caesars zur Ausführung zu bringen, der ihn zum Herrn des Reiches machen sollte. Deshalb konnte Octavius, der noch mehr an Geldmangel litt als er, dem Antonius in keiner Weise mehr nützlich sein und Antonius hatte allen Anlaß, sich über das argwöhnische und doppelzüngige Vorgehen seines Amtsgenossen beim Abschluß ihrer Verständigung zu entrüsten und erst recht den Schimpf, den ihm sein Schwager bei Tarent angethan, schmerzlich zu empfinden, als er ihn gezwungen, das Zustandekommen eines Abkommens zu erbitten, das für Octavius viel vortheilhafter war als für ihn. So mußte sich denn Antonius während seiner kurzen Ueberfahrt von Tarent nach Korfu sagen, daß der Augenblick gekommen war, um das Anerbieten der Kleopatra anzunehmen und durch seine Vermählung mit ihr König von Egypten zu werden. Der Mann, den uns die antiken Historiker als Helden eines langen Romans schildern, hatte drei Jahre fern von ihr verbracht, ohne vor Kummer dahinzusiechen, und kehrte zu ihr, der Königin des einzigen Landes des Ostens, das die Bürgerkriege nicht ruinirt hatten, dann zurück, als er für sein kriegerisches Unternehmen so dringend Geld benöthigte, daß er einen Theil seiner Flotte seinem Amtsgenossen abtreten mußte. Diese Ueberlegung allein giebt uns schon das Recht, die Frage aufzuwerfen, ob der berühmte Liebesroman nicht erfunden wurde, um einen ernsteren politischen Interessenkampf zu verschleiern. Mit seiner Verheirathung mit Kleopatra wollte Antonius nicht seiner romantischen Leidenschaft für die egyptische Königin Genüge thun, sondern nur Egypten zu den übrigen Ländern, die er beherrschte, hinzugewinnen und sich den Kronschatz der Lagiden für die Unterhaltung seines Heeres und für die Ausführung des großen, von Caesar überkommenen Projektes sichern. Der persische Feldzug giebt uns den Schlüssel zum Verständniß dieser Handlung des Antonius wie seiner ganzen Politik. Nur war leider das Auskunftmittel einer dynastischen Heirath, zu dem Antonius diesmal griff, nicht mit der römischen Verfassung und der Amtswürde eines Prokonsuls in Einklang zu bringen; wenn auch an beiden Einrichtungen die gewaltigen politischen Umwälzungen der letzten hundert Jahre nicht spurlos vorübergegangen waren. Die Vermählung mit Kleopatra zu diesem Zeitpunkt bedeutete für Antonius selbst in jener Zeit des Umsturzes des Bestehenden eine sehr ernste Entscheidung, durch die er als bewußter Revolutionär den altehrwürdigsten Ueberlieferungen der römischen Politik Hohn sprach. Und dabei ließ er dem Entschluß ganz rasch, ohne weitere Vorbereitungen, die Ausführung folgen, wie wenn

es sich um eine geringfügige Angelegenheit handelte, den Vorurtheilen der Menge und den alten Ueberlieferungen zum Trotz und der ungewissen Zukunft mit einer Verwegenheit entgegenschreitend, die nur durch den glänzendsten Erfolg ihre Rechtfertigung finden konnte. Er kannte kein Zaudern, wo größere Männer als er, vielleicht Caesar selbst, gezaudert hätten. Kaum war er in Korfu angelangt, so schickte er Octavia mit den Kindern nach Italien zurück und entsandte den Fonteius Capito nach Alexandrien mit einer Einladnng an Kleopatra, ihm nach Syrien entgegenzureisen. Damit war die jähe Entscheidung gefallen, die über sein künftiges Schicksal bestimmen sollte und an der die natürliche Charakterveranlagung des bedeutenden, aber leicht ins Extreme verfallenden Mannes, seine außerordentliche Begünstigung durch das Glück in den letzten Jahren, die chaotische Zerrissenheit der Zeit, in der sich die Grenzlinien zwischen dem Erreichbaren und dem Unmöglichen so leicht verwischten, Excentrizität und kluge Berechnung gleichen Antheil hatten.

Inzwischen war Octavius in Italien während der letzten Monate des Jahres 37 damit beschäftigt, die Bestimmungen der Vereinbarung von Tarent zur Ausführung zu bringen. Er ließ durch die Komitien ein Gesetz annehmen, wonach die Amtsperiode der Triumvirn bis zum ersten Januar 32 vor Christus verlängert wurde, und setzte seine Rüstungen gegen Sextus emsig fort, um im nächsten Jahr unter allen Umständen losschlagen zu können. Freilich war die Volksstimmung immer noch gegen den Krieg, denn trotz Allem war die Bewunderung für den Vater Pompejus nicht erloschen und man wollte in den Niederlagen des Jahres 38 die rächende Hand der Götter erblicken, die dem letzten Sprossen der edlen, vom Unglück verfolgten Familie ein Zeichen ihrer Huld geben wollten. Octavius hätte vielleicht, wenn er gekonnt hätte, dieser Stimmung Rechnung getragen. Verstand und Wille hatten bei ihm mit den Jahren und der Erfahrung an Stärke gewonnen und der wohlthätige Einfluß Livias und seines Lehrers Didymus Areus, der besonnensten unter seinen Rathgebern, wirkte mehr und mehr mäßigend und ausgleichend auf ihn ein. Aber wie wollte er die Volksthümlichkeit des Namens Pompejus, die dem Sohn Caesars so gefährlich war, ein Ende machen, ohne Sextus zu vernichten? Mochte ihm noch so sehr darum zu thun sein, die Oeffentliche Meinung für sich zu gewinnen: er mußte noch einmal ihr trotzen und diesen Waffengang, ob unpopulär oder nicht, durchfechten. Aber diesmal war er entschlossen, seinen Eigenwillen, der sich den Wünschen der Nation so hartnäckig widersetzte, durch einen glänzenden, raschen und endgiltigen Erfolg zu rechtfertigen. Das bewies die Gründlichkeit seiner Vorbereitungen. Wußte er doch auch wohl, daß ein solcher Erfolg das einzige Mittel war, um die Volksgunst sich wieder zu gewinnen, während ein neuer Mißerfolg für ihn verhängnißvoll werden konnte. So suchte er den Lepidus zur Hilfeleistung mit seinen Schiffen und den sechzehn Legionen, über die er verfügte, zu bestimmen, betrieb die Fertigstellung der Flotte und des Hafens mit Hilfe des Agrippa, studirte vielleicht auch die Geschichte des ersten Punischen Krieges, während dessen man Sizilien zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, und arbeitete einen Kriegsplan aus, der ihm zum Triumph über Die verhelfen mußte, die diesmal die Stelle der Karthager einnahmen. Eine möglichst große Anzahl von Legionen sollte auf der äußersten Spitze der Halbinsel zusammengezogen werden, um von dort nach Sizilien überzusetzen; am selben Tag sollte Lepidus Afrika verlassen; Agrippa hatte mit seiner neuen Flotte von Pozzuoli, Statilius Taurus

mit den Schiffen des Antonius von Tarent aus in See zu stechen. Der zuletzt Genannte war ein homo novus, einer von den vielen jungen Leuten von geringer Herkunft, denen gelungen war, in die nächste Umgebung des Antonius aufgenommen zu werden, und war, nachdem er sich mehrfach ausgezeichnet hatte, von ihm mit dem Kommando über die in Italien zurückbleibende Flotte betraut worden.

Im Spätherbst des Jahres 37, als die Schiffahrtverbindung und der Nachrichtenaustausch zwischen den beiden Hälften des Römischen Reichs stockten, waren also Antonius in Syrien und Octavius in Italien: Beide auf ihre Weise in angestrengter Thätigkeit. Antonius erwartete Kleopatra und betrieb einstweilen seine Rüstungen für den Feldzug des kommenden Jahres; die asiatischen Fürsten erhielten den Befehl, nach der Hochfläche von Armenien die nöthigen Mannschaften, das Kriegsmaterial, die Vorräthe für den nächsten Winter zu schaffen; der Herrscher von Pontus, Polemo, mußte aus einem weiter nicht bekannten Grunde dem Darius den Platz räumen; in aller Eile wurden die Fäden einer diplomatischen Intrigue, die der Zufall ihm in die Hände gespielt hatte, geknüpft, um Anhänger selbst unter den parthischen Vornehmen zu gewinnen, die mit dem neuen König Phraates unzufrieden waren. Das war der Nachfolger des Orodes, der aus Schmerz über den Tod des Pacorus abgedankt hatte. Auch Octavius hatte mit seinem an Lepidus gestellten Ansinnen Glück. Er traf die Vorbereitungen für seinen Feldzug, in dem es Afrika und Europa gegen Sizilien mobil zu machen galt, mit viel Thatkraft und Umsicht und ließ es den durch die bisherigen Fehlschläge und die allgemeine Mißstimmung entmuthigten Soldaten gegenüber an aufmunterndem Zuspruch nicht fehlen. Immer wieder suchte er ihnen die Nothwendigkeit dieses Krieges klar zu machen durch den Hinweis auf die endgiltige Rache für Caesar, deren Vollzug er, der Sohn, seit acht Jahren als seine heiligste Pflicht betrachte. Aber ein seltsamer Unstern schien ihn zu verfolgen. Als der Winter gekommen war, richtete eine Seuche unter der Bemannung der Flotte, die Antonius in Tarent zurückgelassen hatte, solche Verheerungen an, daß achtundzwanzig Schiffe wegen fehlender Mannschaft dienstuntauglich wurden. Auch Menodorus war von Neuem zum Verräther geworden. Er hatte in Rom im Palast Pompejus des Großen unter den zahlreichen Freigelassenen, die alle dem Andenken ihres erhabenen Patrons die Treue wahrten, seine ehemaligen Mitsklaven angetroffen und die bittersten Vorwürfe wegen seines Verraths zu hören bekommen. Eines Tages hatte er sich auf und davon gemacht, um in Sizilien seinen früheren Herrn wieder aufzusuchen.

Während ihn solche Sorgen beschäftigten, ahnte Octavius nicht, daß nach all den Revolutionen, die Italien heimgesucht, im Orient in diesem Winter am Ende des Jahres 37 und am Anfang 36 ein nicht minder ernstes revolutionäres Ereigniß sich vollzog, obwohl ohne Krieg und Blutvergießen, nur in Form einer Verheirathung. Bei Beginn des Jahres 36 hatten Kleopatra und Antonius ihre Hochzeit mit großem Gepränge in Antiochia gefeiert. Der Bräutigam hatte der Königin als Hochzeitgabe und Entschädigung für die Summen, die er dem Kronschatz von Alexandrien zu entnehmen gedachte, einige früher zum Königreich Egypten gehörige Landestheile geschenkt, die er dem Gebiet von Vasallenfürsten und römischer Provinzen entnahm, nämlich Cypern, einen Theil der phönizischen Küste, die reichen Palmenpflanzungen von Jericho und einige sehr ertragreiche, weil mit Wald bedeckte Gebietstheile in Cilicien und Kreta. Kleopatra hatte nach dem alten

Brauch der egyptischen Könige, wenn sie eine neue Ehe schlossen, den Beginn einer neuen Regirungaera verkündet, indem sie von nun an ihre Regirungzeit vom ersten September 37 an rechnete. Aber wenn auch die Hochzeit mit allen bei dynastischen Heirathen in Egypten üblichen Förmlichkeiten gefeiert wurde, so ließ sich darum das neue Herrscherpaar doch nicht ohne Weiteres Denen, die früher den Thron innegehabt, an die Seite stellen. Wohl hatte Antonius, als er diese Heirath einging, seinen Titel als Gemahl der Königin mit dem des Trägers der prokonsularischen Würde zu verbinden; aber er wollte nicht auf die Stellung verzichten, die ihm überall der Prokonsul-Titel verschaffte, vor dem man denn doch einen ganz anderen Respekt hatte als vor dem des Königs von Egypten. Wohl ließ er auch, ohne sich um den darin enthaltenen Widerspruch zu kümmern, auf den egyptischen Münzen sein Bild neben das der Kleopatra prägen, aber er legte sich darauf den Titel eines „triumvir“ und αὐτοκράτωρ (griechische Bezeichnung für imperator) und nicht den eines Königs von Egypten bei. Weder setzte er den römischen Senat von seiner Vermählung in Kenntniß noch ließ er sich von Octavia scheiden, der Matrone, die er nach dem geheiligten Brauch der latinischen Einehe heimgeführt, der treubesorgten Erzieherin seiner Kinder. Es war ihm eben lediglich darum zu thun, für sich das Recht eines orientalischen Herrschers, mehrere legitime Frauen zu haben, in Anspruch zu nehmen, ein Vorrecht, das auch Caesar, wie man sagte, sich ertheilen lassen wollte. Antonius wie Kleopatra hatten diese merkwürdige Heirath aus besonderen Beweggründen gewünscht; und Jedes hegte dabei die Absicht, sich des Anderen für seine Zwecke zu bedienen und ihm möglichst geringe Opfer zu bringen. Während sie das egyptische Königreich vergrößern und sich in den Stand setzen wollte, mit der Opposition im Lande selbst aufzuräumen, war es ihm um die Gewinnung der Mittel für seinen parthischen Feldzug zu thun. Die Heirath bedeutete den Beginn eines Bündnisses, aber auch eines Kampfes zwischen den Beiden; denn nun mußte sich zeigen, wer das Werkzeug und das Opfer des Anderen werden sollte. Kleopatra, die, ganz zu Anfang jedenfalls, die Scheidung von Octavia zu erreichen wünschte und die gegen den Zug wider die Perser war, stellte sich zuerst, als füge sie sich dem Willen des Antonius; aber gleich nach der Hochzeit rückte sie mit neuen Ansprüchen heraus. Sie wollte neue Landschenkungen erhalten, intriguirte gegen Herodes, dessen Absetzung ihr erwünscht gewesen wäre, um selbst Judäa in Besitz zu nehmen, und hatte Absichten auf Arabien, Tyrus und Sidon. Aber Antonius, der den Reizen der schlauen Egypterin noch widerstand, verhielt sich durchaus ablehnend und gab ihr sogar den Rath, die Hände von der Politik der Tributärstaaten zu lassen. Dagegen beschleunigte er seine Kriegsrüstungen.

Ohne Zweifel war Octavius, als er zu Beginn des Jahres 36 von der merkwürdigen politischen Heirath hörte, sehr wenig davon erbaut; weniger wegen des Schimpfes, der seiner Schwester angethan wurde, als wegen des Machtzuwachses, den sein Schwager dadurch erhalten konnte. Mußte Antonius nicht, nachdem er seine Provinzen um das reiche Egypten vermehrt, und wenn ihm auch noch der persische Feldzug glückte, über eine unverhältnißmäßig größere Macht verfügen als er selbst, die ihn befähigte, der ganzen Welt die Spitze zu bieten? Für den Augenblick gab es freilich für ihn nichts Anderes zu thun, als den sizilischen Krieg möglichst rasch durchzuführen, der vor der Rückkehr des Antonius aus Persien been-

det sein mußte. Dagegen regte man sich in Italien über die Heirath gar nicht auf, mochte sie auch einen weiteren Schritt nach der für die Mutterstadt des Reiches so gefährlichen Trennung der Provinzen des Ostens von den westlichen hin bedeuten. Die Nation verharrte trotz der tiefen Unzufriedenheit mit der Lage in ihrer Apathie; bei den Fortschritten, die der Alles zersetzende Egoismus machte, war an ein neues Aufflammen der Volkswuth in der Art, wie man es im Jahr 39 erlebt hatte, nicht mehr zu denken; das öffentliche Leben wurde von den herrschenden Parteicliquen beherrscht, während das große Publikum, das sich aus den Ueberbleibseln der früheren Gesellschaftklassen und den neuen, in Bildung begriffenen zusammensetzte, von einer dumpfen, aber anhaltenden Mißstimmung gegen alles Bestehende und unklaren, unvernünftigen Sympathien für den fernen Sextus erfüllt war und sich zugleich nach den alten Zeiten zurücksehnte, in denen, wie man meinte, nicht nur die Sitten, sondern auch die politischen Einrichtungen besser gewesen waren. Wenn solche Stimmungen auch genügten, um unter der von der Macht ausgeschlossenen Mehrheit des Volks eine Art Verständigung und ein gewisses Gemeinschaftgefühl zu erzeugen, so waren sie doch nicht stark genug, um auch auf die Führer der politischen Parteien einzuwirken, denen einstweilen vor nichts bang zu sein brauchte als vor plötzlichen Krawallen und Ausbrüchen der Volkswuth. So konnte denn Octavius sich trotz der Unpopularität des Krieges weiter auf die bevorstehende endgiltige Abrechnung mit Sextus vorbereiten und Antonius konnte durch seine Heirath, gegen die trotz der Neuheit des Falles Niemand in Rom, weder im Senat noch in den Komitien, Verwahrung einlegte, ruhig die Integrität des Reiches in Frage stellen. Auf ganz Italien lastete eine lähmende Impotenz, für die wir die überzeugendsten Belege in den Versuchen besitzen, in denen sich das dichterische Schaffen des Horaz in jener Zeit bewegt. Ihnen haftet etwas unsicher Tastendes, eine gewisse armsälige Dürftigkeit an. Während der Bauernsohn Vergil frohen Muthes und mit zäher Ausdauer seine Poetenarbeit verrichtete, wie seine Vorfahren ihre Feldarbeit, und während der Fortführung seiner Georgika eine Menge Bücher las und eine Masse Verse niederschrieb und oft wieder ausstrich, um schließlich nur wenige, die ihm wohlgelungen schienen, dauernd beizubehalten, gewinnen wir von Horaz einen wesentlich anderen Eindruck. Unsicher hin und her schwankend, nie recht mit sich im Klaren, machte er damals den schüchternen Versuch, die jambischen Versmaße des Archilochus in Rom einzuführen, doch nur, um einige Erinnerungen aus dem Bürgerkrieg in Verse zu kleiden, um gegen einen Gegner Vergils loszuziehen, einen kleinen, schon drei Jahre zurückliegenden Liebeshandel zu erzählen und noch um einige Stoffe von der obszönen Komik der Liebesgeschichten alter Weiber zu behandeln, die dem derben Geschmack der Alten so sehr zusagten. Er verfaßte sogar zwei diesem Stoffkreis angehörige Epoden von einiger Obszönität, die in der ganzen Literaturgeschichte kaum irgendwo überboten wird und zu deren Würze er sich selbst widerlicher Handlungen bezichtigte, die damals keineswegs selten waren, die er aber, trotz seiner Versicherung, nicht selbst begangen haben muß. Dabei weist die scharf und bestimmt geprägte äußere Form in diesen Gedichten große Schönheiten auf und verräth schon die vollendete Kunst, die Sprache und den Stil zu meistern und Alles mit wenigen Worten zu sagen und zu schildern, in der Horaz alle Dichter des Alterthums übertreffen sollte. Aber der Gehalt aller dieser Dichtungen ist noch recht ärmlich. Das gilt auch für die neuen Satiren, die er damals

verfaßte und in denen er von einer anderen, diesmal heiteren Erinnerung an den Bürgerkrieg berichtete oder ein unsauberes Abenteuer erzählte, das der berüchtigten Zauberein Canidia zustieß, oder sich darin gefiel, von den Eifersüchteleien und Belästigungen zu reden, die ihm sein nahes Verhältniß zu Maecenas eintrug. Schließlich schrieb er noch eine neue Vertheidigung seiner Satiren, in der er Denen erwiderte, die ihm seine literarische Rauflust vorwarfen, und darauf hinwies, daß Vergil, Plotius, Varius, Maecenas, Pollio, Messala Freunde seiner Muse waren. Selbst wenn er, statt der namenlosen Personen von niederer Lebensstellung, alle einflußreichen Größen der Partei des Octavius zur Zielscheibe seiner Satire gewählt hätte, ist es fraglich, ob ein Anderer als er in diesem Fall das Bedürfniß gefühlt hätte, sich so vor den Lesern zu rechtfertigen. Nur einmal unternahm er einen kleinen Streifzug ins Gebiet der Politik: als er seine Jamben gegen einen Freigelassenen schleuderte, der Militärtribun im Heer des Octavius geworden war, wobei er vergaß, daß er selbst kurz zuvor eine Satire geschrieben hatte, in der er sich rühmte, der Sohn eines Freigelassenen zu sein. Noch vermochte sich Horaz nicht innerhalb dieser, jeder sicheren Orientirung entbehrenden, in ihren Zielen unklaren Zeitstimmung zurechtzufinden, die Denen, in deren Händen die Macht lag, die Freiheit gab, Alles, freilich auch auf eigene Gefahr, zu wagen. Man konnte die kühnsten Wagnisse unternehmen. Aber Weh Dem, der dabei scheiterte!

Rom. Professor Guglielmo Ferrero.

Totentag.

Der Tag der Toten ist heute.

Doch nicht ein Tag der Trauer. Ein Tag der Freude. Die Toten sind glücklich. Während in den Kirchen am Fuß düsterer Altäre und unter häßlichen Bildern die Trauernden in Klagefeiern für ihre geliebten Toten beten und weinen, leben Diese fröhlich überall in der großen Natur, leben im dunklen Wald, im hellen Hain, in der fruchtbaren Furche des duftenden Ackers, im quellenden Saft der Pflanzen. Zwar litten sie, ehe sie ins Glück eingingen, brannten im Fieber, erschauerten einst in blasser Todesfurcht, aber jetzt: wie stark und gesund leben sie jetzt in den grünenden Pflanzen und farbigen Früchten, im freien Licht der Sonne, in den ewigen Atomen der sternenbesäten Nacht!

Sie starben nicht; ihr Körper löste sich nur auf im Schoß der mütterlichen Natur, wurde durch tausend Wurzeln aufgesaugt und stieg im fruchtbaren Pflanzensaft wieder zur Sonne. Wallendes Laub, duftende Blüthen, goldene Früchte drängten ans Licht. Und die das Meer aufnahm zwischen Korallen und Muscheln, zwischen Sand und Felsen? Sie lösten sich auf im unergründlichen Grün und lassen sich nun als sonnenglitzernde Wellen wiegen, glätten sich nachts unter dem weichen Gewicht des Sternenlichtes oder umschmeicheln bei Morgengrauen das braune Volk der Fischer, daß es in neuer Lebenslust dem jungen Tag entgegensingt. Und deren Körper nicht der Erde und nicht dem Wasser übergeben ward, die Toten der einsamen Berge, sie werden von der Sonne verzehrt und leben dann in den weichen

Wolken und im befeuchtenden und reinigenden Thau, in der siegreichen Morgenröthe und im priesterlichen Licht der Sterne.

Die Toten sind glücklich!

Wir? Wie viele von uns gehen blaß und hungernd, wie viele in düsterer Verblendung durchs Leben! Wir klammern uns an erstarrte, tote Glaubensformen, wir konstruiren uns eine Geisterwelt in den Lüften und plappern Gebete; wir sind inmitten dieses starken und fröhlichen Lebens immer bereit, unsere klingenden Freuden durch den trostlosen Gedanken an die düstere Kühle des Kirchhofes zu zerstören. Aber sind nicht unsere Toten, die Mütter, die Väter, die Schwestern, alle Lieben immer um uns in der Natur, nicht heiter und verklärt in den Bergen, den Wassern, den Sternen?

Und warum zittern wir vor dem Tode? Welcher Instinkt läßt uns gerade diese menschliche Form, diese Haare, diese Augen, diese von Muskeln gestrafften Arme so lieben? Bäume, Blüthen, Blätter, Kräuter: sind sie nicht auch Formen des Lebens, nicht heilig und erfüllt von Gott? Ueberall, in den fruchtbaren Feldern, in den Bäumen, in den Wassern, im dunklen Innern der Erde, in den Lüften, in den Planeten und Fixsternen, allüberall webt die göttliche Kraft, von der unser Leib nur ein Atom ist. Und ist nicht hier wie dort die selbe Zuneigung und Liebe, die selbe Abneigung und Gegnerschaft, die selbe Freude und Gleichgiltigkeit, die selbe Seele, das selbe Leben, voll von den selben dunklen, lichten, heiligen, göttlichen Instinkten? Warum muß es nun gerade diese Form sein, die Arme und Augen hat, und nicht jene mit Aesten und Laub? Eben darum sind die Toten glücklich zu preisen, weil sie nun so weit entfernt sind von der menschlichen Form mit ihren Uebeln, weil sie eingegangen sind in die heilige, große Natur, wo es nur Reinheit, Ruhe, Fruchtbarkeit, Kraft und Güte giebt.

Selig sind, die wir unter die Erde bergen, selig, die nun einer heiligen Umwandlung entgegengehen. Schlecht klingen dazu die Trauergesänge, die letzten polternden Erdschollen, barbarisch die geschäftlichen und kalten Worte der Priester. Geht doch der Körper ein zur Fülle und Ruhe der großen mütterlichen Erde, die ihn ganz aufnimmt und auflöst in ihrem ewig fruchtbaren Schoß, wo ungezählte Würzelchen saugen, wo der Pflanzensaft steigt, sich vertheilt in Aeste und Zweige, mächtig pulsirt im ganzen Baum, die Fülle der Knospen befruchtet und rundet und in Blättern, in Blüthen und Früchten ans Licht tritt: der verwandelte Körper sieht wieder die Sonne, fühlt wieder den erfrischenden Thau, hört wieder die Vögel und lebt in heiterer Ruhe im lichten Frühlingswald.

Und neben diesem Körper, der in den Sonnenglanz zurückkehrte, wurde vielleicht ein anderer begraben, ruht ein anderer in einem Metallsarg, eingeschlossen zwischen Stein und Kalk. Während rund um ihn die rastlose Umwandlung der Samen wirkt, wo schon im Keim die Blätter, Blüthen, Stämme, Aeste harren, ungeduldig in ihrem Drängen ans Licht, zwischen den starken gewundenen Wurzeln der Bäume mit ihren Saftströmen, unter der schöpferischen Fülle und dem Ueberfluß der fruchtbaren Erde, inmitten dieses unermüdlichen Herzschlages der Natur, ruht hier der einbalsamirte Körper unberührt, starr, kalt, häßlich, mißfarbig. Er beneidet die freien, leichten Atome des anderen, die da auf und ab steigen dürfen in den verschlungenen Kreuzwegen des Lebens, die in ewigem Wechsel rinnen dürfen durch den unendlichen Raum, von den Sternen bis zum makellosen Schaum

der Wellen. Er, der sein Gefängniß nicht zu sprengen vermag, kann sich nicht in die ewige Materie auflösen, er wird nicht die Sonne sehen, nicht die weichen Thaunächte, nicht das heitere Plätschern der Quelle hören. Welch grausames Verhängniß lastet auf ihm, den der Tod nicht befreit!

Thörichte Menschen! Könnten wir Alle die Religion der Sonne, der Güte, Wahrheit und Schönheit leben, wir würden mit reiner und heiterer Seele, unbeschwert durch Schreckbilder von Göttern und Tyrannen, die göttliche Umschlingung der ewigen Güte erwarten und in Freiheit sterben, unseren Körper freudig der heiligen Natur übergeben, damit sie nach ihrem Willen Neues aus ihm schaffe, damit sie ihn durch Blätter und Blüthen führe zu neuem Licht.

Wenn wir in den von der Sonne durchflutheten Laubwald treten, ist dann nicht unser ganzes Innere erfüllt von dem wonnigen Schauer tausendfachen, geheimnißvollen, göttlichen Lebens? Daß uns wohl wird wie in der Frühlingsmorgendämmerung, da uns der Chor der nimmermüden Vögel zu neuer Freude weckt? Daß alle Bitterkeit, aller Zorn, alle Muthlosigkeit, alle Angst sich beugen vor dem heiligen Leben und sich die Seele aufschwingt zu geheimnißvoller Feier? Freilich: einer anderen Feier als in den Kirchen! Dort tote Worte und Klagelaute, hier heiteres Leben und Vogelsang; dort aufdringliche Farben und Gerüche, hier weiches Sonnenlicht und Blumenduft. Und dem Blätterdom entsteigt ein Friede, so reich, so tröstend, so greifbar! Wir hören die vertrauten und grüßenden Stimmen unserer theuren Toten, die hier aus den Blättern zu uns sprechen, aus den Blüthen, die einst geliebte Herzen waren.

Und die Natur hat unendliches Verzeihen und Versöhnen. Aller unselige Haß, alle lieblosen Herzen zerschmelzen wunderbar im heiligen Gemisch der Erde. Sie kennt keinen Unterschied; Alles ist ihr gut: die Wurzeln der Rose umschlingen den Leib des Tyrannen und aus den Menschen, die auf Erden ihre Hände mit Blut befleckten, die zerstörten und entweihten, macht sie reine Lilien und heilige Cedern. Judas verrieth Jesus; und dennoch: wie bald wurden diese beiden Körper, der Mensch des Lichtes und der Mensch der Finsterniß, aufgelöst und vereint in den elben Blüthen, in der selben Morgenröthe! Und dient nicht die gütige Natur den Menschen ohne Unterschied der Sitten und Religionen? Die selben Oelbäume, die in Griechenland die üppigen, nackten Bacchustänzerinnen in ihren heiteren Schatten bargen, nahmen auch Jesus auf, verbargen, windgepeitscht, den armen, stöhnenden, betrübten, heiligen Menschen in jener Nacht des Todeskampfes in Gethsemane.

— —

... Der Tag der Toten neigt sich zum Ende. Draußen auf dem Felde geht noch der fleißige Sämann im Zwielicht der Dämmerung, geht aufrecht, einfach und heiter zwischen den Furchen; und streut mit sicherer Bewegung die Körner, streut Leben aus. Sind es nicht die Körper seiner Vorfahren, die er so auf den fruchtbaren Acker aussät? Sie sind in Saat verwandelt und füllen ihm neu die Scheune und werden ihm immer wieder sein tägliches Brot geben, bis auch er zur Erde zurückkehrt und sich wieder mit ihnen vereint in heiliger Umwandlung.

Nur in der Natur werden wir Trost finden; wie heute, am Tage der Toten, so immer. Nur in der Natur dürfen wir die Religion suchen, die unser Herz ahnt; sie ist nicht in Kirchen und Domen, sie ist nicht in Weihrauch und Hostien: sie ist in den duftenden Blüthen des bescheidenen Veilchens.

Porto. Eça de Queiroz.

✠

Kupfer.

Die Uebermacht der amerikanischen Unternehmer wird auf dem Weltmarkt nie sichtbarer als beim unsicheren Schwanken eines von den Yankees kontrolirten Rohproduktes. Die Preise der Rohmaterialien bilden den Angelpunkt der wirthschaftlichen Konjunktur. Wären sie frei von spekulativen Einflüssen, so hätte man in der Praxis ein deutliches Bild von den Grundsätzen des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage. Die Spekulation hats aber so weit gebracht, daß sich Niemand mehr vermessen darf, die Dinge auf einfache Formeln zurückzuführen. Die Stärke des amerikanischen Machers wird durch die Undurchsichtigkeit der von ihm bewirkten Transaktionen gesteigert. Auf dem Kupfermarkt zeigt sichs besonders klar; in der Kupfergeschichte wird kaum eine Periode zu finden sein, die nur von natürlichen Aeußerungen des Geschäftslebens ausgefüllt war. Das Kupfer scheint verurtheilt, im Bannkreis der Spekulation zu bleiben. Seit den Tagen von Secretans Kupferring lösten schroffe Wechsel in der Tendenz einander ab. Der starke Stoß, den der Zusammenbruch Augustus Heinzes vor zwei Jahren dem Kupfermarkt versetzte, hat lange nachgewirkt. Der Kupferpreis blieb schwankend; und die Kupferkönige kamen aus der Unsicherheit nicht heraus. An der londoner Börse giebt es Leute, die behaupten, ein neuer Kupferkrach liege in der Luft. Der englische Geschäftsmann beurtheilt die Lage manchmal kaltblütiger als der Yankee. Der fragt in höchster Spannung, wie die Copperkings mit der zunehmenden Ueberproduktion fertig werden wollen. Das ist der dunkelste Punkt im Schicksal des Rothen Metalls: die chronische Ueberschreitung der Grenzen des Bedarfes. Die Copperstates der Union haben mit ihren unerschöpflichen Reichthümern dem Land nicht nur genützt. Kupfer ist kein so gangbarer Artikel wie Kohle und Petroleum; sein Verbrauch hängt von dem Zustand bestimmter Industriezweige und von dem Fortschreiten der Technik ab. Die wichtigste Verarbeiterin des Metalls ist die Elektrotechnik. Deren Leistungfähigkeit ist beinahe unbegrenzt; aber die Chancen der Verwerthung sind meßbar. So schnell, wie Mancher hoffte, gehts mit der Ausbreitung des elektrischen Stromes in der gemeinen Wirklichkeit doch nicht. Daß die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft diesmal ihre Dividende um 1 Prozent erhöhen konnte, beweist noch nicht viel für die Gesammtlage der Gewerbes. Die A E-G hat so viel Geld, daß sie schließlich vertheilen kann, was sie will; und da Siemens & Halske zu einer Dividendenerhöhung entschlossen war, konnte die stolze Rivalin sich nicht der Möglichkeit aussetzen, im Kurs überflügelt zu werden. Aber die Aussichten? Noch vor drei Monaten erschien ein ausführlicher Bericht über die Lage der Elektrotechnik, der auf verschärfte Konkurrenz hinwies. Das Ganze klang, als komme die Information von einem Kundigen. Und seitdem hat die Kurve des Kupferverbrauchs kein Wachsen des Bedarfes in der elektrotechnischen Industrie gezeigt.

Aus New York kommt nun das Gerücht, ein neuer Trust sei geplant. Vielfach meint man, daß die Organisation des bestehenden Trusts, der Amalgamated Copper Company, nicht ausreiche, um den Markt vor den schädlichen Einwirkungen einer Ueberproduktion zu schützen. Eine große Verkaufsgesellschaft (mit 150 Millionen Dollars Kapital) soll künftig Angebot und Preise genau kontroliren. Das neue Unternehmen müßte, um Erfolg zu haben, die gesammte Kupferproduktion der Vereinigten Staaten oder wenigstens deren größten Theil beherrschen. Nur so

wäre die Möglichkeit einer Kontingentirung gegeben, ohne die eine Anpassung an den Bedarf undenkbar ist. Skeptiker glauben nicht an die Durchführbarkeit des Planes; die Zahl der Produzenten habe sich zu sehr vermehrt. In Nevada und Utah sind neue Gruben erschlossen worden, die geringwerthige Erze enthalten und deren Rentabilität deshalb nur eine Massenproduktion sichern könnte. Da wäre eine künstliche Einschränkung des Förderns unklug. Den Zweifeln zum Trotz erhalten und verstärken sich aber die Versionen über neue große Pläne. Man weist auf die Festigkeit der Kupferaktien in New York und sagt, die Haltung des Kurses müsse besondere Gründe haben, da das Bewußtsein der Ueberproduktion ihn sonst drücken müßte. Die Interessengemeinschaft wird als nothwendige Konsequenz des Marktzustandes betrachtet. Die finanzielle Unterstützung der neuen Organisation sei durch den Morganconcern gesichert. Dann kreuzten sich wieder zwei Meldungen. Präsident John Ryan von der Amalgamated Copper Company habe die Existenz von Trustplänen geleugnet, hieß es hier; dort aber, die Company werde an der Spitze der neuen Kombination stehen. Solche Inkongruenzen gehören zum Lebenselement der newyorker Spekulation. Für die Eingeweihten existiren sie nicht; nur der Troß der Spekulanten leidet darunter. Besonders auf dem Metallmarkt. Nach alter Erfahrung haben die Konsumenten eine heilige Scheu vor „Geheimnissen"; wo man die wittert, wird mit größter Vorsicht disponirt und die Lager füllen sich. Der Käufer beschränkt sich auf die Deckung des Nothwendigsten, während der Produzent gezwungen ist, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Unter diesen Widersprüchen leidet das Ansehen des Geschäftes. Als Mitglieder der neuen Vereinigung werden, außer der Amalgamated Copper Co., noch die Cole & Ryan-Kupfergruben, der Phelps & Dodge-Concern und die Calumet & Hecla Co. genannt; auch der bekannte Guggenheimconcern soll sich einem Anschluß geneigt zeigen. Die Guggenheims hat der Kupferkrach des Jahres 1907 hart getroffen; sie sollten durch die Rockefellergruppe, die dem Kupfertrust nah steht, an die Wand gedrückt werden. Der verstorbene Kanzler der Standard Oil Company, Henry Huddleston Rogers, hatte die Sache in die Hand genommen und wollte die Guggenheims aus der American Smelting & Refining Company, dem großen Verhüttung-Unternehmen, verdrängen. Das gelang ihm nicht; und nun beschloß der ganze Anhang der Rockefellergruppe, eine eigene Gesellschaft für die Verarbeitung der Kupfererze zu gründen: die International Smelting & Refining Company. Von der Wirksamkeit dieses Concerns hat man nicht viel gehört; und wenn jetzt die Guggenheims wirklich mit der Amalgamated Copper Company und den Oeltrustleuten in einem neuen Kupfertrust zusammengehen wollen, so würde damit die Vermuthung glaubwürdig, daß es sich bei dem Konflikt vom Dezember 1908 nur um ein Börsenmanöver gehandelt habe. Unser Freund aus Boston, Thomas W. Lawson, schlachtete damals den Streit zwischen Rogers und Guggenheim auf seine Art aus. Er rieth dem Publikum, gegen die Standard Oil-Gruppe zu kaufen, trieb ihr aber schließlich das Wasser auf die Mühle. Selten trat die Abhängigkeit des Kupfers so weit ins Licht wie in den Tagen des Guggenheimrummels. Damals war auch schon die Rede von der Schaffung einer neuen Organisation als Stütze des Marktes. Die amerikanischen Kupferproduzenten sollten geeinigt werden und eine Verständigung mit den europäischen Konkurrenten suchen. Also eine Art Welttrust. Im Grunde war aber nur an die Gründung eines internationalen statistischen Bureaus gedacht wor-

den, das gegen spekulative Einflüsse einen Deich schaffen sollte. Die Kupferspekulanten arbeiten pfiffig mit der Ungenauigkeit der Kupferstatistik. Zuverlässige Ziffern sind kaum zu bekommen. Die Angaben weichen oft sehr weit von einander ab; und die Differenzen werden von den Spielern ausgeschlachtet. Diese Manipulationen sollten durch das Bureau unmöglich gemacht werden. Ein utopischer Gedanke, da die amerikanischen Produzenten selbst zu den „Statistikern" gehören, die mit falschen Zahlen arbeiten. Der kleine Spekulant weiß von Werth oder Unwerth der Statistik nur wenig. Für ihn sind die Transaktionen seiner großen Vorbilder maßgebend. Und der Konsument disponirt nach den Berichten aus New York und London. Die natürliche Entwickelung läßt man nicht zur Wirkung gelangen.

Der amerikanische Reichthum an Mineralschätzen spottet jeder Maßregel, die zur Bändigung der Produktion versucht wird. Im April dieses Jahres konnte die Amalgamated Copper Company auf zehn Lebensjahre zurückblicken; aber sie durfte sich am Ende dieses Dezenniums nicht rühmen, über Produktion und Preis zu herrschen. Das beweist, wie weit wir da noch von Monopolen sind. Zehn Jahre sind im Leben eines industriellen Kartells eine lange Zeit; selten kommt ein solches Gebilde über die ersten fünf Probejahre in unveränderter Gestalt hinaus. Die Amalgamated Copper Company hat ihr Stammkapital nur einmal erhöht: von 75 auf 155 Millionen Dollars. Das ist noch heute der Umfang des Grundkapitals. 620 Millionen Mark: für deutsche Verhältnisse eine Riesensumme; drüben hat man dem Trust oft vorgeworfen, sein Kapital sei im Verhältniß zu seiner Produktion viel zu klein. Ich erwähnte hier schon, daß von einer Erhöhung auf 300 Millionen gesprochen wurde. Die Organisirung des Kupfertrusts ließ die Schule Rockefellers erkennen. Wer bei der Standard Oil „gelernt" hat, weiß, wie es gemacht werden muß. Durch die vier Untergesellschaften, die zum Concern der Amalgamated gehören (Boston and Montana, Anaconda, Butte and Boston, Parrot), konnte der Trust einen beträchtlichen Theil der gesammten Kupferproduktion des Landes (1908: 880 Millionen Pfund) unter seine Kontrole bringen. Aber die Massen neu hervorgebrachter Erze nehmen zu; die Zahl der Outsider wächst (Arizona, Montana, Michigan haben als Kupferstaaten vielfache Konkurrenz erhalten); und der Preis hält sich auf niedrigem Niveau. Kaum noch denkt man der Tage, da in London die Tonne Kupfer mit 90 £ notirt wurde. Heute ist man zufrieden, wenn der Kurs nicht unter 60 sinkt.

Wenn die Einschränkung der Produktion nun nicht gelingt? In den Kupferbergwerken und Lagern steckt ein ungeheures Kapital, dem jeder Preisrückgang bei stockendem Absatz eine Krisis bringen würde. Man darf nicht vergessen, daß die letzte amerikanische Finanzkatastrophe auf dem Kupfermarkt begann. Was vor zwei Jahren geschah, ist auch heute durchaus nicht unmöglich. Das wissen die Kupferleute; sonst würden sie nicht immer wieder erklären, daß Etwas geschehen müsse. Der amerikanische Kapitalmarkt ist freilich so überlastet, daß er neue Effekten in großem Umfang nicht aufzunehmen vermag. Die Decentralisirung des wirthschaftlichen Kapitals durch die Aktie erleichtert zwar die Erlangung neuer Betriebsmittel, bringt aber zugleich die Gefahr einer Ueberlastung des Marktes; oft gerade dann, wenn man ihm neue Last aufpacken möchte. Die newyorker Hochfinanz ist mit ihren Mitteln stets bei der Hand, wenn sie sicheren Rückhalt in Europa, speziell in London, findet. Die englischen Geldleute haben sich aber noch nicht sehr geneigt gezeigt, an einer „Reform" des Kupfermarktes mitzuwirken. In London sollen Konferenzen

gewesen sein, an denen auch deutsche Metallhändler sich betheiligt haben. Alle fanden, daß die bestehenden Verkaufsorganisationen für Kupfer nicht ausreichen; doch kams nicht zu positiven Vorschlägen. Die Abhängigkeit von Amerika, dem stärksten Produzenten, lähmt die Alte Welt. Der Präsident der Amalgamated Copper Company brachte diese Thasache einmal zum Ausdruck, ohne einen für die Union besonders günstigen Schluß aus der Situation zu ziehen. Mr. John D. Ryan meinte, die amerikanischen Produzenten würden der Welt den Kaufpreis diktiren, wenn sie ohne die industrielle Konjunktur in den europäischen Industrieländern auskommen könnten. Einstweilen hängt ihr Wohlergehen aber wesentlich von dem Geschick der Industrien Europas ab; und so läßt sich eine Kräftigung des Kupfermarktes nur denken, wenn die gewerblichen Verhältnisse sich auch bei uns noch bessern. Präsident Taft hat übrigens einmal gesagt, die „Gesetze des Staates“ würden angewendet werden, wenn Rockefeller und Morgan ein Verkaufsmonopol auf dem Kupfermarkt zu errichten versuchten. Auch diese Drohung ist nicht geeignet, ein klares Bild von der Zukunft des Kupfers zu schaffen. Und man wird mit Ueberraschungen auf diesem von der Spekulation stets so laut umtobten Gebiet für eine nahe Zeit rechnen müssen. Ladon.

Drei Briefe.

I. Einer, der unter seinem „Elend“ etwas ganz Anderes versteht als sein Mitbruder in feudalen Diensten, schrie es in der „Zukunft“ vom dreiundzwanzigsten Oktober, wie er selbst sagt, unter Pauken- und Trompetenbegleitung in die Welt hinaus. Schon dieser akustische Aufwand muß die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen. Man kann schon aus dem Ton des Briefes und den zahlreich eingestreuten kritischen Bemerkungen schließen, daß der Schreiber mit der Organisation, als deren Glied er formell noch zählt, innerlich vollständig zerfallen ist. Die soziale Arbeit, die sein Beruf ihm auferlegt, empfindet er als Last, die dogmatische Gebundenheit seiner religiösen Ueberzeugung als eine geistige Knechtschaft, den Coelibat als drückende Fessel. Die Schlußsätze der Zuschrift sprechen mit dürren Worten aus, daß der Schreiber keine innere Gemeinschaft mit der Kirche mehr fühlt. Nun mag man über die Berechtigung oder Zweckmäßigkeit der einzelnen Institutionen in der Katholischen Kirche denken, wie man will: als geschlossener Organisation steht ihr unzweifelhaft das Recht zu, von ihren Mitgliedern, insbesondere den aktiv Thätigen, unbedingte Disziplin verlangen. Das ist in jeder Armee so. Wer sich diesem Verlangen nicht unterwerfen will oder kann, muß aus der Organisation scheiden. Sollte man wenigstens meinen. Das scheint der Kaplan auch zu fühlen; den Widerspruch zwischen äußerlicher Angehörigkeit und innerlicher Ablehnung charakterisirt er mit der einzig richtigen Bezeichnung. Trotzdem will er den formellen Bruch wohl vermeiden, weil er sonst sein Brot verliert und seinen Verwandten Kummer bereitet. Wenn man also den Fall wohlwollend charakterisiren will (man könnte die Sache auch etwas anders ausdrücken): Mit Rücksicht auf seine Lebensstellung scheut sich Einer, die Konsequenzen aus seiner Ueberzeugung zu ziehen,

und diesen inneren Zwiespalt nennt er sein Elend. Wen macht er nun für das ganze Verhältniß verantwortlich? Sich selbst? Gott bewahre: den Papst, die „Inkarnation Christi“ (nebenbei: wenn ein aktiver Offizier, dems in der Armee nicht mehr gefällt, seinen obersten Kriegsherrn anonym mit einem entsprechenden Ausdruck belegt, wie nennt man Das?), das Dogma, die Centrumspresse, überhaupt das „System“. Mit Verlaub: gabs damals noch keinen Papst, als der Arme den Entschluß faßte, sich dem Dienst des Herrn zu weihen? Konnte damals jeder Priester sich seinen Glauben selbst suchen wie ein Protestant? Pflegten die Herren damals zu heirathen? Schwärmte die „Germania“ früher für Spinoza? (Uebrigens: die Kölnische Volkszeitung, deren Leitung sogar auf dem Evangelischen Bundestag widerwillig anerkannt wurde, als geistiger Persönlichkeiten bar hinzustellen, ist mindestens unvorsichtig.) Oder hat ihm einstmalen Jemand gesagt: „Das Alles ist nicht so wörtlich zu nehmen, kommen Sie nur erst einmal hinein, das Andere findet sich von selbst“? Vielleicht hat er sich Das selbst gesagt, obgleich dazu eine Naivetät gehören würde, die man schon mit zwanzig Jahren eigentlich nicht mehr haben sollte. Vielleicht ist sein Leichtsinn auch durch Familienverhältnisse irgendwelcher Art, die ihn halb und halb in seinen Beruf hineingeschoben haben, gefördert worden. Soll deshalb aber die ganze Organisation die Grundsätze aufgeben, die sie bisher stark gemacht haben? Sollen wir den preußischen Offizierbegriff deshalb ummodeln, weil Herr Gaedke besser von Anfang an liberaler Zeitungschreiber geworden wäre? Diesem ähnliche Konflikte kommen nicht nur im Leben des Priesters vor; jede suchende Persönlichkeit ist ihnen ausgesetzt, ganz gleich, welchen Beruf sie erwählte. Und die tiefsten, aufwühlendsten Kämpfe werden in der Regel nicht „herausgeschrien“. Aber was ein Kerl ist, wird damit schließlich fertig, so oder so, mit Biegen oder Brechen. Die aber an der Wegegabelung stehen bleiben und die Hände ringen, ohne die Kraft, rechts zu gehen, und ohne den Muth, sich nach links zu wenden, sind die Halben. Haben Die einen Anspruch auf tragische Pose? Mit Pauken und Trompeten? Das wird nicht leicht Einer glauben.

II. Gewiß ist es richtig, daß dem Schloßkaplan Uebermaß an freier Zeit zu Gebot steht. Aber mit der Annahme einer Stelle im Schloß ist ihm die Möglichkeit genommen, anderweitig zu verdienen. Wissenschaftlich kann er jedenfalls schon deshalb nicht thätig sein, weil er sich bei einem Gehalt von 796 Mark nicht einmal den nöthigsten apparatus dazu leisten kann. Nun wird verlangt, daß er „deutsche Wissenschaft kosten“ soll. Er soll „von seiner Kammer aus eindringen in den Wundertempel von Kants Gedanken“. „Ranke? Treitschke? Mommsen?“ „Theater? Modernes Theater? Ibsen, Maeterlinck, Hauptmann? Dahin darf der Kaplan nicht.“ Er hat aber gute Gründe dafür, wenn 796 Mark sein Jahreseinkommen darstellen. Ich habe eine Stelle, die einer „besseren“ Kaplanei gleichzuachten ist. Für Bücher und Zeitschriften gebe ich ein Sechstel meines Gehaltes aus: 400 Mark. Da der Leugner des Kaplanselends so gütig war, von Reisen des Schloßkaplans zu reden, so setze ich dafür 200 Mark an. Genau 196 Mark bleiben meinem Mitbruder noch für seine Lebensbedürfnisse und für die Werke der Barmherzigkeit, die ihm der liebenswürdige Herr auch zu empfehlen scheint. Mit dem armen Mann, der 796 Mark jährlich bezieht, wird der Spott noch weiter getrieben. Den Beschwerden des Schloßkaplans werden Heiligenlegenden und Aussprüche des „weltberühmten Hindupriesters“ entgegengehalten. Edel scheint mir

solche Verhöhnung der Armuth nicht. Für eine Entdeckung muß man dem Herrn dankbar sein. Er entdeckt: „Es giebt publizistische Persönlichkeiten.“ Wenn es ihm nur nicht ergeht wie Lot, der vor Jehova mit den Gerechten Sodomas paradiren wollte: 50 wollte er anfänglich erbringen, dann 45, 40, 30, 20; und schließlich waren es nicht 10. Ich habe bisher die Anschauung gehabt, daß jedes civilisirte Land mehr publizistische Persönlichkeiten hat als Deutschland. Drum ist es sehr anerkennenswerth von dem Herrn, daß er es anders „entdeckt“ hat. Seit Jahren kenne ich die „Zukunft“ und freue mich jede Woche auf das Erscheinen jedes neuen Heftes. Deshalb sind aber die Befürchtungen des Herrn bei mir noch nicht durch die Entwickelung bestätigt worden. Ich habe wirklich „mein Bestes, die Vernunft, noch nicht erdrosselt“, bin noch kein „Heuchler geworden, der ein System nur noch äußerlich vertritt“, bin auch noch nicht „das Schrecklichste, ein abgefallener Priester“ geworden. An den Artikeln von Jentsch gehe ich so wenig vorüber, daß ich ihnen nach denen von Harden die meiste Beachtung schenke. Man liest Alles von ihm mit Vergnügen, sehr Vieles mit Befriedigung; Manches auch nicht. Möglich, daß man durch die im genannten Artikel bezeichnete Literatur zum Abfall vom Glauben kommen kann. Aber man kann auch von den Behauptungen, Meinungen, Theorien, Hypothesen, die die Moderne preist, sehr wohl mit Befriedigung zurückkehren zu den Worten des ewigen Lebens, zu den Worten unseres Meisters, den der Verfasser des Artikels unnöthiger Weise als vergessenen Hindupriester höhnt.

III. Am zwölften November jährte sich der Tag, an dem auf der Zeche, die ihren Namen dem Friesenherzog Radbod verdankt und der Gewerkschaft Trier gehört, ein schweres Grubenunglück sich ereignete. Dreihundertundvierzig Bergleute wurden getötet, siebenundzwanzig verletzt. Solche Hekatomben hatte der deutsche Bergbau noch nicht erlebt. Selbst die vor einem Jahrzehnt eingetretene Schlagwetterexplosion auf der Zeche Karolinenglück heischte mit einhundertsechzehn nur rund ein Drittel der Opfer. Wie die Zahl, die Größe, die Dauer der Ringe, die der ins Wasser geworfene Stein auf seinem Spiegel verursacht, dem Gewicht des Steines entspricht und der Wucht, mit der er geschleudert wird, so zittert auch die Menschenseele in stärkeren oder schwächeren Schwingungen je nach dem Umfang des Unglückes und der Gewalt, mit der es hereingebrochen ist. Aber so leicht sich durch die physikalischen Gesetze und so einfach der erste Vorgang deuten läßt, so schwer ist dem seelischen mit dem nüchternen Verstand eine Erklärung zu finden. Was hat Einer, der mit Dutzenden oder Hunderten dahingerafft wird, vor Dem voraus, der, ein Einzelner, auf exponirtem Posten ein Opfer seines Berufes wird? Wird nicht vielmehr der Schmerz der Hinterbliebenen dieses stillen Mannes stärker, wird er nicht bitterer empfunden als in den Fällen, wo der Tod mit knöcherner Hand zur selben Zeit an die Hütten der Verwandten, der Freunde, geklopft hat? Wird ihnen doch nicht einmal der schwache Trost, Unglücksgefährten im Leid zu haben. Und der Hinterbliebenen wirthschaftliche Lage? Auch sie ist nicht abhängig von der Zahl der Opfer, sondern von der wirthschaftlichen Lage des Getöteten, also der Höhe des Lohnes, der Zahl der Mitglieder seiner Familie, ihrem Gesundheitzustand, der Geschicklichkeit, mit der die Frau den Haushalt und die Erziehung der Kinder leitet, und dem Dasein oder Fehlen von Schulden. Durch die Berufsgenossenschaften, im Bergbau die Knappschaft=Berufsgenossenschaft, deren Kosten die Arbeitgeber tragen, wird die Rente festgestellt. Wird sie nicht durch die vielfach vorhandenen freiwilligen

Leistungen der Industrie erhöht, so beträgt sie für jedes überlebende Familienmitglied zwanzig Prozent bis zum Höchstbetrag von sechzig Prozent des Arbeitverdienstes. Die auf der Zeche Radbod getöteten 341 Bergleute haben 235 Wittwen mit 625 Kindern und 9 Vollwaisen, 8 Ascendenten, im Ganzen also 877 Angehörige hinterlassen. Die Wittwen erhielten eine Durchschnittsrente von 739 Mark; dazu trat, zur Deckung der ersten Nothlage, das gesetzliche Sterbegeld von etwa 100 bis 120 Mark und eine freiwillige Spende der Gewerken, der vielgeschmähten Ausbeuter, im Gesammtbetrag von 60000 Mark, die zum größten Theil alsbald vertheilt wurden. Die meisten hinterbliebenen Familien hatten in der zweiten Novemberhälfte 250 Mark in Händen.

Und nun vergleiche man, was die Hinterbliebenen eines armen Teufels erhalten, der nicht einem Berufsunfall, sondern Siechthum, schnellem oder gar langsamem, erlegen ist: nichts; denn noch haben wir keine Reliktenversorgung. Und was erhält er sammt seiner Familie, wenn er solches Siechthum als Invalider überlebt, sofern nicht Pension- und freiwillige Kassen der Industrie helfend eingreifen? Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit im günstigsten Fall 305 Mark. Nach fünfzehnjähriger 240 und nach vierjähriger 150. Hat er aber das Pech, früher Invalide zu werden, so erhält er gar nichts. Tausende und Abertausende erleiden dies Geschick, Arbeitinvaliden und ihre Hinterbliebenen. Hat man erfahren, jemals gehört, daß öffentliche Wohlthätigkeit für sie angerufen wurde, jemals, daß (von den Arbeitgebern abgesehen) freiwillige Spenden flossen?

Die selben Leute, die Zetermordio schreien, wenn sie für einen in ihrem Dienst verunglückten Dienstboten aufkommen sollen, die sich heiß mühen, mit allen Mitteln bestreben, durch die weiten Maschen des Haftpflichtgesetzes zu schlüpfen, finden es natürlich, daß die Industrie auch dann eintritt, wenn von Haftpflicht nicht die Rede sein kann, ja, selbst, wenn Fahrlässigkeit des Verletzten vorgelegen hat. Die deutsche Industrie hat sich damit abgefunden. Sie hat mehr gethan als Andere, mehr, als das Gesetz ihr vorschreibt. Die Jahresabschlüsse der großen Aktiengesellschaften reden davon ein Wort, ihre trockenen Zahlen eine beredte Sprache für Den, der zu lesen versteht und verstehen will.

Was geschah aber nach dem Unglück von Radbod? „Die öffentliche Wohlthätigkeit wurde geweckt.“ Geweckt? Nein, in die Irre geführt. In kluger, nicht um die Gunst der Menge buhlender Weise tritt mit tapferen Worten der Verfasser des Jahresberichtes der dortmunder Handelskammer dem Gebahren entgegen, das bald nach dem Unglück von Radbod in ganz Deutschland anhub. Ich nannte vorhin Zahlen. In wirkliche Noth sind vielleicht zwei, höchstens drei Dutzend Personen (die Gesammtzahl war dreißigmal größer) gerathen; aber auch für sie war gesorgt. In erster Linie durch die schon genannten sechzigtausend Mark der Gewerkschaft, der Besitzerin der Zeche, aber auch durch eine andere Spende aus Kreisen der Bergwerksbesitzer. Kurz nach dem Unglück hatte der Bergbauliche Verein in Essen gezeigt, daß seine Leute das Herz auf dem rechten Fleck und zugleich Verständniß für die Wirklichkeit haben. Dem Vorstand wurde ein Fonds von hunderttausend Mark zur Verfügung gestellt, „aus dem an die Hinterbliebenen von verunglückten Bergleuten Unterstützungen gezahlt werden sollen, wenn die im Allgemeinen völlig ausreichende Rente, die das Versicherungsgesetz den Wittwen und Waisen gewährt, in dem einen oder anderen Fall sich als zu gering erweisen sollte“.

Sicher mißgönnt Niemand den Hinterbliebenen und Beschädigten der Belegschaft eine Unterstützung aus privaten Kreisen. Die erfolgreiche Erweckung des Mitleids und der Barmherzigkeit ist an sich ein edles Beginnen; ein edleres die Ausübung der Wohlthätigkeit, wenn sie gern erfolgt. Mußte aber die Werbetrommel in ganz Deutschland erschallen? Da wurde gesammelt bei Reichen und Armen, intra muros et extra, bei Leuten gar, die froh wären, wenn sie ein Einkommen hätten wie die meisten Hinterbliebenen. Hier das Ergebniß der Sammlung: 1 682 552 Mark, außerdem 300 000 Mark, zusammengebracht vom Kronprinzenpaar, im Ganzen also rund zwei Millionen Mark. Zu Weihnachten wurden Brote vertheilt, als ob bei Radbod die Hungersnoth eingekehrt sei. Und das Alles für neun Vollwaisen und zweihundertfünfunddreißig Witwen, für die das Gesetz sorgt. Ist Das, so rufts vom Ausland her, Eure sozialpolitische Fürsorge, Eure vielgerühmte, die versagt, wenn ein großes Betriebsunglück eintritt? Nein, sie hat nicht versagt, nicht sie und nicht die Opferwilligkeit deutscher Arbeitgeber. Die anderen Spender aber, die so weit ihren Beutel, ihr Herz so freudig geöffnet haben, bescherten an Stellen, wo es wirklich in diesem Umfang nicht nöthig war, wo (fast möchte mans sagen) weniger mehr gewesen wäre.

So konnten denn die Witwen ihren 739 Mark gesetzlicher Durchschnittsrente 343 Mark Zusatzrente beifügen. Außerdem erhielt jeder Hinterbliebene 230 Mark, erhält jedes Kind bei der Einsegnung 50, bei der Verheirathung oder beim Eintritt ins Heer 200 Mark. Und dazu die unerfreuliche Klage einiger Witwen bei der Civilkammer des Landgerichts in Dortmund auf eine andere Vertheilung der Spende!

Hat es nun Sinn, daß sich hier Alles häufte, während sich Niemand um die Tausende kümmert, die auf dem Schlachtfelde des Kampfes ums Dasein unversorgt unterliegen? Gewiß werden die Schreckenstage vom November 1908 lange im Gedächtniß haften bleiben. Aber wir Alle sind Menschen. Schon ist der bittere Schmerz, der herbe, stillem Weh gewichen. Lindern wird es die milde Trösterin Zeit. Die meisten Söhne der Getöteten werden wieder Bergleute werden, an Bergleute sich die Töchter verheirathen. Von den Witwen aber wird manche wieder einen tüchtigen Mann finden. Wirthschaftlich veranlagte Frauen, die durch einen Berufsunfall Witwen geworden sind, gelten vielfach als begehrte Partien. Sie bringen ihre häusliche Einrichtung mit; sie werden von den Berufsgenossenschaften durch den dreifachen Betrag ihrer Jahresrente abgefunden; für ihre Kinder ist gesorgt: sie erleiden durch die Wiederverheirathung der Mutter keine Einbuße an ihrer Rente. So hatten sich nach der Schlagwetterexplosion auf Karolinenglück 1898 innerhalb weniger Jahre die meisten Witwen wieder verheirathet. In einem der größten Betriebe ähnlicher Art rechnet man nach alter Erfahrung mit 40 Prozent Wiederverheirathungen, wovon 30 Prozent in den ersten drei Jahren. Bei Radbod werden die Zahlen nicht kleiner sein. Das ist der Lauf der Welt.

Ihr aber, freundliche Geber, die Ihr 1908 nur Euer Herz habt sprechen lassen, lasset künftig auch den Verstand (nicht nur ihn freilich) zu Wort kommen. In Deutschland giebt es noch so viele Thränen zu trocknen, so viel Gram zu lindern, so viel Leid zu stillen, daß Ihr Anlaß in Hülle und Fülle habt, Euch zu bethätigen. Berufsunfälle aber sind nicht die Gelegenheiten, wo Hilfe am Meisten noththut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. November 1909.

Ouverture.

Allegro irato.

Sechshundertzwölf Jahre sind vergangen, seit Eduard der Erste, der Kreuzfahrer, der dem Angelnkönigthum Wales und Schottland erobert hatte, den Baronen und geistlichen Herren das Recht zur Steuerbewilligung zusprach. Seine Confirmatio Chartarum enthielt den Satz: „Den Erzbischöfen, Bischöfen und Prioren und anderen Häuptern der Heiligen Kirche, den Grafen, Baronen und der ganzen Landsgemeinde haben Wir, für Uns und Unsere Erben, zugestanden, daß Wir fortan Hilfen, Dienste und Abgaben nur mit ihrer Zustimmung und zum allgemeinen Besten des Reiches in Anspruch nehmen werden.“ Der Mann, der zwei Jahre vorher die Vertreter der cities and boroughs ins Parlament berufen hatte, konnte den Lords das Recht zur Mitwirkung an den Steuergesetzen nicht weigern. Noch unter Karl dem Zweiten erklärten, vierhundert Jahre später, die Lords: „Das Recht, im Parlament zu sitzen und zu stimmen, haben die Peers als ein mit ihnen geborenes Ehrenrecht und können es nur verlieren, wenn das Landesgesetz ihnen das Leben aberkennt.“ Die Barone, die Heinrich dem Dritten, Eduards Vater, zugerufen hatten: „Nolumus leges Angliae mutari“, haben ihr Ansehen lange ungeschmälert bewahrt. Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hat ihnen Pitt noch den Lobspruch gespendet: „Unsere Gesetze, unseren Rechtszustand haben wir den englischen Baronen zu danken. Diese Männer hatten, bei aller Rauheit ihres Wesens, das Herz, Recht von Unrecht, Wahres von Falschem zu unterscheiden und für die Menschenrechte, die ihnen einleuchteten, auch muthig einzutreten. Ihren Entschluß, ohne jede Rücksicht auf den eigenen Vortheil die

Volksrechte durchzusetzen und für den geringsten Mann nicht weniger als für den höchsten im Königreich zu sorgen, hat die Geschichte noch nicht mit dem ihm gebührenden Lob gebucht.“ Längst aber, seit den Tagen der Selden und Eward Coke, war den Lords das Recht zur Steuerbewilligung bestritten worden. Nach altem Sachsenrecht durfte der König keine Steuer erheben, die ihm nicht von den Vertretern der zur Zahlung Verpflichteten bewilligt war. Zur Zahlung verpflichtet waren auch die Lords; dennoch sollte nur das Unterhaus jetzt zur Bewilligung von Steuern berechtigt sein. Weil die Peers, trotz der Glorie ihrer Ahnen, dem Gemeinwohl schädlichen Eigennutzes verdächtig waren? Der Vorwurf, das eigene Interesse der res publica vorangestellt zu haben, ist Parteien und Staatsmännern, die neue Abgaben heischten, fast nie und nirgends erspart worden. Als Robert Peel, vor just neunzig Jahren, die Bill einbrachte, die der Bank von England befahl, ihre Noten zum Nominalwerth (nicht zu dem während des Krieges tief gesunkenen Kurs) einzulösen, und den um seine Machtstellung besorgten Grundadel durch das Versprechen der Kornzollwahrung für diesen Vorschlag gewann, soll des Ministers Vater, der im Auftrag der londoner City eine Petition gegen diese Bill ins Parlament brachte, dem unerschütterlich auf dem Platz des Schatzkanzlers thronenden Sohn zugerufen haben: „Robert, Du ruinirst Dein Vaterland, aber Du verdoppelst Dein Vermögen!“ Und Robert Peel hatte doch selbst bei den Gegnern seiner nach Benthams und Ricardos Rezepten zubereiteten Finanzmixturen den Ruf eines ehrlichen Mannes. Bis in unsere Tage, wo dem ersten Kanzler im Deutschen Reich nachgesagt wurde, er habe den Schutzzolltarif erdacht, um sich zu bereichern, ist kaum ein Zollmehrer oder Steuerfinder solcher Verdächtigung entgangen; kaum je auch eine Partei, die für höheren Zoll oder für neue Steuern eintrat. Den Lords war nicht Schlimmeres zuzutrauen als den Abgeordneten. Entscheidend wohl der demokratische Gedanke: Ueber den Besitz und die Abgabepflicht des Volkes darf nur Der bestimmen, den das Volk zum Vertreter seiner Rechte gewählt hat; nicht ein von königlichem Vertrauen mit der Macht des Gesetzgebers Bekleideter. Unser Urtheil weist diese Lehre ins Gebiet des constitutional cant. Warum sollen die Peers, die, trotzdem ihnen die Wahlweihe fehlt, an der Beantwortung der wichtigsten Reichsfragen mitwirken, gerade im Steuerbezirk entrechtet sein? Doch Gewohnheit hat diese Sitte geheiligt; und seit zweihundertneunzig Jahren wird in der Einleitungformel der Steuergesetze das Oberhaus nicht mehr erwähnt. Weil der Brite noch fester als der Deutsche oder gar der Franzose an alter Gewohnheit hängt, ist zum Pivot des Kampfes um die Finanzreform jetzt auch nicht die Prinzipienfrage gewählt worden: „Haben die Lords das Recht, Steuern zu

bewilligen und zu weigern?" Lord Lansdowne fordert für seine Standesgenossen dieses Recht; macht es aber (schon weil mancher Tory im Unterhaus sich dagegen wehren würde) nicht zum Feldgeschrei. Sondern sagt: „Was uns in dem Budget an neuer Belastung zugemuthet wird, ist so ungeheuerlich, daß wirs nicht annehmen können, bevor das Volk seinem Willen deutlichen Ausdruck gegeben hat; legt dieses Budget der Nation vor, die es in der Zeit der letzten Wahlen nicht ahnen konnte: und Ihr werdet sehen, ob sie den Zeugern dieses Finanzplanes ihr Vertrauen bewahren wird." Die strategische Stellung ist ungemein klug gewählt. Die Konservative Partei darf mit Recht von sich sagen, sie sei in diesem Fall dem Grundgedanken der Demokratie näher als der Anhang der Winston Churchill und Lloyd George. „Wir, sagt Ihr, heischen das Recht, durch den Willen des Oberhauses jede Regirung zu stürzen? Das ist nicht wahr. Wir wollen nur jede Regirung, die tief ins Fleisch des Volkskörpers einschneidende Neuerungen vorschlägt, verpflichten, sich die Erlaubniß zu solchem Handeln von der Nation zu holen. Wer weiß denn heute, ob die Regirung bei diesem Versuch fallen wird? Ist das Volk für sie, so kehrt sie gestärkt aus dem Wahlkampf zurück. Ist das Volk gegen sie, so ist die Nothwendigkeit unserer Abwehr erwiesen: denn gegen den Volkswillen darf in England nicht regirt werden. Ihr scheut das Urtheil des Volkes. Wir lechzen danach. Sind also bessere Demokraten als Ihr." So könnte Lansdowne sprechen. An die Thatsache erinnern, daß Eduard dem Dritten, dem Sieger von Poitiers, als er Geld forderte, von den Commons geantwortet wurde, das Bedürfniß, sei zwar anzuerkennen, die Stillung aber erst nach Befragung des Landes möglich. „Wir bitten, ein neues Parlament wählen zu lassen, und werden, Jeder in seinem Wahlkreis, uns bemühen, den Wünschen des Königs die Zustimmung des Volkes zu gewinnen." Könnte sich sogar auf das ehrwürdige Zeugniß Edwards Coke stützen, der in den Institutes of the laws gesagt hat, neue Hilfen und Abgaben seien vom Unterhaus erst zu bewilligen, wenn das Volk in den Grafschaften gefragt worden sei, ob solche neue Leistung seinem Willen entspreche. Und auf das 1671 bestätigte Recht, Finanzbills abzulehnen (nicht: zu ändern).

Die Behauptung liberaler Schreiber, die Peers forderten Unerhörtes, ist also als falsch erweislich. Sie fordern auch nicht ein Handeln, von dessen Nützlichkeit für ihre Partei sie überzeugt sein dürfen. Ihr Gegner ist mit dem „Budget des armen Mannes" als Banner stärker, als er vorher war. Der Sieg der Konservativen schien sicher, ehe der Schlachtruf ersonnen ward: „Der Latifundienbesitzer und Großkapitalist will, statt von seinem Reichthum fürs Reich zu steuern, die neue Last sammt der alten dem armen Mann aufpacken!"

Von solcher Losung läßt jede Masse sich leicht locken; vergißt, unter dieser Suggestion, alle Mängel und Schwächen eines Regirungsystems und schließt ihr Ohr dem angebotenen Beweis, daß die Bürde des Reichen schon schwer genug geworden sei. Einer Partei, die gegen solches Schlachtgeschrei das Volk zur Entscheidung aufruft, kann selbst der Gegner des Referendums den Muth der Ehrlichkeit nicht absprechen. Als die Briten den Liberalen die Macht zur Regirung gaben, wußten sie nicht, daß ihre Mandatare Finanzgesetze vorschlagen würden, die der Unbefangene sozialistisch nennen muß und die bis an die Grenze der Vermögenskonfiskation führen. Billigt das Volk diese Gesetze: gut; jedenfalls sind sie dem Wesen britischer Staatsgebahrung so fremd, daß sie nicht in einer fraktionellen Nothlage mit Zangen ins Leben geholt, sondern erst in Kraft gesetzt werden dürfen, wenn sie dem unmittelbaren Urtheil der Nation unterbreitet waren. Der Reiche soll bluten: diese Wahlparole hat überall Zugkraft; zehnfache, hundertfache in einem Lande, dessen Boden noch einer kleinen Sippe Privilegirter gehört und das Millionen seiner Bewohner (ein Vierzehntel, behauptet die Schätzung der Radikalen) in der Hölle grausigen Elends hinsiechen sieht. Die Konservativen, die in Irland und Schottland, in Nordengland und Wales wenig zu hoffen haben, müßten zweihundert Sitze erobern, um über die zur Regirung nöthige Mehrheit zu verfügen; daß dieses Ziel erreicht werden kann, wird durch ein paar Ersatzwahlen noch nicht verbürgt. Herr Lloyd George, der Vater des radiko-sozialistischen Budgets, hat sich als einen Demagogen ersten Ranges entpuppt. Und der Einzige, der aus der Ferne stark genug scheint, um mit diesem Todfeind der Dukes und Citykönige den Gang wagen zu können, ist ein fast blinder, gelähmter, in den Rollstuhl gepferchter Greis: der Siebenziger Joseph Chamberlain.

In Lancashire zeigte man lange einen Holzblock, den Robert Peel geschnitzt haben sollte. Dichtung oder Wahrheit: der Sohn des Baumwollenhändlers hatte in der Fabrik gearbeitet wie jeder Schwitzer. Und ist dann der Reformator des britischen Zolltarifs geworden. Im Leben des Mannes, der als Lehrling der birminghamer Firma Nettlefold & Chamberlain begann, findet der rückwärts schweifende Blick Schwankungen, die an Peels Wandlung erinnern. Der Chamberlain der siebenziger und achtziger Jahre, der Forsters Schulsteuer eine Infamie nannte, die gewissenlose Profitsucht der Großrheder bekämpfte, den Ausschank und Einzelverkauf alkoholischer Getränke monopolisiren wollte und sich bereit erklärte, im Kellnerkleid, als Staatsschankgehilfe, Whisky und Ale herumzureichen: dieser Kaufmann und Bürgermeister von Birmingham ähnelte an Wesensfarbe (nicht an Statur) dem politisirenden Advokaten Lloyd George. Gerechtere Konsumsteuern, Herausgabe des von den

Großgrundbesitzern usurpirten Gemeindelandes, progressive Einkommensteuer, Modernisirung des Jagdrechtes und der Grundsteuer, die mit ihren aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammenden Sätzen dem Bodenwerth von heute nicht mehr entspreche, Ersetzung der zum großen Theil brachliegenden Latifundien durch Bauernhöfe von mittlerer Größe: für dieses Programm, das dem jungen Chamberlain den Ruf eines zum Vermögensraub entschlossenen Sozialisten eintrug, wären die Peers nicht zu haben. Und doch hat er mit Recht gesagt, daß er soziale Gesetze fordere, nicht sozialistische, und den Lehren Henrys George eben so fern bleibe wie der rostenden Weisheit der Cobden und Bright. Er wollte eine kommunale Wohnungpolitik, die dem Arbeiter durch Darlehen und Erlaubniß zur Rentenabzahlung rascher zu einem eigenen Heim hilft; staatliche Versicherung des Arbeiters gegen Unfall und Invalidität; Gewerbegerichte, die im Streit um Betriebsführung und Lohn zum Schiedsspruch berufen sein sollten; Kürzung der Arbeitzeit unter Tag und in allen Betrieben, die den Mann früh zermürben; Festsetzung einer dem Bedürfniß angemessenen Ladenschlußstunde durch Ortsstatut. Forderte also nicht mehr als bei uns die Nachkommenschaft der Rodbertus und Ketteler. Der gab Bismarcks Schutzzollpolitik die zur Ausführung ihrer Reformpläne nöthigen Mittel. Chamberlain sah, daß mit dem Getreidepreis auch der Landarbeitlohn fiel, das Landproletariat in die Städte strömte und auch hier den Lohn hinabdrückte. Zu dem Mittel, das dagegen wirksamere Hilfe verhieß als irgendein Pfuscherrath, hat erst der Alternde sich entschlossen. Seit er einsah, daß die gerechtere Besteuerung des Einkommens, des Bodens und des Luxusverbrauches zur Sicherung britischer Wehrmacht und Sozialreform nicht ausreiche, hat er, von Jahr zu Jahr ungestümer, die Rückkehr zum Zollschutz der vorpeelischen Zeit und, darüber hinaus, die Einung des Weltreiches in einem mit Vorrechtszöllen ausgestatteten Wirthschaftbund empfohlen. Und ist seitdem der Feldherr, die Hoffnung der Herzoge und Barone. Streber und Apostat? Nur ein Narr könnte den großen Patrioten so falsch einschätzen. Chamberlain war zu Gladstones Erben, zum Premierminister der Liberalen Partei ausersehen: und verzichtete auf die Erbschaft (und ließ sich einen Judas schelten), weil er in Gladstones irischer Politik den Willen zur Lockerung der Reichseinheit erkannte. Er konnte Salisburys Nachfolger und Haupt der Toryregirung werden: und ließ das Präsidium dem Skeptiker Arthur Balfour; nicht, wie behauptet ward, weil ein Wagenunfall ihn in den kritischen Tagen zur Bettruhe zwang, sondern, weil die Konservative Partei seinem Ideal noch nicht reif, dem Gedanken der Tarifreform noch nicht gewonnen war. Jetzt ist sies. In Birmingham hat Balfour, in der Peerskammer Lansdowne erklärt, nur die Ab-

kehr vom Freihandel könne die Reichsnoth enden. Beide sprachen aus, was Chamberlain ersonnen hatte. Der kennt die Gefahr der Demagogie, die zur Schröpfung der Reichen aufruft, weiß, daß die Absicht, den Werthzuwachs des Bodens zu besteuern, der Masse immer behagen wird, und hat den Parteigenossen deshalb gerathen, noch fetteren Köder an ihre Stimmenangel zu haken. Hat die Lords zu dem Appell an das Volksurtheil bestimmt. Er sagt den Landsleuten: „Wenn Ihr das Defizit, das heute schon sechzehn Millionen Pfund Sterling beträgt, schwinden, Arbeitgelegenheit und Verdienst gemehrt sehen, die Kolonien ans Mutterland ketten, die vom Nationalgewissen verlangte Sozialreform durchführen, Dreadnoughts bauen und dennoch das Kapital nicht durch unerträgliche Zumuthung aus dem Land scheuchen wollt, dann müßt Ihr Euch, statt an den Wahn, das Häuflein der Reichen könne auf die Dauer den Staat ernähren, kostbare Zeit zu verlieren, zur Annahme des Finanzsystems entschließen, das Deutschland und die Vereinigten Staaten über alles Erwarten gekräftigt hat." Er kann kaum noch gehen, kann fast nicht mehr sehen: und ist, trotz seiner Krankenschwachheit, der Generalstabschef der Budgetgegner; leitet vom Bett oder Rollstuhl aus mit letzter Kraft den Aufmarsch zum schweren Kampf. Wird er, dem an volksthümlicher Beredsamkeit Keiner gleicht, auch als stumm Scheinender siegen? Sein Name, wie Peels, als des Tarifreformators fortleben?.. Seine Rechnung mag ein Loch haben. Auch eine von hohen Zollmauern geschützte Industrie wird die Herrschaft über den Weltmarkt nicht zurückerobern, wenn sie, wie die britische, von rückständiger, unzulänglicher Technik bedient und ihr Personalauswahl und Arbeitzeit, Betriebsform, Lohnhöhe und Akkordsatz von der Gewerkschaft vorgeschrieben wird. Die Kolonien werden sich mit den Produkten des Mutterlandes nicht begnügen, wenn sie aus Deutschland und Amerika bessere haben können. Und ob England ohne Freihandel der Markt und das Clearinghouse eines Menschheitdrittels bleiben könnte, ist eine Frage, die noch der Antwort harrt. Trotzdem wird der Versuch, dem Imperium mit Schutzzöllen aufzuhelfen, jetzt oder später wohl gewagt werden. Die Vorschläge der Lloyd George und Genossen mißfallen den Rothschild und Rosebery nicht minder als dem Herzog von Marlborough und dem Earl of Cawdor; werden von der City eben so hart getadelt wie von der Primrose League. Den Rath röthlich schillernder Thronwächter, so viele Schneider und Handschuhmacher, Schornsteinfeger und Straßenkehrer ins Oberhaus zu schicken, daß die widerspenstigen Lords die Mehrheit verlieren, wird Eduard nicht befolgen. Was bleibt? Die Wahlprobe. Welcher Partei sie den Sieg bringen wird, ist ungewiß. Sicher aber, daß während des Wahlkampfes von der „deutschen Gefahr" wieder mehr gesprochen würde als in der Zeit des

Kongofriedens. (Lord Cromer hat schon das Signal dazu gegeben.) Sicher auch, daß die Furcht vor dem Schutzzoll eine forcirte Waareneinfuhr und gesteigerte Kreditanspannung mit den unvermeidlichen Folgen für Diskont und Rente bewirken müßte. The readiness is all. Selbstachtung und Klugheit gebieten, die Entscheidung, die jetzt in England fallen soll, die für unsere Wirthschaft wichtigste seit den Kämpfen um die Goldwährung und um Mac Kinleys Tarif, in würdiger Ruhe und weiser Bereitschaft abzuwarten.

Grave.

Der Deutsche Reichstag, der für den letzten Tag des Windmonats einberufen ist, wird sich vor jeder Parteinahme in dem Angelnstreit, jedem Vergleich deutscher mit britischen Finanzreformkämpfen hoffentlich hüten. Prophezeiung ist unnützlich; wenn drüben die Würfel gefallen, die Liberalen oder die Konservativen vom Sieg gekrönt oder zu Kompromissen mit der den Iren verbündeten Labour Party (den Sozialisten) genöthigt sind, ist noch immer Zeit, von der Hochwacht unseres Interesses auf den Kampfplatz zu schauen und Gewinn und Verlust zu errechnen. Deutschlands Volk wünscht eine (sein Selbstgefühl nicht verletzende) Verständigung mit den Briten. Da der Bundesrath dem Glauben gewonnen scheint, daß durch die Bindung der Flottenziffern ein haltbarer Friede nicht zu sichern wäre, muß er die Möglichkeit des agreement auf weiterem Feld suchen. Entschlossen und stark genug sein, einer Kollektivnote sich niemals zu beugen und ein See-Olmütz um jeden Preis zu meiden. Bedenken, daß ein Reich, dem alljährlich eine Menschenmillion zuwächst, neuen Boden braucht und heuchlerischer Lüge geziehen wird, wenn es sich für saturirt erklärt. Daß die dreifache Last (Flotte, Herr, Sozialgesetze) nur getragen werden kann, wenn dem Reich neue, reichlich fließende Quellen erschlossen, der Nation einträgliche Weltmarktplätze erobert werden. Daß würdige Verständigung nur zu erlangen ist, wenn Britania vor die ernste Frage gestellt ward: Soll Deutschland mit meiner Zustimmung und gegen zulänglichen Entgelt das seiner Zukunft Unentbehrliche auf Anderer Kosten erwerben oder durch meinen Widerstand zu dem Versuch gezwungen werden, es mir, morgen oder in zehn Jahren, abzuringen? Vorher auf werthvolle deutsche Rechte zu verzichten, wäre höchst unklug; wer den Briten in den Besitz des Kongostaates und der Sudabai hilft, kann die Dehnuug seines Reichsverbandes durchsetzen. Das Parlament darf die stille Diplomatenarbeit, die nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow möglich geworden ist, nicht stören. Also weder friedfertiges Gegrein noch zorniges Zetern. Auch keine (doch immer hinkende) Vergleichung englischer Dukes mit preußischen Junkern. Die freilich „Heiterkeit" verheißt.

Der Verzicht auf langwierige Rückschau in die freudvolle, leidvolle Zeit der Blockexperimente wäre überhaupt ein Hoffnung weckendes Symptom des Willens zu vernünftigem, löblichen Thun. Könnten die bürgerlichen Parteien (die Sozialdemokratie wird sich den Pathetikern und Witzbolden willkommenen Stoff nicht nehmen lassen) sich nicht in dem Beschluß zusammenfinden, den hundertmal beschnüffelten und beleckten Brei nicht wieder aufzuwärmen? Oder sollen wir wirklich noch einmal hören, was in der vorigen Session ermüdeten Ohren allzu oft vorgeschwatzt und seit dem Reichstagsschluß von abertausend Schreibern servirt worden ist? Daß die neuen Finanzgesetze schlimme Mängel haben und mit ihrem Ertrag die Reichsnoth nicht lange lindern werden, wissen wir Alle. Der Frage, ob bessere Gesetze zu erreichen gewesen wären, heute noch in hitzigem Mühen die Antwort suchen, heißt: werthvolle Stunden vertrödeln. Die Konservativen haben die Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes geweigert; eine Steuer abgelehnt, die ein paar Monate vorher von dem Fürsten Bülow, dem Freiherrn von Rheinbaben (weil sie den Familiensinn schwäche), den nationalliberalen Herren von Heyl und Oriola, Kirdorf und Paasche als schädlich bekämpft worden war und von Eugen Richter nie bewilligt worden wäre. Das Beharren in einer Ueberzeugung, die gestern noch von so gewichtigen, so liberalen Herren vertreten wurde, kann nicht zum Verbrechen gestempelt werden. Die Konservativen haben mit dem Centrum und mit den Polen für und gegen neue Steuerpläne gestimmt. Todsünde? Mit Centrumshilfe sind die Grundlagen deutscher Wirthschaft, Wehrmacht und Sozialgesetzgebung geschaffen worden Um das Centrum fürs Reichsgeschäft zu erwärmen, hat Bismarck im Kulturkampf Chamade geschlagen und Falk geopfert. Von Centrums Gnaden hat der Graf und der Fürst Bülow Jahre lang regirt; und die sichere Hürde erst verlassen, als dem in der kaiserlichen Gunst Gelockerten die antikatholische Hofpartei eine Stütze zu bieten schien. Den Polen waren die Freisinnigen bei mancher Abstimmung vereint; ohne die polnischen Stimmen war die capriviſche Militärvorlage, die zweijährige Infanteriedienstzeit nicht durchzubringen. Den Zuschlag zur Bier- und Tabaksteuer hat der Zwischenhandel, ungestraft, ungescholten fast, thurmhoch über das von der Reichstagsmehrheit gewollte Maß hinaus gereckt. Check, Stempel, Schlußnote haben die zum Gutachten berufenen Bankdirektoren Mankiewitz und Nathan als steuerfähige Objekte genannt. Die Talonsteuer stammt aus dem Hirn des freisinnigen Bankmannes Dernburg, der auch an der Ausgestaltung des Planes eifrig mitgearbeitet hat. (Die viel schwerer zu tragende Dividendensteuer hatte Herr Bassermann empfohlen.) Auf dem Kursniveau dieses Winters und im Anblick deutschen Erwerbslebens kann kein Redlicher noch behaupten, Gewerbe und Handel

seien durch die neuen Steuern ruinirt oder auch nur ernstlich geschädigt. Wozu also die Wiederholung des Lenzgelärmes? Der Reichstag muß sich zu der Erkenntniß aufraffen, daß die Geldnoth des Reiches nur durch die Eroberung neuer fruchtbarer Geschäftszonen (Betriebsmonopole), durch Beschränkung der Ausgaben und Assekuranzen, durch kaufmännisch rationelle Verwaltung (die, zum Beispiel, nicht dulden würde, daß an einer „schwimmenden Luftschiffhalle" die Reichskasse vierhundertdreißigtausend Mark verliert) beseitigt werden kann. Und in männlicher Fassung dann das Vergangene vergangen sein lassen. Auch den vierten Kanzler; an dessen Rückkehr seit den Tagen der berliner und potsdamer Besuche auch der Aengstlichste nicht mehr glaubt. Will noch Einer den Mann rühmen, der die ärgste Parteiwirrung neudeutscher Geschichte verschuldet und in Jahren unerschauter Konjunkturgunst (Schwächung Englands in Südafrika, Rußlands in Ostasien, Frankreichs durch die Jakobinerherrschaft) so beispiellos schlechte Geschäfte fürs Reich gemacht hat, dann mag ers auf eigene Gefahr thun. Doch jeder Versuch, der Genesis des Kanzlerwechsels nachzuforschen, könnte in den übelsten Skandal ausarten. Vielleicht wartet da oder dort Einer nur auf die Provokation zur Beweisführung. Hütet Euch, ihm dazu die Gelegenheit zu bieten! Wer heute noch nicht weiß, warum Fürst Bülow gehen mußte, lernts hienieden nicht mehr und mag getrost in dem Aberglauben an die Tod bringende Wucht des konservativ-klerikalen Blocks wohnen. Eine unkluge Erklärung (und unklug wäre jede) der Verbündeten Regirungen: der Sud kocht über und füllt den Saal mit eklem Brandgeruch.

Daß die Häupter gestern verfeindeter Fraktionen morgen den Bruderkuß tauschen, ist nicht zu erwarten. Keinem Konservativen von Selbstachtungbedürfniß zuzumuthen, daß er Herrn Bassermann, der ihn in Volksversammlungen als einer Räuberbande zugehörig geschildert, die ganze konservative Parteipolitik als hassenswerth und verächtlich hingestellt hat, höflich grüße oder gar zum Gesprächspartner wähle. Keinem Centrumsmann, daß er Herrn Dernburgs Sehnsucht nach Versöhnung stille. Doch der Kolonialsekretär, dessen Gunstwerbung Baron Hertling wohl nicht so rasch erhören wird wie Papst Gregor einst Heinrichs, ist auch im Glanze südwestlicher Diamantenpracht keine Vordergrundfigur mehr. Und Herr Bassermann kehrt, nach fast unbegreiflichen Fehlern, mit so geschrumpftem Führeransehen zurück, daß er kaum noch Lust zu der Tonart haben wird, die ihm den (für seine Partei nicht münzbaren) Beifall der Demokratenpresse eintrug. Wenn er die Junker wieder in den Abgrund verdammte, würde er am Ende vor versammeltem Kriegsvolke gefragt, wie er verantworten könne, daß diesen Leuten, die sich doch nicht im winzigsten Wesenszug geändert haben, die von ihm angeführte Partei zwei

Jahre lang zu Schutz und Trutz eng verbündet war. Sein Nachbar, Cornelius Wilhelm Freiherr Heyl zu Herrnsheim, sieht auch nicht aus, als wolle er für Lebenszeit gevehmt im hessischen Winkel hocken und sich von der Fraktion, der er in jedem Lustrum Hunderttausende gespendet hat, zu den Verräthern und Marodeuren werfen lassen. Sitze und Subventionen verloren: solche Lehre wirkt nach. Die Männer der Landtagsfraktion, deren Warnung überhört wurde, werden im Vorstand der Nationalliberalen Partei künftig lauter reden; und die Industriekapitäne nicht verschweigen, daß in einem Kampf, dessen Front sich gegen Konservative, Bund der Landwirthe, Kleinbürgerpartei und Centrum richte, selbst der größte Geldaufwand fruchtlos verthan werden müsse. Herr Bassermann wird sich, als gewandter Interessenanwalt, aus der Salonhypnose lösen und den veränderten Umständen anpassen. Wie viele Jahre sind denn vergangen, seit er, im Streit um den Zolltarif, von Freisinnigen und Sozialdemokraten, deren erhabenem Geist er sich nun so nah zu fühlen schien, ein Junkerknecht, Volksfeind, Strauchdieb gescholten ward? Die Wahlzeit rückt näher und eine einfache Rechnung lehrt, was aus den vereinigten Liberalen würde, wenn das Centrum überall gegen sie stimmte. Wartet nur: bald wendet sich Alles wieder zur alten Ordnung. Da das Centrum seit den unbequemen Erlebnissen der Ballestremzeit nicht mehr nach dem höchsten Reichstagssitz langt, kann Udo Stolberg Präsident bleiben. Das Erste Vicepräsidium gebührt Herrn Spahn (den das kieler Oberlandesgericht ja doch für die ganze Dauer der Session entbehren muß), das Zweite Herrn Paasche. Nur ausbündige Thorheit könnte vor dieser Wahl zimperlich zaudern, die ein richtiges Bild von den Parteikräften gäbe. Fürs Reich ist nöthige, nützliche Arbeit zu leisten. Säumt nicht; und laßt das Vergangene vergangen sein.

Der Entschluß, die Arbeit auf das unumgänglich Nothwendige zu beschränken, verdient Lob. Die ganze Haltung des Kanzlers verdients von Jedem, der von dem wiener Unfall und von dem (im Apokryphenstreit leider nicht vernichteten) Brief an Signor Giolitti absieht. Herr von Bethmann hat still gearbeitet, sich nicht ans Reichsfenster gestellt noch den Preßpfaffen gebeichtet. So wollen wirs. Sind von Brillantfeuerwerk und Gauklerkunst übersättigt. Wünschen nicht, daß ein Abgeordneter durch Halsbehang, ein zweiter durch reichliche Fütterung seiner Vatergefühle, ein dritter in alkoholischer Benebelung willfährig gemacht wird. Brauchen an der Reichsspitze keinen Prestidigitateur. Den Kanzler soll sein Werk loben, nicht eine gehätschelte Claque. Das Bewußtsein, daß ein ruhiger, gewissenhafter, nicht nach Applaus lüsterner Mann am Ruder sitzt, tröstet auch Solche, denen die Entschlußfähigkeit des Herrn von Bethmann nicht jedem Zweifel entrückt scheint. Ein gescheiter Herr

von anständiger Bildung und bestem Willen zu ehrlicher Arbeit. Vielleicht mehr, als eine rauhe Zeit schwerer Entscheidungpflicht erlaubt, der Kontemplation zugeneigt; doch das höhere Amt, das einzige, das im Reich Verantwortlichkeit aufbürdet, beflügelt wohl den Muth zur Aktion. Daß er nicht geredet, die Offiziösen für sich nicht in Trab gesetzt hat, ist gut. Noch besser, wenn er auch in den Adventswochen pragmatische Maximen und programmatische Erklärungen meidet und schlicht und recht das laufende Geschäft führt. Er muß, so lange wir jeder Möglichkeit Parlamentarischer Regirung noch fern sind, mit wechselnden Mehrheiten arbeiten und darf sich, im Reichsinteresse, keine starke Partei verfeinden. Einstweilen steht er mit allen auf dem Fuß wohlwollender Korrektheit. Hat sich mit dem Fürsten Bülow, dessen dem seinen völlig fremdes Wesen ihn ein Weilchen in blinde Verehrung gelockt haben mag (vielleicht stellte der Verwaltungbeamte sich das Diplomatengenie unter dieser glatten Form und schillernden Schale vor), in der letzten Zeit seines Staatssekretariates nicht mehr identifizirt und sachlich mit den Männern gearbeitet, in denen der Kanzler die Erzfeinde seiner Herrlichkeit sah. Er wird im Reichstag kaum einen korybantisch begeisterten Lobhudler finden; doch auch keinen wüthenden Gegner. Er hat den Groll seines Vorgängers nicht geheirathet und kann drum mit jeder zu nationaler Arbeit willigen Partei in Frieden und Freundschaft hausen. Ist (nach Bismarcks Wort) „ein Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes"; der erste. Caprivi und Bülow kannten die innere Civilverwaltung des Reiches nicht und Hohenlohe war nur eine Kanzlerfassade. Herr von Bethmann-Hollweg (seinen Wunsch, den Bindestrich wegzulassen, kann Preßgefälligkeit, nicht der Schriftgebrauch erfüllen) hat als Oberpräsident, Minister des Inneren und Staatssekretär die Hauptgebiete administrativer Thätigkeit bis in die entlegenen Ecken kennen gelernt und muß ungefähr wissen, wo Germanien der Schuh drückt. Da giebts viel Arbeit; da soll er reformiren. Und den tüchtigsten Diplomaten an die Spitze des Auswärtigen Amtes rufen (das nicht warten kann, bis Fürst Radolin Lust hat, sein behagliches Quartier Herrn von Schoen zu räumen.) Daß er sich im schwierigen Gelände internationaler Politik halbwegs zurechtzutasten versuchte, wär vernünftig und nöthig; ohne solche Präparation könnte er dem Vortrag des Staatssekretärs nicht als verstehender Hörer folgen. Die hier an Detailstudien gewendete Zeit aber wäre verschwendet; die Mühe eines Emsigen, der sich auf die Hosen setzte, um „Auswärtiges zu lernen", bliebe unbelohnt. Ein Mann, der sich nie mit leidenschaftlicher Andacht in Walten und Wandel der Geschichte versenkt, fremde Länder, Völker, Herrscher, Staatsmänner nur als Tourist gesehen hat und sein eigenes Personal, sein Werkzeug, nur aus papiernen Berichten und flüchtigen

Gesprächen kennt, müßte ein Genie sein, wenn er die für das coupirte Terrain europäischer und überseeischer Politik passende Strategie und Taktik ersönne. Und Genies können wir auch für das auf hunderttausend Mark erhöhte Gehalt nicht verlangen. Müssen mit achtbarem Beamtentalent von fleckfosem Wollen zufrieden sein. Der Kanzler muß die Ziele deutscher Politik sehen, die Wegbahnung aber Anderen überlassen. Braucht vom internationalen Geschäft nicht mehr zu verstehen als Balfour und Asquith, Witte und Stolypin, Clemenceau und Briand, Beck und Bienerth. Er hat im Innern genug zu thun. Da sucht ihn hoffend das Urtheil der Nation. Den Sachverständigen; nicht Einen, der sich an Abhängen und auf Firnen dilettirt, den ruhigen Puls verliert, wenn ein in den Künsten der Menschenbehandlung erfahrener Potentat sich ihm huldvoll zuneigt, und um eine treffende Antwort verlegen sein muß, wenn der in zwanzigjähriger Regirung zu Personalkenntniß gelangte Kaiser ihm vorhält, daß seine Laboratorienweisheit nicht mit gemeiner Wirklichkeit rechne.

Vom Kanzler fordert Ihr mehr? Sucht: wer einen solchem Anspruch genügenden Zeitgenossen findet, verdient die höchste Prämie. Die Reichsverfassung stammt aus einer Zeit, in der Deutschland vierzig Millionen Einwohner, keine Kolonien, kaum Anfänge einer Marine hatte und Industrie und Handel dem jetzt erreichten status weltenfern waren. Damals hieß der Kanzler Bismarck; war Landwirth und Verwaltungbeamter, Abgeordneter und Diplomat gewesen, am Hof und im Heer, im Bauernhaus und im Parlament heimisch. Heute hat der Kanzler nur die Wahl, ob er allen Kardinalfragen (Heer, Auswärtiges, Marine, Kolonien, Volksbildung, Unterricht, Industrie, Handel, Recht, Sozialpolitik, Finanzen, Verwaltung, Technik) selbst die Antwort suchen oder blind seinen Vortragenden Räthen (viel mehr sollten die Staatssekretäre ja eigentlich nicht sein) vertrauen will. Schon Bismarck, dem am Hof, unter den Bundesfürsten, im Parlament Friktionen aller Art nicht erspart wurden, mußte gestehen, daß er das Riesenamt nicht völlig ausfüllen könne. Wer vermöchte es heute? Auf die Länge wird das Reich, trotz seiner Kerngesundheit, die Trennung von Sachkenntniß und Verantwortlichkeit nicht ertragen. Evolution oder Revolution: auch für Verfassungen giebt es kein Drittes; sie müssen, wenn sie dem Bedürfniß nicht mehr genügen, geändert werden oder sind in steter Gefahr gewaltsam verfrühten Todes. Solche Aenderung läßt sich nicht in acht Tagen erwirken; also müssen wir uns einstweilen mit dem Ererbten einrichten. Wir habens mit Diplomaten versucht. Folge: draußen, trotz allen Glücksfällen, eine lange Reihe schwerer Niederlagen und schließlich die Nothwendigkeit, das von Aehrenthal dem im steuerlosen Kahn Einsamen zugeworfene Schlepptau dankbar aufzufangen; drinnen:

mähliche Verrostung der ganzen Reichsmaschine und, unter Bülow allein, Mehrung der Reichsschuld um fast drei Milliarden. Ist dieses Ergebniß so beseligend, daß nicht auch einmal von dem Gegentheil die Probe gewagt werden darf? Der erfahrenste und muthigste Diplomat ins Auswärtige Amt; und der Kanzler aufs Innere konzentrirt. Da hat er Arbeit in Fülle. Und je rarer er sich im Reichstag macht, desto gewisser ist seiner Rede die Wirkung.

„Wohin sind wir geführt worden, weil wir eine Ressortbildung, die sich Bismarck auf seinen historisch geformten Riesenleib zugeschnitten hatte, als bleibende Institution übernommen haben! Zu Allem kommt nun noch die Unmöglichkeit, daß sich Charaktere von politischer Leistungfähigkeit bilden, so lange der Eisreif des persönlichen Regimentes ihre Entwickelung lähmt... Ich sehe die größte Gefahr für die deutschen Staatszustände in der Gleichgiltigkeit der preußischen Minister gegen Das, was im Reich vorgeht, insbesondere, ob es bankerot wird (was es thatsächlich doch immer war, da es zwar Schulden in Menge aufhäufte, aber nur ungenügende eigene Einnahmen hat). Die Folge dieser Anschauung ist, daß ich prinzipiell wünschen muß, der preußische Finanzminister möge zugleich auch Präsident des preußischen Staatsministeriums sein. Dann ist er in der Lage, auch ein erfolgreicher Kanzler zu werden. Im preußischen Finanzministerium mag ihm dann ein Halbdutzend Unterstaatssekretäre die Arbeitlast erleichtern. So, wie es jetzt ist, kann es auf die Länge nicht weitergehen. Für mich war schon bei der Begründung ‚das Reich‘ eine Nebelschöpfung und der Titel ‚Kaiser‘ eine Gefahr. Meine Tendenz war stets, den preußischen Staatsbehörden die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten der im Reich vereinigten deutschen Staaten zu überlassen. Ich war also konsequent gegen die Schaffung der Reichsbehörden, die Bismarck ins Leben rief aus einer Art Rivalität mit den preußischen Geheimen Räthen, um ein Werkzeug in der Hand zu haben, das er eventuell auch gegen sie gebrauchen könnte. Diesen Standpunkt habe ich stets gegen ihn vertreten. Nun zeigen sich schon längst die üblen Folgen dieser Superfoetation von Behörden; und zugleich zeigt sich die Impotenz der sogenannten Reichsämter. Je mehr die persönliche Bedeutung der künftigen Reichskanzler-Kandidaten niedergeht, um so schlimmer wird die Sache." Das sind Sätze aus Briefen, die Franz Freiherr von Roggenbach 1906 an eine Privatadresse schrieb; und die zeigen, daß der Badenser, den Victoria und Friedrich zum Vertrauensmann erwählt hatten, die Reichsentwickelung aus hellerem Auge sah als mancher Jüngere. Der Weg, der ihm gangbar schien, ists heute nicht mehr. Noch heute aber gilt, heute erst recht der Satz: „So, wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen." Und das Ziel kann nur sein: ein verantwortliches Reichsministerium, dem der Kanzler präsidirt.

Presto.

Deine Rede, ruft man mir zu, möchte sich an der Klippe vorüberschlängeln. Hast Du die Forderung des Tages nicht vernommen? Nie gehört, daß die wichtigste, eiligste Aufgabe, die Bethmanns harrt, die Reform des preußischen Wahlrechtes ist? Hic Rhodus; hier muß der neue Herr Farbe bekennen. Duckt er hier, so kann keine Erzengelschaar ihn vor der Verdammniß retten. Und er muß sich sputen. Unnützes Zaudern zögert den Tod herbei. Die Nation wartet schon lange in Ungeduld und heischt auf diese Frage nun endlich Antwort.

Ich glaube nicht an diese ungeduldige Sehnsucht; sehe in den der Arbeiterproles unzugänglichen Bezirken nicht die breite Schicht, die in schwebender Pein nach dem Wahlrecht langt. Die es mit Stentorstimme immer wieder fordern, würden als Träger politischer Machtreste die Gewährung nicht überleben. Zweierlei haben die Stimmzettelschlachten der letzten Monate bewiesen: Die politisch organisirten Katholiken bringen ihre Leute unter jedem Wahlsystem durch, die Freisinnigen unter keinem. Das Centrum ist in Preußen eben so stark wie im Reich; die Diadochen der Fortschrittspartei sind am Königsplatz nicht mächtiger als in der Prinz-Albrecht-Straße. Gebt dem preußischen Wähler das Reichswahlrecht: und das Fähnlein der freisinnig Aufrechten zerstiebt in alle Winde und auf der leeren Stätte richten die rothen Genossen sich häuslich ein. Das wäre noch kein Nationalunglück. Der Preußenlandtag kann zwei Dutzend Duodezbebels, auch drei, vertragen; und die Stoßkraft der Sozialdemokratie würde gemindert, wenn diese Partei, die sich nicht mehr so mühelos wie in den Maientagen vor dem dresdener Krach aus der deutschen Intelligenz rekrutirt, genöthigt wäre, ihre Garde auf viele Landstuben und Rathhäuser zu vertheilen. Immerhin bieten die Freisinnigen, deren Brunst die Selbstvernichtung herbeisehnt, dem Blick ein seltsames Schauspiel. Doch die Frage ist einmal gestellt (ein Gewissenhafter hätte sie erst ausgesprochen, wenn er zu einer bestimmten Antwort entschlossen war; ein Kluger im Jahr der Finanzreform die Konservativen nicht aus ostelbischer Ruhe gescheucht) und muß irgendwie „erledigt" werden. Herr von Bethmann mag sich bei seinem Vorgänger bedanken. Der hat, als er den Thronredner die Reform zusichern ließ, dieses Dornengestrüpp in den Frieden borussischer Landstraßen gepflanzt.

Vielleicht hat sein Schlaukopf gedacht: „Ich bringe eine von liberalen Gedanken strotzende Vorlage ein, der Landtag lehnt sie ab und ich beuge mich, als konstitutioneller Minister, dem Votum der Mehrheit. Dann habe ich das Meine gethan, werde im Tageblatt den Modernen zugezählt und Alberich Heydebrand drückt mir dennoch, mit gnädigem Lächeln, die Hand." Solcher Spiel-

plan war dem nun Heimgegangenen wohl zuzutrauen; nur ganz so einfach die Sache doch nicht zu machen. Eine Regirung, die eine Vorlage von dieser Tragweite ins Bodenlose fallen ließe, käme um allen Kredit. Und zu den Anomalien deutschen Staatslebens gehört auch die, daß die Freisinnigen, denen die Wähler ausgestorben sind, in ihrer Presse fürs weite Reich die Oeffentliche Meinung fabriziren. (Auch für die Konservativen, die ihre Parteizeitungen zu langweilig finden; und im Sommer rebellirt haben, weil sie überall lasen, die schnöde Selbstsucht der Großgrundbesitzer habe ihnen den Schoppen und die Cigarre, Wein und Schnaps, Glühbirnen und Streichhölzer vertheuert.) Jedenfalls ist Bülows Nachfolger nicht der Mann solcher Brimborien. Was wird er thun? Die Granden oder die künstlich wildgemachte Bourgeoisie vor den Kopf stoßen? Als Umstülper alter Ordnung oder als den Rittern und Pfaffen Hörigen sich ächten lassen? Die Wahl ist nicht so leicht wie eine zwischen Strese- und Haußmann. Er könnte sagen: „Bevor wir am ehrwürdigen Leib des Preußenstaates das Experiment mit dem Reichswahlrecht wagen, wollen wirs in den Städten ausprobiren. Da ist der Interessenkreis enger und der schlichte Mann aus dem Volke kann die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Gemeindeverwaltung überschauen, den Werth der Personen wägen, ehe er seinen Stimmzettel in die Urne wirft. Der Liberale, der für das Massenwahlrecht erglüht, darf und wird nicht klagen, wenn dieses Recht ihn in den Kommunen um die Uebermacht bringt. Was im abgegrenzten Revier bewährt ward, holen wir dann nach Preußen." Das wäre ein guter Staatsmannswitz. (Denkt Euch die berliner, charlottenburger, wilmersdorfer Rathhäuser von einem nach allgemeinem, gleichem, direktem Wahlrecht heimlich gekürten Stadtverordnetengewimmel beherrscht, dem die Magistrate unterthan würden.) Nur: nicht viel mehr als ein Witz. Und ernster Arbeit ist auch auf diesem Boden nicht lange mehr auszubiegen. Die bundesstaatlichen Wahlrechte müssen, wie die Steuerpflichten, einander ähnlich werden, ehe an eine jeden gerechten Anspruch befriedigende Reform zu denken ist. Wir brauchen auch im Reich einen Wahlrechtswandel; nicht Entrechtung, versteht sich, sondern Modernisirung. Schutz der Minioritäten, deren Stimme jetzt ungehört verhallt. Schutz vor der Unbill, daß alle Industriestädte nur noch durch Fabrikarbeiter und deren Mandatare vertreten werden. Im vierzigsten Lebensjahr des Reiches darf das politische Recht des mündigen Deutschen im Norden nicht wesentlich anders sein als im Süden. Wenn der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes das große Problem mit großem Griff aus der Froschpfuhlsphäre reißt und hastige Flickarbeit weigert, hat er von keinem Besonnenen Tadel zu fürchten.

Sieveking.

Les dieux s'en vont. In der Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten November ist der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichtes Dr. Ernst Friedrich Sieveking im vierundsiebenzigsten Lebensjahre dahingegangen. Was die hanseatische Rechtspflege, was das deutsche und das internationale Seehandelsrecht an ihm verloren, mag von einem Sachverständigeren gewürdigt werden. Was mich veranlaßt, hier einige Worte zu einem weiteren Kreis zu reden, ist ganz einfach die Liebe zu dem Menschen, der uns verlassen hat. Ja: ich habe ihn geliebt, ganz ehrlich und aufrichtig geliebt; und ich glaube, mit mir liebten ihn Alle, die je in nähere Beziehungen zu ihm getreten sind oder auch nur lange Jahre hindurch vor ihm als Anwälte gestanden haben. Und wir Alle haben das Bedürfniß, über ihn zu sprechen, nicht mit kühlen offiziellen Worten, sondern mit dem Ton, der unvermittelt vom Herzen kommt. Wie man mit Worten sich über den Verlust auf die nächste Spanne Zeit hinwegtäuschen will, mit Worten, die man wie letzte Blumen in ihrer heiligen Lebenswärme auf das Grab legen möchte. Wir haben ihn geliebt, wir Anwälte, alt und jung, mit der Liebe, die aus offener Verehrung für die lautere und vornehme Persönlichkeit entsprang. Schließlich ist es doch nur immer die Persönlichkeit, die die Menschen in ihren Bann zwingt; und Sieveking war eine Persönlichkeit von so ausgeprägter Eigenart, daß Niemand sich ihr zu entziehen vermochte. Betrat die hohe, schlanke Gestalt an der Spitze des Senates den Sitzungsaal, so herrschte in ihm die Stille einer Kirche; und wandte sich dann das feingeschnittene hyperaristokratische Gesicht den Anwälten zu, richteten die anscheinend kühlen stahlgrauen Augen sich auf den Sprecher, so lebte man nur in der Empfindung: um Gottes willen vor dem Manne nichts Unrichtiges, nichts Anfechtbares oder Haltloses sagen, nur nicht einem Tadel oder auch nur einer leise ironischen Frage dieses Mannes begegnen! Und diese Furcht war begründet; denn man konnte die Akten noch so gut kennen: Sieveking kannte sie immer besser; man konnte glauben, alle Rechtsfragen erschöpft zu haben: er stellte noch eine neue, wichtige. Er war eben der souveraine Beherrscher des Prozesses. Und er hatte auch persönlich etwas Souveraines an sich, das sein Eigenstes war und durch die althanseatische Abstammung allein nicht erklärt wird. Man konnte sich ihn nur in der Stellung des Ersten denken. Man hätte nicht gewußt, wem er nachstehen könne. Er kannte auch keine Menschenmacht über sich außer einer, der er sich im innersten Herzen willig beugte.

Er entstammte einer alten hamburgischen Patrizierfamilie. Sein Vater war Bürgermeister gewesen; in einer Zeit, wo Hamburg noch kleiner, aber ein selbständiger Staat war und die Bürgermeisterwürde noch ein Hauch von Souverainetät umgab. Als Ernst Friedrich Sieveking schon mit zweiundvierzig Jahren

in den Senat gewählt wurde, war er verzweifelt, daß er die täglich die Quellen des Lebens berührende Beschäftigung eines ersten hamburger Anwaltes aufgeben und gegen eine Verwaltungthätigkeit austauschen solle, die für manche Naturen ihre Meriten haben mag, für ihn aber eine geistige Degradirung bedeutete. Er wußte den Senat zu überzeugen, daß seine Fähigkeit an anderer Stelle in für den Staat und für ihn selbst nützlicherer Weise zu verwenden sei; und so wurde er nach kaum zwei Jahren der Präsident des damals erstehenden Hanseatischen Oberlandesgerichtes. Wenn dieses Gericht im Deutschen Reich eine besondere Stellung einnimmt, nicht allein als Vertreter des geistigen Hinterlandes des weltumspannenden hanseatischen Handels, nicht allein durch die ihm zwanglos zufließende Fülle des Stoffes und der Erörterungen, sondern im Wesentlichen durch den allerdings nur feineren Ohren vernehmlich werdenden Ton seiner Aeußerungen, so ist diese aristokratische Haltung des Gerichtes nicht ohne den lebendigen Einfluß der eigenartigen Persönlichkeit seines ersten Präsidenten denkbar.

Sieveking war auf allen Rechtsgebieten bewandert; kein Wissensstoff, der zur wahrhaft allgemeinen Bildung gehört, war ihm fremd. Er beherrschte die beiden fremden Kultursprachen mit vollendeter Eleganz; und wie er noch mit fünfzig Jahren Italienisch lernte und sich in Konversation, Lecture und Korrespondenz stetig fortbildete, so verfolgte er jegliche Darlegung von Sachverständigen über Dinge, die ihm bisher fremd geblieben waren, mit dem gespannten Interesse Dessen, dem Leben nur Lernen und immer Lernen ist. Und stellte er dann Fragen, so waren sie in einem Ton der Bescheidenheit gehalten, wie er die vorzüglichste Eigenschaft eines bedeutenden Menschen ist. Mit der selben fast ergreifenden Unermüdlichkeit konnte man ihn Stunden lang Kinder als Zeugen vernehmen sehen, sehen, wie er jedem Kind in einer Weise, die jede Befangenheit verscheuchte, den Streitstoff erklärte und dann seine Fragen stellte. Und es war rührend, zu sehen, wie die Kinder dann furchtlos zu dem Manne, der so gütig mit ihnen sprach, aufblickten und fast fröhlich aussagten, was sie gesehen und gehört hatten. Nie wußte ein Zeuge, ein Sachverständiger, was dieser Richter hören wolle, und Versuche, sich in dieser Richtung tastend zu informiren, mußten vor dem undurchdringlichen Antlitz vergeblich bleiben. Nervosität, das moderne Grundübel vieler Richter, war ihm fremd; hätte auch zu seiner überragenden Persönlichkeit nicht gepaßt. Ihm war nichts zu kleinlich, zu minutiös; hielt er es auch nur in einem Sinn für bedeutsam, so sorgte er für ausreichende Erörterung und deutete auf die Konsequenzen hin. Auffahren konnte er nur, wenn ihm formell oder sachlich Unzureichendes geboten wurde; dann war er der Präsident, in dem lauten Gefühl der verletzten Würde. Sonst aber, immer und überall, war er der milde, gütige Mensch, der half, wo er konnte, und besserte, wo er vermochte. Ihm war keine Tagesstunde zu spät oder zu früh, wenn er einer Partei zu ihrem Recht verhelfen konnte; er mochte im Gericht

oder in seiner Privatwohnung sein, im Kreise seiner Familie oder in rauschender Gesellschaft: einer dringlichen Angelegenheit entzog er sich nie. Mit unermüdlicher Umsicht ordnete er alles Nöthige an. Wollte man sich davon entschuldigen, daß man ihn gestört habe, so wies er Das mit der gewinnendsten Freundlichkeit zurück und man verließ sein Haus fast in dem Gefühl, nur das Selbstverständliche gethan zu haben. Und das selbe Bedürfniß, zu helfen und zu bessern, hatte er auch da, wo er die Strenge des Gesetzes walten lassen mußte. Bei einem Beamten, über den er als Vorsitzender des Disziplinarhofes die Amtsentsetzung aussprechen mußte, empfand er die Härte des Richterspruches im Gegensatz zu der Milde seines Herzens so sehr, daß er es war, der den Mann, um ihn und seine Familie in Zukunft vor Noth zu schützen, zum Leiter einer großen Handelsgesellschaft führte und durch seine persönliche Empfehlung ihm eine neue Stellung verschaffte. Und seltsam: der Mann mit diesem tief menschlichen Mitgefühl bot äußerlich zunächst die Erscheinung eines kühl, ja, kalt zurückhaltenden, verschlossenen Menschen, der seiner Eigenart nicht zusagende Dinge mit einer unvergleichlich vornehmen, lässigen Handbewegung von sich fern hielt. Dabei war dieser äußerlich strenge Mann mit dem durchdringenden Auge da, wo er sich geben durfte, wie er war (wie an den Abenden, an denen er vor Jahren in seinem Haus die althamburgische Gesellschaft, allerdings nur diese, versammelte), der liebenswürdigste Wirth, der vollendete Kavalier, Weltmann im besten Sinne des Wortes, ein Herr, auf dessen tadellos sitzendem Gesellschaftanzug kein Stäubchen von Amt und Gelehrsamkeit haftete, der die Unterhaltung unter den Aelteren belebte und sich nicht für zu hoch hielt, die Jüngeren und Jüngsten zu allen Anregungen persönlich heranzuziehen. Er war eben ein Gentleman in der vollsten Bedeutung des Wortes, in Bildung, Wissen, Empfindung und Formen; er beherrschte Alles und Alle und Keiner beugte sich dieser Autorität widerwillig. Und wie es in Hamburg war, so auch unter den Ausländern bei den Seerechtskonferenzen; überall erkannte man neidlos die persönliche Ueberlegenheit an, die nur mit der aufrichtigsten Bescheidenheit gepaart sich zeigte.

Sieveking verkörperte das Ideal eines Richters. Fest gefügt im Innern; nicht um eines Haares Breite von Dem abweichend, was seines Wesens Linie darstellte; von zuvorkommendster Zurückhaltung, aber doch von der geistigen Statur, die gebotenen Falles den männlichen Stolz unbeugsam sich aufrichten läßt; und darum auch das Ideal eines Hanseaten. Die Freien Städte haben keine Orden zu vergeben, sie verleihen keine Titel; sie können nur mit Anerkennung und Verehrung lohnen. Und Das haben sie gethan. Wir aber, die wir ihm täglich nah standen und den Zauber seiner vorbildlichen Persönlichkeit empfanden, wir wollen ihm mit aufrichtiger Liebe danken, mit stets mahnender Erinnerung weit, weit über das Grab hinaus.

Hamburg. Dr. Theodor Suse.

Trotz.

Der See bildet hier einen Winkel. Der wird Loibicht genannt. Daran stößt das kleine Forsthaus und hinter diesem wächst der Wald. Ist das Wetter schön, so hat man wohl eine herrliche Aussicht über den See, der sich vom Winkel aus stark vergrößert, zum Felsengebirge hinüber und noch weiter bis zu den fernen hohen Bergspitzen, die morgens und abends in allen Farben leuchten. Die Försters-leute haben daran ihre rechte Freude; denn sie lieben die Natur wie ihren kleinen Jungen, sitzen oft vorm Haus in stiller Betrachtung und zeigen dem kleinen Peppi den See, die Berge und die Wolken, wie sie, von der Sonne beschienen, dahinsegeln.

Der Malersmann war zufällig auf einer Kahnfahrt in diesen stillen Winkel gekommen und hatte endlich gefunden, wonach er so lange gesucht: seine Landschaft.

Er bewohnte das Giebelzimmer und vertrug sich ganz gut mit den Försters-leuten. Kam der Förster gegen Abend von der Arbeit aus dem Wald zurück, so war des Malers Bild um ein gut Stück fortgeschritten. Alle hatten Interesse daran. Guten Muthes waren die Seewinkelbewohner und das Sorgenlose ließ sie die Sommertage behaglich genießen nach der langen, herben Winterzeit.

Dieses sorgenfreie Gefühl hatte sich auch auf den Maler übertragen, der da-durch Freude am Leben und an seiner Arbeit gewann.

... „Du bist im Irrthum, wenn Du glaubst, Dies sei nun das Richtige, was Du da malst“: mit diesen Worten hatte den Maler sein kritischer Freund aus der Groß-stadt zur Rede gestellt, als er ihn im Seewinkel überraschte. Das war wenig er-freulich für Hans Vogler und verstimmte ihn. Der Freund aber ließ nicht nach; wies vielmehr auf den Kopf der Förstersfrau. „Den solltest Du festhalten. Das ist ein Vorwurf für Dich. Unter die Portaitisten gehörst Du. Landschaften sind nicht Deine Kraft. Auf Landschaften verstehst Du Dich nicht. War Dein Portrait etwa nicht gut? Vertiefe Dich nur. Glaub' mir! Warum das Hin und Her, das zerstückelt? Du bist ein Portraitist und bleibst es ... Uebrigens gefällt es mir hier gar nicht. Die Abgeschiedenheit, die Oede, keine Post, keine Zerstreuung! Hier würde ich traurig. Hier halte ichs nicht aus. Ich will denn doch für die um-ständliche Reise etwas mehr; und ich sage Dir: Außer der Förstersfrau könnte mich, wenn Du willst, als Maler, nichts reizen. Da gehe ich lieber in die Schweiz.“

So hatte sich der Freund wieder verabschiedet und Hans Vogler saß etwas nachdenklich vor seiner Staffelei im grünen Gras allein.

Hatte er wirklich keine Augen mehr im Kopf? War die Landschaft so schlecht? Seit der Kritik des Freundes wollte es nicht mehr vorwärts gehen. Das merkte die Försterin auch. Sie merkte auch, wie der Maler sie ansah. Fühlte die sonst so einfache Frau da eine Regung? Vogler konnte so merkwürdig aufblicken. Das zog sie heute zu ihm ins Giebelzimmer, wo er verloren durchs Fenster schaute. Mit dem Jungen auf dem Arm war sie in die Stube getreten, vorsichtig, so daß es der Maler nicht merkte. Ein Kreischen des Kleinen hatte ihn geweckt. Als sich Vogler erschrocken umwandte, trafen sich ihre Blicke. Die Frau stand betroffen still, fest und ruhig; etwas Trotziges lag in ihren Augen. Er kannte diesen trotzigen Blick. Da merkten sie, daß das Aeußerliche geschwunden sei und daß eine eigene Frage in den Blicken zittere.

„Wenn Sie mir so bleiben könnten, gerade so mit dem trotzigen Blick, mit

dem begleitenden Gedanken, mit dem selben Gedanken, ja, mit der Frage ... mit der Frage ... Das gäb' ein Bild! Das ists ... Das ists ... und ... so wunderschön!"

Solches hatte die Frau wohl noch nie gehört; bang und schwül wurde ihr. Und doch nahm sies hin, als müsse es so sein. Ja, sie fühlte beinahe die Antwort auf die heimliche Frage. Sie versprachs, als verstünde sichs von selbst.

Der Förster war früher als gewöhnlich heimgekehrt. Hut und Gewehr hingen schon an der Wand.

... Im ersten Saal des Kristallpalastes hängt ein Bild. „Trotz". Es ist mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet und ein Lorberkranz im Trauerflor hängt darunter. Hans Vogler †. Die Menschen stehen davor; können sich von dem trotzigen Blick der schönen Frau mit dem Knaben im Arm nicht trennen. Es ist so brennend, so fesselnd und so wunderschön.

Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Sitte und Sittlichkeit.*)

Für das Wesen der Sitte ist charakteristisch, daß sie dem Alter den Vorzug giebt; aus der Thatsache, daß sie Autorität und Herrschaft der Alten will, hat sich die Herrschaft der geistlichen und der weltlichen Aristokratie entwickelt; der Zusammenhang von Sitte und Religion, Beider mit dem Recht, liegt hierin begründet. Aber die Sitte hat noch eine andere Vorliebe (zur Erklärung mache ich sogleich darauf aufmerksam, daß es ursprünglich in den germanischen Sprachen „der" Sitte heißt). Sitte hat nämlich eine ausgesprochene Vorliebe für die Frauen. Und diese Zuneigung wird erwidert; sie ist, eben so wie zwischen der Sitte und den Alten, gegenseitig. Ist auch dies Verhältniß aus der Form der Sitte und des Herkommens ableitbar? Ich behaupte wirklich, daß Dem so ist. Die allgemeine Bedeutung, in der wir das Alte dem Neuen und Jungen entgegenstellen, ist die, daß es vor ihm war (antiquum), daß das Junge eben davon herkommt, davon abstammt, und das Gefühl der Abstammung knüpft sich viel ursprünglicher, sogar für uns noch viel stärker, weil sinnlicher, an die Mutter als an den Vater und mit der größeren Bürde hat sie die höhere Würde; vom Mutterleibe an rechnen wir unser Leben und mit der Muttermilch saugen wir die Empfindungweise unserer Vorfahren ein. Wenn die Israeliten, die ein ausgesprochen patriarchalisches Volk waren, den Mann als den eigentlichen ursprünglichen Menschen (Adam heißt: Mensch) erschaffen werden und die Frau aus seiner Rippe hervorgehen ließen, so entspricht Dem, daß es in ihrem Gesetz heißt: „Ehre Vater und Mutter". Nach dem Gefühl und der Denkweise älterer Zeiten und früherer Völker müßte es heißen: „Ehre Mutter und Vater". Eine merkwürdige und bedeutende Entdeckung hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neues Licht in die Urgeschichte des Menschengeschlechtes gebracht: die Entdeckung des „Mutterrechtes", als deren Urheber der baseler Rechtsgelehrte J. J. Bachofen gefeiert werden muß; die Ent-

*) Ein Bruchstück aus der Schrift „Die Sitte", die als fünfundzwanzigster Band der vom Dr. Martin Buber in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening herausgegebenen Monographiensammlung „Die Gesellschaft" erscheint.

deckung nämlich, daß den patriarchalischen Institutionen, die uns bei den historischen Völkern so mächtig entgegentreten, in vielen und, wie man vermuthen darf, in allen Fällen matriarchalische vorangegangen sind, wie sie noch heute bei einigen Indianerstämmen und noch mehr unter den Australnegern vorgefunden werden, wenn auch oft schon in der Auflösung und im Uebergange zum Herrenrecht der Männer. Daß bei Völkern, die auf primitiver Stufe der Kultur stehen geblieben sind, die Herrschaft des Mannes oft sehr ausgeprägt sich zeigt, während bei fortgeschrittenen scheinbar erst das Mutterrecht entsteht, wenn der Eidam in die Haushaltung des Schwiegervaters aufgenommen wird (wie Jakob in die des Lot), ist gewiß kein Argument gegen die größere Ursprünglichkeit der mütterlichen Autorität. Bachofen knüpft seine gelehrte Darstellung an eine Stelle des Herodot über die Lykier an, worin es heißt, daß Diese eine von allen anderen Menschen abweichende Sitte haben, nämlich, sich nach der Mutter, statt nach den Vätern, zu nennen; wenn man einen Menschen nach seiner Herkunft frage, so werde er seine mütterlichen Vorfahren herzählen; auch sei durch die Mutter bedingt, ob ein Kind für echt gehalten werde, die Ehe einer einheimischen Frau mit einem Sklaven sei in diesem Fall giltig, aber nicht die des einheimischen Mannes mit einem fremden Weibe. Bachofen sucht nun nachzuweisen, daß die griechische Mythologie von Spuren und Ueberlebseln der Anschauungen erfüllt ist, die in solcher herrschenden Stellung der Frauen und in dem höheren Rang der Mutter wurzeln. Berühmt geworden ist seine Erklärung der Orestessage. Die Erinyen als Rachegöttinnen, das furchtbare Geschlecht der Nacht, gehören zu den unheimlichen Gottheiten der Tiefe, an die auch Faustens Höllenfahrt zu den „Müttern“ gemahnt; mit dem Mutterrecht sind die Kulte der Mutter Erde und ihrer Geister verknüpft; aus dem dunklen Schoß der Erde sind die Geschlechter der Lebenden entsprossen, wie aus dem Schoß der Nacht das Licht hervorgeht; in geheimnißvollem Dunkel wirkt überall die „große Mutter“, die Mutter Natur. Die Anbetung der himmlischen Gottheiten verbindet sich mit der Idee des Vaterthumes, Zeus, der Vater der Götter und Menschen, und sein Lichtsohn Apollon, seine männliche Tochter Pallas Athene, sind die Träger des neuen Prinzips, das zum herrschenden zu werden bestimmt war. Die Erinyen verfolgen den Muttermörder, Apollo tritt ihnen entgegen, Athena, die mutterlose Walküre, schafft ihm Gnade. Sie setzt den Gerichtshof ein, der den Muttermörder richten soll, sie giebt, da die Anhänger des alten und des neuen Rechtes sich die Wage halten, die Entscheidung zu seinen Gunsten (der calculus Minerva, der freilich verschieden gedeutet wird) und sie begründet Dies in der Tragoedie des Aischylos ausdrücklich damit, daß keine Mutter sie geboren habe:

„Vermählung scheuend, preis' ich doch des Mannes Werth
Aus voller Seele, die ich Vaters Tochter bin,
Und gönne jener Frau fürwahr kein Ehrenlos,
Die den Gemahl ermordet hat, des Hauses Hort!“

Das heißt: ihr ist die Mutter als solche nicht mehr heilig. Und in bitterer wiederholter Klage an die schwarze Nacht, ihre Mutter, rufen die Rachegeister:

„Weh Euch jungen Göttern! Die alten Satzungen
Habt Ihr niedergeritten, mir aus den Händen entwunden!“

Aber die Frauen behalten ihr Reich in der Sitte, wie in der natürlichen Ordnung.

„Mächtig seid Ihr, Ihr seids durch der Gegenwart ruhigen Zauber.
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib."

So dichtet Schillers betrachtender Geist. Aber ihm verdanken wir auch das Gedicht „Würde der Frauen".

„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur"

heißt es darin von den Frauen, die den gierig in die Ferne greifenden Jüngling mit zauberisch fesselnden Blicken zurückwinken; und in der Schlußstrophe:

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

„Ehret die Frauen": so hebt das Gedicht an. Und eben Dies ist, was die Sitte will, im Gegensatz zur Roheit und Wildheit des Mannes, die das schwache Geschlecht heute liebkost, um es morgen zu mißhandeln. Und diese Ehre soll freilich dem Weibe als solchem, soll auch der Jungfrau zu Theil werden; aber die Trägerin des Ehrwürdigen am Weibe ist doch nicht sowohl das Mädchen, das durch den Zauber der Anmuth fesseln und gewinnen will, als die mütterliche Frau, die Matrone; sie ist auch die wissende und kluge Frau, die mit sicherem Takte das Richtige trifft, die Ahnungvolle und Prophetische, heilender Kräuter und zauberischer Sprüche Kundige: so finden wir sie in den Religionen und in den Aberglauben wieder. Als Wahrsagerin tritt uns die Erda aus der nordischen Mythologie in Wagners Nibelungenring entgegen und auf dem delphischen Dreifuß murmelte Pythia, von den Dämpfen, die aus dem Erdboden emporstiegen, begeistert, ihre dunklen Orakelworte. Die Nornen in unserer Sage, die Sibyllen in Rom, die das Kommen des Christenthumes geweissagt hatten: in diesen und manchen anderen Gestalten schlägt die dichtende Volksseele nieder, was sie an Erfahrungen über die eigenthümliche Begabung mancher Frauen, die der Kampf des Lebens ernst gemacht hat, sammelte. Sagt ja auch Tacitus von den Germanen, daß sie an den Frauen etwas Seherisches und Heiliges verehrten. Das war nicht den Germanen eigenthümlich, wenn auch ihrer Gemüthsart vielleicht sonderlich entsprechend. Auch bei anderen Urvölkern gab es ein Gegengewicht gegen die Gewalt des Mannes, die das Recht ihm bestätigte, weil er Recht sprach, in Sitte und Religion. Ueberall finden wir die Frauen in ausgezeichneter Weise am Kultus wie am Zauber betheiligt. Stärker als der Sinn des Mannes ist ihr Gemüth auf das Religiöse gerichtet, die fromme Scheu der Pietät ist dem Weibe mehr gemäß als das stolze Bewußtsein des Vertrauens auf eigene Kräfte, des erobernden Wissens, der erwägenden Kritik. Wunder- und Aberglaube ist der gefühlvollen Einbildungskraft des Weibes natürlicher als Zweifel und Forschung, sympathischer als die klare und nackte Erkenntniß. So ist das Verhältniß zwischen der Frau und der Religion, wie zwischen der Frau und der Sitte, Verhältniß gegenseitiger Bejahung. Die

Sitte heischt Ehrfurcht, mindestens heischt sie Achtung, sie giebt der Frau ihre besondere Ehre und verlangt von den Männern Schonung des „zarten, leichtverletzlichen Geschlechts“, Rücksicht auf seine besonderen, zumal die „gesegneten“ Umstände, die „gute Hoffnung“, die unter gesunden Verhältnissen auch die Hoffnung des Vaters ist; getreue Sippen und Nachbarn nehmen daran Antheil.

Oft wirkt Sitte um so viel mehr zu Gunsten der Frau, je weniger Rechte ihr vergönnt sind. In England war die Frau bis vor hundert Jahren fast rechtlos und doch galt England als „Paradies der Frauen“. Vielleicht repräsentirt eben in solchen Differenzen die Sitte Erinnerungen an ältere Zustände, wenn auch nicht eben an ursprüngliche; denn die Sitte ist als gewohnte Regel erst geworden, wenigstens in Allem, was dem Faustrecht entgegen ist. Massenhaft begegnen uns rohe Sitten; aber die Sitte hat ihrer überwiegenden Richtung nach einen humanen Charakter.

Die Sitte; oder ist es die Moral, die Sittlichkeit?

Ueber das Verhältniß zwischen Sitte und Sittlichkeit ist viel gedacht und geschrieben worden; namentlich hat durch eingehende, geistreiche Untersuchungen Rudolf von Ihering das Gemeinsame und das Unterscheidende Beider gleichsam in anatomischen Präparaten darzustellen versucht. Die „Sprache“, Das heißt: unsere deutsche Sprache, deren Sinnen er mit besonderer Vorliebe nachspürt, weise auf den Gegensatz zwischen dem Aeußeren und dem Inneren, der Form und dem Inhalt des Handelns hin; Sitte beziehe sie nur auf die Form, die Art, das Benehmen, Sittlichkeit auf den Inhalt, den Werth, den Charakter. Die Moral, meint Ihering in näherer Ausführung, verbiete das an sich Schädliche, die Sitte nur das Gefährliche, damit das Schädliche nicht daraus hervorgehe; sie sei die Sicherheitpolizei des Sittlichen; sie sei lokalisirt und beschränke sich auf „Stände“, auf die höheren Stände, sei also exklusiv, weil sie nur da gedeihe, wo sie günstigen Boden finde. Ihering denkt bei der Sitte immer nur an Regeln des äußeren Anstandes, widerspricht aber damit gerade der Sprache, die er sich zur Führerin erkoren. Nicht nach ihren Gegenständen, sondern nach den Gesichtspunkten, unter denen sie betrachtet werden, unterscheiden wir Sitte und Sittlichkeit. Der Unterschied kann in einem kurzen Satz ausgedrückt werden: „Sitte ist Thatsache, Sittlichkeit ist Idee“. Darum wird Sitte als die eines Volkes oder Landes gedacht, Sittlichkeit als etwas allgemein Menschliches. Es ist Sitte, aber Sittlichkeit verlangt. Wir sagen zwar auch: „Sitte gebietet“, aber damit ist die Meinung verbunden, daß es in der Regel wirklich geschehe, ja, diese Bedeutung ist die vorwaltende und Sitte als Wille mußte uns erst daraus erschlossen werden; die Moral dagegen wird gedacht als Forderungen stellend, strengere oder laxere Ge- und Verbote erlassend, die aber allzu oft nicht erfüllt werden, die ihre Geltung behaupten, auch wenn sie nicht einmal erkannt und anerkannt werden. Den Unterschied von Sitte und Sittlichkeit vergleiche ich mit dem Unterschied von Geld und Kredit; und ihr Gemeinsames wird zugleich dadurch beleuchtet. Auch Geld enthält ja, wenn es gezahlt wird, eine Forderung in sich, sei es die Forderung, daß Waare gegeben, oder die, daß Quittung geleistet werde. Die Obligation aber ist ihrem Wesen nach Forderung; und so ist die Moral nicht eben selten ein Wechsel, der nicht honorirt wird. Und doch sind auch Geld und Kredit einander so nah verwandt, daß es nicht wenige Vermittelungen und Uebergänge zwischen ihnen giebt; ein guter Wechsel ist wie bar Geld und unsere Kassenscheine cirkuliren als Geld, obwohl sie nichts als Forderungen an eine Bank (die Reichs-

bank) bedeuten. Eben so sind Sitte und Sittlichkeit nicht nur Namensvettern, sondern echte Vettern, ja, sie verhalten sich zuweilen wie Geschwister zu einander. Und hier sind es eben die Frauen, die, wie auch sonst im Leben, die Verwandtschaft begründen und vermitteln. Sittlichkeit ist zu einem guten und sehr wichtigen Theil hauptsächlich der Wille und das Interesse der Frauen und hat als solcher Eingang in die wirklichen Sitten gefunden; umgekehrt: Erhaltung und Pflege der Sitte in Bezug auf die Frauen ist durch die Frauen ein Stück der wenigstens theoretisch anerkannten, oft der religiös geheiligten Sittlichkeit geworden. Als solches wird sie von rohen schlechten Sitten, von Unsitten, als die gute oder als die feine Sitte abgehoben, macht aber auch unter anderen Namen, die mehr an den ideellen Charakter erinnern, als Anstand, Schicklichkeit, als das Geziemende, das Decorum sich geltend. Am Leichtesten leitet immer Das, was sein soll, aus Dem, was von je gewesen ist, sich her, daher auch aus Dem, was sonst vorbildlich geschieht, die Pflicht aus Dem, was gethan zu werden pflegt; denn es scheint sich von selbst zu verstehen, daß Einer Das thun muß, was Alle thun, was „man" thut, dann auch, was die „Besten", die Angesehensten, die „gute" Gesellschaft thut, was für „vornehm" gehalten wird; und wäre Dies immer (oder auch nur in den meisten Fällen) das im sittlichen Sinn Gute, so wäre es längst besser darum bestellt gewesen, als der Fall ist. In einigem Maße aber hat sich Dies erfüllt an den äußeren Formen der „Lebensart", die man ehemals mit Recht als „kleine Moral" charakterisirte oder die Lehre davon als Ergänzung der Ethik (Ethica complementaria, daher die compliments). Die Vorstellung, daß gewisse Handlungweisen Dem, der sich ihrer unterfängt, selbst „nicht anstehen", ihn „verunzieren" (non decet), reflektirt auf die Eitelkeit, also auf ein starkes Motiv, und wird ein Schirm und Schild für die Frauen gegen die „Frechheit" des Mannes; darum läßt Goethe die Prinzessin im Tasso sagen:

> „Wo Sittlichkeit regirt, regiren sie,
> Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
> Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
> Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte",

was durchaus im Sinn alter Sitte und hergebrachter Lebensformen gedacht ist; denn heute würde das Streben nach Freiheit sicherlich einem großen Theil der Frauenwelt, wenigstens der jüngeren, zugeschrieben werden müssen und vielleicht mehr noch als den Männern, wenigstens als den Männern der höheren gesellschaftlichen Schichten.

Mit der Beziehung des weiblichen Geistes zur Sitte hängt es aber ersichtlich zusammen, daß das Wort Sittlichkeit neben seinem allgemeinen Sinn die besondere Bedeutung der geschlechtlichen Sittlichkeit erworben hat. Denn sie hat ihrem Wesen nach eine intime Beziehung zur Schamhaftigkeit, deren Beobachtung in irgendwelchem, wenn auch sehr verschieden normirtem Maße da, wo es menschliche Gesittung giebt, im Verhalten der Geschlechter zu einander durch Sitte geheischt und auch durchgesetzt wird. Trotz den vielen Abweichungen und Eigenheiten kann man als ein gemeinsames uraltes Erbtheil des Menschengeschlechtes die Sitte bezeichnen, die in dieser Hinsicht die Freiheit einschränkt, indem sie der Wildheit und Verwirrung wehren will. Ueberall sind die Vorschriften andere, die sie den Männern, als die sie den Frauen macht, andere die den Alten als die den Jungen bestimmten;

hier wollen sie allgemein, dort besonders für Männlein und Fräulein, die der Zug des Triebes und des Herzens einander nähert, Schranken errichten, Maß geben, Vernunft statt der Leidenschaft walten lassen. Hier wie sonst ist die Sitte, außer Dem, daß sie im Herkommen wurzelt, Wille der Alten, der Eltern zumal, die ihre Kinder zu hüten, vor Unbesonnenheiten zu bewahren, für ihre Pflicht halten und als ihr eigenes Interesse erkennen. Wo die Sitte streng ist, da will sie nicht nur „sittsames", also schamhaft zurückhaltendes äußeres Betragen, das wiederum ganz besonders den Jungfrauen auferlegt wird, sondern es ist ihr wesentlich um die Keuschheit zu thun, sofern nicht die Ehe oder wenigstens die Verlobung dem Mann ein Recht auf das Weib gegeben habe. Doch empört sie sich bekanntlich viel heftiger gegen die ehebrechende oder voreheliche Unkeuschheit der Frau als gegen die des Mannes. Die weibliche Keuschheit und Treue wird von der Sitte in ihre besondere Obhut genommen. Worin beruht Dies? Zunächst und am Meisten doch wohl in der Gesinnung und dem Willen der Frauen selbst, weil sie ihre Blüthe und Reinheit als ein kostbares Gut empfinden, das die Jungfrau nur dem geliebten Mann oder ihrem Eheherrn hingeben soll und, wenn sie den Werth hoch genug schätzt, auch Diesem nur um den Preis des dauernden Schutzes, den er ihr und den zu erzielenden Kindern gewähren will; weil sie die Ehe als Hort ihres Lebens erkennen, weil sie das gemeinsame Standesinteresse der Frauen ist, darum ist die weibliche Ehre ihre Standesehre und die leichtfertig oder gar käuflich sich preisgebende Frau verliert die Achtung der Genossinnen, nicht nur als Thörin, sondern wie eine Verrätherin. Die Solidarität der Frauen wird in ihren eigenen geschlechtlichen Angelegenheiten ein besonderes Subjekt der Sitte, mit um so mehr Erfolg, da ohnehin die Frauen an Erhaltung und Pflege der Sitte den regsamsten Antheil nehmen. Ihnen kommt nun freilich der Wille der Männer entgegen; nicht nur insofern, als auch Diese die Sitte um der Sitte willen pflegen, sondern auch, und ganz besonders, weil für sie der Werth der Frau als eines Gutes durch Jungfräulichkeit und in der Ehe durch Treue erhöht wird. Aber aus sich heraus entwickeln die Männer nicht leicht eine reziproke Sitte: einen so unmittelbaren Werth hat die Keuschheit aus dem einfachen Grunde nicht für sie, weil unter den Menschen, wie unter anderen Mammalien und Wirbelthieren, das Weibchen der umworbene und begehrte Theil ist, so sehr auch dies natürliche Verhältniß durch Kultureinrichtungen verdunkelt wird; sofern aber das Weibchen sich umworben weiß, hat es alle Ursache, mit seiner Gunst zu kargen, daher Diejenigen gerade am Meisten, die auch aus anderen Gründen als ihrer persönlichen Reize halber, etwa um der mitfolgenden Kühe des Vaters willen, begehrt werden. Auch wenn die Maid selbst über sich verfügt, so ist sie doch immer die Gebende, der Mann der Nehmende; der Mann macht sich schön, gefällig und artig, er prunkt mit seiner Kraft, um das Weibchen anzuziehen; aber Etwas, das der weiblichen Solidarität in Bezug auf die Beschaffenheit des Leibes analog wäre, giebt es für die Männerwelt nicht; die anderen Männer haben kein instinktives Interesse daran, daß der Mann keusch in die Ehe gehe, weil ihnen überhaupt die Verehelichung des einzelnen Mannes gleichgiltig ist, so weit das Geschlecht dabei mitspricht, während für die Frauen als Frauen die Ehe, also ihr Werth für die Ehe, die Angelegenheit der Angelegenheiten ist.

Die Schamhaftigkeit, die dem Weibe natürlicher ist als dem Mann, weil

sie in Furcht und Schüchternheit ihre Wurzeln hat, äußert sich am Ursprünglichsten als Verhüllung. Das Bedürfniß, gewisse Körpertheile, namentlich die Geschlechtsmerkmale, zu bedecken, ist zwar, wie die Beobachtung unserer Kinder sowohl als die Völkerkunde lehrt, keineswegs ein angeborener Instinkt, aber auf einer gewissen weit zurückliegenden Entwickelungstufe macht es sich geltend und bleibt unabhängig von anderen Zwecken, denen die Bekleidung dient; wie sie denn durch Hautmalerei und Tätowierung ersetzt wird. Sitte befestigt und ordnet hier, wie so oft, was sonst lose, schwankend, willkürlich war, sie bestimmt gewisse „Trachten", und vor Allem zumeist die besondere Tracht des Weibes zur Unterscheidung von der des Mannes, woran fernere Unterscheidungen, als des ledigen Weibes vom verheiratheten und der Witwe, des Jünglings vom Manne, des Herrn vom Knecht, sich anschließen. Die Kleidung wird zum Zeichen, wie des Geschlechtes, so des Civilstandes, des Amtes, der Würde. Daher die große Wichtigkeit der Einkleidung (der Investitur) in Sitte und Religion. Zur „Tracht" gehören auch andere Arten, als durch Kleider, Körpertheile zu verhüllen oder hervorzuheben und zu schmücken, wie auch Gegenstände des Schmuckes und des Gebrauches: für die Sitte wird Alles bedeutsam als Zeichen, als Symbol; und auch hierin schließt die Religion sich ihr an. Sie wollen unterscheiden und auszeichnen durch sinnlich wahrnehmbare Merkmale, wollen, daß sich Jedermann danach richte, was seinem Auge und Ohr und seinem Gedächtniß deutlich eingeprägt wird. Und Beide sind hier, wie überall, für die Völker früher Kulturstufen zumal, die natürlichen, bequemen, mit Liebe und Verehrung umgebenen, durch Vorstellungen geheiligten Gesetzgeber. So innig ist gerade die Verbindung von Sitte und Tracht geworden, daß bekanntlich das „Kostüm" seinen Namen von der Gewohnheit hat, die auch die Volkssitte im Allgemeinen bezeichnet. Ein gewisses Maß von Freiheit bleibt immer innerhalb der Sitte. Und hier begegnen sich oft und widerstreiten einander der dem Weibe so natürliche Wunsch, zu gefallen, anzuziehen, zu bezaubern, und das ihm anerzogene, durch die Sitte sanktionirte Schamgefühl. Aus Beiden nährt sich die Lust des Weibes an Zier und Putz, ihr ästhetischer Sinn, der mit dem sittlichen so tief verwandt ist und welcher daher so oft feindlich sich mit ihm kreuzt; jener will das Schmucke, das Glänzende, dieser aber das Anständige, „Wohlständige" (wie noch vor zweihundert Jahren die deutsche Sprache zu sagen liebte). In Jenem ergeht sich die Freiheit, in diesem bethätigt sich der Gehorsam gegen die Sitte. Und wenn ich den Totenkult die Sitte der Sitten genannt habe, so bewährt sich dessen hohe Geltung auch darin, daß gerade er das Bedürfniß des Putzes verstummen oder doch nur ganz leise mitsprechen läßt. Der Schönheitsinn will das Heile und Reine, das Helle und Lichte, die mannichfachen Farben, er wünscht, Freude auszudrücken, Freude zu erregen. Aber die Sitte gebietet, dunkle oder einförmig weiße Gewänder als Zeichen der Traurigkeit oder verlangt sogar, daß man die Kleider zerreißen und das Haupt in Sack und Asche hüllen soll. Sie will dem Ausdruck der Gefühle seinen Stil verleihen: Schmutz und Zerstörung scheinen dem Kummer angemessen zu sein; denn er ist dem Zorn und Unwillen verwandt und hat „keine Zeit", die Aufmerksamkeit und Sorge in die gewöhnlichen Richtungen zu lenken.

Professor Dr. Ferdinand Tönnies.

Der Kredit der Aktie.

Der Kurs ist heute Alles. Die Elementarregeln für die Verzinsung der Aktie sind beseitigt. In der guten alten Zeit hieß es, ein Industriepapier müsse 6 Prozent Zinsen bringen; heute wäre es schwer, eine Aktie mit so hoher Rente zu finden. Laura bringt 4 Prozent Dividende und kostet 195 (nachdem der Kurs über 200 gestanden hatte). Ueber solchen Kontrast witzelt sogar die Börse. „Was wollen Sie", hörte man sagen, „Laura sind feinstes Anlagepapier. Zwei Prozent Zinsen: Das ist doch pikfein!" Bei den anderen großen Kanonen des Spekulantenmarktes sieht es kaum anders aus. Harpener: 205 bei 8 Prozent Dividende; Phoenix: 209 bei 9; Hohenlohe: 220 bei 8. An solchem Ertrag hat der Kapitalist, der Anlagen sucht, natürlich kein Interesse. Wenn er 4 Prozent Zinsen haben will, braucht er das Gebiet der deutschen Staatsanleihen nicht zu überschreiten. Wer heute Aktien kauft, will gewöhnlich in gewissem Sinn spekuliren. Und das Publikum in der Provinz ist thöricht genug, sich von Einpeitschern alle möglichen Kurschancen aufschwatzen zu lassen. Das Prämiengeschäft blüht; dabei (redet man den Leuten ein) ist nicht viel zu riskiren. Wer wirklich einmal einen Gewinn eingestrichen hat, darf sich im Panoptikum sehen lassen. Die Bankgeschäfte, die das Flachland der Dummheit mit ihren Cirkularen überschwemmen, leben davon, daß sie ihren unglücklichen Kunden nie einen Gewinn herausbezahlen, sondern sie zu immer neuen Engagements veranlassen, bis Einschuß und Gewinn wirklich aufgezehrt sind. Diese harmlosen Spekulanten stellen das Hauptkontingent des „Börsenpublikums"; und sie sinds auch, die schließlich die Zeche zu zahlen haben. Schlimm ist, daß beim Suchen nach den Ursachen der Börsenbewegung auf das Termingeschäft gestoßen wurde, dessen Wiederherstellung die spekulativen Uebertreibungen gefördert habe. Der Terminhandel mag den Spekulanten das Geschäft erleichtert haben; die Hauptschuld aber trägt er nicht. Hats denn in der Zeit des Terminhandelsverbotes keine Exzesse gegeben? Auch damals gabs Riesenhaussen; und deren Höhe ist heute noch nicht einmal wieder erreicht. Die Qualität der Effektenkäufer hat sich freilich geändert, seit das Termingeschäft wieder erlaubt ist. Da sucht aber wohl der Reichsbankpräsident selbst nicht den Sitz des Uebels. Jedenfalls ist die Rentabilität des in Dividendenpapieren angelegten Kapitals geschmälert und die Stellung des Aktionärs verschoben worden.

Der Leiter einer großen deutschen Montangesellschaft sagte neulich, die Tage, wo Industriepapiere hohen Gewinn brachten, seien vorüber. Mit solcher Möglichkeit muß gerechnet werden; und das der Industrie gegebene und von ihr geforderte Betriebskapital wird immer größer. Das Grundkapital von acht bekannten Bergwerken (Bochumer Gußstahlverein, Deutsch-Luxemburg, Gelsenkirchen, Hohenlohewerke, Phoenix, Rheinstahl und Rombacher Hütten) wurde durch die Spekulation um 140 Millionen Mark seit Jahresfrist gesteigert, während die durchschnittliche Dividende von 11 auf 8½ Prozent zurückging. Das Beispiel giebt über die Produktivität des „werbenden Kapitals" zu denken. Noch deutlicher wird die Sache bei den „offiziell" erfolgten oder beabsichtigten Kapitalserhöhungen. Die Gesellschaften, die 10 Millionen Mark neue Aktien ausgeben, bekommen diese Summen plus Aufgeld. Das fließt zwar dem Reservefonds zu, ist aber trotzdem Betriebskapital. Wenn die Aktien zum Kurs von 150 vom Konsortium übernommen werden, so bedeutet Das für die Kasse des geldbedürftigen Unternehmens einen Zuschuß von 15 Millionen.

Für die Dividende kommen aber nur 10 Millionen in Betracht. Werden darauf 10 Prozent vertheilt, so hat sich das neue Kapital nicht mit 10, sondern nur mit 6 bis 7 Prozent verzinst. Ein Beispiel. Deutsch-Luxemburg erhöht sein Kapital (um 8) auf 50 Millionen. Sollte die Direktion und die Darmstädter Bank davon gar nichts gewußt haben? Vor einiger Zeit wurde die Absicht einer Kapitalsvermehrung energisch bestritten. Die Gesellschaft brauche keine neuen Mittel, hieß es. Bald danach wurde wieder über eine bevorstehende Ausgabe neuer Aktien geredet; Anfragen bei der Bank und in Bochum wurden aber, im Ton des höchsten Erstaunens, verneinend beantwortet. Zwei Tage später verkündete das offizielle Cirkular die Kapitalserhöhung. Möglich (aber nicht wahrscheinlich), daß Hugo Stinnes, der Hauptmann von Deutsch-Lux, die Finanztransaktion allein vorbereitet und die Verwaltung vor das fait accompli gestellt hat. Dann hätte immerhin die Bank, die das Geschäft macht, davon wissen müssen. Kein Mensch ist verpflichtet, geschäftliche Dispositionen der Oeffentlichkeit preiszugeben. Bei Deutsch-Lux war die richtige Ziffer aber schon veröffentlicht. Durfte man da noch mit Dementis kommen? Die Börse war ärgerlich, weil sie glaubte, man habe sie absichtlich ein paar Tage im Ungewissen gelassen, damit die Spekulation, in der Erwartung eines Bezugsrechtes, den Kurs in die Höhe treibe. Das geschah mit der üblichen Bereitwilligkeit; aber das Bezugsrecht blieb aus. Das Finanzkonsortium übernimmt die neuen Aktien zu 200 und schließt das Bezugsrecht aus. Die Börse hat das Ihrige gethan: den Kurs der alten Aktien gesteigert. Das erleichtert die Durchführung der Emission. Die Banken werden die neuen Aktien mit Gewinn verkaufen; und was nachher kommt, macht keinem gesunden Bankdirektor Sorge. Wichtig ist der Uebernahmekurs von 200 Prozent. Der bedeutet, daß Deutsch-Lux nicht 8, sondern 16 Millionen neues Kapital bekommt. Acht Millionen für den Reservefonds; trotzdem: Betriebskapital. In den letzten Jahren zahlte Deutsch-Lux je 10 Prozent Dividende. Bleibts bei dieser Quote auch fürs neue Jahr, so verzinst sich das neu angelegte Geld nur mit 5 Prozent; denn im Betrieb „werbend" sind nicht 8, sondern 16 Millionen. Man stelle sich nun den Aufbau des Industriekapitals vor: eine Schicht Aktien und eine Schicht Aufgeld. Das wechselt immer ab; die zweite Schicht trägt keine sichtbaren Zinsen, denn die Dividenden werden nur auf das Aktienkapital berechnet und bezahlt. Was folgt daraus? Daß die Produktivität des gewerblichen Kapitals, wo es in der Aktienform erscheint, viel geringer ist, als man nach der Entwickelung der Dividenden annehmen muß. Gehen die zurück, so nimmt die Verzinsung des wirklichen Betriebskapitals, das größer ist als die „dividendenberechtigte" Summe, noch viel mehr ab. Die Höhe des Agios richtet sich nur nach Zufälligkeiten. Die neuen Deutsch-Luxemburger würden nicht auf 200 stehen, wenn die Börse die alten Papiere nicht nach Laune und Willkür in die Höhe getrieben hätte. So sorgt die Spekulation und das gescholtene Termingeschäft dafür, daß Deutsch-Luxemburg für 8000 Stück neue Aktien 16 Millionen Mark einzuheimsen und dem industriellen Anlagekapital einzuverleiben vermag. Nur die Börsenspekulation, also ein auf den Zufall gestimmtes Instrument, macht möglich, daß die Gesellschaft ihre finanzielle Reorganisation durchführen kann, ohne das verzinsbare Kapital übermäßig vermehren zu müssen. Festverzinsliche Stücke werden gelöst und der von der Dividende lebende Körper wird vergrößert. Von einem Jahr zum anderen um 26 Millionen. Das Grundkapital der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft ist um mehr

als das Doppelte größer, als es vor einem Jahr war. Und die allgemeinen Chancen fürs Geschäft sind halbirt. Schließlich kommts eben noch dahin, daß man sagen muß: „Verdoppelung des Kapitals, Halbirung der Rente.“

Die Stimmung der Börse entscheidet über die Möglichkeit und den Erfolg der Emission neuer Dividendenpapiere. Und der Nachahmungtrieb wird gleich wieder sichtbar, wenn der Bann, der in schlechten Tagen auf der Effektenproduktion lag, gebrochen ist. Nach Deutsch-Lux fordert ein anderes „schweres“ Unternehmen der Montanbranche neue Aktien: die Bergbau-Aktiengesellschaft „Ilse“, deren Papiere zu 430 notirt werden. 2 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 300. Also eine Erhöhung des Betriebskapitals um 6 Millionen. Vor fast drei Jahren wurden 2 Millionen zu 250 emittirt. Das waren in Wirklichkeit also 5 Millionen. Statt vier Millionen deren 11; oder statt einer Durchschnittsdividende von 21 Prozent eine Verzinsung des neuen Kapitals mit nur 7¾ Prozent (wenn die Dividende für die nächsten beiden Jahre nicht zurückgeht). Je mehr die Beziehungen zwischen Aktie und Dividende sich lockern, desto leichter täuscht sich der Aktionär über seine Stellung. Wer sich mit beträchtlichen Summen an einer Aktiengesellschaft betheiligt, glaubt sich zu besonderen Ansprüchen berechtigt. Die Grenzen zwischen Aktionär und Gläubiger werden beseitigt. Der Aktionär, zumal einer, der theuer gekauft hat, sieht sich als eine dem Gläubiger an Bedeutung gleiche Figur und überschätzt dann bald seine Rechte. Wer eine Aktie erwirbt, betheiligt sich damit als Miteigenthümer am Vermögen einer Juristischen Person, der Aktiengesellschaft. Eben so wenig wie Jemand Gläubiger an seinem eigenen Vermögen sein kann, stehen ihm Gläubigerrechte an einem Objekt zu, dessen Miteigenthümer er ist. Bis in unsere Tage ist der Unterschied zwischen Aktionär und Obligationär selten verkannt worden. Heute erst sucht man der Aktie eine breitere Basis zu geben. Dem Aktionär sollen die selben oder doch ähnliche Rechte zustehen wie dem Gläubiger. Das Reichsgericht hatte jüngst die Frage zu beantworten, ob der Aktionär Ansprüche an die Aktiengesellschaft habe, und sprach also: „Wenn durch unerlaubte Handlungen des Vorstandes einer Aktiengesellschaft Dritte zum Ankauf der Aktien der Gesellschaft bewogen wurden, so besteht ein Anspruch auf Schadenersatz gegen die Aktiengesellschaft.“ Dabei kann sichs natürlich nur um Schädigungen bei der Emission von Aktien handeln, die, auf Grund unrichtiger Angaben im Prospekt, von einem Dritten erworben wurden. Die Entscheidung hat nichts mit der prinzipiellen Stellung des Aktionärs zur Gesellschaft zu thun. Nicht nur dem Gesetz und der Judikatur, sondern auch dem gesunden Verstand würde es widersprechen, wenn dem Aktionär ein Anspruch an das Vermögen der Aktiengesellschaft (abgesehen von seinem Antheil, den er stets verkaufen kann), das er selbst mit repräsentirt, zugestanden würde. Das Urtheil des Reichsgerichtes hat aber manche Köpfe verwirrt. Die Aktionäre der im Konkurs befindlichen Solinger Bank haben sich entschlossen, den Nennwerth ihrer Aktien als Forderungen zur Konkursmasse anzumelden. Sie treten damit als Gläubiger ihrer eigenen Gesellschaft auf. Der Konkursverwalter hat die Ansprüche der Aktionäre bestritten; sollte irgendein Gericht anders erkennen, so wären die Folgen fürs ganze Aktienwesen unabsehbar. Der Kredit der Aktie steht auf dem Spiel; kein Gläubiger würde riskiren, mit den Aktionären um das Vermögen der Aktiengesellschaft im Konkurs oder bei der Liquidation zu streiten. Die Sicherheit aller Obligationen wäre in Frage gestellt,

wenn ihnen das Vorrecht der Befriedigung aus dem Besitz der Aktiengesellschaft genommen würde. Wie rasch der Irrthum die Hirne gewinnt, lehrt die Thatsache, daß die Aktionäre der Solinger Bank nicht allein geblieben sind. Sie fanden Nachahmer in den Genossen von der Bonner Bank für Handel und Industrie. In diesem Fall hat der Konkursverwalter alle Illusionen durch ein sehr deutliches Rundschreiben zerstört. Er fordert darin die Aktionäre auf, ihre Anmeldungen schleunig zurückzuziehen, wenn sie sich Kosten und Zeitversäumniß sparen wollen.

Im Handelsgesetzbuch findet der neue Anspruch keine Stütze. Weder im Paragraphen 241, der von den Regreßansprüchen gegen den Vorstand handelt, noch im Paragraphen 300, der von der Vertheilung des Gesellschaftvermögens in der Liquidation spricht, steht ein Wort, das im Sinn der Solinger und Bonner ausgelegt werden könnte. Man hat wohl schon den Versuch gemacht, den Reservefonds und die Regreßforderungen an Vorstand und Aufsichtrath als Reservate der Aktionäre hinzustellen; diese Theorie gründete sich aber auf die Annahme eines doppelten Rechtssubjektes der Aktiengesellschaft als Juristischer Person und der „Gesammtheit der Gesellschafter": und war damit hinfällig. Zwei Rechtssubjekte sind eben nicht vorhanden. Und Paragraph 300 sagt ganz deutlich: „Das nach der Berichtigung der Schulden verbleibende Vermögen der Gesellschaft wird unter die Aktionäre vertheilt". Nur Das, was nach der Bezahlung der Schulden übrig ist, gehört den Aktionären. Das Vermögen der Aktiengesellschaft dient in erster Linie zur Befriedigung der Gläubiger; nach ihnen kommen die Aktionäre. Das ist ein Fundamentalsatz des Aktienrechtes, an dem nicht gerüttelt werden darf. Das künstliche Auftreiben der Aktienkurse läßt eben überspannte Wünsche entstehen. Bliebe man auf festem Boden, so wäre kein Anlaß zu künstlicher Standeserhöhung der Aktie. Ladon.

Der weltfremde Richter.

Mitten in einer großen Stadt Deutschlands lebt und wirkt ein Amtsrichter, der mit seinen sechsundfünfzig Lebens- und dreiunddreißig Dienstjahren noch so weltfremd ist wie ein neugeborener Waisenknabe. Der Staat hat sichs ein schönes Stück Geld kosten lassen, ihm diese erfrischende Naivetät anzuzüchten und dauernd zu erhalten. Er hat ihn zunächst auf der Universität im Römischen Recht unterrichten lassen; die Römer aber waren bekanntlich ein durch und durch unpraktisches Volk, weshalb sie auch nie etwas Bleibendes erreicht haben. Ihr Pontius Pilatus wußte ja noch nicht einmal, was Wahrheit ist, und brachte es doch bis zum Statthalter, weil die Anderen es noch weniger wußten. Und diesen Unterricht ließ der Staat noch dazu durch Professoren ertheilen. Was davon für die Lebenskenntniß zu hoffen ist, weiß Jeder, der einmal einen Professor mit Augen gesehen oder die „Fliegenden Blätter" gelesen hat. Nachdem unser Adept so die Professorenweisheit mit

Löffeln gegessen hatte, mußte er durch das kaudinische Joch eines Examens kriechen. Mit Löffeln ging es da nicht mehr; ein Trichter war nöthig. Natürlich nahm seine Weltfremdheit bei diesem „Büffeln" erheblich zu; und als der junge Referendar in die „Praxis" eingeführt wurde, wußte er kaum eine Vorladung von einem Todesurtheil und einen Sündenbock von einem Aktenbock zu unterscheiden. „Ja, aber nun kam die Praxis", wird man einwenden. Du lieber Gott! Er trat in die Praxis ein, aber die Praxis nicht in ihn. Er mußte Vota, Referate und Erkenntnisse machen, gelehrte Kommentare „wälzen" (anders bekommt man sie nämlich nicht herum) und sogar Reichsgerichtsurtheile lesen. Ein Reichsgerichtsurtheil aber ist für den Juristen das Selbe wie für den katholischen Geistlichen das Brevier: es entrückt ihn allen weltlichen Eindrücken. Und dann kam wieder ein Examen, bei dem es gar eine „wissenschaftliche Arbeit" zu erledigen galt, und der neugebackene Assessor war fertig. Fertig auch mit dem gesunden Menschenverstand.

So sieht das juristische Studium aus. So sind unsere Berufsjuristen; wenn die überhaupt „berufen" sind, dann sind sie es gewiß zu irgendetwas Anderem. In allen Zeitungen kannst Dus heutzutage lesen. Armer Jurist!

Schier dreißig Jahre sitzt nun unser Amtsrichter (wir wollen ihn Dr. Peregrinus nennen, denn den „Doktor" hat er natürlich nebenbei irgendwo gemacht) auf seiner sella curulis und nimmt täglich noch an Weisheit und Weltfremdheit zu, wie ein indischer Fakir auf seiner Säule. Eigentlich ists wunderbar: der Mann ist als Prozeßrichter, als Vormundschaft-, Grundbuch- und Konkursrichter und schließlich als Strafrichter täglich mit Menschen aller Klassen, Berufsstände und Bildungsgrade zusammengekommen, er hat sich in die verschiedensten sozialen und geschäftlichen Verhältnisse, in die Denk-, Rede- und Schreibweise seiner mannichfachen „Komparenten" hineinfinden, die schwierigsten technischen, medizinischen und kommerziellen Fragen verstehen lernen und das Alles mit den Regeln des geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes in Zusammenhang bringen müssen, um seine Entscheidungen zu finden; er hat so tief in das Leben zu blicken gehabt wie kaum der Vertreter irgendeines anderen Standes. Auch lebt er nicht auf dem Mond oder in einer Einöde, da der moderne Staat weder für Eremiten noch für Mondkälber eine Verwendung hat. Er wohnt in einer belebten Stadt, spazirt (gewiß mit Würde) auf deren Straßen herum, besucht Lokale, liest seine Zeitungen und Zeitschriften so gut wie jeder andere gebildete Mitteleuropäer und macht auch ganz gern Reisen, und zwar nicht nur Dienstreisen (gegen die er übrigens gar nichts einzuwenden hat), sondern auch große Urlaubsreisen. Obendrein ist er verheirathet, kennt also auch die Sorgen des Hausstandes und hat eine ganze Menge Kinder. Man behauptet sogar, daß er selbst einmal jung gewesen sei. Man wird ihm also das „homo sum" so wenig abstreiten können wie etwa den Anspruch,

ein Zeitgenosse zu sein. Und dabei diese befremdende Weltfremdheit! Er muß wohl die Paragraphen seiner Gesetzbücher als Scheuklappen über Augen und Ohren gehabt haben, etwa wie die polnischen Juden ihre Stirnlöckchen (§§), oder das Mütterlein Theorie hat eine Mauer um ihn gebaut, über die er nicht mehr hinwegsehen kann. Seit er nun Schöffenrichter geworden ist, suchen ihn seine Schöffen mit ihrem gesunden Laienverstand zu erleuchten. Das sind schlichte, unverbildete Intelligenzen, die sich den Teufel um Gesetzesauslegung, Prozeßformen, Thatbestandsermittelung und andere juristische Spitzfindigkeiten scheren. Sie wissen genau Alles, was an einer Sache „dran ist“. Sie haben zwar noch nie einen Zeugen oder Angeklagten vernommen; aber sie können Beide besser verstehen und auf ihre Glaubwürdigkeit abschätzen als der nach der Schablone arbeitende alte Richter; sie haben Das so im Gefühl. Die Strafe bemessen sie noch gefühlvoller und brauchen dazu nicht die verpönte Routine, die hierin eine gewisse Gleichmäßigkeit anstrebt; nein: jeder Angeklagte wird über seinen eigenen Kamm geschoren, daß die Haare herumfliegen, und es kann ihm gleich sein, ob die anderen mehr oder weniger Haare lassen müssen als er; sie haben ja dafür auch andere Schermeister gehabt: Das ist doch gewiß eine klare und einleuchtende Philosophie. Es sind eben Schöffen, die mit beiden Beinen mitten im praktischen Leben stehen: da ist ein Bäckermeister, dem die Gründe abgehen wie frische Semmeln, ein Fleischer, dem Alles Wurst ist, ein Blechschmied und andere Männer mehr, deren Beruf sie zum Richter vorzüglich geeignet macht; nur der Schornsteinfeger sieht die Thatbestände selten in rosiger Farbe. Leider sind die Männer aus dem Volk unter einander nicht immer einig. Der Damenschneider, zum Beispiel, empfindet Realinjurien wesentlich anders als der Hammerschmiedegesell. So kommt es wohl, daß schließlich doch meist geschieht, was Dr. Peregrinus will, und daß die dem Laien angeborene Farbe der Entschließung von des Juristen Gedankenblässe angekränkelt wird. Dann triumphirt Peregrinus. Und auch die höheren Instanzen fürchtet er nicht, denn über ihm thront ja eine noch weltfremdere Strafkammer und über dieser wiederum ein ganz weltentrücktes Oberlandesgericht. Man nennt Das einen Instanzenzug; aber es ist kein „Zug nach dem Besten“, wenn Alle den selben Strang ziehen. Darum schreitet Peregrinus unbeirrt weiter durch seine Prozesse, wie das Mädchen aus der Fremde durch das Thal der stillen Hirten, und theilt auch, wie dieses, Jedem seine Gabe aus; nur werden seine Gaben weniger gern angenommen, selbst wenn sie nur in mäßigen Geldstrafen mit substituirter Haft bestehen. Nebenbei bildet er auch noch die ihm überwiesenen Referendare aus, damit die Peregrinusse nicht alle werden. Welcher Zustand! Armes Reich!

Am Schlimmsten ists, wenn man ihn selbst seine Anschauungen von der Rechtspflege entwickeln hört; man kommt sich vor, als ob man mit der Post-

kutsche von Berlin nach Königsberg reisen müßte. Zunächst leidet er an dem Grundirrthum, er sei nur da, das bestehende Recht anzuwenden, und entfernt sich hierdurch sehr unvortheilhaft von seinem römischen Vorbild und Namensvetter, dem praetor peregrinus, der doch mit seinem jus praetorium das römische Recht eigentlich erst geschaffen und das alte Bürgerliche Gesetzbuch (jus civile) der Zwölf Tafeln entthront hat. Unser Richter versteht nicht, daß er die Regungen der Volksseele zu belauschen, dem politischen und sozialen Empfinden Rechnung zu tragen hat und im Nothfall selbst contra, mindestens aber praeter jus erkennen muß. Er meint, er würde dann meist „vorbei“ erkennen. Ferner hat er gar kein Verständniß für die modernen Strömungen im Strafrecht. Er weiß nicht, daß er sich so lange in die Seele des Verbrechers hineinversetzen muß, bis ihm zu Muth ist, als habe er selbst silberne Löffel gestohlen oder Dirnen auf den Strich geführt. Erst dann könnte er aber den Verbrecher ganz verstehen und würde auch bei diesem Mitbürger volles Verständniß finden, zumal, wenn er noch etwas Rothwelsch dazu lernte. Aber das „Milieu“ des Verbrechers, aus dem sich doch Alles erklärt und entschuldigt, ist ihm ja leider ganz fremd geblieben, und wenn er beschreiben sollte, wie es nach Mitternacht in einer Kaschemme aussieht, auf welche Weise man Kassiber ins Zuchthaus einschmuggelt oder wie sich das Familienleben im Haus des „Pallisaden-Ede“ und der „Rothen Jule“ abspielt, so würde er mit Schuberts „Wanderer“ gestehen müssen: „Ich bin ein Fremdling überall.“ Nicht einmal einen Tag Gefängniß hat er abgesessen! (Denn die drei Tage Karzer aus seiner Studentenzeit darf man ihm hier nicht anrechnen.) Noch betrüblicher ist seine Unempfänglichkeit gegen die Lehren der Kriminalpsychologie und -Physiologie, wenigstens so weit ihn diese Lehren in seiner Urtheilsthätigkeit beeinflussen wollen. Auf Vererbunglehre und physische Entartungzeichen „pfeift er“ (seine eigenen Worte!); für die höchst interessante Psychologie des perversen Messerstechers hat er gar keinen Sinn, sondern meint, eine tüchtige Tracht Prügel würde diese ungemüthlichen Gemüthskranken schon kuriren; er pflegt zu sagen, „für jede Niedertracht gehöre sich eine Tracht“. Im Uebrigen kommt es seiner Ansicht nach bei dem Gewohnheitverbrecher weniger darauf an, welche Entartungzeichen er hat und aus welchem Milieu er stammt, als vielmehr darauf, daß man ihn zeitig beim Henkelohr nimmt und in das Zuchthausmilieu verpflanzt. Wie weit seine Vorliebe für Psychiater geht, läßt sich nach dem Gesagten leicht ermessen; muß er aber einmal solche „Autoritäten“ vorladen, so wählt er stets zwei von entgegengesetzter Richtung und läßt sie „einander auffressen“. Er begreift nicht, daß sich jeder Rowdy oder Lustmörder durch ein handfest ausgeführtes Verbrechen ein Recht auf standesgemäße Wohnung, Verpflegung und ärztliche Behandlung in einem Irrenhause erworben hat, zum Mindesten, so lange er nicht durch Ausbrechen aus dem Irrenhaus-

garten auf diese Wohlthaten verzichtet, um seine Berufsthätigkeit wieder aufzunehmen. Denn für Peregrinus ist ein solcher Verbrecher noch immer eine zu beseitigende Gefahr für die Gesellschaft und nicht ein Objekt liebevoller Beobachtung und anregender wissenschaftlicher Disputationen.

Ich schäme mich der Nothwendigkeit, diese Ansichten hier wiederzugeben. Aber sie finden ja eine gewisse Entschuldigung in der Weltfremdheit des Dr. Peregrinus und zeigen zugleich, wie weit diese Weltfremdheit geht. Sie ist bei ihm und Seinesgleichen eine nothwendige Folge des juristischen Studiums und einer nach ledernen Rechtsgrundsätzen schematisch geübten Gerichtspraxis. Man wende nicht ein, daß sich Beides auch anders betreiben lasse. Nein: jeder Berufsbetrieb schafft auf die Dauer eine Kaste von öden Fachbanausen. Ueberhaupt macht sich die Fachkenntniß auf allen Gebieten noch viel zu breit. Warum läßt man über die Nothwendigkeit und Art einer Operation gefühllose Aerzte entscheiden, statt ein Kollegium menschlich empfindender Laien hinzuzuziehen? Auch die Bestrafung ist gewissermaßen eine Operation, mitunter sogar eine Amputation. Aber die Rechtsprechung ist noch nicht einmal eine Fachwissenschaft oder sollte es wenigstens nicht sein. Deshalb ist, beiläufig gesagt, auch der Rechtsanwalt ein kaum noch nothwendiges Uebel: jeder Volksanwalt oder Prozeßagent würde seine Sache bei den Schöffen und anderen Laienrichtern viel besser machen und namentlich mit den veralteten „Rechtsbegriffen" viel gründlicher aufräumen. Erfreulicher Weise beginnt man Das einzusehen und Hand in Hand mit dem Berufsrichterthum auch den Anwaltszwang mehr und mehr einzuschränken. „Los vom jus": Das müßte überall die Losung für die Rechtsprechung sein. Ist es nicht genug an dem „Rechte, das mit uns geboren ist"? Das aber versteht Jeder doch gewiß ohne Juristerei. Also fort mit den Weltfremdlingen von den Richterstühlen aller Instanzen und weltkundige Laien hinauf! Die sehen das Leben, wie es ist. Freilich versteht deshalb der Bauer noch nichts vom Bankerotiren, der Arbeiter nichts vom Duellwesen und der Schullehrer (hoffentlich) nichts von Prostitution und Zuhälterthum. Aber das Richten verstehen sie Alle. Das ist ihnen angeboren. Das Volk verlangt (so sagt man wenigstens) endlich seinen Löwenantheil an der Rechtspflege, es verlangt neben seiner Selbstverwaltung auch eine Selbstjurisdiktion. Es will nicht immer nur verurtheilt werden, sondern auch selbst nach Herzenslust Urtheile fällen und Strafen zudiktiren. Denn Geben ist seliger als Nehmen. Und wenn hierzu Peregrinus, freilich sehr gegen seinen Willen, durch seine Weltfremdheit noch mitverhilft, dann (aber auch nur dann) wird man von ihm sagen können, daß er nicht umsonst gelebt hat.

Otto Reinhold.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Dezember 1909.

Berliner Flora.

In der alten und beliebten pariser Wochenschrift L'Illustration war am zwanzigsten Novembertag, auf dem ersten Blatt, eine Zeichnung Sabattiers zu sehen, die den Deutschen Kaiser vor der vom Generaldirektor der Königlichen Museen als ein Werk Leonardos erworbenen Wachsbüste zeigt. Wilhelm in Generalsuniform mit Orden; die linke Hand am Degengriff, die rechte an die Hüfte gestemmt; der Blick, imperatorisch düster, zu schärfster Prüfung auf die Büste geheftet. (Mahadöh vor der Bajadere: „Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen, wählet der Kenner der Höhen und Tiefen Lust und Entsetzen und grimmige Pein.") Links hinter dem Kaiser ein aus bebrilltem Auge ängstlich auf Seine Majestät blickender Herr (Typus des deutschen Gelehrten, wie der Pariser sich ihn denkt; trotz dem langen Vollbart solls wohl Geheimrath Bode sein), dessen linkwärts starrende Retina aus qualvoller Unruhe zu fragen scheint: „Was wird Er sagen?" Rechts drei Offiziere. Der Vorderste, im Ueberrock mit Adjutantenschnüren, steif und finster wie bei der Besichtigung einer schlecht angeschriebenen Truppe; in seiner mürrisch hochmüthigen Haltung symbolisirt er die Vorstellung, die der Franzose von dem Verhältniß der in Deutschland Regirenden zur Kunst hat. Unter dem Bild steht in großen Lettern: „L'infaillible expert." In kleineren: „L'empereur Guillaume II, ayant longuement examiné le buste de cire du musée de Berlin, a déclaré qu'il est bien de Leonard de Vinci." Auf der nächsten Seite folgt ein Artikel, in dem Herr Gustave Babin die Schicksale und die Klassirung der Büste bespricht und, auf seine Art, die Unhaltbarkeit der bo-

dischen Behauptung erweist. Da stehen die Sätze: „Kaiser Wilhelm, dessen vielfache Fähigkeiten man längst zur Genüge kannte, wollte eine so herrliche Gelegenheit, sich der Welt in einer neuen, ungeahnten Rolle zu zeigen, nicht verpassen. Er machte sich selbst mit großem Gefolge auf den Weg nach dem Kaiser-Friedrich-Museum, umschritt, mit der Miene seiner tiefernsten Tage, die Büste, prüfte sie schärfer und schärfer und brütete dann lange. Welche angstvolle Erregung in den Herzen der Galeriebeamten, die in einer von der Ehrfurcht befohlenen Entfernung des feierlichen Urtheilsspruches harrten! Endlich spricht der Gebieter. Kündet, natürlich, daß ein deutscher Gelehrter nicht irren könne und die Büste sicher ein Werk Leonardos sei. Macht verleiht eben die neidenswertheste Allwissenheit." Das stand in einem Salonblatt von ruhiger Tonart. In anderen Blättern war Aergeres zu lesen; auch über den deutschen Hang zu blinder Unterwürfigkeit. „Dem unfehlbaren Wort des Gebieters wagt in Deutschland kein Mensch zu widersprechen": Le Soir. Viel Schlimmeres noch. Englische Journalisten erzählen, die Kaiserin habe ein Gespräch über die Büste mit dem Satz abgeschnitten: „Wilhelm hat sie ja für echt erklärt." Solche Dinge fallen ins Betrachtungrevier des Politikers. Gilt der Deutsche draußen als eine Bedientenseele, die sich selbst in der freien Republik der Künste und Wissenschaft willig vor imperatorischem Machtspruch duckt, dann können unsere Feinde mit der Warnung vor Deutschland, als dem letzten Hort des Absolutismus und Feudalismus, leicht wirken. Dieses Wahngespinnst zu zerreißen, ist die Pflicht des Deutschen, der die Schädlichkeit solchen Vorurtheils begriffen hat. Und hier bietet sich die Möglichkeit, das Fädchengeknote aufzutrennen. Was ein Kaiser über den Werth eines Kunstwerkes, einer Forscherleistung sagt, bindet auch in Deutschland keinen aufrechten Menschen. Auch der Deutsche, der, nach seines Dichters Wort, sich selber den Werth schuf, ist längst entschlossen, sein Urtheil und, darüber hinaus, sein nationales Schicksal selbst zu gestalten. Doch vor der Florabüste brauchte er sich nicht erst trotzig zu bäumen. Denn der Kaiser hat sich die Rolle, die man ihm zuschieben möchte, gar nicht angemaßt. Hat nichts entschieden, nichts dekretirt. Sondern, ohne auf ihm fremdem Gebiet die Autorität des Sachverständigen für sich zu heischen, persönlichem Eindruck eine Zunge geliehen und für den Vortrag des Museumsdirektors mit freundlichem Wort gedankt. Er hört den zum Urtheil Berufenen, einen Mann von europäischem Ruf: und ist von dieser einleuchtenden Darstellung befriedigt. Nicht der kleinste Grund zum Tadel; auch kein Anlaß zur Klage über unzureichende Information: der Werth der Büste wird ja nicht vom Urtheil des Kaisers bestimmt, der deshalb, ohne

der Pflicht zu fehlen, nur Einen zu hören braucht und, ohne ein berechtigtes Interesse zu verletzen, auf des Einen Wort schwören dürfte. Daß er, als ein Ubiquitärer, der Alles zu verstehen und in jedem Streit das in höchster Instanz entscheidende Urtheil fällen zu können wähne, wieder von tausend Zungen bespöttelt, von hundert Federn bekritzelt ward, ist Bodes Werk. Der Generaldirektor und Geheimrath durfte den Kaiser nicht in diesen Hader zerren; auch wenn seine Sonne zum Untergang neigte, des Kaisers (im Kunstreich unmaßgebliche) Meinung nicht ins Licht stellen. Da ers leider gethan hat, bleibt uns nur die Pflicht, den guten Freunden draußen zu sagen: Laßt den Kaiser aus Eurem Spiel uud haltet Euch an Den, der ihn ohne Auftrag in die Feuerlinie schob! Wilhelm, Deutscher Kaiser und König von Preußen, hat sicher nicht geglaubt, er könne irgendwo als unfehlbar Kunstverständiger gelten.

Glaubts Geheimrath Wilhelm Bode von sich? Auch ein ihm, trotz der Tschudigeschichte, freundlich Gesinnter muß es nachgerade vermuthen. Der tüchtige Gelehrte (er wird im Dezember erst Vierundsechzig und scheint noch nicht im Geringsten senil), der über die italienischen Plastiker der Renaissancezeit, insbesondere über die Florentiner, viel Lesenswerthes geschrieben hat, mag sich zum Urtheil berufener finden als irgendeinen neben ihm Lebenden. Müßte sich immerhin aber die Fähigkeit bewahrt haben, unbestreitbaren Thatsachen das Vorurtheil zu opfern. Er steht vor einer Wachsbüste, deren Torso die deutliche Spur langer Mißhandlung zeigt. Alle vorragenden Theile fehlen. Das Wachs ist zerbröckelt, zerbrochen, zerschunden. Der Laie selbst sieht: diese Büste ist hin und her geworfen, wahrscheinlich auf der Erde gewälzt, jedenfalls wie werthloser Plunder behandelt worden. Der Kopf müßte, als der empfindlichste Theil, in den Jahren oder Jahrzehnten solcher Mißhandlung völlig zerstört worden sein. Er wirkt aber wie ein ganz neues oder mindestens sorgsam bewahrtes und zärtlich behandeltes Werk. Wirkt, mit seinem Biedermeierröschen im Haar, leer in den Formen und läßt nicht die leiseste Erinnerung an die saubere, peinlich exakte Durcharbeit aufkommen, die alle als echt beglaubigten Werke Leonardos auszeichnet. Er ist offenbar, wenn der Torso als alt gelten darf, später, nach berühmten lionardischen Vorbildern, gänzlich erneuert worden. Von einem Klassizisten des achtzehnten Jahrhunderts? Einzelnes, wie die Rose über der Stirn, deutet eher in die Zeit um 1850. (Albrecht Dürer Lucas hat in dem vor vierzehn Tagen hier abgedruckten Brief erklärt, sein Vater habe die Büste nach 1846 modellirt.) Einerlei: der Kopf ist nicht vierhundert Jahre alt, nicht von Leonardos Hand gemeißelt; ist ein anständiges, doch talentloses Stück Arbeit. Ist nun der Torso alt? Möglich. Mit

bestimmter Sicherheit wirds nicht leicht Einer behaupten, der die raffinirten Kunstfälschersitten von heute gründlich kennt. Wer weiß, ob die grobe Fälschung des Kopfes nicht, wie eine Maske, die feine Fälschung des Torsos verbergen, die Kauflust auf falsche Fährte locken sollte? Ein Schlaukopf kann die Diagnose gewünscht und künstlich herbeigeführt haben: Der falsche Kopf ist die sicherste Bürgschaft für die Echtheit des Torsos. Dann war die Wachsbüste immer noch für eine hübsche Summe loszuschlagen. Diese Pointe ist denkbar; aber noch nicht erwiesen. Das Gewand (das dem Mantel der rafaelischen Madonna del Granduca, einer berühmten Perle der Uffizien, nachgeahmt scheint) ist vermuthlich, seine Bemalung sicher neu. Brust und Arme sind gut, lassen aber als ihren Schöpfer weder ein Genie noch auch nur ein großes Talent ahnen. Der Nackenansatz ist schlecht und der Rücken fehlt. Wieder ein Symptom, das gegen die Echtheit zeugt: die großen alten Meister waren in ihrer Arbeit zu gewissenhaft, um die rückenlose Büste einer Frau, deren ganzer Leib geformt ist, aus ihrer Werkstatt zu lassen. Doch vielleicht war der Rücken durchmodellirt und wurde von dem Restaurator vernachlässigt, der das zerschundene Wachsgebild in die Hand bekam? Mag sein. Bedenkt nur, was uns geblieben ist. Der Kopf falsch, technisch anständig, doch ohne Kunstvaleur; der Rücken und alle vorragenden Theile fehlen; der ganze Torso ist verschrammt, zerfurcht, auf allen Seiten beschädigt; und die Bemalung des Gewandes ist neu und schlecht. Trotz Alledem das Ganze nicht ohne pittoresken Reiz; zu dessen Herstellung das diskrete Blau der neuen Mantelbemalung mit der Patina des Wachses zusammenwirkt. Achthundert Francs, tausend (wenns ihm nicht darauf ankam) mochte ein Privatsammler für die Kuriosität geben; sie in eine nicht allzu dunkle Ecke stellen und sachverständige Gäste darüber streiten lassen, ob sie von einem Klassizisten des achtzehnten Jahrhunderts oder, mit ihrem stillen Tanagracharme, von einem geschickten Routier aus den Jahren um 1850 stamme. Als ein Stück von hohem Werth, gar als ein der Aufnahme in ein großes Staatsmuseum würdiges Werk könnte sie selbst dann nicht gelten, wenn das ehrwürdige Alter des schmählich verwundeten Torsos erwiesen wäre.

Das müßte ein Mann von Bodes Kunstwissen und Erfahrung klarer sehen als ein Künstler oder connaisseur von feinstem Stilinstinkt. Er siehts nicht. Muß drum das von abertausend Zungen abgewetzte Nothwort vom „psychologischen Räthsel“ wieder hervor? An dem Tag, wo Bode gestehen muß, daß er geirrt, für ein werthloses Werk hundertsechzigtausend Mark preußischen Staatsgeldes hingegeben hat, ist er um sein Ansehen. Blickt um Euch: wie oft findet das Auge denn eine Ueberzeugung, die nicht in den Vortheil

ihres Besitzers mündet? Steht der Psychologe vor einem Räthsel, weil ein Eigensinniger in zäher Wuth für die Wahrung seines Nimbus ficht, ein lange Umschmeichelter in seinem Wesensgefüge die Hypostase gottähnlicher Allwissenheit erreicht wähnt? Menschlich; allzu menschlich. Bode hat seinem Museum allerlei Beträchtliches geschenkt und manches interessante Werk durch Kauf erworben. Lobenswerth. Doch ein unsterbliches Verdienst, das den Mann für alle Zeit in die Glorie entrückt? Rembrandts Mennonitenprediger Anslo dem Lord Ashborn, der das Bild mit vierundfünfzigtausend Mark bezahlt hat, für eine halbe Million abkaufen, einen Ruysdael, der in London für zwanzigtausend Mark ausgeboten war, um den doppelten Preis einhandeln, einen Crivelli (eine schöne Madonna dieses Venezianers war in den neunziger Jahren in Rom für sechzehntausend Mark zu haben), ein Hauptwerk freilich, für hundertvierzigtausend Mark ankaufen: schließlich sinds doch nicht Leistungen, vor denen man in andächtigem Staunen verstummen muß. Wer ein großes Stück Geld in die Tasche stecken kann, braucht wirklich kein Genie zu sein, um Sehenswerthes zu erhandeln. Viele gescheite und neidlose Leute sagen, unser Generaldirektor habe oft zu theuer gekauft. Andere tadeln seine Methode; meinen, er solle, statt nette, manchmal halb defekte Sachen und Sächelchen zu erwerben, die ihm zur Verfügung gestellten Mittel speichern, um von Zeit zu Zeit dann ein Werk ersten Ranges kaufen zu können. Und sicher ist, daß ein Museum, dem, wie dem berliner, ein Velazquez höchster Klasse fehlt, für noch so reizvollen Kleinkram kein Geld haben dürfte. Ein paar Jahre lang sparen und dann ein Meisterwerk nach Berlin holen: Das wäre die nützlichste Verwaltungtaktik. Der Direktor, der seinen Museumsschatz in jedem Jahrzehnt um eins der großen Kunstmuster mehrt, hat Wichtigeres geleistet als einer, der das Geld an allerliebste Kuriosa verläppert. Das Kaiser-Friedrich-Museum wird wie die Galerie eines Privatsammlers verwaltet, dem die Häufung interessanter Stücke Freude bereitet. Was in die Sammlung eines Pierpont Morgan oder James Simon paßt, taugt aber nicht stets in ein Nationalmuseum. Das dürfte nur gut erhaltenen Werken von unbestreitbarem Rang die Pforten aufthun. Dessen Leiter dürfte sich auch nicht von persönlicher Neigung und Abneigung stimmen lassen. El Greco mag von pariser Artisten und von unserem Landsmann Meier-Graefe überschätzt, ihre Behauptung unhaltbar sein, neben ihm, dem Anreger und Vorbild, sinke Velazquez (dessen magistralen Pinselstrich der griechische Tizianschüler doch nicht zu erreichen vermochte) auf die Stufe vorzüglicher, aber genieloser Hofmalerei herab. Die Beleidigung der maiestas genii, die der Velazquezgläubige schaudernd in solchem fixen Urtheil spürt, wird sich rächen. Doch wer den Grie-

chen auch nur von Reproduktionen her kennt, nur in Meier-Graefes (allzu amusanter) „Spanischer Reise“ Grecos Selbstbildniß, Covarrubias, Bernardino und Sebastian gesehen hat, muß empfinden, daß hier, in eigenen Lauten, ein Meister spricht. Herr von Tschudi hat für die bayerische Pinakothek, die er jetzt leitet, einen Greco gekauft. Herr Bode hat das Angebot solchen Kaufes schroff abgelehnt und erklärt, er wolle „diese Mode nicht mitmachen“. Und hatte doch Unbeträchtlicheres selig in sein Museum geschleppt. Sein Herz gehört dem Bibelot, dem merkwürdigen, heiß umstrittenen Kunststückchen; hängt zärtlich noch an dem von schlimmem Erleben geschädigten. Wie interessant und lehrreich der Versuch, solches mißhandelte Geschöpfchen durch Firniß, Auffärbung, Flickerei, Restauration irgendwelcher Art wieder präsentabel zu machen! Kein Wunder, daß er sich in die seltsame Wachsbüste vergaffte, die Mr. Murray Marks zu niedrigem Preis für seine Privatsammlung erworben hatte (und auf die der berliner Galeriedirektor Dr. Friedländer die Aufmerksamkeit des Vorgesetzten gelenkt haben soll). Eine Skulptur Leonardos: die hat kein Museum der Erde; wer die heimbringt, ist auch nach dem Minenkrieg gegen den gehätschelten Liebling einer unbequemen Gruppe der vom Beifall umjauchzte Held des Tages und lange widerhallenden Nachruhmes gewiß. Fast Jeder glaubt leicht, was er gern glauben möchte. Bode hat sich in seinen Glauben wüthend festgebissen; „emballé“ nennts der Franzose. Das kommt selbst bei den Sachverständigsten nicht selten vor und ist, auch wo der Staat die Kosten solches Fanatikerirrthums zu tragen hat, am Ende verzeihlich. Unverzeihlich aber und (so weit ich zu sehen vermag) ohne Beispiel in deutscher Kunstgeschichte die Taktik, die dem Generaldirektor der Königlichen Museen, dem Wirklichen Geheimen Ober-Regirungrath Dr. Wilhelm Bode, Ritter hoher Orden, in diesem Nothfall anzuwenden beliebt.

Ein seiner Sache Sicherer mußte den Zweiflern sagen: „Hier ist das Werk. Prüft es so genau, wie Ihr wollt; fürchtet nicht, durch ein von meinem abweichendes Urtheil mich zu kränken, sondern sprecht offen aus, was Euch gegen die Echtheit zu zeugen scheint. Im amtlichen Organ der Museumsverwaltung werde ich die Grundlagen meines Urtheils zeigen. Auf Abwehr und Alltagspolemik mich aber natürlich nicht einlassen. Kommen wir, trotzdem uns die selbe reine Liebe zur Kunst erfüllt, nicht zur Einigung, so schadets nicht: die Zeit wird gerecht zwischen uns entscheiden. Einstweilen kann ich nur alle Sachverständigen zur Besichtigung und zu rückhaltlosester Aussprache laden.“ So zu reden, rieth würdige Tradition. Herr Dr. Bode hats anders gemacht. Zuerst den Berliner Lokalanzeiger alarmirt (dessen dem Generaldirektor befreun-

deter Chefredakteur Otto Röse übrigens, wie einer seiner Studiengenossen mir berichtet, die berliner Kunstakademie besucht, als Architekt und Aquarellmaler gearbeitet und Jahre lang über die pariser Salons für deutsche Zeitungen geschrieben hat, dem Kunstbezirk also nicht so fern blieb, wie ich, nach seinen Angaben im Literaturkalender, vermuthen mußte). Dann einen langen Artikel (mit Bildern, versteht sich) für die „Woche" geliefert. Beinahe jeden Tag einem Interviewer Auskunft gegeben. Den größten Theil der deutschen Presse für seine Sache geworben. Nach dem erprobten System politischer Meinungmache: wer einer Zeitung eine „Information" gewährt, eine Nachricht spendet, hat einen Bundesgenossen gewonnen. Dinge, die nicht das dünnste Fädchen an die fragliche Sache knüpft, wurden von Bode in die Debatte gezogen. Gassenantipathien zu Hilfe gerufen. Dabei die Siegessicherheit des dem endgiltigen Triumph Nahen. Morgens und abends je ein Trompetenstoß; manchmal auch mittags. Polemik der lautesten und übelsten Sorte. Nur Feinde Deutschlands, neidische Partikularisten, Sezessionisten, Sensationlüstlinge bestreiten die Echtheit der Büste. Der Generaldirektor (in diesem Fall der Hauptinteressent, dessen Lebensleistung erst nach dem Austrag des Florastreites richtig zu werthen sein wird) soll als der allein zum Gutachten Berufene gelten; als ein Mann von kaum noch überschätzbarem Verdienst. Horcht nur: selbst in England schlägt die Stimmung schon um; wagt nur die blindeste Bosheit sich noch ins Treffen. (Daß unter dreihundert Zeitungen drei dissentiren, ist begreiflich. Die gewichtigen Britenstimmen haben nicht eine Stunde lang geschwankt.) Da die Partie dennoch schlecht steht, wird der König als Trumpf ausgespielt. Von all den Argumenten und Dokumenten, die gegen Bode angeführt werden, erfährt der Leser kaum Etwas. Der ist durch allerlei Brimborium nach vierzehn Tagen so zugerichtet, daß er ernstlich glaubt, der unfehlbare Wilhelm Bode habe wieder gesiegt und die ramponirte Flora sei von der Gemeinschaft europäischer Sachverständigen dem Meister Leonardo aus Vinci zugesprochen. (Während es in der rauhen Wirklichkeit schwer würde, auch nur ein Dutzend Künstler und Kenner von Ruf noch um Bodes Glauben zu schaaren.) So pfiffige Geschicklichkeit empfiehlt für das Preßdezernat der Wilhelmstraße oder für den Posten, auf dem eine Renaissance der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu versuchen wäre. Den Leiter der Königlich-Preußischen Museen kleidet sie so schlecht wie Dirnenputz aus dem Ramschbazar eine Fürstin.

Noch ein Mittel scheint anwendbar. Wenn man den Leuten die Geschichte verekelt, übertönt der Wunsch, nichts mehr davon zu hören, bald alle Bedenken. Sub auspiciis Bernardi probatum est. Also neue Kohle ins

Feuer, bis die Gluth unerträglich wird. Richard Cockle Lucas soll der Schöpfer der Büste sein? Blödsinn. Bode wirds Euch morgen so klar beweisen, daß den Neidern die Augen brennen. Er stellt im Bronzesaal des Kaiser-Friedrich-Museums Arbeiten des alten Lucas neben der Flora zur Schau. Will damit dem Betrachter die Frage (und ihr gebührende Antwort) suggeriren: „Kann dieser Stümper eines so feinen Werkes Vater sein?" Ein Beweisverfahren, das ich skandalös nenne und auf das nur ein Tropf sich einlassen wird. Wie viele Künstler giebts denn, die nicht auch mal Miserables geschaffen haben? Läßt Jery und Bätely, lassen Großkophta und Ungleiche Hausgenossen, Epimenides und Pater Brey etwa den Faustdichter ahnen? Kennen wir außer dem strotzend reichen nicht einen armsäligen Rubens? In Lenbachs Rumpelkammer wimmelte es von verpfuschter Leinwand. Klinger hat fast meisterlich und fast schülerhaft zu nennende Portraitbüsten gemacht. Liebermann, unter dem Einfluß der Steffeck, Munkacsy, Knaus, Bilder gemalt, die heute wie kandirter, verstaubter Kitsch wirken. Mit Wagners „Feen", Hauptmanns „Jungfern vom Bischofsberg" als Beweisstücken könnte Einer die Dichter der Nibelungen und der Weber aus dem Autorrecht schwatzen. Lucas könnte ein Michelagniolo gewesen sein und doch spottschlechte Skulpturen hinterlassen haben. Ward obendrein aber niemals für einen ungewöhnlich begabten noch gar für einen großen Bildhauer ausgegeben. Seine Spezialität war die Ausbesserung, die Wiederherstellung beschädigter Bildwerke, das Pasticcio, das dem Beschauer Alter und Meisterlichkeit vortäuscht. Dieser Restaurator könnte, wo er selbständig was unternahm, kläglich Talentloses geleistet und guten Vorbildern dennoch Wunderhübsches nachgeahmt haben. Daß Mätzchen von der Art dieser Lucas-Ausstellung im sichtbarsten Museum des Deutschen Reiches gestattet werden, zwingt in die Annahme, der Allgewalt des Herrn Bode könne keine Instanz vorgesetzt sein. Das dritte Beispiel bodischer Taktik. Die Büste muß von Leonardo sein, der in seinem Traktat über die Malerei solche Frauendarstellung empfohlen hat und an dessen Schule das Wachsbild in wichtigen Zügen erinnert: so hören wir; verschwiegen wird dabei, daß auch die dem berliner Entdecker ungünstige Behauptung dem englischen Restaurator ein Bild Leonardos als Vorlage giebt, durch die Berufung auf den Traktat und auf Aehnlichkeit mit der lionardischen Schulmanier also nicht entkräftet wird. Die Bemalung erinnert an die Mädchenbüste im liller Wicar-Museum, erinnert ungemein deutlich an dieses Rafael zugeschriebene Renaissancewerk, obwohl sie nur im Haar und im Scheitelkranz der Flora intakt geblieben ist. Zweiter Beweis; verschwiegen wird, daß Wickhoff, Schlosser und andere Kunstforscher von Namen die liller Büste für ein Werk des siebenzehnten, nicht des fünfzehnten Jahrhunderts

halten, auch dieses Wachsbildes Alter also ernsthaft bestritten und daß auf der Florabüste die Bemalung des Gewandes sicher neu, für den Vergleich also belanglos ist. Zum Dritten: Lucas soll wider Lucas zeugen und der Beschauer selbst erkennen, daß diesem kümmerlichen Routier nicht solches Werk gelungen sein könne; soll sich zornig gegen den albernen Versuch auflehnen, den biederen Richard Cockle für einen großen Skulptor auszugeben. Verschwiegen wird, daß dieser läppische Versuch niemals gemacht, daß Lucas nur als ein sehr behender Pasticcienlieferant geschildert worden ist, der nach dem Giocondabild wohl eine florentiner Renaissance vortäuschende cera zurechtgestutzt haben könnte.

Als mit der Unzulänglichkeit des armen Lucas lange genug gekrebst ist, kommt wieder was Neues: photogrammetrische Aufnahme der Büste; Untersuchung mit dem Röntgen-Apparat. Albrecht Dürer Lucas hat gesagt, sein Vater habe sich gewöhnt, allerlei Stoffreste, Tuch, Westenfutter, Thonklümpchen, Harz und Aehnliches in seine Bildwerke zu stopfen. Den wollen wir rasch kriegen. Röntgen herbei! Bald heißts denn auch: Das Röntgen-Bild zeigt weder Tuch noch irgendeinen Fasernstoff im Innern der Büste: also ist Lucas abermals widerlegt und die Westenmär als Greisengeschwätz erwiesen. Verschwiegen wird, daß Tuch, Leinwand, Wolle, Baumwolle auf dem Röntgen-Bild gar nicht zu erblicken sein konnte; daß solches Bild nur die Fremdkörper sehen läßt, deren spezifisches Gewicht höher ist als das der herbergenden Weichtheile; daß jeder Fachmann wissen mußte, bei der Absuche mit Röntgen-Strahlen werde er zwar etwa vorhandene Eisentheile und Knochen, nie aber die vom Sohn des Bildhauers in der Büste vermutheten Stoffreste finden; daß diese Untersuchung also keinen ernsthaften Zweck hatte. Nach der photogrammetrischen Aufnahme dringt neuer Siegerjubel in die Presse. Der letzte Schleier ist gefallen. Lucas, der mit eigener Hand das Wort „The Flora of Leonardo da Vinci“ unter seine Photographie der Büste geschrieben hat (was in witzigem Uebermuth oder zur Unterstützung des Täuschertricks geschehen sein könnte), erhielt die Büste zur Reparatur, hat die linke Gesichtshälfte überarbeitet und die Herstellung eines Gewandes begonnen, das einen Theil des Oberkörpers bedecken sollte; die Thatsache, daß er nicht der Schöpfer der Büste ist, steht unerschütterlich fest. Die Begründung dieses Urtheilsspruches wird später folgen. Einstweilen folgt etwas Anderes (über das nicht so laut geredet werden darf): die Deflorirung der Flora. Der berliner Vertreter der Times hat am dreiundzwanzigsten November darüber berichtet: „Als einziger Fremder habe ich im Kaiser-Friedrich-Museum heute die lange erwartete Untersuchung der Wachsbüste mitangesehen. Die Büste stand mit der Rückseite nach dem Fenster. Professor Rathgen, der Chemiker des Museums, leitete den elektrischen Strom

durch eine Drahtschlinge, die aus dem rauhen Material der Rückseite ein ungefähr zweiundeinenhalben Quadratzoll großes Stück löste. Da der elektrische Strom nicht immer gehorchte, dauerte das Verfahren zunächst ein Bischen lange; beschleunigte sich aber, als heiße Messer benutzt wurden. Nach halbstündiger Arbeit glitt die Klinge plötzlich glatt hinein; und bald danach war der Pfropfen ganz herausgehoben. Er zeigte sich aus einer etwa halbzölligen Wachsschicht und einer Mischung von Wachs und Harz zusammengesetzt. Mit Draht und Zangen tastete Professor Rathgen nun das Innere ab. Plötzlich rief er lustig: ‚Hier ist die Weste!‘ Das sollte eine scherzhafte Erinnerung an die Angaben sein, die Herr Albrecht Dürer Lucas über seines Vaters Gewohnheit, allerlei Stoffe in seine Bildwerke zu stopfen, gemacht hatte. Mit Thon und Harzklümpchen zog der Professor nun ein Stück grauen Stoffes hervor, der sich sammetartig weich anfühlte und von einem Alltagskittel zu stammen schien. Nach und nach kam aus dem Büsteninneren mehr ans Licht; und endlich lag ein zweizölliges Stück des vermoderten Stoffes auf dem Tisch. Die genaue Prüfung zeigte ein unregelmäßiges Muster, erhöhten Steppstich auf einer Seite, Blumen und Quadrate von landläufiger Form; Stoff, Muster und Blümung, wie man sie bei uns an altmodischen Bettdecken sehen kann. Als die Höhlung gesäubert war, ließ uns eine kleine Glühlampe erkennen, daß der Hohlraum sich über die ganze Brustbreite dehne. Darüber lag wohl eine Gipsschicht. Im ‚Dach‘ wurde das Ende eines Holzstockes sichtbar, der Kopf und Hals stützen sollte. An dieser Stelle wurden winzige Bruchstückchen herausgebohrt, die das Mikroskop untersuchen wird. Herr Dr. Bode ist durch diesen Fund nicht etwa niedergeschlagen. Er sagt, bewiesen sei dadurch nur, daß die Restauratorenarbeit Richards Lucas größer war, als man vorausgesetzt hatte. Alle Künstler, die seine Büste gesehen haben, stimmten in der Ueberzeugung von ihrer Echtheit überein. Unerforschlich stand sie, lächelnd, da in der Zimmerecke. Und der Generaldirektor, der vergnügt zu ihr hinblickte, rief: ‚Jedenfalls habe ich sie errungen!‘“ Nett. Da wüster Deutschenhaß die Briten hindert, die Robustheit eines Glaubens zu bewundern, der sogar eine altenglische Steppdecke verdauen kann, wird weitertrompetet und weiterinterviewt. Der spürsinnige berliner Botschafter der Daily Mail hat einen Fetzen des Steppdeckenstoffes an sich gebracht und seinem Blatte dadurch eine Reproduktion (in „Lebensgröße“) und eine Expertise ermöglicht, als deren Ergebniß der beste londoner Gewebekenner verkündet, die Steppdecke stamme aus der Frühzeit der victorianischen Aera. „Was vom Geheimrath Bode nie bestritten wurde,“ steht im Lokalanzeiger (wo Bode um jeden Preis Recht behalten muß); und weiter: „Was bedeuten alle noch so geistreichen Deduktionen der deutschen Sachver-

ständigen gegen die alte englische Bettdecke, die man im Innern der Wachsbüste fand!“ Nichts, lieber Lokalanzeiger; wirklich nicht das Allergeringste. Im kieler Werftprozeß ist lange erörtert worden, welche Personen mit den jüdischen Worten „Rabbi“ und „Meschores“ gemeint seien, die in den Briefen einzelner Angeklagten immer wiederkehren. Endlich lag dem Gericht ein Brief vor, in dem versucht war, vor dem Wort „Meschores“ einen Namen unleserlich zu machen; den Namen eines Mitangeklagten, den die Staatsanwaltschaft der Bestechlichkeit zeiht. Eine Spur? Der Vorsitzende glaubts. „Den Mann, dessen Namen Sie hier so dick ausstrichen, haben Sie offenbar den Meschores genannt.“ In heller Empörung springt der Angeklagte auf. „Wenn ich Den gemeint hätte, wäre mir doch nicht eingefallen, seinen Namen auszustreichen und an dessen Stelle das Wort Meschores zu setzen!“ Solche Finten sind die triste, letzte Zuflucht bedrängter Angeklagten; sie überzeugen Keinen, helfen nur über allzu heikle Momente hinweg... Die Achtung, die wir Herrn Dr. Bode schulden, kann uns nicht abhalten, vor der Peripetie des Floradramas mit freudlosem Lächeln des kieler Vorganges zu denken. Um seine Angaben zu stützen, hat Herr Albrecht Dürer Lucas an die Gewohnheit seines Vaters erinnert, allerlei Stoffreste ins Gehäus seiner Skulpturen zu stopfen; und vorausgesagt, daß man Thon, Harz, Kleiderstoff auch in der Flora finden werde. Marastisches Greisengeschwätz, hieß es damals. Jetzt ist, was prophezeit war, geschehen, der Stoff gefunden: und der Generaldirektor unserer Königlichen Museen erklärt sich für einen kreuzvergnügten, auf seine „Errungenschaft“ höchst stolzen Mann und riskirt die Behauptung, durch den Fund sei nur erwiesen, daß Richard Cockle Lucas an der Büste ein Bischen mehr herumgebosselt habe, als vorher anzunehmen war. Ein Bischen mehr? Vor einigen Tagen sagten die Offiziösesten uns noch, fortan stehe die Thatsache unerschütterlich fest, daß der alte Lucas den Restaurirungauftrag nur „zu einem ganz kleinen Theil ausgeführt, nur die linke Gesichtshälfte überarbeitet und die Herstellung des (wohl von keuschen Augen gewünschten) Gewandes begonnen“ habe. Warum ward Flora deflorirt? Wirklich: die „geistreichen Deduktionen deutscher Sachverständigen“ vermögen nichts wider die stumme Beredsamkeit der englischen Bettdecke. Die ist zum Bahrtuch geworden, unter dessen blumigem Konventionalmuster aus den vierziger Jahren des neunzehnten Säkulums der beseligende Entdeckertraum Bodes eingeurnt ruht.

(Rasch eine Randglosse. Alle Künstler, deren Auge die geflickte Flora sah, sind von der Echtheit überzeugt: also spricht Wilhelm Bode. Sonderbar. Künstler und Amateurs habe auch ich gehört, Könner und Kenner der verschiedensten „Richtungen“: nicht Einen, dem die Echtheit des wächsernen Ge-

sammtwerkes auch nur diskutabel, die Kandidatur Leonardos fünf Minuten lang ernst zu nehmen schien. Die Meisten sagten, nur ein von Letternstaub beschwertes Gelehrtenhirn sei so zu täuschen; einem Künstler von halbwegs feinem Stilgefühl habe das Auge sofort die Frage beantwortet. Einzelne hielten für möglich, daß der Torso alt und in Toskana geschaffen sei, trotzdem die zusammengepreßten Brüste eher an Empirekunst erinnern; Einen, der den Kopf für echt hält, gar in Leonardo den Schöpfer sieht, suchte ich bis heute ringsum vergebens. Und weiß, daß in pariser Meisterateliers, seit es gute Bilder der Büste giebt, wie in berliner gedacht wird. Wie kommt Herr Dr. Bode zu seinem Wahn? Er muß sich allgemach in die Vorstellung gewöhnen, daß einem Mann von seiner Macht schändlich geschmeichelt, Einem, der selig sprechen und verdammen, protegiren und in der Stahlschlinge seines Spottes drosseln kann, selten die Meinung völlig enthüllt wird. Besonders selten einem Mächtigen, der so viele Privatsammler als Orakel beräth und so oft Ankäufe zu empfehlen, von Ankäufen abzurathen vermag. Den bedient nicht Jeder mit Wahrhaftigkeit; läßt nicht einmal Jeder merken, daß der theure Kauf gleichgiltiger, doch mit großen Namen signirter Bilder ihn noch keine Titanenthat dünkt. Im höllisch ernst gewordenen Florastreit ohne Tarnhelm gegen den Generaldirektor auftreten, der seine Gegner flink zu den Deutschenhassern, Partikularisten, Rinnsteinkünstlern, Sensationmachern wirft: dazu gehört beinahe so viel Muth, wie ein Museumsleiter haben müßte, der dem Gewissensbefehl gehorcht und die Pflicht erfüllt hätte, den Kaiser vor allzu falsch schätzender Kunstkritik zu warnen. Solche Exemplare der Gattung homo sapiens trifft man nicht alle Tage. Oder doch? Erst neulich lasen wir hier ja, unsere Künstler und Intellektuellen seien stets bereit, auch gegen heimische Willkür und deutschen Machtmißbrauch mannhaft zu zeugen. Rufen Sie, Herr Meier-Graefe, Ihre Schaar zu neuem Protest! Um Ungeheures handelt sichs diesmal nicht; um Wichtiges immerhin. Wir möchten von den Nachbarn nicht ausgelacht werden; nicht Kampfsitten eingebürgert sehen, die höchstens für das kindliche Spielgefecht zwischen Räuber und Stadtsoldat taugen. Zwingt das Gunstbedürfniß berühmte Künstler zu unwürdiger Lüge? Oder naht schon die Donnerlegion?)

Nur ein Wunder kann dem ins Bahrtuch gebetteten Florakult zu Renaissance helfen. Um die Gruft summt und kichert der Chor lustiger Spottlieder. Für die falsche Louvretiara, die unter den derben Fingern Furtwaenglers und Bodes so rasch zerbröckelte, ist endlich die gewünschte revanche erreicht. Doch auch der Bringer der frohen Botschaft aus Vinci ist noch munter wie ein Spätzlein auf vielbefahrener Straße. Das (bis auf Weiteres) Neuste hat er dem berliner Missionar des Daily Chronicle ins Ohr geraunt.

Wahrscheinlich habe die von Leonardo modellirte Büste dem Lord Palmerston gehört und sei von diesem edlen Herrn dem Pfiffikus Lucas zur Ausbesserung übergeben worden; da Palmerstons Sammlung später in alle Winde zerstreut ward, habe man von der Büste nichts mehr gehört. Worauf stützt sich dieser neue Glaube? Auf „ein Gerücht, das in Southampton umgeht; dokumentarische Belege dafür zu finden, ist uns bisher nicht gelungen." Ist ein hoher Kunstbeamter, der solche Kunde über den Erdball schreit, wirklich so guter Laune, wie er scheinen möchte? Wägt, was hier für wahrscheinlich ausgegeben wird, nur ein kurzes Weilchen. Lord Palmerston hatte, als ungekrönter König des britischen Weltreiches, als ein arbiter mundi, weiter reichende Beziehungen als Bismarck in der zwischen dem Berliner Kongreß und dem Tode des alten Wilhelm liegenden Zeit. Ist wahrscheinlich, daß in seiner berühmten Galerie eine Wachsbüste Leonardos stand, die einzige dem neunzehnten Jahrhundert erhaltene Skulptorenarbeit dieses Meisters, und daß kein Mensch davon hörte, kein Künstler, Forscher, Neuigkeitschnüffler jemals ein Sterbenswort? Ists auch nur denkbar? Aber vielleicht hielt Seine Lordschaft, sammt den zu Rath gezogenen Sachverständigen, die Wachsflora für falsch, nur für ein geschickt angefertigtes pastiche? Dann wäre das Schweigen erklärt. Richtig. Nur: Richard Cockle Lucas hat sie ja für echt gehalten, mit seinem Bleistift selbst die Photographie das Abbild der leonardischen Flora genannt. Dafür setzt Bode seine Autorität ein. Und seine ganze Hypothese steht und fällt mit dem Glauben an die Thatsache, daß Lucas zwei Florabüsten im Haus hatte: das von Leonardo geschaffene Original und die von des Briten Hand nachgestümperte Kopie. Zwar behaupten zwei ehrenwerthe Zeugen, denen Profitsucht und Privatgelüsten den Blick nicht trüben kann, behaupten die Herren Thomas Whitburn und Albrecht Dürer Lucas: An der jetzt von Bode gekauften Büste sahen wir Richard Cockle Lucas arbeiten; aus seinem Munde hörten wir ausführlichen Bericht über die Umstände, die ihm diesen Auftrag in die Werkstatt brachten; mit absoluter Bestimmtheit können wir aussprechen, daß er niemals eine andere Flora- oder Gioconda-Büste noch irgendeine Büste ähnlicher Art in seinem Wohnbereich hatte, und, abermals, daß wir ihn das jetzt nach Berlin verkaufte Wachsbild schaffen sahen. Thut nichts: Bode bleibt zäh bei seiner Behauptung. Wer sie für erwiesen nimmt, muß sich in den Glauben schicken, daß ein londoner Bildhauer, der als Restaurator mit allen an Kunstfragen interessirten Leuten in Verkehr stand, die einzige noch erhaltene Skulptur Leonardos unter den Fingern hatte, sie als das echte Werk des Meisters erkannte und keiner Menschenseele je, auch dem eigenen Sohne nicht, eine Silbe davon sagte. Trotzdem die Sache doch ziemlich wichtig war und der Enthüller des Geheimnisses von dem Besitzer

der Büste wohl ein kleines Vermögen als Dankessold erwarten durfte. Denn die Flora, die Mr. Murray Marks noch nicht hundert Pfund Sterling gekostet haben soll, wäre schon damals unter Brüdern tausend Pfund werth gewesen. Ist die Mär wahrscheinlich? Ungefähr ebenso wie die Annahme, ein bekannter englischer oder deutscher Verlagsbuchhändler habe das Manuskript eines von Shakespeare gedichteten Romans in seinem Geschäftsraum gehabt, es aber nie veröffentlicht, zu keinem Sterblichen je davon gesprochen und so bewirkt, daß die Existenz dieser Dichtung erst sechzig Jahre danach ruchbar wurde.

Der jetzt so gesprächige Generaldirektor beantwortet leider nicht alle Fragen. Am zweiundzwanzigsten November wurde der aus Florenz to the editor of the Times gerichtete Brief eines Herrn De Cosson veröffentlicht; hier ist der Wortlaut: „Der ganze Streit um Leonardo und Lucas scheint mir in einer Nußschale zu liegen. Sind die Autoritäten des Kaiser-Friedrich-Museums oder ist der Herr, von dem sie die Büste kauften, so geschickt, daß sie diese Nuß knacken können? Das wäre ihnen gelungen, wenn sie Zweierlei nachgewiesen hätten. Erstens: was aus der von Lucas geschaffenen Büste, die (Das ist nicht mehr zweifelhaft) existirt hat, geworden ist; eventuell, wann und wo sie vernichtet wurde. Zweitens: wo die in Berlin für ein Werk Leonardos gehaltene Büste während der letzten fünf bis sechs Jahrzehnte verborgen war. So lange diese zwei kleinen, bescheidenen Fragen nicht mit unzweideutiger Klarheit beantwortet sind, haben wir das Recht, pompöse Verkündungen, in denen die Kennerschaft der berliner Herren und die Unfehlbarkeit ihrer wissenschaftlichen Methoden gepriesen wird, zu belächeln und anzunehmen, daß sie sich ‚kolossal‘ verhauen haben.“ Ein Meisterstreich, dem man anmerkt, daß er aus dem Erblande des klassischen cross-questioning kommt. Die kluge Epistel lehrt, daß die Entscheidung des Zwistes wirklich aus einer Nußschale zu holen ist. Noch hat Bode sich nicht zu dem Versuch entschlossen, sie zu knacken. Weder erwiesen, wo sein Leonardo seit 1850 gewesen, noch aufgeklärt, wo die Lucasbüste seitdem geblieben ist. Und dieser Nachweis wäre doch ungemein wichtig. Ist er erbracht, dann braucht man weder Bodes felsenfesten Glauben noch die Angaben der Herren Whitburn und Albrecht Dürer Lucas mit Anfechtung zu bedrängen. Dann sind die Aussagen beider Parteien ohne allzu große Schwierigkeit vereinbar. Einstweilen ist die Nuß nicht geknackt und die Zeugnisse prallen mit harter Wucht aufeinander. Welches dünkt den unbefangenen Sinn glaubwürdiger? Horcht noch ein letztes Mal! „Meinem Vater ist vom Hauptmann Berdmore ein dem reichen Kaufmann Buchanan gehöriges, noch in Katalogen von 1846 dem Leonardo zugeschriebenes Florabild ins Atelier gebracht worden, mit dem Auftrag, danach eine Büste zu machen. (Ei-

nem Auftrag, der bei einem in allen Kniffen und Schlichen der Kunstfälschung Erfahrenen an den rechten Mann kam.) Ich erinnere mich noch genau des Tages, da Berdmore mit dem in Tuch gewickelten Bild vorfuhr. Ich sah meinen Vater die Büste machen; sah ihn Thon, Harz, Stoffreste ins Innere stopfen. (Professor Rathgen hat dieses Füllsel jetzt herausgeholt.) Buchanan hat den Auftrag später zurückgezogen und mein Vater die Büste deshalb behalten. Sie war jeder Wetterunbill ausgesetzt und hat dadurch sehr gelitten. Von meiner Kindheit an bis zum Tode des Vaters lebte ich in engster Gemeinschaft mit ihm und kann drum bezeugen, daß er nie eine andere Büste ähnlicher Art in seiner Werkstatt hatte." (Lucas.) „Von einem reichen Galeriebesitzer hat Lucas die Florabüste Leonardos zur Reparatur bekommen. Er hat die linke Hälfte der Gesichtsfläche überarbeitet, ein Wachsgewand zu basteln begonnen, aber den Auftrag nur zum kleinsten Theil ausgeführt. Trotzdem Thon, Harz, Steppdeckenstoff in den Wachszwinger gestopft und für sich eine Kopie der Büste gemacht. Die nur, nicht das herrliche Original, hat sein Sohn, hat sein junger Hausfreund gesehen. Wie der Galeriebesitzer hieß, weiß ich nicht; kann auch nicht beweisen, daß es je einen gab, der eine wächserne Flora hatte. Ob Leonardo je eine Florabüste geschaffen hat, weiß ich nicht; kenne überhaupt keine Skulptur Leonardos, auch keine Reproduktion einer solchen. Was ich über die beiden Lucas sage, über die Arbeit des Vaters und die Kenntniß des Sohnes, ist stützenlose Vermuthung. Warum der Vater die stupende Thatsache, daß ein echtes Werk des Plastikers Leonardo, das einzige uns bisher gerettete, in seinem Haus war, völlig verschwiegen, das Unikum nicht einmal dem vertrauten Sohn gezeigt, auch nicht für den Kunsttrügerhandel ausgemünzt hat, weiß ich ich nicht. Eben so wenig, ob der Besitzer, Palmerston oder ein Anderer, das Werk für echt oder für falsch, für werthvoll oder für werthlos hielt. Warum bis in den Spätherbst des Jahres 1909 kein Menschenkind erfahren hat, daß in Europa, in Londons Gewimmel ein Wachsgebild Leonardos, ein vor sechzig Jahren in einer londoner Galerie ausgestelltes, zu finden sei? Weiß ich nicht. Wo es in diesen sechzig Jahren verborgen war? Weiß ich nicht. Wodurch die Verstümmlungen entstanden sind? Weiß ich nicht. Die Wandergeschichte der von Albrecht Dürer Lucas ererbten, an Simpson, Mann, Long, Sparks, Spinks, Murray Marks für ein paar Pence verkauften Büste kann ich nicht widerlegen. Was aus der von Lucas stammenden Kopie geworden ist? Weiß ich nicht. Weiß nur, daß ich meinem Museum ein Meisterwerk erworben habe, ‚das sich der Venus von Melos an die Seite setzen läßt.'" (Bode.)

In fünfzehn Jahren steht das Meisterwerk in einem entlegenen Winkel; vielleicht früher. Wenn nicht ein Wunder für Wilhelms Unfehlbarkeit zeugt.

❦

Max Heinze.

Am siebenzehnten September starb der Professor der Philosophie und Direktor des Königlichen Konvikts der Universität Leipzig Geheimrath Dr. Max Heinze. Von allen Seiten sind ihm Nachrufe gewidmet worden, die den ausgezeichneten Gelehrten und den herrlichen Menschen feiern. Da möchte auch ich meine bescheidene Stimme erheben, ich, die ich ihm so unendlichen Dank schuldig bin. Zwar habe ich schon einmal, in dem kleinen Buch „Das Nietzsche-Archiv, seine Freunde und Feinde", meines Herzens Dank ausgedrückt; aber nicht laut genug, weil ich damals das Manuskript, ehe es veröffentlicht wurde, ihm zur Prüfung übergab. Ich bat ihn, nachzusehen, ob sich mein Gedächtniß bei der Darstellung der Geschichte des Nietzsche-Archivs vielleicht in irgendeinem Punkt geirrt hätte, was er entschieden verneinte. Es schien mir nun damals unzart, ihm, dem Lebenden, so ins Gesicht zu sagen, wie viel er mir immer gewesen ist und welche Dankbarkeit und Verehrung ihm das Nietzsche-Archiv für alle Zeiten schuldet. Ich mußte deshalb auch noch ein Stück der intimeren Geschichte des Nietzsche-Archivs zurückhalten, das ich nun jetzt enthüllen kann, um den hochverehrten Freund in seiner ganzen Zartheit, Güte und Hilfbereitschaft zu zeigen.

Wer die Begründung des Nietzsche-Archivs kennt, weiß, daß es von meiner Seite nur ein Nothwerk gewesen ist. Als ich 1893 sehr leidend aus Paraguay zurückkehrte, fand ich den literarischen Nachlaß meines Bruders sehr gefährdet; deshalb mußten Vorkehrungen geschaffen werden, ihn sicher zu stellen. Ich bot zunächst die gesammten Manuskripte Professor Overbeck für die Universität Basel an, der sie aber mit spöttischen Worten zurückwies. Darauf besprach ich die ganze Angelegenheit mit Geheimrath Heinze, da ich auch an die leipziger Universität gedacht hatte, um die Manuskripte dorthin zu stiften. Er rieth mir ganz entschieden ab, und zwar aus den selben Gründen, die er meinem Bruder (wie in dem Briefband an Mutter und Schwester zu lesen ist) angegeben hatte. Er sagte, „daß er meine Stiftung weder der Fakultät noch dem Ministerium empfehlen dürfe, in Hinsicht auf jene Ansichten, die nun einmal mit dem Namen Nietzsche verknüpft seien". Wer jemals in der Lage gewesen ist, von Heinze eine unangenehme Mittheilung empfangen zu müssen, Der weiß auch, mit welcher zarten Güte er solche Mittheilungen zu umkleiden vermochte. Trotzdem war ich unglücklich und klagte, in welcher Noth ich mich befinde. Die frommen Leute möchten am Liebsten die Handschriften meines Bruders verbrennen und die Anderen betrachteten diesen Nachlaß als etwas Geringwerthiges und verachteten ihn. Auch sei meine Gesundheit nach all den Unglücksfällen (der Erkrankung meines Bruders und dem Tod meines Mannes) so erschüttert, daß ich nicht glaubte, noch länger zu leben. Wenn ich aber

sterben sollte, so wären diese Manuskripte in der größten Gefahr. Darauf redete mir Heinze eifrig zu, die ganze Sache doch gleich selbst in die Hand zu nehmen, was ich zunächst für unmöglich fand, da ich eine Reihe von Jahren aus dem Gedankenkreis meines Bruders herausgekommen war und all meine Energie verbraucht hatte, um nach dem Tode meines Mannes seine Kolonie in Paraguay durch alle Schwierigkeiten glücklich hindurchzubringen. Heinze tröstete; diese Energie werde nach einiger Ruhe schon wiederkommen. Als ich nun den Wunsch aussprach, wenigstens noch einige Jahre zu warten, bis man meinen Bruder gerechter beurtheile, meinte er, „daß wir Das Beide wohl nicht mehr erleben würden. Das werde erst in fünfzig Jahren kommen. Er meine aber, ich könne Etwas dazu thun, diesen Zeitraum zu verkürzen". Dieser Gesichtspunkt brachte mich zu dem Entschluß, das Nietzsche-Archiv zu begründen, allerdings mit Zittern und Zagen und nur deshalb, weil keiner der Freunde meines Bruders, die ihm früher so nah standen, das Opfer an Zeit, Geld und Kraft bringen konnte. Heinze bemerkte sehr richtig, daß zu einer so schweren, kostspieligen, wahrscheinlich undankbaren und zeitraubenden Aufgabe Jemand sein ganzes Leben zum Opfer bringen müsse. Am Schluß dieser Unterredung sagte er zu meiner Ermuthigung: „Liebe Freundin, Sie nehmen jetzt eine verachtete, von allen Seiten zurückgewiesene oder angefeindete Sache in die Hand, aber ich denke, ja, ich bin fest überzeugt, daß Sie diese Sache noch zu Ehren bringen werden. Was an mir liegt, um Ihnen beizustehen, Das soll geschehen, so weit es meine Zeit irgend erlaubt." Und dieses Versprechen, das gewiß nicht leicht zu erfüllen war, hat der theure Verstorbene in bewundernswerther Weise eingelöst. Dem Nietzsche-Archiv und mir selbst wurden die größten Schwierigkeiten bereitet, zunächst von den Feinden der Anschauungen meines Bruders, die selbst nicht davor zurückscheuten, den Staatsanwalt auf die Veröffentlichungen des Archivs aufmerksam zu machen; dann durch die Herausgeber und Verleger; später aber, als das Archiv, allen Widerstand überwindend, zu einer selbständigen Institution wurde, durch Neid und Mißgunst, die noch jetzt wahrhaft monströse Formen annimmt. Immer aber fand ich den hochverehrten Freund Heinze an meiner Seite, tröstend, berathend, ermuthigend. Ja, selbst in pekuniären Schwierigkeiten half er mir aus, da das Archiv enorme ungeahnte Kosten verursachte, die Honorare für den theuren Kranken zunächst zurückgelegt wurden und mein geringes persönliches Vermögen für die Zahlung der hohen Herausgebergehalte bald erschöpft war. Nach dem Tode unserer lieben Mutter hat Heinze mit Oberbürgermeister Dr. Oehler die Vormundschaft für den kranken Nietzsche übernommen und treulich für ihn und sein Werk gesorgt. Wenn sich Zweifel an der Arbeit der Herausgeber zeigten, so kam er in seiner nie versiegenden Güte von Leipzig herüber, um sich durch Stichproben zu überzeugen, wie weit diese Zweifel berechtigt seien. Auch

ließ er sich von den Herausgebern die Prinzipien vortragen, nach denen die Arbeiten gemacht wurden, und forschte, ob sie den vom Geheimrath Rohde aufgestellten und von ihm selbst gebilligten Gesammtplan der Herausgabe der Schriften befolgten. Dazu hat er die Lebensbeschreibung, die ich von meinem Bruder verfaßte, mit dem wärmsten Interesse verfolgt. Immer ermuthigte er mich zum Schreiben: „Erzählen Sie, so viel Sie nur können; Das, was Sie zu sagen haben, kann kein Anderer erzählen; werden Sie nicht müde, die Unwahrheiten der Mißvergnügten zu widerlegen, und vergessen Sie auch nicht, zu erwähnen, wie heiter wir immer zusammen waren." (Heinze konnte, wie mein Bruder, so wundervoll lachen!) Große Theile der Biographie hat er vor der Veröffentlichung geprüft, Aenderungen vorgeschlagen und mir guten Rath gegeben, damit die Wahrheit möglichst klar herauskomme. Sein guter Rath mußte mir vom höchsten Werth sein, da er Einer der Wenigen war, der für das Leben meines Bruders die umfangreichste Kenntniß der Thatsachen besaß. Er kannte uns Drei, unsere Mutter, meinen Bruder und mich, seit dem Jahr 1861, wo er in Pforta Lehrer und Tutor des siebenzehnjährigen Schülers Friedrich Nietzsche wurde. Auch in der Studentenzeit hat er meinen Bruder mehrfach gesehen und schließlich sind Beide in Basel als Kollegen an der Universität längere Zeit zusammengewesen. Später haben sich Beide öfter getroffen und wichtige Zeiten zusammen erlebt: den Sommer 1876 in Bayreuth, die Herbstmonate 1882 und 1885 in Leipzig und die Frühlingsmonate 1886 in Nizza und Leipzig. Heinze ist in den Jahren 1884 bis 1886 außer mir der Einzige gewesen, der sich bemüht hat, für meinen Bruder einen Verleger zu finden; leider vergebens. Wer nun weiß, welche außerordentliche Arbeitlast auf Heinze lag, allein schon durch seine Universitätstellung und als Direktor des Konvikts, besonders aber durch die Herausgabe von „Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie", Der wird dieses Opfer an Zeit und Theilnahme würdigen. Und er hat dies Alles gethan, obgleich er seiner innersten Geistesrichtung nach nicht die Ansichten meines Bruders theilen konnte. Das ist ihm um so höher anzurechnen.

Wenn ich nun in den letzten Jahren, seiner schwankenden Gesundheit wegen, mich allmählich daran gewöhnen mußte, seinen werthvollen Rath zu entbehren, so fühle ich doch gerade jetzt, wo das Nietzsche-Archiv aus meinen Händen in den Besitz der Stiftung übergegangen ist und der Vorstand, dem er angehörte, über alle Angelegenheiten verfügt, daß sein Tod im Archiv und in meinem dankbaren Herzen eine unausfüllbare Lücke gelassen hat. Sein gütiges und gerechtes Urtheil zu vermissen, wird uns unendlich schwer. Sein Name wird für alle Zeiten als einer der verehrtesten und geliebtesten in der Erinnerung des Nietzsche-Archivs stehen. Ohne ihn würde das Archiv wahrscheinlich nicht existiren.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

❦

Ivar Bye.*)

An seinem Sterbelager gelobte ich mir, seine Geschichte zu erzählen, sobald es sich einmal machen ließe. Ich wußte, daß es innerhalb des nächsten Menschenalters kaum möglich sein würde. Nun ist aber in Norwegen Etwas geschehen, das mir entgegentritt und mich fragt: Ist die Zeit jetzt nicht da?

Der Name Ivar Bye wird den Meisten bekannt sein, die der Eröffnung des Norwegischen Theaters in Christiania beiwohnten. Bis zu den fünfziger Jahren waren wir in künstlerischer Beziehung eine Provinz unter Dänemark; wir besaßen keine dramatische Literatur, keine Schauspieler und waren nach der Ansicht vieler gebildeten Norweger entschieden unfähig, das Eine oder das Andere zu erreichen, bis Ole Bull den guten Leuten zeigte, daß sogar ein großes Schauspielertalent in dem Volk stecke und daß die Dramen von selbst kamen. Nachdem die Bühne in Bergen von Ole Bull gegründet war, wurde das norwegische Theater in Christiania von einigen Patrioten ins Leben gerufen. An dem Eröffnungtag war auch Ivar Bye zugegen. Ein etwas dunkler, breitschulteriger Mann mit schmalen Hüften, mit einem Kopf, so schön geformt, und mit einem Gesichtsausdruck, so edel und gut, daß ihn Niemand vergaß. Die Stirn breit und hoch, das Haar fast schwarz, die Augenbrauen gewölbt, dazu eine schmale, feine Adlernase und gute, graue Augen, aus denen der Schelm leuchtete, sobald er sprach. Dann verzog sich auch gern der Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln und ließ eine Reihe vortrefflicher Zähne in breiter Rundung hervorschimmern. Diese grauen Augen und der Mund wirkten gut zusammen, machten unablässig Eroberungen bei Männern und Frauen, bei Alten und Jungen; doch in der Stille. Obwohl er seinen Kopf auf einem ziemlich langen Hals aufrecht trug, obwohl das hervortretende Kinn von Muth zeugte und sein mageres bräunliches Gesicht Energie verrieth: stets erschien er zurückhaltend und beobachtend.

Sein Körper hatte zwei Fehler: er schien eher flach als voll gebaut und die Knie gingen ein Wenig auseinander. Die Meisten sahen Das nicht; sie hielten sich an seinen schönen Gang, dessen angenehmen Rhythmus sie empfanden. Nirgends sah man ihn je im Vordergrunde; wo er aber bemerkt wurde, zog er die feineren Naturen an. Auch die anderen empfanden, daß hier ein Mann von Rasse vor ihnen stand. Das war er. Er entstammte einer vornehmen norwegischen Be-

*) Vor bald zwölf Jahren hat mir Björnson diese biographische Skizze geschickt. Das Heft, in dem sie erschien, ist kaum noch zu haben; und da viel vom persönlichsten Wesen des Dichters in ihr ist, mag sie hier noch einmal jetzt für ihn zeugen. Daß Björnson nicht Einer von Denen war, die ihre besondere Lebensvision einer Menschheit aufzwingen, und daß ihm nicht neben (noch gar, wie Thoren behaupten, vor) Ibsen der Platz gebühre, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Doch er war ein starker Poet, ein starker Mensch und ein muthiger Kämpfer; ein laut sprudelnder Kraftborn, der nun verstummt und versickert ist. Lenbach, dessen Meisterhand den Norweger so wundervoll charakterisirt hat, sagte von ihm: „Er hat was vom Priester und vom Kind, aber auch Etwas vom Komoedianten.“ Richtig. Doch auch vom Löwen war nicht nur die Stimme in ihm, der vom Bären den Namen trug. Sein Schaffen zwang nicht, ihn zu den Genies zu zählen; doch in seinem großen, kindhaft unbändigen Herzen pochte der Puls des Genius.

amtenfamilie und hatte deren Kultur (eine der ältesten unseres Landes) ererbt. Er hieß nicht Bye. Sein Großvater hatte als höherer Beamter einen Kassenbetrug verübt, und obwohl viele mildernde Umstände vorlagen, empfanden es die Kinder als solche Schande, daß sie ihren Namen wechselten. Der Vater Ivars war zum Offizier bestimmt worden; ich glaube, er besuchte auch die Kriegsschule; bei dem Sturz seines Vaters mußte er sich aber damit begnügen, Sergeant zu werden. Jeder moldenser Schulknabe aus meiner Zeit wird sich des Sergeanten Bye erinnern, der, wenn er in der Stadt weilte, stets betrunken war. Ein mittelgroßer, breiter Mann mit einer großen Adlernase und einer gewissen Würde in seinen Bewegungen. Selbst wenn er völlig betrunken war, bewahrte er sie. Er gedieh nicht in der Umgebung, in die er hinabgesunken war, und so schuf sich seine romantische Natur einige sonnige Stunden, in denen er den großen Mann spielte. Jeder lobte seine Güte und Rechtschaffenheit.

Auch den Sohn zog es aus dem Bauernleben hinaus. Da draußen an der See waren die Verhältnisse damals eng und armsälig. Als Hirt träumte er davon, die Familie zu der ehemaligen Herrlichkeit emporzuheben; diese hochfliegenden Träume erzählte er seiner kleinen Schwester; sonst keinem Menschen. Die beiden Geschwister hielten sich abseits von den Anderen. Klein Ivar besaß ein unglaubliches Talent, sie und sich selbst zu putzen, „Etwas aus nichts oder einem ungeeigneten Stoff zu machen“, wie das religiöse Lehrbuch aus meiner Zeit die Schöpfung definirte. Als Belohnung für dieses Talent ließ man ihm, als er älter wurde, den abgetragenen Uniformanzug seines Vaters wenden und zuschneiden, so daß er sich in blauem Tuchanzug und blauer Mütze in der Stadt zeigen konnte. Das war gewiß der größte Festtag seines Lebens. Er wurde auch sofort wegen seiner Schönheit bewundert. Den Verkehr mit anderen als den Knaben aus der Höheren Schule verschmähte er. Er hat mir später erzählt, wie lange er vergebens darauf gebrannt hatte, an dem Spiel der großen vornehmen Knaben theilnehmen zu dürfen. Und es gelang, — dank besonders Einem, der die Anderen beherrschte. Die Anhänglichkeit und der Stolz des kleinen Knaben kannte keine Grenzen.

Hier verliebte er sich zum ersten Mal. Nicht in ein Mädchen, sondern in ihn, der sich seiner annahm, einen fast erwachsenen Kameraden, schön, verwegen, gebieterisch, schon ziemlich erfahren, schon ziemlich verdorben. Das verstand aber Ivar nicht; er bewunderte nur sein flottes Wesen, sein Talent zum Befehlen, seine herablassende Gewogenheit und vielleicht besonders seine Schönheit, seine große, schlanke Gestalt, die ungewöhnlich weiße Haut zu dem schwarzen Haar. Sein rasches, gebieterisches Wesen und die Huldigungen der Frauen dürfen wir auch nicht vergessen. Das war dem Knaben etwas ganz Neues. Da war der Herrschertypus, das Ideal des Knaben.

Unter diesen Kameraden war Ivar der kleinste und der geschmeidigste, wenn es sich um Spitzbubenstreiche handelte, die Gefahr mit sich brachten, zum Beispiel: Aepfel oder Beeren in den Gärten zu stehlen und fort zu sein, wenn der Besitzer oder Andere den Lärm hörten und herankamen. Jedesmal, wenn sie einen Streich vollführt, etwa eine Schnur über die Landstraße gespannt hatten, so daß die Bauern, die betrunken aus der Stadt kamen, darüber fielen und ihre Pferde durchgingen, oder wenn sie das Tau an den Booten der Bauern abgeschnitten hatten, so daß die hinaus in den Hafen trieben, — jedesmal, wenn sie Aehnliches vollführt hatten,

ohne entdeckt zu werden, hielten sie es für „eine That“. Es war ihnen eine wahre Freude, zu erfahren, daß in der Stadt und im Kirchspiel darüber gesprochen wurde.

An einem Ende der Stadt lebte eine alte garstige Witwe, die dort einen Laden und einen großen Garten besaß. Mit dieser garstigen Alten führten sie, so zu sagen, Krieg. Das heißt: sie wußten, wem sie Verdruß machten; dagegen wußte die Witwe nicht, gegen wen sie Wachen ausstellte, auf wen sie die Hunde hetzte und wen sie an dunklen Herbstabenden ausschalt und bedrohte. Sie trieben den Spaß so weit, daß sie sich verlockt fühlten, noch mehr zu thun. Der Vorschlag des Führers gewann allgemeine Zustimmung: sie sollten sich eines Abends in den Laden einschleichen, wenn er geschlossen war, und die Kleingeldschale (sie wußten, in welcher Schublade sie stand) fortnehmen. Das würde in der That ein „Hauptspaß“ sein. Ihre Wuth müsse sich dabei in „Begabung“ umsetzen. Dem Jüngsten und Geschmeidigsten wurde befohlen, durch das Kellerfenster hineinzuschleichen; die Anderen hielten Wache. Nun aber geschah es, daß der Jüngste und Geschmeidigste entdeckt wurde; und da nahm die Sache eine Wendung, von der Keiner von den Spaßmachern sich eine Vorstellung gemacht hatte.

Ich entsinne mich der Einzelheiten nicht mehr. Das Ende war aber, daß der Knabe, der auf Befehl die Ausführung übernommen hatte, die Geldschale fortgab und keinen Vortheil davon hatte; und doch war er der Einzige, der ertappt, angeklagt und verurtheilt wurde. Die Anderen waren „besserer Leute Kinder“. Einzelne unter ihnen waren eingesegnet: für sie wäre die Strafe sehr ernst geworden; denn die Gesetze jener Zeit waren streng. Nun drängten die anderen Knaben und ihre Eltern mit Bitten und Versprechungen in ihn; der Gefangenwärter gab freien Zutritt. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, ihn zu bitten, Alles auf sich zu nehmen; er hätte gern sein Leben für die Kameraden hingegeben, besonders für ihn, den Großen mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar. Er freute sich, als nun endlich auch dieser Freund kam, ihm über das Haar strich und sagte: „Ich werde schon dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast.“

Gewiß that es weh, als Vater und Mutter kamen und „ihn gar nicht begreifen konnten“: er, der immer so gut und brav gewesen sei, er sollte nun Schande über sie bringen. Der Knabe weinte bitterlich mit ihnen; schwieg aber. Auch war es ein schwerer Tag, als er in seinen blauen Kleidern an Bord gehen mußte. Er sollte nach Drontheim ins Zuchthaus gebracht und dort „eingesegnet“ werden. Man erlaubte ihm, am Reling zu stehen und sich die Stadt anzusehen. Er wollte nämlich nachsehen, ob Einige von Denen, für deren Schuld er die Reise machte, vielleicht in einem der Boote unten wären. Er durfte am Reling stehen, bis das Dampfschiff ging. Er sah aber Keinen von ihnen.

Im Zuchthaus wurde er vom ersten Tag an der Liebling Aller. Der schöne, gute Knabe that ihnen leid; sie wetteiferten mit einander, Etwas für ihn zu thun, damit er vorwärtskommen könnte, wenn er frei gelassen würde. Dort im Zuchthaus wurde er also eingesegnet. Dort las er, rechnete und schrieb er, und bevor er noch herauskam, war ihm schon in aller Stille eine Stelle als Laufbursche bei einer der besten Familien der Stadt gesichert worden. Hier geschah das Selbe wie dort: Alle nahmen sich seiner an. Seine Ausbildung wurde fortgesetzt und er bekam schöne Kleider, denn es machte Allen Vergnügen, ihn geputzt zu sehen, weil er so schön war. Ja, er bekam sogar eine Guitarre geschenkt und lernte darauf

spielen; denn er hatte Stimme und wollte sich selbst begleiten. Die guten Geister, die Rosen auf seinen Weg streuten, waren natürlich meistens Damen; es war sogar eine Liebschaft dabei. Und bald kamen mehrere hinzu.

Er erlebte in dieser Beziehung das Merkwürdigste, was mir zu Ohren gekommen ist. Ich glaube, daß ich der Einzige bin, dem er Etwas davon gesagt hat; auch mir fast nur in Andeutungen. Was darüber hinausging, bin ich nicht berechtigt wieder zu erzählen. Ich glaube, daß diese Eigenschaft, schweigen zu können, weil sie aus rücksichtvoller Güte entsprang, die Frauen mehr an ihn fesselte als seine Schönheit, mehr als andere Herzenseigenschaften, die die Frauen einander geheimnißvoll anvertrauten. Ueber solche Dingen können die Frauen nämlich nicht schweigen.

Aeußerlich war diese Zeit wohl seine glücklichste. Wenn ich aber später darüber nachdachte, so wollte es mir scheinen, als hätte er hier einen Stoß für sein Leben erlitten. Wir müssen uns nämlich vorstellen, daß seine Knabenträume, von denen er mir erzählte, Anlagen, die in ihm wohnten, und eine Thatkraft, die sich später nicht geltend machte, verkündeten. Ich gestehe aber, daß ich seine Familie nicht kenne; ich kann es darum nicht so genau wissen. Denn nicht alle Träume sind Verkündungen von Anlagen; sie können auch nur als Erinnerungen aus der Vergangenheit unserer Familie uns umschweben. Er war später, als er mir begegnete, ohne große Lebensfreudigkeit und von all den Beziehungen und Lieben, in denen er lebte, beschäftigte keine seinen Sinn ganz. Seine Schwärmerei bestand damals darin, mit irgendeinem von den ihm befreundeten Kapitänen fortzukommen, eine Reise nach Hamburg, nach Bremen, Kopenhagen oder Schweden machen zu dürfen oder andere Städte in Norwegen zu besuchen. Das erwähne ich ausdrücklich, weil es besonders charakteristisch für ihn ist. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, wohin er solle. Es war, als müsse ein Anderer kommen und die Entscheidung treffen. Er verließ Drontheim und kam nach Christiania, wo der schöne Mensch in einem Laden zu sehen war. Er hatte gleich eine neue Schaar von Freunden und Freundinnen; aber die alte Unentschlossenheit blieb.

Dann liest er eines Tages in der Zeitung, daß die Schwärmerei seiner Kindheitstage, der Mann mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar, in dem vornehmsten Hotel der Stadt wohne. Er erzählte mir später, daß er vor Erregung bebte und sich krank melden mußte; er hatte seine Gedanken zum Arbeiten nicht zusammenhalten können. Alle diese Jahre hatte er oft, ohne es sich selbst zu gestehen, auf ihn gewartet. Das Letzte, was er von den Lippen des Freundes mit der Diesem eigenen Bestimmtheit gehört hatte, war ja: „Ich werde dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast.“ Eine Anweisung, ausgestellt von einem Mann, der die Ritterlichkeit selbst war. Bye hatte ihn in all den Jahren nicht belästigt; zu der Schuldsumme hatten sich deshalb Zinsen angesammelt. Falls das Gerücht nicht log, war der Freund im Ausland inzwischen reich geworden. Ins Ausland würde Bye nun auch kommen. Das ahnte er. Es galt nur noch, ihm zu sagen, daß er bereit sei. Es durfte aber nicht so geschehen, daß es Andere sahen oder hörten. Das könnte den nichts Ahnenden verlegen machen; darum erkundigte er sich im Hotel, wohin der Fremde abends zu gehen pflege. Jeden Abend ging er nun selbst vor dem Hotel auf und ab, um ihn zu treffen, wenn er nach Haus käme. Er hatte aber nie Glück. Dann faßte er Muth und schrieb ihm. Er er-

zählte ihm, daß er in der Stadt sei und eine Unterredung wünsche, erlaubte sich, die Zeit vorzuschlagen, ferner den Ort für ihr Zusammentreffen, nämlich das Zimmer des Freundes im Hotel.

Zur bestimmten Zeit stellte er sich vor der bestimmten Thür ein. Er stand und horchte, bevor er anklopfte. Drinnen war Licht, er hörte aber keinen Laut Endlich klopfte er an. Ein kräftiges „Herein!“ antwortete. Als Bye nicht sofort öffnen konnte, wurde es wiederholt, diesmal noch kräftiger und mit der Stimme der ruhigsten Zuversicht von der Welt. Ivar Bye stand vor einem großen, stattlichen Mannn in elegantem Gesellschaftanzug; er goß eben Parfum auf sein Taschentuch Sie sahen einander an; und die erste Folge war, daß Keiner von Beiden grüßte. „Ich habe Ihren Brief erhalten; ich bedaure aber, daß die von Ihnen vorgeschlagene Zeit nicht günstig ist; ich bin eben im Begriff, auszugehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Bye blieb stehen.

„Ich sehe, daß es Ihnen gut geht. Was treiben Sie?“

„Ich bin im Geschäft.“

„So. Sind Sie schon lange hier?“

„Gut ein Jahr.“ Er wußte nicht mehr, was er sagte; das Zimmer tanzte vor seinen Augen.

„Ja, Sie müssen mich wirklich entschuldigen, ich höre jetzt den Schlitten vorfahren.“ Er wandte sich, um ein großes Seidentuch um den Hals zu binden, ehe er den Pelz anzog. Es klopfte an, ein Diener meldete, daß der Schlitten da sei, und half ihm diensteifrig den Pelz umlegen. Noch stand Ivar Bye unbeweglich da, als der Herr mit einem höflichen Lebewohl an ihm vorübereilte, auf die Flur hinaus, die Treppen hinunter.

Bye war über Dreißig, als er mir Das erzählte, und mehrere Jahre waren seit diesem Ereigniß vergangen. Er weinte aber wie ein betrogenes Weib.

Nach dieser Begegnung wurde er langsam ein Anderer Die ersten äußeren Zeichen davon waren wohl (wie ich später verstand) die, daß er nicht mehr seine Lieder sang, ja, kaum ertrug, sie von einem Anderen gesungen zu hören; die Guitarre rührte er nicht mehr an. Das darf man nicht so verstehen, als ob das abwartende Dasein, das er bis jetzt geführt hatte, nun dem energischen Bestreben, sich eine Zukunft zu gründen, Platz machte. Dazu war er nicht mehr im Stande, wenn er überhaupt diese Fähigkeit je besessen hatte. Die Veränderung äußerte sich so, daß seine schwärmerische Seele ihre sentimentalen Erinnerungen fallen ließ und statt Dessen einige von den Menschen, unter denen er lebte, mit poetischem Zauber umgab. Das Beste in ihm suchte Trost und eine Zuflucht bei guten Menschen. Das war der Anfang; und die Geschichten seiner Freunde und seiner Freundinnen reihten sich nach und nach zu einer einzigen Kette an einander und alle diese Schicksale bildeten zusammen sein Glück. Allmählich lebte er nämlich ausschließlich für Andere. Wie Andere nach gescheiterten Hoffnungen und schmerzhaften Träumen in einem Kloster Zuflucht suchen, so er in guten Thaten.

Als das Norwegische Theater in Christiania gegründet werden sollte, war dieser einst so sentimentale Sänger und Guitarrenklimperer der Erste, der sich dazu meldete. Viele Moldenser waren entsetzt, als sie seinen Namen hörten. Wie durfte er es wagen, sich auf einer Bühne zu zeigen? Kurz nachher lernte ich ihn

kennen und verstand sofort, wie natürlich es diesem Träumer sein müsse, das Schloß Aladins zu suchen. Da wollte er sein; nicht in Festkleidern in den Prachtgemächern, an den Fenstern oder auf den Balkonen, um sich huldigen zu lassen, sondern in den weindunklen Bogengängen, in den Alkoven, in den Verstecken an den Kaskaden draußen in dem großen Park wollte er der Vertraute und Helfer Aller sein, an ihren Geheimnissen theilnehmen, hinter ihnen mit kleinen Gefälligkeiten und gutem Rath stehen, Lob den Jüngsten und Trost den Unglücklichen spenden und Freude mit den Glücklichen empfinden. Selbst besaß er keinen Ehrgeiz; sein drontheimischer Dialekt, den man nicht rechtzeitig zu mildern verstanden hatte, und seine dilettantische Furcht vor dem Unnatürlichen hinderten ihn, aus sich heraus zu gehen. Fragen wir aber jeden Einzelnen, der von dem Schauspielerpersonal des ersten Norwegischen Theaters noch lebt, so werden wir erfahren, was Bye Dem war, der ihm gut gefiel. Denn er war ein wählerischer Menschenkenner. Wir werden dann erfahren, was sie seinem Geschmack zu verdanken hatten, seiner Erfindungsgabe, wo es sich um ihr Wohl handelte, seiner taktvollen Aufrichtigkeit, seiner Treue, seiner Diskretion. Er war witzig und gemüthvoll, träumerisch und vertraulich und wußte ihre kleinen Fehler zu errathen, auch zu rügen und aus ihnen herauszulocken, was ihm gefiel.

Er war noch nicht lange da gewesen, als er anfing, zum ersten Mal in seinem Leben festen Grund unter seinen Füßen zu fühlen; es schwankte nicht mehr. Gerade damals bekam er aber von „einem Moldenser" einen anonymen Brief, in dem gefragt wurde, wie er wohl wagen dürfe ...

Um diese Zeit kam ich dazu.

Als ich Schüler der Höheren Schule Moldes wurde, hatte man mir als Erstes erzählt, wie dieser gute, schöne Knabe von älteren „vornehmen" Kameraden mißbraucht und schändlich verlassen worden sei. Ueber diese Sache gab es damals wie später in Molde nur eine Meinung. Als nun böse Schlangenzungen zu flüstern anfingen, schien mir, wir Moldenser müßten die Ersten sein, sie in ihre Höhlen zurückzupeitschen. Ich bin immer für Organisation gewesen; es gelang mir schnell, die moldenser Studenten zu bewegen, eine Wache um ihn zu bilden, die der Verschwiegenheit und Freundschaft. Zur weiteren Sicherheit nahmen wir ihn in die Studentenkolonie auf, die Einige von uns gebildet hatten. Er zu uns herein mit seiner langen Pfeife, seinem Hausgeräth und vor Allem mit seiner kleinen Beafbratpfanne, die Vielen von uns große Freude machte. Sein Stübchen oben wurde bald unser Lieblingaufenthalt. Als Theaterezensent konnte ich ihm auch dadurch eine Stütze sein, daß ich mich überall mit ihm zusammen zeigte. Ich machte ein französisches Lustspiel in einem Akt für ihn und einen anderen Bedürftigen zurecht; dieser Andere, der Hauptmann David Thrane, hatte Walzer- und Operettenmelodien komponirt, die er gern angebracht haben wollte. Bye bekam darin eine Liebhaberrolle; ich wollte sehen, ob er endlich einmal mit Dem herausrücken würde, was er auf diesem Gebiet besaß. Er wagte aber nicht, sich zu rühren, und das Stück mißfiel. Wir tranken unter lautem Gelächter auf seinen Tod.

Bald darauf kamen schwere Tage für das Norwegische Theater. Wir Norweger haben nämlich die Gewohnheit, jeden nationalen Aufschwung dreimal an unserer Gleichgiltigkeit oder Uneinigkeit scheitern zu lassen; erst beim vierten Male kommt Leben hinein. Bye ging mit einer schlechten Truppe auf die Wanderschaft.

Inzwischen war ich aber Direktor des Theaters in Bergen geworden und schickte ihm Reisegeld.

Ich entsinne mich noch, wie er am ersten Tag meine Garderobe musterte und sich daraus ein Paar Hosen mit Seidenstickerei an den Nähten auswählte; ich sehe ihn noch da sitzen und den Besatz mit einem Federmesser abtrennen. Er war ganz abgebrannt. Er hatte nämlich Alles verschenkt, was er besaß, an Leute, die noch bedürftiger waren als er. „Für mich würde schon Rath werden", sagte Bye; „ich wußte, daß ich Dich als Nothhelfer hatte." Ich bin wohl kaum auf Etwas, das mir gesagt worden ist, so stolz gewesen. Das war auch das Einzige, was er von dieser Art für heilsam hielt, mir zum Besten zu geben.

Er nannte mich (wie alle Kameraden) „den Bären"*) und behandelte mich wie ein Kind oder wie einen großen „Dummkopf"; er wurde in allen Stücken mein Vormund. So bekam ich mein eigenes Geld nicht in die Hand (was für mich von großem Vortheil war), sondern durfte nur manchmal ein Bischen von ihm „borgen". Er umgarnte mich mit den abscheulichsten Vorspiegelungen und stiftete Verschwörungen gegen mich unter meinen Freunden an. Obwohl es immer zu meinem eigenen Besten war, erhielt er zum Lohn immer Prügel, wenn ich dahinter kam. In der Regel wurde es aber, wie er es wollte. War dann Alles wieder geschlichtet, so hatte er mich unbarmherzig zum Besten und wir lachten mit einander.

Im Frühjahr gingen wir nach Drontheim hinauf, um den Drontheimern ein (ich darf sagen: gut einstudirtes) Repertoire vorzuführen. Die Drontheimer wollten uns zuerst das Theater nicht leihen; „es müsse reparirt werden", hieß es. Ich mußte vorausfahren, um es zu erobern, und dann kamen die Anderen nach. Wir waren eine lustige Gesellschaft von lauter jungen Menschen, der Direktor der Zweitjüngste von Allen. Das war eine Sommerreise, wie es kaum noch eine in Norwegen gegeben haben mag. Sie wäre würdig gewesen, einen eigenen Dichter zu finden. Der starb ihr aber in Georg Krohn. Proben und Vorstellungen, Gesellschaften und Ausflüge, Tollheiten und Reden; ich hielt damals immer Reden. Man wird sich einen Begriff davon machen können, wie wir die Drontheimer mitrissen, wenn ich erzähle, daß jeder Abend, wenn das Wetter schön war, damit schloß, daß der Rektor (stellen Sie sich vor: der Rektor der Stadt), ohne sich festzuhalten, die Feuerleiter im Hofe des Regirungsgebäudes hinaufstieg, an der Dachrinne entlang und wieder zurück kletterte.

Ich wohnte im besten Hotel der Stadt. Ivar Bye wohnte natürlich bei mir. Er sagte nichts und ich sagte nichts, wir waren aber im Voraus darüber einig, daß so und nicht anders er Drontheim wiedersehen solle. Am Tag nach unserer Ankunft gingen wir mit einander an dem langen, dunklen Haus vorüber, wo er damals Gefangener gewesen war. Ich vergesse nie, wie meine Seele bebte, meine, in der die seine lebte. Er sagte ungefähr: Sie haben ein neues Thor bekommen; oder: Das Thor ist gestrichen worden. Ich entsinne mich nicht mehr genau, wie die Worte lauteten. Ich sagte nichts; oder vielmehr: ich fing an, eifrig von ganz anderen Sachen zu reden.

In Drontheim gab es Wenige, die sein Geheimniß kannten, und diese Wenigen

*) Bär = Björn, von Björnson.

waren seine guten Freunde. Hier war er also sicher. Ich entsinne mich, wie er auf einem Stein draußen im Leerfoß*) außerhalb der Stadt saß. Der liebe Gott weiß, wie er da hinausgekommen war. Er saß zusammengekauert und stellte den Neck vor. Da wagte er, aus sich herauszugehen. Da zeigte er eine solche Wildheit und Ausgelassenheit, daß man fürchten konnte, er wolle sich hinabstürzen. Ich stand da und dachte: Jetzt ist Bye froh.

Später sagte ich zu ihm: Was hätte doch aus Dir werden können, Bye, wenn Du Dich getraut hättest, aus Dir herauszugehen! „Ja,“ antwortete er, „Etwas zwischen dem Aschpot**) und dem Neck. Aber dem Neck, wie er meint.“ Kurz darauf: „Mir war aber schon von Anfang an der Weg gesperrt.“

Zwei Tage vorher hatte ich mich verlobt: darum lebt dieser Tag in meiner Erinnerung wie ein sonniger Tag und jedes Wort darin klar wie die Linien einer Landschaft. So lange diese Verlobung vorbereitet wurde, hatte er geschwiegen. Nicht mit dem leisesten Hauch seines Mundes wollte er auf meinen Entschluß einwirken. Und doch sagte er mir sofort, als es geschehen war: Das sei sein höchster Wunsch gewesen. Wir Drei verlebten herrliche Tage mit einander. Es blieb auch so, als ich mich verheirathete, obwohl er ausziehen mußte und sie herein; er kam dann immer zu uns.

Dieses Jahr war sicher das gefährlichste für meinen Charakter. Ich hatte eine unbändige Arbeitkraft; ich leitete das Theater und die oppositionelle Zeitung der Stadt, dadurch auch die großen Wahlen, die ersten auf vollständig nationaler Grundlage in Norwegen. Zugleich nahm ich eifrig an dem Vereins- und Gesellschaftleben Theil, schrieb eine Erzählung und dichtete Lieder. Leicht wurde es Dem nicht, der mir in die Quere kam, wenn ich Etwas durchsetzen wollte; ich hatte ja auch immer Glück ... Daß ich ohne Schaden aus Allem herauskam, verdanke ich ihr und ihm, daneben noch meinen theuren Freunden Georg und Henrik Krohn, Dankert Roggen, Andreas Behrens, Henriksen, Dahl und Anderen.

Unter den warmherzigen, impulsiven Bewohnern Bergens waren aber Freunde für Ivar Bye zu finden. Als Garderobier am Theater, wo er seinen guten Geschmack zur Geltung bringen konnte, kam er mit Leuten aus den verschiedensten Kreisen in Berührung; und er machte, wie gewöhnlich, seine Auslese. Durch uns lernte er noch Andere kennen: und so hatte er endlich Leute gefunden, die er mit Steuern belegen konnte, zum Vortheil seiner armen Freunde in allen Ecken des Landes. Er bekam mit der Zeit (und Das versagte nie!) vollständig Gewalt über Alle, die er lieb hatte, und er behielt sie, weil er genau wußte, wie jeder Einzelne behandelt werden wollte. Eine alte Verwandte meiner Frau hatte ihn so lieb, daß sie den Tag für verloren hielt, an dem sie ihn nicht gesehen hatte. Sie wollte ihm aber nicht das Kleid geben, das sie trug: „es sei wahrhaftig auch zu toll, um so was zu bitten.“ Bye hatte nämlich ein altes armes Fräulein, dem das Kleid genau paßte; es war so warm, ein prächtiges Winterkleid, und die Besitzerin hatte mehrere, das alte Fräulein dagegen gar keins. Kaum war Bye fort, so dachte sie noch einmal Dem, was er gesagt hatte, nach. Vielleicht sollte man gerade so sein. Sie zog ihr Kleid aus und wickelte es ein. Bevor Bye von seinen vielen

---

*) Wasserfall.

**) Norwegische Märchenfigur: der mißachtete Sohn, der die Prinzessin gewann.

Besorgungen zurückkam, lag das Kleid in seinem Zimmer. Bei Anderen hatte er ein anderes Verfahren. Wenn sie ein altes, abgetragenes Kleidungsstück nicht hergeben wollten (selbst liebenswürdige Menschen sind in der Beziehung unglaubliche Gewohnheitthiere), so nahm er es einfach und ließ uns Andere fragen: „Aber, meine Liebe, tragen Sie nicht mehr das graue Kleid? Das stand Ihnen doch gerade so ausgezeichnet!"

Wie amusirte er sich und uns mit seinen Erfindungen, um uns Geld für seine alten Fräuleins abzulocken! Er hatte ein wahres Genie, solche aufzufinden und sie mit seinem Plaudern und seinen diskreten Geschenken zu erfreuen.

Ivar Bye lehrte uns in der That gut sein; und Viele, Viele außer uns.

Und als Beweis dafür, wie sicher er seinen Freunden vertraute, möchte ich eine kleine Episode erzählen, über die damals halb Bergen lachte. Wir waren in einer Gesellschaft bei einer Dame, die wegen ihrer vorzüglichen Kuchen bekannt war. „Ach", sagte meine Frau, „wie schön doch besonders diese Kuchen schmecken!" „Die bekommst Du mit nach Hause", antwortete Bye. Alle Kuchen wurden aufgegessen, nur nicht die eine Sorte; sie war fast gar nicht angerührt. „Das begreife ich aber nicht", sagte die Wirthin, als die Anderen fort waren; „ich glaubte, diese Kuchen seien gerade die besten." „Ich begreife es wohl", sagte Bye, „denn ich ging unter den Gästen umher und erzählte ihnen, daß die Kuchen dort mit faulen Eiern gebacken seien."

Seinen ganzen Reichthum an Menschenkenntniß, Humor und Güte benutzte er aber für seinen Beruf als Rathgeber und Vertrauter. Er wurde dazu ausgewählt. Kein Instinkt ist in den Menschen feiner als der entwickelt, der Verständniß ahnt. Auf der anderen Seite beweist nichts so sehr moralische Macht wie die Fähigkeit, Einem durch das einfache, natürliche Wesen Geständnisse abzuzwingen. Ivar besaß diese Fähigkeit. Seiner Art, Vertrauen entgegenzunehmen, ist in unserer Literatur ein Denkmal gesetzt in dem Gedicht: „Ich hab' einen Freund, er flüsterte nun . . ." Ich habe es fern von ihm geschrieben und nicht, weil er es bekommen sollte; sein Name ist nicht genannt und er las es nie; ich schrieb es unter dem Eindruck einer für mich schweren Zeit.

Als meine Frau und ich mit unserem kleinen Knaben vier Jahre nach meinem Abschied vom Theater und von ihm aus der Fremde zurückkamen, sehnten wir uns herzlich nach Bergen und ich besonders nach Ivar. Das Theater hatte sich aufgelöst. Natürlich. Bye hatte aber Vertrauen gewonnen: er war zurückgeblieben als Aufseher über Haus und Inventar; und die kleinen Einnahmen, die er dadurch hatte, genügten ihm. Wir hatten uns darauf gefreut, ihm unseren Knaben zu zeigen, — und nun erfuhren wir, daß Bye gefährlich krank sei. Dennoch mischte sich Freude in die schmerzliche Erregung des Wiedersehens, denn er war noch auf und hob unseren kleinen Jungen zu sich empor; wir wollten viel zusammen sein, sagte er.

Darin täuschten wir uns aber, er sowohl als wir. Am Tage darauf mußte er ins Bett; und ist nicht mehr aufgestanden. Es war, als hätten die Kräfte gereicht, bis wir nach Haus kamen; nun ging es rasch abwärts.

Daß es bald vorbei sein werde, wurde mir erst ein paar Tage darauf klar. Ich kam zu ihm hinauf; „kam" ist eigentlich nicht das Wort, denn ich war wüthend und stürmte die Treppe hinauf. Ich war einer Sache auf die Spur gekommen, die mich empörte, und vergaß, wie junge gesunde Leute allzu oft thun, wie Kran-

ken und Schwachen zu Muth ist. Nach alter Gewohnheit wollte ich mich zuerst bei ihm austoben. Das that ich. Dann bekam ich plötzlich einen hilflosen Blick und die Worte: „Ach nein, . . . ich begreife nicht, was Du da sagst!“ Wie war ich erschreckt, beschämt, unglücklich; und wie mehrte sich mein Schmerz, als er ein paar Tage darauf starb! So nah war er dem Tode gewesen: und wir ahnten es nicht.

Leider ist es mir öfter passirt, daß ich in meinem unbändigen Eifer Denen Weh gethan habe, denen ich am Wenigsten Schmerz bereiten wollte, und diese Ereignisse haben mir später Pein bereitet; jedes für sich und alle vereint haben mich gewurmt und gedemüthigt. Keins aber öfter als dieses. Denn war es nicht vielleicht eine letzte Wiederholung eines rücksichtlosen Mißbrauches (und obendrein am Ausgang des Lebens) seiner anhänglichen Natur?

Als sollten Eingang und Ausgang mit einander verknüpft werden: da die Wirthin seine Augen geschlossen hatte und wieder in ihre Räume herunterkam, stand ein Fremder da; er fragte nach Ivar Bye. Sie erzählte ihm weinend, daß sie ihm eben die Augen zugedrückt habe. Das ergriff den Fremden so sehr, daß er sich setzen mußte. Er begann, zu fragen, und der Wirthin war es eine Erquickung, gerade jetzt aus der reichen Fülle ihres Herzens Ivar loben und zuletzt seinen geduldigen, schönen Tod schildern zu dürfen. Alles machte einen starken Eindruck auf den Fremden und er blieb lange sitzen. Er wollte aber seinen Namen nicht nennen, als er sich zum Gehen erhob. Er machte den Eindruck eines Beamten, sagte sie. Sollte es einer der Kameraden aus Molde gewesen sein, den späte Reue gerade in diesem Augenblick hertrieb? Der Führer selbst war es nicht; er war schon lange tot.

Ich stand am Grabe Ivars Bye und sagte mir, daß ich dies Alles einmal niederschreiben wolle. Ich blickte über das Gefolge hin. Es war in der That ein großes Begräbniß; ich kannte nicht den zwanzigsten Theil der Anwesenden. Es waren Theaterleute, Handwerker, Kaufleute, Seeleute, Beamte, arme Geschöpfe, reiche Leute, sehr alte, sehr junge. Und am Grabe erwarteten uns die Frauen. Da waren Mütter, die ihre Kinder mitgebracht hatten, und die Mütter und die Kinder weinten um die Weite. Alte Fräuleins weit von Sandviken her, arme Frauen, junge Mädchen, Alle mit Blumen und Thränen. Ich kenne unter ihnen manche Menschen, die ihre Thränen wiederfinden werden, wenn sie diese Zeilen lesen.

Wenn ich an meine verstorbenen Lieben denke, bin ich nicht im Stande, sie mir als Leichnam, als abgenagte Skelette vorzustellen. Ich beschwöre sie vor mein Auge mit der Röthe des Lebens auf ihren Wangen, die Augen auf mich gerichtet. Bye kann ich mir so vorstellen, wie er jetzt aussehen mag. Ja, ich sehe ihn meist so: mit seiner Reihe prächtiger Zähne in breiter Rundung unter dem Nasenbein und mit den Höhlen unter dem schönen Hirnschädel. Ich kann so getrost die kalkgrauen Knien sehen, ein Wenig hinaufgezogen, und die langen, knochigen Finger gegen einander gefaltet. Ich glaube nicht, daß die Magerkeit seines Gesichtes an dieser Phantasie schuld ist, auch nicht der Umstand, daß ich ihn sah, wie er draußen im Leerfoß, vom Wasserfall umstäubt, zusammengekauert saß und mehr aus Höhlen denn aus Augen herausglotzte, während seine Zähne glänzten. Nein: ich glaube, daß ich ihn so sehen kann, weil sein Verständniß für Menschen und Verhältnisse so tief, so liebevoll war, daß es für ihn nichts Anstößiges mehr gab, weder in den Formen des Lebens noch in denen des Todes.

Und Das hat sich in meiner Erinnerung zum Sinnbild gestaltet.

Björnstjerne Björnson.

❧

Bilinski, Kestranek, Taussig.

Die Reklamirung der Wirthschaftüberschüsse für den Fiskus ist zur internationalen Landplage geworden. Aus allen Winkeln Europas dringt Gestöhn über die Gier der Finanzminister. Mit seltener Uebereinstimmung zeigen die Budgets ihre Defizits. Erst das Deutsche Reich (nach dem Rezept: „Deutschland in der Welt voran"), dann England, Frankreich und Oesterreich-Ungarn. Im Grunde handelt es sich ja doch nur um die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen staatlicher und privater Wirthschaft. Diese ist mit Riesenschritten vorwärts geeilt und der schwerfällige Staat konnte nicht mit. Von Zeit zu Zeit muß also der entstandene Zwischenraum regulirt werden. Dann hallt die Welt vom Geschrei über Steuerlasten und drohenden geschäftlichen Ruin wider. Unter der „Steuermisere" leidet schließlich auch die Privatwirthschaft. Weil bei ihr die Vermögensbestandtheile so sichtbar und greifbar sind. Hart stoßen die Meinungen auf einander; und der Haß gegen die überragende Potenz des produktiven Kapitals kommt oft zu groteskem Ausdruck. In Oesterreich führt der Finanzminister von Bilinski einen erbitterten Kampf gegen die Steuerobjekte. Sein Programm, das in manchen Einzelheiten deutschem Muster nachgebildet ist, wurde a limine von den Häuptern der Wirthschaft abgelehnt. Das will noch nichts sagen; denn in Steuersachen hört überall die Gemüthlichkeit auf. Wichtig und als Symptom lehrreich ist aber ein Umstand: der österreichische Finanzminister hat sich als ein Reaktionär de pur sang entpuppt. Der Aktionär ist für ihn ein Mensch, der ein unerlaubtes Gewerbe betreibt. Die Aktie gilt ihm als eine die öffentliche Moral schädigende Einrichtung. Kartelle der Industrie sind Unternehmen, die nicht die geringste Rücksicht verdienen. Das österreichische Eisenkartell ist eine Hochburg der Ausbeuterei. Und das Alles: weil Herr von Bilinski Geld braucht, neue Steuern einführen will und eine Durchkreuzung seiner Absichten als Hochverrath empfindet. Dieses Verbrechen hat die Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft begangen, über die der Finanzminister im Budgetausschuß des wiener Reichsrathes ein schlimmes Verdammungurtheil fällte. Die Gesellschaft, eins der angesehensten Montanunternehmen der habsburgischen Monarchie, wollte Gebühren sparen und entschloß sich deshalb zu einer Transaktion, die den Fiskus um eine erkleckliche Summe brachte. Obwohl durchaus nicht sicher ist, daß das Verfahren ungesetzlich war, bezeichnete es der Finanzminister als eine „Affaire, die der Oeffentlichen Sittlichkeit zuwiderlaufe"; als ein „unerhörtes Scheinmanöver, das, so viel man auch in Österreich vertrage, doch alle bisherigen Erfahrungen übersteige". Solche ministerielle Kritik an der geschäftlichen Manipulation einer Aktiengesellist selbst im Lande der Talonsteuer noch nicht dagewesen. War sie gut begründet?

Die Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft steht seit zwanzig Jahren in engen Beziehungen zur Böhmischen Montangesellschaft. Die Verbindung entsprang den natürlichen Lebensbedingungen beider Unternehmen. Für die Produktion und Verarbeitung von Erz und Eisen ergab sich eine gemeinschaftliche Grundlage. Eben so für den Verkauf und die Organisation. Durch die Einigung wurde die Verbilligung der Fabrikation, die Ermäßigung der Geschäftsunkosten möglich. Beide Betriebe kamen so gut vorwärts, daß im Jahr 1904 eine Fusion beschlossen wurde. Da eine völlige Uebernahme der Anlagen der Böhmischen Montangesellschaft durch die Prager Eisenindustrie Gebühren von sieben Millionen Kronen erfordert hätte,

entschloß man sich, zunächst nur das gesammte Aktienkapital der Böhmischen Montangesellschaft zu erwerben, das Unternehmen aber weiter bestehen zu lassen. Also wurden getrennte Bilanzen geführt. Dieser Zustand schien aber auf die Dauer nicht opportun; wegen der dreifachen Besteuerung, der die Dividende der Böhmischen Montanaktien unterlag. Die hatte die übliche Abgabe der Aktiengesellschaften (im Ganzen 20 Prozent des Gewinns) zu zahlen, außerdem wurde der Ertrag im Gewinn der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft noch einmal fiscaliter beschnitten und drittens zinste es dem Fiskus im Einkommen des einzelnen Aktionärs. Die Verwaltung der P E J G entschloß sich deshalb, die Böhmische Montangesellschaft aufzulösen und die beiden Betriebe mit einander zu vereinigen. Im Effekt handelte es sich nur um eine Formalität zum Zweck der Steuerersparniß; denn durch den Besitz sämmtlicher Aktien war die P E J G ja schon Eigenthümerin der anderen Gesellschaft. Um die Uebernahme der Anlagen regelrecht durchzuführen, wurde ein Versteigerungtermin ausgeschrieben. Dort erschien als einzige Bieterin die P E J G. Sie erwarb die Werke des ihr bereits gehörenden Unternehmens zu dem Preis, zu dem die Aktien der Böhmischen Montangesellschaft bei ihr gebucht sind: zu 8½ Millionen Kronen. Das geschah wiederum in der Absicht, an den Gebühren für die Uebertragung zu sparen; denn in der Bilanz der Böhmischen Montangesellschaft figurirten die Anlagen mit 19½ Millionen. Wäre dieser Preis deklarirt worden, so hätten die Kosten 780 000 Kronen betragen; nach dem gewählten Modus warens nur 340 000 Kronen. Das ist das „unerhörte Scheinmanöver", das die Seelenruhe des Finanzministers so jäh gestört hat. Sieht man von Detailfragen aus der steuerrechtlichen Praxis des Nachbarlandes ab, so bietet schon ein Fundamentalsatz des geschäftlichen Lebens eine Rechtfertigung der P E J G; der Grundsatz: möglichst billig zu kaufen. Bei Versteigerungen sucht der Käufer doch nicht zu einem Maximalpreis, sondern zum Minimum anzukommen. Hätte die prager Verwaltung anders gehandelt, so könnten die Aktionäre sie regreßpflichtig machen. Für den Erwerb der böhmischen Werke konnte nur der Preis maßgebend sein, zu dem die Aktien der Gesellschaft in der Bilanz der Käuferin geführt wurden. Bei der öffentlichen Ausbietung mußte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich noch andere Reflektanten meldeten. Die wären aber von vorn herein abgeschreckt worden, wenn als Grundpreis die Summe von 19½ Millionen Kronen genannt worden wäre. Das würde vielleicht nicht der Moral, wohl aber der geschäftlichen Klugheit mit Stentorstimme widersprochen haben.

Rebus sic stantibus erscheint es kaum glaublich, daß der Finanzminister eine förmliche Aktion gegen die P E J G eingeleitet hat. Maßregeln, die dem reichsdeutschen Verständniß unfaßbar sind. Die aber zeigen, welcher Freiheiten sich die Aktie in dem so hart gescholtenen deutschen Recht im Vergleich zu österreichischen Zuständen erfreut. Die P E J G hatte die Vermehrung ihres Aktienkapitals beschlossen, um die Mittel zur Einlösung einer Obligationenschuld der Böhmischen Montangesellschaft zu erlangen. In Oesterreich müssen die Modalitäten solcher Geschäfte dem Finanzminister zur Genehmigung unterbreitet werden. Meist werden solche Eingaben glatt erledigt, namentlich, wenn die Antragsteller so qualifizirt sind, daß man ihnen das nöthige Verständniß für Nothwendigkeit und Aufmachung der Emission zutrauen darf. Herr von Bilinski war jedoch der Meinung, man dürfe einer „Kapitalverwässerung' nicht Vorschub leisten, und suchte deshalb dem geplanten

Geschäft Hindernisse in den Weg zu legen. Da der Nominalkurs der Aktie der P E I G 400 Kronen, der Börsenpreis dagegen 2600 Kronen oder 650 Prozent beträgt, so mußte eine Verdünnung des Kapitals den sittlichen Grundsätzen des Finanzministers eigentlich entsprechen. Herr von Bilinski aber schrieb der Gesellschaft und ihren Finanzberathern den Emissionpreis einfach vor. Die Jungen Aktien sollten ursprünglich zu Pari ausgegeben werden. Da erklärte der Mann des Fiskus: „Quod non! Ein Kurs zwischen 1400 und 1800 Kronen ist das Richtige.“ Kann sich Einer vorstellen, daß der preußische Finanzminister der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft oder der Laurahütte oder einer Bank befiehlt, welchen Preis sie für neu zu emittirende Aktien fordern solle? In Oesterreich kanns so sein; ists gestern so gewesen. Man einigte sich auf einen Kurs von 1400 Kronen; und die Prager hofften, nun Ruhe zu haben. Da kam der Ankauf der Böhmischen Montangesellschaft und das gewaltige Aergerniß für den Finanzminister. Der erklärte einfach: Die beantragte (und von der Generalversammlung beschlossene) Kapitalserhöhung ist nicht nöthig. Strafe muß sein; und damit die P E I G sieht, daß die Regirung auch noch da ist, wird weiter dafür gesorgt werden, daß die Gebühren für die erwähnte Transaktion ihr voll gerüttelt Maß ausmachen. Zum Dritten kündete Herr von Bilinski an, daß er eine Dividendenzusatzsteuer beantragen und so der Hybris der P E I G ein Ende machen werde. Die neue Steuer ist, nach den Worten des Ministers, den Pragern auf den Leib zugeschnitten. Kampf bis zur Abfuhr also; wobei nur Eins sonderbar anmuthet: die gänzliche Ausschaltung der Aktionäre. Für den Minister giebt es nur einen Gegner: die Verwaltung und ihr Haupt, den Centraldirektor Wilhelm Kestranek. Die Interessen der Aktionäre kümmern ihn nicht.

Herr Kestranek ist als Techniker und Finanzmann gleich tüchtig und hat sich auch in der Oeffentlichkeit als muthige Persönlichkeit gezeigt. Zweimal focht er vor dem Forum des Gerichtes einen erbitterten Kampf wider politische Gegner aus. Der als „Prager Röhrenlieferungprozeß“ bekannte Fall endete zwar mit einer Verurtheilung Kestraneks zu einer hohen Geldstrafe; doch der Bestrafte erfocht einen nicht kleinen moralischen Sieg. Dann kam die Fortsetzung: die Beleidigungsklage des czechischen Abgeordneten Vrdlik gegen Kestranek. Dieser hatte im ersten Prozeß behauptet, daß Abgeordnete ihre Stellung zur Erlangung materieller Vortheile mißbraucht hätten. Die Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, der solche Angebote gemacht worden seien, habe von vorn herein jedes Entgegenkommen abgelehnt. Das habe dann zu den Drohungen gegen das österreichische Eisenkartell geführt. Ueble Dinge, die, sollten sie sich als wahr erweisen, den Kredit der österreichischen Wirthschaft nicht heben würden. Zunächst ist der Prozeß „auf unbestimmte Zeit“ vertagt worden. Aber Kestranek hat sich natürlich durch sein Vorgehen nicht beliebter gemacht. Auf die Erklärung des Ministers folgte eine Gegenerklärung in der Neuen Freien Presse, unterzeichnet vom Verwaltungrath der P E I G. Dem gehört der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg, an; die Schicksale der P E I G spielen also auch ins Reich der deutschen Finanz hinüber. Die Antwort an den Minister läßt an Schärfe nichts zu wünschen übrig, behandelt die streitigen Fragen aber sachlich. Punkt vor Punkt werden die ministeriellen Schritte und Ansichten als unbegründet erwiesen. Besonders wichtig scheint ein Hinweis auf die Aeußerungen eines Mitgliedes des Verwaltungsgerichtshofes. In einer Abhandlung dieses Herrn, die sich mit der Liquidation und Fusion von Aktiengesellschaften beschäftigt, steht

ein Passus über das „raffinirte System von Entwickelunghemmungen, in die der österreichische Industrialismus durch das gesammte öffentliche Recht und durch die Praxis dieses Rechtes, vornehmlich bei der Erhebung von Steuern und Gebühren, eingeklemmt ist.“ Auf diese Weise sucht man Oesterreichs Industrie konkurrenzfähig zu machen. Es giebt wohl kein Land, in dem die Aktie so störender Aufsicht unterworfen ist wie in Oesterreich. Der Erfolg ist ein Minimum von Aktiengesellschaften im Verhältniß zu dem Maximum solcher Unternehmungen in Deutschland. Die Ueberwachung der Gesellschaften ähnelt der Kontrole, der in Deutschland die Hypothekenbanken unterstellt sind; ein Bischen auch der Sittenpolizei. Aber die Aktie ist keine mündelsichere Schuldverschreibung, sondern ein Besitztitel, dessen Beweglichkeit das Eindringen von Geldkapital in den Wirthschaftkörper erleichtern soll.

Wie weit der Kampf der Nationalitäten in das Schicksal einzelner Gesellschaften eingreift, lehrt auch die neue Geschichte des größten ungarischen Hüttenwerkes, der Rima-Muranyer Eisenwerkgesellschaft. Monate lang waren Rima-Aktien das in Budapest und Wien bevorzugte Spielpapier. Der Kurs des Papieres zeigte amerikanische Extravaganzen. Die Spannungen, die sich täglich ergaben, trieben das Publikum zur Raserei; und der Börsenpalast am Schottenring, der seit 1873 kaum noch eine große Sensation erlebt hatte, fühlte sich um dreißig Jahre verjüngt. Der ganze Rummel ging davon aus, daß Magyaren und Oesterreicher um die Vorherrschaft im Aktienbesitz kämpften. Die Gesellschaft sollte einfach magyarisirt werden. Und die Banken, die an dem Unternehmen betheiligt sind (der Wiener Bankverein, die Verbindung der Deutschen Bank, hat das ungarische Hüttenunternehmen groß gemacht; es verdankt also seine Entwickelung deutschem Einfluß), mußten schließlich wohlerwogene Pläne aufgeben. Die Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, die Böhmische Montangesellschaft, die Rima-Muranyer Hüttenwerke: lauter Stützen der österreichisch-ungarischen Industrie. Aber die Politik und der Fiskus lassen ihnen nicht die Ruhe, sich zu gesunden Gliedern des Wirthschaftkörpers zu entwickeln; und das Kapital, das diesem Körper neues Blut zuführen soll, macht, eingeschüchtert, vor den schwarzgelben Grenzpfählen Halt, hinter denen der gestrenge Herr von Bilinski wacht.

Diese Verhältnisse wurden auch in Berlin wieder besonders eifrig besprochen, als die Nachricht vom Tode Theodors von Taussig gekommen war. Des Einzigen, der in den Ländern der habsburgischen Krone vermocht hat, als Bankdirektor sich eine unangreifbare Position zu schaffen. Taussig (der in seinen letzten Lebensjahren Gouverneur der Bodenkreditanstalt hieß, auch unter diesem Titel aber ihr eigentlicher Leiter blieb) war Oesterreichs stärkster und nobelster Bankmann; in unserer Zeit der einzige ganz großen Stils. Nicht ein Industrieorganisator von dem raschen Blick seines Landsmannes Wittgenstein; aber ein wirklich großer Bankier. Unser Fürstenberg, dem man ihn, den auch Witzigen, auch von Furcht und Bedenken nie Geplagten, oft verglichen hat, ist moderner und, wie ein Blick auf Rheinland-Westfalen und Oberschlesien lehrt, zu industrieller Mitarbeit und Großmachtalliance besser geeignet. Doch selbst er, der im wohnlicheren Deutschen Reich lebt, hat nicht das Wesensformat und hat nicht die Stellung erobert, die Taussig hatte. Der war, seit er die Rothschild-Gruppe ins Joch seines Willens gezwungen hatte, Reichsbankier und Mitregent. Allen Gewalten, sogar der Presse und dem Parlament, zum Trotz erhielt er sich. Und am Sarg des großen Geldhändlers trauert die austro-ungarische Geschäftswelt um ihre stärkste und zugleich vornehmste Persönlichkeit. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Dezember 1909.

Septimana.

Erster Dezember. Dumm, daß liberale Schreiber die Thronrede, die gestern den Reichstag eröffnet hat, mit Spott und Gallapfelsaft bespritzen. Sie ist gut; besser als die meisten, die wir in den letzten Jahren lasen. Kein Wortprunkmantel, kein Phrasenschleppkleid; eine kurze, klare Liste der zu leistenden Arbeit. Die Genesis der Thronreden ist noch nicht so bekannt, wie man glauben dürfte. Jedes Ressort, sagte mir Bismarck, liefert seinen Speisezettel in die Reichskanzlei; da die Gerichte vorher vereinbart sind, wird dort selten noch Wesentliches geändert; der Kanzler sorgt für das internationale Gewürz, für Hors d'oeuvre und Dessert, für die allgemein bekömmliche Sauce und thunliche Erfüllung etwa beim Allerhöchsten Herrn noch vorhandener Wünsche: dann kann die Glocke zur Mahlzeit rufen. Diesmal giebts nicht viel zu essen. Ein Segen nach der Ueberfütterung mit Gesetzen und Projekten. Hauptgerichte: Heimarbeitordnung, Reliktenversicherung, Erweiterung der Krankenassekuranz. Da weiß Bethmann Bescheid; diese Entwürfe hat er, als Erbe Posadowskys, mitvorbereitet. (Herr Clemens Delbrück hat also Zeit, auf dem Platz, wohin ihn zuversichtliche Hoffnung nicht begleiten konnte, sich in Würde zu fassen.) Die Strafprozeßordnung, die fast noch wichtiger ist als das Strafgesetzbuch, wird hoffentlich abgelehnt; hier kann das Centrum zeigen, daß es auch jetzt nicht um jeden Preis gouvernemental sein will, sondern sich mit seiner ganzen Wucht für eine ernsthafte Besserung des Unzulänglichen einsetzt. Herr Dernburg möchte die Diamantenkonjunktur benutzen, um in West und Ost Bahnen zu bauen. Dagegen ist nichts zu sagen: ohne Schienenstrang giebts keine wirksame Kolonisation. Auch auf die Reform des Gerichtswesens, auf ein Beamtengesetz und eine Gehälterordnung können die Kolonien nicht länger warten. Die Aufgabe, über die neuen Steuergesetze zu reden, war heikel;

Stilistengeschicklichkeit hat sie bewältigt. Kein Wort des Dankes an die Mehrheit, die, wenigstens auf dem Papier, dem Reich das nöthigste Geld gesichert hat; doch die Anerkennung: Ihr habt uns neue Einnahmequellen erschlossen. Kein klägliches Geseufz über die „Zwangslage", in die das Zerbröckeln des Blockes die Regirung gebracht habe. Fortan dürfen Konservative, Katholiken und Polen den Schmähern erwidern: „Die Verbündeten Regirungen haben den Werth unserer Leistung anerkannt; wäre sie so miserabel, wie Ihr behauptet, dann müßtet Ihr, statt an uns, Euch an den Bundesrath halten, der sie nützlich gefunden und deshalb acceptirt hat." Die Thronrede wäre, in ihrer nüchternen Tonart, nur zu loben, wenn der Absatz über die internationalen Beziehungen (der offenbar viel Mühe gekostet hat) nicht ein Bischen verdrösse. Auch hier ärgert kein Ueberschwang, fehlt diesmal (Bethmann sei Dank!) der verdächtige Eifer, mit dem allzu lange und allzu laut die friedliche Gesinnung Deutschlands betheuert wurde. Nachdem Herr Pichon die Loyalität der Berliner gerühmt hatte, konnte man wohl an eine Erwiderung solcher Artigkeit denken. Durfte nur nicht vergessen, daß sie durch schwächliche Nachgiebigkeit erworben war, und brauchte für die Antwort nicht die Feiertagsform der Thronrede zu wählen, deren in der Stunde der britischen Krisis recht merkbare Absicht nicht nur in London verstimmen konnte. Und mußte wirklich wieder, wie ein Lebendiges, der Dreibund erwähnt und vom „Zusammenhalten der drei verbündeten Reiche" geredet werden? Algesiras, der bosnische Streit, Racconigi: drei Beweise, wie sie „zusammenhalten". Schade. Doch trotz diesem Fehler verdient die erste bethmännische Arbeit das Prädikat: Im Ganzen gut.

Zweiter Dezember. In der ersten Christmondsstunde hat das englische Oberhaus das Budget abgelehnt. „Dürfen sie denn Das?" So fragte der entkrönte Kaiser Ferdinand, als er hörte, die Preußen seien in Böhmen eingerückt. Die Lords konnten sich sogar auf eine Rechtstradition berufen. Seit 1671 ist ihnen auch von den Commons das Recht zur Ablehnung eines Finanzgesetzes verbürgt; sie dürfen nicht ändern, doch weigern. Und haben weder ein Gesetz noch eine Konventionalregel verletzt, als sie die Bill ablehnten, die außer Abgabenerhöhungen und neuen Steuern dem Reich Aenderungen im Modus der Einschätzung, des Grunderwerbes und der Schankerlaubniß zumuthete. Das Stimmenverhältniß (350 gegen 75) lehrt, daß Herr Lloyd George nicht nur von Tories bekämpft wird. Lord Cromer (der dem Haus Baring angehört), Lord Rosebery (Rothschilds Schwiegersohn), Lord Avebury und Andere, von deren Lippe die schroffste Kritik des bepackten Budgets kam, sind Liberale. Die kontinentale Vorstellung, das Oberhaus sei nur ein Junkerheim, ist völlig falsch. Da sitzen reiche Bänker, Brauer, Industrielle; und

Campbell-Bannerman und Asquith haben seit 1906 die Zahl der liberalen Peers hastig erhöht. Die Thatsache, daß dieses Haus eine Bill ablehnt, darf man nicht unter das Rubrum „Junkerreaktion" buchen. Lord Curzon (der die wirksamste Rede hielt) konnte mit Recht sagen, das Oberhaus würde der ernstesten Pflicht feig ausbiegen, wenn es, aus Furcht vor etwa möglichen Schädigungen seiner Existenz, ein so verhängnißvolles Gesetz durchließe. Das Land soll entscheiden. Behalten nach der Januarwahl die Liberalen eine halbwegs ausreichende Mehrheit, dann werden die dreizehn Millionen Pfund Sterling, die das Reich braucht, wieder auf dem von Lloyd George gewählten Weg herangeschafft, wird aber auch versucht werden, den Lords das Vetorecht zu nehmen und die Peerskammer zum bloßen Stuckornament am Gebäude einer vom Willen einer einzigen Kammer gelenkten Demokratie zu machen. Siegen die Konservativen, dann ist auch Chamberlains Schutzzollplan dem Sieg nah und mit gesteigerter Rüstung, gesteigerter Lust zu kriegerischer Auseinandersetzung mit Deutschland zu rechnen. Nach Allem, was man, namentlich auch aus der City, hört, ist anzunehmen, daß die Briten für stärkere Waffnung und gegen sozialistische Experimente sind und daß die Konservativen heute mit nicht geringerer Zuversicht als im Jahr 1893 (da die Lords die Homerulebill Gladstones verworfen hatten) hoffen dürfen, die Mehrheit der Stimmen zu werben. Jedenfalls stehen wir vor einem Ereigniß, dessen Bedeutung weiter reichen wird als alle Nachwirkung des mandschurischen Krieges; und müssen, da Prohibitivzoll und Dreadnoughtbau sich gegen uns richten würde, einsehen, wie unklug, wie strafbar thöricht es war, die Zeit der Burennoth und der Whigherrschaft müßig zu versäumen. Auch mit Lansdowne wird zu reden sein. Jetzt aber, vor der Parlamentswahl, ist nichts zu machen. Ist vor jedem Wort, das ein Politiker spricht oder schreibt, nur gewissenhaft zu erwägen, wie es in England wirken werde. Nicht oft war im Lauf der Geschichte die Entscheidung, die in einem Lande fiel, für ein anderes so ungeheuer wichtig. Ruhe ist nun wirklich erste Bürgerpflicht. Keine langen Reden über das Handelsprovisorium noch gar über den Kongostaat (über den ein erfahrener Diplomat nicht mit einer im Lebenscentrum bedrohten Regirung verhandelt hätte); und Vertagung jeder Marinedebatte bis in den Februar. Wie schlecht auch die beste Absicht wirken kann, lehrt uns heute die französische Presse. Wer lesen kann, merkt da, wie die berliner Thronrede drüben das Selbstgefühl gestärkt hat. „Weil wir seit den Tagen der Casablancakrisis uns nicht mehr nachgiebig, sondern energisch gezeigt haben, werden wir so gut behandelt." Das ist der Grundton. Delcassé kann lächeln. Eifernde Höflichkeit des Nachbars hält der Franzose für ein Schwachheitsymptom; und hört auf, ihn zu füchten.

Dritter Dezember. Von Ausbrüchen nationalen Unwillens gegen die Lords verrathen die englischen Berichte einstweilen nichts; trotzdem die meisten doch von liberalen Männern stammen. Offenbar gehört das ganze Briteninteresse der Frage: Tarifreform und Reichssicherheit oder Staatssozialismus und Kleinengländerthum? Aus Petersburg wird gemeldet, die russo-japanische Verständigung über die Interessensphären sei beinahe fertig. Kann richtig sein. Was uns über die ostasiatische Kriegsgefahr erzählt wurde, war von leicht durchschaubarer Absicht erfunden. Japan denkt, unter dem dreifachen Druck der Geldnoth, der Pacificsorge, der nur zwischen Verachtung und Mißtrauen schwankenden Chinesenstimmung, nicht an neuen Krieg gegen Rußland. In Neudeck hat die französische Schauspielerin Jeanne Granier, die Guido Henckel wohl aus der Paivazeit kennt, vor dem Kaiser gespielt. Was gehts uns an? Die würdige Dame, vor drei Jahrzehnten die L'Ange der Angot, soll ihre Sache noch sehr gut machen. Hübsche und galante Mädchen, die auf ihre alten Tage Sprecherinnen und Spielerinnen ersten Ranges werden: pariser Spezialität. Berliner: Wäschecommis, die sich in die Theaterkritik verlaufen haben und bei läppischen Anlaß nun Mannesmuth zeigen möchten. Was wir aus dem Munde der Granier und ihrer Leute über Worte Wilhelms erfahren, ist nicht nachprüfbar; es magistral zu beschwatzen, gefahrloses Bengelvergnügen. Die Helden sollten lieber erwähnen, daß der Kaiser von deutscher Schauspielkunst fast nur das Allerschlechteste kennt, die Frauen Sorma, Höflich, Lehmann, Durieux, Eysoldt, die Herren Sauer, Bassermann, Reicher und andere Protagonisten nie gesehen hat und den Werth pariser Bretterkönige drum nicht sicherer ermessen kann als Einer, der unsere Großindustrie nicht kennt, den Status amerikanischer Betriebsformen. Gräßlich wirken die Hofjagdberichte, die jetzt wieder täglich in den Zeitungen stehen. Der im Rang Höchste schießt immer am Meisten. Zwei Stück Wild in jeder Minute. „Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd die für Fürsten ungeeignetste", sagt Fritz von Preußen im „Antimacchiavell". Und hat die heute bei Hof beliebte Massenschlächterei noch irgendwas mit edlem Waidwerk gemein, das ein Kampf menschlicher gegen thierische List sein soll? Jetzt wird das Wild Wochen lang vor der Hofjagd gezähmt, an den Anblick zielender Jäger gewöhnt und schließlich, wenn es glaubt, von dem Stahlrohr, das es so oft auf seinen Leib gerichtet sah, drohe ihm keine Gefahr, in Rudeln vor die Flinte des allerhöchsten Schützen getrieben. Der dann nur loszudrücken braucht. Bald weiß auch jedes Kind, daß der Kaiser eine Fernrohrflinte hat, deren Mechanismus ihm das Jägerhandwerk noch wesentlich erleichtert. Warum also die häßlichen Ziffern öffentlich plakatiren? Noch Etwas aus diesem Kapitel. Weil der Kaiser zur

Jagd nach Donaueschingen fuhr, mußten im Gebiet der badischen Staatsbahn fünf Züge ausfallen, für fünfzehn die Abgangszeiten geändert werden. Ungefähr also wie an Tagen ernsthafter Mobilmachung. Dieser Zustand, mit der Straßensperre und der Pferchung der Reisenden in verriegelte Wartesäle, wird nachgerade unerträglich. Wird im Reichstag bei der Haushaltsberathung Einer davon reden? Richtig: der Reichstag. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist zum Zweiten Vicepräsidenten gewählt worden. Weil die Nationalliberalen den Platz, der ihnen gebührte, nicht wollten und weil Taktikerpfiffigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu lootsen. Alas, poor Paasche! Der war sicher zur Annahme des Postens bereit und findet den Verzicht gewiß unklug. Welcher Schlaue verzichtet freiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu sitzen? Lahmeyer und Bergmann hätten wohl gern einen Vertrauensmann im Aufsichtrath der AEG oder der Koalition Siemens-Schuckert. Doch vielleicht bewahrt die Erkenntniß dieses Fehlers die Nationalliberalen vor schlimmeren. Erni, nach allem als Kolonialdirektor und Vorschußforderer Erlebten, Reichstagspräsident: das Unbeschreibliche, hier ist es gethan. Graf Stolberg-Wernigerode, Oberlandesgerichtspräsident Spahn, Erbprinz zu Hohenlohe: die Drei thronen nun über den Vertretern des deutschen Volkes. Dessen Regirbarkeit ist und bleibt unübertrefflich.

Vierter Dezember: In Italien ist das Ministerium Giolitti gefallen. Ueber eine Finanzreform, die den Erbtheil schärfer besteuern wollte. Deutschland, England, Italien: der dritte Fall. In London und Rom waren Liberale die schroffsten Gegner der Erbschaftsteuer. Ganz so einfach, wie man uns vorgeredet hat, kann die Sache nicht sein. Der Kapitalist wittert die bequeme Möglichkeit der Vermögenskonfiskation; will den Besitzlosen nicht das Recht zur Verfügung über erworbenes Gut geben. Eigentlich müßte die Bourgeoisie Herrn Dr. Ernst von Heydebrand als ihren Vorkämpfer kränzen. Der hat muthig ausgesprochen, was ihre Massenangst scheu im Busen birgt: Eine Besitzsteuer, deren Höhe ein aus allgemeinem, gleichem Wahlrecht hervorgegangenes Parlament bestimmt, muß, früh oder spät, zur Expropriation der Besitzenden führen. Wer in Italien ans Ruder kommt, kann uns gleichgiltig sein. Je deutlicher die Abkehr vom deutsch-österreichischen Bündniß zum Ausdruck gelangt, desto besser. Der Volksstimmung hat General Asinari die Zunge gelöst. Hoffentlich sieht Herr von Jagow nicht Alles durch die Brille seines hohen Gönners Bülow. Der hat nie ärger geirrt als in der Beurtheilung römischer Tendenzen; ein neuer Beweis für die Berechtigung des bismärckischen Zweifels: Kann der Ehemann einer Ausländerin für die Heimath seiner Frau das richtige Augenmaß haben? Der belgische Leopold, heißts, gründet Aktien-

gesellschaften, deren Papiere an die Börsen kommen sollen. Scheint, weil er seine kleine Baronin Vaughan allzu munter als Pompadour affichirt, auf dem Thron nicht lange mehr haltbar. Auf dicken Wollsocken umstapft ihn schielend der Menschenschnitter. Dieser Sohn des verrußten Koburgers und der Bürgerkönigstochter ist nicht vom Alltagskaliber. Und hat, trotz all seinen Streichen (Cleo war nur in der Legende sein Liebchen), für Belgien ungemein gute Geschäfte gemacht. Der erste modern schillernde Großkaufmann auf einem Thron mußte vielleicht was vom Gauner und was vom lüderlichen Nishnijfahrer haben. Die ersten hansischen Sklavenhändler glichen auch nicht Kindergemüthern.

Fünfter Dezember. Die britische Absicht (von der ich vor vierzehn Tagen hier sprach), die Konzession der Suezkanalgesellschaft schon jetzt um vierzig Jahre zu verlängern, hat sich im letzten Augenblick als einstweilen unausführbar erwiesen. Abbas Hilmi, der Khedive, hatte verfügt, der Vorschlag der egyptischen (britischen) Regirung sei der General Assembly zu unterbreiten. Das war ein Fechterkunstgriff. Denn man wußte in Kairo, daß in dieser Nationalversammlung eine Mehrheit für den Plan nicht zu erreichen sein, sondern die Forderung durchgehen werde, den Kanalertrag von 1969 an dem Egypterstaat zu überweisen. Die brüske Ablehnung hätte das Britenprestige am Nil geschmälert. Deshalb ließ England das Projekt schon in der pariser Generalversammlung der Kanalgesellschaft sacht fallen. Die Sache ist bis zum Februar vertagt worden. Vielleicht sitzt dann Lord Lansdowne auf dem Stuhl, von dem aus Sir Edward Grey jetzt das British Empire regirt. Und vielleicht kratzt man bis dahin Argumente zusammen, denen die Nationalversammlung zugänglich ist. Für die Gewährung des Khalifates könnte Abbas Hilmi immerhin Einiges spendiren. Am Vierzehnten will er nach Mekka und Medina reisen. Den viertägigen Kamelritt, der sonst nöthig war, vermeiden: er nimmt vier Automobile mit und die Straße ist für solche Fahrzeuge hergerichtet. Hamada Pascha, der als Zolldirektor die Eingeweide egyptischer Verwaltung gesehen und nach den Wakfs des Vicekönigs die des Khalifen, als Minister, geleitet hat, ist schon auf dem Weg nach den Heiligen Stätten. Die gehören ja, wie Moscheen und Kirchhöfe, zu seinem Ressort. Wahrscheinlich will er nur die Kaaba umkreisen; nicht etwa den Khedive überwachen. Wer denkt in Konstantinopel daran? Wer träumt in London von dem Wunsch, Eduard, als den Patron eines arabischen Khalifen, zum Großherrn aller Gläubigen zu machen?

Sechster Dezember: Ein Jammer, daß im Reichstag kein Mensch sich noch zu echter Leidenschaft, zu rechtschaffenem Zorn aufraffen kann. Daß Alle nur wie Advokaten ihre Sache vertreten. Da darf sich Herr Tirpitz hinstellen und reden, als sei auf der kieler Werft im Grunde nichts irgendwie Schlimmes

geschehen. Keiner antwortet, wie sichs gebührt. Unterschleife? Davon darf nicht mehr die Rede sein: alle Angeklagten sind ja freigesprochen worden. Nur die Sozialdemokraten lachen den Redner aus. Der mit ernstem Gesicht thut, als sei der Spruch der Jury ein Strafkammerurtheil, dessen Begründung auch die Werftbeamten als unschuldig erkannt habe. Weiß diese Excellenz nicht, daß Geschworene nach dem Gefühl urtheilen, ihren Spruch niemals motiviren und daß in Kiel die Verurtheilung an der Strähne einer Laienstimme hing? Das konnte der Balbos des Marineamtes von seinem juristischen Meschores erfahren. Die Jurymehrheit mag entweder den Schuldbeweis nicht stark genug gefunden oder gemeint haben, da man die an der Lüderei Hauptschuldigen nicht packen könne, sei es ungerecht, die zufällig Angeklagten nach der Tortur der Untersuchunghaft noch härter zu strafen. Durfte der Herr Staatssekretär deshalb einen so hohen Ton anschlagen? Der Mann, hat Wilhelm oft gesagt, setzt im Reichstag Alles durch. Leider. Und ist im Kreis der Kollegen doch der Bringer des ärgsten Unheils. Seine Schuld ist, daß wir in Kiautschau festsitzen (und aus Ladewigs großem Portemonnaie wirthschaften); daß wir uns nicht längst mit England verständigt haben; daß in unbedächtiger Schnelle gebaut, das Fertige aber, weils an Geld fehlt, nicht in den Zustand der Kriegsbereitschaft gebracht wird; daß zwischen den Terminen der Mannschaftenilassung und der Rekruteneinstellung ein gefährliches Intervall bleibt; daß Jeder, der seinem System tapfer widerspricht, vom Platz weichen muß (Fall Baudissin); daß beim Maschinenkauf nicht die Qualität entscheidet, sondern excellentes Privaturtheil; daß wir nicht mehr Unterseeboote haben. Und manches Andere noch. Doch den Reichstag hat er gezähmt. Selbst Herr Erzberger erweist ihm Reverenz.

Siebenter Dezember. Das in der Thronrede dem Quai d'Orsay gespendete Lob läßt sich nur rechtfertigen, wenn die pariser Herren sich bereit erklärt haben, die vom Sultan Muley Hafid den Brüdern Mannesmann gewährten, von den namhaftesten Staatsrechtslehrern Europas als unbestreitbar giltig anerkannten Minenkonzessionen ohne Chicanirungversuch endlich wirksam werden zu lassen. Wenn dem Geheimrath Haber befohlen ward, schleunig den Antrag zurückzuziehen, der ein internationales Schiedsgericht nach Lausanne rufen wollte. Wenn Herrn Etienne klipp und klar gesagt worden ist, an ein Franzosenmonopol, ein französisches Wirthschaftpatronat sei in Marokko nicht zu denken. Würden die westfälischen Patrioten, deren zähe und muthige Arbeit unserer Wirthschaft einen Rechtsanspruch auf Marokko gerettet hat, von den Herren der Wilhelmstraße im Stich gelassen, dann hätte der fünfte Kanzler, der einzig Verantwortliche, sein bisher sauberes Leben mit einer Schmach befleckt, die Deutschlands Volk ihm niemals verzeihen könnte.

❦

Art.*)

Ich bin geneigt, das deutsche Wort „Art“ (die Schwierigkeit seiner Geschichte hat schon Jakob Grimm betont) etymologisch durch das Prinzip der Lehnübersetzung zu erklären; die Herleitungen aus arare und aus ars befriedigen wohl Niemand, auch die Gelehrten nicht, die solche Verlegenheit-Etymologien buchen. Grimm hat bereits an das slavische rod erinnert, das von roditi (gignere) herkommt; ich möchte nun (ohne Beweis) vermuthen, daß das slavische rod entweder (wie robot von Arbeit) eine Entlehnung des deutschen Wortes Art ist oder daß sowohl Art als rod sehr alte Uebersetzungen des lateinischen genus sind. Es kann dabei nicht überraschen, daß Art in der

---

*) Am zweiundzwanzigsten November ist Fritz Mauthner sechzig Jahre alt geworden. Und ein paar Wochen danach ist (bei Georg Müller in München) die Erste Lieferung seines neuen Werkes erschienen, aus dem hier eine Probe gegeben wird; es trägt den schlichten Titel: „Wörterbuch der Philosophie“ und bringt neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Fortsetzung also und Ergänzung des großen Werkes, das den Begriff „Kritik der Sprache“ so schnell in die Hirne gehämmert hat und an dem auch die Gegner, die Feinde des Unzünftigen, Unbequemen nicht vorüberkamen, ohne in irgendeiner Zelle ein Stückchen dieser ungemeinen Gedankenschöpfung mitzunehmen. Eine Ergänzung, die zu hoffen war: der Aufrechte schuldete Denen, die ihm dankbar gefolgt waren, eine gründliche Revision des in die Philosophensprache zugelassenen Wörterbestandes; und Alle, die den Mann und das Werk lieben, freuen sich nun, daß er, der jetzt am Bodensee im einsamen Glaserhäusel der Droste lebt, die zur Erfüllung so schwerer Pflicht nöthige Kraft sich bewahrt hat. Die „Herkunft des sprachkritischen Gedankens“ hat er am zweiten April 1904 hier geschildert. Und im Vorwort zur Zweiten Auflage seines Werkes gesagt: „Wer Sprachkritik treiben will, ernsthaft und radikal, Den treiben seine Studien unerbittlich zum Nichtwissen. Der Forscher auf kleinem Gebiet muß sich auf die Forschungergebnisse der Nachbargebiete verlassen. Gerade aber auf die Grundbegriffe, auf die Prinzipien oder Elemente der großen Wissensgebiete ist kein Verlaß. Unbewiesen sind die obersten Gesetze der Mathematik und der Mechanik, der Chemie und der Biologie. Undefinirt sind alle obersten Begriffe. Und mit diesen obersten Sätzen und Begriffen muß die Sprachkritik arbeiten. Daher mag es kommen, daß die Männer, die in ihrer Weltanschauung zuerst sprachkritische Ahnungen äußerten, keine Systematiker waren. Vico und Wilhelm von Humboldt waren keine Systematiker. Der genialische Sprachkritiker Hamann haßte und verachtete die Eitelkeit, gleich Systeme zu machen‘. Ein System also kann Sprachkritik nicht sein: ihrem Wesen nach nicht.“ Ein Systematiker will Mauthner auch nicht scheinen. Ist der Schöpfer dieses mächtigen (nicht philologischen, sondern erkenntnißtheoretischen) Werkes darum ein kleinerer Mann als die auf ellenhohen Socken Einherschreitenden, die so trefflich mit Worten streiten, mit Worten ein System bereiten? Er ist seines Kindes Vater. Und dieses Kind sieht so robust aus, daß man ihm zutrauen darf, es werde manche Philosophensysteme überleben. Lasset Euch von dem nach Lexikographie riechenden Titel nicht schrecken! Hier spricht ein starkes Hirn; und allen Staub der Bibliotheken, alle Dünste aus den Brutstätten der Kollegenschaft wirbelt der Athem eines reinen, edlen Menschen hinweg, dem der Wille zur Wahrhaftigkeit eingeboren ward.

Bedeutung, die uns hier allein interessirt, vielmehr ein Ersatz für den terminus species ist als für den terminus genus; denn die termini genus und species werden in den Gemeinsprachen nicht scharf unterschieden; erst künstliche Klassifikationen haben, und erst seit Ray, die logischen Unterschiede von Gattung und Art auch auf die Gruppen der Botanik und Zoologie übertragen. Ich bemerke also nur nebenbei, daß der mittelhochdeutsche und der frühneuhochdeutsche Sprachgebrauch Art für Adel, Geschlecht, Abkunft, Natur setzt und daß unser „artig", wie es besonders gern im achtzehnten Jahrhundert gebraucht wurde, offenbar an das französische gentil angelehnt worden ist. Art im Sinn von Art und Weise hat seinen Weg von der Bedeutung genommen, die der von Natur entspricht.

Das Begriffspaar γένος und εἶδος bildete sich bei den Griechen, aber erst nach Platon, zu einer strengen Scheidung zwischen dem inhaltärmeren und dem inhaltreicheren Begriff aus; die Logik des Aristoteles arbeitete unaufhörlich mit diesem Schema und die ganze Lehre von der Definition wurde darauf gegründet, daß der Artunterschied zur Gattung hinzuzutreten habe, um die species zu bestimmen. Die Römer nahmen γένος und εἶδος in vielfältiger Anwendung unter die Worte ihrer Gemeinsprache auf, genus als Lehnwort, species als Lehnübersetzung von εἶδος. Auch in der Logik, die man einfach herübernahm, wurde das lateinische Begriffspaar verwendet: genus bedeutete das Allgemeine, species das Besondere; nicht ganz klar wurde erkannt, daß beide Begriffe ihrem Wesen nach relativ waren, eigentlich korrelativ, und daß sie sofort konventionell wurden, willkürlich gesetzt, sobald man das abstrakte Gebiet der Logik verließ und bestimmte Naturgruppen Gattungen, engere Gruppen Arten nannte. Im Verhältniß der beiden Gruppen zu einander behielt das Begriffspaar seinen guten alten relativen Sinn; nannte man aber eine Gruppe genügend ähnlicher Individuen eine Art an sich, so hatte man die logische Terminologie verlassen und mußte eine neue Definition für den neuen Artbegriff suchen. Man suchte mehrere Jahrhunderte lang, immer vergebens, weil die Gemeinsprachen niemals darauf ausgegangen waren, eine ordentliche Klassifikation der Thiere und Pflanzen vorzunehmen, und weil, als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das System der Natur klassifikatorisch in Angriff genommen wurde, besonders durch Linné, die doppelte Namengebung zwar der Ordnungsliebe zu Hilfe kam, eine natürliche Methode aber fehlte, die artunterscheidenden Merkmale zu bestimmen. Man gelangte eingestandenermaßen nur zu einem künstlichen System der Natur. Das galt für das ganze System der Gattungen, Ordnungen, Familien und Arten. Diese künstlichen Systeme sollen in ihrem Werth für die Orientirung nicht unterschätzt werden; ein ordentliches Register gehört zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit, erst recht zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Es giebt keine Sprache der Welt, die für alle (mehr als hunderttausend) Insektenarten besondere

Namen hätte, keine, die auch nur alle zweitausend Arten der Säugethiere besonders nennen könnte. Wie wir keine Sprache hätten, wenn unsere Sinne mikroskopisch genau arbeiteten und unser Gedächtniß jeden Eindruck genau buchte, auf jeden mikroskopischen Unterschied achtete, so hätten wir keine Orientirung ohne ein Register der Natur. Darum besitzt auch der Spezialforscher so selten ein lebendiges Wissen von seiner Wissenschaft; im besten Fall ist er ihr lebendiges Register. Das heißt: er selbst ist lebendig, das Register führt aber auch er in einer toten Sprache.

Was nun aber die Arten insbesondere betrifft, so stand man, wie gesagt, vor der Schwierigkeit, den Artbegriff so zu definiren, daß er nicht mehr relativ war, daß er nicht auf Varietäten mitbezogen werden konnte. Man ging von der Gemeinsprache aus. Die nannte den Pudel einen Hund, das Windspiel einen Hund, hatte dagegen für Pferd und Esel besondere Artnamen, trotzdem (das Beispiel ist von Buffon entlehnt und nicht von einem Laien gewählt) Pferd und Esel einander ähnlicher sind als Pudel und Windspiel. In der Zeit vor Darwin einigte man sich endlich darauf, den Artbegriff nur auf Organismen anzuwenden (die Kristalle schloß und schließt man aus) und alle solche und nur solche Individuen unter einer Art (man sagte auch: gute Art) zu verstehen, die einander ähnlich waren und sich unter einander fortpflanzen konnten. Die entschiedenen Sätze Buffons wird man heute mit Staunen lesen: L'espèce est un mot abstrait et général dont la chose n'existe qu'en considérant la nature dans la succession des temps et dans la déstruction constante et le renouvellement tout aussi constant des êtres . . . On pourrait même dire que ces intervalles entre les espèces sont les plus égaux et les moins variables de tous, puisqu'on peut toujours tirer une ligne de séparation entre deux espèces . . . Ce point est le plus fixe que nous ayons en histoire naturelle." (Histoire Naturelle, vierter Theil.)

Was hat sich nun an unserem Artbegriff dadurch geändert, daß Darwin 1859 in seinem Buch Origin of Species lehrte, die Entstehung der Arten sei besser als durch die biblische Schöpfungsgeschichte zu erklären durch die Variabilität der Arten, die Anpassung (die schon Lamarck gelehrt hatte), durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl? Ich glaube, es hat sich an unserem Artbegriff nichts verändert, trotzdem ich die wahrhaft grundstürzende Bedeutung des Darwinismus für unsere Weltanschauung, namentlich für die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Organismen, nicht verkenne. Wenn es freilich nach Haeckel ginge und nach den kleineren Bezirksrednern des Darwinismus, dann wäre der Stammbaum vom Menschen bis zu der Monere hinauf hergestellt, dann wäre der Artbegriff durch Darwin aufgehoben, dann bildete eine endlose Reihe unmerklicher Uebergänge die Familie Monere-Mensch, dann wären die Intervalle zwischen den Arten verschwunden und man könnte von diesem

Weltbild, wie in der Musik von einer endlosen Tonleiter ohne Intervalle, sagen: Der Wolf heult. Aber Dem ist nicht so. Und just die freisten Naturforscher (von den bibelgläubigen Gegnern Darwins rede ich nicht) zweifeln schon lange an der Wahrheit des Darwinismus, nicht an der Großartigkeit von Darwins Hypothese.

Die Frage, warum der Artbegriff in gewissem Sinn berechtigt sei, warum uns das Bild der Art überall wieder entgegentritt, nicht aber eine Unendlichkeit von Einzelformen, die nach allen Richtungen hin mit einander zusammenhängen, hat ein so getreuer, freilich aber auch durchaus ehrlicher Darwinist wie Weismann stellen zu müssen geglaubt; und er hat sie nicht ausreichend beantwortet, wenn auch die neuere Hypothese vom Kampf der Theile im Organismus, der Intraselektion, die korrelativen Abänderungen erklären hilft und die Vorstellung befestigt, daß bestimmte Summen von Variationen in einem einzigen Organismus lebensfähig sind, andere nicht. Offenbar steckt aber noch etwas Anderes dahinter, daß es Arten giebt, daß winzige Aenderungen, von denen keine einzige zweckdienlich ist, sich zu zweckmäßigen Organbildungen summiren, daß es Leben auf der Erde giebt. Wir kennen die Lösung des Räthsels wirklich nicht; nicht nach Darwin und nicht einmal nach Haeckel. Nägelis „Entwickelungskraft" ist nur ein Wort mehr, und noch dazu ein veraltetes, das nicht mehr hätte gewagt werden dürfen in einer Zeit, die in dem Worte Gravitation nicht mehr eine Erklärung des newtonischen Weltgesetzes sieht, sondern nur noch einen willkürlichen Namen. Was ist nun das Richtige, das auch diesem Gedanken (so fragt Weismann) zu Grunde liegt? Dem Gedanken, daß die Art trotz ihrem zufälligen Entstehen ein innerlich Bedingtes sei?

De Vries hat außer prachtvollen Beobachtungen (an Pflanzen, weshalb die Zoologen mit ihrer etwas anderen Sprache ihn nicht ganz verstehen) auch ein neues Wort zur Verfügung: nicht allmähliche Variation, sondern sprunghafte Mutation schafft die Arten; und die Mutationen haben die Tendenz, gute Arten zu züchten. Der Vorstoß, den De Vries gegen den dogmatisch gewordenen Darwinismus unternahm (nicht gegen Darwins Forschungmethode), ist ernst zu nehmen. „Arten entstehen nicht durch den Kampf ums Dasein, sondern sie vergehen durch ihn." Und durch Variationen, durch die Auslese werden höchstens Rassen gezüchtet, die immer wieder nach ihrer Stammart zurückzuschlagen trachten, nicht konstante Arten. Wieder hat Weismann ganz Recht, wenn er der strengen Scheidung zwischen Variationen und Mutationen entgegenhält, daß diese begriffliche Distinktion für den Entdecker der neuen Thatsachen nützlich und nothwendig gewesen sei, daß wir aber auch Summirungen von Anpassungen kennen. Und sehr hübsch ist Weismanns Abweisung der Forderung, daß auch künstliche Züchtung zu konstanten Arten führen sollte, durch die Frage, ob den Arten nützlich sei, was den züchtenden Menschen nützlich

scheine. „Was nützt es der Zuckerrübe, daß ihr Zuckergehalt aufs Doppelte wächst, oder dem anderbecker Hafer, daß er von dem Menschen hochgeschätzt wird?“

Die Frage aber, was sich seit der Herrschaft des Darwinismus an unserem Artbegriff geändert habe, die Frage, warum uns die Arten trotz dem Glauben an ihr zufälliges Entstehen nach wie vor als etwas innerlich Bedingtes erscheinen, diese Frage der Weltanschauung wäre auch dann nicht beantwortet, wenn zwischen der Variation von Darwin und der Mutation von De Vries bereits eine Entscheidung getroffen wäre. Der Unterschied dieser beiden Anschauungen läuft nur darauf hinaus, daß die Evolutionisten den Grundsatz aufgestellt haben: Natura non facit saltus; daß De Vries (sicherlich mit Recht) diesen Grundsatz nicht durchaus zugeben will; die Evolution kam von der Geologie her, die endlich gelernt hatte, die biblische Katastrophenlehre zu korrigiren, aber doch nicht leugnen wird, daß es neben der allmählichen Aenderung der Erdrinde auch Katastrophen giebt.

Es ist etwas ganz Anderes, ob man nach der Entstehung der Arten fragt oder nach ihrem Bestehen. Darin liegt der Widerspruch: und der Widerspruch steckt, wie immer, in der Sprache, in den Worten. Hätte Darwin seinen unbestechlichen Scharfblick auf diese Gedankenreihe richten können, so hätte er den Widerspruch im Titel seines grundlegenden Werkes erkennen müssen. Origin of Species; die Tendenz des ganzen Buches ist darauf gerichtet, den Artbegriff zu vernichten, und wenn er ein konsequenter deutscher Darwinist gewesen wäre und lärmende Büchertitel geliebt hätte, so hätte er den Titel wählen können: Das Ende der Arten; er fand aber die Arten mit ihren Intervallen in der Wirklichkeit vor, wie jeder unbeirrte Blick, und wollte mit seiner Lebensarbeit die Einheit der Typen, gewisse Aehnlichkeiten von Klassen und Familien aus der Blutsverwandtschaft der Arten erklären. Er hätte pedantisch sagen müssen: Ursprung der Aehnlichkeit der Arten.

Ganz pedantisch scheint mir dieser Hinweis denn doch nicht. Ich wiederhole, daß die Termini Gattung und Art vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an erst konsequent auf die Klassifikation von Thieren und Pflanzen angewandt worden sind. Man hat sich durch die Herkunft aus der Logik täuschen lassen und geglaubt, der biologische Artbegriff sei eben so fest definirt wie der logische. Das war falsch. Der logische Begriff species ist seinem Wesen nach relativ; die Arten der Zoologie und Botanik wurden dadurch nicht relativ, daß der Glaube an ihre Konstanz nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Nur in seiner logischen Verwendung ist der Artbegriff der Thiere und Pflanzen relativ, insofern man ihn den höheren Begriffen Klasse, Familie und so weiter unterordnen, den Begriffen Abart, Individuum überordnen muß Hier hat die logische Regel vom Inhalt der Begriffe ihre strenge Anwendung. Sieht man aber auf den Umfang einer Art, so verlassen wir

die Logik; und gerade die Untersuchungen der Darwinisten haben dazu beigetragen, die Definition der Art ins Schwanken zu bringen.

Nicht aber so eindeutig zu ändern, daß nun eine neue und bessere Definition zu Stande gekommen wäre. Es giebt Arten, die in erstaunlicher Weise variiren, wie Tauben und Hunde; es giebt andere fast konstante Arten. Schon Lange („Geschichte des Materialismus") hat bemerkt, daß der Speziesbegriff sich als ein Produkt derjenigen Zeiten enthüllt, in welchen die Aufmerksamkeit des Menschen vorwiegend auf die großen und höher organisirten Geschöpfe gerichtet war und in welchem man das Mikroskop noch nicht kannte. „Heutzutage paßt dies ganze Netz nur noch am oberen Ende der Thierreihe, und je mehr man nach unten steigt, desto mehr wird der Forscher in Verlegenheit gesetzt . . . Hätte der Mensch sein Studium der Naturwesen mit den niederen Thieren begonnen, so würde der von Manchen so heilig gehaltene Begriff der species wohl niemals entstanden sein." Mit den Worten „höher organisirt" hat Lange sich wohl verhauen; wir wissen nicht, wie hoch, also wie komplex die Insekten, die Schnecken, die früher so genannten Infusionthierchen organisirt sind. Aber in der Sache hat er schon Recht. Wir haben für die ähnlichen Gruppen von Thier- und Pflanzenindividuen aus uralter Zeit Namen überkommen und diesen Namen hat man sich gewöhnt den Artcharakter beizulegen; Forschung ohne unmittelbaren Nutzen und die Ordnungsliebe der Klassifikation haben unzählige neue Namen hinzugefügt, die nicht der Gemeinsprache angehören, die aber vermeintlich eben so den Artcharakter trugen. Man hatte eine feste Definition der Art. Als nun der Generationenwechsel beobachtet wurde und die Variation bis zur Unähnlichkeit, als gar die Deszendenzlehre, also die Blutsverwandtschaft aller Organismen, als Dogma auftrat, da konnte man die alten und die neuen Namen für den praktischen Ueberblick beibehalten, aber die Namen hatten ihren Artcharakter verloren, weil man die Art nicht mehr definiren konnte. Kein Merkmal paßte mehr auf alle Arten. Die artvernichtende Deszendenzlehre und die artbildende Sprache, die ordentliche Logik und die unordentliche Natur decken einander nicht mehr. Die Deszendenzlehre ist nur eine logische Forderung, sonst nichts. Die Logik ist immer sauber und nett; die Sprache ist (man verstehe nur richtig) unsauber wie die Natur. Nur daß Sauberkeit, wenn man nicht an die des eigenen Körpers denkt, ein freches Menschenwort ist. Und Sprache ist immer, wie Religion, ein veraltendes oder veraltetes Wissen; die besten und kühnsten wissenschaftlichen Hypothesen sind Sehnsüchte nach einem kommenden Wissen; darum paßt die Sprache niemals zu den Einsichten oder Ahnungen der bahnbrechenden Forscher.

So Etwas mag Goethe vorgeschwebt haben, da er, über achtzig Jahre alt, zu dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire in einem

ergreifend schönen Aufsatz Stellung nahm, den Ausdruck unité du plan durch den besseren unité du type ersetzt wissen wollte und kurz vorher den Umstand bescheidentlich aufzuklären sucht, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt, den Streit unklar und verworren macht. „Man glaubt, in reiner Prosa zu reden, und man sprichts schon tropisch; den Tropus wendet Einer anders an als der Andere, führt ihn in verwandtem Sinn weiter und es wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich."

Wenn ich wagen dürfte, über diese Kritik des Artbegriffes hinauszugehen, über den Nachweis, daß die Arten etwas ganz Anderes seien in der Wirklichkeit als in der Sprache, anders in der Natur als in der Logik, so müßte ich vorerst daran erinnern, was ich (in der „Kritik der Sprache") über die Fehler des Gedächtnisses als über eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses gesagt habe. Auch die biologische Vererbung kann aufgefaßt werden als das Gedächtniß der Organismen. Wenn nun die Mangelhaftigkeit eine wesentliche Eigenschaft auch des biologischen Gedächtnisses wäre, dann wäre vielleicht die eine Hälfte des Wunders erklärt, daß nämlich die Kinder den Eltern niemals völlig gleichen, daß die Arten variiren. Und weil das psychologische Gedächtniß mit eben so wesentlicher Mangelhaftigkeit Aehnliches gleich findet, Variationen unter einem einzigen Namen merkt, darum ist es begreiflich, daß die Arten der Sprache und die Arten der Natur wieder à peu près zusammenstimmen.

Könnten wir unabhängig von Zeit und Raum, unabhängig also vom principium individuationis, alle die unzähligen Pflanzengebilde, die nach der Deszendenzlehre aus einem Keim entstanden sein sollen, auch in einer einzigen Pflanze zusammensehen, in einem Weltenstammbaum (fast unmöglich läßt sich die Phantasie für das Thierreich durchführen), dann wären möglicher Weise an diesem Märchenbaum alle niedersten und alle höchsten, alle ältesten und alle jüngsten Moose und Flechten und Gräser und Sträucher zugleich zu betrachten und nachbarlich so geordnet, daß leise Uebergänge zu den abenteuerlichsten Gegensätzen führten. (Oder man könnte sich auch, statt eines Weltenstammbaumes, wenn mehrere Ursprünge beliebt würden, um das Verschwinden paläontologischer Arten und die Existenz primitiver Arten zu erklären, gleich einen Wald von niederen und hohen, von lebendigen und von versteinerten Stammbäumen vorstellen, wie es Strasburger einmal vorschlug.) Ich fürchte aber, unser wesentlich falsches Gedächtniß würde auch an diesem einzigen Weltenstammbaum immer noch Arten unterscheiden, um sich zurechtfinden zu können. Die Vögel und die Insekten würden die Zweige nach Arten wählen. Und wer weiß, ob nicht auch die Säfte des Weltenbaumes den einzelnen Theilen so zufließen würden, als ob es Arten gäbe und Intervalle zwischen ihnen.

Meersburg am Bodensee. Fritz Mauthner.

Demoliren und Fälschen.

Von allen Seiten werden die lieben kleinen altwiener Häuser bedrängt. Von der Stadt her dringen die Zinskasernen immer weiter vor, von der Peripherie herein schieben die Spekulantenbauten, dazwischen eingekeilt stehen noch da und dort, vereinzelt oder in Reihen, entzückend altmodische Reste kleinbürgerlicher Vergangenheit und die Landsitze der hochadeligen Herren sind längst zu Stadthäusern geworden; kaum können sie sich durch ihre alten Gärten die zudringliche Großstadt vom Leibe halten. Die ästhetischen Werthe der vormärzlichen Bürgerhäuser gelten nicht mehr. Wer heute noch sein Häuschen in der Vorstadt stehen läßt, thut Das kaum aus konservativer Liebe zum ererbten Besitz. Er zeigt nur, daß er warten kann, bis der Grundwerth noch mehr gestiegen ist. Wenn dann so ein guter, ehrlicher Hausbesitzer sagt: Liebe Freunde, es ist ja schade um das liebe alte Häusel, aber etliche Tausender sind auch eine schöne Sache, so ist Das wenigstens aufrichtig gesprochen und man kann dagegen nichts einwenden. Da bleibt nur noch Eins zu wünschen: daß an die Stelle des alten ein wirklich modernes, anständiges Gebäude komme.

Fromme Wünsche. Was an der schönen Stadt von Bauherren und Baumeistern gesündigt wird, ist kaum zu beschreiben. Angelernter Eklektizismus aus längst historisch gewordenen Stilen feiert in unseren Straßen fröhliche Hochzeit mit mißverstandener Moderne und gebiert Ungeheuerlichkeiten von komischen Bastarden, über die man Wochen lang lachen könnte, ginge die Verwüstung der alten Stadtbilder nicht gar so konsequent weiter. In der Provinz giebt es einen schönen Brauch: reißt man dort ein altes Haus ein, das eine Heiligenstatue oder einen ähnlichen Schmuck trägt, dann pflegt man (nicht aus ästhetischen Ueberlegungen, sondern aus reiner Pietät) die alten Bildwerke in den Neubau einzufügen, manchmal mit, manchmal ohne Geschmack und Erfolg. Statt in die Rumpelkammer, auf den Schutthaufen oder zum Trödler zu wandern, bleiben so manche gute Stücke heimischer Kunstweise erhalten. In den Vorstädten Wiens sind die alten Häuser mit figuralem und ähnlichem Dekor fast alle in absehbarer Zeit dem Untergang verfallen. Aber man wird kaum viele Beispiele dafür finden, daß man sich da um die Konservirung der Heiligenbilder und anderen Zierden bekümmere. Und doch müßte einem geschickten Architekten leicht fallen, was dem Provinzbaumeister wenig Sorgen bereitet: an geeigneter Stelle die alten Schmuckstücke diskret zu verwerthen.

In Wien haben die offiziellen Stadtverschönerer ein anderes System erfunden. Das Prinzip heißt: Demoliren und Fälschen. Wer wagt, für die Erhaltung eines alten Stadtbildes ein Wort zu sagen, wird als „Feind moderner Entwickelung“ verlacht und muß sich gefallen lassen, daß man ihm jedes „Verständniß für moderne Verkehrsnothwendigkeiten“ abspricht. Wenn

man das maßlose Geschwätz gehört hat, das die Demolirung des alten Kriegsministeriums am „Hof" vertheidigen wollte, hätte man wirklich glauben mögen, die Mißachtung eines schönen historischen Platzbildes komme wenigstens von dem Bestreben, den Intentionen zeitgemäßer neuer Baukunst Raum zu schaffen. Das Ergebniß der Konkurrenz für die Umgestaltung hat uns schon eines Besseren belehrt: Das alte Gebäude hat gar keinen Kunstwerth, haben die Herrschaften gesagt und dann den ersten Preis für den projektirten Neubau einem Entwurf gegeben, der eine lächerliche verkleinerte Nachbildung des angeblich werthlosen Hauses will. Wem soll mit dieser Fälschung gedient sein? Sollen die Wiener von heute glauben, an dem Platz sei nichts geändert worden? Sollen kommende Generationen die kaiserlich königlich bauräthliche Phantasiearmuth als Repräsentation der architektonischen Leistungen von 1909 ansehen?

Und schon wieder soll ein Bauwerk demolirt werden und man will uns für den Verlust durch einen „Neubau im alten Stil" entschädigen. Das Maria Theresia-Schlößl in der Döblinger Hofzeile ist von der Rothtchildstiftung erworben worden. Eine Adaptirung für die Zwecke des Institutes sei nicht möglich, heißt es. Also: her mit der Spitzhaue und frisch drauflos demolirt! Ob man das reizende kleine Lustschloß nicht auf andere Art der Stiftung dienstbar machen könnte, scheint gar nicht erwogen worden zu sein. Das Haus ist freilich in desolatem Zustand, und wenn man durch die Räume geht, die einst so fröhliche Tage und Feste gesehen haben, kann man das Gruseln lernen. Aber nicht der berühmte „Zahn der Zeit" hat die Zerstörung verschuldet: Das haben nur die Restaurirung- und Verschönerungarbeiten gethan; und es ist doch immer noch so viel von der ursprünglichen Anlage erhalten geblieben, daß gar kein Grund für die gänzliche Vernichtung gefunden werden kann.

Muß aber schon demolirt sein, dann soll man uns wenigstens mit den verlogenen Kopien leichtsinnig geopferter Kunstwerke verschonen und lieber eingestehen, daß man für die ästhetischen und historischen Werthe des Alten kein Verständniß hat, und soll unsere Architekten auf ihre Art bauen lassen. Die „Rücksichtnahme auf die architektonische Umgebung", wie man sie auch für den Neubau „am Hof" verlangt hat, ist eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts und ein beschämendes Bekenntniß der eigenen Minderwerthigkeit. Aus dem Phrasenhaften ins Deutliche übersetzt, heißt die „Rücksichtnahme": „Was wir selber bauen, ist im Allgemeinen immer ordinär und lächerlich; hier, in der Nachbarschaft einer werthvolleren Epoche künstlerischen Schaffens, muß man Acht geben, um sich nicht gar zu arg zu blamiren." Wirkliche Kunstwerthe haben noch immer zusammengestimmt und keinem Baumeister vergangener Jahrhunderte ist eingefallen, nach rechts und links zu schielen, von da und dort Motive zu stehlen, um sein Werk dem Ganzen anzupassen.

Wir haben in Wien ein Schulbeispiel dafür: den Minoritenplatz. Als

um die Wende des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Fürst Hans Adam Liechtenstein sein Stadtpalais bauen ließ, hat der Architekt gewiß nicht einen Augenblick daran gedacht, daß sein wiener Barock mit der Gothik der Kirche nicht harmoniren werde. Ihm ist sicher nur darum zu thun gewesen, selbst etwas Gutes zu bieten; und Das hat dann schon verträgliche Nachbarschaft gegeben. Auch die Palais Dietrichstein und Starhemberg (jetzt Unterrichtsministerium) sind ohne Rücksicht auf die Kirche entstanden; und die in ihrer einfachen Gediegenheit noble Fassade des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, das auch ohne historisirende Reminiszenzen und Spiegelungen des gothischen Vis-à-vis als selbständiger moderner Bau aufgeführt wurde, stört die architektonische Symphonie durchaus nicht. Einen Mißklang hat erst der „stilgetreue" Anbau zur Kirche gebracht, die Fälschung aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Als es sich um die Restaurirung des alten Königschlosses am Wawel handelte, schrieb der Professor der Kunstgeschichte an der wiener Universität Dr. Max Dvořák: „Als Fälschungen sehen wir heute alle historisirenden Ergänzungen und Erneuerungen an, als Fälschungen, die das Verlorene nicht ersetzen können, das Erhaltene aber entwerthen, wie falsche Ahnenbilder eine Ahnengalerie oder moderne Interpolationen ein altes Dokument. Nur eine Zeit, in der das Verständniß für die künstlerischen Qualitäten des architektonischen Schaffens so tief gesunken ist, daß die Baukunst mit technischem und antiquarischen Wissen identifizirt wurde, konnte der Meinung sein, daß aus der Alchemistentube der Alterthumsforscher und Restauratoren die alten Bauwerke in der Gestalt wieder hervorgehen können, in der sie ursprünglich geschaffen wurden. Und so erscheinen uns auch heute die modernen Nachbildungen alter Bauten, mögen sie sich auch überall auf alte Belege und Vorbilder stützen, ja, je treuer sie sind, um so mehr, als inhaltlose Gemeinplätze, als Skelette, denen es am Leben mangelt, sowohl an dem der Vergangenheit als an dem der Gegenwart, und die, mögen sie noch so sehr historisch richtig erfunden sein, sich ähnlich zur Vergangenheit verhalten wie die Wachsfiguren eines Panoptikums zur Kunst und Natur." Sollte diese Erkenntniß wirklich auf den Kreis der Kunstgelehrten beschränkt geblieben sein? Es wäre denn doch an der Zeit, daß unsere jungen Architekten vom Zwang der durch staatliche Titel beglaubigten Rückständigkeit befreit würden und wirklich „modern" bauen dürften. Ob die paar ernst zu nehmenden Baukünstler schon den Höhepunkt des Erstrebenswerthen erreicht haben oder ob sie bei der starken Betonung des „Zweckmäßigen" die phantasievolle Gestaltung noch etwas vernachlässigen, ist da vollkommen gleichgiltig. Jedenfalls suchen sie einen neuen Weg und die geringste ihrer Leistungen enthält mehr Entwickelungmöglichkeiten als die künstlich ernährte, altersschwache Traditionmeierei, die man bei uns noch immer wie ein kostbares Erbe hüten zu müssen glaubt.

Wien. Dr. Victor Fleischer.

Anzeigen.

Philosophie als Grundwissenschaft. Kesselringsche Hofbuchhandlung in Frankfurt a./M. und Leipzig. 9 Mark.

Die Weltfrage hat von je her und an erster Stelle die Wissenschaft beschäftigt. Die Geschichte der Philosophie überliefert uns mannichfache Versuche, dieser Frage eine befriedigende, endgiltige Antwort zu finden: der eine aber steht gegen den anderen, der eine löst den anderen ab, um selbst wieder einem dritten den Platz zu räumen. So bietet die Geschichte ein buntes, bewegtes Bild von „Weltanschauungen", von denen freilich keine auch nur in ihren Grundlinien eine allseitig anerkannte Antwort auf die Weltfrage zu sein sich rühmen kann. Diese Thatsache hat seit vielen Jahrzehnten die Meinung gezeitigt, es sei das Schicksal der Philosophie, daß die Antwort auf die Weltfrage eben nicht nur von der Welt, die unter Frage steht, sondern immer auch von der Eigenart des Fragenden abhänge, und man ist wohl geneigt, dem Wort Fichtes Recht zu geben: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist." Daraus mag auch das Interesse verständlich werden, daß die jüngstvergangenen Zeiten und noch die Gegenwart an der Geschichte der Philosophie zeigen, so daß vielfach die Beschäftigung mit der Philosophie aufzugehen scheint in der Beschäftigung mit den Philosophen aus der Geschichte als typischen Vertretern einer besonderen Antwort. Statt also die Welt und somit den Gegenstand selbst zu fragen, findet man sein Genügen darin, die Philosophen nach ihren Antworten zu fragen und sich in diese Antworten zu vertiefen. Aber mit Beidem ist der Philosophie als Wissenschaft nicht gedient, denn als solche fordert sie sowohl fortschreitende stetige Entwickelung (und nicht ein Stehenbleiben bei einem Posten in der Geschichte) als auch ein allseitig Anerkanntes zum gemeinsamen Boden für Alle, die der Philosophie weiter zu dienen beflissen sind.

Nun hat allerdings anscheinend die Gegenwart schon in einem Punkt den gemeinsamen Boden in der Weltfrage gewonnen, dank dem Studium der Geschichte der Philosophie, dank insbesondere dem Einfluß Humes und Kants: die Philosophie der Gegenwart steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus. Aber gerade dieser ist es, der die Philosophie um allen Kredit in der Weltfrage zu bringen und als Wissenschaft außer Kurs zu setzen droht. Wir sehen darum auch, seit die phänomenalistische „Weltanschauung" in der Philosophie Trumpf ist, wie die anderen Wissenschaften die Fühlung mit der Philosophie verlieren und, je mehr sie selbst eine sichere Wohnstätte in der Welt gefunden haben, um so weiter von der phänomenalistisch gezeichneten Philosophie abrücken, die selbst zwar der Meinung lebt, daß sie der Welt erst mit dem Phänomenalismus die wissenschaftlich sicheren Widerlager beschafft habe, thatsächlich aber die Welt in ihrer Wirklichkeit herabsetzt und zur „Erscheinung", ja, zu einem „Schein" herabdrückt. Schwer liegt der Phänomenalismus auf der Philosophie mit seiner Gefolgschaft, dem Relativismus und dem Subjektivismus. So lange jener aber die Philosophie beherrscht, wird dieser die Bodenständigkeit mangeln, ohne die ein wissenschaftliches Unternehmen schlechterdings nicht zu einem wissenschaftlich genügenden Ergebniß kommen kann und der sich daher auch alle Fachwissenschaften der Gegenwart ohne Ausnahme rühmen dürfen; sie alle sind in der That bodenständig.

Eine Wissenschaft, also ein auf fraglose Klarheit seines Gegenstandes ab-

zielendes Unternehmen, ist aber bodenständig, wenn der Gegenstand aus sich selbst seine Erklärung findet. Die phänomenalistische Philosophie sucht dagegen die Welt schlechtweg aus Anderem, das dieser „zu Grunde liege“, zu erklären; die nicht bodenständige „Erklärung“ ist aber stets eine Dichtung: und mit dieser hat die Welterkenntniß nichts zu thun. Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtvolle Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntniß führen, so muß sie der Weltdichtung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand allein nach ihm selbst fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe. Die bodenständige Philosophie ist, wie jede andere Wissenschaft, an ihren Gegenstand gebunden und in ihm allein verankert: der Versuch einer solchen soll diese „Philosophie als Grundwissenschaft“ sein.

Greifswald. Professor Dr. Johannes Rehmke.

Anregungen. Gesammelte Studien und Vorträge vom Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. München, Etzold & Co.

Es war am vierundzwanzigsten Mai 1908. Da saßen wir Alle in dichtgedrängter Menge, an einem schönen Sonntagmorgen, im düsseldorfer Schauspielhaus zusammen. Es galt, die Ibsenfestspiele, die von nun ab jedes Jahr zu Ehren des Großen von Skien stattfinden sollten, mit einem Vortrag einzuleiten. Aber trotz diesem erhabenen Zweck war es doch noch etwas Anderes, das unser liebes Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte und die Aufmerksamkeit erregte. Aller Augen hingen an dem tiefgrünen Friesvorhang, der die Bühne vollständig vom Zuschauerraum abschloß. Vor ihm war ein Rednerpult, über dem verdeckten Orchester aufgebaut. Das war gegen die übliche Sitte, wonach jeder Redner bei solchen Matineen stets von der Bühne herab spricht. Heute aber war mit dieser Regel gebrochen; und schon diese Maßnahme ließ auf etwas Außergewöhnliches schließen. Die Bühne war vollständig ausgeschaltet, man befand sich in einem Riesensaal, dessen lichte Farben den tiefdunklen Abschluß wirksam hoben. Wer würde wohl kommen, um von diesem kanzelähnlichen Pult aus zu uns zu sprechen? Zwölf. Das bekannte Klingelzeichen erschallte, in kurzen Absätzen, zu dreien Malen. Eine Erwartungstille legte sich über Parquet, Logen und Galerie. Da trat mit lächelndem Gruß ein Franziskanerpater im braunen Habit aus dem Vorhang und bestieg unter brausendem Beifall das Pult. Es war nicht etwa Jemand in Franziskanertracht, was bei Theaterveranstaltungen immerhin angenommen werden konnte, nein: es war ein leibhaftiger Sohn des Heiligen Armen von Assisi, angethan mit der rauhen Kutte, der da vor uns stand. Und dieser Franziskaner sprach zu uns über Ibsen! Er redete lange, länger als die vorgeschriebene Zeit, und doch hätten wir freudig seiner sonoren Stimme noch weiter gelauscht; denn was er uns über den großen Frager erzählte, wie er Ibsen nannte, Das war von unaufhaltsam fesselnder Art. Man sah Ibsen plötzlich in ganz anderem Licht, man fühlte sich ihm verwandt, man begriff, warum er gerade diese und jene schicksalschwere Frage an die menschliche Gesellschaft richten mußte. Und außerdem, ob wir nun Gläubige oder Ungläubige, Katholiken oder Protestanten waren: Jeder von uns hatte Etwas

erhalten, das noch köstlicher war als sogar der Vortrag dieses hinreißenden Sprechers, der geboren ist, um vom Rednerpult herab zu wirken. Wir hatten, von seinem Zauberstab gelenkt, über Ibsens Fragen und den Frager selbst nachgedacht. Wir hatten versucht, uns ein eigenes Urtheil zu bilden, wir waren angeregt worden. Solcher Anregungen bringt Dr. P. Expeditus Schmidt viele in seinen Vorträgen, bei denen sich Menschen jeden Bekenntnisses um den braunen Kuttenmann schaaren, der sich vorgenommen hat, so viel an ihm ist, dazu beizutragen, daß der klaffende Abgrund ein Wenig überbrückt werde, der den katholischen vom protestantischen Volkstheil bei uns scheidet. Er hat diese Anregungen jetzt in einem Buch gleichen Titels gesammelt und bietet sie den Deutschen dar. Greift zu und nehmt! Ich glaube, es wird Keinen gereuen. Jeder findet eine Fülle an neuen Ausblicken darin. Es wird über gar Vieles in den „Anregungen“ geredet, immer von den Gesichtspunkten einer großen, einheitlichen Weltanschauung heraus, die Alles wie von hoher Warte betrachten läßt. Ich möchte hier nur die herrliche Rede über Eichendorf hervorheben, die tiefen Gedanken über Goethes Faust und das Reuemotiv im Faust, vor Allem aber auf die Ibsenanregungen hinweisen, wenn ich die Reden und Aufsätze dieses begeisterten Ibsenforschers über sein Lieblingthema so nennen darf. Darin liegt ja der Schwerpunkt des Buches, um so mehr, als gerade wegen dieser Kenntniß und Bewunderung Ibsens der Verfasser so manche Schwierigkeit und so manches Mißverstehen bei Menschen zu erdulden hat, die nicht begreifen können, daß Einer seines Berufes sich gerade für den großen Frager von Skien begeistern könne, und übersehen, daß die Fragen, die Ibsen stellte, im Grunde gar nicht so verschieden sind von den Fragen, die der Heilige Franziskus gestellt hat. Denn wo Etwas morsch und faul und falsch ist, da trifft der Hammer dieser Fragen hinein. Die Antwort darauf wußte Ibsen nicht; die wußte nur Einer, der sich weiter durchgerungen hat als bis zur Frage. Aber das große Verdienst des Fragens bleibt Ibsen. Für Alle, denen die katholische Welt und das Geistesleben von zweiundzwanzig Millionen ihrer Volksgenossen ein versiegeltes Buch ist, muß Schmidts Buch besonders werthvoll und interessant sein. Die Aufsätze über die Stellung der Katholiken im deutschen Literaturleben und über das literarische Testament Wilhelms Kreiten, das in Randbemerkungen zu einem Brief des Verfassers besteht, sollte jeder Deutsche lesen. Wenn sie und das ganze Büchlein dazu beitrügen, gangbare, aber bei näherer Prüfung unhaltbare Vorurtheile zu klären, so wäre der innigste Wunsch des Verfassers dieser „Anregungen“ erfüllt.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

Schmerzen der Jugend. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Eine Künstlerin und zugleich ein junges, liebendes Weib ist Lydia Willarski. Eine selbständige, schaffende Persönlichkeit, die sich nicht anschmiegen kann, nicht anpassen mag, aber deren Weibthum nur im Beherrschtsein Befriedigung findet. Dies der Konflikt des Romanes. Ein uralter, sich stetig erneuernder Konflikt, der aber nie ausgesprochen wird. Eben so wenig wie die Thatsache, daß der Mann für das Weib nur durch dessen Anpassung zu haben ist. Natürlich durch Anpassung im weitesten Sinn, nicht nur in dem der Hingabe, sondern eben so in dem der Herbheit, denn auch das Mädchen, das (ach so gern) sich in Liebe schenkte (aber den Wunsch des Mannes, zu werben, erräth und ihm Rechnung trägt) paßt sich

ihm an. Lydia Willarski, die mit einer Prämie ausgezeichnete Malerin, kann es nicht. Sie ist zu stolz, zu frei, zu geradeaus. Aber auch zu wenig instinktiv. Sie widersteht in jenem Augenblick dem Ansturm des Monnes, da Unterwerfung ihr seine Liebe erobert hätte, sie will sich ihm in einem anderen schenken, da er nur durch Unnahbarkeit bezwungen worden wäre. So verliert sie ihn, — erkennend, daß es nicht die Gesammtheit weiblicher Eigenschaften, weiblichen Charakters sei, die männliche Liebe anzieht, sondern daß diese von jeder Frau listig ergattert werden müsse, sei es durch Skrupellosigkeit mit Bewußtheit, sei es unbewußt durch Naivetät oder wohl auch durch Ueberrumpelung in stimmungvollen Augenblicken. Lydia erleidet in Schmerzen die Erfahrung, daß das ehrliche, im höchsten Sinn tugendhafte Weib einsam bleiben muß, ungeliebt, unbegehrt. Daß ihre Sinne und ihr Intellekt aber auch nie gleichzeitig lieben, nie den selben Mann ersehnen, nie gleichzeitig befriedigt werden können. Ihre Individualität in ihrer Gänze ist also verdammt zum Verzicht, zum ewig unerfüllt bleibenden Wünschen. Aber aus dieser unverbrauchten Sinnlichkeit, die, kurz vorher, vom Manne gebunden, ihr alles Andere in der Welt außer der Liebe als gleichgiltig hatte erscheinen lassen, aus dieser Sinnlichkeit, die trotz aller leugnenden Heuchelei auch im Mädcheninneren nicht niederzukämpfen ist, wird jetzt, da der Mann sie zurückgewiesen hat, Kunst. Lydia Willarski geht den Leidensweg des Künstlers durch die Schmerzen der Jugend zu einem neuen Werk; und sie weiß nun, daß dem edlen magdlichen Weibe nur die Wahl bleibt zwischen Kunst und Liebe. Beiden kann sie sich nicht weihen.

Wien. Alice Schalek.

❦

Liebes-Beichte von Hermann Conradi. Zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Mit zwei Bildnissen. Verlag von Oskar Kayser, Eisenach 1909. Preis Mk. 1,20.

Aus dem großen Schatz der mir in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anvertrauten Briefe, der intimsten Seelenoffenbarung „Gründeutschlands", übergebe ich als erste Veröffentlichung diese „Liebes-Beichte" von Hermann Conradi den Freunden unserer vaterländischen Kultur. Unsere Literaturgeschichtschreiber haben sich bis jetzt um dieses wichtige Material zur Psychologie der Moderne nicht gekümmert. Weder Professor Richard Moritz Meyer noch Adalbert von Hanstein und Professor Adolf Bartels, die der literarischen Bewegung Jüngstdeutschlands umfängliche Besprechungen gewidmet haben, gönnten sich die Forscherfreude, einmal nach den Briefschätzen zu fragen, die in den Mappen des Herausgebers der „Gesellschaft" schlummern. Es ist anzunehmen, daß auch außerhalb der geschlossenen Fachkreise unserer Literaturgelehrten die Briefpublikationen aus der Sturm- und Drangzeit Jüngstdeutschlands lebhaftes Interesse finden werden. Die „Liebes-Beichte", zu der sich die Briefe des jungen Hermann Conradi an die viel ältere, damals vielgenannte österreichische Dichterin Frau Margarethe Halm zusammenschließen, ist zwar in erster Linie, aber nicht ausschließlich durch ihren erotischen Inhalt (am Wenigsten nach der Richtung der typischen „Jugendeselei") bedeutsam. Immerhin darf man es keinem Leser verargen, wenn er zunächst sich die Frage stellt, ob der feurige Hermann Conradi seine Perlen nicht vor eine unwürdige Adressatin geworfen hat (die Bibel und Nietzsche sagen Das drastischer). Die Kadenz der zwei Postkarten giebt der langen Arie einen überraschenden Ausklang. Trotzdem ist Klugheit anzurathen und vor der übereilten Beantwortung der Frage zu warnen.

München. Michael Georg Conrad.

❦

Zu Haus.

Es war rührend, mit welcher Freude man sie aufnahm. Alle Drei, die Mama und die beiden jüngeren Schwestern, waren auf dem Bahnhof erschienen, um sie mit Jubel zu empfangen. Man hatte sich so lange nicht gesehen! Als Käthe mit ihren Kinderchen aus dem Wagon stieg, stürzten Mutter und Schwestern auf sie zu, herzten sie, herzten die Kleinen und fragten so viel auf einmal, daß es nicht möglich war, irgend Etwas zu beantworten.

Ob die Reise angenehm, ob die Kinderchen während der Fahrt brav gewesen? Nein! Wie die Kleinen seit Ostern gewachsen waren! Nicht zu glauben. Und ihr Mann? Wie es ihm gehe? Gut? Ob er schon abgereist sei? Ob ihr der Abschied von ihm schwer gefallen? Aber diese unerwartete Reise zu irgendeinem unerwarteten Kongreß sei etwas Himmlisches. Denn durch diese Reise habe man Käthe wieder. Und habe die Kinderchen. Ganze vier Wochen. Vier Wochen, Käthe!

Lollo, die Jüngste, eine flotte Studentin, die sich gerade aufs Doktorexamen vorbereitete, trieb es am Aergsten. Sie konnte sich einfach nicht fassen vor Entzücken: „Weißt Du, Käthe: Du bist nun schon seit sieben Jahren fort von uns und von Wien und ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt. Noch immer gehst Du mir ab. Du warst so ein liebes, gutes Hausmutterl, das so schön für mich gesorgt, geflickt, genäht und Ordnung gehalten hat, daß Du mir unersetzlich bist. Von Mama kann ich nicht verlangen, daß sie Dich mir ersetzt und Irene ist zu nichts zu gebrauchen. Die will selbst bedient werden. Ach! So gut wie Du war kein Mensch zu mir. Und die Kinder! Auffressen könnte ich sie vor Liebe."

Die Kleinen drängten sich erschreckt an Mama und Großmama. Die merkwürdige Liebe der jungen Tante ängstigte sie ein Bischen. Man beruhigte sie, nahm sie bei der Hand und verließ den Bahnhof, um nach Haus zu fahren.

Nach Haus! Wie seltsam Käthe dieses Wort berührte, das die Mutter, ohne Etwas dabei zu denken, gleichmüthig aussprach.

„Nach Haus", wiederholte sie ganz leise.

„Ja, mein Kind", sagte die Mama gerührt. „Das Mutterhaus bleibt auch für eine längst verheirathete Tochter immer ein Zu Haus."

Und wahrhaftig: die Guten hatten Alles, was in ihrer Macht stand, gethan, um es dem lieben Gast heimisch zu machen. Zwei Zimmer hatte man Käthe und den Kindern eingeräumt und diese Zimmer mit dem Besten, was man besaß, ausgestattet.

„Das kleine Zimmer ist für Dich bestimmt, wie Du siehst", erklärte ihr Lollo. „Im größeren können die Kinder mit dem Kindermädchen schlafen, wie Du es bei Dir zu Haus eingetheilt hast."

„Aber ich brauche doch nicht zwei Zimmer!" meinte Käthe. „Die Kinder können sehr wohl auch bei mir und das Mädchen kann bei Eurer Magd schlafen. Denn wo wollt denn Ihr bleiben? Ich nehme Euch ja zu viel Raum weg!"

„Laß Das unsere Sache sein, liebe Käthe," entgegnete Lollo. „Irene und ich entbehren unsere Zimmer gern. Ich schlafe im Speisezimmer auf dem Divan und Irene schläft bei Mama. Es geht ausgezeichnet. Für das Glück, Dich vier Wochen lang unter unserem Dach zu haben, würde ich im Asyl für Obdachlose nächtigen, wenn es sein müßte. Also sag' kein Wort mehr und laß uns ans Auspacken Deiner

Koffer schreiten. Wenn wir damit fertig sind, wollen wir Thee bereiten Ich bin so froh! Gieb mir einen Kuß, Käthe. Daß wir Dich wieder bei uns haben! Nein! wie ich mich freue! Gar nicht zu sagen, wie."

Käthe gab der Schwester den verlangten Kuß und dachte: „Es ist mir lieb, daß sie mir nichts anmerken. Ich hatte gefürchtet, daß sie mein schlechtes Aussehen sofort bereden würden. Aber die Freude macht sie blind. Das ist gut für mich: so kann ich wenigstens Zeit gewinnen." Dann dachte sie wieder: „Wenn ich nur für eine Viertelstunde allein sein könnte! Lollo redet und fragt so viel. Das macht mich ganz verwirrt. Wenn man so gar nicht bei der Sache ist, immer an etwas Anderes denkt!" Sie hätte weinen mögen.

Endlich hatte man Alles ausgepackt und in den Schränken untergebracht. Lollo stand, lebhaft athmend, erhitzt und mit verwirrtem Haar, vor Käthe und fragte: „Was nun, Schwester?"

„Jetzt möchte ich mich waschen", sagte Käthe wie erlöst. Und dachte dabei: „Nun werde ich ein Bischen allein sein."

Lollo ging, leise pfeifend und seelenvergnügt, zu den Kindern hinüber und Käthe war allein.

Mechanisch fing sie an, sich vom Reisestaub zu säubern. „Ich will mir Zeit lassen", sagte sie sich, „um das Alleinsein so viel wie möglich auszudehnen." Und sie ließ sich Zeit.

Es war doch entsetzlich schwer. So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt. Ahnunglos freuen sich die lieben Menschen; und sie soll nun die Grausamkeit haben, ihnen die Freude zu verderben. Wäre es nicht besser gewesen, von der Sache vorher zu schreiben, sie wenigstens anzudeuten? Vielleicht! Aber von solchen Dingen spricht man eben erst, wenn man muß. Nicht eher. Und überdies hatte sie immer noch gehofft; bis zuletzt gehofft!

Wie sies wohl aufnehmen, was sie dazu sagen werden? Die Mutter war so seelengut und weich und hatte sie so lieb. Sich der Mutter anzuvertrauen, dünkte sie nicht schwer. Und Lollo? Auch vor Lollo bangte ihr nicht. Sie fürchtete sich eigentlich nur vor Irene und vor Dem, was Die dazu sagen würde. Zwischen ihr und dieser Schwester hatte im Grunde nie ein Verhältniß bestanden. Sie waren einander ziemlich gleichgiltig gewesen. Und Irene hatte immer ihre Heimlichkeiten gehabt, sich stets von den Anderen abgewendet und sich Keinem aus der Familie anvertraut. Käthe hätte nicht sagen können, was für ein Geschöpf Irene war und was in ihr vorging ... Sie ahnte, daß die Schwester Allerlei erlebt haben mochte, wovon sie nicht sprach; vielleicht irgendeine große Enttäuschung. So lange Käthe noch zu Haus gewesen, hatte Irene den Kopf sehr hoch getragen und die Dame gespielt. Jede Arbeit war ihr verhaßt gewesen. Sie hatte im Haus bedient und in der Gesellschaft bewundert werden wollen. Und alle Männer waren ihr zu gering, zu unbedeutend, zu arm gewesen. Sie hatte auf einen Millionär gewartet. Der war, wie es schien, nicht gekommen. Und vor ein paar Jahren hatte Irene, des vergeblichen Wartens wohl müde geworden, Hals über Kopf Stenographiren und Maschineschreiben erlernt, um eine Anstellung in einem Bureau zu kriegen. Solchen Posten hatte sie auch gefunden und tippte jetzt auf der Schreibmaschine: ohne Lust und ohne Liebe, immer verdrießlich, wie die Mama der verheiratheten Tochter voll Betrübniß mitgetheilt hatte, und ihre freie Zeit, zumal die Sonntage,

benutzend, um sich auszuschlafen. Eine Enttäuschte und wahrscheinlich auch Verbitterte. Menschen dieser Art haben nicht viel Mitleid und Verständniß für die Sorgen Anderer übrig. Die sind viel zu viel mit sich selbst beschäftigt und bedauern sich selbst so ausgiebig, daß sie das Leid ihrer Nebenmenschen kalt läßt.

Von Lollo stand mehr Theilnahme zu erhoffen. Sie hatte zwar auch ihre Schrullen und Mucken. „Wie alle jungen Mädchen von heutzutage", dachte Käthe. „So ganz gewöhnlich, wie ich es war, ist fast keine mehr." Es mißfiel ihr an Lollo, daß sie das Haar abgeschnitten wie ein Junge trug, sich mit Vorliebe Männerhüte auf den dunklen Krauskopf setzte, rauchte und über Alles und Jedes sehr freie Ansichten hatte oder doch zu haben vorgab. Daß Lollo Aerztin werden wollte, verzieh ihr Käthe. Denn schließlich muß ein junges Mädchen, das kein Vermögen hat, irgendeinen Beruf ergreifen Und wenn Lollo zu ihrem Studium Lust und Anlage hatte, so wars ja gut. Für Käthe gab es freilich nur einen Weg: einen Mann und Kinder haben. Aber Das mußte sie für sich behalten, um von Lollo nicht ausgelacht zu werden. „Mag Jede nach ihrer Art selig werden", sagte sie sich, als sie jetzt über ihre jüngste Schwester nachsann. „Aber diese störenden äußerlichen Lächerlichkeiten wie das kurze Haar und der den Mann nachäffende Anzug sind überflüssig. Darum bleibt sie ja doch ein Frauenzimmer."

Immerhin: Lollo war, trotz den paar Raupen, die sie im Kopf hatte, gutartig und ihr von Herzen ergeben. Auf Lollo konnte sie getrost zählen. Die würde sich auf ihre Seite stellen und ihr Recht geben. Und Das war fürs Erste die Hauptsache. Alles Uebrige spielte im Augenblick daneben keine Rolle.

„Wie sie sich gefreut haben beim Wiedersehen!" Daran klammerte sie sich in ihrer Bedrängniß. „So aufrichtig und herzlich. Namentlich Mama und Lollo. Gewiß auch Irene. Ich will nicht ungerecht sein. Sie hat eben nur eine andere Art, ist nicht demonstrativ ... Dafür kann sie ja nicht. Nein! Alle Drei haben sich über mein Kommen gefreut wie über ein Fest. Und das Mutterhaus, hat Mama gesagt, bleibt auch für die verheirathete Tochter immer ein Zu Haus. Und an meinen Kinderchen hängen sie ja auch. Wie könnte es anders sein? Jede Großmutter hängt an ihren Enkeln. Und Lollo ist kinderlieb. Es ist thöricht von mir, mich so arg zu fürchten. Sie werden mich verstehen und mir ihre Arme öffnen. Ich darf mich ihnen, getrost und rückhaltlos, anvertrauen."

Und sie wollte es sogleich thun. Solche Dinge hinauszuschieben, hatte keinen Zweck. Damit schafft man sie ja doch nicht aus der Welt. Und sich mit solcher Last herumzuschleppen, war etwas Unerträgliches. Wenn die Kinderchen zu Bett sein würden, wollte sie sich die Seele erleichtern und ihren Lieben Alles sagen. Und der Gedanke, sich befreien zu dürfen, war so erlösend und erquickend, daß alle Furcht und Bangigkeit von ihrem Herzen abfiel. Ja, sie konnte den Augenblick, wo sie den ihr so nah stehenden Menschen, denen auch sie so nah stand, Alles sagen und klagen würde, kaum noch erwarten ...

* * *

Es dauerte lange, bis die Kinder einschliefen. Lollo verdarb die Sache. Sie trieb Ulk mit den beiden Kleinen, amusirte sie königlich, regte sie auf und vertrieb ihnen den Schlaf. Sie saßen aufrecht in ihren Betten und lachten und lärmten, daß Einen die Ohren schmerzten. Käthe bemerkte, wie Irene nervös zusammenzuckte und unruhige, mißbilligende Blicke in die Kinderstube wandern ließ. Diese

Blicke drückten deutlich die Frage aus: Wird Das jeden Abend so sein? Und auch der sanften, gütigen Mama wurde es am Ende zu viel.

„Laß sie doch, Lollo!“ sagte sie. „Es ist genug für heute und sie sollen nach der Reise zur Ruhe kommen.“

Käthe fühlte sich aufs Neue beunruhigt. „Sie sind an kleine Kinder nicht gewöhnt,“ dachte sie. „Und meine Kinder sind ganz besonders laut ... Wie wird es werden, Du mein Gott?“

Endlich waren die Kinder eingeschlafen und wohlthuende Stille trat ein. Man setzte sich zu Tisch, um das Abendbrot einzunehmen.

Und während des Mahles fiel den Anderen Käthes Schweigsamkeit und versonnenes Wesen auf. Sie sahen auf Käthe, blickten dann einander an, ... und das Gespräch begann allmählich zu stocken. Lollo hielt am Längsten aus. Doch schließlich gab auch sie das Schwatzen auf und wurde still wie Mutter und Schwestern.

Als abgetragen worden war, berührte die Mama mit der Hand Käthes Arm: „Was ist Dir, Kind? Du bist wohl müde von der Reise?“

„Ach nein!“ sagte Käthe hastig. „Die Fahrt von Prag nach Wien ist ja nicht lang ...“

Sie hielt inne und spielte nervös mit ihren Armbändern.

„Na, was ist denn sonst los? Fehlt Dir Etwas?“

Der gefürchtete und doch auch ersehnte Augenblick war da. Käthes Herz hämmerte in ihrer Brust. Und ganz leise sprach sie: „Ja, Mama. Mir fehlt Etwas.“

Aller Augen hefteten sich mit gespanntem und ein Bischen erschrecktem Ausdruck auf ihr erblaßtes Gesicht.

„Was denn, Kind?“ fragte die Mutter. „Willst Du es uns sagen?“

„Darum bin ich ja gekommen, Mama.“

Die Mutter rückte nah an sie heran und schlang den Arm um ihre Schultern: „Ist es etwas Ernsthaftes, Käthe?“

„Sehr ernsthaft. Ich wenigstens empfinde es so ...“ Und sie barg das Gesicht an der Mutter Brust.

Lollo war aufgestanden und hatte sich eine Cigarette angezündet. Sie rauchte immer, wenn Etwas wie eine „Katastrophe“ in der Luft lag. Das Rauchen war ihr, dann unabweisbares Bedürfniß. Irene lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah blinzelnd nach Käthe hin. Ihr schmales, schon ein Wenig verblühtes Gesicht drückte ein gewisses Unbehagen aus ... Sie liebte es nicht, wenn Jemand sich „aussprechen“ wollte, und war der Ansicht, daß man seine Kümmernisse für sich zu behalten habe. Lollo hingegen brannte vor Neugier.

„Sag doch, was es ist, Käthe!“ rief sie ungeduldig.

„Mich drückt ein großer Kummer“, begann Käthe und richtete sich wieder auf.

„Den Dir Dein Mann bereitet?“ ergänzte ihre Mutter.

„Natürlich!“ rief Lollo dazwischen. „Mir hat die Sache mit dem Kongreß gleich nicht gefallen. Warum hat er Dich nicht mitgenommen? Das ist es, wie ich vermuthe. Habe ich nicht Recht?“

„Nein“, sagte Käthe.“ „Wenn es nur Das wäre! Ich habe gar nicht mitkommen wollen. Die Kinder sind noch so klein! Einer Vergnügungreise wegen würde ich sie nie allein lassen.“

„Das ist ein Unsinn!“ erwiderte Lollo. „Du hättest sie zu uns schicken

können. Mama hätte sie holen oder, wenn Dir Das lieber gewesen wäre, während der Zeit bei ihnen in Prag bleiben können. Eine Reise nach Rom giebt man doch nicht so, mir nichts, Dir nichts, auf! Das ist einfach stumpfsinnig."

„Weshalb ereiferst Du Dich, Lollo?" entgegnete ihr die Mutter. „Und was geht es Dich an? Laß doch Jeden nach seiner Art denken und handeln. Uebrigens hat Käthe vollkommen Recht. Eine Mutter gehört zu ihren Kindern."

„Ihr habt schrecklich veraltete Ansichten, meine Lieben," sagte Lollo und griff nach einer zweiten Cigarette. „Wenn eine Frau nichts Anderes sollte sein dürfen als eine Kindermagd . . .!"

„Laß uns bei der Sache bleiben", bemerkte die Mama. „Was verstehst Du von diesen Dingen! Hab' erst einmal selbst ein Kind: dann wirst Du ganz anders denken."

„Ich glaube nicht", sagte Lollo. „Doch wir wollen bei der Sache bleiben und von Käthes großem Kummer sprechen. Der Kongreß ists also nicht. Was denn sonst? Was hat der Herr Professor verbrochen?"

Käthe wendete sich ihrer Mutter zu. Lollos etwas ironischer Ton hatte sie verdrossen.

„Mein Mann hat Beziehungen zu einer Frau, die mir nachgerade unerträglich geworden sind. Unerträglich!" wiederholte sie mit Nachdruck und ihre blassen Wangen rötheten sich.

Lollo war stillgestanden, Irene hatte die Augen weit aufgerissen und die Mama blickte Käthe unverwandt an.

„Beziehungen zu einer Frau!" Langsam sprach sie die Worte der Tochter nach. „Dein Mann?" Es klang ein Wenig ungläubig.

„Ja, mein Mann." Erbittert und trostlos kam es heraus. „Und nicht etwa erst seit heute und gestern. Es ist eine alte Geschichte. Er kennt sie viel, viel länger als mich. Als er mich heirathete, war scheinbar Alles zu Ende. Nur scheinbar. Sie läßt ihn ja nicht los! Und er ist gewöhnt an sie . . ."

Käthe mußte abbrechen. Sie konnte für den Augenblick nicht mehr sagen. Ihr war, als wenn sie gewürgt würde.

Eine Weile schwiegen Alle. Die Mutter saß dicht neben Käthe und hatte nach ihrer Hand gegriffen. Lollo schritt rauchend im Zimmer auf und ab und Irene, die selbst eine Enttäuschte war, sah blinzelnd und ohne sonderliche Theilnahme auf Käthes gesenkten blonden Scheitel. Jedem sein Theil!

Lollo war es, die zuerst wieder sprach. „Wenn es aber eine so alte Geschichte ist, die sich schon vor Deiner Ehe abgespielt hat, so kann es sich unmöglich um eine junge Dame handeln, Käthe. Wie alt ist denn die Dame? Kennst Du sie überhaupt?"

„Ja." Käthes Stimme klang erstickt. „Sie hat sich mir aufgedrängt und ich habe sie im Anfang arglos in mein Haus kommen lassen, . . . bis mir die Augen aufgegangen sind. Jung ist sie natürlich nicht. Vielleicht fünfzigjährig."

Lollo lachte hell auf. „Und solche Alte Schachtel fürchtest Du? Du mit Deinen dreißig Jahren?"

„Du hast leicht lachen", erwiderte Käthe mit nervöser Gereiztheit. „Auf das Alter kommt es nicht an. Uebrigens weiß ich eben nur, daß sie schon so alt ist . . . Sie sieht viel jünger aus und ist eine elegante, vornehme Erscheinung.

Weiß sich auch herzurichten . . . Sie gefällt allgemein. Der Haß macht mich nicht blind! Daß sie acht Jahre älter ist als mein Mann, hat er selbst mir gesagt. Sonst würde ich es nicht glauben."

„Ist sie verheirathet?" fragte Lollo.

„Sie wars. Als Kurt mich heirathete, lebte ihr Mann noch. Vor drei Jahren ist er gestorben. Und seit sie Witwe ist, hängt sie sich nur noch mehr an Kurt . . . Es ist zum Verzweifeln!"

Wieder trat eine Pause ein. Lollo zündete sich eine dritte Cigarette an, Irene schloß die Augen und die Mutter blickte sorgenvoll auf Käthe. Diese saß nach vorn gebeugt und starrte vor sich nieder.

„Hast Du mit Deinem Mann von der Sache gesprochen?" fragte die Mutter nach einer Weile.

„Oft! Ungezählte Male, Mama! Habe ihn gebeten und beschworen, diesen Verkehr abzubrechen. Er thut es nicht. Er kann nicht, wie es scheint. Die Gewohnheit hat sich zu tief eingebohrt."

„Und weiß er, daß Du darunter so schwer leidest?"

„Ach ja. Das muß er sehen . . . und er sieht es auch. Aber er hängt eben an ihr."

„Er hängt doch auch an Dir, Käthe. Schließlich hat er Dich geheirathet. Wenn er wirklich unzertrennlich an ihr hinge, würde er ledig geblieben sein."

„Damals war das Band locker geworden. Ich glaube sogar, daß sie ihm nicht immer treu war . . . Und für jeden Mann kommt wohl eine Zeit, wo er sich nach einer geregelten Häuslichkeit sehnt . . . Und in solcher Zeit hat er mich eben geheirathet. Aber gänzlich aufgegeben hat er diesen Verkehr niemals. Ich habe nur in den ersten Jahren meiner Ehe, vertrauend und arglos, wie ich war, nichts davon gemerkt. Doch seit Jahren weiß ich, woran ich bin. Ich muß ihn mit ihr theilen! Ich muß meinen Mann mit einer Anderen theilen!" Sie schluchzte krampfhaft auf.

„Das müssen viele Frauen, Käthe", bemerkte Lollo mit philosophischer Ruhe. Die Mutter warf ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte zu Käthe: „Es kann ja heute nur noch Freundschaft sein, mein Kind. Vielleicht schon seit Jahren nichts Anderes."

Käthe lachte voll Bitterkeit. „Damit tröstet er mich ja auch, Mama! Es sei nur Freundschaft. Als ob Das ein Trost wäre! Er soll keine Freundin neben mir haben! Wozu braucht er sie, da er doch mich hat, der er Alles sagen kann!"

„Weißt Du, Käthe" (Lollo hatte sich knapp vor sie hingestellt) „ich finde Dich überspannt und ungerecht. Einem Menschen Alles sein wollen, ist entschieden anmaßend."

„Davon ist ja nicht die Rede", bemerkte Irene und drückte die stets halb geschlossenen Augen vollends zu. „Das bildet Käthe sich ja wohl schwerlich ein. Kein Mensch ist einem anderen Alles. Jeden muß man mit anderen Menschen theilen. Es fragt sich nur, ob in dieser Hinsicht zu viel verlangt wird oder nicht. Und mir scheint, daß Käthe Recht hat, wenn sie sich solche Freundin nicht gefallen lassen will. Ihr Mann würde es ja auch nicht dulden, wenn sie einen ehemaligen Liebhaber als ihren Seelenfreund im Hause haben wollte."

„Sie solls probiren!" rief Lollo und lachte. „Das wäre immer noch besser,

als ihm was vorzuheulen und ihm mit Szenen und Thränen das Haus und ihre werthe Person zu verekeln."

In Käthe stieg es heiß auf.

„Was weißt denn Du?" fragte sie mit Heftigkeit. „Hab' erst einen Mann, meine Liebe, und erfahre am eigenen Leibe, wie solche Kränkungen wehthun. Du wirst ihm dann auch Szenen machen!"

„Schwerlich", entgegnete Lollo und lächelte überlegen. „Ich bin ein moderner Mensch und sehe die Ehe nicht als etwas Heiliges und Unverletzliches an. Ihr Philisterseelen erniedert die Ehe zu einer Zwangsanstalt für Liebe und Treue. Und hängt der Sache ein Mäntelchen um und faselt von einem Sakrament. Es giebt kein Sakrament. Die Liebe muß frei sein. Wenn ein Mann mich nicht mehr mag, so ist es sein gutes Recht, es mir zu sagen. Und wenn ich ihn nicht mehr mag, so ist es eben so mein gutes Recht . . ."

Die Mutter war aufgestanden und legte jetzt schnell die Hand auf Lollos Mund.

„Sei still und verschone uns mit Deiner Weisheit!" gebot sie ernstlich böse „Solcher Grünschnabel! Alle Deine verrückten Theorien, die Du, Gott weiß, wo, aufgegabelt hast und mit selbstgefälliger Thorheit nachplapperst, sind keinen Schuß Pulver werth. In der Praxis sieht Alles anders aus. Halte also gefälligst den Mund. Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, solches Geschwätz anzuhören." Sie kehrte zu Käthe zurück und setzte sich wieder neben sie.

„Um Dir ehrlich meine Meinung zu sagen, Käthe: Ich verstehe nicht recht, warum Du uns in diese Dinge einweihst. Du hast Jahre lang geschwiegen und Das schien mir besser. Differenzen zwischen Mann und Frau sollten ohne zwingende Nothwendigkeit nie aus dem Hause getragen werden. Lag solche zwingende Nothwendigkeit denn vor?"

Käthe blickte sie verwirrt an. Ihr war bei den mütterlichen Worten merkwürdig kalt geworden.

„Doch, Mama!" sagte sie stotternd. „Er hat mich nämlich so weit gebracht, daß ich beschlossen habe, von ihm zu gehen . . . mit den Kindern . . . für einige Zeit, . . . bis er gethan hat, was ich von ihm begehre."

Eine Totenstille folgte auf diese Erklärung. Alle sahen Käthe unverrückt an.

„Was soll Das heißen?" brachte die Mutter endlich wie betäubt heraus. „Daß Dein Besuch bei uns eine Flucht aus dem Hause Deines Mannes bedeutet?"

Käthe schlug die Hände vors Gesicht. „Ja, Mama. Ich kann nicht mehr mit ihm leben. Ich halte es einfach nicht aus."

„Und Das hast Du ihm gesagt!" rief die Mutter ganz entsetzt.

„Noch nicht. Vor drei Tagen ist er fort, nach Rom, zu dem Kongreß, ohne Abschied von mir zu nehmen. Er war furchtbar böse auf mich. Natürlich dieser Frau wegen . . . Und ich habe ihn ziehen lassen. Aber vorgenommen habe ich mir, ihm von hier zu schreiben, daß ich mit den Kindern bei Euch bleiben will."

„Also nur vorgenommen. Gethan hast Du es, Gott sei Dank, noch nicht." Die Mutter athmete erleichtert auf. „Und Du wirst wohl nicht so wahnsinnig sein, Deinen Vorsatz auszuführen. Geh jetzt zu Bett, Käthe, und verschlafe Dein Fieber. Morgen wirst Du ausgeruht sein und wir können Alles in Ruhe besprechen und überlegen. Nein! nein!" rief sie abwehrend, da Käthe Etwas erwidern wollte. „Sag' jetzt nichts mehr. Du bist müde und aufgeregt und wir sind es auch. In solcher

Stimmung kommen Einem keine nützlichen und vernünftigen Gedanken. Leg' Dich zu Bett, Kind. Und morgen reden wir weiter."

Käthe hatte sich erhoben. „Gute Nacht," sagte sie mit klangloser Stimme. Und langsam schlich sie ins Zimmer nebenan, wo sie schlafen sollte, zog langsam die Thür hinter sich zu . . .

Es war anders gekommen, als sie erwartet hatte. Ganz, ganz anders.

* * *

Im Speisezimmer wurde es noch lange nicht ruhig. Die Magd kam, um auf dem Divan Lollos provisorisches Lager zurechtzumachen. Man ging hin und her, redete und Lollo öffnete ziemlich geräuschvoll die Fenster, um den Rauch hinaus zu lassen. Käthe hörte Alles: jede Bewegung, jedes Wort, das gesprochen wurde. Sie hörte die Magd Gute Nacht sagen und hinausgehen; vernahm die Stimme ihrer Mutter, die zu den Töchtern sagte: „Seid nur jetzt hübsch still, damit unsere Käthe einschlafen kann. Ich hoffe, daß sie morgen vernünftiger ist. Wenn sie auf ihrem abenteuerlichen Vorsatz beharrt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihr die Thür zu weisen. Solcher Verrücktheit muß man mit aller Energie entgegentreten. Gute Nacht, Kinder." Käthe hörte die Schwestern: „Gute Nacht, Mama" sagen. Dann wurde es drüben still.

Sie hatte begonnen, sich auszukleiden, und wollte eben ins Bett steigen, als man nebenan aufs Neue zu sprechen anhob. Irene war noch im Speisezimmer und redete mit Lollo. Von ihr. Und da that sie Etwas, das sie als Kind und junges Mädchen oft gethan hatte, denn sie war ungeheuer neugierig gewesen und hatte immer zu wissen begehrt, was Lollo und Irene einander heimlich zu sagen hätten: sie verlöschte das Licht, schlüpfte in ihre Pantoffel, hüllte sich in die Bettdecke und schlich geräuschlos an die Thür heran, die ins Speisezimmer führte. Da angelangt, legte sie das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn die Beiden drüben nicht geradezu flüsterten, mußte sie hören, was sie zu einander sagten. Und sie wollte es hören. Diesmal nicht aus bloßer Neugier wie einstens in der Jugendzeit: ach nein! Aus ganz anderen Gründen. An der Mutter, die ihr die Thür weisen wollte, wenn sie bei ihrem Vorhaben blieb, hatte sie keine Stütze. Doch vielleicht an den Schwestern. Wenigstens an Irene, die ihr, als Einzige, Recht gegeben hatte. Vielleicht aber auch an Lollo, deren Herz im Grunde weich war, trotz allen ihren Schrullen und Verdrehtheiten.

. . . „Wie sie sich Das nur vorstellt, möchte ich wissen": Das waren die ersten Worte, die an das Ohr der angestrengt Lauschenden schlugen. Lollo wars, die sprach. „Ich hab' sie wahrhaftig nicht ganz verstanden. Was will sie eigentlich ihrem Manne schreiben?"

„Er soll die Beziehungen zu dieser sogenannten Freundin lösen oder sie kehrt nicht mehr zu ihm zurück," antwortete Irene.

„Und wenn er nicht nachgiebt, das Verhältniß nicht löst . . .?"

„Dann bleibt sie bei uns und wir haben sie und die Kinder auf dem Hals."

„Das ist ja einzig!" Lollo ging im Zimmer auf und ab. Man hörte deutlich ihren nicht eben leisen Tritt. „Und da hat man sich auf ihr Kommen gefreut, hat sie mit Jubel empfangen, . . . und nun macht sie solche Geschichten. Ja, was glaubt sie denn? Für ein paar Wochen opfert man ja gern seine Bequemlichkeit. Aber für die Dauer? Ich brauche mein Zimmer, zum Kuckuck! Ich muß studiren.

Und hat sie denn ganz und gar vergessen, wie knapp unsere Mittel sind? Oder will sie sich von dem Mann, dem sie entlaufen ist, aushalten lassen? Fragt sich noch, ob ers thun wird! Alles Das ist ja verrückt!" Und Lollo rieb mit Heftigkeit ein Streichholz an.

„Ich bitte Dich, rauche nicht schon wieder!" Irenes Stimme klang sehr gereizt. „Kaum hat man den Rauch halbwegs draußen, so fängst Du von Neuem an, die Luft zu verpesten."

„Die Fenster sind ja offen", sagte Lollo. „Laß mich rauchen. Du hast auch Deine Schwächen, die ich ertragen muß."

Eine kleine Pause trat im Gespräch ein.

Dann sagte Irene: „Furchtbar unklug ists obendrein von ihr. Mit ihrem dummen Plan räumt sie der Nebenbuhlerin einfach das Feld . . . Und hast Du nicht auch bemerkt, wie sehr sie sich zu ihrem Nachtheil verändert hat? Eigentlich hübsch war sie ja niemals, doch immerhin ganz nett mit ihren frischen Farben und ihrem gutmüthigen Gesichtchen. Der ganze Charme ist fort . . . Dieser vergrämte, man könnte fast sagen: altjüngferliche Ausdruck macht sie zehn Jahre älter, als sie ist. Und sich vortheilhaft zu kleiden, hat sie ja nie verstanden. Weißt Du, daß ich nie begriffen habe, warum Kurt sich gerade in sie verliebt hat?"

„Ich auch nicht", sagte Lollo. „Aber sie gehört einem Typus an, wie ihn manche Männer lieben: das richtige Weibchen und nichts als eben Weibchen. Einen Mann haben und Kinder kriegen wollen: sonst giebt es nichts für Alle ihrer Art. Und die Männer mögen Das . . . manchmal. Du hast mir vorhin, als sie noch da war, widersprochen. Ich aber bleibe dabei: Es ist anmaßend von ihr, daß sie ihrem Manne Alles sein will. Was bietet sie ihm denn? Die Ehefrauen sind alle so arrogant. Warum findet sich Käthe denn nicht mit dieser Freundin ab? So Etwas sieht man einfach nicht. Sie braucht ja nicht mit ihr zu verkehren. Aber sie sollte ihrem Gatten diese schließlich nicht großartige Zerstreuung lassen und schweigen. Doch nein. Szenen müssen gemacht, dem Mann muß das Haus verekelt werden: anders geht es bei den legitimen Damen nicht. Und dann wundern sie sich noch, wenn sie ihre Männer am Ende ganz und gar verlieren."

„Das Lästige bei der Sache ist nur, daß wir in Mitleidenschaft gezerrt werden", sagte Irene. „Käthe mag sich zu ihrem Gatten stellen, wie sie will: aber uns sollte sie aus dem Spiel lassen. Ich finde es rücksichtlos von ihr, daß sie uns mit ihren Ehekümmernissen ins Haus fällt. Als wenn wir auf Rosen gebettet wären! Mama ist kränklich und vom Leben zerrieben und braucht Schonung und Ruhe Du und ich haben zu arbeiten. Was soll sie uns mit ihrem Jammer? Dazu, daß sie uns den Kopf heiß macht, haben wir sie wahrhaftig nicht eingeladen. Traurig bin ich selbst! Wenn ich Logirgäste habe, was ja auf jeden Fall störend ist, verlange ich wenigstens von den Gästen, daß sie mich aufheitern. Ein vergrämtes Gesicht mehr im Hause! Schönen Dank dafür! Und die Kinder. Für ein paar Wochen geht es ja. Doch dieser Lärm! Wo ich so leicht an nervösem Kopfweh leide und jeden Tag ins Bureau muß! Sie hätte unsere Lage bedenken müssen, bevor sie sich einfallen ließ, uns ihren Trübsinn ins Haus zu tragen. Und überhaupt: Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben. Es ist ganz hübsch, einander von Zeit zu Zeit wiederzusehen und einige Wochen zusammen zu sein. Aber aufs Neue mit einander hausen: Das geht nicht mehr. Man ist einander fremd ge-

worden. Oder hast Du etwa den Wunsch, sie und die Kinder dauernd bei uns zu haben?"

„Bewahre!" sagte Lollo. „Am Allerletzten unter solchen Umständen. Morgen wollen wir ihr reinen Wein einschänken und ihr unseren Standpunkt klar machen. Wir wollen ihr sagen . . ."

Den Rest hörte Käthe nicht mehr. Sie hatte genug. Mehr als genug. Lautlos schlich sie von der Thür weg, kroch in ihr Bett und zog die Decke über die Ohren. Sie wollte nichts weiter hören.

Drüben war das Gespräch verstummt. Käthe vernahm das Oeffnen und Schließen einer Thür, vernahm, wie Lollo sich auskleidete, das Licht ausblies und ihr Lager bestieg. Der Divan krachte dabei. Dann trat Stille im Hause ein.

Käthe hörte nur noch das Ticken der Wanduhr und die eigenen, beschleunigten Athemzüge. Ihr Herz schlug so laut und schwer, daß ihr dieses unruhige, harte Pochen fast wehthat.

* * *

Einzuschlafen vermochte sie nicht. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und unbeweglich lag sie auf dem Rücken, mit offenen Augen, und sann und sann.

Das also war ihr Zu Haus. So urtheilten die ihr nächsten Menschen über sie. So herb und lieblos. Und zu diesen Menschen war sie geflüchtet in ihrer Noth, voll Vertrauens, überzeugt, felsenfest überzeugt, daß sich ihr Arme und Herzen öffnen würden . . .

Immer wieder ging sie im Geiste Alles durch, was sie gehört hatte. Jedes Wort hatte sich ihr ins Hirn eingebohrt. Und sie klagte an, sie widerlegte, sie widersprach und entkräftete alle Beschuldigungen . . . und wundekte sich, daß sie, je weiter die Nacht vorrückte, ihre Entrüstung nach und nach, langsam und unaufhaltsam, schwinden fühlte. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte gegen sich selbst, mußte sie schließlich bekennen, daß ihre vermeintliche Entrüstung überhaupt nicht echt gewesen war, daß sie sich diese maßlose Empörung nur zurechtgelegt hatte, um sich über sich selbst und die eigenen Gefühle zu täuschen.

Hatte sie selbst, aber auch nur für einen Augenblick, die Empfindung gehabt, zu Haus zu sein? Als lieber Gast bei Mutter und Schwestern zu weilen, war ja sehr wohlthuend. Doch so?

Sie hatten ja in Allem Recht, Irene und Lollo. „Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben." Halblaut sprach sie die Worte vor sich hin. Es geht nicht mehr. Man ist von einander entwöhnt. Und am Ende will man sein eigenes, selbstgegründetes Heim haben. Und hat man es einmal gefunden und besessen, so wird Einem nirgendwo wieder ganz heimisch zu Muthe.

Die Absicht, ihren Mann vor ein kategorisches Entweder-Oder zu stellen, war ihr zur fixen Idee geworden. Die Ihren sahen eben klar. Was für ein Einfall, ein so gefährliches Spiel zu wagen! Wenn sie nun wirklich schon geschrieben und Kurt ihr geantwortet hätte: „Gut. Bleibe bei Deiner Mutter!?" Es überlief sie heiß und kalt.

Auch darin hatte Lollo Recht: Selbstüberhebung wars gewesen, solchen Racheplan auszuhecken. Denn genau besehen: Sie bot ihrem Manne wirklich nicht allzu viel. Sehr richtig wars von Lollo: ein Wunder, daß er sich überhaupt in sie verliebt hatte. Und verändert war sie auch: grämlich in Wesen und Erscheinung.

Der Spiegel, den Lollo ihr vorgehalten hatte, schmeichelte zwar nicht, zeigte sie aber auch nicht anders, als sie thatsächlich war. Und er, ihr Mann, sah sie mit anderen, mit liebevolleren und nachsichtigeren Augen als die Schwester. Er war immer gütig und geduldig zu ihr. Hatte sie gern, fand sie noch immer hübsch, war oft zärtlich . . .

Freilich: diese Frau. Aber war es wirklich ganz unmöglich, sich damit abzufinden? Und wenn es im Ernst nur noch Freundschaft, Gewohnheit war, was ihn an sie fesselte? Sie brauchte diese Frau nicht zu sehen, brauchte nicht mit ihr zu verkehren. Das verlangte er ja gar nicht von ihr. Nur dulden sollte sie, daß er mehrmals in der Woche zu ihr ging. Und dazu schweigen. Nicht seinen Schritten nachspüren, seine Briefe belauern und Gesichter schneiden, wenn er fortging. Das machte sie ihm nur unangenehm, verleidete ihm das Haus und trieb ihn zur Anderen. Auch darin hatte Lollo Recht. Sie selbst war es, die ihn zur Nebenbuhlerin hindrängte! Schon aus Klugheit, schon aus Egoismus hätte sie sich anders benehmen müssen.

Leicht war es ja nicht, zu so Etwas zu schweigen. Entsetzlich schwer wars. Doch was hilft es, wenn man mit dem Kopf durch eine Mauer rennen will? Man stößt sich nur den Schädel blutig und die Mauer bleibt stehen. Aber abtragen läßt sie sich. Oder sie stürzt endlich von selbst ein. Den Mann ans Haus und an sich fesseln, lieb sein, gut sein, es ihm daheim behaglich machen: damit trägt man so altes Mauerwerk, das noch aus seiner Junggesellenzeit in die Ehe hereinragt, am Sichersten ab. Und er darf es gar nicht merken. Sacht, ganz sacht muß man ihn entwöhnen, Steinchen um Steinchen entfernen. Voll Geduld und Liebe. Das ist schwer. Aber anders geht es nun einmal nicht.

Und wie bodenlos, ja, wie verbrecherisch leichtsinnig von ihr, gewissermaßen Va banque spielen zu wollen! Wo Alles für sie auf dem Spiel stand! Wo sie mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Mann hing! Ohne Mann zu leben, ... vermochte sie sich Das überhaupt auszudenken? Blos dieses gräßliche Alleinschlafen. Wenn man nicht mehr daran gewöhnt ist. Kein Kuß, keine Liebkosung. Sie bangte und sehnte sich ja jetzt schon namenlos nach ihm. Und entbehrte ihn erst seit wenigen Tagen. Nein: da half nichts. Sie mußte sich fügen und die „Freundin“ ertragen. Mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und den Mann nehmen, wie er nun einmal war. Alles noch besser, Alles noch herrlich im Vergleich zu der Aussicht, daß sie ihn mit ihrem Widerstand und ihren Thränen gänzlich verlieren könnte. Das wäre das Aergste, wäre so arg, daß alles Uebrige daneben keine Bedeutung hatte.

Dankbar war sie den Ihren. Die hatten ihr den Staar gestochen. Sie sah jetzt wieder klar. Und Das wollte sie ihnen am Morgen sagen.

Und dem Gatten wollte sie schreiben: freundlich, versöhnlich, voll Liebe. So schreiben, daß er sich aufs Wiedersehen mit ihr freuen könne. Die vier Wochen würden auch vergehen. Und dann hatte sie ihn wieder. Er würde über Wien zurückfahren, sie hier abholen und sie mit den Kindern nach Haus bringen.

Nach Haus! Dort war es, ihr Zu Haus, dort, wo sie den Mann hatte und die Kinder . . . Ein anderes Zu Haus gab es nicht mehr für sie. Jetzt wußte sies.

Wien. **Emil Marriot.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Dezember 1909.

Der Rembrandtdeutsche.

Am ersten Februar 1908 veröffentlichte ich in der „Zukunft“ einen Aufsatz „Der Rembrandtdeutsche“, in dem ich von meinen Beziehungen zu Diesem erzählte. Veranlassung hierzu war eine Zeitungnachricht, nach der Julius Langbehn, der Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher“, gestorben sei. Ich hatte etwa ein Jahr mit meinem Aufsatz gewartet, da ich annahm, nach seinem Tode würden Mittheilungen über das Leben des merkwürdigen, absichtlich in Vergessenheit sich versenkenden Mannes veröffentlicht werden. Aber es erschien meines Wissens nichts als jene unkontrolirte Notiz.

Meine Frage war: Wer hat Kunde von Langbehn? Wer weiß Genaues von seinem Ende?

Ich habe eine große Zahl von Zuschriften erhalten und bin Denen, die sie mir freundlich sandten, eine Erklärung schuldig, warum ich wieder ein Jahr verstreichen ließ, ohne mit Dem herauszutreten, was ich über Langbehn erfuhr. Denn von allen Seiten kam mir die Aufforderung zu, ich solle dafür sorgen, daß der Literaturgeschichte der Weg zur Erforschung des Lebens einer der merkwürdigsten Erscheinungen im deutschen Schriftthum nicht versperrt werde. Die Welt habe ein Recht, den Verfasser eines Buches zu kennen, das in Anerkennung und Widerstreit einen so bedeutsamen Einfluß auf das deutsche Geistesleben gewann.

Dem gegenüber mußte ich mich fragen, namentlich seit ich genaue Schilderungen der Lebensformen erhalten hatte, in denen Langbehn in späteren Jahren sich bewegte, ob ich ein Recht habe, das von ihm so ängstlich gewahrte Geheimniß zu durchbrechen, so lange wenigstens, wie ich nicht klare Beweise von seinem Tode habe. Und ich hatte bis vor Kurzem guten Grund, anzunehmen, daß die Todesnachricht von 1907 falsch gewesen sei. Denn ich wußte,

daß Langbehn zum Katholizismus übergetreten und dem neuen Glauben leidenschaftlich ergeben sei. Da mir nun von einem hohen katholischen Geistlichen am neunten Mai 1908 die Mittheilung zuging, daß die Todesnachricht „sicher falsch“ gewesen sei und Langbehn noch lebe, legte ich die mir zugegangenen Briefe zunächst in ein Aktenstück zusammen, mit der Verfügung, daß meine Erben es nach Langbehns Tod zu verwerthen berechtigt sein sollten.

In zwei Aufsätzen der Kreuzzeitung vom achten November 1906 (Nr. 524) und dreizehnten August 1908 (Nr 277) sucht ein Herr Dr. —s aus Waidmannslust in der Mark nachzuweisen, nicht Langbehn sei der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, sondern der Theologe D. Dr. Rudolf Friedrich Grau, der 1893 in Königsberg als Universitätprofessor starb. Langbehn sei ein „literarischer Flibustier“, der es sich habe gefallen lassen, daß man ihm die Grau gebührenden Verdienste zuschreibe. Ich würde von dem Geschreibe keine Notiz nehmen, wenn nicht Reinhold Seeberg, der berliner Theologe, darauf hingewiesen hätte und wenn nicht Grau thatsächlich ein sehr beachtenswerther Mann von einer Langbehn verwandten Geistesrichtung gewesen wäre. Den in kräftigen Ausdrucksformen für seinen Lehrer kämpfenden Herrn Dr. —s kann ich versichern, daß der Vertrag über die Herausgabe des Buches von der Hirschfeldschen Verlagshandlung mit Langbehn abgeschlossen wurde und daß Langbehn die Durchsicht und Umgestaltung der neuen Auflagen selbst besorgte. Dr. —s trägt zwar seine Ansicht mit „Kritik und Akribie“, auch mit entsprechender Grobheit gespickt vor, aber wie sich leicht aktenmäßig nachweisen läßt, ist sie leider durchaus falsch.

An der Nachricht von Langbehns 1907 erfolgten Tod ist nicht mehr zu zweifeln: der Bürgermeister von Rosenheim, Hofrath Wüst, hat mir eine Abschrift des Totenscheines geschickt. Daher stehe ich nicht mehr an, zu erzählen, was ich über Langbehns Leben aus Zuschriften erfuhr. Dabei liegt mir fern, eine Würdigung des geistigen Werthes des Verstorbenen hier geben zu wollen. Nicht will ich den Entwickelungsgang seiner Gedanken schildern, nicht Zusammenhänge mit den geistigen Strömungen der Zeit darlegen. Ich möchte nur die Thatsachen mittheilen, die den äußeren Lebensgang des merkwürdigen Mannes schildern, auf die Gefahr hin, daß man mir vorwirft, einen Polizeibericht zu geben. Die Thatsachen sprechen für sich eine ernste Sprache.

August Julius Langbehn ist am sechsundzwanzigsten März 1851 in Hadersleben geboren als Sohn des Dr. phil. Johann Jakob Langbehn und der Maria Magdalena Therese, geborenen Boysen. Der Vater war Lehrer der Lateinschule in der Schmiedegasse in Hadersleben, später Subdirektor. Die Mutter lebte als Witwe seit 1873 in Hamburg und starb dort am neunten Juni 1883 im Alter von sechzig Jahren.

Langbehn hatte Geschwister. Ein älterer Bruder, am neunten Oktober

1847 in Hadersleben geboren und 1884 unverehelicht gestorben, hieß Johannes Justus Hermann Theodor und war zuletzt Postsekretär in Hamburg. Langbehn hat mir gegenüber von diesem Bruder gesprochen, der ihn unterstützt habe. Aber es schien mir, als wenn die Beziehungen am Ende seines Lebens doch getrübt gewesen sein. Ein zweiter Bruder war 1884 noch am Leben und wohnte in Colorado Springs in Nordamerika. Ein dritter war jung verstorben. Langbehn besuchte die Schule in Kiel, wurde aber schon im Dezember 1869 Konkneipant der Burschenschaft Teutonia. Als der französische Krieg ausbrach, trat er in das Magdeburger Füsilier-Regiment Nr. 36 in Halle ein, kämpfte mit ihm vor Metz, um Orleans und Le Mans, erhielt die Qualifikation zum Reserveoffizier, studirte nach der Rückkehr in Kiel Naturwissenschaft und Mathematik und wurde in jene Burschenschaft aufgenommen. Als er jedoch Kiel verlassen hatte, kam er bald in schwere Konflikte mit der Burschenschaft, die erst in den achtzehnhundertneunziger Jahren durch diese wieder geregelt wurden.

Von Kiel aus bezog er im Sommersemester 1875 die Universität München, wo er bis 1880, also zehn Semester, inskribirt war. Jedoch war er die beiden letzten Wintersemester vom Belegen von Vorlesungen dispensirt. Er hörte bei Brunn, Carrière, Meßmer, Bursian, Prandl, Helm, Riehl und Julius. Bei Brunn acht, bei Meßmer drei Semester; und zwar machte er durchaus die Schule des klassischen Archäologen durch. Am vierundzwanzigsten Januar 1880 wurde er auf Grund seiner Dissertation über „Griechische Flügelwesen“ zum Doktor promovirt. Brunn und Bursian berichteten sehr günstig über die Arbeit, die später auch im Druck erschien. Es ist eine treffliche, durchaus archäologisch wissenschaftliche Arbeit, in der sich Langbehn in den Bahnen seines Lehrers Brunn bewegt. Später führte er den Doktortitel nicht. Ich habe über seine Dissertation von ihm nie Etwas gehört. Erst später erfuhr ich durch Zufall von ihr. Wohl aber erinnere ich mich, daß er es als eine „Dummheit“ bezeichnete, die er damit begangen habe, daß er promovirte.

In München wohnte er die längste Zeit bei einer Frau Wedekind und zog mit ihr von der Unteren Gartenstraße Nr. 10 in eine Wohnung in gleicher Straße Nr. 63 um. Daß er ein flotter Student war, ergiebt sich daraus, daß er 1880 mit dreißig Mark wegen Sachbeschädigung polizeilich bestraft wurde.

Der münchener Kreis, in dem Langbehn 1875/76 lebte, bestand in seinem Kern aus schleswig-holsteinischen Medizinern, die freilich meist jünger waren als der schließlich im zwanzigsten Semester stehende Langbehn. Eine gewisse Führung in dem zu freiem Verkehr sich zusammenfindenden Kreis junger Männer hatte Dr. Strenge, jetzt Sanitätrath in Neumünster in Holstein. Neben ihm trat der Holsteiner Dr. Rauert, der Preuße Dr. Harttung, der Rheinländer Dr. Leibl hervor. Auch Schriftsteller, wie Cajus Möller und dessen Vetter Konrad Möller, Karl Starkajan und Andere, gehörten dem Kreis an. Durch

Leibl wurden ihm Künstler zugeführt, darunter dessen Bruder, der Maler Leibl, der mehrere „Charakterköpfe“ des Kreises malte. So Rauert und auch Langbehn, dessen Bild ich 1887 sah. Er brachte es in meine Wohnung, um es mir zu zeigen. Erinnere ich mich recht, so war es halbe Figur, etwa achtzig Centimeter hoch, eine ausgezeichnete Arbeit, an der Langbehn sehr hing. Trotzdem war er damals geneigt, sie zu verkaufen. Ich habe mit ihm und dem Kunstfreund Kommerzienrath Zschille über den Preis verhandelt. Aber damals war Leibl noch nicht „verkäuflich“. Das Bild soll später in den Besitz des Malers Momme Nissen gekommen sein. Von Malern verkehrten noch in dem Kreise Sperl und Haider, wohl auch Hans Thoma, der noch in späterer Zeit Beziehungen zu Langbehn hatte. In Brunns Vorlesungen lernte er den Maler Vorländer, jetzt Professor in Münster, kennen, mit dem ihn enge Freundschaft verband. Die Verehrung für den Maler Leibl war nachhaltig. Aber auch mit ihm blieb er, wie mir Professor Sperl schreibt, nicht in dauernder Verbindung.

In diese Zeit fällt auch seine Reise nach Italien und seine Thätigkeit in einer hamburger Privatgalerie, über die ich Nachrichten nur aus Langbehns eigenem Munde habe. Doch war er ja nie mittheilsam und habe ich Manches vergessen. Im Juli 1883 wohnte er in Hamburg, Valentinskamp 77 III. Auch in Frankfurt am Main und Lübeck hielt er sich auf. Er stand dort, wie mir scheint, in geselligen Beziehungen nur zu dem Direktor des hamburger Gewerbeschulwesens, Jessen, und durch Diesen mit Dr. Peter Jessen, dem jetzigen Bibliothekdirektor des berliner Kunstgewerbemuseums.

Auch zu Theodor Mommsen scheint Langbehn in einem Verhältniß gestanden zu haben. Ich höre, er sei eine Weile sein Assistent gewesen, was freilich mir nicht recht glaubhaft scheint. Doch wohnte er im Frühjahr 1885 in Charlottenburg. Trotz Allem, was Langbehn über Mommsen geschrieben hat, stand er aber noch um 1900 mit ihm in brieflichen Beziehungen. Mommsens Korrespondenz ist bekanntlich für lange Zeit nicht zugänglich, also von dieser Seite Auskunft nicht zu erlangen.

In der Folgezeit hat Langbehn auch in Frankfurt an der Oder im Hause des Dr. Harttung als Gast gewohnt, ohne jedoch sich mit dessen junger Frau und der zu lebhaft praktischem Eingreifen gestimmten Lebensart seines Freundes stellen zu können. Der Bruder Harttungs, der bekannte breslauer Mediziner Professor Willy Harttung, und der öfter von Berlin herüberkommende junge Wildenbruch waren in dem Kreise die leitenden Köpfe. Mit Wildenbruch kam Langbehn in heftigen Streit. Doch erinnerte sich in späteren Jahren der Dichter, den ich danach fragte, der Angelegenheit, selbst der Person Langbehns nicht mehr. Bald setzte Dieser seinen Wanderstab weiter.

Nach Dresden ist er im März 1885 gekommen. Bald darauf besuchte er mich, eingeführt durch einen Brief des Dr. Peter Jessen. Daß er außer mit

mir, dem Musiker Reinhold Becker und später mit Woldemar von Seidlitz mit Anderen verkehrt habe, glaube ich nicht; wenigstens hat er mir nie davon erzählt.

Gewohnt hat Langbehn erst im Vorort Gruna, später, um 1891, Seidnitzerplatz 1 III. Dort hat ihn unter Anderen Peter Gast besucht.

Bei Becker suchte Langbehn, der selbst unmusikalisch war, Aufklärung über das Wesen des Volksliedes. Er saß oft bei dem feinsinnigen, liebenswürdigen Künstler, um dessen Spiel zuzuhören und mit ihm seine Ansichten über Musik durchzusprechen.

Meine Beziehungen zu Langbehn endeten im Frühjahr 1887. Im Hause meiner Eltern verkehrte er noch länger, folgte ihnen als Gast in ihren Sommeraufenthalt Naundorf bei Schmiedeberg ins Erzgebirge. Meine Mutter sorgte für seine Leibwäsche und half ihm sonst, so weit als Das ohne Kränkung seines Stolzes möglich war.

In die letzte Zeit meiner Beziehungen zu Langbehn fällt der Beginn des Verkehrs mit Seidlitz, der 1885 nach Dresden als Rath in die Generaldirektion der Museen berufen worden war. Ich hatte schon vorher vielfach Langbehn gedrängt, eine Anstellung zu suchen; eine solche zu erlangen, war der Zweck seiner persönlichen Anfrage bei Seidlitz, zu der ich ihn wiederholt rieth. Aehnliche Versuche, ihm ein sicheres Brot zu schaffen, haben mehrere seiner Freunde gemacht. So der Maler Vorländer, der ihn für die durch Lückes Berufung nach Dresden freigewordene Professur für Kunstgeschichte an der Düsseldorfer Akademie vorschlug. Seidlitz besuchte er öfter, verkehrte auch in dessen Haus. Durch Seidlitz scheint Langbehn auch in Beziehungen zum Kunsthistoriker Wilhelm Bode gekommen zu sein. Man erzählte mir, daß Seidlitz und Bode einen Einfluß auf die Herausgabe des Rembrandt-Buches ausgeübt hätten; nicht auf den Inhalt, wohl aber auf das Verlagstechnische.

Wer Langbehn in jener Zeit kennen gelernt hat, mußte in ihm den geistig angestrengt arbeitenden Mann erkennen, der sich mit großen Gedanken trug. Daß er dabei nicht „Gesellschaftmensch“ war, konnte nicht auffallen. Er war nahezu ein Vierziger, ohne daß es ihm bisher gelungen war, sich eine Stellung in der Welt zu erringen, weder nach der sozialen Seite noch durch einen wissenschaftlichen oder sonstigen Erfolg. Seine Verhältnisse waren gedrückt. Man konnte es sehr gut verstehen, daß er die Gesellschaft Derer mied, die die neuen Bekannten zunächst auf die Frage ansehen, ob er eine „Situation“ habe. Langbehn mußte, bei seinem starken Selbstgefühl, das Zusammentreffen mit Menschen scheuen, die durch eine harmlose Frage ihm lästig werden konnten. Aber er war nicht menschenscheu. Er ging der Begegnung mit Freunden nicht grundsätzlich aus dem Wege. Am Liebsten scheint ihm zu jener Zeit der Umgang mit Leuten gewesen zu sein, deren Bildungsgrad ein Nachforschen nach seinem geistigen Entwickelungweg ausschloß. Ich merkte Das sehr

wohl und vermied grundsätzlich Alles, was wie ein Ausfragen erscheinen konnte; ich bin überzeugt, daß sich auch Seidlitz so verhielt. Thatsächlich habe ich auch, so lange ich Langbehn unter den Lebenden wähnte, alle Nachforschungen unterlassen, so lebhaft auch die Erinnerung an ihn mich dauernd beschäftigte. Wußte ich doch von seinen Verhältnissen, obgleich ich selbst mich immer, meiner Natur gemäß, dem Freunde rücksichtlos offenbarte, bis vor einem Jahr herzlich wenig über sein Leben. Ein klares Vertrauen war eben von ihm nicht zu erringen. Wohl empfand er als Pflicht des Freundes, dem Freunde zu helfen. Er selbst scheint sich Anderen, der Hilfe Bedürftigen, gegenüber nicht geschont zu haben. „Brich, brich, brich!“ schrieb er an Vorländer, dem Verwandte nicht so unterstützten, wie Langbehn es für deren Pflicht hielt.

Seine äußere Lage war damals recht ungünstig. Die Zeiten in seinem Leben, in denen er reichlichere Einnahmen hatte, scheinen nur kurz gewesen zu sein. Sein Jahreseinkommen schätzte er selbst auf 550 Mark. Einiges verdiente er sich auch als Schriftsteller, und zwar meist durch Vermittelung der münchener Studienfreunde. Ich erinnere mich, daß er den Druckabzug eines Aufsatzes überbrachte, der in einer westfälischen Zeitung erschienen war, wenn ich nicht irre: einer dortmunder. Andere, über norddeutsches Wesen und die Ziele einer künftigen Entwickelung Deutschlands, erschienen im „Hamburgischen Korrespondenten“. Beide sind später in das Rembrandtbuch mit hineingearbeitet worden, das in der Zeit, wo sie geschrieben wurden, im Grundplan bereits festgestanden haben dürfte. Langbehn gab sie sichtlich nur aus Noth an die Oeffentlichkeit, weil er damit die Wirkung seines Buches zu beeinträchtigen glaubte, von der er die größten und wie, sich später herausstellte, hellsichtigsten Hoffnungen hatte.

Aber selbst wenn ich von der Berechtigung seines Selbstgefühles die höchste Meinung hatte, konnte ich mich und konnte nach mir wohl auch Seidlitz sich nicht der Empfindung erwehren, daß dieses Gefühl sich in überstiegenen Formen äußere: in dem Wunsch, daß sich Einer, der sein Freund sein oder bleiben wolle, ihm unterordnen müsse. Nicht nur in dem Sinn, daß er Langbehns geistige Ueberlegenheit anerkenne, sondern vielmehr so weit, daß er jeden Widerspruch aufgebe. Von seinem Freunde, den Maler Vorländer, mit dem er lange Jahre in einem Verhältniß wechselseitigen Aushelfens mit ihren kleinen Geldmitteln lebte, verlangte er sogar, daß Dieser schriftlich Langbehns Superiorität anerkenne und sich völlig seiner geistigen Ueberlegenheit unterwerfe. Als Vorländer hierauf nicht einging, kam es zum Bruch. Schon vorher hatte Dieser den Eindruck, daß Langbehn einen solchen herbeizuführen wünsche.

Gegen Ende der achtziger Jahre, also kurz vor Erscheinen des Rembrandtbuches, hatte er von Vorländer eine Zeichnung erbeten mit dem Thema: „Wenn man mit dem Weltgeist allein ist, so ziemt es sich nicht, daß man die

Nase durch die Thür steckt, um nachzuspüren, was er treibt." Er brauche dieses Blatt. Vorländer zeichnete es mit der Feder, doch der „Weltgeist" erschien Langbehn nicht „affektlos" genug; sonst aber erklärte er die Zeichnung für „gut". Wer in seinem Sinne der Weltgeist war, ist wohl nicht mißzuverstehen.

Im Anfang 1890 erschien dann, mit dem bekannten Erfolge, das Buch „Rembrandt als Erzieher". Ueber die verlagstechnischen Fragen, in die Langbehn mit großer Entschiedenheit eingriff, hoffe ich später authentische Nachrichten geben zu können.

Mit dem Erscheinen und den wachsenden Auflagen seines Buches scheint für Langbehn eine neue Zeit der Bewegungfreiheit eingetreten zu sein. Hiermit beginnt auch das ununterbrochene Fortarbeiten an seinem in immer erneuten Auflagen erscheinenden Buch und seine Bemühung, ihm in die weitesten Kreise Eingang zu schaffen. Der literarische Lärm war gewaltig. Bald begann ein emsiges Herumrathen, wer der Verfasser sein könne.

Die wissenschaftliche Kritik stellte sich im Allgemeinen auf den Standpunkt der „Vornehmheit". Das heißt: sie erklärte, Langbehns Buch sei, ähnlich wie Nietzsches Schriften, eine „Modeerscheinung", an deren Erfolg man nur mit Bedauern den tiefen Geistesstand des deutschen Volkes erkennen könne. Es erschienen Brochuren, die das Buch theils bekämpfen, theils verulken wollten. Und es ist bezeichnend, daß auch sie viele Auflagen erlebten. So kenne ich eine siebente Auflage des Schriftchens „Est, est, est, Randbemerkungen eines niederdeutschen Bauern", eine zweite von „Der heimliche Kaiser oder der Dampfbau oder der wildgewordene Bliemchenkaffee". Andere traten mit Wärme für Langbehn ein, so namentlich Max Bewer, der mit dem Verstande des Herzens Menschen und Dinge beurtheilte. Die Großen, Kuno Fischer, Anton Springer und Andere, lehnten das Buch glattweg ab

Aber das Erscheinen von neunundvierzig Auflagen und das immer wieder erneute Zurückgreifen auf den Gedankeninhalt des Buches hat doch bewiesen, daß in Langbehns Werk, trotz aller Eigenart und allen „Fehlern" in seiner Anlage, ein starker, dauernder Kern steckt, daß es als Weckruf zur Individualität für alle Zeiten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine wichtige Rolle spielen wird.

Die Hoffnung der Freunde Langbehns, daß der Erfolg die Last von seiner Brust nehmen werde, war irrig. Nun setzte sein Kampf um die Anonymität ein und aus diesem heraus seine wachsende Vereinsamung

Wer zuerst der Welt Langbehns Namen verrieth, weiß ich nicht. Nach einer Zeit des Herumrathens wurde es ziemlich allgemein klar, wer der Autor sei. Nur kannten nicht eben Viele den Mann selbst Dieser wehrte sich, so weit es die Wahrheit zuließ, mit Ableugnungen. Als ich kurz nach dem Erscheinen des Buches in einer Besprechung andeutete, daß ich den Verfasser kenne, warnte

er mich durch ein Eingesandt an die Redaktion, frühere Beziehungen zum Bruch seines Geheimnisses zu benutzen. Als in den Zeitungen die Nachricht erschien, der Autor heiße Langbein, ließ er, die falsche Schreibung des Namens benutzend, diese Nachricht dementiren.

Dagegen entwickelte sich unter der Deckadresse der leipziger Verlagsbuchhandlung oder postlagernd ein Briefwechsel mit seinen Verehrern, denen er aber nicht seinen Namen, nicht einmal seinen Wohnort nannte. Für seine alten Freunde verschwand er nun vollständig. Briefe, von denen er fürchtete, daß sie ihn verrathen könnten, forderte er zurück. Der Kampf um die Anonymität mehrte seine Vereinsamung. Er behielt seine Wohnung am Seidnitzerplatz. Aber er hielt sich nachts nicht dort auf. Wo er schlief, wußte Niemand. Er beschäftigte einen Schreiber, wechselte ihn aber oft, damit Keiner Einblick in sein Thun erlange. Seine Wirthin mußte an ihn adressirte Briefe abweisen. Er sei verzogen. Die Wirthin sorgte sich seiner Nervosität und Hypochondrie wegen. Ja, er wurde ihr unheimlich. Aller Verkehr früherer Bekannter mit ihm hörte auf. Selbst der mit Hirschfelds Verlagsanstalt trübte sich bald. Schon 1900 war die Firma gezwungen, amtliche Recherchen bei allerlei Behörden anstellen zu lassen, da er jeden Verkehr abgebrochen hatte, auch amtliche Briefe ihn nicht erreichten, seine Adresse nicht zu finden war

Noch einmal trat er 1890 hervor, als Nietzsche erkrankt war. Man kennt aus der Nietzscheliteratur sein eigenartiges Eingreifen in die Behandlung des Philosophen. Langbehn kannte Nietzsches Werke, hielt sich aber von einer Beeinflussung durch ihn fern, da er sich nicht als Schüler Nietzsches fühlte und nicht dafür gehalten werden wollte. Seine Berechtigung, in die Pflege des kranken Geistesgenossen einzugreifen, entnahm er aus seiner Erfahrung in diesen Dingen. War doch seine Mutter, wie mir berichtet wird, im Irrsinn gestorben 1891 erschienen bei Glöß in Dresden seine „Vierzig Lieder von einem Deutschen“, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte. Er übergab dem Verlag eine Gedenktafel, die die Thatsache festhalten sollte, daß die Gedichte in ihrer Offizin gedruckt worden seien. Die geringe Notiz, die die Welt von den Gedichten nahm, hat ihn tief verstimmt. Nicht minder, daß die Staatsanwaltschaft eine Untersuchung wegen angeblicher Unsittlichkeit der Verse eröffnete. Später wurde das Verfahren eingestellt. Obgleich sonst die Verbindungen zwischen uns abgeschnitten waren, ließ Langbehn mir einen Abzug des Buches zugehen.

Nun beginnt eine unaufgeklärte Zeit der Reisen. Die Nachricht, daß Langbehn hier oder da gesehen worden sei, daß er aber einer Ansprache ausgewichen sei, tauchte unter seinen Freunden vielfach auf. Aus späterer Zeit sind mir Andeutungen zugegangen, als wenn die Reisen mehr zu Wallfahrten geworden seien. Dabei scheinen sie in weite Fernen gerichtet gewesen zu sein. Eine Spur weist auf die spanisch-französische Grenze (Lourdes?), die andere

auf Jerusalem. Von dem Fortgang seiner geistigen Entwickelung werden vielleicht noch seine unter Deckadressen versandten Briefe an Verehrer zu erzählen haben. Der mystische Zug in seinem Wesen gewann unverkennbar immer stärkeren Einfluß auf sein Denken. Vor mir liegt einer dieser Briefe. „Ruhe ist die erste Geistespflicht", sagt er dort. „Der Mensch soll sich stets und überall in nächster Beziehung zum Weltgeist, dem Geist des Ganzen, fühlen". Und dieser Weltgeist hatte aus ihm gesprochen. Er zog sich zurück von der Welt, der er als Organ des Weltgeistes gedient hatte: dieser Gedankenweg wies auf die großen Mystiker des Mittelalters; er dürfte ihn zum Katholizismus hingelenkt haben. Es besteht kein Zweifel darüber, daß er in aller Form zum Katholizismus übergetreten ist. Das dürfte in den neunziger Jahren geschehen sein. Wäre er nicht Katholik gewesen, so hätte ihn der katholische Pfarrer von Fürstenfeldbruck nicht auf dem katholischen Kirchhof zu Puch begraben dürfen.

Ob Langbehn in irgendeiner Richtung auch später produktiv thätig war, weiß ich nicht. Er hat nach meinen Nachrichten stets „fleißig studirt". Daß es sich dabei lediglich um ein Aufnehmen gehandelt habe, ist schwer glaublich für Den, der seinen inneren Drang zum Aeußern des in ihm fertig Gewordenen kennen gelernt hat. Ich würde also keineswegs erstaunt sein, wenn stark mystisch gefärbte Arbeiten zum Vorschein kämen, in denen er seine in katholischem Sinn gewandelten Anschauungen niederlegte.

Im Juni 1900 lebte Langbehn in Würzburg, anscheinend in auskömmlichen Verhältnissen. Er bewohnte zwei schöne, große Zimmer und hielt ein drittes für einen zu erwartenden, jedoch nie eingetroffenen Freund frei. Der Wirthin machte er einen so unheimlichen Eindruck, daß sie sich um Rath und Hilfe an Verwandte wendete. Schon seine inständige Bitte, ihn nicht polizeilich anzumelden, machte sie stutzig. Andere Beobachtungen ließen sie zu der Ansicht kommen, daß sie nicht, wie sie anfangs glaubte, einen Verbrecher, wohl aber einen Irren beherberge. Er sah sich von Mördern verfolgt, von Teufeln bedroht. Eine Reihe von Beobachtungen, die seine Hausgenossen an ihm machten, lassen ihre Furcht, einen Kranken zu beherbergen, leider nicht unbegründet erscheinen. Im Sommer lebte er in Lohr am Main, dort allgemein für einen Irrsinnigen von ausgesprochen katholisch religiöser Färbung gehalten. Man wies scheu auf den Mann, der in einem weiten, orientalischen Beinkleid, mit stets aufgespanntem, den Blick Vorbeigehender abhaltenden Schirm auf der Straße erschien, vor jedem Madonnenbild im Gebet niedersank, den Rosenkranz nie aus den Händen kommen ließ. Man erfuhr von seinen Wirthsleuten, wie sonderbar er es zu Haus treibe, wie ängstlich er sich vor feindsäligen Angriffen schütze, selbst den harmlosesten gegenüber, wie eigenthümlich seine (wie es scheint, ganz vegetarische) Ernährung war, welchen Werth er auf die Anderen bedeutunglos erscheinenden Dinge legte, die ihn im Haushalt um-

gaben. Den lorcher wie den würzburger Wirthsleuten begann es zu grauen, so daß sie ihm kündigten. Ungern verließ er die Stadt mit ihren schönen Waldungen im Spessart. Man trieb den Scheuen weiter. Er zog nach Koblenz. Aber dort, wie sonst, habe ich keine Spur mehr von ihm auffinden können. Zuletzt wohnte er in einem kleinen Gasthof in München.

Meine Nachrichten über diese Tage Langbehns habe ich von einwandfreien Leuten, die freilich damals nicht wußten, wer der sonderbare Fremde ei, die auch nur sein Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten, nicht aber ihm geistig näher traten. Aber sie berichten auch, daß er zu jener Zeit noch in brieflichem Verkehr mit hervorragenden Männern stand, und zwar nicht blos mit hohen katholischen Geistlichen, sondern, zum Beispiel, mit Theodor Mommsen. Dessen Briefwechsel ist jedoch für fünfzig Jahre gesperrt.

Der Direktor a. D. Roloff in Freiburg im Breisgau theilte in der münchener Zeitschrift „Hochland" mit, daß Langbehn in dem bayerischen Städtchen Rosenheim im Gasthof „König Otto" an Magenkrebs plötzlich gestorben und auf seinen Wunsch in Puch bei Fürstenfeldbruck vom dortigen Pfarrer Graßl am dritten Mai 1907 begraben worden sei. Auf einer Reise nach Tirol war er am zwanzigsten April nach Rosenheim gekommen, krank, begleitet von dem münchener Maler Momme Nissen. Dieser hielt ihn streng verborgen. Der Arzt wurde erst am dreißigsten April vormittags gerufen. Er fand Langbehn bereits als Leiche.

Auf dem Kirchhof zu Puch steht eine alte hohle Linde, in der einst eine Heilige, Edigna, gehaust haben soll. Unter dieser Linde wollte Langbehn begraben sein. Ein einfaches Eisenkreuz bezeichnet das Grab, das die Zeichen trägt

J. A. L.
geb. 1851 † 1907.

Wozu diese Inschrift? Hunderttausende liegen in deutscher Erde begraben, ohne daß ein Zeichen an ihren Namen erinnert. Wollte Langbehn ein solcher Vergessener sein?

„Wenn Ihr nur wüßtet, wer ich bin!" sagte er so oft. Das selbe Räthselspiel noch im Tode. Hinter dem krankhaften Verstecken die stille Sehnsucht, durch alle die Geheimnisse hindurch doch entdeckt zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Frage drängt sich mir auf, ob ich Recht that, die Einzelheiten des Lebens eines Mannes zu erforschen und zu erzählen, der selbst die Spuren seines Daseins zu verwischen eifrig bemüht war. Ich will dabei die Entschuldigung nicht hervorheben, daß Andere das Selbe gethan hätten und daß die Literaturgeschichte im Allgemeinen es sich nicht nehmen lassen wird, die „Eiserne Maske", so weit sie kann, zu lüften; daß spätere Geschlechter unserer Zeit

einen Vorwurf daraus machen würden, wenn sie sich um einen Mann nicht kümmerte, dessen Geist sie so stark in Anspruch nahm. Die Dreiheit Lagarde, Nietzsche, Langbehn wird in der Geistesgeschichte unseres Volkes stets eine Bedeutung behalten und gewiß wird noch manchen klugen Kopf die Frage nach dem Entstehen der individualistischen Geistesrichtung beschäftigen, die durch sie einen Freiheitkampf gegen öde Wissenschaftlichkeit siegreich durchführte. Wer heute „Rembrandt als Erzieher" in die Hand nimmt, wird schon die heftige Ablehnung, die das Buch einst fand, kaum noch verstehen. Es vollzog sich an ihm, was Lagarde auch von seinen Schriften wünschte, daß sie später für selbstverständlich gehaltene Wahrheiten enthalten. Unter diesen Wahrheiten ist eine der stärksten die vom Werth des Persönlichen in jedem geistigen Schaffen: die Gedanken nicht nur an sich, sondern als Erzeugnisse eines bestimmten denkenden Kopfes. Daher die Verehrung geistiger Helden.

Dem Absatz des Buches hat die Geheimhaltung des Verfassernamens wohl genützt; der Beurtheilung und dem Verständniß aber hat sie sicher geschadet. Denn dem Vorkämpfer für die Bedeutung des „Ich" im Geistesleben fehlte eben dieses Ich. Viele Schmähworte sind gegen seine Anonymität im Lauf der Zeit gefallen. Nach meiner Ansicht hatte die Welt ein Recht, zu fordern, daß der Mann heraustrete, der Andere so scharf angriff. Sie hatte ein Recht, Dem, der den Muth der Persönlichkeit feierte, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die seine verstecke. Aber mir schien es ein Unrecht gegen den Freund, seinem Wunsche entgegenzutreten, als ich erkannte, daß er ernstlich die Absicht hatte, verborgen zu bleiben. Aus dem Umstand, daß Dies nicht gelang, sah ich, daß Andere anders hierüber dachten. Als er mit mir über sein damals noch nicht erschienenes Buch sprach, hat er mich zwar nie zur Verschwiegenheit verpflichtet. Aber ich habe sie über zwanzig Jahre lang gehalten. Ich schwieg, so lange er lebte. Nun scheint mir die Zeit gekommen, in der zu reden eine Pflicht gegen das deutsche Volk und auch gegen Langbehn selbst ist. Denn mir fehlt es nicht an Zeugnissen, daß er selbst unter seiner Anonymität litt. „Wüßten Sie, wer ich bin, Sie würden mir anders gegenübertreten!" sagte er oft den schlichten Leuten, die in den neunziger Jahren mit ihm zu thun hatten. Er litt darunter, daß sie es nicht wußten und daß sie es auch nicht verstanden, wenn er es ihnen sagte.

Nochmals bitte ich Alle, die Langbehn kannten, mir Nachrichten zugehen zu lassen. (Unter der Adresse, Dresden, Kaitzerstr. 26). Die Presse ersuche ich, die Theile aus dem vorliegenden Aufsatz, die ihr für ihre Leser geeignet erscheinen, abzudrucken und meine Bitte um Benachrichtigung hinzuzufügen.

Dresden. Cornelius Gurlitt.

Der Massenaufstieg der Juden.

Daß wir im Reich noch immer eine Judenfrage haben, steht fest. Diese Frage ist da, aller offiziellen bürgerlichen Gleichstellung von Jud und Christ zum Trotz, und pflegt immer dann brennend zu werden, wenn ein neuer Erfolg des jüdischen Rassenthumes die Blicke auf sich zieht: die Verleihung des preußischen Adels an einen Schub von Großkapitalisten; der Empfang dieses oder jenes Bankmannes durch den Kaiser; die Verleihung eines hohen Ordens an Einen aus dieser Schicht. Die Presse, insbesondere ihr liberaler Flügel, verfehlt nie, solche Etapen auf dem Vormarsch Israels mit Posaunenstößen zu markiren, und bewirkt damit stets eine Entrüstungskundgebung bestimmter Parteien, in erster Linie der eingeschworenen Antisemiten. Einerlei: zufrieden ist Israel mit dem bisher Erreichten durchaus nicht, so groß auch die erzielten Erfolge sein mögen. Und sie sind größer, als gemeinhin bekannt ist.

Daß die Vorherrschaft in Handel und Presse nicht genügt, um in einer Reihe mit den anderen europäischen Rassen zu rangiren, weiß der Jude sehr genau. Der Weg zur entscheidenden Beeinflussung seines Wirthvolkes geht über die akademischen Berufe, also über die höhere Schule. Da ist es denn staunenswerth, ein wie hoher Prozentsatz jüdischer Eltern kein Opfer scheut, um ihren Kindern eine gute Schulbildung, dieses beste Rüstzeug im Kampf ums Dasein, mitzugeben. Nach einer Statistik über 1904 besuchten von den katholischen Kindern Berlins ein Neuntel, von den evangelischen ein Siebentel, von den jüdischen aber mehr als zwei Drittel die höheren Lehranstalten. So kommt es, daß im Reich, bei einer jüdischen Bevölkerung von etwa $1^1/_4$ Prozent, die Realschulen und Gymnasien oft 10 bis 20 Prozent jüdischer Schüler aufweisen. In manchen großstädtischen Gymnasien, in Berlin, Breslau, Frankfurt am Main ist der Prozentsatz noch höher und beträgt ein Drittel oder die Hälfte sämmtlicher Schüler. Ich selbst erinnere mich, daß wir in den neunziger Jahren auf dem Lessing-Gymnasium in Frankfurt in der Klasse genau ein Drittel Juden hatten. Das sind gewiß Zahlen, die zu denken geben.

Es ist nur die natürliche Folge dieses hohen Schülerprozentsatzes, wenn die Juden auch auf den Hochschulen und in den höheren Berufen eine größere Rolle spielen, als man nach den nackten Bevölkerungziffern erwarten sollte. Während nämlich von 10 000 Evangelischen nur 25, von 10 000 Katholiken sogar nur 13 die Universität besuchen, stellen 10 000 Juden eine Schaar von 160 Universitätbesuchern, übertreffen den Durchschnitt also um das Achtfache. Aehnlich ist es mit dem Ziel des akademischen Studiums, den höheren Berufen selbst; und zwar gilt Das für den idealen Beruf des Hochschullehrers eben so wie für die Juristen und Mediziner. Im Ganzen kommt auf 80 bis 90

Deutsche nur ein Jude. Unter 80 Universitätlehrern jedoch (Ordentliche und Außerordentliche Professoren, Privatdozenten) sind 12 Juden.

An den Landgerichten Berlins waren im Mai 1906 16 Prozent, an den Amtsgerichten $11^1/_2$ Prozent jüdischer Richter (bei einer jüdischen Bevölkerungquote von 5 Prozent). Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte ist noch größer. In manchen Städten, wie Berlin, Frankfurt, Breslau, beträgt sie mehr als die Hälfte. Was die Aerzte betrifft, so sollte man unter 1,2 Prozent Juden im Reich etwa 400 jüdische Aerzte erwarten. Jeder aber weiß, wie sehr diese Ziffer überschritten wird; nach einer Wahrscheinlichkeitrechnung mindestens um das Sechs- bis Siebenfache.

Diese sichtbare und nicht hinwegzudisputirende Vorherrschaft der Juden in den höheren, für das geistige Leben des Volkes maßgebenden Berufsständen muß natürlich ein entsprechendes Ueberwiegen jüdischen Einflusses in unserem öffentlichen Leben zur Folge haben. Sie haben die beste Durchschnittsbildung, sie haben das ungeheure, vielfach unterschätzte Machtmittel der zum größten Theil von ihnen beherrschten Presse, sie haben vor Allem auch den zur Kriegführung erforderlichen Mammon: wer wollte leugnen, daß in jedem Nachdenklichen dieser Zustand der Dinge gewisse (begründete oder unbegründete) Beklemmungen bewirken muß?

Machen wir uns einmal klar, durch welche Eigenschaften der Jude sich in solchem Maße zum Herrn der Oeffentlichkeit machen konnte.

Von der einen sprachen wir schon. Das ist die ungemeine Opferfähigkeit jüdischer Eltern, wenn es dem Vorwärtskommen ihrer Kinder gilt; und Das trifft nicht nur für die Eltern zu, sondern für den ganzen Kreis der Familie. Der ausgesprochene Familiensinn der Juden, vielleicht groß geworden in den Zeiten des Druckes und der Noth, feiert heute seine sichtbarsten Triumphe. Die ganze Rasse fühlt sich im letzten Grund als eine einzige große Familie, deren Glieder nach außen bedingunglos für einander eintreten, oft selbst gegen Recht und Billigkeit. Im nationalen Sinn meist Kosmopoliten, sind sie die Fahnenträger eines ausgesprochenen Rassenegoismus. Der jüdische Geschäftsmann, der Dir einen Lieferanten empfehlen soll, nennt sicher einen Juden; der jüdische Arzt wird in schwierigen Fällen stets einen jüdischen Kollegen zuziehen, wenn Du ihm die Wahl überlässest. Er fühlt sich selbst da als Glied seiner Rasse, wo der Christ geneigt ist, Toleranz walten zu lassen. Dieses großartige familienhafte Rassenbewußtsein ist eins der wirksamsten Mittel zur Schaffung der heutigen Stellung der Juden gewesen.

Die zweite hier mitwirkende Eigenschaft ist ihre zweifellos hervorragende Intelligenz. Ich glaube, ruhig behaupten zu können, daß der jüdische Schüler durchschnittlich intelligenter, begabter ist als sein christlicher Kamerad. Das hängt zum Theil mit der Frühreife aller orientalischen Rassen zusammen,

die auch auf geistigem Gebiet zum Ausdruck kommt. Daß dabei ganz bestimmte Fächer bevorzugt werden (alles Rechnerische, mit dem Zahlenwesen Zusammenhängende), ist ja aus der Praxis bekannt genug und bedarf keines Beweises. Ein Volk, das seit Jahrtausenden seine Instinkte und Fähigkeiten fast ausschließlich in der Richtung des Handels entwickelt hat, muß einen Begabungniederschlag für alles dahin Gehörige erworben haben. Leider nur hat dieser Handelsgeist die unselige Folgeerscheinung gezeitigt, daß der Jude heutzutage so ziemlich das ganze Leben mit all seinen menschlichen Existenzformen und Wirkungweisen in der Hauptsache vom Händlerstandpunkt ansehen gelernt hat. Was bringts ein? Diese Frage erhebt sich in ihm mehr oder weniger bewußt bei Berufswahl wie Heirath, bei Gefälligkeit wie bei Geselligkeit; und da die intensive und ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel einen ausgeprägten Egoismus großzüchtet, so sehen wir hier, in der Verbindung des Handelstalentes mit einem kraftvollen Egoismus, die dritte Ursache des jüdischen Aufstiegs; aber auch einen Hauptgrund der jüdischen Unbeliebtheit.

Je weiter wir in die Vergangenheit zurückblicken, um so größer erscheint uns diese Unbeliebtheit der jüdischen Rasse, um so schärfer der Gegensatz zwischen ihr und den eigentlichen Europäern. Er wäre noch heute unüberbrückbar, hätte nicht die allgemeine Entwickelung der europäischen Kulturvölker einen Ausgleich der sozialen Gegensätze angestrebt, der auch die Juden nicht in isolirter Stellung lassen konnte, und daneben die Wege und Möglichkeiten des Völkerverkehrs und damit des Handels vertausendfacht, so daß nun auch in den europäischen Rassen kaufmännische Gesichtspunkte und Grundsätze mehr und mehr Verständniß fanden.

Seit vollends die Juden als bürgerlich Gleichberechtigte unter uns leben, hat dieser Annäherung- und Durchdringungprozeß mit größter Lebhaftigkeit eingesetzt, wobei nicht verhehlt werden kann, daß die geistige Regsamkeit, die politische Aktivität, das überlegene Rechentalent der jüdischen Rasse ihre bequemeren Konkurrenten vielfach geschlagen haben. Wenn die Juden heute einen so hohen Prozentsatz der Juristen, Mediziner und anderer einflußreichen Stände stellen, so mag daran zum Theil der ehrgeizige Kitzel schuld sein, nun gerade möglichst viele solcher Stellungen zu erlangen, die ihren Vätern verschlossen waren. Zum anderen Theil aber sind es sicher die vorhin geschilderten Eigenschaften, die sie ihren europäischen Wirthsvölkern im Kampf ums soziale Dasein überlegen machen. Und eben hier verbirgt sich ohne Zweifel eine beachtenswerthe Gefahr für die gesunde Weiterentwickelung unseres deutschen Volksthums. Nimmt die Besetzung der führenden Berufsstellungen mit Juden nämlich noch weiter zu (und Das ist zu erwarten), so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir eines Tages außer der Finanz- auch eine jüdische Geistesherrschaft im Lande haben.

Nun hat die jüdische Rasse, neben großen Vorzügen wie Familiensinn,

Sparsamkeit, Intelligenz, Nüchternheit, aber auch eine Reihe von Eigenschaften, die uns nicht angenehm berühren und die wir am Wenigsten bei den geistig herrschenden Schichten sehen wollen. Ich meine die zersetzende Ueberkritik, die sich wie ein Alb auf jede heitere, freie Weltauffassung legt, den allem Leben feindlichen Skeptizismus, der das unselige Erbgut der meisten alten Rassen ist. Ich meine auch den allgegenwärtigen Erwerbssinn, der sich nicht scheut, aus den heiligsten Dingen des menschlichen Herzens ein Geschäft zu machen.

Eine brennende Zeitforderung ist es also, uns schlüssig zu werden: Wie verhüten wir diese Entwickelung der Dinge? Wie merzen wir die undeutschen und unsympathischen Eigenschaften unserer jüdischen Kulturgenossen aus oder schränken sie auf das Mindestmaß ein, ohne dabei die werthvolle Mitarbeit ihrer Träger beim inneren Ausbau des Reiches zu verlieren? Die einfachste Ueberlegung lehrt ja, daß das begabte jüdische Element für unsere gesammte Entwickelung von sehr bedeutendem Nutzen werden muß, wenn es gelingt, seine egoistischen, gegen die Allgemeinheit gerichteten Tendenzen unschädlich zu machen und seine sozialen Fähigkeiten dem Dienste des Ganzen zu gewinnen. Giebt dem Juden doch gerade sein ausgesprochenes Familiengefühl die beste Vorschulung in sozialer Denkweise.

Hier giebt es nur einen Weg, der Erfolg verspricht: die weitestgehende Blutsvermischung. Machen wir uns klar: prinzipiell auseinandersetzen müssen wir uns einmal mit unseren jüdischen Mitbürgern; und über 600 000 Menschen, womöglich unter Konfiskation ihres Vermögens, wie manche Radikale predigen, des Landes verweisen: Das geht nicht, so lange wir auf den Titel eines Rechts- und Verfassungstaates Anspruch erheben. Aus dem selben Grund ist auch die Frage, ob etwa Ausnahmegesetze für die Juden zu schaffen seien, undiskutirbar. Lassen wir aber den Karren so weiter laufen, wie er jetzt läuft, so werden die nichtjüdischen Bevölkerungelemente schließlich die Geduldeten sein und wir werden eine jüdische Suprematie auf so ziemlich allen Gebieten des öffentlichen Lebens haben.

Was helfen kann, ist also einzig die Radikalkur der Vermischung. Der Jude wird mit dem europäischen Blut auch das rechte Verständniß für unsere nationalen Interessen, für das tiefere Wesen unseres Volkes gewinnen. Und dem Normaldeutschen, wie er heute ist, politisch passiv, menschlich naiv und bürgerlich philiströs, kann ein Tropfen jüdisch-kritischen Oels und ein reichlicheres Maß realen Sinnes wohl kaum schaden.

Werth hat der ganze Plan freilich nur, wenn es zu einer Massenvermischung kommt. Es genügt nicht, wenn reiche jüdische Erbinnen sich mit verbummelten oder verarmten Aristokraten paaren, die differenzirte ältere Rasse mit der verbrauchten alten: der geistig lebendige Jude nehme nach Bismarcks Rezept die gesunde Christin, der christliche Durchschnittsbürger die intelligente Jüdin und die Nachkommen seien bestrebt, den jüdischen Einschlag durch weitere

Aufnahmen europäischen Blutes zu verdünnen. Zugleich schließe man die Grenze für die Zuwanderung des tiefstehenden russisch-jüdischen Elements. Denn ein Volk, das 1 Prozent jüdischen Blutes bequem assimiliren kann, muß versagen, wenn dieser Prozentsatz sich wesentlich steigert.

Dieses Verfahren scheint mir das einzige zu sein, das die Gewißheit des Erfolges verbürgt. Und wollen Rassenfanatiker etwa deshalb ein Klagelied über die „Schädigung der reinen deutschen Rasse" anstimmen, so seien sie daran erinnert, daß es eine „deutsche" Rasse nicht giebt, daß sich vielmehr in unserem Volke keltische, germanische, slavische und mongolische Elemente zu einem doch ganz leidlichen Endprodukt verschmolzen haben, dessen rassischer Werth durch die Aufnahme des intellektuell hochentwickelten, im Kampf ums Dasein äußerst leistungfähigen jüdischen Elementes gewiß nicht leiden würde.

Israel triumphans oder eine Fusion der Firmen: hier ist zu wählen.

Blankenhain. Oberarzt Dr. Georg Lomer.

Alt-Wien.

Sie fahren mit dem Blitzzug von Paris nach Konstantinopel, halten sich zwei Stunden in Wien auf und wollen den genius loci meiner Vaterstadt so gründlich wie möglich kennen lernen. Sie wollen Wien in der kleinen Ausgabe haben, in der Reiseausgabe, Elvezier-Format, Wien in der Westentasche. Sie wollen in diesen knappen zwei Stunden ungefähr Das sehen, genießen und verstehen, wozu ich fünfunddreißig Jahre brauchte. Kein übler Geschmack! Dabei wollen Sie Alles haben. Die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft; die Kunstgeschichte, die Kulturgeschichte. Das Mittelalter, die Barockzeit, die Moderne. Fiakerfahrt, Grabenbummel, süßes Mädel. Bitte! Sie sind gar nicht unverschämt. Sie können haben, was Sie wünschen. Sie sollen sehen, daß ich meine fünfunddreißig Jahre nicht umsonst in dieser Stadt zugebracht habe. Ein Fixkerl wie Sie weiß in weniger als zwei Stunden, wo der Barthel den Most holt. Sie sind mein Mann.

Am Westbahnhof nehmen wir einen Fiaker und fahren bis auf den Graben. Unterwegs trinken wir eine Tasse Kaffee. Einen besseren giebts auf der ganzen Welt nicht; nicht mal in dem wunderschönen Sachsen. Nun sind wir am Graben. Jetzt geben Sie Acht. Hier ist die barocke Dreifaltigkeitsäule von Burnacini, fünfzig Schritt weiter der Stefansdom, tiefes Mittelalter, und eine Viertelstunde weiter die Postsparkasse vom Oberbaurath Otto Wagner, wo Sie sich den Kassensaal anschauen, den Keimpunkt der architektonischen Zukunft. In diesen drei Dingen, Stefansdom, Dreifaltigkeitsäule, Postsparkasse, haben Sie das ganze Wien der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Wenn Sie sich Das einprägen, wissen Sie Alles. Die Stefanskirche, eine steingewordene Legende voll mystischen Dunkels, erfüllt von verwirrenden Gedanken, liebreichen und tröstenden, erschreckenden und spukhaften, Traum und Schatten einer alten Zeit. In den Blättern der Kapitäle zwitschern die Vöglein. Das ist der liebe Wiener Wald mit seinen Blümelein und seinem Gethier. Der kam damals bis in die Kirche, weil es der fromme

Meister so wollte. Aber der fromme Meister hat auch manchmal schlecht geschlafen, die Trud hat ihn gedrückt oder die Furcht vor dem Höllenfeuer. Und aus seiner erschreckten Phantasie springen die grotesken Unholde hervor, die Grimassen und Fratzen, das bizarre Ungethier, das auf den Steinsockeln hinläuft oder in den schwarzen Nischen kauert. Das ist das Wien von Sankt Stefan, eine große, figurenreiche Geschichte mit mancherlei bösem Zauber und Unheil, aber mit gutem Ende bis herauf zu den Türkenkriegen und wohl noch darüber hinaus, wovon der große Dom ein herrliches steinernes Bilderbuch ist. Jede Zeit, jede Kulturwandlung, jede bedeutsame Persönlichkeit hinterläßt ihren Abdruck; fast scheint es, als wäre der Stein so weich wie Wachs. Wir finden sogar die substanziellen Spuren der guten, dicken Maria Theresia in dem Gotteshaus, verkörpert durch die bauchigen Sakristeischränke der Barockzeit. Es ist ein Sinnbild. Aber die Zeit ist schon lange nicht mehr dafür, unterzuducken und sich im Kirchendunkel zu verkriechen; sie braucht den blauen Baldachin des freien Himmels, sie ist bei aller Heiligkeit sehr lebenslustig und üppig. Sie sucht große, phantastische Formen, ihr Hochgefühl schwebt auf Wolken. Alles, was diese Zeit fühlte und schuf, läßt sich aus der Dreifaltigkeitsäule ableiten. Die frommen Ritter und die Raubritter sind ausgestorben; man kennt nur noch Heroen und Olympier. Nicht mehr Marien und Magdalenen, sondern Halbgöttinnen. Allerdings im Reifrock und in der Allongeperücke. Alles, was in dem herrschaftlichen Wien des achtzehnten Jahrhunderts entstand, die Adelspaläste, die Karlskirche, die Sommer- und Winterresidenzen, stehen künstlerisch im Kontakt mit dieser Säule. Sie ist ein Wahrzeichen der Gottesfurcht, aber sie ist wahrhaftig nicht demüthig. Sie ist Sinnlichkeit, Weltlust, Ruhmesgefühl, Schrankenlosigkeit, in ein religiöses Gleichniß gesetzt. Die neuen Kirchen, die Paläste, die Lustgärten, die entstehen, sind im Wesen eins mit ihr. Man spürt die Allongeperücke und den Reifrock bis auf den heutigen Tag in dem alten Wien. Ein Wenig sogar in den Aeußerlichkeiten des modernen Exponenten Wiens, in der Postsparkasse, wenn ich die Posamentirarbeit und die abgebrauchten Allegorien, die als Schmuck dienen, ins Auge fasse. Aber in dem gerühmten Kassensaal spürt man, daß wir nicht mehr Ritter sind, auch nicht mehr Heroen oder Olympier mit Haarbeutel und Spitzenkrause, sondern ein amerikanisirter Typ Menschen, der ein wohlthuendes Gleichmaß, eine gewisse elegante Behäbigkeit bewahrt hat. So ist der Amerikanismus, die Marke unserer Zeit, ganz gut zu ertragen. Diese drei Kreise schwingen in dem Wien von heute durcheinander. Sie stören einander nicht. Man kann nach Belieben Romantiker sein oder Amerikaner oder Beides zugleich, wie es sich für einen Sohn dieser Zeit und dieser Stadt gehört.

Weil die zwei Stunden, die sich der Weltreisende für Wien vorgenommen hat, noch nicht um sind, kann ich ihm den Rest erzählen. Viele haben sich bemüht, den Geist dieser Stadt zu erhaschen, die Essenz, das Parfum dieser Dinge, das ein Bischen von Weihrauch, ein Bischen von höfischem Courtisanenthum hat, von Diebsgelüst und Heilsbegehr, einzufangen und auf Flaschen zu ziehen wie Lavendelsalz. Keinem ist es bisher gelungen. Den beißenden Ammoniak spürt man, aber der Lavendel fehlt. Zu den jüngsten Versuchen gehört „Alt-Wien“ von Ludwig W. Abels (bei Marquardt & Co. in Berlin), mit dem vielversprechenden Untertitel „Die Geschichte seiner Kunst.“ Aber bei Herrn Ludwig W. Abels sieht Alt-Wien aus wie im Ramschbazar oder wie bei einem vorstädtischen Althändler. Ein Allerlei von Bildern und im Text eine ermüdende, schwunglose Aufzählung von

Namen und Daten. In Wien sagte mir ein Buchhändler: „Die Stimmung ist günstig für Alt-Wien; wir wollen helfen, Herrn Abels zu vertreiben.“ Ich that naiv und fragte: „Meinen Sie das Buch?“ Er verstand mich nicht und erwiderte rasch: „Das Buch, natürlich.“ Selbst mein guter Adalbert Stifter hat es nicht vermocht, diesen genius loci bei einem seiner vielen Rockschöße zu erwischen. Die „Zwölf Studien aus dem alten Wien“, die im Inselverlag erschienen sind, gehören zwar der Biedermeierzeit an und sind gewissermassen Dokument, aber sie sind fast unerträglich durch Pedanterie und Langeweile. Der Biedermeier, den wir lieben, ist eine moderne Erfindung, verehrter Freund. Wer Wien durch Adalbert Stifter kennen lernen will, thut besser, seine Dichtungen zu lesen, die Studien, auf denen der Glanz dieser Luft liegt wie Edelreif. Trotzdem: den „Gang durch die Katakomben“ und die „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des Stefansthurmes“ kann man sich gefallen lassen. Und dabei muß ich Ihnen gestehen: in jungen Tagen war Stifter mein Gott. Er hat mich sehen gelehrt. Später hat mich der Wein sehen gelehrt; aber die Liebe hat mich zur selben Zeit blind gemacht. Da draußen, am Fuße des Kahlenberges, wächst Beides, junge Liebe und alter Wein. Der liebe Herrgott winkt mit einem Reissigbuschen aus jedem Thor in seine verschwiegenen Hausgärten hinein, winkt: Komm nur; wozu hab' ich denn Beides geschaffen! Ich war nicht der Mensch dazu, mir Das zweimal sagen zu lassen. Auf diese Weise habe ich den genius loci kennen gelernt; so, zum Beispiel, Herrn Ludwig van Beethoven, Schubert, Grillparzer, Hebbel, Brahms. Die haben schon gewußt, warum sie dageblieben sind . . . Nun, Sie Mann aus Ninive, die zwei Stunden sind bald um und Sie haben noch kein Wort geredet. Jetzt sagen Sie doch, wie es Ihnen gefallen hat!

Aber mein Besuch fing zu schimpfen an: „Eure verfluchte Dreikellnerwirthschaft, Eure unverschämten Droschkenpreise, Eure verdammt kostspielige Alt-Wienerei! Ihr habt ja nicht einmal einen Taxameter! Nee, da bleibe ich lieber in meinem scheenen Sachsen!“

„Schimpfen Sie nur“, sagte ich. „Ueber nichts habe ich so viel geschimpft wie über Wien. Dennoch gefällt mirs; mehr noch, denken Sie, als Dräsden!

Dresden-Blasewitz. Joseph August Lux.

Der Ozean.

Die Teufel brachten Jendrek Mahojzok aus Ratulow über den Ozean nach Amerika. Zu Haus herrschte ein Elend, daß Gott sich erbarmen mochte. Der Bauer Mahojzok war nicht mehr jung; und so glückte ihm nicht, jenseits vom Ozean Etwas zu verdienen.

Ein „Gazda“ (Bauer) im Dorf, der aus Amerika zurückgekommen war, hatte ihm vorgeredet, daß dort Jung und Alt zu Geld komme. Das ist nicht wahr. Die Frau und die Kinder hofften, der Vater würde ihnen von drüben einen Hundertrubelschein schicken. Nichts kam. Er fürchtete sich geradezu, neue Arbeit zu finden; wo man ihn annahm, jagte man ihn wieder davon. Er war zu schwach und zu alt. Wie sollte er aber zurück? Er besaß keinen Pfennig. Und Jendrek Mahojzok aus Ratulow ging ans Ufer, an den Ozean und wanderte am Wasser auf und ab. Es war menschenleer Die Sterne leuchteten. Sommernacht. Tiefe Stille. Jendrek

wanderte und rechnete. Anderthalb Jahre waren vergangen, seit er aufgebrochen war. Hungrig, in zerrissenen, ungewaschenen Kleidern ging er schmutzig umher. Wer weiß, wie es dort aussieht? Einen Brief hatte er seit mehr als einem halben Jahr nicht mehr geschrieben; und auch sie schrieben nicht mehr. Er hatte kein Geld, um eine Marke zu kaufen; auch sie hatten wahrscheinlich keins. Solches Leben! Eine Strafe! Auch dort wird Armuth und Hunger herrschen, aber wenigstens hatte man eine Stube und ein Dach über dem Kopf. Jendrek Mahojzok hatte keine Schlafstätte, keine warme Decke zum Schutz gegen die nächtliche Kälte.

Er blickte aufs Wasser. Wie es auch sein mag: immerhin ist ein Haus da. Angehörige . . . Er blickte aufs Wasser. Zurück! Zurück! Aber wie? Für zwei Cents kommt er nicht nach Haus. Und auch diese zwei hat er nicht. „O, Wasser, verfluchtes Wasser!“ stöhnte Mahojzok und hob beide Fäuste empor.

Das Wasser war so ruhig wie die kleinen Teiche bei Rochacze. Einen so ruhigen Ozean hatte Jendrek Mahojzok noch nicht gesehen. O, verfluchtes Wasser! Aber der Ozean regte sich nicht. Was habe ich Dir gethan? Weshalb hältst Du mich? Warum bist Du so unbarmherzig? Was habe ich Dir gethan? Nicht springen, nicht fliegen kann man über Dich, nicht in Dich hineingehen. Du ertränkst den Menschen wie nichts, wie eine junge Katze . . . Nicht mehr gilt Dir ein Mensch als eine Maus, als eine Katze . . . Wie bist Du so geworden und woher kamst Du? Hat Dich die Erde herausgeworfen? Hat Dich der Himmel als eine Plage niedergeschickt? Und was steckt in Dir, das kein Mitleid hat, kein Erbarmen? Die Erde würde mich hinübertragen, und wären es tausend Meilen, die Steppen würden mich durchlassen, über die Berge könnte ich hinübersteigen. Du aber . . . Nein. Du schreckliches, grausames, verwünschtes Wasser!

Der stille Ozean blinzelte zu den Sternen. Warme Dämpfe stiegen von ihm auf. Jendrek Mahojzok blieb stehen und lauschte. Die Wellen rauschten nicht! Der stille, große, warme Ozean ergoß sich von ihm in die Unendlichkeit. Still war er, schlaftrunken, tief . . . Wasser! Auch in Dir lebt doch Gott, wie überall. Denn wenn Gott überall ist, so muß er auch in Dir sein! Und ist er in Dir, so bist Du göttlich! Und bist Du göttlich, so kannst Du nicht schlecht sein! Wie kommt es nur, daß Gott kein Erbarmen mit den Menschen hat? Er hat es. Und wenn ers hat, so hast auch Du es, denn Du bist göttlich . . . Entweder ist mein Kopf wirr oder es soll so sein. Gott ist gut; also bist auch Du gut, denn Du bist göttlich . . . Warme Lüfte entsteigen dem Ozean, berauschend ist seine regungslose Stille. Es ist, als könnte man sich an seinen Riesenschoß schmiegen. Jendrek Mahojzok aus Ratulow hatte lange (er wußte selbst nicht, wie lange) nicht mehr gegessen; in Ratulow aßen sie wahrscheinlich auch nicht. Er taumelte vor Elend am Ufer des Ozeans in Amerika; eben so taumelten wahrscheinlich auch die Seinen vor Elend in der Stube in Ratulow.

Gott hat die Welt erschaffen, Gott ist gut: so muß auch die Welt gut sein. Wasser ist eben so die Welt wie Land. Ich habe Dir geflucht; aber ich werde Dir nicht mehr fluchen. Ich glaube und vertraue Dir, wie der heiligen Erde. Dieselbe Hand hat Euch Beide erschaffen, die göttliche . . . Ihr werdet dem Menschen kein Unrecht anthun, denn Ihr sollt Beide gütig gegen ihn sein. Der Erde Brust und des Wassers Rücken sollen dem Menschen eine Wiege sein . . .

Da sprang Jendrek aus Ratulow ins Meer, damit es ihn nach Haus trage.

Krakau. Kazimierz Tetmajer.

Erziehung.*)

Nichts ist bewunderswerther und rührender als die grenzenlose Menschenfähigkeit zur Liebe. Sie ist die Triebkraft des Seins und erhält ihren Schwung durch den Hang zum Schönfinden. Der Mensch strebt danach, Alles schön zu finden, was ihm viel Mühe gemacht hat, was in irgendeiner Art der Vollkommenheit zugeführt ist oder was die Objekte seines Studiums bildet. So erachtet der tüchtige Maschinist seine Maschine für schön, wenn sie gut arbeitet und sauber geputzt ist, obwohl solche Maschine einem rein künstlerischen Schönheitbegriff nicht entspricht. Doch er empfindet zärtlichen Stolz, ästhetische Befriedigung bei ihrem Anblick. So bewundert auch der Naturforscher die Insekten und Larven seines Studiengebietes mit aufrichtigem Entzücken, während sie der Laie nur ekelhaft und abscheulich findet. Die Fähigkeit zur Liebe läßt sich vom Bewunderungsgefühl nicht trennen. Sie verkümmert, wenn der ästhetische Trieb unterdrückt wird. Es ist aber das einzige Ziel vernünftiger Erziehung, sie möglichst zu kräftigen und zu entwickeln.

Glücklich sein: Das muß gelernt werden. Es kann (so seltsam Das klingen mag) wirklich gelehrt und gelernt werden. Freilich gehört eine große Kunst dazu, jene Kunst im Sinn des Plinius, der Heiterkeit als Erfolg der Studien erhalten wollte. Auch ein moderner Philosoph wie Lubbock rechnet Erziehung zu den Freuden des Lebens, während so viele Erzieher und Zöglinge ihrer nur als einer Qual gedenken. Zur Freude wird sie, wenn sie sich streng nach ästhetischen Rücksichten aus dem Spieltrieb entwickelt, wenn liebevoller Kontakt zwischen Lehrern und Lernenden besteht. Es darf nicht jene Erziehung sein, die Ruskin mit dem bitteren Wort geißelt: Moderne Erziehung besteht meist darin, den Menschen in allen wichtigen

---

*) Ein Kapitel aus dem Buch „Sieg der Freude (eine Aesthetik des praktischen Lebens)", das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint. Einem Buch von schönem Ernst und ansehnlicher Kulturhöhe. Von den Grundlagen, Geboten, Einflüssen und Wirkungen ist da die Rede. Die Kapitel handeln vom Sinnlichen in der Aesthetik, vom ästhetischen Gewissen, vom Werth des guten Geschmackes, vom Reichthum als Quelle, von der Tracht, dem schönen Körper, dem guten Ton, von Natur, Kunst, Bühne, Wohlthätigkeit, Takt, Toleranz und von den Mauern der Ehrfurcht. Die Schlußsätze lauten: „Es ist die große, die priesterliche Pflicht jedes Künstlers, jedes künstlerisch fühlenden Menschen, das Empfinden frommer Bewunderung, das Bewußtsein der Würde in sich und Anderen zu wecken. Denn dieses Gefühl erlöst uns selbst aus tiefstem Leid und aus tiefster Schmach. Schönheit ist Erlösung. Sie überall zu suchen, zu pflegen, zu erkennen und zu deuten in zärtlicher Herzensdemuth, ist die größte Lehre des Lebens. Wer die Pflicht zur Schönheit anerkennt und befolgt, hat sein Leben durch den Sieg der Freude vergoldet." Und am Ende des Vorwortes heißts: „Der Spießbürger ist gefährlicher als die Bilderstürmer von einst und wirkt am Allerschlimmsten, wenn er, um der Mode zu folgen, selber baut, malt, dichtet, komponirt, Bücher schreibt oder herausgiebt. Darum ist es vielleicht kein ganz müßiges Beginnen, im Dunkel der allgemeinen Gedankenlosigkeit, in der wir fast alle solche Dinge über uns ergehen lassen, ein kleines Licht anzuzünden und ästhetische Fragen zu betrachten, ohne Spitzfindigkeit, ohne Phrasen, möglichst aufrichtig, in Bezug auf das tägliche Leben."

Fragen möglichst irrzuleiten. Aber auch nicht jene, bei uns allzu beliebte, die das Praktische und Nothwendige der harten Hand des Lebens überläßt.

Die Erziehung ist ein Gebäude, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden baut. Eigentlich unser rechter Thurm von Babel, ein stolzes Werk, mit dem wir allmählich den Himmel erreichen wollen, unseren Enkeln die echte Gotteskindschaft zu geben. Nun liegt es tief in der menschlichen Natur, gern überflüssigen Zierrath anzuschaffen und anzubringen, das wirklich Nothwendige, das von Grund aus Gebotene aber zu vernachlässigen oder auf die lange Bank zu schieben, unseren Nachkommen zu überlassen. Denn der Zierrath ist viel unterhaltender, macht mehr Effekt, bringt schneller zum Ansehen, macht uns großen, unverbesserlichen Kindern Spaß. Daher kommt es, daß an dem Riesengebäude der Erziehung eine unabsehbare Menge von Thürmchen, Erkern und Altanen, Säulen, Bildwerk und Vergoldung ist, wodurch das Ganze recht imposant und malerisch wirkt. Aber in vielen Sälen droht die Decke mit Einsturz, in manchen Zimmern ist es ganz dunkel vor lauter unnöthigen Vorbauten oder man stößt sich an den zu niedrigen Thüren und stolpert über den Bauschutt von Jahrhunderten. Die ungeheure Aufgabe unserer historisch denkenden Zeit liegt darin, dieses labyrinthische Wunderwerk möglichst übersichtlich zu gestalten, das Ehrwürdige, Grundlegende, aber auch das Prächtige und Begeisternde zu schonen, doch das Ungeschickte und wirklich Unnütze zu entfernen, damit Licht und Luft in die Räume eindringe.

Es ist lehrreich, zu betrachten, wie sich die Dichter der verschiedensten Utopien das Werk der Erziehung ausdachten und wie sich die Wirklichkeit zu ihren Träumen verhält. Die berühmteste unter den Erziehungutopien ist die Darstellung in Platos Republik. Die antike Idee, den Menschen nur für den Staat auszubilden, kam nirgends trefflicher zur Geltung. Unwissenheit ist Laster, lehrte dieser strenge Philosoph. Das Ideal des Mittelalters, die Erziehung des Menschen nur für den Himmel, hat Thomas Campanella im Buch von der Goldenen Stadt interessant und vollkommen gezeichnet. Von ihm stammt das Wort: Ein Jeder ist Herrscher in Dem, was er versteht. Die moderne Welt will den Menschen, wenigstens prinzipiell, nicht mehr nur für den Staat und nicht mehr nur für den Himmel erziehen, sondern um seiner selbst willen für sich selbst. Dieser Gedanke, die Individualität zeitgemäß zu entwickeln, gestaltete sich zuerst zu fester künstlerischer Form in Rousseaus Roman Emile.*) Deutschlands große Dichter und Denker entwickelten Rousseaus Idee und vertieften sie zum philosophischen System; die Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts verflachten aber den Gedanken der Individualisirung, indem sie sagten, man solle nur lernen, um möglichst gute Stellungen zu erreichen oder sich sonst möglichst viel und schnell Geld zu verdienen.

Da der Mensch jedoch nicht von Brot allein lebt, auch nicht allein von äußeren Ehren und materiellen Vortheilen, haftete der Erziehung von früherer Zeit her noch Manches an, das nicht direkt nutzbar gemacht werden konnte. Man fuhr fort, zum Beispiel, alte Sprachen zu lehren, obwohl sie keinen direkten Vor-

---

*) Sein Programm läßt sich klar aus den beiden Citaten erkennen: Vivre est le métier que je lui veux apprendre. Celui d'entre nous qui sait le mieux supporter les biens et les maux de cette vie, est à mon gré le mieux élevé.

theil brachten. Viele Lehrfächer behielt man bei, die mit dem modernen Leben gar nicht zusammenhingen und, ohne Verbindung mit der eigentlichen Erziehungidee, langweilig und trocken vorgetragen, widerwillig gelernt und möglichst schnell vergessen wurden. Die materiell plumpe Auffassung des Humanismus in letzter Zeit erinnert auffallend an ein merkwürdiges Mißverständniß, das einer der herrlichsten Lehren Epikurs widerfuhr. Der Philosoph verlangte von seinen Schülern, allabendlich stille Einkehr zu halten und die Ergebnisse des Tages nachzuprüfen. Dieses ethische Gebot wurde später so erklärt, daß Epikur als Gedächtnißübung verlange, sich abends auch an die kleinsten Ereignisse des Tages zu erinnern. Zur einfachen Gedächtnißübung waren in letzter Zeit auch die humanistischen Studien herabgesunken. Ihr ethischer Werth ging verloren durch pedantisches Mißverständniß. So ist es kein Wunder, daß nun Empörung gegen diese Studien überall hervortritt, daß die Naturwissenschaften und manche andere praktische Weisheit nicht nur ihr gutes Recht verlangen, sondern das Humanistische ganz verdrängen wollen.

Wir haben jedoch keinen Raum für Prinzipienreiterei, denn Eigensinn war noch nie so wenig am Platz. Es drängt die Zeit! Was wir schlecht machen an unserer Jugend, können wir nie wieder gut machen.

In beiden Lagern versäumt man, das Ideal der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, das an der Schwelle der neuen Zeit Goethe durch sein eigenes Leben erfüllte und in Wilhelm Meister künstlerisch festzuhalten trachtete. Wir erkaufen unsere Erfahrung durch Erlebnisse. Dies können der Jugend weder Schule noch Eltern ersparen. Es wäre auch traurig, denn unser Glück und unser Leid sind wir selbst; und je schwerer uns ein Sieg, eine Errungenschaft geworden ist, mit desto größerem Stolz denken wir ihrer. Gute Erziehung giebt die Möglichkeit, Lebenserfahrungen zu sammeln, ohne bei dieser Eigenarbeit unterzugehen. Was dazu dient, ist Bildung; was nur Kenntnisse zusammenhäuft, wird höchstens Halbbildung sein. Die Folgen solcher Halbbildung machen sich im sozialen Leben schrecklich bemerkbar. Innerlich haltlose, morsche Existenzen erfüllen die Berufe, leben unbefriedigt dahin, nur von der Sorge gepeinigt, daß jede von außen kommende Katastrophe sie und die Ihren dem Elend überliefern kann. Ihnen fehlt die Energie zum Kampf, weil sie nicht zum Selbstdenken und zum selbständig Handeln erzogen sind. „Denken und Thun, Thun und Denken: Das ist die Summe aller Weisheit, von je her anerkannt, von je her geübt, nicht eingesehen von einem Jeden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, Der kann nicht irren; und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden." (Goethe.)

Hier ist der springende Punkt. Dient ein pedantisches, rein theoretisches Studium den Zwecken des praktischen Lebens? Nein. Ist es nützlich für das ideale Leben, zu meinem Glück? Zu meinem Trost in schweren Stunden? Nein. Dann fort mit dem Plunder! Aufgeräumt, Platz gemacht für bessere Dinge!

Wir befreien jetzt allmählich unsere Wohnungen von prätentiösem, geschmacklosem Zierrath, von Staubfängern und Lichtschluckern. Fort mit ihnen! Aber Platz soll sein für frische Blumen, für künstlerisch edlen Schmuck. Barbarisch wäre es, diese Freuden und diese Schönheit verbannen zu wollen. Denn ein großer Theil allen Lebens ist Leid. Darum muß ein großer Raum in der Erziehung

Allem gegönnt sein, was das ideale Leben fördert, was erhebt, erfreut, das Dasein bunt und schön macht, wie einen reich gewobenen Teppich. Wunderbar zeichnete einst Bacon den Weg, den die Erziehung zur Schönheit beschreiten soll: „Unsere Studien sollen nicht bedeuten ein Lager zur Ruhe oder einen Klosterhof zu einsamem Sinnen, einen Thurm, von dem aus wir hochmüthig Andere überblicken, eine Zwingburg, um feindliche Ausfälle zu machen, einen Kramladen, in dem wir Waare halten, sondern eine tüchtige und glänzende Rüstung, einen Schatz, um stark, gut und vornehm zu sein vor Gott und den Menschen." Viele Eltern und Lehrer betrachten es als ihre Aufgabe, den jugendlichen Enthusiasmus abzukühlen und zu dämpfen. Nichts erzeugt aber so tiefes Mißtrauen, ja, sogar Haß bei jungen Kreaturen. Sie fühlen sich in ihrem Heiligsten gekränkt und können solche Wunden nie verzeihen. Den Familien mangelt vor Allem eine innerliche Interessengemeinschaft, um die rein äußerliche zu ergänzen. Was, von der Familie ausgehend, allen Berufsarten besonders noththut, ist gemeinsame Schaffensfreude.

... Es ist merkwürdig, wie ungebildet die „Gebildeten" meist sind, wie wenig sie mit ihrer „Bildung" zu ihrer eigenen Freude und zum Genuß der Anderen anzufangen wissen, wie ihnen die Möglichkeit fehlt, an Gelerntes anzuknüpfen, die Bücher mit dem Leben zu verbinden.

Ein unangenehmes Merkmal der Jugend (auch ihrer besseren Elemente) ist nur zu häufig ein mehr oder minder akuter Bildungdünkel. Nichts ist trauriger als diese Beobachtung für den Denkenden. Ja, bilden wir den Geist unserer Jugend nur, um ihr Herz zu verbilden? Lernen wir lesen nur, um das Denken zu verlernen? Von der Bildung wurde einst geglaubt, sie müsse alle Menschen glücklicher machen und besser. War Das nur ein schöner Traum? Ist der Analphabet, der treuherzig fühlt und originell, oft sogar poetisch denkt, wie das gut veranlagte Kind, nicht tausendmal besser als der trockene, pedantische und hochmüthige Bildungphilister?

Dem nordischen Faust des neunzehnten Jahrhunderts Peer Gynt tritt vor den Pyramiden in der Gestalt eines Dr. Begriffenfeldt der Geist des Pedantenthumes entgegen und vernichtet mit seinen „einschlägigen Kenntnissen" den Zauber des Augenblickes. Durch den Fluch, über ein amtlich geaichtes Wissen verfügen zu müssen, das nach verschiedenen Prüfungen und Chicanen dem Individuum für das freie Weiterleben einen ganz bestimmten Pferch anweist, haben Viele, allzu Viele einen Stich ins Schulmeisterhafte bekommen, der die schwellende Frucht des Lebens an der Vollreife stört. Dieser Zustand ist die natürliche Folge der Erscheinung, daß die sozialen Gradwerthe im Umschwung der Verhältnisse untergingen und daß die herrschenden Philister, in Verzweiflung über den gefürchteten Wirrwarr, an die Stelle des natürlich Gegebenen das Stempelpapier setzten, das staaterhaltende Diplom. Erst wenn echter Berufsstolz von Neuem reift, werden gesunde Verhältnisse das Uebergangsstadium ablösen und das Gute aus alter Zeit neu gewinnen.

Wir brauchen nicht totes Wissen, sondern lebendiges Wissen. Wir müssen vor allen Dingen Zweck und Mittel nicht länger verwechseln, sondern sorgfältig klarlegen, wozu unsere Jugend eigentlich lernen und studiren soll. Zuerst natürlich, um Kenntnisse zu erwerben, die im praktischen Leben nöthig sind, um selbständig, fest und frei, arbeitfähig und arbeitfreudig in der Welt zu stehen. Aufstapeln von Kenntnissen genügt hierzu nicht.

Charakterausbildung ist kein Luxus, den spintisirende Philosophen erdachten, sondern eine Nothwendigkeit. Das Gewissen muß entwickelt werden. Denn ein gesundes Gewissen ist das vornehmste Produkt der Erziehung. Angeboren ist es nicht, wenigstens nicht in seiner Vollkommenheit. Die antike Erziehung nahm sich, besonders nach den Lehren der Stoa, des Gewissens an. Auch die christlich-religiöse Erziehung. Das Gewissen unserer Jugend (vor Allem in den höheren Ständen) ist da und dort zu wenig oder falsch ausgebildet. Entweder dieses Organ schrumpft ein und giebt einem grenzenlosen, dem Staat gefährlichen Egoismus Raum oder es leidet an Hypertrophie und krankt dann an überspanntem Altruismus, wodurch es dem Staat eben so gefährlich wird.

Die zweite, ideale Aufgabe, die mit mehr Bewußtsein gepflegt werden sollte, ist die, der Jugend einen Besitz zu schenken, kostbar in den guten Tagen, in den schlechten Tagen, bis in den Tod.

Der Bildungstoff, der früher so viel kleiner war als jetzt, wurde einst besser assimilirt, ging in Fleisch und Blut der Lernenden über. Um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen: man besaß scheinbar weniger, aber in Wirklichkeit mehr, denn „man hatte mehr davon". So genießt man besser einige feine Gegenstände, die man sich durch Sparsamkeit und geduldige Arbeit gönnen durfte, die man liebevoll selbst aufstellt und in der Wohnung vertheilt, als der Milliardär ein ganzes Museum von Kostbarkeiten genießt, das ihm ein Gelehrter zusammensuchte und ein Tapezirer aufstellte.

Die Frucht bisheriger Bildung ist vielfach ein müdes, schier ekelvolles nil admirari. Die Frucht richtig verstandener Bildung muß aber jene ruhige Verehrung sein, die Goethe empfahl, jene vornehme Getragenheit und Gelassenheit, die so wohlthuend aus den Biographien der Großen leuchtet und die allein aus dem Umgang mit den besten Büchern der Weltliteratur entstehen kann. Modernen Menschen wird es schwerlich einfallen, sich in Kummer und Anfechtung durch die Lecture eines Cicero oder eines Seneca aufzurichten. Aber rührende Briefe und Memoirenblätter, ja, an die Wände alter Gefängnisse geschriebene Sprüche zeugen davon, welchen Trost vergangene Größe einst starken Seelen gewährte. Die Jugend ist die Zeit, in der wir Freundschaften schließen fürs Leben. Die höheren Bildunganstalten sollen uns mit Freunden versorgen im wirklichen und symbolischen Sinn. Denn sie sollen zärtlich und begeisterungfroh stimmen für Jene, die am Besten Freundschaft verdienen, für alle Großen aus der Vergangenheit. Mit unserem Kummer, mit unseren Freuden, mit unserer Begeisterung, mit unseren Zweifeln treten wir dann muthig zu den Unsterblichen heran, zu den Führern so vieler Generationen, die auch uns ihre Weisheit und ihre Liebe nicht versagen. Alle wirklich großen Menschen haben die Jugend rührend geliebt und sind von dem heranwachsenden Geschlecht rührend verehrt worden. Wie umschwärmten die Schüler einen Sokrates, wie jubelten die Studenten einem Schiller zu, wie stiegen sie auf Leitern, um einem Ruskin gläubig zu lauschen! Die Jugend kann und darf Philosophen und Dichter nicht entbehren. Wo sie fehlen, ist sträflicher Raub an den jungen Seelen geschehen.

Doch unser auf praktische Ziele gerichtetes Leben drängt; wir haben keine Zeit zu verlieren. „Der erwerbende Kulturmensch möchte gern geschwind recht viel mitlernen und mitgenießen, muß aber mit Schmerzen das Beste Anderen über-

lassen. Andere müssen für ihn gebildet sein, wie für den großen Herrn des Mittelalters Andere beteten und sangen." (Burckhardt.) In Amerika suchten die Männer diesem Uebelstand zunächst dadurch zu steuern, daß sie alles Schöngeistige den Frauen überließen, ähnlich den Rittern des Mittelalters, die Frauen und Mönchen einst solche Herrlichkeiten überlassen hatten.

Aber das ungeheure Material des heutigen Wissens, wie soll es nur einigermaßen bewältigt werden? Wie ist es in der Gegenwart möglich, dem nothwendigen Beruf oder Erwerb nachzugehen und außerdem ein vollgiltiger Mensch zu sein? Wenn wir die berühmten Erziehungromane verschiedener Epochen vergleichen, sehen wir überall nichts Anderes als ein Land Utopien vor uns schimmern. Rührend blickt durch alle Phantasien die Sehnsucht hindurch, der künftigen Jugend ein vollkommenes Ausleben zu gönnen. Ist die ganze Geschichte der Menschheit, jene Geschichte, die der italienische Historiker Pasolini eine Selektion durch den Schmerz nennt, etwas Anderes als ein gewaltiger Erziehungroman? Das brennende Interesse, das wir den Biographien und Autobiographien berühmter Männer entgegenbringen, beruht vielfach auf dem Interesse, das ihr Bildung- und Werdegang einflößt. Wir wollen aus ihrer Geschichte erkennen, wie sie sich selbst erzogen haben und wie sie das Leben erzogen hat. Auffallend ist bei allen großen, vollentwickelten Menschen, wie viel Empörung sie fühlten gegen pedantischen Zwang und gegen allzu systematisches Lernen. Diese Erkenntniß ist eine rechte Mahnung gegen die Gefahr eines der schwersten Irrthümer, der im neunzehnten Jahrhundert entstand und sich mit dem Satz bezeichnen läßt: System über Alles! Wenn auch der Mensch dabei untergeht: das System muß gerettet werden. Wie heute pedantischer Weise dem kaum entwöhnten Säugling Spinat oder gelbe Rüben trotz seinem Widerwillen in bestimmter Grammzahl zugewogen und eingeflößt werden, so muß auch eine bestimmte Art und ein streng vorgeschriebenes Quantum geistiger Nahrung von den Lernenden hinuntergewürgt werden. Einerlei, wie es ihnen bekommt; als ob der Mensch wie die Maschine gespeist werden könne und müsse. Es sieht wohl nicht so grausam aus wie das Füttern mit unwillkommener Nahrung, aber es ist im Grunde eben so grausam wie das System der alten, strengen väterlichen Zucht, von der Familienchroniken berichten, daß wohlmeinende Väter ihre Söhne prinzipiell allwöchentlich durchprügelten zu Nutzen und Frommen der Seele, mochten sie Etwas angestellt haben oder nicht. Denn (so sagt die Chronik) „die Erbsünde wirkte alldieweil". Naturerkenntniß lehrt, daß in unserem eigenen Leib manches einst Nützliche sogar gefährlich geworden ist, so daß die Entwickelung es verkümmern läßt oder ein operativer Eingriff den Schädling entfernt. Auf psychischem Gebiet verhält es sich ähnlich. Viele Formen des instinktiven elterlichen Sorgens und Betreuens, die in einfacher gearteten Zeiten nützlich sein mochten, müssen abgestoßen werden, weil sie den vielseitigen modernen Anforderungen nicht mehr entsprechen und die Jugend hemmen, statt sie zu fördern. Was nie genug berücksichtigt werden kann, ist der Umstand, daß die Menschen einander sehr ungleich sind und daß es verschwenderisch ist, die natürlichen Anlagen zu verbilden oder zu verkrüppeln. Die Lehre, die durch alle Erziehungromane, durch alle Biographien berühmter Menschen zieht, wiederholt Campanellas Wort: Ein Jeder ist Herrscher in Dem, was er versteht.

Aber kläglich und traurig fühlt, handelt, wirkt ein Jeder im aufgezwungenen Beruf, zu dem irgendein Vortheil ihn zwang. So verlangte der Vater Ben-

venutos Cellini von seinem Sohn, daß er die Flöte blasen lerne, weil er Dies für vornehm hielt, und verachtete das Handwerk des Goldschmieds, zu dem der Sohn Neigung verspürte. Ist es nicht besser, ein lustiger Goldschmied als ein trauriger Flötenbläser zu sein? Lustiger und vornehmer dazu? Ein einfaches Rezept zur Glücksbereitung gab Aristoteles in dem Wort: „Das Vergnügen besteht in zwangloser Entfaltung der uns natürlich innewohnenden Gaben." Es ist unheimlich, zu denken, daß Abertausende von Existenzen seit Aristoteles durch die verschiedenartigsten Vorurtheile daran gehindert werden. Vielleicht am Meisten durch das Vorurtheil, daß unser Leben durchaus nicht zum Vergnügen sich abspiele, sondern den Zweck habe, sich selbst und Anderen Alles recht sauer werden zu lassen. Pedantisches Mißtrauen erhob sich gegen jede arbeitverklärende Freude.

Doch freudlose Erziehung erreicht nur das traurige Ziel, die Kinder nicht allein physisch, sondern auch psychisch kurzsichtig zu machen, irgendwie schief wachsen zu lassen. Noch tastender, ungeschickter als die Knaben wurden im Allgemeinen die Mädchen erzogen und die gutgemeinten Reformbestrebungen auf diesem Gebiet können nirgends das Fehlen der wichtigsten Erziehungskraft ersetzen, der wahrhaft mütterlichen Mutter, die nicht sehr oft angetroffen wird. Eben so wie die geschlechtliche Liebe kann auch die Mutterliebe nur durch bewußtes hohes Schönheitempfinden zu idealer Größe entwickelt werden; aber in allzu häufigen Fällen bleibt sie in unverständigem Egoismus stecken. Untüchtige Mütter jeden Standes sündigen eben so und vielleicht viel mehr an der Erziehung als die verkehrten Schulen mit ihren ungenügend entwickelten Lehrkräften. Es ist auffallend, daß unter den großen Männern und Frauen fast alle, die glücklich wurden, gute Mütter hatten. Mütter, die in ihren Kindern nicht nur Objekte der Eitelkeit sahen, sondern die ehrwürdige Tradition liebten und das Recht der Jugend trotzdem achteten. Manchmal sind es nicht die Eltern allein, sondern die Schwerkraft der ganzen Familie lastet auf der Jugend, um die Mädchen in trauriger Unselbständigkeit zu erhalten, die Knaben zu einem ungeliebten, aber dem Ehrgeiz des Hauses schmeichelnden Beruf zu zwingen. Wie mancher Offiziers- und Beamtensohn von heute hat Lust und Talent zu den freien Berufsarten des Erwerbslebens! Er findet kaum den Muth, sich selbst darüber klar zu werden; denn Alle, die er liebt und mit denen er innig zusammenhängt, würden sich schroff seiner Wahl entgegenstellen.

Ich bin überzeugt, daß mancher Handwerkersohn lieber das väterliche Handwerk oder irgendein Gewerbe ergreifen möchte, als zur Ueberfüllung der Gymnasien und zu deren wahnsinnig geschraubten Anforderungen beizutragen, daß er, ohne ein Studirter zu werden, vornehmer, glücklicher, freier und stolzer leben könnte, wenn ihn falsche Ehrsucht, wie diejenige von Cellinis Vater, nicht falsch bestimmt hätte. Wie Viele unter uns müssen irgendeine Flöte blasen, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, mit der possirlichsten Anstrengung, ohne rechten Gewinn weder für sich noch für Andere, weil grimmes Vorurtheil dieses Geblase für vornehm oder vortheilhaft hält, weil der Bläser selbst vielleicht glaubt, seine Pflicht zu erfüllen. Verschwender des Lebens, haltet ein! Habt Mitleid mit der heiligen Jugend.

Weh Dem, der zu seiner Pflicht nicht sagen kann: Ich habe Dich lieb! Wir sollen uns und Andere zu rechtem Stolz erziehen, zu gottbegnadeten Herrschern in dem Gebiet, das uns zukommt, statt zu elenden Pfuschern oder scheuen Usurpatoren in irgendeinem Reich, das nicht unser ist und niemals wirklich unser werden kann.

Ich will hier gewiß nicht den hochmüthigen Laffen das Wort reden, die das väterliche Gewerbe nicht gut genug dünkt, die in Schaaren aus festen Berufen desertiren, um zur Kunst überzulaufen. Unter dem Vorwand, Künstlernaturen zu sein, verbummeln sie dann elend und schmachvoll im Leben. An solchen Deserteuren rächt sich die eigene Verblendung schlimm genug. Diesem modernen Uebel, das Kunstproletariat erzeugt, soll die Erziehung vorbeugen, indem sie rechtzeitig Spreu und Weizen sondert. Den Eltern, wie den jungen Menschen selbst, soll sie die Augen öffnen, damit sie wahre Fähigkeiten erkennen und zur Blüthe bringen, wie günstiges Wetter in der Natur die Keime weckt. Arbeit und Anstrengung darf Keinem geschenkt sein. Es ist schon schwer und mühsam genug, Das richtig zu lernen, wozu man Talent hat. Aber es ist doch ein ander Ding, einen schönen Berg zu besteigen oder die selbe Muskelkraft in einer Tretmühle zu vergeuden.

Soll der Mensch nicht verkümmern, so darf der edle Spieltrieb in ihm niemals vernichtet werden. Der Spieltrieb hat zu allen Künsten und fast zu allen Erfindungen geführt. Bei den primitiven Völkern zeigt die Arbeit, je weiter man ihren Ursprung verfolgt, immer mehr Aehnlichkeit mit dem Spiel und fällt schließlich mit ihm zusammen. Dieses Ursprunges soll sich die Arbeit immer erinnern dürfen, um nicht zu traurigster mechanischer Thätigkeit zu erstarren, um Stolz und Glück, statt Joch und Sorge, für die Sterblichen zu bedeuten.

Die allgemein herrschende, wenn auch nur dumpf ins Leben gedrungene Philosophie der Zeit beeinflußt alle Erscheinungen. Sie hat als mechanistische Erklärung des Daseins, als Zurückführen der Entwickelungmomente auf zufällig entstandene, dann aber physikalisch-chemisch sich abspielende Bildungen die Art des Erziehens (wie mich dünkt) bei den letztvergangenen Generationen bestimmt. Eigentlich paraphrasirte diese Auffassung das Scherzwort, daß mit dem Amt auch der Verstand komme. Er kommt wohl, aber nur wenn das Geschöpf, das ein Amt bekleiden soll, nicht verbildet ist, sondern im Stande, selbständig zu handeln. Selbst wollen können und genau wissen, was man will und warum man es will: Das muß eine vernünftige Erziehung lehren. Es ist die beste Gabe Erwachsener für ihre Nachfahren. Keiner ist ein Mann, der nicht ein selbstgemachter Mann ist.

An sich neigt die Jugend zu possirlichem, etwas affenartigem Dünkel; diese Neigung zu idealisiren, aus ihr eine rechte Triebkraft gesunden Stolzes zu machen ist die große Aufgabe weitdenkender Lehrer. Manche schlechte Eigenschaft ist nur der wilde Schößling einer guten. Wie herrlich, wenn eine liebevolle Hand unmerklich aus Trotz und Eigensinn beharrlichen Eifer, ruhige Energie veredelt! Daß sie es mit lebenden, von innen heraus biegsamen Wesen und nicht mit Maschinen zu thun haben, erkennen nun geistvolle Schulmänner und machen sich daran, das Leben mit dem Lernen zu verbinden. Sie erkennen in der Arbeitfreude das Grundelement aller Bildungmöglichkeit. Diese Freude ist aber geknickt, sobald nur mürrisches, rechthaberisches Wesen die Pflanzstätten der Jugend betreut, sobald dem Nachwuchs die Möglichkeit fehlt, selbst im eigenen Schaffen Verbesserungen, Vortheile und Verschönerungen zu versuchen. Auch die geringfügigste Arbeit kann schön gemacht und daher im höchsten Maß ehrwürdig sein. Liebevolles Interesse für jeden Schaffensdrang der Jugend kann uns am Ehesten ihr Herz gewinnen; denn sie will ernst genommen sein und hat ein Recht darauf.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Anzeigen.

Das Recht auf Stille. Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und Unkultur im deutschen Wirthschaft-, Handels- und Verkehrsleben. Herausgeber: Dr. Theodor Lessing, Privatdozent für Philosophie und Pädagogik an der Technischen Hochschule in Hannover. Verlag der Aerztlichen Rundschau in München. 12 Hefte jährlich. Preis pro Heft 60 Pfg. Abonnement 6 Mark.

Die seit November erscheinenden Monatsblätter sind das Organ des Deutschen Lärmschutzverbandes. (Antilärmvereins). Sie sollten anfangs als internationale Revue über den jeweiligen Stand der Bewegung gegen den Lärm erscheinen. In englischer Sprache unter dem Titel „The Antirowdy", in deutscher unter dem Namen „Der Antirüpel". Doch stellte sich bei der Propaganda des „Antilärmvereins" heraus, daß das große Publikum für den halbironischen Titel „Antirüpel" nicht zu gewinnen war und die ganze Sache wie einen schlechten Scherz auffaßte. Die Zeitschrift erhielt daher schon von der zweiten Nummer an den Namen „Das Recht auf Stille". Ihre Ziele, Zwecke und Kampfmittel sind in den „Statuten" des „Antilärmvereins" festgelegt. Die Monatsblätter orientiren über neue Maßregeln im Kampf gegen entbehrlichen Lärm, unterhalten überall juristische und ärztliche Korrespondenzen, sammeln Klagen und Reichsgerichtsentscheidungen bei Immissionklagen, vermitteln zwischen den verschiedenen Antilärmligen, deren bis jetzt eine deutsche, englische, belgische, holländische und nordamerikanische besteht. Die in den Monatsblättern abgedruckten Beiträge werden als Korrespondenz an Zeitungen versandt und können kostenlos überall nachgedruckt werden. Eben so wird „Das Recht auf Stille" an viele Polizei- und Verwaltungbehörden, Lesehallen, Volksvereine gratis geschickt. Alle Mitglieder des „Antilärmvereins" gelten als Abonnenten der Monatsblätter, wenn ihr Jahresbeitrag nicht unter sechs Mark bleibt. Die Beiträge können an die Bayerische Filiale der Deutschen Bank in München unter der Aufschrift „Konto Antilärmverein" gesandt werden oder direkt an das Centralbureau des Lärmschutzverbandes in Hannover, Stolzestraße 24a.

Hannover. Dr. Theodor Lessing.

❦

Schweigende Bettler. Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Dieses Buch einer Fünfundzwanzigjährigen soll sein: ein Brief an alle Gleichaltrigen, an Jünglinge und Mädchen. Ich erzähle Ihnen da Etwas von der heimlichsten Liebe, die uns Alle einmal verwandelt hat, von der nie gestandenen, oft nicht bewußten, immer über unsere Gefühlszukunft entscheidenden Liebe. Ueber dieses einzige und schönste Wort (und ist es nicht vielleicht nur noch ein Wort?) habe ich dreihundert Seiten geschrieben; sie sollen weniger gelesen als empfunden werden. Jeder von uns trägt ein schönstes Geheimniß der Liebe im Herzen: ob ich etliche davon verrathen habe? Ist unsere erste nicht auch die einzig keusche Liebe?

Kurt Münzer.

❦

Moderne deutsche Exlibris. Sonderheft der „Kunst unserer Zeit", München, Franz Hanfstaengl. 4 Mark.

Das Thema dieser Publikation ist gewiß ganz besonders geeignet, die Ge-

bildeten aller Stände zu interessiren. Vergeht doch heute kaum ein Tag, ohne daß irgendwo in irgendeinem Zusammenhang das Wort Exlibris auftaucht. Ich irre aber kaum, wenn ich annehme, daß das Wissen des Laien über diesen Gegenstand meist recht lückenhaft und vag ist. Nun giebt es allerdings sehr verdienstliche Handbücher und Monographien über Exlibris. Sie sind aber meist zu umfangreich, als daß man sich mit ihrer Hilfe rasch das Wissenswertheste aneignen könnte. Außerdem leiden sie unter dem Mißstand, daß die letzten, erntereichen Jahre in ihnen noch nicht berücksichtigt sind. In meiner Monographie nun dürfte der Laie, an den ich in erster Linie gedacht habe (was aber nicht ausschließt, daß auch der Sammler und Fachmann auf seine Kosten kommt), Alles finden, was er braucht. Ich habe versucht, auf vierundzwanzig Textseiten eine knappe Analyse des Begriffes Exlibris, einen Abriß seiner Geschichte und eine gedrängte Charakteristik der Künstler und Künstlergruppen zu geben, die für das moderne deutsche Exlibris zunächst in Betracht kommen. Natürlich ist auch auf die jüngsten Erscheinungen, so weit sie von Bedeutung sind, noch Bezug genommen worden. Von größtem künstlerischen und sachlichen Interesse dürften die sechsundsechzig zum Theil farbigen Abbildungen sorgsam ausgewählter und vielfach unzugänglicher Exlibris sein, die der Publikation im Text und auf sechs Lichtdrucktafeln beigegeben sind. Ich hoffe, daß diese Monographie dem noch viel zu wenig geschätzten modernen deutschen Exlibris zahlreiche neue Freunde werben wird.

München. Richard Braungart.

Jost Knost, der Herkules von Latop, eine Geschichte von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908.

Diesmal hat der für seine westfälische Heimath und ihre Kernmenschen begeisterte Verfasser ein nach dem Idealbild sagenhafter Vorzeithelden gestaltetes Reckengeschlecht mitten in unsere moderne Welt hineingestellt. Wie der Hauptheld die Auswüchse der modernen Kultur bekämpft und ihre Errungenschaften im Dienst der Menschheit verwendet, wie er alle Mucker, Schleicher, Heuchler, Wucherer, Spekulanten, Industrieritter sammt ihren gemietheten Polaken und Kroaten, Schnapswirthe und sonstige Volksverderber vom geweihten urdeutschen Boden vertreibt, wie er mit den Millionen seines kalifornischen Oheims die altdeutsche Almendwirthschaft wiederherstellt und aus seiner Heimath ein Paradies schafft, in dem „Herrgott Vater und Frau Liebden Mutter Natur" das Regiment führen: Das wird mit dem Wette eigenthümlichen, tiefen Ernst verhüllenden schalkhaften Humor und einer manchmal, besonders in Naturschilderungen, in gebundene Rede übergehenden klangvollen Lyrik gar unterhaltsam erzählt. Sogar die zwei „Luder", die eine Weile den Brunnen verpestet haben, werden in dem rührenden Liede „Der Pütt von Latop" besungen. Auch in der von Tacitus gepriesenen altgermanischen Tugend der Reinheit bewähren sich Wettes Helden: jede Versuchung zur Untreue gegen die Braut, die Gattin zerrinnt vor dem klaren Blick und dem erlösenden Lachen dieser Siegfriedgestalten. Liebhaber solcher Gestalten werden sich an dem Buch erbauen.

Neisse. Karl Jentsch.

Depositenschutz.

Man hat den Großbanken gründlich die Leviten gelesen. Sie seien viel zu selbstbewußt; aber man werde ihnen zeigen, daß andere Leute „auch noch da sind.“ Der Reichstag müsse das Depositengeschäft regeln. In dieser Tonart soll sich die Stimmung in der Bankenquetekommission geäußert haben. Kann der Gegenstand, mit dem sich die Kommission zu beschäftigen hatte, solchen zornigen Eifer erklären? Das Thema lautete: „Erscheint es im öffentlichen Interesse geboten, für die Sicherheit und Liquidität der Anlage von Depositen und Spargeldern auf dem Wege der Gesetzgebung Sorge zu tragen?“ Die Frage war zunächst viel zu allgemein gefaßt. Die Thätigkeit der Kommission mag manche nützliche Erörterung gebracht haben; als positives Ergebniß eigentlich nur die Zweimonatbilanzen. Und über deren Werth herrscht wohl nur eine Ansicht, die weit von Begeisterung entfernt ist. Die Banken, die sich freiwillig zu diesen Sonderausstellungen zusammenfanden, glaubten, das Mögliche geleistet zu haben. Was konnten sie weiter thun, um das „Oeffentliche Interesse“ zu befriedigen? Nun sitzen sie in der Tinte und dürfen sich auf eine Depositenkontrole gefaßt machen. Wenigstens scheint die Stimmung der Maßgebenden gegen die Fortgewährung der bisherigen Freiheit zu sein.

Woher kommt die Wuth gegen die Banken? Warum werden ihre Kunden beunruhigt? Sind der Kommission so üble Dinge bekannt geworden? In welchem Dunkel thront die Macht, die den Banken, nach einem so ergiebigen Jahr, die Weihnachtfreude verdirbt? Vielleicht wars die Erinnerung an den süßen Harry und die Impotenz der traurigen Mitteldeutschen Kreditbank. Oder an die Insolvenzen im Holzhandel. Jedenfalls hofft man wieder einmal von einem neuen Gesetz alles Heil der Welt. Der Umfang des wirthschaftlichen Organismus ist dem Denkapparat des Durchschnittsmenschen zu groß geworden. Der Begriff Milliarde reckt sich ins Ueberirdische. Wer ließ sich vor zwanzig Jahren träumen, daß eine Bank je die Grenze eines Kapitals von 100 Millionen überschreiten werde? Und heute erdreistet sich manches Institut, Hunderte von Millionen fremden Geldes zu verwalten. So paradox es klingen mag: viele Leute laufen aus Angst vor der Großbank zu den kleinen Firmen; und erleben dann oft schlimme Enttäuschung. Der Weltstädter ist mit der Bank groß geworden. Der irrt nicht so leicht. Aber der Mann in der Provinz, den der enge Horizont der Heimath wärmt, sieht in der Hundertmillionenbank ein schreckliches, ihm unbegreifliches Wesen. Aus solcher Stimmung wird die Sehnsucht nach einem Gesetz gegen die Kapitalriesen geboren. Vielleicht kann Vater Staat ihrem Wachsthum ein Ende machen.

Und dann spielt natürlich auch das Parteiprogramm keine kleine Rolle. Die landwirthschaftlichen Genossenschaften sind den städtischen Depositenkassen nicht grün. Sie möchten ein Monopol auf die Spargelder des Landwirthes haben. Der sündigt, wenn er sich an die städtische Bank hält. Ein Gesetz, das den Banken das Depositengeschäft erschwerte, könnte den Genossenschaften nützen. Nur: ein Ausnahmegesetz wäre undenkbar. Landwirthschaftliche Kreditgenossenschaften und Sparbanken müßten dem Depositengesetz unterstellt werden. Man dürfte auch die Banken nicht nach der Höhe des Aktienkapitals klassiren und etwa sagen: Die verschärfte Kontrole gilt nur für kleine und Mittelbanken. Nicht minder unmöglich wäre die Trennung von Depositen und Kreditoren. Die Banken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen,

haben sich zwar auf ein gemeinsames Bilanzenschema geeinigt, das diese beiden Passivposten von einander scheidet. Trotzdem sind unter den eigentlichen Kreditoren Guthaben, die mit dem selben Recht als Depositengelder angeführt werden könnten. Läßt eine Gesellschaft einen Theil neu aufgenommener Betriebsmittel (durch Aktienemission oder durch Ausgabe von Schuldverschreibungen) bei ihren Banken stehen, so werden diese Guthaben in den Bilanzen des Finanzkonsortiums zu den Kreditoren gestellt. Solche Gelder bleiben bis zum Augenblick besserer Verwendung dem Betrieb der Bank überlassen; sind also Depositen. Rebus sic stantibus bliebe dem Gesetzgeber kaum die Möglichkeit, an den Kreditoren vorüberzugehen. Jetzt hört man, das neue Gesetz werde fordern, daß 5 Prozent der fremden Gelder der Reichsbank in Verwahrung zu geben seien. Diese Bestimmung soll die „Einlagen“ sichern. Vierzig der größten deutschen Banken hatten Ende 1908 eine Summe von 5900 Millionen in Depositengeldern und Kreditoren zur Verfügung. Fünf Prozent davon wären 295 Millionen. Die sollen „gesetzlich geschützt“ sein. Die übrigen 5600 Millionen würden bleiben, wo sie jetzt sind. Das wäre die angepriesene Sicherung. Nur mit sehr gutem Willen kann Jemand solche Vorschläge ernst nehmen. Warum wurde der Satz von 5 Prozent als Grenze gewählt? Weil man meinte, allzu tief dürfe nicht in das Recht der freien Verfügung über das Betriebskapital der Banken eingegriffen werden und im Fall eines Run brauche ja nur der zwanzigste Theil der eingezahlten Gelder disponibel zu sein. Solche Meinung kommt aus der Verlegenheit; aus dem Gefühl, daß eine öffentliche Kontrolirung der Depositengelder, wie sie Hinz und Kunz sich vorstellt, zwar nicht möglich ist, aber Etwas gethan werden müsse, ut aliquid fecisse videatur. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß bei einem Sturm auf die Depositenkassen mehr als 5 Prozent nöthig sind. Nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank mußte eine Großbank an einem Tag über 8 Millionen Mark auszahlen. Das waren 8 Prozent der gesammten Depositen. Auch am nächsten Tag wurden noch mehrere Millionen ausgezahlt. Und wie soll die Reichsbank die bei ihr hinterlegten Summen verwalten? Doch so, daß sie stets sofort abzuheben sind. Eine Anlage in deutschen Staatspapieren würde sich kaum empfehlen. Denn die Lage der deutschen Renten erlaubt den Verkauf großer Posten nur unter dem Risiko beträchtlichen Verlustes. Also bliebe nur die Möglichkeit, die Gelder als Bankdepositen, zinslos, hinzulegen. Die Reichsbank hat nicht das Recht, verzinsbare Einlagen anzunehmen. Soll sie künftig Depositengeschäfte machen? Dann würden den anderen Banken erstens die Betriebsmittel geschmälert und zweitens neue Konkurrenzsorgen aufgebürdet. Was bliebe ihnen? Verkümmerung oder künstliche Steigerung ihres Kapitalertrages durch Spekulation und unsolide Geschäfte.

Auch ein „Mittelweg“ soll von sanfteren Leuten schon gefunden sein. Wie wärs mit einen Beirath für Bankwesen? Er könnte aus Parlamentariern, Beamten und Bankleuten zusammengesetzt sein und die löbliche Regirung in allen Bankfragen berathen. Hier stock' ich schon. Wenn die Regirung, also irgendein Minister, des Rathes in Banksachen bedarf, fehlts ihm doch heute auch nicht an Fachleuten. Die Parlamentarier und Beamten könnten wegbleiben; auch der Reichstag kann sich ja über Fragen des Bankwesens ohne besonderen „Beirath“ informiren. Wählt lieber tüchtige Bankdirektoren ins Parlament: dann sind solche Kunststücke, wie permanente Ausstellung- oder Enquetekommission, überflüssig. Doch der lieben Gewohnheit, Kommissionen. Vereine, Lesekränzchen zu gründen, müssen immer wieder mal Opfer des

Intellekts gebracht werden; denn man darf kecklich behaupten, daß die Erfinder des Bankenbeiraths sich vor Lachen den Bauch gehalten haben, als sie das „wichtige Geheimniß“ enthüllten. Um den Ernst zu wahren, wurde die weise Pflege der Zwischenbilanzen empfohlen. Zu etwas Neuem langte der Witz offenbar nicht. Man tröstet sich mit den armsäligen Zweimonatbilanzen und hofft, daß nach freundlichem Zureden auch Herr Fürstenberg den Unsinn mitmachen werde. Schade um die Vergeudung von Zeit und Kraft, die für die Vorbereitung der Enquete nöthig war. Die Statistiker der Bankenquete wollten etwas Neues erfinden und entschlossen sich, Effekten nicht mit zu den als „leicht greifbar“ geltenden Aktivposten zu rechnen. Was soll dadurch gebessert sein? Die neue Aufstellung ist übrigens bei den 392 Banken auf eine Gesammtsumme von 8 Milliarden an Depositen und Kreditoren gekommen. Das würde, bei Sicherstellung von 5 Prozent, ein Verhältniß von 400 zu 7600 Millionen ergeben.

In der Hitze des Gefechts kümmerts den Vormund des Publikums blutwenig, ob von Depositen oder von Depots die Rede ist. Banken und Bankiers kann Einer, auch ohne gleich nach der Waffe des Differenzeinwandes zu greifen, unter dem Schutz des Gesetzes heute arg schädigen. Ein Beispiel solls lehren. Die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg hatte für einen Kunden südafrikanische Goldshares gekauft und ihm, nach Ausführung des Auftrages, mitgetheilt, daß die Stücke (zur Ersparung des Stempels) in London im Depot bleiben würden. Ein Nummernverzeichniß hatte die Bank dem Auftraggeber nicht zugesandt. Der hat sich drei volle Jahre mit der Thatsache abgefunden. Da fielen die Shares und der Käufer hatte einen ziemlich großen Verlust. Er wollte deshalb das ihm lästig gewordene Engagement loswerden. Nun bestimmt das Depotgesetz, daß der Kommittent berechtigt ist, das Geschäft als nicht für seine Rechnung abgeschlossen zurückzuweisen, wenn der Kommissionär mit der Uebersendung des Stückeverzeichnisses im Verzug ist und das Versäumte, nach einer Aufforderung, nicht binnen drei Tagen nachholt. Der Verzicht auf die Uebersendung des Nummernverzeichnisses hätte schriftlich erklärt werden müssen. Das hatte der Kunde nicht gethan und stand deshalb unter dem Schutz des Gesetzes. Er forderte die Norddeutsche Kreditanstalt auf, binnen drei Tagen das Stückeverzeichniß zu senden. Die Einhaltung dieser Frist war nicht möglich; das Verzeichniß traf einen Tag später ein. Da erklärte der Kunde, daß er das Geschäft nicht als für seine Rechnung abgeschlossen ansehe, verklagte die Bank und hatte alle drei Instanzen für sich. Das Reichsgericht hat allerdings anerkannt, daß nur der Mangel der gesetzlichen Bestimmung, die einen stillen Verzicht nicht zuläßt, die Verurtheilung bewirkt habe. De facto sei an dem Verzicht des Klägers auf das Nummernverzeichniß nicht zu zweifeln. Wer schützt die Banken gegen so illoyales Vorgehen der Kundschaft? Das alte Börsengesetz mit seinem Differenzeinwand und das Depotgesetz mit dem Nummernverzeichniß: zwei Beweise für die Thatsache, daß loyale Schutzvorrichtungen von der zu schützenden Partei oft als Waffen im unlauteren Kampf verwendet werden. Gehts aber gegen die Banken, so macht Jeder gern mit, um sich an den Millionen der Anderen auch einmal zu laben. „Den Banken schadets ja nicht; die haben genug Geld.“ Wer die Depositen unter gesetzliche Obhut bringen will, darf natürlich nicht so denken. Sonst frevelt er an seinem eigenen Glauben. Hat aber, so frage ich, je ein Wirthschaftgesetz die Sittlichkeit Derer erhöht, die es schützen sollte? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Dezember 1909.

Joseph Kwilecki.

Vor dem Großen Schwurgerichtssaal sitzt, dicht neben der Eingangsthür, auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners ein fast sieben Jahre alter Knabe. Ganz in Weiß gekleidet. Der weiße Klerikerhut hängt auf dem Rücken; der Blondkopf ist sorgsam frisirt, der Vorderschopf zierlich gekräuselt. Ein hübscher Junge, der auf der Straße jedem Vorübergehenden auffallen würde. Stämmig und doch fein; schwarze Augen, sehr lange Wimpern und die milchfarbige Haut eines von der ersten Lebensstunde an zärtlich gehegten, gepflegten Kindes. Ein paar Damen bewachen ihn, nehmen ihn auf den Schoß, streicheln ihn; und hinter den Hüterinnen drängt sich die Menge. Geputzte Polinnen, auf Sensationen birschende Schreiber, Rechtsanwälte in der Robe, im Landgericht heimische Kriminalstudentinnen, Freiherren, Kutscher, Taglöhnerfrauen: Jeder will, Jede den Kleinen sehen; recht lange, recht nah. Den Hüterinnen scheint der Drang nicht unbequem, scheint die Möglichkeit, ihr weißes Schätzchen zur Schau zu stellen, sogar willkommen. Sie haben sich schnell akklimatisirt und fragen vonselbst schon den Betrachter, aus dessen Miene besonderes Interesse spricht, von welcher Zeitung er sei; sie zeigen Zuversicht und sind zu Auskünften immer bereit. Auch dem Knaben macht, seit er sich entschüchtert hat, das Gedräng offenbar Spaß. Die Kindereitelkeit ist erwacht; zu nett, von so vielen Leuten bewundert zu werden. Aus lustigen Augen blickt er in das bunte, endlos wechselnde Bilderbuch. Das Näschen merkt nicht, wie schlecht die Luft ist; noch schlechter als sonst. Theure und billige Parfums, verschwitzte Kleider, Tabak, Alkohol, Säuglinggerüche (denn manche Zeugin trägt ihr in verdächtige Decken gewickeltes Kind mit

sich herum), die Ausdünstung armer Leute, Kossäten, Wildwärter, Stallmägde, Knechte, die sich den Luxus der Sauberkeit nicht leisten können: der Gerichtsdiener sogar, ein rothblonder Riese, klagt über Kopfschmerz. Die Neugier drängt weiter. Noch ein zweiter Knabe ist sehenswerth. In einem Zeugenzimmer sitzt er neben einer einfachen Frau. Seit gestern ist er genau wie der andere gekleidet und frisirt. Er steht im neunten Lebensjahr, ist aber viel kleiner als der Siebenjährige. Die Urtheile schwanken. Bis einem Schlauen der Einfall kam, auch den Kleineren zu kräuseln und in Elfenbeinfarbe zu kleiden, gabs wenig Zweifel. „Keine Spur von Aehnlichkeit. Der Kleine ein stumpfsinniges, unschönes Proletarierkind, der größere ein echter Adelssproß mit allen Merkmalen alter Familienkultur." Jetzt regen sich Bedenken. „Beide haben schwarze Augen und lange Wimpern, Beide die selbe Apfelkopfform und das selbe Kinn, das vorgebogen scheint; auch die Haarfarbe ist beinahe gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Eine gut, der Andere schlecht gehalten ist." „Unsinn! Die Beiden können gar nicht den selben Vater und die selbe Mutter haben. Warum wäre der Aeltere dann im Wachsthum so zurückgeblieben? Ueberhaupt macht die bessere oder schlechtere Pflege bei Kindern nicht so viel aus. Seht Euch die Kadetten und die Militärwaisenhausschüler an! Nein: der Junge im Zeugenzimmer bliebe auch im Brokatgewande der Sohn einer Magd, die selig sein mußte, als ein Weichensteller sie zur Ehe nahm; und den feinen Knaben, der im Korridor mit angeborener Würde Cercle hält, müßte auch im Bahnwärterhaus das kundige Auge als Kind eines Grafen erkennen." Solches Gerede beweist nichts. Mit Klassenphysiognomik käme man, selbst wenn sie mehr wäre als Spielerei, hier schon deshalb nicht aus, weil auch der Neunjährige von einem adeligen Offizier gezeugt ist, die Spermatozoen, die ihn entstehen ließen, also nicht aus dem niederen Menschenreich stammen. Trotzdem sieht der rachitische Junge wie ein aufgeputztes Elendskind aus. Er hat auch weniger Zulauf und guckt trüber als das weiße Herrchen im Korridor. Das lacht, giebt Bekannten gnädig eine Patschhand und räkelt sich kokett auf dem Holzstuhl. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen.

Zweiter Theil, zwölfter Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuches: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand." Paragraph 169: „Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft."

Graf Zbigniew Wesierski-Kwilecki und seine Ehefrau Isabella, geborene Gräfin Bninska, sollen ein fremdes Kind für ihr eigenes ausgegeben haben. Den weißen Knaben, der auf dem Holzstuhl im Korridor Cercle hält. Den habe ein armes Polenmädchen ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren. Dem Sexualverkehr dieses Paares entstammen zwei Knaben; der eine, der im Zeugenzimmer sitzt, ist nah bei der Mutter aufgewachsen, der andere bald nach seiner Geburt, in der letzten Januarwoche des Jahres 1897, an eine vornehme Dame verkauft worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 hatte ihn Fräulein Parcza zur Welt gebracht; sie heirathete später den Weichensteller Meyer, der das ältere der beiden vor der Ehe von seiner Caecilie geborene Kinder adoptirte und sich bereit erklärte, auch das jüngere zu sich zu nehmen. Wohl nicht ganz freiwillig. Ein Bahnwärter, der sich danach sehnt, vom ersten Tag der Ehe an sein Budget mit den Unterhaltskosten für zwei (von dem Ersten gezeugte) Kinder zu belasten, wäre keine Alltagserscheinung; und selbst der edelste Sinn brauchte den kleinen Bastard nicht aus dem warmen Schloß in die Weichenstellerhütte zu holen. Doch die Recherchen in Sachen wider Kwilecki und Genossen hatten begonnen und ein gutes Stück Geld mochte dem Paar sicher scheinen, dessen Zeugniß den kleinen Grafen aus dem Majoratsrecht der Herrschaft Wroblewo drängen würde. Wroblewo ist ein vom Grafen Joseph Kwilecki als Familienfideikommiß unveräußerlich festgelegtes Rittergut in der wronker Gegend, das nach den Grundsätzen der Majoratsordnung vererbt wird; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Der Stifter des Fideikommisses setzte den Sohn seiner Tochter, Zbigniew von Wesierski, zum Erben ein und bestimmte, der erste Majoratsherr solle sich Wesierski-Kwilecki nennen, jeder folgende nur Namen und Titel der Grafen Kwilecki tragen. Wahrscheinlich murrten die Agnaten schon damals; denn das Haupt des Hauses war nun ja kein echter Kwilecki, hatte einen Vater aus einfachem Adel und konnte ihnen die Rasse verderben. Allmählich aber fanden sie Trost. Der Knabe, den Gräfin Isa ihrem Zbigniew gebar, starb früh, und als, nach standesgemäßen Pausen, ihrem Schoß drei Töchter entbunden waren, schien, an der Schwelle des Jahres 1890, neue Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen, zu fürchten. Zwar dachte der Graf noch als Fünfziger nicht an Resignation. Er strebte dem großen Muster weiland Augusts des Starken nach, blickte stolz auf anderthalb Dutzend illegitimer Sprossen und krähte, wie ein von brünstigen Hofdamen umschmeichelter Hahn, wenn in Monte Carlo die theu-

ren Seidenmädchen von ihm sagten: Un gaillard infatigable; un mâle; fait pour la reine Isabelle ... Doch die ihm angetraute Isabella war nicht das Ziel seiner erotischen Wünsche; mit der schönen Ungenirtheit der Slachta pflegte er zu erzählen, die dralle Wade einer Kuhmagd reize ihn mehr als die hüllenlose Wohlgestalt der hochgeborenen Gattin. Jeder Schürze schnüffelte er nach, auf den heimischen Gefilden und unter dem wärmeren Himmel der Azurküste, fand, außer den vom Gesetz privilegirten, alle Genüsse schmackhaft und seinem Vermögen erreichbar und fühlte sich wider Recht und Sitte gekränkt, wenn die Ehegefährtin vor Gästen und Dienerschaft ihn ein Schwein, einen Bummler und Lumpensack hieß. Vielleicht folgte so unsanften Reden manchmal ein Schäferstündchen, das der Graf nicht eingestand, weils ihn interessanter dünkte, von Freunden und Buhlen sich als starren Weigerer der Geschlechtspflicht anstaunen zu lassen. Sicher ist, daß die Ehe für zerrüttet galt; und als Isas fünfzigster Geburtstag nahte, durften die Agnaten aufathmen. Bald würde über Wroblewo nun wieder ein echter Kwilecki herrschen: Graf Hektor, Mieczislaws Sohn, der bei den Zweiten Garde-Ulanen Lieutenant gewesen, Reichstagsabgeordneter und Geheimkämmerer des Papstes geworden war. Eine hübsche Aussicht. Das Gut ist zwar arg verwahrlost, bringt aber noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark und wird sich unter einem guten Haushalter, der Kapital hineinstecken kann, schnell heben. Für die persönlichen Schulden des Vorbesitzers haftet die Familie als Allodialerbin. Stirbt Zbigniew Wesierski, dann muß Isa mit ihren Töchtern den Hof verlassen und Hektor, der Besitzer von Kwilcz, wird Herr von Wroblewo. Allzu zärtlich scheinen die Beziehungen der beiden Häuser nie gewesen zu sein; nun mußte der Gedanke an den Besitzwechsel sie noch mehr verbittern. Der Majoratsherr konnte freilich noch zehn, zwanzig Jahre leben; erstens aber liebt wohl selten Einer den fremden Erben, der die Hausbrut vom Futternapf drängen will, und zweitens stockt der Kredit, wenn die Leute wissen, daß der nächste Tag den Darlehnssucher aus der Rechtswohnung werfen kann. Und auf Wroblewo brauchte man immer Geld. Der Gerichtsvollzieher kam so oft, daß Herrschaft und Gesinde ihn traulich als Onkel begrüßten, und Inspektoren sogar, Rendanten, Wanderkrämer wurden von dem Grafenpaar um kleine Beträge angepumpt. Da kommt, im Lenz 1896, vom Genfer See die Kunde, Frau Isa sei in the family way. In Posen, in Wronke, in Kwilcz und Wroblewo erregt die Botschaft zunächst nur Heiterkeit. „Die? Seit 1879 hat sie nicht geboren. Der Graf rührt sie längst nicht mehr an. Woher also? Und vor drei Monaten ist sie Fünfzig geworden." Ein guter Witz. Am Ende, meint Herr Stephan

Kwielecki, hat sie das Kind in der Ohrmuschel; jedenfalls nicht da, wo andere Menschenweiber die Frucht tragen. Doch Isa kehrt heim und bestätigt, von Wonne strahlend, das holde Wunder. In Montreux ists geschehen; die Sonne lockte frische Triebe hervor, ich sehnte mich nach einem Sohn, der Graf war charmant, — und unsere Betten standen im Hotelzimmer dicht neben einander. Nach und nach wuchs ihres Schoßes Umfang; und im Kreis der Agnaten verstummte das Lachen. Die Gräfin war stets excentrisch gewesen; die Rolle der vernachlässigten, von Mägden und Cocotten aus der Geschlechtsgunst vertriebenen Frau konnte der herrisch Stolzen nicht behagen und ihre ungezügelte Phantasie scheute vor dem abenteuerlichsten Unterfangen gewiß nicht zurück. Sie wird, hieß es, den alten Schwachkopf zu einem Schwindel überredet haben und wir können erleben, daß sie uns irgendeinen aufgelesenen Bankert ins Majorat schmuggelt. Verwandte, Dienstboten, Detektives, Beobachter aller Art werden nach Wroblewo geschickt. Nichts zu erspähen. Isa? Sie sieht aus wie alle schwangeren Frauen. Wahrscheinlich stopft sie sich ein Kissen unter den Rock; in Paris, hat Einer gehört, werden nach Maß Gummibäuche gemacht, die solchen Trug erleichtern. Eine Depesche schürt den Verdacht; sie ist in Paris aufgegeben, ins posener Slachtahotel an Zbigniew oder Isabella adressirt und wird (ists Zufall?) dem Grafen Miecislaw überreicht. Inhalt: Femme trouvée, mais demande trop chère. Da hätten wir also die Schmuggelfährte. Isa sitzt in Paris, sucht ein für die Unterschiebung brauchbares Kind und telegraphirt an den Gatten, die Verkäuferin sei gefunden, fordere aber zu hohen Preis. Recherchen in Paris. Die Hotellisten haben keine Gräfin Kwilecka gemeldet. Doppelt verdächtig; sie hat, um hinter sich keine Spur zu lassen, ihren Namen verschwiegen. Und leugnet, mit munterem Lächeln, daß sie jetzt überhaupt an der Seine gewesen sei. Früher war sie dort, — ja; um eine gute Hebamme zu suchen; darauf beziehe sich auch das Telegramm, das für sie bestimmt war und ihr anzeigen sollte, die empfohlene sage-femme verlange zu viel Geld. Die Erklärung wird höflich angehört, doch nicht geglaubt; Hebammen braucht man ja nicht aus Frankreich zu holen. Als dann gar erzählt wird, die Gräfin wolle nach Italien gehen und erst zurückkehren, wenn sie aus dem Wochenbett entlassen sei, schreibt Herr Miecislaw einen feierlichen Warnbrief an Herrn Zbigniew. Der Verdacht, die Schwangerschaft sei simulirt, könne dem Herrn Vetter nicht unbekannt geblieben sein; die Absicht, das erhoffte Kind der Frau Base im Ausland zu entbinden, müsse den Verdacht zur Gewißheit wandeln, denn solche Absicht könne nur aus dem Wunsch stammen, die Geburt der Kontrole zu entziehen.

Isabella lacht. Die zärtlichen Verwandten mögen um das Erbe zittern, sie aber, eine Bninska, mit Vorschriften gefälligst verschonen. Sie lacht auch des Sippengetuschels: eigentlich müsse ihr Wochenbett auf dem posener Wilhelmsplatz stehen; sonst könne man Keinem zumuthen, das Kind als legitim anzuerkennen. Sich untersuchen, die Mutterschaft bescheinigen lassen? Das fehlte noch. Ihr durfte kein Doktor je an den Leib; und sie sollte jetzt eine Ausnahme machen, um den Neid zu entwaffnen? Der freut sie ja. Den möchte sie um keinen Preis missen. Vielleicht war der Plan der italienischen Reise in den Klatschbezirken ausgeheckt worden; vielleicht rieth Klugheit, ihn aufzugeben, nachdem sein Zweck, die Agnaten zu ärgern, erreicht war. Eines Tages sagte die Gräfin zu ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Rosinski: „Ich reise zur Entbindung nach Berlin und rechne darauf, daß Sie kommen, wenn ich rufe."

Berlin W. 10, Kaiserin Augusta-Straße 74. Da, wird dem zuständigen Standesamt gemeldet, habe die Gräfin Wesierska-Kwilecka am siebenundzwanzigsten Januar 1897 morgens um Fünf einen Knaben geboren. Leichte Entbindung. Die Hebamme sollte eine Polin sein und doch nicht zur Einflußsphäre der Miecislaw und Hektor gehören. Eine in Rußland begüterte Freundin Isas hatte sich, weil die Entbinderin ihrer Tochter verhindert war, nach Warschau gewandt und, durch Vermittlung einer Hotelwirthin, Frau Ewell gemiethet, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Prozeßgeschichte schwankt. Am Vorabend, als die Schmerzen begannen, war Dr. Rosinski telegraphisch gebeten worden, nach Berlin zu kommen; nach der Geburt wurde die Bitte dringend wiederholt. Die erste Depesche muß in Wronke über Nacht liegen geblieben sein; beide erreichten den Arzt erst, als er von den Morgenbesuchen heimkam. Um Mitternacht war er in Berlin. Die Gräfin sah aus wie alle Wöchnerinnen. Temperatur und Puls normal. Noch immer der alte Widerwille gegen ärztliche Untersuchung. Wozu? Alles war ja glatt gegangen und eine Komplikation einstweilen nicht zu fürchten. Die Hebamme mißfiel dem Doktor; schmutzige Nägel und Cigarettengeruch im Säuglingzimmer. Das Kind selbst kräftig und auffallend hübsch. Nackt sah es der Arzt nicht. Es sei eben erst frisch gewickelt worden. Rosinski fand weiteres Drängen nicht nöthig. Er mahnte die Ewell auch nicht zu größerer Sauberkeit, fragte nicht nach Urin, Bettwäsche, Nachgeburt. Und war doch, weil er an die Schwangerschaft nie recht geglaubt hatte, mit starkem Mißtrauen gekommen, das Isas Weigerung, sich untersuchen zu lassen, natürlich noch mehrte. Jetzt schämte er sich fast seines Zweifels. Nicht nur, weil Frau von Moszczewska, Isas Freundin, eine Dame aus vornehmem Haus, ihm

sagte, sie selbst habe die Entbindung mitangesehen. Auch sonst schien Alles in Ordnung. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Nur Kopf und Hände sah er freilich; und im Schwurgerichtssaal wurde von Sachverständigen behauptet (und von Juristen ernstlich geglaubt), am Gesicht könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor fünf Wochen geboren sei. Mütter, die von dieser Sache auch Etwas verstehen sollten, hoben darob die Augen entsetzt zum Himmel. Einem Würmchen, das man in Muße begucken darf, nicht anmerken, ob es am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 oder gestern, am siebenundzwanzigsten Januar, geboren ward?.. Der Hausarzt schied in froher Zuversicht von seiner Patientin. Vorher hatte er dem Kind noch das Zungenbändchen gelöst. Nachher meldete er den unruhigen Agnaten, er habe keinen Zweifel, daß dem Grafen Zbigniew ein legitimer Erbe geboren sei.

Auch Andere zweifelten nicht mehr. Das Gräflein wuchs heran und wurde der Mutter von Monat zu Monat ähnlicher. Ein echtes Bninski-Gesicht, hieß es in Wroblewo, in Wronke und Posen; und: Die Leute hatten wir in falschem Verdacht. Im Agnateneckchen ergab man sich nicht so schnell. Das Eingeständniß des Irrthums hätte bewiesen, daß man allzu leicht bereit gewesen war, Verwandte um des lieben Geldes willen eines Verbrechens zu zeihen. Und natürlich fehlten auch die Tüchtigen nicht, die brav schürten, um an dem Feuer ihr Süppchen zu wärmen. Fideikommißstreit, großes Objekt: was parasitisch zu leben gewöhnt ist, drängt zum Mitschmaus, — und, versteht sich, auf die Seite der Potenten, nicht dahin, wo Onkel Gerichtsvollzieher seine Visitenkärtchen anklebt und irgendein Subalterner aushelfen muß, wenn zwei Bläulinge fehlen. Der Kwilczer ist hoch eingeschätzt und sein Vater Mieczislaw, dessen Verhältnisse von Weitem wohl mehr als in der Nähe glänzen, hat in Galizien reiche Kunkelmagen. Gilt auch nicht als vieux marcheur und Bruder Sausewind, wie Zbigniew. Würdiger; vom Scheitel zur Sohle korrekt. Herrenhausmitglied; sehr stattlich und feudal-preußisch soignirt; Altwilhelmsbart und treuer Blick unter hoffähiger Toryfrisur. Wahrscheinlich wurde an diesem ältesten Agnaten von allen Seiten herumgekratzt. Familienehre auf dem Spiel; ein falscher Dmitri im Haus der Kwileckis, die seit fünfhundert Jahren ... Jedenfalls kam der Peer von Preußen bald wieder in Bewegung. Er bat Seine Hochgeboren auf Wroblewo um eine Unterredung „unter vier Augen". Rundweg abgelehnt. Zweiter Brief. Mieczislaw traue dem Majoratsrummel nicht, wolle aber, wenn Zbigniew ihm das Verbrechen der Kindesunterschiebung offen gestehe, schweigen, bis Verjährung einge-

treten sei. Das heißt: um des Erbes sicher zu sein, also eigenen Vortheils wegen, den Verbrecher der Bestrafung entziehen. Ein recht gewagter Vorschlag; wäre er angenommen worden, so hätte der Erbieter sich der Begünstigung schuldig gemacht. Allerdings einer straflosen; denn die von einem Angehörigen dem Thäter gewährte Begünstigung ist von der Strafnorm des § 257 StGB ausgenommen. Immerhin sollte ein Mitglied des Herrenhauses solchen Vorschlag nicht einmal als Köder verwenden. Wesierskis gingen nicht in die Falle. Um den Schrecken zu enden, klagen sie gegen den Grafen Mieczislaw auf Anerkennung ihres Sohnes. Termin in Posen. Isa mit dem Knaben vor Gericht: der Augenschein zeigt die Aehnlichkeit. Frau von Moszczewska beschwört, sie sei während der Entbindung im Wohnzimmer gewesen. Nach dieser Aussage beantragt Mieczislaws Anwalt Vertagung und schreibt seinem Mandanten, die Sache scheine ihm einstweilen wenigstens aussichtlos. Im nächsten Termin ist der Beklagte nicht vertreten noch selbst anwesend. Versäumnißurtheil zu Gunsten des Klägers. Die Agnaten haben den kleinen Joseph Stanislaus Adolf als Grafen Kwilecki anzuerkennen. Von Rechtes wegen.

Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Die gerichtlich zum Anerkenntniß Gezwungenen erzählen Jedem, ders hören will, daß sie den Knirps in Wroblewo nach wie vor für ein gekauftes Kind halten. Wesierskis sitzen so tief in der Kreide, daß sie gezwungen sind, eine Bank zu suchen, die ihnen, gegen das Recht, das Gut zu bewirthschaften, eine halbwegs auskömmliche Rente zahlt. Auch unter ihren Leuten mag in solcher Kalamität Mancher wohl denken, daß es schließlich am Besten wäre, wenn der Kwilczer ins Schloß einzöge. Eine lange Vormundschaft Isabellens, die stets bunte Pläne machen, doch nie rechnen konnte: Das hätte just noch gefehlt. Die Legende war nie ganz verstummt. Eine Kindesunterschiebung ist auf allen Hintertreppen ein ungemein beliebter Stoff. Jetzt war die Zeit erfüllt: die Mirakel konnten beginnen. Von der Sorte, die der skeptische Blick nicht für unerklärliche Wunder nimmt. Sie kamen, wuchsen im Wandern und häuften sich. Im Civilprozeß hatte die Hebamme Katharina Ossowska beschworen, sie habe die Gräfin in den Anfängen der Schwangerschaft massirt und sich dabei selbst überzeugt, daß ein Kind zu erwarten war; die Frau hatte diese Wahrnehmung auch schriftlich bescheinigt. Bald meldete sich in Kwilcz Irgendwer, der ganz, aber ganz genau wußte, die Ossowska habe in einer schwachen Stunde ausgeschwatzt, Zeugeneid und Attest seien falsch. Dann trat Herr Hechelski auf den Kampfplatz. Kaufmann, Agent, Detektive; in alle Sättel gerecht. Der wußte mehr; so ziemlich die Hauptsache: woher Isas Spätfrucht geholt, wem

der Bastard abgekauft sei. Zu Mirakeltagen gehören vor allen Dingen aber Hysterische. Für sie ists Festzeit. Endlich darf ihr Drang, sich wichtig zu machen und höchst interessant zu scheinen, sich fessellos bethätigen. Eine wenigstens war im wronker Amtsbezirk schon gefunden. Fräulein Jadwiga Andruszewska, Tochter einer Frau, die in Wroblewo Jahre lang Wirthschafterin und Familienfaktotum gewesen war. Ansehnliche Symptome. Hager, nervös, reizbar; die Rede bald wie ein Gießbach, bald stockend und scheu, als verblasse das Gedächtnißbild während des Sprechens. Mit spitzen Ellbogen drängt sie sich in den Mittelgunkt des Grafenzwistes. Sacht fing es an. Unglaublich, wie sie in Wroblewo behandelt werde! Zurückgesetzt, eingesperrt, angefahren, geprügelt, an den Ohren gezauft. Warum? Die Gräfin sei doch sonst nicht so schlimm; stolz zwar, doch gut zu den Leuten und gerade der alten Andruszewska bis zum letzten Tag die gnädigste Herrin. Ja, warum! Weil ich eben mehr weiß als Andere. Was denn? Na, von dem Kind. Nach und nach kams heraus. Mutter Andruszewska war im Auftrag der Gräfin, deren Leib keine Frucht trug, in Krakau gewesen, um einen passenden Knaben zu kaufen. Hatte ihn auch bei einer Hebamme gefunden und, sammt Nachgeburt und Nabelschnur, nach Berlin gebracht, wo er ihr von zwei Dienerinnen auf dem Bahnhof abgenommen und in die Kaiserin Augusta-Straße befördert wurde. Die Mutter hats der Tochter anvertraut, sie aber, um nicht wegen geleisteter Beihilfe strafbar zu werden, verpflichtet, den Mund zu halten, so lange die Alte lebe. Alles hat Mutter erzählt. Die Gräfin war 1897 nicht schwanger. Kein Gedanke! Sie wickelte sich Tücher um den Leib, hing Schrotbeutel um den Taillengurt, war auch in Paris, um einen Gummibauch zu kaufen. Und ehe sie zu der Wochenkomoedie nach Berlin fuhr, ließ sie Schweine schlachten und nahm sechs mit Schweineblut gefüllte Rothweinflaschen mit auf die Reise. Damit Bettzeug und Unterlagen hübsch röthlich seien. Bei Alledem hat Frau Andruszewska emsig mitgewirkt. Und Alles der Tochter erzählt; sogar, daß die Nachgeburt in einem Steintopf von Krakau nach Berlin geschafft wurde. Und auf dem Totenbett (das durfte hier nicht fehlen) ermahnte die edle Mutter noch ihre Jadwiga, dem Grafen Hektor Kwilecki auf Kwilcz das furchtbare Geheimniß zu enthüllen. Dann starb sie; und weil die Tochter im Verdacht stand, das Verbrechen zu kennen, wurde sie in Wroblewo natürlich schlecht behandelt und weggeärgert. Natürlich? Noch natürlicher, wird Mancher meinen, wäre der Versuch gewesen, ein Mädchen, das Einen ins Zuchthaus bringen kann, durch Wohlthat an sich zu ketten und um keinen Preis aus den Händen zu lassen. Vielleicht aber dachte Isa, mit der Aus-

sage einer Toten sei nichts Rechtes anzufangen. Einerlei. Die alte Andruszewska muß jedenfalls eine wunderliche Heilige gewesen sein. Sie konnte ein Vermögen einheimsen (denn die Aussage der Lebenden hätte den Streit ja für den Kwilczer entschieden): und hauste und starb in Kümmerlichkeit. Nur aus Furcht vor Strafe? Erstens mußten Wesierskis ihr geben, was sie verlangte. Und wenn da nicht viel zu erpressen war: dem Grafen Hektor hätte eine notariell beglaubigte Aussage genügt, die er erst nach dem Tode der Alten zu verwenden brauchte. Noch Wunderlicheres. Bis an ihr Ende schilt Frau Andruszewska Jeden, der Isas Mutterschaft zu bekritteln wagt, einen Narren und schlechten Kerl: und stiftet dann ihre Tochter, deren Zerfahrenheit sie doch kennt und mit der sie manchen Tanz hatte, an, das Geheimniß nach Kwilcz zu tragen. Offenbar aus reinstem Rechtsgefühl. Jadwiga schreibt Alles auf; was sehr nützlich ist, denn ihr Gedächtniß vermag nicht einmal Erlebnisse festzuhalten, die, man darf es wohl, ohne zu übertreiben, sagen, nicht ganz alltäglich sind. Schwarz auf Weiß kommt die Geschichte in Hechelskis bewährte Hände. Der recherchirt, kombinirt, eruirt und hat schnell alle Kettenglieder am blanken Schnürchen. Das Pseudogräflein heißt Leo Parcza und ist von einem österreichischen Hauptmann im Schoß der jetzt dem Bahnwärter Meyer angetrauten Caecilie gezeugt und die wirkliche geheime Mutter hat den Jungen, den sie fünf Wochen nach der Geburt für hundert Gulden weggab, nach dem Bilde als ihr Kind rekognoszirt. Die Stimme des Blutes! Auch die krakauer Zwischenhändlerin hat Hechelski ermittelt. Leider ist sie schon tot. Wie die Ewell und die Andruszewska. Doch Hechelskis Genie hat Leichenscheu nie gelernt und weiß, daß Tote sehr beredt sein können. Hechelski forscht, verspricht, droht, ist nirgends und überall und läßt sich, ein Ritter der Wahrheit und Legitimität, von Hektor nicht viel mehr als seine Auslagen ersetzen. Andere Helfer melden sich, gewiß vom Beispiel selbstloser Bürgertugend angelockt, und neue Spur taucht aus dem Dunkel. In Paris hat eine Dame, die mit ausländischem Accent sprach, thatsächlich 1896 einen Gummibauch bestellt und gekauft. In Paris hat ungefähr um die selbe Zeit eine Dame bei einer Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht. Solche Gesuche sind dort nicht selten und dem polizeilichen Aufruf antworteten denn auch prompt etwa zwanzig Entbinderinnen, von denen Säuglinge zur Adoption verlangt worden waren. Doch eine Sucherin hatte un accent allemand (und daß die pariser Unschuld Deutsche, Russen, Polen nie an der Sprache erkennt, ist über jeden Zweifel erhaben): warum also solls nicht die Selbe gewesen sein, die sich die Mutterkonturen aus Gummi anmessen ließ? Nach der Hebamme die Waschfrau. Die bezeugt, daß sie vorn im Hemde der Gräfin während der angeblichen Schwangerschaft einen Blutfleck gefunden habe, der nur

von der Menstruation kommen konnte. Katamenien; also nicht in der Hoffnung. Auch Dienstboten wollen Menstrualblutspuren gesehen haben. Mirakel über Mirakel. Frau Ossowska, die früher selbst schon in Gemüthsruhe eine Kindesunterschiebung arrangirt hat, erliegt der Gewissensfolter und bekennt, daß sie der Gräfin ein falsches Attest ausgestellt und in Posen, ohne angestiftet zu sein, einen Meineid geleistet habe. Jadwiga Andruszewska und Katharina Ossowska: Das ist viel. Mindestens zwei neue Thatsachen, die zur Wiederaufnahme des Verfahreus helfen können. Dazu Krakau, Caecilie Meyer, die Stimme des Blutes (auch des in Nachthemden gefundenen), die pariser Polin mit dem deutschen Accent: über Wroblewo zieht sichs dräuend zusammen. Und schließlich meldet sich auch noch ein Droschkenkutscher, der 1903 ganz genau weiß, daß er am sechsundzwanzigsten Januar 1897 zwei Frauen, die er nach der Sprache für Polinnen hielt, von der Kaiserin Augusta-Straße nach dem Schlesischen Bahnhof und, nach langer Wartezeit, wieder zurückgefahren hat. Die eine hielt die Arme unterm Mantel und schien Etwas zu verbergen. An dem selben Tage also, wo das in Krakau gekaufte Kind nach Berlin gebracht worden war. Nun fehlte kein Glied mehr in der Kette. Frau Andruszewska war mit der Amme, die den Knaben unterwegs säugen mußte, auf dem Schlesischen Bahnhof angekommen und von zwei Dienerinnen Isas empfangen worden, denen sie Kind und Steintopf übergab. Den Topf in den dazu mitgebrachten Handkoffer, das Kleine in einem Körbchen unter den Mantel: nach Hause!... Ein lückenloser Beweis. (Für Laien, die an Genitalblutungen Schwangerer nicht glauben.) Graf Mieczislaw Kwilecki, Mitglied des Herrenhauses, hatte die Staatsanwaltschaft aufgefordert, in Sachen c/a Wesierski-Kwilecki und Genossen energisch und ohne Ansehen der Person vorzugehen. Das geschah. Hinreichender, bald danach dringender Verdacht. Voruntersuchung mit unzähligen Zeugen. Die Anklage wurde erhoben, das Hauptverfahren eröffnet. Zuerst war die Gräfin, dann auch Zbigniew verhaftet worden.

Da sitzen sie. Beinahe schon heimisch auf der engen Marterbank der Angeklagten. Seine Hochgeboren nicht gerade überwältigend elegant. Grauer Sakkoanzug und gelbe Schuhe. Für den Schwurgerichtssaal konnte er mehr leisten. Schlotterige Haltung. Die Sprache fast unverständlich. Zahnlücken oder schwere Zunge. Aber er füllt seinen Typus aus, wie die Franzosen sagen. In Schönheit verlüdert. Manchen Sturm erlebt; manche Demüthigung hingenommen. Doch der Ton des Wesens klingt nicht schlecht. Und wenn er nachdenklich die grauen Cotelettes streicht, ists, mit dem müden, aber klugen Auge, ein vornehm verwitterter Herr, der sich an vielerlei Kulturen gerieben hat. Wenns auch oft nur Courtisanenkultur war: besser als keine. Die Riviera

hat ihre eigene mimicry. Der Herr von Wroblewo sieht gar nicht polnisch aus; könnte, so wie er ist, durch einen Schwank von Bisson, eine sanfte Satire von Donnay schreiten. Obs wahr sei, wird er gefragt, daß er Verhältnisse gehabt habe. In Gegenwart der Gattin, in einem überfüllten Gerichtssaal, als Angeklagter. Ganz leise hebt er den Kopf. Ganz erstaunt. Man fühlt, wie die Brauen sich hochziehen. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Ancien régime. Wird heutzutage natürlich ausgelacht; mit der Nuance tiefster Verachtung. Solche Sittenlosigkeit! Nicht mal der Heucheltribut, den das Laster der Tugend schuldet. Zbigniew aber denkt wohl: Was fällt den Leuten ein? Daß sie mich eingesperrt haben und mich eines Verbrechens anklagen, muß ich dulden. Was aber gehen denn meine Amouren sie an? Bilden sie sich gar ein, ich würde vor Ihnen kriechen, Keuschheit oder Reue mimen?... Keine Spur von Pose. Nichts von der Suggestion, die in solchem Käfig so leicht den Willen lähmt, die Würde duckt. Meist sitzt er weit über die Brüstung gebeugt, beide Hände als lange Schalltrichter an den halb schon versagenden Ohren, und lauscht. Lauscht einer höchst merkwürdigen, verworrenen, abenteuerlichen, an Boulevardmelodramen erinnernden Geschichte, der man zuhört, weil man nun einmal da ist, die Einen aber nicht näher berührt. Fabelhaft, was solchen Lieferanten des Ambigu heute noch einfallen kann! Gräfinnen, Hebammen, Schweinemädchen, Blut in Medocflaschen, angeklebte Nabelschnurstückchen. Nicht zu glauben... Manchmal ists dann, als zerrisse vor dem inneren Auge ein Wölkchen und der Lauscher besönne sich: Du spielst ja mit, hast die sehr undankbare Hauptherrenrolle und das Stück kann bös enden! Das dauert nie lange. Ancien régime. Wie in Goncourts Patrie en danger: man spielt im Gefängniß Karten, bis man auf den Henkerskarren gerufen wird, macht den letzten Stich, verabschiedet sich artig von den Standesgenossen und geht unters Fallbeil. „Schade, daß ich nicht länger den Vorzug hatte. Bitte, mich angelegentlich zu empfehlen." Das Gewimmel da unten kann Einem den Kopf, aber nicht das Gefühl inniger Geringschätzung nehmen. Auch diese Menschensorte hat Reiz und Rassenwerth; und Graf Wesierski-Kwilecki scheint nicht ihr übelstes Exemplar. Ich glaube nicht, daß er den Richtern so leicht was vorweinen würde wie der Pommer Wilhelm von Hammerstein, den seine Leute doch „starknervig" nannten. Mitwirken mag das Bewußtsein, nicht vor Volksgenossen zu stehen, sondern vor dem fremden Eroberer, dem man, so lange es irgend geht, nur die Fassade zeigt. Dieses Bewußtsein, dieser Instinkt des Besiegten hat dem ganzen Prozeß die besondere Farbe gegeben... Seinen größten Moment hat der Graf stets nach Schluß der Verhandlung. Ehe die Aufseher die Angeklagten abführen, steht

er auf, bückt den langen Oberleib galant herab, faßt und küßt die Hand seiner Frau. Mit der er beinahe ein Jahr nun kein Wort wechseln durfte. Deren excentrisches, verbrecherisches oder krankhaftes Wesen ihn hierher gebracht hat und mit deren Schimpfreden er auch hier noch gepeitscht und zum lächerlichen Pantoffelhelden gemacht wird. Und die er trotzdem bewundert. Wenige achten drauf: und das Schauspiel lohnt doch. Vor einem Stanislaus könnte, in Warschau, der Abschied nicht graziöser und ceremoniöser sein. Man weiß eben, was sich gehört, und hat vor dem Feind Polens Würde zu wahren.

Bequem ist der Handkuß nicht. Denn zwischen Isa und ihrem Eheherrn sitzt, auf daß die Hauptbeschuldigten nicht durch Zeichensprache oder gehauchte Silben miteinander verkehren, Frau Katharina Ossowska. Recht behaglich, seine Todfeinde halbe Tage lang neben sich zu haben. Und welche Larve! Halb Fromme Helene in hohen Semestern, halb Wolfschluchtvision. Ein Gesicht, das dem Schöpfer nicht fertig geworden scheint. Die Nase nur angedeutet. In den Augenhöhlen etwas Glimmerndes, das gleich zu erlöschen droht. Dünne, ausgeblichene Cleo-Haartressen. Dürr und harteckig. Nichts von den Malen der Weiblichkeit. Niemand würde dem Spukgebilde das zarte Gewissen zutrauen, das freiwillig Kreuz und Zuchthaus auf sich nimmt. Frau Ossowska hats. Lieber das Aergste leiden, als die Meineidsschuld noch weiter schleppen. Der Schwurgerichtspräsident glaubts ihr und läßt Milde walten, wenn sie einen ihrer Anfälle bekommt. Denn diese Märtyrerin ist nicht von der sanften Art; Satanas ist noch betrübend mächtig in ihr. Sie nennt Zeugen Lügner und Säufer, pfaucht eine fast Achtzigjährige an, die hinter ihr im Sünderwinkel sitzt, und wird dann glimpflich vermahnt. „Vorbei! Vorbei!“ Mephisto selbst würde in diesem fahlen Gehäuse nicht lange weilen und schickt wohl die Kleinsten von den Seinen. Dann hockt noch die Alte da, mit dem Alleweltgesicht einer freundlichen Schaffnerin, die Penelopen und Dorotheen gedient haben könnte; und ihre Tochter: stumm, stumpf, eine Slavin und Sklavin ohne eigene Physiognomie. Und ganz vorn, dicht neben dem jüngeren Staatsanwalt, Gräfin Isa Wesierska-Kwilecka, geborene Bninska.

Hat man draußen vorher den Kleinen gesehen, so ist der erste Trieb, lachend aufzuschreien: Was wollt Ihr denn Alle? Das ist die Mutter! Wer zu amtlichem Gutachten berufen ward, mag zaudern und klausuliren: von seinem Spruch hängt ja das Urtheil in einer Sache ab, die schon Unsummen verschlungen hat und an deren Ende eine Familiengruft dräut. Der Unbefangene wird finden, daß er selten noch einer alten Frau ein Kind so ähnlich sah. Einer alten Frau. Isa ist schneeweiß. Und jetzt auch schon müde. Der zehnte Haftmonat, die dritte Verhandlungwoche. Sie regt sich kaum noch. Am ersten Tag wars an-

ders. Da hatte sie Charme, Leben, die Grazie der Herzoginnen aus Rokokobüchern; auch, wie diese nie Welkenden, nie Abrüstenden, den Muth und den Humor, sich selbst ironisch zu nehmen. Trotzdem ihr Deutsch mangelhaft ist, war beinahe jedes Wort gut, das sie sprach; gut, weil menschenverständig und aus einer gewissen Distanz gesprochen. Sinn für Akustik. Ein Herr, der behauptet, Französisch zu können, und deshalb als Dolmetscher bestallt ist, quält sich mit dem pariser Detektive am Zeugentisch ab. Paris: also Kindersuche und Gummibauch. Die mittelgroße Unbekannte, wir wissens schon, hatte einen deutschen Accent. Langwierige Erörterung, wie der sich vom polnischen wohl für den Franzmann unterscheide. Endlich steht Isabella auf; wie ein Soubrettenschmunzeln gehts über ihr Gesicht; sie führt die Lorgnette vors Auge und fragt, französisch, den Seinespitzel, der in Moabit ungemein respektirt und ernst genommen wird: „Spreche ich ungefähr so reines Französisch wie der Herr, der Ihre Aussage übersetzt?" Mit einem Hohn in der Stimme, der durch Guirlanden sticht; und der denn auch unbemerkt bleibt. Sie redet fast nie, läßt Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebt, verzieht keine Miene. Thut auch nicht prude, nicht damenhaft empört und markirt beim Anblick des Knaben keine Muttergefühle. Das überläßt sie Frau Meyer. Mauvais genre. Nur als schon eine Stunde lang von ihren blutigen Hemden geredet worden ist (wo die Flecke waren, ob auch sicher von Menstrualblut oder vielleicht von Hämorrhoiden), wirds ihr zu.. bunt: sie rückt den Stuhl und hält die Hand vor die Augen, bis auf die Wäscherei endlich der nächste Hebammenklatsch folgt. Und gleich danach lacht sie wieder wie ein Mädchen beim ersten Walzer. Die hochnothpeinliche Frage: Schwangerschaft oder Schrotbeutel? Ein paar feine Damen, Mütter, Großmütter, haben mit größter Entschiedenheit bekundet: Die Gräfin war „in anderen Umständen". Das kennt Unsereins doch. Als ein Symptom wird Anschwellung der Hände erwähnt. Die Gräfin, sagt der Zeuge Rosinski, litt an Gicht und hatte oft geschwollene Hände. Das beweist also wieder nichts, meint der Präsident, will das gute Zeugniß noch heller beleuchten und fordert Rosinski auf, mal zu sehen, ob die Schwellung nicht am Ende auch jetzt da ist. Der Arzt zögert eine Sekunde. Er hat seiner Patientin eben so ziemlich das Schlimmste nachgesagt. Dann geht er hin. Und Isa, als sei ein besserer Witz ihr nie zu Ohren gekommen, streckt ihm, mit übermüthigstem Lachen, die Hände entgegen. Nein; sie sind nicht geschwollen... Die Frau ist nicht gewöhnlich. Sie muß sehr schön gewesen sein und hat noch heute einen persönlichen Zauber, der ihr mehr nützen konnte als der beredteste Advokatenmund. Als die Verhandlung begann, war, außer den Bninskis, im Zuschauerraum fast Alles überzeugt: eine Verbrecherin. Am Ende der ersten

Woche hatte Isa die Mehrheit gewonnen. Ohne viel zu reden. Sie hat Stil. Die Gevatterin nebenan ist für sie Luft. Und wenn sie gegen Abend abgeführt wird, glaubt man, eine verblühte Marie Antoinette in den Kerker schreiten zu sehen. Das ists: ihr Stil ist Rokoko. Ihrer und ihres Mannes; so verschieden die Beiden in Blüthe und Kern sind. Wahrscheinlich wurde es ihr Verderben. So lebte, so tändelte, zankte, koste man, als der Adel allein Menschenrechte besaß; und Herrenrechte. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?“ Warum soll ich rechnen, soll, ein Grafenkind, dem Krämer, der Hausmagd ins Handwerk pfuschen? Nobel Geld ausgeben, die besten Manieren und geniale Einfälle haben, die auszuführen Sache der Roture ist; Musik, Geselligkeit, hübsche Frauen. Rokoko. Und obendrein mit der sarmatischen Neigung ins wildeste Barock. Vorbei! Vorbei! So läßt sich bei Wronke nicht mehr Landwirthschaft treiben. Der jähe Klimawechsel verscheucht auch empfindliche Freunde leicht. Nur soll man nicht glauben, Das sei Polen. „Polnische Wirthschaft“ ist ein billiges Schlagwort; paßt aber längst nicht mehr, blendet nur und drängt zu Ueberhebung, mit der die „Hebung des Ostens“ nicht zu leisten ist. So war die Slachta, als Mickiewicz ihr sang. Heute baut sie Fabriken, meliorirt, kultivirt, spekulirt, folgt dem Beispiel des englischen Adels, hält Ordnung, schickt sich in die Zeit, — und ist deshalb dem deutschen Nachbar und Konkurrenten gefährlich; nur deshalb. In Warschau und Lodz, in Lemberg und Krakau sollten die Germanisatoren polnische Wirthschaft studiren. Kwileckis sind Rokoko.

Drüben, auf den Zeugenstühlen, sitzt schon moderneres Polen. Zbigniew und Isabella hättens nicht fertig gebracht, in einem preußischen Gerichtssaal Tage lang, Wochen lang zuzusehen, wie man ihren Verwandten den Prozeß macht; einen Prozeß, der ins Zuchthaus führen soll. Graf Mieczislaw und seine Gattin bringens fertig; und scheinen nicht darunter zu leiden. Und Graf Hektor, Ulan, Papstkämmerer, Reichstagsabgeordneter, strenggläubiger Junker, geschmeidiger Prozeßregisseur und ein Geschäftsmann, der auf den Pfennig berechnet, was er dem Anwalt, Agenten, Ausspäher zu zahlen hat: so viel, doch nicht mehr... Ein Mann, der in die Welt paßt. Typus von morgen. Wer dieses Verfahren in Gang bringen und über alle Hindernisse wegführen konnte, muß Nerven haben. Und dieser Hektor weiß, daß ganz Polen ihn heute schon haßt, ihm ein finsteres Achilleushaupt zeigt, wenn er diesmal nicht siegt.

Auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners sitzt, dicht neben der Thür, die den Großen Schwurgerichtssaal öffnet, fröhlich der weiße Knabe. Das Gedräng macht ihm immer noch Spaß. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen. Er lacht, räkelt sich kokett und giebt Bekannten gnädig eine Patschhand. Weder Zweifel

noch Sorgen. Und hat in drei Wochen doch mehr gesehen, gehört, gewittert, als er in dreißig Jahren vergessen kann. Und wenn drinnen die Männer wollen (die rechts sitzen und ihn jedesmal so genau musterten, als er hereingeführt wurde), dann sieht er Wroblewo nie wieder und kommt zu Meyers ins Bahnwärterhüttchen, wo ein rachitisches Brüderlein nebst einem Brustkind seiner warten, und kann, da anderer Zeitvertreib fehlt, zugucken, wie Mutter, während Vater schläft, in starker Hand draußen die Signalfahne schwingt.

... Sechs Jahre sind verstrichen, seit ich hier die Prozeßgeschichte erzählte; seit der Spruch der zwölf Männer, unter dem Jauchzen der in den Saal gepferchten, vor dem Gerichtshaus harrenden Menge, der Gräfin die Freiheit wiedergab, ihrem Knaben das rauhe Schicksal des Sündenkindes ersparte. Mischte Caeciliens Stimme sich in den Jubelchor? Durfte eine rechte Mutter daran denken, ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz einer Grafenherrschaft in die dumpfe Bahnwärterhütte zu holen? Hätte sie nicht hundertmal lieber für ihren Lebensrest auf jede Freude verzichtet? Diese Mutter that anders. Caecilie Parcza hat ihr Kind verkauft. Caecilie Meyer heischt es für sich. Im Bund mit den kwilczer Agnaten, die für das Majorat streiten, führt sie gegen den Grafen Zbigniew Kwilecki einen Civilprozeß. Wird vom posener Landgericht abgewiesen; setzt beim Oberlandesgericht aber die Anerkennung ihrer Mutterrechte durch. Der am dreißigsten Januar 1897 auf dem berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Adolf Graf Kwilecki angemeldete und später von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski getaufte Knabe ist, nach dem Urtheil des Oberlandesgerichtes, das Kind, das Fräulein Parcza einem österreichischen Hauptmann geboren hat. Gräfin Isabella ist tot; der (grundlos gescholtene) Staatsanwalt Dr. Müller, der vorausgesagt hat, das Civilgericht werde gegen die Wroblewoer entscheiden, längst nicht mehr im Justizdienst. Bleibts bei der Entscheidung? Hat endlich irgendein haltbarer Beweis die Thatsache der Kindesunterschiebung glaubhaft gemacht? Daß ce cher Zbigniew 1896 zeugungfähig war, kann nicht bestritten werden; eben so wenig, nach Gebhard und Kisch, Depasse und Barker, daß eine Frau über Fünfzig Mutter zu werden vermag. Die Gräfin hatte die Menstrua: konnte also gebären. Vielleicht hatte sie, um das Fideikommißrecht zu retten, einen Knaben in Bereitschaft, der untergeschoben werden sollte, wenns zu einer Fehlgeburt kam oder ein Mädchen an der Nabelschnur zappelte; und athmete erst auf, als ihr der hübsche, kräftige Junge entbunden war. Der nicht ihr Sohn? Trotz der das Auge rasch überzeugenden Aehnlichkeit mit der Mutter, der Schwester? Dann hätte Naturlist lächelnd ein Wunder gewirkt.

Das Leiden des Messias.*)

Die Vorstellung des leidenden und sterbenden Messias war den Juden keineswegs unbekannt. Es mag belanglos sein, daß in der Apokalypse des Esra vom Tod des Christus die Rede ist, da dieses Werk nach der Ansicht Mancher erst im ersten Jahrhundert nach Christus entstanden sein soll. Aber auch Deuterojesaia beschreibt während der Zeit des Exils den Auserwählten und Sendboten Gottes zugleich als den „leidenden Gottesknecht", als eine Gestalt, die bereits erschienen, aber unbekannt und verachtet geblieben, die schmachvoll gestorben und begraben sei, aber wiederauferstehen werde, um die Herrlichkeit der göttlichen Verheißung zu erfüllen. Das erinnert an die leidenden, sterbenden und wiederauferstehenden Götter Babylons und des ganzen Vorderasiens, an Thammuz, Mithra, Attis, Melkarth und Adonis, an den kretischen Zeus und den egyptischen Osiris. Spricht doch übrigens auch der Prophet Sacharja von der geheimnißvollen Ermordung eines Gottes, über welche die Einwohner von Jerusalem ihre Klage erheben werden, „wie die war bei Hadad-Rimmon (Rammân) im Felde Megiddo", Das heißt: bei dem Tode des Adonis, einer der Hauptgestalten des syrischen Götterglaubens. Und auch Ezechiel schildert die Weiber von Jerusalem, wie sie vor dem Nordthor der Stadt sitzen und über den Thammuz weinen. Man war also schon im alten Israel mit den leidenden und sterbenden Göttern der Nachbarvölker wohl vertraut. Nun pflegt zwar der „Gottesknecht" des Jesaia auf das gegenwärtige Leiden und die zukünftige Herrlichkeit des Volkes Israel bezogen zu werden und es ist kein Zweifel, daß der Prophet die Vorstellung in diesem Sinn verstanden hat. Doch hob Gunkel mit Recht hervor, daß bei der angeführten Stelle des Jesaia die Figur eines sterbenden und auferstehenden Gottes im Hintergrund steht und die Beziehung auf Israel nur die symbolische Umdeutung des wirklichen Schicksales eines Gottes darstellt.

Alljährlich schwinden die Kräfte der Natur dahin und erwachen erst nach geraumer Zeit wieder zu neuem Leben. Bei allen Völkern pflegte dieser Vorgang, das Sterben, sei es der Natur im Ganzen unter dem Einfluß der Winterkälte, sei es des Pflanzenwuchses unter den dörrenden Strahlen der Sommersonne, und ihr Wiedererwachen eine tiefe Erschütterung des Gemüthes auszulösen. Man erblickte darin das Schicksal eines schönen jungen Gottes, dessen Tod man mit lebhaften Klagen, dessen Wiedergeburt oder Auferstehung man mit ausgelassenem Jubel begrüßte. Dabei pflegte mit der Feier dieses Gottes seit grauer Vorzeit ein Analogiezauber in der Form einer kultischen Darstellung seines Sterbens und Wiederauflebens verknüpft zu sein. Auf primitiver Kulturstufe, wo die Grenzen zwischen Geist und Natur noch fast unterschiedlos durcheinanderliefen und der Mensch sich

---

*) Ein Fragment aus dem ernsten, mit feinem Reiz anregenden Buch „Die Christusmythe", das Professor Drews bei Diederichs in Jena erscheinen ließ. „Die Leugnung eines historischen Jesus kann sich schon heute auf so gute Gründe stützen, daß sie zum Mindesten den gleichen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf wie die Art, in welcher die Anfänge des Christenthumes von theologischer Seite dargestellt zu werden pflegen. Diese Darstellungen (Das wird sich immer deutlicher ergeben) gehören der Romanliteratur, nicht der Wissenschaft zu." Diese Sätze des Hartmannschülers mögen Wortfromme vor dem Buch warnen und es Furchtlosen empfehlen.

noch in einem innerlichen sympathischen Zusammenhang mit seiner natürlichen Umgebung fühlte, glaubte er, selbst einen Einfluß auf die Natur ausüben, ihr bei ihrem Wechsel zwischen Tod und Leben zu Hilfe kommen und den Verlauf der Geschehnisse im eigenen Interesse beeinflussen zu können. Dazu mußte er diese nachahmen. „Nirgends“, sagt Frazer, dem wir eine eingehende Untersuchung aller hierauf bezüglichen Vorstellungen und rituellen Gebräuche verdanken, „wurden diese Bemühungen beharrlicher und systematischer ausgeübt als in Westasien. Dem Namen nach waren sie an den verschiedenen Orten verschieden; im Wesen waren sie überall gleich. Ein Mensch, den die ungezügelte Phantasie seiner Verehrer mit den Gewändern und Attributen des Gottes ausstattete, gab sein Leben dahin für das Leben der Welt. Nachdem er aus seinem eigenen Körper einen frischen Strom von Lebensenergie in die stagnirenden Adern der Natur ergossen hatte, wurde er selbst dem Tod überliefert, bevor seine eigene dahinschwindende Kraft einen allgemeinen Verfall der Naturkräfte eingeleitet haben würde, und sein Platz wurde durch einen Anderen eingenommen, der, wie alle seine Vorgänger, das ewig wiederkehrende Drama der göttlichen Auferstehung und des göttlichen Todes spielte.“ Noch in historischer Zeit wurde dieser Vorgang vielfach an lebenden Personen vollzogen, die früher die Könige des Landes oder Priester des Gottes waren, dann aber durch Verbrecher ersetzt wurden. In anderen Fällen war das Opfer des zum Gott erhöhten Menschen nur scheinbar, wie beim egyptischen Osiris, beim persischen Mithra, phrygischen Attis, syrischen Adonis und tarsischen (kilikischen) Sandan (Sandes). Hier vertrat ein Bild des Gottes, eine Puppe oder ein heiliger Baumstamm die Stelle des „Gottmenschen“. Doch weisen noch genug Anzeichen darauf hin, daß es sich in solchen Fällen nur um den Ersatz eines ursprünglichen Menschenopfers unter milderen Kulturformen handelt, wie, zum Beispiel, der Name des Oberpriesters des Attis, der auch Attis („Vater“) hieß, die Opferhandlung seiner blutigen Selbstzerfleischung beim großen Fest des Gottes und die hierbei vorgenommene Besprengung des göttlichen Bildes mit seinem Blut sich noch deutlich als eine spätere Abschwächung des früheren Brauches seines Selbstopfers zu erkennen giebt. Mit der Vorstellung, die ersterbende Natur durch das Opfer eines Menschen neu zu beleben, war vielfach die des „Sündenbockes“ verknüpft. Der Geopferte repräsentirte nicht nur den Gott für sein Volk, sondern vertrat auch zugleich das Volk gegenüber Gott und hatte durch seinen Tod die von diesem Volk während des Jahres begangenen Missethaten zu sühnen. Die Todesart wechselte an den verschiedenen Orten zwischen dem Tode durch das eigene oder durch das Schwert des Priesters, den Scheiterhaufen oder das Marterholz (Galgen).

So verstehen wir das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesaia: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für Den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen Alle in die Irre, wie die Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und den Mund nicht aufthut. Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da

er um die Missethat meines Volkes geplagt war. Und er ist begraben, wie die Gottlosen, und gestorben, wie ein Reicher, obwohl er Keinem Unrecht gethan hat noch Betrug in seinem Mund gewesen ist. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. Darum, daß seine Seele gearbeitet (gelitten?) hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden. Darum will ich ihm viel Beute geben und er soll die Starken zum Raub haben darum, weil er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Uebelthätern gleich gerechnet ist und er Vieler Sünde getragen hat und für die Uebelthäter gebeten." Wir haben es hier offenbar mit einem Menschen zu thun, der als Sündenbock für die Fehler seines Volkes stirbt, mit seinem Tode das Leben der Mitmenschen fördert und dafür zum Gott erhöht wird, ja, das Bild des unschuldig leidenden Gerechten schwankt selbst zwischen einem göttlichen und einem menschlichen Wesen.

Und nun versetzen wir uns in den Seelenzustand eines solchen Unglücklichen, der als „Gottmensch" den Tod am Marterholz erleidet, und wir vernehmen die Worte des zweiundzwanzigsten Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich heule, aber meine Hilfe ist fern. Mein Gott, des Tages rufe ich, aber Du antwortest mir nicht; und auch in der Nacht schweige ich nicht. Aber Du bist heilig, der Du wohnest unter dem Lobe Israels. Unsere Väter hofften auf Dich, und da sie hofften, halfest Du ihnen. Zu Dir schrien sie und wurden nicht zu Schanden. Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren den Mund auf und schütteln den Kopf: Er klage es dem Herrn, Der helfe ihm und errette ihn, hat er Lust zu ihm. Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich umringt. Ihren Rachen sperren sie auf wider mich, wie ein brüllender und reißender Löwe. Ich bin ausgeschüttet, wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt, mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet, wie ein Scherben, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen. Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. Ich möchte alle meine Gebeine zählen. Sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir. Sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand. Aber Du, Herr, sei nicht ferne; meine Stärke, eile, mir zu helfen. Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern!" Die zuletzt erwähnten Thiere versetzen uns in den Vorstellungskreis des Mazdeismus. Denn hier galt der Löwe als das Thier des Angromainyu, das sagenhafte Einhorn als das des Ahuramazda. Offenbar ist das Einhorn in dem angeführten Psalm nur ein bildlicher Ausdruck für den Galgen, an dem das Opfer hängt, weshalb denn auch Tertullian als Beweis für die Vorherverkündung des schmählichen Todes des Messias am Marterholz auf diese Stelle des Alten Testamentes hinwies. Als der Dichter des Psalmes die Hilfbedürftigkeit in ihrem tiefsten Jammer schildern wollte, da trat ihm das Bild eines Menschen vor die Augen, der am Holz hängt und zu Gott um Hilfe schreit, während rings um ihn das Volk sich an seinen Qualen weidet, die ihm selbst zur Rettung dienen sollen, die Priester mit ihren Opferthieren ihre feierlichen Verrichtungen ausüben („Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich

umringt") und die Knechte, die bei dem Opfer mitgewirkt haben, unter einander die kostbaren Gewänder verlosen, mit denen der Gottkönig ausgestattet war.

Die Anwendung eines solchen Bildes setzt voraus, daß der geschilderte Vorgang dem Dichter und seinem Publikum nicht unbekannt war, mochte er ihnen nun aus der religiösen Vorstellungwelt ihrer Nachbarvölker oder gar durch die eigene unmittelbare Anschauung einheimischer Gebräuche vor Augen stehen. Und wirklich waren auch im alten Israel Menschenopfer durchaus nichts Ungewöhnliches. Das geht aus vielen Stellen des Alten Testamentes hervor und ist schon von Ghillany in seinem Buch über „Die Menschenopfer der alten Hebräer" (1842) und Daumer in „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer" (1842) eingehend auseinandergesetzt worden. So lesen wir im Zweiten Buch Samuelis (21,6 bis 9) von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls, die von David den Gibeonitern übergeben wurden: „Die hingen sie auf dem Berge vor dem Herrn. Also ward Gott nach Diesem dem Lande wieder versöhnt." Numeri 25,4 befiehlt Jahwe dem Moses, die Obersten des Volkes „dem Herrn an die Sonne" zu hängen, „auf daß der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewendet werde". Und nach dem Buch Josua weiht Dieser die Einwohner der Stadt Ai dem Herrn und erhenkt nach der Eroberung der Stadt ihren König an einem Baum, während er (10, 15 bis 26) sogar fünf Könige auf einmal aufhängen läßt. Ja, es scheint, daß Menschenopfer in der Zeit vor dem Exil sogar zu den regelmäßigen Bestandtheilen der israelitischen Religion gehört haben, wie denn die Sitte der Opferung der Erstgeburt am Passahfest erst nach dem Exil und auch dann nur mit großer Mühe unterdrückt wurde und stets leicht wieder aufleben konnte, sobald etwa in Zeiten großer Noth die allgemeine Erregung der Gemüther ein besonderes Opfer zu fordern schien.

Nun war die Tötung eines Menschen in der Rolle eines göttlichen Herrschers im Alterthum vielfach mit der Feier des neuen Jahres verknüpft. Hierher gehört die germanische uud slavische Sitte des Todaustragens bei Beginn des Frühlings, wo ein Mensch oder eine Strohpuppe, die das alte Jahr oder den Winter symbolisiren, unter übermüthigen Scherzen umhergeführt und schließlich ins Wasser geworfen oder feierlich verbrannt wird. Aber auch die im Dezember gefeierten römischen Saturnalien, in deren Verlauf ein Narrenkönig das Szepter über eine Welt jubelnder Ausgelassenheit und uneingeschränkter Tollheit schwang, alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt waren, die Herren die Sklaven, die Sklaven die Herren spielten, pflegten in ältester Zeit im März als Frühlingsfest begangen zu werden. Und auch hierbei mußte der Gefeierte seine kurze Herrschaft ursprünglich mit seinem Leben bezahlen. Ja, die von Cumont herausgegebenen Akten des Heiligen Dasius beweisen, daß der blutige Brauch noch im Jahr 303 nach Christus von den römischen Soldaten an den Grenzen des Reiches ausgeübt wurde.

In Babylon entsprach den römischen Saturnalien das Fest der Sakaeen, das nach Frazer mit dem uralten Neujahrsfest der Babylonier, dem Zakmuk oder Zakmuku, identisch war. Auch dieses Fest war mit einer Umkehrung aller gewöhnlichen Verhältnisse verbunden und ein Scheinkönig, ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, stand auch hier im Mittelpunkt: ein Unglücklicher, dem für wenige Tage absolute Freiheit, jede Art von Lustbarkeit, ja, sogar die Benutzung des königlichen Harems eingeräumt war, bis er am letzten Tag seiner erborgten Würde entkleidet und verbrannt wurde. Die Juden lernten dieses Fest während der babylonischen Ge-

fangenschaft kennen, entlehnten es von ihren Unterdrückern und feierten es kurz vor ihrem Passah unter dem Namen des Purimfestes, angeblich, wie das „Buch Esther" darzulegen bemüht ist, zur Erinnerung an eine große Gefahr, der sie durch die Klugheit der Esther und ihres Oheims Mardachai in Persien unter der Regirung des Ahasverus (Xerxes) entgangen seien. Doch hat Jensen in der wiener „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" nachgewiesen, daß der Erzählung von Esther ein Gegensatz zwischen den Hauptgöttern von Babylon und denen des feindlichen Elam zu Grunde liegt. Hiernach verbergen sich unter den Namen Esther und Mardachai die Namen der babylonischen Fruchtbarkeitgöttin Istar und ihres „Sohnes" und „Geliebten" Marduk, die zu Babylon beim Sakaeenfest unter dem Namen der elamitischen Götter Vashti und Hamman (Humman) als Vertreter des alten Jahres beseitigt werden, unter ihrem wahren Namen dann wieder aufleben und das neue Jahr heraufführen. So spielte also auch der babylonische Sakaeenkönig die Rolle eines Gottes und erlitt als solcher den Tod auf dem Scheiterhaufen. Nun haben wir Gründe, anzunehmen, daß auch der spätere jüdische Brauch, am Purimfest ein Bild oder eine Puppe, die den bösen Haman darstellte, an einem Galgen aufzuhängen und zu verbrennen, ursprünglich, wie in Babylon, in der Tötung eines wirklichen Menschen, eines zum Tode verurtheilten Verbrechers bestand. Dann wird man aber auch hier neben einem Darsteller des Haman einen des Mardachai, neben einem Vertreter des alten auch einen des neuen Jahres gekannt haben, der im Grunde doch nur das selbe Wesen bedeutete. Und wenn Jener beim Purimfest getötet wurde, so wird Dieser, ein durch das Los ausgewählter Verbrecher, dem bei dieser Gelegenheit die Freiheit geschenkt wurde, mit den königlichen Insignien des Verstorbenen bekleidet und als der Vertreter des durch Ahasverus für seine Dienste belohnten Mardachai gefeiert worden sein.

„Mardachai", so heißt es im Buch Esther, „ging aus von dem König in königlichen Kleidern, gelb und weiß mit einer großen goldenen Krone, angethan mit einem Leinen- und Purpurmantel. Und die Stadt Susa jauchzte und war fröhlich." Der Scharfsinn Frazers hat entdeckt, daß wir in dieser Beschreibung das Bild des alten babylonischen Sakaeenkönigs, des Darstellers des Marduk, vor uns haben, wie er seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes hielt und hiermit das neue Jahr herbeiführte. Doch scheint in Wirklichkeit der Umzug des Scheinkönigs weniger ernsthaft und großartig gewesen zu sein, als der Verfasser des Buches Esther in nationaler Eitelkeit uns glauben machen möchte. Lagarde hat nämlich die Aufmerksamkeit auf einen alten persischen Brauch gelenkt, der alljährlich zu Beginn des Frühlings in den ersten Tagen des März geübt zu werden pflegte und als der „Ritt des Bartlosen" bekannt ist. Bei dieser Gelegenheit wurde ein bartloser und womöglich einäugiger Hanswurst, völlig entkleidet und begleitet von einer königlichen Leibwache und einer Schaar Berittener, unter dem Hallo der Menge in feierlichem Aufzug durch die Stadt geleitet. Er hatte das Recht, von den Reichen und Ladeninhabern auf dem Weg, den er zog, Kontributionen einzutreiben, die zum Theil in den Schatz des Königs abgeführt, zum Theil auch ihm selbst zugesprochen wurden, und durfte sich ohne Weiteres das fremde Gut aneignen, falls Jemand ihm seine Forderungen abschlug. Innerhalb einer festgesetzten Zeit jedoch mußte er seinen Ritt beendet haben und verschwinden; sonst war er der Gefahr ausgesetzt, von der Menge angehalten und mitleidlos zu Tode geprügelt zu werden. Man versprach sich von diesem Umzug des „Bartlosen" die baldige Beendigung

des Winters und ein gutes Jahr; woraus hervorgeht, daß es sich auch hierbei um einen der zahlreichen und mannichfach ausgestalteten Frühlingsbräuche handelt, die zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern dazu dienen sollen, die Ankunft der guten Jahreszeit zu beschleunigen. Der persische „Bartlose“ entsprach also dem babylonischen Sakaeenkönig und scheint der Repräsentant des scheidenden Winters gewesen zu sein. Frazer schließt hieraus, daß auch der Verbrecher, der die Rolle des jüdischen „Mardachai“ spielte, in ähnlichem Aufzug wie der „Bartlose“ durch die Stadt geritten sei und mit diesem Spaß, den er dem Volk bereitete, sich die Freiheit habe erkaufen müssen; und er stützt sich hierbei auf eine Bemerkung Philos, wonach bei Gelegenheit des Einzuges des jüdischen Königs Agrippa in Alexandria ein armer halbverrückter Straßenkehrer nach Art des „Bartlosen“ auf einen Esel gesetzt, mit einer Papierkrone auf dem Kopf, einem Mantel bekleidet und einem Stock als Szepter in der Hand, vom Pöbel durch die Stadt geleitet und feierlich zum König ausgerufen wurde. Philo nennt den armen Tropf Carabbas. Das scheint jedoch nur ein Schreibfehler für das hebräische Barabbas zu sein. Dieses Wort bedeutet „Sohn des Vaters“, war demnach kein Eigenname, sondern der ständige Titel Dessen, der beim Purimfest die Rolle des Mardachai, des babylonischen Marduk, des neuen Jahres, zu spielen hatte. Da klingt der ursprünglich göttliche Charakter des jüdischen Narrenkönigs an. Denn als die „Söhne“ des götlichen „Vaters“ erlitten alle die vorderasiatischen Vegetation- und Fruchtbarkeitgötter den Tod und mußten die menschlichen Vertreter dieser Götter ihr Leben für das Wohl ihres Volkes und das erneute Wachsthum der Natur hingeben.*) Es scheint demnach bei den Juden, nach ihrem Aufenthalt in Babylon unter persischer Oberherrschaft, zu einer Art Verschmelzung des babylonischen Sakaeenfestes und des persischen Festes des „Bartlosen“ gekommen zu sein: der freigelassene Verbrecher vollzog seinen Umzug als Marduk (Mardachai), als der von den Toten auferstandene Repräsentant des neuen Lebens, aber er that es in der lächerlichen Rolle des persischen „Bartlosen“, des Vertreters des alten Jahres, während dieses durch einen anderen Verbrecher dargestellt wurde, der als Haman den Tod am Galgen erleiden mußte Den Evangelisten schwebte bei ihrer Darstellung der letzten Lebensschicksale des Messias Jesus der angeführte Brauch des jüdischen Purimfestes vor: sie schilderten Jesus als den Haman, Barabbas als den Mardachai des Jahres, wobei sie um der Symbolik des Opferlammes willen das Purimfest mit dem wenig später gefeierten Osterfest zusammenfallen ließen; aber sie übertrugen den festlichen Einzug des „Bartlosen“ in Jerusalem, sein feindsäliges Auftreten gegen die Ladeninhaber und Wechsler und seine lächerliche Krönung zum „König der Juden“ auf Haman-Jesus statt auf Mardachai-Barabbas und nahmen damit symbolisch die Geschehnisse vorweg, die sich eigentlich erst an dem Auferstandenen, dem Marduk des neuen Jahres, hätten vollziehen sollen.

Uebrigens war, wie die Darbringung der Erstlinge an diesem Fest verräth, auch das jüdische Passahfest von Anfang an mit Menschenopfern verbunden und es scheint, daß auch hierbei die Geopferten in der Rolle von göttlichen Königen,

*) So wurde auch der phrygische Attis, dessen Name ihn selbst als den „Vater“ kennzeichnet, zugleich als der „Sohn“, Geliebte und Gatte der Kybele, der mütterlichen Göttin, verehrt, schillert also auch zwischen einem Vatergott und höchstem Himmelskönig und dessen göttlichem Sohn.

als Repräsentanten des Himmelherrschers den Tod erlitten. Darauf deutet der Umstand hin, daß es „Könige“ gewesen sein sollen, die nach den Büchern Josua und Samuel dem Herrn „geweiht“ wurden; von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls heißt es geradezu, daß sie „zur Zeit der Gerstenernte“, des Passahfestes, „vor dem Herrn“ starben. Ein solches Opfer eines wirklichen oder angeblichen Königs besaß nach der Ansicht aller semitischen Völkerschaften eine ganz besonders zauberische Kraft, zumal, wenn es der eigene Vater war, der dies Opfer an seinem Erstgeborenen vollzog. Darum opferte der Karthager Hamilkar bei der Belagerung von Agrigent 407 vor Christus seinen eigenen Sohn und darum gaben die Israeliten ihre Eroberung von Moab auf, als der König dieses Landes seinen Erstgeborenen den Göttern darbrachte. Aber auch hierbei scheint das menschliche Opfer vielfach nur die Widerspiegelung eines göttlichen Opfers gewesen zu sein, wie denn, zum Beispiel, nach Plinius die Phönizier in Tyrus bis zur Zeit der Belagerung der Stadt durch Alexander alljährlich einen Knaben dem Kronos, Melkarth oder Moloch (König) opferten. Dieser tyrische Melkarth aber ist der Selbe, dem, wie Porphyrius berichtet, auf Rhodos alljährlich ein Verbrecher dargebracht wurde. Nach Philo von Byblos hieß der Gott bei den Phöniziern „Israel“ und sollte seinen „eingeborenen“ Sohn Jehud („der Einzige“) geopfert haben, nachdem er ihn mit königlichen Gewändern ausgestattet hatte. So opferte auch Abraham seinen Erstgeborenen dem Jahwe; er und Isaak aber sind alte israelitische Götter und der im zweiundzwanzigsten Kapitel der Genesis geschilderte Vorgang hat nur den Zweck, den mit fortschreitender Kultur vollzogenen Uebergang vom Menschenopfer zum Thieropfer „historisch“ zu rechtfertigen.

Der jüdische Vertreter des Haman erlitt beim Purimfest den Tod wegen eines Verbrechens, als eine verdiente Strafe, die ihm so wie so geworden wäre. Der Messias-Jesus hingegen nahm nach den Worten des Jesaia die Strafe auf sich als „Gerechter“; er sollte dadurch zum Sühnopfer für die Sünden des ganzen Volkes befähigt sein, weil gerade er ein solches Los am Wenigsten verdiente.

Schon Plato hatte in der „Republik“ das Bild des „Gerechten“ entworfen, wie er unerkannt und ungeehrt ein Leben in Leiden und Verfolgung führt. Er wird erprobt und erklimmt die höchste Stufe der Tugend, weil er sich trotz den Leiden nicht in seinem Verhalten erschüttern läßt. „Der Gerechte wird gegeißelt, gefoltert, ins Gefängniß geworfen, an beiden Augen geblendet, schließlich, wenn er alles Schlimme erduldet hat, gepfählt werden und erkennen, daß man sich entschließen muß, nicht gerecht zu sein, sondern zu scheinen.“ In der pharisäischen Gedankenwelt lebte der Gerechte als Einer, der durch sein eigenes ungerechtes Leiden die Sünden der Anderen bezahlt und sie vor Gott gerecht gemacht hat (wie denn im vierten Makkabäerbuch das Blut der frommen Märtyrer als das Sühnopfer hingestellt wird, wodurch Gott Israel errette). Der Haß der Ungerechten und Gottlosen gegen den Gerechten, die Belohnung des Gerechten und Bestrafung der Ungerechten war ein beliebtes Thema der Spruchliteratur und wurde mit besonderer Ausführlichkeit im Weisheitbuch behandelt, dessen alexandrinischem Verfasser das platonische Bild des Gerechten vermuthlich nicht unbekannt gewesen war. Er läßt die Gottlosen redend auftreten und ihre Anschläge wider den Gerechten schmieden: „So lasset uns“, läßt er sie sagen, „dem Gerechten auflauern, denn er macht uns viel Unlust und widersetzt sich unserem Thun und schilt uns, daß wir wider das Gesetz sündigen, und ruft unser Wesen für Sünde aus. Er giebt vor, daß er Gott kenne,

und rühmt sich, Gottes Kind zu sein. Er straft, was wir im Herzen haben, und ist uns unleidlich anzusehen. Denn sein Leben reimt sich nicht mit dem der Anderen und sein Wesen ist ein ganz anderes. Er hält uns für untüchtig und meidet unser Thun als einen Unflath und giebt vor, wie es die Gerechten zuletzt gut haben werden, und rühmt, daß Gott sein Vater sei. So lasset uns doch sehen, ob sein Wort wahr sei, und versuchen, was für ein Ende er nehmen wird. Ist der Gerechte Gottes Sohn, so wird er ihm helfen und ihn erretten aus der Hand der Widersacher. Mit Schmach und Qual wollen wir ihn stöcken, daß wir sehen, wie fromm, und erfahren, wie geduldig er sei. Wir wollen ihn zum schändlichsten Tod verdammen. Da wird man ihn kennen an seinen Worten." „Aber der Gerechten Seelen", fährt der Verfasser des Weisheitbuches fort, „sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie. Ihr Abschied wird für eine Pein gehalten und ihre Hinfahrt für ein Verderben. Aber sie sind im Frieden. Ob sie gleich vor den Menschen viel Leid haben, so sind sie doch gewisser Hoffnung, daß sie niemals sterben. Denn Gott versucht sie und findet, daß sie seiner werth sind. Er prüft sie, wie Gold im Ofen, und nimmt sie an, wie ein völliges Opfer. Und zu der Zeit, wenn Gott es bestimmt, werden sie hell erscheinen und daherfahren, wie Flammen über die Stoppeln. Sie werden die Gottlosen richten und herrschen über die Völker; und der Herr wird über sie herrschen ewiglich." Wie nah lag es, diese Worte, die vom Verfasser des Weisheitbuches ganz allgemein vom Gerechten überhaupt gemeint waren, auf den einen höchsten Gerechten, den Messias, den „Sohn" Gottes im eminenten Sinn zu beziehen, der sein Leben für die Ungerechtigkeit seines Volkes dahingab! Geschah aber Dies, dann war damit auch zugleich der Beweggrund für den schimpflichen Tod des Messias gefunden: er starb als ein Gegenstand des Hasses der Ungerechten, er nahm Spott und Hohn auf sich, wie der Haman und der Barabbas des Purimfestes, aber nur, um durch diese tiefste Erniedrigung seiner Persönlichkeit von Gott erhöht zu werden, wie es vom Gerechten im Weisheitbuch heißt: „Das ist Der, mit dem wir unsern Spott trieben und der uns ein höhnisches Beispiel war. Wir Narren hielten sein Leben für unsinnig und sein Ende für eine Schmach. Wie ist er nun gezählet unter die Kinder Gottes und sein Erbe ist unter den Heiligen!"

Jetzt verstehen wir, wie das Bild des Messias bei den Juden zwischen einem göttlichen und einem menschlichen Wesen schillern, wie der „Gerechte unter die Uebelthäter gezählt" werden, wie mit einem Menschen sich die Vorstellung verknüpfen konnte, daß er „Gottes Sohn" und zugleich der „König der Juden" sei und die Annahme sich zu bilden vermochte, daß in seinem schimpflichen und unverdienten Tode Gott selbst sich für die Menschheit geopfert habe. Jetzt begreifen wir aber auch zugleich, daß und warum der Getötete nach kurzer Zeit wieder von den Toten auferstehen, in verklärter Herrlichkeit gen Himmel fahren und sich droben mit dem Vatergott vereinigen mußte. Es waren Gedanken, die schon lange vor dem evangelischen Jesus im jüdischen Volk, ja, im ganzen westlichen Asien verbreitet waren, in besonderen Sekten als Geheimlehre gepflegt und die hauptsächlichste Veranlassung dafür wurden, daß gerade in diesem Theil der alten Welt das Christenthum sich so früh und mit so außerordentlicher Schnelligkeit durchgesetzt hat.

Karlsruhe. Professor Dr. Arthur Drews.

Französische Wirthschaft.

Das französische Kapital, das in ruhiger Sicherheit die Geschäfte an sich kommen läßt, hat eine ungarische Anleihe von 500 Millionen übernommen. Ungarn blieb seit den Tagen der Valutaregulirung den fremden Geldmärkten fern. Siebenzehn Jahre lang. Nun zwingt die Noth, sich wieder ans Ausland zu wenden. In Paris war die höchste Kapitalshäufung zu finden und das Haus Rothschild hatte die Führung im Konsortium übernommen. Eine beinahe politische Mission, die an die Tage entschwundenen Glanzes erinnert. Lang ists her, seit kein Staat ohne Rothschild Geld bekommen konnte. Die modernen Riesenbanken haben die Nachkommen Mayer Amschels überholt; selten nur sieht man die Firma Rothschild noch in alter Macht. Wien und Paris haben jetzt gemeinsam dem Ministerpräsidenten Dr. Wekerle zu Geld verholfen. In der Heimath, wo um nationale Forderungen hitzig gekämpft wird, konnte ers nicht bekommen. Oesterreich aber muß für sich selbst sorgen. Sind dem Finanzminister auch noch keine neuen Kredite bewilligt, so hat er doch die Nothwendigkeit einer Anleihe von 326 Millionen Kronen bereits erwähnt. Paris: da ists zu machen; und dem Ruf Rothschilds wird die ganze Haute Finance folgen. Wekerle, der Reformator der Währung, war allerdings zu einem Opfer des Intellekts genöthigt. Die Franzosen verlangten, daß die Coupons der neuen Anleihe nicht auf Kronen, sondern auf Francs lauten. Die ungarische Währung muß also der französischen Valuta weichen; und damit ist das Prinzip der Gleichwerthigkeit durchbrochen. Neben die Kronenrenten früherer Jahre tritt eine Goldrente, die der ungarischen Regirung die Pflicht auferlegt, die Zinsscheine in Francs einzulösen. Ohne dieses Zugeständniß hätte sich Frankreich kaum zur Uebernahme der ungarischen Anleihe bereit erklärt.

Aus dem anderen pariser Geschäft, dem mit Bulgarien, ist nichts geworden. Weil die Bulgaren nicht wollten. Die Minister des Zaren Ferdinand hatten mit dem Crédit Mobilier de France („Couleur" der Nationalbank für Deutschland) wegen einer Anleihe von 100 Millionen Francs verhandelt. Die Kotirungbewilligung der französischen Regirung sollte bis Ende Jauuar 1910 beschafft werden. Bulgarien hat aber den Termin nicht abgewartet, sondern sich an den Wiener Bankverein gewandt, der, in Gemeinschaft mit der Oesterreichischen Länderbank, die Sache schnell erledigte. Das französische Institut behauptete, die bulgarische Regirung habe den Vertrag gebrochen. Die aber sagt, sie sei nicht länger an die Abmachung gebunden gewesen, da der französische Finanzminister die Bewilligung der côte an besondere Garantien und an Verpflichtungen gegenüber der französischen Industrie geknüpft habe. Der Stolz Bulgariens gestatte nicht, auf solche Bedingungen einzugehen. Die Regirung der Republik wollte also der Industrie, die hinter hohen Schutzmauern ein ziemlich freudloses Dasein führt, Aufträge verschaffen. Ob auch Ungarn sich zu solchen Aufträgen verpflichtet hat? Bulgarien wies das Ansinnen stolz zurück; erklärte sich aber bereit, mit dem Crédit Mobilier eine zweite Anleihe abzuschließen, wenn von Bestellungen nicht die Rede sei und die Kotirung des Papiers an der pariser Börse rasch genehmigt werde. Daneben wird die Konvertirung der alten Anleihen geplant. Das Fürstenthum Bulgarien konnte nicht an die Herabsetzung des Anleihezinsfußes denken. Das Königreich scheint dazu entschlossen. Die französische Finanz hat bei den älteren bulgarischen Anleihen stets

den Vortritt gehabt (die fünfprozentige Tabakanleihe von 1902 wird durch die Banque de Paris et des Pays-Bas kontrolirt; eben so die fünfprozentige Agraranleihe von 1896, über deren Sicherheit neben dem genannten Institut noch die Banque Internationale de Paris und die Oesterreichische Länderbank wachen); ganz gleichgiltig ist die Niederlage des Crédit Mobilier also nicht.

Doch den Franzosen bleibt ja Rußland. In Paris wurde neulich ein Vertrag zwischen der Russisch-Chinesischen und der Nordischen Bank unterzeichnet, durch den sich beide Institute zu einem neuen Unternehmen, der Russisch-Asiatischen Bank, vereinigen. Hauptbetheiligte sind die Banque de Paris et des Pays-Bas und die Société Genérale in Paris. Die pariser Finanz will also ihren Theil an der Entwickelung russischer Wirthschaft haben. Die Handelsminister des Zarenreiches, Timirjasew (der in die Internationale Handelsbank eintreten sollte, durch die Berufung in den Staatsrath aber um diesen einträglichen Posten gebracht scheint) und sein Nachfolger, haben das ausländische Kapital aufgerufen, die russische Wirthschaft zu befruchten. England hat den Ruf vernommen; die Yankees sind ihm gefolgt; Frankreich will nicht zurückbleiben. Und Deutschland? Dem bietet der gute Ruf seiner Agenten eine Stütze. Heute noch; ob aber für immer: Das ist die Frage. Denn der Weltkampf ist wilder geworden. Die Amerikaner bieten jeden Preis für die Erlangung von Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen in Sibirien. Die Sibirische Handelsbank, die der Deutschen Bank befreundet ist, hat mit der Konkurrenz der Russisch-Asiatischen Bank zu rechnen. Anfangs hieß es, Russisch-Chinesische Bank und Sibirische Handelsbank würden sich verbünden. Die deutsch-französische Alliance, die zur Grundlage der Fusion geworden wäre, verhieß manchen Vortheil. Der französische Einfluß blieb stärker und die neue Russisch-Asiatische Bank dient dem Prestige Frankreichs bei den theuren Verbündeten. Das französische Kapital wird sich durch schlechte Prognosen für Rußlands Finanzen nicht schrecken lassen. So lange die Zinscoupons eingelöst werden, kümmerts keinen französischen Rentier, ob Rußland 5, 10 oder 20 Milliarden braucht. In der Rede, die Witte im März dieses Jahres im Reichsrath hielt, wurde nur die Mahnung beachtet, sich die Kontrole über die russischen Finanzen nicht entwinden zu lassen. Die von Jean Finot herausgegebene „Revue“ empfahl eine französisch-britische Aktion in Rußland. „Politische Interessengemeinschaft verbindet England mit der wirthschaftlichen Zukunft Rußlands. Ein Zusammenarbeiten Frankreichs und Englands wird dem Zarenreich die finanzielle Rettung und den Verbündeten eine Aera des ökonomischen Fortschrittes bringen. Wenn Frankreich, das bisher nur sein Geld hingab, ohne sich um Anderes zu kümmern, mit England zusammengeht, wird die russische Regirung nicht zögern, alle möglichen Konzessionen und Erleichterungen für die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse ihres Landes zu gewähren.“ Diese Worte sind nicht ungehört verhallt. Der Wind trug sie in die Ministerien und ins Parlament; von dort aber werden sie als „frohe Botschaften“ dem Sparer übermittelt werden. Die französische Industrie sucht einen neuen Platz an der Sonne; sie will die Zollmauer nicht niederreißen, sondern nur an einer Stelle ein paar Steine wegnehmen, um sie anderswo einzusetzen. Die hochentwickelte deutsche Industrie war den Franzosen stets ein Gegenstand der Kümmerniß. Der neue Zolltarif bringt dieses Gefühl zum Ausdruck. Unsere auf den Export angewiesenen Fabrikanten haben protestirt und petitionirt, zur Vergeltung an französischen Weinen und Automobilen Regirung und Kammern aufgerufen: vergebens.

Nun haben die Franzosen zu einem neuen Schlag ausgeholt, der die deutsche Textilindustrie treffen soll. Eine Position des neuen Tarifs ist zu Ungunsten deutscher Tuchwaaren geändert, die Staffelung für leichte und schwere Stoffe beseitigt und der Maximalsatz für die wichtigsten Sorten einheitlich festgesetzt worden. Die französischen Textilindustriellen dürfen nun hoffen, mit der lästigen deutschen Konkurrenz fertig zu werden. England empfindet die prohibitiven Wirkungen des französischen Schutzzolles nicht so stark wie der deutsche Exporteur, weil der Absatz englischer Fabrikate auf den französischen Märkten geringer ist als der deutscher. Im Uebrigen ermöglicht die besondere Stellung, die London und Paris im internationalen Goldverkehr einnehmen, einen Ausgleich handelspolitischer Differenzen. Sollte Chamberlains Schutzzollprogramm in der Wahlschlacht siegen, so würde Frankreich allerdings einige Steine auf seinem Weg nach den britischen Märkten finden. Darum braucht aber die Entente der beiden Centralnotenbanken noch nicht in die Brüche zu gehen. Auch hier ist das Haus Rothschild ein kräftiges Bindeglied.

Die amerikanischen Dollarkönige suchen jetzt auch Verbindungen mit der französischen Haute Banque und vielleicht giebts da bald Ueberraschungen. Der Franzose ist ja nicht nur Rentner, sondern auch Unternehmer. Bis in die letzten Jahre strebte der spekulative Drang ins Phantastische. Die größten Schwindelgenies hatten das meiste Glück. Langsam verbreitete sich dann auch in Frankreich die Ueberzeugung, daß von Draußen noch auf sicheren Wegen Geld zu holen sei. Künftig wird man die Franzosen öfter als bisher in großen internationalen Geschäften finden. Ladon.

Für das preußische Wahlrecht!

Man soll sie hören alle Beede!

Das muß ein merkwürdiger Mensch sein, der noch wagt, das preußische Wahlrecht, dieses „jämmerlichste aller Wahlrechte", zu vertheidigen, doppelt merkwürdig, da er als der Provinz Hannover Angehöriger doch nicht auf altpreußische, konservative Grundsätze eingeschworen und nicht in ihnen aufgewachsen ist.

Nun, ich meine, wer eine Auffassung vertheidigt, ist ganz gleichgiltig, wenn man in die nähere Prüfung einer Frage eintritt; nur prima facie hat es Bedeutung, für den Grad des Wohlwollens oder Mißtrauens, mit dem wir den Argumenten eines Menschen entgegentreten; und da genügt es ja (meine Gegner mögen verzeihen, wenn ich ihnen diesen schönen Witz vorwegnehme), zu wissen, daß es ein Anwalt, also ein Mann, der gute und schlechte Sachen vertreten muß, ist, der hier für das preußische Wahlrecht (nicht in allen seinen Einzelheiten, doch im Prinzip) eintritt. Ein Eigenbrötler: zum Theil nationalliberal, zum Theil konservativ, aber auch freisinnig (als Freihändler), ein Wenig Centrumsmann (als Gegner der Maigesetze, deren Studium er sich nach ihrer Geburt schenkte, da er sie von vorn herein als ephemere Erscheinung ansah), ja,

in einem oder dem anderen Punkt vielleicht sogar etwas sozialdemokratisch angehaucht. Also ein Mann, der mit keiner Partei völlig harmonirt und deshalb vom Standpunkt jeder einzelnen Partei aus nicht zu den normalen Menschen und Politikern gerechnet werden darf. Mich stört Das nicht; ich habe in jeder einzelnen Frage doch immer eine ganze Reihe Gesinnungsgenossen und stehe in der Frage des preußischen Wahlrechtes noch lange nicht so vereinsamt da wie im Jahr 1880, als ich auf dem Volkswirthschaftlichen Kongreß in Berlin für Kolonien einzutreten versuchte und man mich nicht zu Wort kommen ließ, weil man (dem Sinn nach wurde Das erklärt, wenn auch in höflicher Form) für solche verrückte Sachen, namentlich wenn Jemand aus der Provinz komme und sie vortragen wolle, doch die schöne Zeit nicht nutzlos opfern könne.

Also zur Sache! Ein alter, insbesondere auch von liberaler Seite vertheidigter Satz lehrt: „Wer soll mitthaten, muß auch mitrathen". Sein Ausfluß ist das Steuernbewilligungrecht. Alle, die die Steuern zahlen, sollen, wollen auch gefragt werden und „Ja und Amen" dazu sagen.

Was würde man nun wohl zu dem Vorschlag sagen, die Süddeutschen sollen die Steuern der norddeutschen Staaten, die Norddeutschen die der süddeutschen bewilligen? Niemand würde dann den erwähnten Grundsatz als gewahrt ansehen. Geradezu auf den Kopf gestellt würde aber der Satz vom Mitrathen, wenn etwa die Katholiken zu beschließen hätten, daß und wie viel die Protestanten für katholische Zwecke, und die Protestanten, was die Katholiken für das protestantische Kirchenwesen aufbringen sollen. Das allgemein anerkannte Prinzip erheischt eben, daß nicht irgendwer Steuern bewilligt, sondern nur Der, von dem sie gefordert werden. Um dieses Prinzip handelte es sich bei den letzten parlamentarischen Kämpfen; und daß sie für das richtige Prinzip gekämpft haben, ist, man mag über einzelne der neuen Steuern denken, wie man will, ein Verdienst der konservativen Führer, trotz dem Widerspruch aus eigenem Lager.

Wenn dem Volk neue große Lasten auferlegt werden, müssen sich auch seine Rechte erweitern, hat man unter großem Beifall gesagt. Und doch wars (bei aller Hochachtung vor dem Redner muß ichs aussprechen) nur eine Phrase. Nicht um eine Erweiterung der Volksrechte in Bezug auf Bewilligung und Verwendung der Gelder handelte es sich, sondern um eine Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen den einzelnen Theilen des Volkes. Ist die Erweiterung des Einflusses der Nichtbesitzenden auf Kosten der Besitzenden denn so einfach eine Erweiterung der Volksrechte zu nennen? Sobald ein Angriff auf das Reichstagswahlrecht gefürchtet wird, schreit man über die drohende Beeinträchtigung gesetzlich verbürgter Rechte. Gewährt denn das preußische Wahlrecht nicht eben so gut verbürgte Rechte, gegen deren Schmälerung sich die Betheiligten doch wohl eben so kräftig wehren dürfen?

Was man von dem Versuch, das allgemeine und gleiche Wahlrecht auf Preußen zu übertragen, erwartet, ist klar. Nur so, wurde im Reichstag erklärt, läßt sich ermöglichen, daß die Steuern auf die Schultern der Besitzenden gelegt und die ärmeren Klassen, bis weit hinauf in den Mittelstand, freigelassen werden. Die Steuerzahler der Dritten Klasse überwiegen an Kopfzahl weitaus; sie würden bei der Uebertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen also den Ausschlag geben. Sie gehören den minderbemittelten Schichten der Bevölkerung an, die, nach dem Wunsch der Reichswahlrechtsfreunde, von neuen Steuern möglichst verschont bleiben sollen. Sie sollen zu bestimmen, die Anderen, die „Besitzenden“, sollen zu bezahlen haben.

Daß in Böhmen die Deutschen den größten Theil der Steuern zahlen, die Czechen aber über die Majorität der Stimmen verfügen und deshalb mit Vergnügen Steuern bewilligen, die ihnen zu Gut kommen und von den Deutschen zum größten Theil aufgebracht werden, ist eine Thatsache, die von deutschen Blättern jeder Richtung als eine grasse Ungerechtigkeit beklagt wird. Weshalb will man denn ähnliche Verhältnisse in den deutschen Einzelstaaten herbeiführen und damit den Grundsatz, daß bewilligen muß, wer zahlen soll, umstürzen oder doch nur dem Buchstaben nach bestehen lassen? Liegt vielleicht die Gefahr nah, daß unter dem jetzt geltenden Wahlsystem die Besitzenden den Hauptheil der (direkten) Steuern auf die Nichtbesitzenden legen? Läge diese Gefahr vor, so könnte man Denen, die in den Einzelstaaten das Uebergewicht haben, nicht verdenken, daß sie lieber Hammer als Ambos sein wollen; aber solche Gefahr droht uns von keiner Seite. Wo sind jemals die Aermeren mit direkten Steuern schwerer belastet worden als die Besitzenden? Das wichtigste aller einzelstaatlichen Gesetze, das preußische Einkommensteuergesetz, hat nicht nur die Steuer nach dem Einkommen bemessen, sondern den Prozentsatz auf den unteren Stufen sogar noch beträchtlich ermäßigt. Die indirekten Steuern werden ja aber von dem nach gleichem, allgemeinem, geheimem Stimmrecht gewählten Reichtag beschlossen.

Lasse man also ruhig über Das, was durch direkte Steuern für das Reich aufgebracht werden soll, die Einzelstaaten und ihre parlamentarischen Vertretungen beschließen. Sind die Einzelstaaten nicht in der Lage, ein Mehreres an Matrikularbeiträgen aufzubringen, dann läßt sich aus dem Steuerzahler auch durch Beschlüsse des Reichstages nicht mehr an direkten Steuern herausholen. Das deutsche Volk ist da in einer ähnlichen Lage wie eine Familie mit zu großen, ihre Einnahmen übersteigenden Bedürfnissen und Ausgaben. Entweder der Hausvater muß mehr verdienen oder, wenn Das nicht möglich ist, die Familie muß sich in ihren Ausgaben einschränken. Die Belastung mit direkten Steuern aller Art (Staat, Kreis, Kommune, Kirche) ist überreichlich hoch (ich steure ein Siebentel des Gesammteinkommens): also muß ge-

spart werden; an den Ausgaben des Staates und an denen des Einzelnen. Das wird durch die indirekten Steuern bewirkt. Kein Biertrinker, kein Raucher wird gezwungen, auch nur einen Groschen mehr für Bier und Tabak auszugeben: er braucht sich nur im Konsum einzuschränken; nicht zum Schaden, sondern meist zum Vortheil seiner Gesundheit. Lächerlich ist der Einwand, daß dann der Staat eben auch nicht die erhofften Einnahmen habe. Wenn der Konsum um ein Zehntel zurückgeht (und mehr wird man kaum zu rechnen haben), so tragen die übrigen neun Zehntel dem Reich doch ganz erkleckliche Summen. Ist denn durchaus nothwendig, daß jeder Lehrling mit der Cigarette im Mund umherläuft, daß am Montag in vielen Betrieben ein großer Theil der Arbeiter fehlt, weil er am Sonntag zu viel gutes oder schlechtes Bier getrunken hat? Ich habe darum auch nicht verstanden, weshalb die Nationalliberale Partei, deren Anschauungen ich in den meisten Punkten theile, die Bewilligung der indirekten Steuern von der Annahme der Erbschaftsteuer abhängig machen konnte.

Die Erbschaftsteuer wird sicher nicht nur aus egoistischen Gründen, sondern (Jeglicher hat für seine Handlungen zwei Gründe, sagt Goethe) auch aus ideellen Gründen bekämpft; von allen Gegnern dieser Steuer, die nichts zu versteuern haben, nur aus ideellen Gründen. Man stellte nun die Konservative Partei vor die Alternative: „Entweder bewilligt Ihr auch eine Steuer, die Euch verwerflich erscheint, oder wir bewilligen eine Steuer nicht, die uns, gleich Euch, acceptabel, ja, wünschenswerth erscheint.“ Wer verlangte dabei von dem anderen Theil mehr Verleugnung seiner Grundsätze? Konnte da wirklich nur „junkerlichem Uebermuth“ der Einfall kommen, den ganzen Mehrbedarf des Reiches durch indirekte Steuern zu decken? In den Vereinigten Staaten ist jede direkte Steuer verpönt und in der Französischen Republik stürzen Minister über den Versuch, eine Einkommensteuer einzuführen, wie wir sie im Königreich Preußen schon lange haben.

Man sollte endlich die Fiktion fallen lassen, bei den Steuerbeschlüssen des Reichstages habe es sich um einen Sieg übermüthiger Aristokraten unter dem Schutz des Königthums von Gottes Gnaden gehandelt. Die Konservativen (ihr Führer hats klar genug ausgesprochen) wollten verhüten, daß auf dem einen oder anderen Wege, durch Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf Preußen oder durch Schaffung direkter Reichssteuern, den Besitzlosen der Geldbeutel der Besitzenden ausgeliefert werde. Man sollte gerecht sein und den Konservativen nicht verdenken, daß sie ihre Position und damit auch die alte Forderung des wahren, nicht vor der Menge dienernden Liberalismus vertheidigen: „Wer soll mitthaten, soll auch mitrathen.“

Celle. Justizrath A. Westrum.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

ie Zukunft

Herausgeber:
MaXimilian Barden.
Neunundsechzigfler Band.
Berlm.
Verlag der Zukunft.
1909.

Inh

Berlin, den 2. Oktober 1909.
L^^L ^
Bülows Fall.
Was Fürst Bülow sagt:
DRn Norderney bekam ich im vorigenHerbst mit dem übrigen Einkauf ein
schwerleserliches englischesManuskript. DerBegleitbriefJenischssagte,
S. M. befehle Prüfung der angeführten Thatsachen und Gutachten über Op-
portunität der Veröffentlichung. Ich wußte nicht, daß stchs um Interviews
handle,warf nur einen flüchtigenBlick auf die Blätter und verfügte imSinn
der kaiserlichen Ordre ans Auswärtige Amt. Das berichtete, gegen die tat-
sächlichen Angaben sei nichts einzuwenden; einJrrthum nur im Namen eines
unserer Konsuln in Marokko. Diesen Bericht, den Klehmet gemacht, Stem-
rich gezeichnet hatte, brachte einVersehen des Herrn von Müller in die Unter-
schristenmappe; und ich setzte ahnunglos, wie unter hundert andere Sachen,
mein B drunter. Damit ging er an Jenisch zurück. Als dann die Geschichte
im Daily Telegraph eclatirt war, kam derZusammenhang heraus. Die Ent-
lassung, die ich, als der für die Fehler meiner Beamten verantwortliche Ge-
schäftsleiter, erbat, wurde nicht bewilligt. Die Pflicht, den Kaiser gegen un-
gerechten Angriff zu schützen, habe ich mit Selbstverleugnung im Parlament
und in der Presse erfüllt. Daß mirs nicht besser gelang, war durch dieMacht
der Verhältnisse, nicht durch Mangel an gutem Willen verschuldet. Das hat
auchS.M. eingesehen. Ich war bald wieder im Vollbesitz des alten gnädigen
Vertrauens und habe bis in die letzten Tage meiner amtlichen Thätigkeit oft
aus dem Munde desKaisers gehört, daß er mir dieNovembertage nicht nach,
trage und noch sür lange Zeit auf meine Dienste rechne. Im März, nach der
Ablehnung meines zweiten Entlassungsgesuches, sagte S. M. sich mir als
Tischgast an und der Verkehr hatte wieder die früheren Formen huldvollster
Intimität. Das dritte Abschiedsgesuch mußte der Kaiser annehmen, weil ich

ihm erklärt hatte, daß mein Gewissen es mir nicht erlaube, mit einer klerikal-
konservativen Mehrheit gegen den liberalen Geist zu regnen.
Was der Kaiser sagt:
Als ich nach England wollte, verlangteBülow, ich sollte drüben mög-
lichst vielen wichtigen Leuten sagen, welches Gefühl aufrichtiger Freundschaft
ich für die britische Nation hege und wie oftichs in den Krisen ihres Reiches be-
thätigt habe. Diesen Auftrag habe ich ausgeführt; und fast jeden Abend an
Bülow geschrieben, wasichimLaufdesTagesmitPolitikern, Zeitungmenschen
undanderenProminentengesprochenhatte.DasfandBülowsehrnützlich,wei^
es dasVorurtheil, ich sei Englands Feind, beseitigen werde- Dieser Meinung
war auchWhortley und wollte deshalb einenExtrakt derGespräche veröffent-
lichen. SeinBruderneth,nüch erst um dieErlaubniß zubitten. Damit man
nichtwiedervonAbsolutismusund ähnlichemUnsinn schwatze, lieh ich dasMa-
nuskript zur Begutachtung an denKanzler schicken. ViclNeues stand ja nicht
drin; das Meiste hattenBashford und ein andererVertraumsmann des Aus-
wärtigen Amtes schon publizirt. Die Gespräche kannte und billigte Bülow;
über die Veröffentlichung sollte er nach eigenem Ermessen entscheiden. Konnte
ich mehr thun? Und dann der Lärm! Ich habe dem Kanzler den Fehler, die
Versäumniß eigener Prüfung, verziehen uns ihn, als Alles über ihn herfiel,
gedeckt. Er aber hat mich vor dem Feind im Stich gelassen. Er hat nicht ge-
sagt, daß er die Gespräche gefordert und gebilligt habe, und verschwiegen, daß
die Thatsache der französischen und russischen Bündnißcmträge, ehe ich sie
meiner Großmutter meldete, in seinem Auftrag amtlich der londoner Regi-
rung mitgetheilt worden war. Von einerdemReich schädlichen Indiskretion,
die man mir ja besonders dick angekreidet hat, konnte da also nicht die Rede
sein. Das muhte laut gesagt werden. Er that, als habe ich Fürchterliches an-
gerichtet, werde mich nun aber bessern. Daß ich ihn nicht entlassen könne,
wußte er; ich hätte ja als der rachfüchtigeTyrann dagestanden, der dieWahr-
heit nicht hören will und dm auftichligenDiener fortschickt. Ich war auch ent-
schlossen, mit ihm weiterzuarbeiten, so lange es sachlich irgend ging,und gab
ihm dieerbetenenGnadenbeweise, ohne dieer nichtauskommen zu können er-
klärte. Als er weder imBundesr^
Stützen fand, ließ ich ihn, mit allen Ehren, gehen. Er war auch verbraucht.
Was das Volk denken muß:
Er war verbraucht. Galt draußen und drinnen längst nicht mehr als
zuverlässig. Mit Recht oder mitNmecht: nirgends; was auch höflich drüber ge-
logen werde. ErhatWilhelm ein Jahrzehnt lang mit den süßestenSchmeiche-

leien bewirthet und ist ihm alsMandatar derVolksängste just in derStunde
entgegengetreten, wo die Majestät das Formalrecht für sich hatte. Das konnte
der Kaiser ihm nicht verzeihen. Auch die Nation kanns nicht. Kann ihn nur
zu Vergessenheit begnadigen. Und inbrünstig hoffen, daß die furchtbar ernste
Novemberlehre dennoch als heilsame Warnung fortwirken wird.

Nicht Orthodoxie, sondern Christenthum!

ewifse Neologen charakterisnt Goethe mit dem Sprüchlein:

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': Ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe, .
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: Das ift sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er Hütt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.
Das nenn' ich doch originale Gemüther.

G. K. C. hätte diesen Spruch seinem originellen Büchlein „Orthodoxie"
(Hyperionverlag in München) als Motto vorsetzen sollen. Er berichtet, wie er
mit zwölf Jahren ein Heide, mit sechzehn Jahren Agnostiker gewesen, dann
durch die Lecture (nicht etwa apologetischer Schriften, sondern) von Skeptikern
und Naturwissenschaftlern, besonders Huxlcy, Haeckel und Herbert Spencer,
rückwärts gedrängt worden ist, wie ihm mehr und mehr die Nichtigkeit der
modernen Philosophie und die Vernünftigkeit der christlichen Lehren einleuchtete,
wie er schon daran war, eine neue christliche Sekte zu stiften, aber gerade noch
zu rechter Zeit die ihn sehr überraschende Entdeckung machte, daß seine Sekte
die Katholische Kirche, sein Unternehmen also überflüssig sei. Er hat die Welt
der Matenalisten schrecklich klein und armsälig gefunden. „Der Materialismus
als Erklärung des Weltalls trägt den Stempel einer wahnwitzigen Einfachheit
genau wie die Welt des Irrsinnigen; man gewinnt sofort den Eindruck, daß
hier Alles gesagt und zugleich Alles ausgelassen ist. Der Materialist versteht
Alles, aber sein All ist nichts werth. Sein Kosmos mag ein in allen Angeln
festes Gefüge abgeben, aber dieser Kosmos ist kleiner als unsere wirkliche Welt.
Er weiß nichts von kämpfenden Völkern und stolzen Müttern, von der ersten
Liebe und von Furcht vor Meeresstürmen. In der wirklichen Welt ist die

Erde groß und der Kosmos klein, so klein, daß er im Kopf eines Menschen Platz hat ... . Der Materialist hat sich in die Kausalität eingesperrt, der Christ ist frei geblieben. Es steht ihm vollkommen frei, anzunehmen, daß eine Welt der Notwendigkeiten und der unvermeidlichen Wirkungen im Universum besteht. Dem Materialisten hingegen ist es nicht gestattet, in feiner fehlerlosen Maschine auch nur ein Fünkchen Spiritualismus oder den Schatten eines Wunders zuzulassen. Der Christ giebt zu, daß das Unioersum ein mannichfaches, ein buntes Ganze ist, eben so wie der vernünftige Mensch sich bewußt ist, komplett zu sein: er weiß, daß in ihm Etwas vom Thier, vom Teufel, vom Heiligen und vom Weltbürger steckt. Aber die Welt des Materialisten ist so einfach wie die des Irrsinnigen, der sich in einen einzigen Gedanken eingesperrt hat; zum Beispiel: daß er von Glas, daß er Christus, daß er ein Pferd sei. Beide, der Materialist und der Wahnsinnige, find nie im Zweifel. Die spiritualistischen Lehren legen dem Denkvermögen nicht so viele Einschränkungen auf wie die materialistischen Vemeinungen. Wenn ich auch an die Unsterblichkeit glaube, brauche ich doch nicht immer an sie zu denken. Als Materialist aber darf ich nicht daran denken. Der Materialist denkt streng logisch, gerade so wie der Wahnsinnige aus seiner fixen Idee logische Folgerungen zieht; aber gleich Diesem zerstört er mit seinem logischen Denken seine Menschlichkeit. Dieses Wort nicht als Gegensatz von Unmenschlichkeit verstanden; das Gefühl der Nächstenliebe kann er sich bewahren, aber er vernichtet die Hoffnung, die Piesie, die Initiative und alles Andere, was zum vollen Menschenthum gehört." Besonders die Freiheit. Die moderne Naturphilosophie vollendet das Werk Calvins, der die Freiheit geleugnet hat. Sie fesselt uns mit den Kausalketten und macht aus der Welt ein Zuchthaus: nicht einmal „Danks schön" dürfen wir sagen. Was giebt es denn zu danken, wenn nur geschieht, was geschehen muß? Und diese Denkgewohnheiten, die alle Freiheit und das Spiel der Phantasie verbannen, verähnlichen nicht nur dem Wahnsinnigen, sondern bringen wirklich ins Irrenhaus. Die Tolstoi, Nietzsche, Shaw (die freilich nicht materialistische Naturphilosophen, aber den von Diesen gepflegten Denkgewohnheiten ergeben sind) sind auf dem Weg nach dem Asyl für Geisteskranke. Der Wahnsinn läßt sich auch definiren als ein Gebrauch der geistigen Kräfte, die zur geistigen Hilflosigkeit führt, und dieses Ziel haben die drei Modegötzen so ziemlich erreicht. „Wer sich für eine Glasglocke hält, denkt wider dm Gedanken: denn das Glas ist nicht fähig, zu denken; und wer nichts verpönt, will wider den Willen, denn Wollen heißt nicht nur, das Eine erwählen, sondern auch, alles Andere zurückweisen." Gerade die Mystik und die Phantasiethätigkeit, die der moderne Denker flieht^ erhalten gesund. „Nicht die Phantasie erzeugt den Wahnsinn, sondern die einseitige Verstandesthätigkeit. Nicht die Dichter, sondern die Schauspieler werden verrückt; Mathematiker und Bcmkkassirer verlieren den Verstand; fchaf-

sende Künstler sehr selten. Ich denke natürlich nicht daran, die Logik anzugreifen; ich sage nur, daß die Gefahr des Verrücktwerdens in der Logik liegt und nicht in der Phantasie. Wird ein Dichter wirklich morbid, so wird er es durch feinen Rationalismus, wie der analytisch veranlagte Poe; sogar das Schachspiel war Diesem zu poetisch, weil es darin, wie in einem romantischen Gedicht, Könige, Königinnen und Thürme giebt; er zog das nüchterne Damenbrett vor." Poe kenne ich nicht und eine Berufsstatistik der Wahnsinnigen habe ich nicht zur Hand; aber wenn dann weiter der geistreiche Anonymus über die Einbildung der Naturwissenschaftler spottet, sie hätten die Welt erklärt, so bin ich wieder kompetent und stimme ihm bei. Die Naturwissenschaft kann, wie der große Physiker Kirchhoff gezeigt hat, nichts thun als Eins: was vorgeht, genau beobachten und getreu beschreiben, wobei denn Reihenfolgen von Erscheinungen konstatirt werden, die immer in der selben Weise vnlaufen und die wir, das regelmäßige post liov als prOprer Koe deutend, Kausalketten nennen zu dürfen glauben. Wie jedoch in der Kausalkette a., d, e das 5 es anfängt, d, und wie d es anfängt, c; hervorzubringen: davon hat noch nie ein Mensch die leiseste Ahnung gehabt; und wird wahrscheinlich auch nie Jemand eine Ahnung haben; abgesehen von den mechanischen Wirkungen im engsten Sinn des Wortes; denn daß ein Billardball einen anderen, auf den er stößt, in Bewegung setzen müsse, scheint uns allerdings unvermeidlich zu sein. In allem Uebrigen aber und in Beziehung auf das ganze Universum hat unser Autor Recht, wenn er meint, die Naturvorgänge seien um kein Haar weniger wunderbar als die Zaubereien, die in einem Märchen pasfiren; daß sich ein Ei in einen Hahn verwandle, sei sogar noch wunderbarer als die Verwandlung eines Bären in einen Prinzen, denn der Bär sei dem Prinzen viel ähnlicher als das Ei dem Hahn. Sehr gut! Auch ein Denker wie Otto Liebmann gesteht ein: auf ihre Begreiflichkeit angesehen, ist die Welt „eine einzige ungeheure Hexerei." Der Unterschied der Naturwunder vom Märchenzauber und von den Wundern des Kirchenglaubens besteht nur darin, daß sie sich immer in der selben Reihen- und Zeitfolge ereignen, die Zeit ihres Eintreffens darum vorausberechnet werden kann, aber Wunder bleiben sie; und die Leute, die sich nicht mehr darüber wundern, können Einem leid thun, denn im Staunen besteht der Reiz des Lebens.

In dem Angedeuteten also und in vielem Anderen stimme ich mit dem Anonymus überein. Uebertreibungen wie die vom Zuchthaus der Kausalität sieht man einem geistreichen Manne nach. (Übertreibung liegt in dem Ausdruck, weil die meisten überzeugten Deterministen gar nicht daran denken, mit ihrem Determinismus im Leben Ernst zu machen, sondern überall die Willensfreiheit voraussetzen, sich selbst frei fühlen und als Freie benehmen.) Aber seine Schwärmerei für Mystik und Wunder reißt ihn (wie, in Folge einer leicht erklärlichen Reaktion gegen den rationalistischen Materialismus, auch viele

Andere) so weit über das vernünftige Ziel hinaus fort, daß man seinem Büchlein die Censur anheften muß: Mit Vorsicht zu gebrauchen! O Du Philister, wird er rufen: wie kannst Du mein zierliches und feines Gewebe witziger Einfälle auf seine theoretische und praktische Haltbarkeit prüfen wollen! Und er hat Recht, wenn er mich einen Philister schilt, wie er auch Recht hat, wenn er schreibt, es sei viel leichter, der Kölnischen Zeitung einen guten Leitartikel, als dem Simplizisfimus einen guten Witz zu liefern. Er ist ein witziger Kopf und ich bin nur ein leidlich geschickter Schulmeister. Aber gerade als eines Gegengewichtes gegen die witzigen Köpfe bedarf die Gesellschaft der Schulmeister. Denn der Witz hat mehr Ueberredungskraft als alles ernsthafte Argumentiren; und wenn die witzigen Köpfe, fte mögen auf der orthodoxen oder auf der SimpliZisfimusseite stehen, die Massen auf falsche Bahnen verlocken, haben die Schulmeister ihres Warner- und Kritikeramtes zu walten.

Wenn der Unbekannte das Märchenland das sonnige Land des Gesunden Menschenverstandes nennt, so nimmt man ein solches Paradoxon gelassen hin. Aber wenn er schreibt, man müsse einer alten Obstfrau, die ein Wunder erzählt, glauben, werde doch ihr Zeugniß auch angenommen, wo es sich um einen Mord handle, dann hört die Gemüthlichkeit auf. Das Einfache, Selbstverständliche wäre, so fährt er fort, dem Wort des Bauern, wenn er von Gespenstern berichtet, eben so viel Glauben zu schenken wie da, wo er von seinem Gutsherrn spricht. Da er ein Bauer ist, wird ex wahrscheinlich sehr viel gesunden Agnostizismus (der Verfasser meint wohl Skeptizismus) für beide Fälle bereit haben. Nun könnte man mit bäuerlichen Zeugnissen, die zu Gunsten der Gespenster sind, ganze Bibliotheken füllen. Wer sie zurückweist, kann es nur aus zweierlei Gründen thun. Er will die Geistergeschichte entweder deshalb nicht glauben, weil sie von einem Bauern erzählt wird, oder, weil die Geschichte eine Gespenstergeschichte ist. Das heißt: entweder verneint er den demokratischen Grundsatz oder bejaht den Grundsatz des Materialismus: die absolute Unmöglichkeit des Wunders." Der Anonymus schwärmt nämlich auch für Demokratie und preist das Christenthum wegen seines demokratischen Charakters. Nun ist es ja richtig, daß Jesus die wahre Demokratie aufgerichtet hat, wenn man unter diesem Worte nicht Das versteht, was es eigentlich besagt, nämlich die Herrschaft des Demos, sondern nur die Werthschätzung der Menschenwürde auch im allergeringsten Menschen. Aber um dieser Werthschätzung willen den Bauer zur Autorität in Fragen der Wissenschaft erheben: Das ist doch reine Verrücktheit. Eben so gut könnte man ihn die Reichssinanzrefsrm besorgen lassen. Ein unverdorbenes Kind von vier Jahres repräsentirt die Menschenwürde sogar noch viel reiner als ein alter Bauer; aber welcher verständige Richter wird ein solches Kind als vollgiltigen Zeugen zur Bekundung eines Verbrechens annehmen? Weiß doch Jeder heutzutage, daß richtiges Beobachten zu den schwierigsten Operationen gehört und

daß Kinder und ungebildete Leute es nicht vermögen. Des Unbekannten Alter-
native ist grundfalsch. Ich glaube an die Möglichkeit des Wunders, aber des-
halb noch nicht an die Möglichkeit von Gespenftererfcheinungen. Und einem
Bauer, der eine Gespenstergeschichte oder ein Wunder erzählt, versage ich den
Glauben, nicht als Materialist, de? ich nicht bin, auch nicht, weil er ein Bauer
ist, sondern, weil die Erfahrung bewiesen hat, daß die Gespenster- und die
sonstigen Wundergeschichten meist auf Betrug, auf ungenauer Beobachtung tat-
sächlicher Vorgänge oder auf Einbildung und Halluzination beruhen und weil
die Psychologie und die Physiologie zeigen, wie solche Selbsttäuschungen ent-
stehen. Der Anonymus hat sich von der Schönheit und der Romantik deS
Wunders so hinreißen lassen, daß er ihr Gefährliches übersieht; und der Un-
wille über den Mißbrauch, den manche Naturforscher zu metaphysischen oder
antimetaphysischen Zwecken mit der Wissenschaft treiben, hat ihn gegen deren
ungeheure Segnungen blind gemacht. Die Naturwissenschaften haben die mo-
derne Technik erzeugt. Die macht es möglich, daß heute doppelt, viermal,
vielmal so viel Menschen auf Erden leben können als ehedem. Diese Leistung
wird ein verständiger Katholik um so weniger gering anschlagen, da er auf
die Viertelmiüiarde Seelen, die seine Weltkirche zählt, sehr stolz zu sein pflegt.
Um sich an der Poesie der Romantik erfreuen zu können, muß man doch zu-
nächst da sein und leben; und einer Macht, die vielen Millionen das Dasein
und das Leben ermöglicht, gebührt Achtung und Dank, nicht Hohn und Ver-
achtung. Freilich ist es angenehm, sich im Wunderlande des Märchens und
der Legende zu erlustigen; aber es ist sehr unangenehm und einigermaßen
schmerzlich, als Hexe auf die Folter gespannt, mit Daumschrauben, Spanischen
Stiefeln und brennendem Schwefel behandelt und schließlich lebendig verbrannt
zu werden. Wenn in den Zeiten der Gläubigkeit die Pest ausbrach, ließ man
den ungeheuren Schmutz in Wohnungen, Straßen und Brunnen, der die Seuche
oder Wenigstens ihre Verbreitung verursachte, ruhig liegen und folterte dafür
Juden oder vermeintliche Hexen und Zauberer als die Urheber. Heute wird
kein Unschuldiger mehr gepeinigt oder auch nur verdächtigt (nur bei unwissen-
den Bauern kommt Das noch vor, glücklicher Weise ohne kriminalistische Wirkung);
dafür aber wird aller Schmutz fortgeschafft, der Unheil anzurichten vermag,
und so den Seuchen der Nährboden entzogen. Und so kommt es, daß heute
unsere Städte nicht mehr von einem Wald halbverkohlter Pfähle, der Zeugen
verübter Hexenbrände, umgeben sind, fondern von schönen Promenadenanlagen.
Dieses Verdienst der Wissenschaft wiegt doch wohl gewisse Mißverdienste ihrer
Veitreier reichlich auf. Wollen die in solchen Anlagen Spazirenden sich zu-
gleich auch noch mit ihrer Phantasie in irgendeinem altmythologischen, orien-
talischen oder christlich-romantischen Wundergarten ergehen, so bleibt ihnen
Das unverwehrt; und daß sie es ohne Gefahr für Leib und Leben können,
haben sie eben der Naturwissenschaft und der modernen Kritik zu verdanken.

Außerdem ist an dem Büchlein zu tadeln, daß sich sein Verfasser als
Ritter der Orthodoxie geberdet. Das ist er gar nicht. Von der Vernünftig-
keit der Grunddogmen des Christenthumes bis zur Rechtfertigung der römischen
Orthodoxie ist noch ein weiter Weg, den zurückzulegen heute auch schon vielen
katholischen Theologen recht schwer fällt. Von all dem Anstößigen, mit dem
Rom seit dem Mittelalter den Spott und die Entrüstung der Denkenden und
manchmal ganzer Völker herausgefordert Hot, von dem Mißbrauch der geist-
lichen Amtsgewalt zur Befriedigung der Herrsch- und Habsucht, von Ablässen
und Inquisition, von päpstlicher Unfehlbarkeit, Kirchenstaat und Gefangensch aft-
komoedie wird nichts erwähnt. Die Inquisition allerdings wird gestreift, aber
im tadelnden Sinn. „Um der moralischen Wahrheit willen spannte Torquemada
die Menschen physisch auf die Folter. Zola spannt uns moralisch auf die
Folter um der physischen Wahrheit willen." Das soll der Verfasser nur ein-
mal als Pfarrer in einer Predigt sagen oder mit Namensunterfchnft in einer
populären Brochme drucken lassen: und er wird am eigenen Leibe erfahren,
wie es um die Freiheit steht, die er der Katholischen Kirche nachrühmt. Da
er im Schutz der Anonymität lebt, ist es ja keine Denunziation, wenn ich
noch hinzufüge, daß die Jndexkongregation mehr als ein Dutzend Aeußerungen
herausfinden würde, die nach Häresie schmecken oder wohl gar schon offen-
kundige Häresie sind. Zum Beispiel: „Das Christenthum ist die einzige Reli-
gion auf der Welt, welche die Allmacht Gottes als etwas Unvollkommenes
empfand ... In der furchtbaren Passiongeschichte liegt ein deutlich her-
auszufühlender Hinweis, daß der Urheber aller Dinge auf unnennbare Weise
nicht allein die Agonie des Todes, sondern auch die des Zweifels durchlebte.
Es steht geschrieben: Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen. Aber
Gott kann selbst den Versucher machen. Und Dies scheint sich in Gethsemane
ereignet zu haben. Und als die Erde bebte und die Sonne am Himmel sich
verdunkelte, geschah es nicht ob der Kreuzigung, sondern ob des Schreies,
den der Gekreuzigte ausstieß: jenes Schreies, der eingestand, daß der Gott
vom Gott verlassen sei." Es ist richtig, daß, wie oft hervorgehoben wird,
dre katholische Kirche weitherziger, umfassender, reicher an echt Menschlichem
ist als jede der reformirten Kirchen und Sekten (wenn man Dem den Reich-
thum „des Protestantismus" entgegenhält, so ist Das irreführend, weil mit
diesem Wort alle unkatholischen Elemente der Kulturwelt zusammengefaßt zu
werden pflegen, sammt den Wissenschaften, die mit der Religion gar nicht
zusammenhängen, und den antichristlichen Philosophien), auch reicher als jede
einzelne unchristliche Weltanschauung. Aber Das gilt uneingeschränkt nur für
den vortridentinischen Katholizismus, für den nachtridcntinischen nur mit starken
Einschränkungen und für den vatikanischen gar nicht. Es scheint, daß die
letzten päpstlichen Kundgebungen den Verfasser in seinem Optimismus irr ge-
macht haben, denn er schreibt: „Wo hier das Wort Orthodoxie gebraucht wird,

bedeutet es das Apostolische Glaubensbekenntnis wie es von Jedem, der sich
einen Christen nannte, bis vor ganz kurzer Zeit aufgefaßt wurde." Seit
Kurzem ist also, wie der Verfasser gesteht, eine andere Auffassung zur Herr-
schaft gelangt, die er sich nicht aneignen will oder kann. Doch auch abgesehen von
diesen Neuerungen ist es unzulässig, Einen, der nur das Apostolische Glaubens-
bekenntniß annimmt, für orthodox im Sinn der römischen Kirche zu erklären.
Im Sinn der evangelischen ist er es; aber um vor der Jndexkongregation
zu bestehen, mutz m^n noch einen ganzen Haufen anderer Dinge glauben.
Der Verfasser sucht die Vervielfachung der Dogmen damit zu rechtfertigen,
daß eine komplizirte Zeit auch einen komplizirten Glauben haben müsse. Das
Umgekehrte ist das Richtige. Eine ungebildete und einfältige Bevölkerung
wird alle ihr von Priestern dargebotenen Aufschlüsse über Gott und Welt
willig als eben so viele Dogmen glauben. Eine hochgebildete, über reiches
Wissen gebietende dagegen wird zwar die ursprünglichen einfachen Glaubens-
sätze zu Systemcn von Folgerungen auszubilden verstehen, sich aber ganz ent-
schieden weigern, eins dieser Systeme von den Priestern einer Kirche als
Glaubenslehre anzunehmen, weil der Erfahrene und Durchgebildete weiß, wie
es bei solchem Folgern und Systlmbauen zugeht und daß jeder selbständig
Denkende zu anderen Folgerungen gelangt, und weil er vor Allem weiß, daß
wir in Beziehung auf das Jenseits nur sehr wenig wissen können, daß alle
speziellen Ausführungen der wenigen Grundwahrheiten nur Vermulhungen,
Hypothesen und Phantasien sind. Darum verträgt der wissenschaftlich Ge-
bildete nur einen ganz einfachen, auf wenige Sätze reduzirten Glauben. Der
Anonymus erklärt es für unzulässig, aus den Glaubenswahrheiten das Passende,
das Zusagende auswählen zu wollen; die christliche Kirche sei eine lebendige
Erzieherin, nicht ein toter Wisfensvcrrath, aus dem man beliebig Dies oder
Jenes auswählen könne. Das ist eine Vermischung heterogener Dinge. Daß
die christliche Kirche ein lebendiger, immer wirksamer Organismus voll heil-
samer Kräfte ist, der in seiner Totalität und nicht nach einzelnen seiner Er-
scheinungsn und Lebensäuherungen beurtheiit werden will, sageich selbst immer.
Aber daraus folgt nicht im Geringsten, daß man alle Lehren, die ein Theil
dieser Kirche, die römische Klerisei, aufzustellen beliebt, in Bausch und Bogen
annehmen müsse. Die meisten dieser Lehren sind vergängliche Zeitprodukte und
einige sind unlauteren Motiven entsprungen. Die heutige Hierarchie verzichtet
darauf, Ketzer und Hcxen zu verbrennen, und gesteht damit zu, daß die Lehren,
denen die aufgegebene Praxis entfloß, Irrlehren waren. Auch für katholische
Dogmen gilt das Apostelwort: Prüfet Alles; was gut ist, behaltet.
Der Anonymus rühmt, daß in den katholischen Ländern noch „unter
freiem Himmel getanzt, gesungen und kostümirt (?) wird. Die katholische Lehre
und Disziplin mögen Mauern sein, aber es sind die Mauern eines Spiel-
platzes (von dem di5 sizilianischen Schwefelgruben eine Abtheilung bilden).

Das Christenthum ist der einzige Rahmen, in dem sich die Lustbarkeiten des Paganismus erhalten haben." Die Frommen machen aber den außerhalb des kirchlichen Geheges blühenden Lustbarkeiten gerade ihr Heidenthum zum Vorwurf. Richtig ist, daß der Katholizismus einen freundlicheren Charakter hat als die in der Reformationzeit entstandenen Kirchen und Sekten. Aber gerade deren bedrohliche Konkurrenz hat ihn genöthigt, ernsthafter zu werden, hat die römische Priesterschast ängstlich, engherzig, rigoros und prüde gemacht« Immerhin bereitet sie auch heute noch ihren Gläubigen heitere, bunte Feste und stört das Volk weniger in seinem profanen Vergnügen als die grundsätzlich sitttenstrenge Pastorenschaft, die sich übrigens (wie Das so hübsch wechselt im Wandel der Zeiten!) wiederum durch die Konkurrenz zu einem Ausgleich nach der entgegengesetzten Seite hin gezwungen gesehen hat und im Wettbewerb mit den geistlichen Leitern der katholischen Gesellen- und Arbeitervereine ihren Schützlingen anständige Erholungen veranstaltet.

Damit berühren wir nun auch die Frage nach dem Kultmwerth der Konfessionen und nach ihrem Einfluß auf die Gesundheit der Völker; eine Frage, die unser Anonymus nur flüchtig streift. Ihre Beantwortung würde eine sehr lange und wahrscheinlich nicht ganz erfolgreiche Untersuchung erfordern, denn es ist ungemein schwierig, zu ermitteln, was von den Lebensäußerungen der Völker ihrer Religion, was dem Massencharakter, was dem geographischen Milieu, was der erreichten internationalen Civilisationstufe auf die Rechnung zu schreiben und in welchem Grade die Religion, statt Ursache zu sein, selbst nur Erzeugntß nationaler Eigentümlichkeiten ist. Nur Eins läßt sich mit Sicherheit behaupten: daß die unstreitige militärische, industrielle und finanzielle Überlegenheit, die den Angelsachsen und den Deutschen die Weltherrschaft zu sichern scheint, nicht eine allseitige Überlegenheit in der Kultur bedeutet und daß sich die Keltoromanen durch die Höhe ihrer feineren geistigen, besonders ästhetischen Kultur als unentbehrliche Glieder des großen Menschheithaushaltes erweisen. Der schwedische Erforscher englischer Zustände, Gustav F. Steffen, schildert das englische Voltsleben, wie es der kombinirte Einfluß des Jndustrialismus und des Protestantismus gestaltet hat, als geradezu häßlich und er erwartet eine Veredelung und Verschönerung nur noch vom leichtblütigen, geistig ungemein regsamen und heiteren irischen Element. Den Deutschen aber hat jüngst der leipziger Verleger Kurt Wigand in seinem Büchlein „Unkultur, vier Kapitel Deutschthum" einen Spiegel vorgehalten, dem man nicht nachsagen kann, daß er schmeichele. Meine Kenntniß anderer Nationen reicht nicht hin, zu entscheiden, ob uns unsere westlichen und südlichen Nachbarn in allen Arten der Kultur wirklich dermaßen überlegen sind, wie Wigand behauptet. Doch weiß ich, daß Manches von Dem, waD er sagt (zum Beispiel: die englischen und die italienischen Großstädte haben keinen solchen Pöbel wie Berlin), schon von vielen anderen kompetenten Beurtheilern hervorgehoben worden ist,

so von Moltke in Briefen an feine Gatiin. Das könnte man nun immerhin
noch als eine natürliche Reaktion der von einigen Tröpflein Frsnzosenblutes
elektrisirten berliner Volksseele gegen den preußischen Korporalstock deuten;
aber Wigand rügt Schlimmeres. In Paris, sagt er, lassen die italienischen
Gipsfigurenhändler ihre Waare manchmal Viertelstunden lang unbeaufsichtigt
auf der breiten Mauer des Quai Voltaire stehen und nie werde ihnen ein
Stück muthwillig zertrümmert. „Etwas Derartiges wäre in Berlin undenkbar."
Ferner, daß nur in der deutschen Reichshauptstadt feine Herren Frauen belästigen.
Endlich neben vielem Anderen, daß in den berliner Gymnasien die rohe Prügel-
pädagogik herrsche, über die ja auch Ludwig Gurlitt und seine Freunde klagen.
Da muß ich denn immer wieder an das katholische Gymnasium in Glatz denken,
das ich von 1.846 bis 1852 besucht habe. Prügel und Ohrfeigen als Dis-
ziplinarmittel oder Strafen waren dort so unbekannt, daß Keiner von uns
such nur an die Möglichkeit von so Etwas gedacht hätte. Eben so unerhört
waren Schimpfwörter. Nie habe ich einen Thiernamen als Bezeichnung eines
Schülers aus dem Munde eines unserer Lehrer vernommen. Ganz allein der
strenge Grieche ließ sich durch sein ungezügeltes Temperament manchmal hin-
reißen, einen ängstlichen Quartaner, der, verwirrt durch die Nähe des Ge-
strengen, statt des Akuts einen Gravis setzte, einen stinkmadig faulen Kerl
zu schelten. In der Sekunda (beide Sekunden saßen zusammen in einem
Klassenzimmer) sagte er einmal den Herren der „Galerie", deren Umgangs-
formen in der Thai zu wünschen übrig ließen, sie benähmen sich wie Pferde-
jungen, was lautes Murren der Gescholtenen und hierdurch wiederum einen
Zornesausbruch des ^nMer t0N5lH8 zur Folge hatte. Einem Unterprimaner
von der Sorte, die der Grieche ßo^«^ zu nennen pflegte, rief der Direktor
einmal zu: „Brettschneider, Sie sind ein ungeschliffener (der Angerufene wird
rubinroth, seine Augen funkeln, die Klasse in athemloser Spannung) Edel-
stein!" Und wie haben wir die goldene Freiheit geschätzt, deren wir uns im
Konvikt erfreuten! Der Regens bedauerte nur Zweierlei: daß nicht noch mehr
Freiheit gewährt werden könne (als die Jesuiten das Gymnasium noch leiteten,
das er damals besuchte, hatten die Schüler den ganzen Mittwoch frei) und
daß das Konvikt nicht noch seine Landgüter besitze statt der mageren Rente,
mit der sie von der Regirung abgelöst worden waren; dann würden wir es
beinahe so gut gehabt haben wie die vornehmen Eton Boys (die übrigens für
gröbere Vergehungen mit Prügeln auf den Hintern gestraft werden; vor ein
paar Jahren brachten die Jlluftrated London News eine Abbildung des Exe-
kutionbocks). In dieser Beziehung ist also, vorausgesetzt, daß die erwähnten
Schilderungen berliner Gymnasialzustände auf Wahrheit beruhen, ein Kultur-
fortschritt seit 1850, und zwar ein Kulturfyrtschritt, der sich in der Richtung
Rom-Berlin bewegte, nicht zu verzeichnen.
Neifse. ^ Karl Jentsch.

Alfred Messel.*)
ine stille Tragik menschlicher Lebensschicksale verbindet sich mit dem Gedanken, daß der Tod Alfred Messel vor der Zeit abberufen hat, die zu erleben zu seinen innersten Wünschen gehörte. Er traf ihn über einer Arbeit, der die ganze Spannkraft des durch Krankheit schon geschwächten Körpers während des letzten Jahres gewidmet war: den Projekten für die Bebauung der Museumsinsel in Berlin. Zwar blieb das Lebenswerk deshalb nicht unvollendet; es steht als ein Ganzes abgeschlossen da. Die Nachlebenden aber sehen bewundernd und traurig zugleich eine machtvoll anschwellende, stetig emporsteigende Kurve künstlerischer Entwicklung, als sie den Gipfelpunkt erreicht hat, plötzlich und unvermittelt abgebrochen. Das eben läßt den Verlust, den die deutsche Kunst durch den Tod dieses Architekten erlitt, doppelt schwer empfinden, daß die schöpferische Gestaltungskraft in dem Augenblick gehemmt wurde, da sie in den Besitz der höchsten künstlerischen Reife gelangt war.
In dem Vermächtniß offenbart sich eine große und schöne Menschlichkeit, die eine weit über die berufliche Tüchtigkeit hinausgehende Theilnahme erweckt. Wir erkennen eine für alle lebendige Schönheit empfängliche Natur, die ihre Offenbarungen mit wundervoll feinen und sensiblen Organen aufzunehmen fähig war und durch sie zu innerer Verarbeitung angeregt, selbst wahrhaft produktiv gemacht wurde. Ein lebhaftes Streben nach Harmonie, nach Synthese war diesem Künstler eigen und dieser Wille zur Totalität bestimmte auch sein Verhältniß zur Kunst. Messel stand der überlieferten Kunst nicht gegenüber wie der moderne Amateur, der Einzelheiten liebt, Assoziationwerthe schätzt und durch sie enthusiasmirt wird. Der gebildete Kunstliebhaber kennt Vieles, aber er besitzt die Gefammtheit nicht innerlich, weil er die Kunst nicht liebt um der Idee willen, die darin sich offenbart. Er vergöttert Watteau, verehrt Rembrandt und fürchtet sich vor Michelangelos Uebermenschenthum: Zufall, Laune, individuelle Veranlagung bestimmen seine Neigungen. Aehnlich ist die Art, wie etwa Maler den Bildern älterer Meister gegenüberstehen, „als rücksichtlofe Egoisten ohne Gesinnung". Das ihnen innerlich Verwandte erweckt ihre Theilnahme, wie man mit einem Schriftsteller sympathisirt, in dem man einen Widerschein eigener Auffassung findet. Sie verehren das Vorbild und lieben es, weil sie handwerkliche Wirkungen gewahren, die sie selbst erstreben. Darin mag mit ein Grund der bekannten Einseitigkeit liegen, die das Urtheil von Künstlern über Kunst charakterisirt.

^) In diesem Artikel, der nach Messels Tod in der Neudeutschen Bauzeitung erschien, ist über den großen Architekten so viel fachmännisch Kluges gesagt, daß ich den Wunsch deö Verfassers (eines berliner Baumeisters), ihn auch einem weiter reichenden Leserkreis vorzulegen, gern erfüllt habe.

Ganz anders geartet war Messels Verhältnis zur Ueberlieferung. Er betrachtete die Kunst, wie es Scheffler einmal genannt hat, als „Medium zur Harmonie"; er, der Architekt, verehrte den Willen zur Totalität, der sich in ihr ihm offenbarte und den er als Triebkraft auch für seine schöpferische Aibeit brauchte. Er liebte die Alte Kunst mit der hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, von der Gottfried Keller einmal spricht, „welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. Diese Liebe steht höher als das künstlerische Herausstehlen des Einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt; sie steht auch höher als das Genießen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien; und nur sie allein vermag eine gleichmäßige und dauernde Gluth zu geben."

Der großen Liebe gesellte sich das intellektuelle Begreifen, die primäre Fähigkeit zur Analyse, die nothwendig ist, um zur Synthese zu gelangen. Ihm paarten sich praktischer Verstand, Sinn für das Zweckmäßige mit lebhaftem Gefühl für das Rhythmisch-Musikalische, für das eigentlich mystische Element der Kunst, das keinerlei Reflexion mit Worten nachzuschaffen vermag. Seine kritische Begabung befähigte ihn, den Geist der Zeit tief und innerlich zu begreifen, und als Architekt strebte er danach, ihren Ideen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Daß er sich dabei der Alten Kunst bediente, war beinahe selbstverständlich, denn sie allein bot ihm die Mittel, zur großen Monumentalkunst zu gelangen. Auf ähnlichem Weg suchten Schinkel, Messels großer Vorläufer und unmittelbarer Ahn, Feuerbach und Marees ihr Ziel. In einem Alt der Selbsthilfe greifen diese Synthetiker nach Vorbildern einer Zeit, der eine lebendige Konvention jene „organische Harmonie zwischen Stoff und Form" natürlich vermitteln mußte, die sie selbst erstreben. Messel ist Einer der Wenigen, die, erzogen in den Lehren der Akademie, zur geistigen Freiheit des Schaffens gelangten, bei der die Form sich gewissermaßen von selbst darbietet. Sein Eklektizismus ist grundverschieden von dem jmer Stilarchitekten, die mit ihren Elaboraten die guten Gedanken Anderer verallgemeinern und sinnlos machen und die ihn, den „Wahlkünstler", gern als Einen der Ihren in Anspruch nehmen.

Im Anfang seiner Entwickelung, in den Geschäftshäusern am Werderschen Markt, die er am Ende der achtziger Jahre auf dem Grunde der Alten Münze erbaute, auch in dem schmalen dreiachsigen Bureauhaus am Dönhoffsplatz steht er ihnen nah; aber auch diese Arbeiten erhebt schon die wundervolle Freiheit und Feinheit in der Behandlung des Details über alle Bauten, die Berlin in dieser patriotisch begeisterten Epoche der wiedererweckten deutschen Renaissance entstehen sah. Auch in den Innenarchitekturen für den Ministersaal im Abgeordnetenhaus und für den Thronsaa! des Palazzo Caffarelli in Rom. zeigt er sich durchaus nur als einen Vertreter der üblichen Stilromantik

und man muß diese Arbeiten mit anderen in der selben Zeit entstandenen Jnnemäumen, etwa dem 1888 von Schmechten erbauten Saal der Philharmonie, vergleichen, um zu erkennen, wie sehr ihn auch hier schon ein reifer und vomehmer Geschmack von den protzigen Stuckorgien dieser Jahrzehnte unterscheidet. Die in reichen und prunkvollen Renaiffanceformen durchgebildeten Jnnenräume zeigen bereits eine bewußte Betonung des Architektonischen und eine disziplinirte, den Organismus klärende Behandlung des Ornamentalen. Zehn Jahre später, im ersten Wertheimbau, war Messel zu der Synthese gelangt, die ihn zum wahrhaft modernen Architekten seiner Zeit gemacht hat. In diesem Pfeilerbau schuf er die Grundform für das moderne Waarenhaus und bereicherte mit dem hier zum ersten Mal streng und logisch durch alle Stockwerke bis zum Dach durchgeführten Vertikalensystem die Baukunst um einen Typus von entwickelungsgeschichtlich ähnlicher Bedeutung, wie einst Abt Suger durch die konsequente Verwendung des Kreuzrippengewölbes und des Spitzbogens beim Bau des Chorumganges von Saint Denis, wo, ähnlich wie hier, „nicht so sehr ganz neue Probleme aufgeworfen wie vielmehr vielseitig Vorbereitete Gedanken nach der formalen und konstruktiven Seite hin in einer neuen Zusammenfassung vorgeführt wurden" (Borrmann). Beim Werderhaus noch blieb die mit den Formen der Renaissance umkleidete Idee der Konstruktion verborgen, weil der Architekt noch nicht zur vollen Freiheit in der Beherrschung seiner Mittel gelangt war und das Vorherrschen horizontaler Gliederungen die auch hier schon deutlich erkennbare Tendenz zum Vertikalsystem verschleiern mußte. Form und Inhalt sind noch nicht identisch, die Behandlung ist romantisch; alle Architektur steckte, mit'ihrer Verzierungsucht, damals ja tief in der Romantik. Wieder bietet sich die Parallele mit der Ent-Wickelung Schinkels, der in seinen Anfängen durchaus Romantiker war und unter dem Eindruck mittelalterlicher Kunst phantastische Entwürfe schuf, in deren Auffassung sich eine geistige Uebereinstimmung mit den Tendenzen der Literatur seiner Zeit bemerkbar macht. Wie Schinkel durch die Antike, so wurde Messel nach einer kurzen Zeit intensiver innerer Entwicklung durch die beim Wertheimbau zuerst bewußt vollzogene Gothisirung der Renaissance klassisch. Diese große Synthese zwischen Gothik und Renaissance, die in ganz einheitlicher Fassung dann beim Wertheimhaus in der Rosenthalerstraße durchgeführt wurde, ist die kunstgeschicht^ch bedeutende That Messels, durch die er der Baukunst neue Möglichkeiten der Entwicklung geschaffen hat.

Hier ist des wichtigen Einflusses zu gedenken, den Andrea Pslladio auf diese Entwicklung gehabt hat. Palladio, der „durch und durch Gesetzliche", der nach einem Wort Burckhardts sich nie an den dekorativen Emzeleffekt hielt, sondern ausschließlich von der Disposition und von dem Gefühl der Verhältnisse aus seine Bauten organisirte, wurde ja seit dem achtzehnten Jahr-

hundert von allen Ländern für die Monumentalarchitektur als Muster aner-
kannt Er, der „nach de« wahren und ewigen Gesetzen der Architektur" strebte
und sie in die Praxis zu übertragen wußte, der auch für Schinkel von Be-
deutung wurde, mußte dem zum Großen und Monumentalen Drängenden
leuchtendes Vorbild werden. Vielleicht wurde Messel anfangs nur durch ein
äußerliches Moment zu Paüadio getrieben, an dessen Palastfastaden er sich er-
innern mußte, als er für das konstruktive System vertikaler Pfeiler eine
architektonische Form suchte. Die Zusammenfassung der ganzen Fassade durch
große lothrechte Stützen, Säulen oder Master, zwischen die das Füllmauer-
werk mit Fenstern und Gurten eingeschoben ist, die Aufhebung der Stockwerks-
theilung, die er bei Palladio fand, gab das Beispiel einer organischen und zu-
gleich monumentaler Wirkung sicheren Lösung, als er bei der Fassade des Bu-
reauhauses für die Handelsgesellschaft eine Reihe eng aneinanderliegender, durch
schmale Pfeiler getrennte Fenster architektonisch zu gliedern hatte. Von hier
aus fand Messel dann auf mancherlei Umwegen die selbständigen Lösungen,
die das Vorbild völlig überwunden zeigen und sich als ein Neues, ganz un-
serer Zeit Gehörendes erweisen. In dem Haus der Lcmdesverficherunganstalt
und im Gebäude der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft ist in der konsequen-
ten Auflösung der Mauer in Pfeiler und Oeffnungen für die eine Negation
der Masse fordernde Vielheit der Lichtquellen die Form gefunden worden, die
als Typus des modernen großstädtischen Bureauhauses gelten kann.
In gleich freier Weise behandelte Messel den Zopfstil, von dessen Mo-
tiven er sich bei den Fassaden seiner städtischen Wohnhäuser anregen ließ, um
sie neu und eigenartig umzuprägen. Daß er den Zopfstil wählte, ist nicht
willkürlich; denn der selbe Formwille, der ihn zu Palladio trieb, mußte ihn
auf den Klassizismus weisen, der als die organische Fortsetzung dieses Re-
naifsanccmeisters gelten darf und dessen künstlerische Tendenzen, wenigstens
in der Architektur, denen unserer Zeit nah verwandt sind.
Auf der Höhe dieser Entwicklung entstanden Bauten, die Zum Schönsten
und Reifsten gehören, was die moderne deutsche Architektur hervorgebracht
hat. In der zunehmenden Einfachheit und Sachlichkeit der letzten Arbeiten
zeigt sich ein ständiges Wachsthum an künstlerischer Disziplin und Gestaltungs-
kraft, die, innerlich dann immer reicher werdend, auf alle äußeren Effekte und
artistischen Spielereien verzichtet und in den besten Leistungen auf die Grund-
elemente architektonischer Wirkungen, auf die reine Harmonie edler Propor-
tionen abzielt (Schultehaus, Nationalbank). Das innige Verhältniß zur
überlieferten Kunst erweckte ein sehnsüchtiges Verlangen, Etwas vom zarten
Duft der alten Kultur dem eigenen Werk zu vermitteln (Rathhaus in Wallen-
stedt, insbesondere auch bei den Jnnenräumen: neuer Lichthof bei Wertheim,
Interieur des Hauses Simon in der Bictoriastraße), und ein fein entwickelter

Geschmack und eine außerordentliche Sicherheit in der Durchbildung des Details gaben zum Wollen das Gelingen. Eine werkmäßige Tüchtigkeit weiß den Charakter des Baumaterials zu nutzen und im Gesammtakkord bedeutsam zur Geltung zu bringen. Aus der geistreichen Behandlung des Ornaments und des plastischen Schmucks aber leuchtet eine Gemüthstiefe und Herzenswärme hervor, die sich unmittelbar dem Beschauer mittheilt und ihn innerlich reicher und froher zugleich entläßt. Und wenn Messel, wie man ihm vorgeworfen hat, in seinem künstlerischen Ringen um den architektonischen Ausdruck sür die neuen Bedürfnisse und Forderungen seiner Zeit nicht immer die letzten Konsequenzen zog und, rücksichtlos sich ganz objektivirend, die Idee in ihrer brutalen Nacktheit hinzustellen wagte, so ist diese Zurückhaltung nicht in mangelndem Wagemuth begründet; die Sehnsucht nach der Schönheit und dem Adel der Form vielmehr, die in seine Natur gelegt war, hinderte ihn» ganz aus sich herauszutreten und um der Idee willen die Form zu zerstören.

Da die Mehrzahl dieser Bauten in der Reichshauptstadt errichtet wurde, so bleibt noch übrig, Messels Stellung innerhalb der berliner Baukunst zu betrachten. Dem rückwärts Blickenden offenbart sich ein enger Zusammenhang mit der lokalen Bautradition, in der das Werk organisch«bodenständig und voll lebendiger Überlieferung erscheint. In dieser Beziehung zu den letzten Ausläufern einer natürlichen Kunstentwickelung liegt der Grund für das im besten Sinne Heimathliche, das diese Bauten auszeichnet und als etwas notwendig Gewordenes charaktervoll in das berliner Stadtbild einfügt. Es ist die großgeartete vornehme Gesinnung bürgerlicher Baukunst darin, die aus den Kuppelbauten Gontards auf dem Gendarmenmarkt spricht und die auch in Schinkel lebendig war. Auch Das gehört zum bleibenden Verdienst Messels, daß er diese Überlieferung erkannt hat. Indem er sich bewußt und mit weiser Beschränkung ihr anschloß, hat er ihr neuest strahlendes Leben gegeben.

Und auch darin weist er wiederum auf Schinkel, als dessen Fortsetzer und Vollender er in jeder Beziehung gelten darf, daß er fchulbildende Kraft besessen hat. Wie das Erbe jenes großen Meisters verwaltet und fortgeführt wurde von einer Schaar junger begeisterter Schüler, mit deren bescheidener und sinnvoller, vom Tektonikergeist Böttichers angewehter Baukunst die berliner Tradition im neunzehnten Jahrhundert erlosch, so hat sich auch um Messel eine Schule gebildet, die, voll starker lokaler Eigenart, das Werk im Geist des Lehrers fortzusetzen berufen ist. Seiner Lebensarbeit verdanken die besten unter den jüngeren berliner Architekten ihre Grundlagen, deren fruchtbare Kraft schöne und reife Resultate gezeitigt hst. Und eben darin liegt die sichere Bürgschaft für den Ervigkeitwerth dieses Vermächtnisses, daß es hoffnungfreudig in die Zukunft weist, der lebhaften Sehnsucht der Zeit nach einer großen monumentalen Baukunst Erfüllung verheißend.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

Der Freiherr von skarpl.
as für komische Schwärmer doch die Erzväter der Französischen Revo-
lution waren! 1790 schafften sie den Adel ab. Es wäre vernünftiger
gewesen, wenn sie sämmtlichen Franzosen das Avelsprädikat zudekretirt hätten.
Statt Chevalier hätte man vielleicht Eg^lier sagen können. Auf alle Fälle
war es richtig, daß Napoleon sehr bald darauf die Dummheit wieder gut machte.
Er erkannte den allen Adel an und adelte einen neuen darauf. Das Volk
braucht so was. Nur in der Dichtung (und beim Pöbel) ist es möglich, daß
ein Mensch den anderen mit „Du Mensch" anredet. Selbst Goethe mußte
sich den Adel gefallen lassen (und thats gern). Es geht nicht ohne Derlei.
Zumal eine ästhetische Kultur (wie die unsere, wenn ich bitten darf) braucht
Namensauszeichnungen. Wer nur eine Spur Geschmack hat, wird es ohne
Weiteres zugebt n müssen, daß stilistisch Etwas fehlt, wenn ich sage: Guten
Tag, Herr Harden! Jeder bessere Mensch müßte ohne Weiteres geadelt werden.
Der Instinkt des wiener Fiakerkutschers hat das Richtige getwffen. Außer-
dem aber sollte man noch einen spezifisch modernen Titel erfinden, der die
Nobligkeit des Geistes ausdrückt. Ich wäre für den Titel Snob. Er müßte
zwischen dem gemeinen „Von" und dem Baron rangiren. Die Snobswappen
wären obligatorisch im Van de Velde-Stil zu halten. Wie hübsch würde es
klingen: Weg?n ihrer Verdienste um den guten Geschmack wurden kürzlich durch
Seine Majestät gefnobt die Herren Wilhelm Lehmann und Moritz Cohn. Na-
türlich müßte der Snob stets erblich sein. Schon, damit der Titel unsere Snob-
Epoche überlebt.
Aber ein neuer Tiül: Das geht nicht. Das Schöne an Namens-Titeln
ist ja, daß sie alt find und eigentlich nicht mehr passen. Besser wäre es, alte,
wenig gebrauchte Titel auszugraben und wieter zu Ehren zu bringen; zum
Beispiel: Markgraf. Auf diese Weife würden wir Deutschen endlich zu Mar-
quisen kommen und die ästhetische Kultur unserer Tage würde damit die lange
entbehrte galante Note erhalten. Wenn ich höfischen Einfluß hätte, so würde
ich zunächst Franz Blei für den Marquis in Vorschlag bringen. Seine
„Puderquaste" berechtigt ihn dazu (und er hat auch eine passende Figur für
diesen Titel). Schade, daß der Titel Raugraf an eine bestimmte Familie ge-
bunden ist. Er würde sich für Literaten entgegengesetzter Art prächtig eignen.
Raugraf Thoma: Das klingt und paßt vortrefflich. Auf alle Fülle sollten
die Dichter en m^886 geadelt werden. Als Standespersonen würden sie
vsrmuthlich lebhafter darauf bedacht sein, respektable Gesinnungen zu äußern,
und auch das Publikum würde sie dann höher einschätzen. Auch ließen sich recht
aparte Titel für sie erfinden, wenn man es mit ihnen so machte wie Napo-
leon mit seinen Marschällen. Er gab ihnen den Namen nach gewonnenen

Schlachten. So könnten die Dichter nach ihren Erfolgen (oder auch nach besonders glorreichen Durchfällen) heißen. Wedekind Edler von Hidalla: DaS klänge! Oder: Halbe Ritter von den Blauen Bergen; oder: Dehmel Junker von Fitzebutze; oder: Blumenthal Ritter vom Weißen Röhl. Pompös wäre: Hauptmann Edler von der versunkenen Glocke. Hofmannsthal, der schon adelig ist, könnte sehr niedlich Baron von Sophokles heißen.

Es ist hohe Zeit, daß Derlei geschieht. Denn schon beginnen die Dichter, sich selber zu adeln. Und Das darf keineswegs einreißen.

Den Anfang machte Lilienccon, der sich, nicht zufrieden mit seiner Freiherrnkrone, zuerst in seinem „Maecen" und dann noch einmal in seinem (freilich starf bourgeoisen) biographischen Roman zum Grafen machte. Dann kam Schaukal und stellte sich als Herrn von Balthesser vor. Und jetzt produzirt sich G. O. Knoop als Freiherrn von Skarpl. Da eS sich in allen drei Fällen gewissermaßen um imaginäre Selbstportraits handelt (was eine verteufelt hiniergründische und paradoxe Sache ist), so hat die Standeserhebung aus Houverainetätgründen des eigenen Genies symptomatische Bedeutung. Alle diese Adelsbriefe sind mit dem Namen Friedrich Nietzsche untersiegelt. Nietzsche ist der Adelsgeoatter der neuen Literatur. Ob es feinem Geiste gelingen wird, Christus definitiv abzusetzen, steht dahin; August Bebeln hat er, wenigsten in der Literatur, wirklich abgesetzt. Wie bebelte es in den Zeiten des Naturalismus! Damals imaginirte man sich zum Proletarier. Lilienccon war eigentlich der Erste, der mit dieser Uebung brach. Er führte wieder die Glacehandschuhe in die Poesie ein und machte darauf aufmerksam, daß es außer der Schwarzen Suppe der Sozialdemokratie auch noch Rothspon und kalte Enten gebe. Immerhin aber war seine Muse, wenn auch keine Proletarierin, so doch ein Madel aus dem Volke, allerdings Q 1a Baron traktirt. Jedoch auch posts. Denn der „Maecen" ist schließlich noch mehr Dichter als Graf.

Mit Schaukal von Balthesser tritt ein bezeichnender Umschwung ein. Die Eleganz wiegt der Poesie vor. Das Erotische begiebt sich durchaus auf dem Parkett und wird mit peinlicher Vermeidung aller lyrischen Nebengeräusche traktirt. „Haltung ist Alles", wäre sein bestes Motto. Die Verachtung der Literaten hatte schon der „Maecen" gepredigt (und Liliencron überhaupt); aber doch hauptsächlich als Dichter (wenngleich bereits mit der koketten Note des Amateurs): Herr von Balthesser verachtet den Literaten gründlicher: als Mann von Welt. Nicht mehr blos der Glacehandschuh erscheint in der Literatur, sondern auch die Bügelfalte. Dm gräflichen Maecen Liliencrons darf man im Verdacht haben, daß er sich den Kragen noch an das Hemd knöpfte, wenn er, ergriffener, als sich schickt, im Morgengrauen M ne oder Stine verließ, von denen ausdrücklich erwähnt wird, daß ihre Unterröcke keine seidenen Jupons waren. Herrn von Balthesser Derlei zuzutrauen, wäre absurde Be-

leidigung. Sein größtes (und keineswegs verächtliches) Verdienst besteht gerade
darin, daß er die Lehre von der Untrennbarst des Hemdes, von der Ruch-
losigkeit der Röllchen, der Niederträchtigkeit der Schnallkravatten, der Infamie
des Gummizugs an Stieseln u. s. w. in weitere Kreise getragen: daß er den
Katholizismus der Eleganz dogmatisch festgelegt hat. Ruhm ihm und noch
viele, viele Auflagen! Die Nachfahren Derer, die in Fellen gingen und auf
Bärenhäuten lagen, sind längst noch nicht alle balthesserreif. Neulich sah ich
Emen, der jetzt stets, wenn er sich zum Mittagessen niedersetzt, einen Frack
anzieht; aber dieser Frack zeigte seine hohe Bestimmung allzu deutlich: er war
von oben bis unten fettfleckbekleckert.
Freiherr von Skarpl, der neuste Sproß des Literaturadels in^enii sui
Zr^tl^ ist der Bedenklichste von den Dreien, weil er der geistreichste unter
ihnen ist. Kritik im Gewände der Aristokratie. Kein Kleid sitzt ihr so gut
wie dieses. Es ist weder poetisch verbrämt wie beim Maccen noch so peinlich
elegant wie bei Herrn von Balthesser. Ja, es hat sogar einen etwas alt-
modischen Zuschnitt: den Zuschnitt der Mode, auf die die Zeit der Modelosen:
Hosenlosen kam. Freiherr von Skarpl ist, wie er selbst sagt, „ein Vogel, der
gegen den Wind fliegt". Diese Uebung ist in einem unmodernen Sinn aristo-
kratisch; und so glaube ich, daß der allzu geistreiche Baron nicht eben viele
Freunde unter Denen finden wird, die nach der Erfahrung handeln, daß noble
Allüren sich besser bewahren lassen, wenn man sich tragen läßt.
Ein paar Stellen „aus den Papieren des Freiherr« von Skarpl":*)
„Der Mensch ist nun einmal eine Knechtsnatur, er will sich verachten und
beherrschen lassen. Und es ist so unglaublich leicht, ihn zu zähmen; er nimmt das
Gebiß WS Maul wie ein gutes Kavallericpferd. Deshalb in pomren mir die Herren-
naturcn und die Herrengeschlechter gar nicht; überhaupt scheint nur, der Unterschied
zwischen Herren und Sklaven ist mehr der zwischen Sklaven erster und zweiter Klasse."
Steht ähnlich bei Goethe. Aber Das kommt auch bei den modernen
Originalgenies vor, die den Großen von Weimar „Joethe" heißen. Nur ver-
dunkeln sie das goethifch Klare: was allerdings erstaunlich originell ist. Der
von Skarpl ist aber kein Originalgenie. Er hat auch dazu zu viel Geist. Weiter:
.Daß ein großer Dichter auch ein Lump sein kann, wollen zarte Seelen
nicht begreisen; in der Kunst giebt es jedoch Überraschungen, wie auf dem Gast-
mahl des Trimalchio, wo einem Wildschwein der Bauch aufgeschnitten wird und
Singvögel daraus heroorflattern."
Das ist ziemlich grob, aber wahr. So wahr, daß einige Dichter (doch
kaum große) sich wie Wildschweine geberden, um für was Besonderes zu gelten.
Augenblicklich ist Das aber nicht mehr modern. Ferner:
„Ich lasse alle Philister gelten, nur diejenigen unter ihnen nicht, die auf
einer höheren Stuse zu stehen glauben."
Herausgegeben von Gerhart Ouckama Knoop bei Egon Fleisch! & Co.

Nur giebt es jetzt Solche kaum. Das Unausstehliche am Philister ist
eben, daß er sich immer was Besseres dünkt. Ueber Nietzsche:
„Mich stört immer das Theologische an ihm; er erscheint mir wie ein wild-
gewordener Licentiat und nicht wie ein in Freiheit aufgewachsener Göttersohn. Er
hat etwas Halbaristokratisches, das ihn zwar über das Niveau der Anderen erhebt,
ihn aber auch Wurzel- und rahmenlos macht; wie denn auch sein VerhSltniß zu
dem Vergangenen mehr eine Art Furcht als eine stolze Ehrfurcht ist. Auch im
Natürlichsten haftet ihm diese Art von Halbheit an; ich erinnere mich, daß, als ich
Nietzsche las, mein erster Eindruck war: Bei ihm hapert es mit der Sexualität.
Und später habe ich mir Das erklären können. So ist auch der Uebermensch ein
sonderbarer Homunkulus; er ist nicht vom Manne gezeugt noch vom Weibe geboren."
(Dieses Stochern im Sexuellen ohne Noth ist nicht nach unserem Ge-
schmack. Emen Schritt weiter: und Skarpl ist bei Moebius, wohin er sonst
gar nicht gehölt, also bei den Entartungschnüfflern. Uebrigens war Moebius
ein Geist, dessen Schriften dem imaginären Baron zur Leciure empfohlen seien.
Er wird viel daraus lernen.) Weiter:
„Die teutschen burschenschaftlichen Einheit- und Freiheitschwärmer waren
wohl Narren, aber ganz erträgliche; und wenn ich meine Tischgesellschaft schwer-
lich aus ihnen gewählt haben würde, so habe ich für sie aus historischer Ferne
doch eine gewisse Sympathie wie für temperamentvolle Kinder. Eine um so gründ-
lichere Abneigung empfinde ich gegen die besonnenen Patrioten der fünfziger und
sechziger Jahre, die weder ihre Haut noch etwa viel Geist zu Markte trugen und
ein großes Triumphgeschrei anstimmten, als die deutsche Einheit am Ende von
ganz anderer Seite glücklich bewirkt worden war. Da ist Gustav Frcytag, der
wohlgekttmmte Stilist mit dem unkeuschen Wesen; oder finden Sie diesen Ex-
hibitionismus des ^gebildeten Bürgerthums' etwa erquicklich?"
(Nein, Baron, ich finde ihn übel. Wie Gustav Freytag eine ungewollte
Karrikatur Goethes ist ^Verzerrung ins Kleinliches so ist das in seinem Geist
erzogene „gebildete" Bürgerthum eine abscheuliche Mißbildung, die es uns schwer
macht, wieder zur Kultur im goethischen Sinn zu kommen.)
Ueber die Balthesser-Kultur scheint Baron von Skarpl skeptisch zu denken.
Er findet es „merkwürdig, wie man in Deutschland seit Jahren nach Kultur
jammern hört", und fragt:
„Ja, woher soll sie kommen?' Von Journalartikeln und Ausstellungen
gewiß nicht. Die einzige Grundlage, aus der sie sich naturgemäß entwickelt, ist
Familiensinn und Familienstolz; daran aber fehlt es den Deutschen durchaus. Was
sie an Erzogenhcit etwa befitzen. Das ist von Unteroffizieren uud Schulmeistern
bewirkt. Es ist in Folge Dessen auch nicht mit der Persönlichkeit verwachsen und
daher gewahrt man bei den Besseren so oft die Furcht vor Formlosigkeit, die den
Mangel einer ererbten Kultur zu verrathen pflegt. Wie denn im Allgemeinen das
Unfreie einen peinlich kleinbürgerlichen Eindruck macht; so daß heutzutage, wo je-
der Couleurstudent und Geschäftsreisende in Schuhwichse bestrebt ist, sich beim
Essen zu benehmen wie ein Lord, mich nichts mehr freut als ein Kerl, der sich bei
Tisch über alle Manieren muthig hinwegsetzt. Unsere angeblich feinen Leute sind

wohl mehr oder weniger dressirt, aber eben deshalb furchtbar unselbständig. Zur persönlichen Kultur gehört es indessen nicht, daß man sich, zum Beispiel, von einem eleganten Schneider für theures Geld ausftafsiren läßt, fondern, daß man seine eigene Art beobachte."

Ueber diesen Punkt enthält mein „Prinz Kuckuck" Einiges; aber man muß gerecht sein: jede Dressur hat eine Periode, wo ihre Ergebnisse komisch, ja, albern wirken. Viele unserer Balthesser-Jünger machen heute den Eindruck von Rekruten, die den militärischen Gruß noch nicht vollkommen erlernt haben. Mancher (Rekrut und Balthesserast) lernts ja wohl nie. Wo man aber hoffen darf, sei man eine Weile tolerant oder wende den Blick ab. Freilich giebt es schwer erträgliche Fälle: wo die eingeborene Flegelhaftigkeit schon den stümperhaften Versuch zur Gentlemansallure für einen genügenden Grund erachtet, sich als Uebermenschenthum zu fühlen. Darin liegt übrigens eine der Ursachen, warum es vielen jungen Deutschen so schwer fällt, wirklich zu einer signorilen Haltung zu kommen. Sie trumpfen zu sehr den Herrenmenschen auf.

Skarpl sagt auch Einiges über die „deutschen Touristenbataillone":

„Und wahrlich: ein Vergnügen ist es keineswegs, diesem Schwärm etwa in Italien zu begegnen. Ein paar vornehme Menschen, etliche stille Gelehrte, einzelne Künstlernaturen; aber das Gros ist schrecklich. Sie treten in Massen als Eroberer auf und zeigen einzeln einen wunderlichen Mangel an Unbefangenheit; Jeder hält sich für den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und glaubt, vor dem Publikum brilliren zu müssen. Daher die ungebetene laute Kritik vor fremden Ohren, daher das lärmende Auftreten im Wirthshaus und auf der Eisenbahn, daher die Neigung, bei allen möglichen Gelegenheiten einen Streit vom Zaun zu brechen und mit eigensinniger Heftigkeit durchzuführen, eine Neigung, die sich zu Hause niemals hervortraut."

(Das in seiner Verallgemeinerung thörichte Geschwätz der italienischen Journalisten über die „deutschen Barbaren" rührt zum Theil davon her. So lange sich das Gros der Deutschen in Italien nicht so benimmt wie die Mehrzahl der Engländer, wird es den Italienern nicht imponiren.)

Skarpls Papiere enthalten noch viele Gedanken, die zu Gedanken anregen. Ich citire noch ein paar gute Rathschläge für junge Leute ^no 5^1 Erotik:

„Vermeide den Anschein, Dich auf erotischem Gebiet mit Kleinigkeiten zu begnügen; stelle vielmehr Deine Thaten in den Fokus eines Vergrößeregspiegels, der Deine Opfer und Erfolge vor dem Publikum in übertriebenen Dimensionen reflektirt. So darsft Du es ohne Bedenken ziemlich toll treiben; doch je mehr Freiheit Du Dir selbst erlaubst, um so strengere Ansichten wirst Du über sexuelle Dinge im Allgemeinen und in Beziehung auf die große Masse dcs Volkes äußern. Bor den jungen Mädchen koketüre niemals mit Geist, sondern nur mit Kraft. Bedenke, daß Dir der Ruf eines Don Juan in der Gesellschaft stets nützen wird, zumal, wenn man von Deinen Abenteuern wenig weiß und viel vermuthet."

Es würde mich freuen, wenn auf Grund dieser Auszüge der Eine oder

Andere dieses Buch voll Geist kaufte. Es besitzt nicht die Weite und Tiefe
der „Reflexionen" von Wallher Rathenau, der zu keiner Maskerade griff, um
sich interessant zu machen, weil er ein durchaus positiver Geist ist und diese
Geister die Bemäntelung nicht lieben; aber es ist sehr reizvoll, weil in ihm lauter
Fragwürdigkeiten stecken, wie sie dichterischen Denkern eigen sind. Uebrigens sei
nicht verschwiegen, daß es sandige Partien hat. Schaukals Balthefser ist ge-
schlossener, runder, voller (wenn auch in einem gewissen Sinn bornirter). Will
man Ouckama Knoop ganz fennen lernen, so wird man zu seinem Meister-
werk greifen müssen: „Sebald Soekers Pilgerfahrt". Dieser Roman ist die
feinste Satire auf des „Reiches Macht und Herrlichkeit", die wir besitzen. Sie
wäre vollkommen, wenn sie in dem selben Maße temperamentvoll wäre, wie
sie geistvoll ist. Knoop ist (Das zeigt auch sein Skarpl) im Grunde ein dich-
terisch passionirter Kritiker, kein kühner, positiv gerichteter und gestaltender
Geist. Ihm fehlt wohl die erlauchte Dreieinigkeit: Glaube, Liebe, Hoffnung.
Schade, d?ß es heute meistens unbeträchtliche Köpfe sind, die diese Gnade be-
sitzen. Was hilft uns die Liebe (um alle Drei in Einem zu nennen) der Dumm-
köpfe? Ich für mein Theil ziehe, wenn auch unbefriedigt, den lieblosen Geist
eines Knoop-Skarp! vor.
Dresden. Otto Julius Bterbaum.

AM^ZS ist denn meinem Herz geschehn.,
MjW Daß es nur leise Schläge schlägt
Und ein gar gütiges verstehn
Mit Allen, die Vorübergehn,
In seinem tiefsten Grunde trägt?
Die Vögel fingen nun so schlicht,
Die Sonne, die doch purpurn war,
Hat ein bezaubernd mildes Licht,
Der Abend ist ganz nah und flicht
Silberne Sterne mir ins Haar.
Es ist, als wüßt' ich einen Mund,
Oer meinen Namen gerne sagt
Und daß mein Herz zu jeder Stund
Und daß mein eigner, blasser Mund
Schon lang nach einem Bruder fragt.
«2H
Das Mädchen.

Wien,
Lrnst kothar.

In Trieft.*)
ch gehe zum Lloyd um mein Billet. Sie sind auf diesen Palast sehr stolz.
Er ist 1383 von Ferstl erbaut, in jenem sinnlosen und grundlosen Ring-
straßenstil, der wie eine tote Sprache klingt. Ich habe einen alten ungarischen
Pfarrer gekannt, der eine Vorliebe hatte, Lateinisch zu reden. Gullasch essen und
Lateinisch reden. Und genau so wirkt dieser Bau. Und dann bin ich immer traurig,
beim Lloyd. Weiß selbst nicht, warum. Seine Kapitäne sind so wunderbare Men-
schen. Sie fühlen sich als Italiener, stammen aber fast Alle von Kroaten ab; und
jene Beweglichkeit mischt sich seltsam mit dieser Wehmuth. Ganz stille, verhaltene
Menschen sind es, von einer geduldigen Höflichkeit, unter der eine stumme Sehn-
sucht ruht. Ich habe sie sehr gern, aber sie machen mich so traurig. Warum?
Ohne gesprächig zu sein, lassen sie sich doch gern einmal zum Erzählen verführen
und haben dann die lustigsten Geschichten bereit. Wie oft, bei ruhiger See, wenn

5) Eine Etappe in Vahrs wunderhübschem Wanderbuch „Dalmatinische Reise"
(das im September bei S. Fischer erscheinen soll). Dieser kuriose Herr Hermann Bahr
könnte gekränkt sein, wenn man heute noch viel über seines Wesens Art sagte. Er ist; und
auch wer sich über manches von ihm Geschriebene nicht zu freuen vermag, sollte sich stets
doch derThatsache freuen, daß wir diesen kultivirten, muthigen, noblenKerl haben. Nil
Knmani «.es alienum; und in der leidigen Angst, in Empfindung und Urtheil nicht
mehr ganz modern zu scheinen, allzu oft gestimmt, als Gipfelfex tollkühne Jünglings-
allure zu zeigen. Doch immer ein Künstler; und ein Mensch, der das Talent hatte, was
zu erleben. Er ist jetzt unheimlich fleißig. Zwei Romane („DieRahl" und„Trut") wer-
den selbst von Kühlen heftig gelobt; und sein mues Lustspiel („Das Konzert") soll ernst-
haft lustig sein. Etwas Freudiges scheint über ihn gekommen. Vielleicht hat er sich jetzt
erst recht gesunden; den richtigen «smploi" seines Wesens erfühlt. Als Französling,den
die Welt nur interessirte, wo sie nach Km ylopsis roch, war er auf Redoutewirkungen be-
schränkt. Nur Artist; wie hoch wird er sich morgen schleudern und in welcherTricotfarbe
dabei Paradiren? Dann kam die Rückkehr in die Heimath und das sichtbare Mühen um
goethische Abgeklärtheit. Auch nicht ganz echt. Ober-Sankt-Veit wurde nicht Weimar
und der Hausherr in der Veitlifsengasse nicht der olympisch Ruhende, der mit Bewußt-
sein aufeinerbestimmten Stufe stehen geblieben war. Jetztersthat ersich. WilldieLands-
leute aufrütteln, das schöne, kerngesunde Oesterreich vorwärts bringen, kämpfen; nicht
als Literat nur im Train und Troß mitmarschiren. Will nicht länger zu den Leuten ge-
hören, denen „nur darum zu thun ist, von den Dingen und über die Dinge zu sprechen,
nicht aber, sie zu thun"; nicht einen Tag mehr. Sucht, der so lange nur Erfolg, oft durch
Verblüffung, zu erstreben schien, nun Wirkung und scheint zu fühlen, daß er sie finden
kann. Ob der Betrachter manchmal, oft sogar den Eindruck hat, dieser Emsige fasse die
Sache am falschen Ende an, ist unwichtig. Immerhin regt sich da Einer, dem zuzuschauen
lohnt. „Ich will helfen, Oesterreichs schönstes Land vorseinen tückisch schleichenden Ver-
derben zu retten und ihm die Freiheit zubringen": mit diesem Satz schließt die Be-
schreibung der dalmatinischen Reise. Ungefähr ein Programm. In dems freilich dem
Feuilletonisten oft noch zu eng wird. Dann giebts Niedlichkeiten und Verwegenheit-
grimassen, die man gern vermißte. Doch genug Tüchtiges, Ernstes, Kräftiges bleibt;
und es ist ein gutes Schauspiel: wie der Globetrotter auf seine Art zum Patrioten wird.

wir nach dem Essen abends im Dunkel mit glühenden Cigarren beisammen saßen, habe ich ihnen gehorcht! Und doch machts mich immer traurig. Unter ihren Worten, während der Mund lacht, ist eine Traurigkeit. Und dann fährt einmal ein Schiff des Norddeutschen Lloyd oder der Hapag vorbei. Da velstummen sie. Sitzen still und schauen hin und rauchen. Höchstens, daß Einer einmal sagt: Glauben Sie, wir könnten Das nicht auch, was Die können? Und dann kommts langsam heraus: sie fühlen sich als die besten Seefahrer und begreifen nicht, warum ihnen Die vorkommen, die Nordischen! Und da stehen sie dann nachts auf der Brücke im Wind und denken daran. Wir können so viel wie Die! Wir sind nicht schlechter! Warum läßt unser Lloyd die Anderen vor? Das liegt schwer auf ihnen.

Wir sitzen in der Direktion oben beisammen, gerathen ins Reden; und ich sage ihnen Das. Eure Leute sind unfroh, weil sie das Gefühl haben, der Lloyd könnte mehr sein. Warum ist er es nicht? Warum seid Ihr so falsch bescheiden? Warum seid Ihr weniger, als Ihr könnt? Man ist sehr artig mit mir, aber nicht ohne den leisen Spott, den Fachmenschen für Laien haben. Ein Fachmensch ist, wer den Apparat im Einzelnen kennt. Einen Laien nennt er Jeden, der nicht nach dem Apparat, sondern nach der Leistung fragt. Der Fachmensch ist zufrieden, wenn der Apparat in Ordnung ist. Der Laie hätte stets Lust, auch einmal den Apparat zu wechseln. Man weist mir nach, daß der Apparat in Ordnung ist. Aber ich frage wieder: Warum seid Ihr, nach der Meinung Eurer eigenen Leute, nicht Alles, was Ihr sein könntet? Man antwortet mir: Weil es sich nicht rentirt! Und rechnet mir vor, daß wir uns mit den nordischen Gesellschaften nicht messen können, denn diese haben den amerikanischen Handel und das Geschäft mit den Auswanderern voraus. Und nun Zahlen, ganze starre Reihen drohend aufgereckter Zahlen. Zahlen beweisen! Ja, dem Kaufmann. Seid Ihr Kaufleute? Ist die Schiffahrt eines Landes ein Geschäft? Gehört sie nicht vielmehr zu den moralischen Dingen? Rentiren sich Armee und Flotte? Rentiren sie sich kaufmännisch? Baut man eine Bahn nur, wenn bewiesen ist, daß sie sich rentiren muß? Versteht Ihr nicht, daß die Schiffahrt eines Landes ein Ausdruck seiner Macht und seines Willens ist? Die Schiffahrt kann Geld einbringen. Aber auch moralische Dinge: Much, Stolz, Lust, kann sie bringen. Und Muth, Stolz, Lust kreisen dann im Lande, bis zuletzt auch aus ihnen wieder Geld wird. Freilich sagt der Lloyd mit Recht: Ich bin ein privates Unternehmen, ich kann nicht mein Geld hergeben, damit es irgendwo zuletzt zum Geld eines Anderen werde. Er hat Recht; aber der Staat hat Unrecht, der nicht einsieht, daß die Schiffahrt ein Brunnen öffentlicher Energie, des Selbstvertrauens und der Thatenluft sein kann. Den Schiffen eines Landes sieht man an, ob es ein kleinmüthiges oder ein hochgesinntes Land ist.

Nun ist ja Derschatta Präsident des Lloyd geworden. Ist er der Mann, das Verzagen der Routine zu besiegen? Die Kapitäne des Lloyd sind die besten der Welt. Aber in der Direktion des Lloyd steckt etwas viel Assessorismus. Es kommt darauf an, den Lloyd nicht von der Kanzlei, sondern von den Schiffen aus zu leiten. Ein großer Kaufmann mit einem unbändigen österreichischen Hochmuth gehörte her. Wie Bruck einer war (einer von den paar wirklich Großen in Oesterreich, der denn dafür auch von der Verleumdung erwürgt worden ist). Hat Derschatta dazu die Kraft? Er war einst eine österreichische Hoffnung. Ich kannte ihn; zwanzig Jahre ist es her, ich war damals Freiwilliger; abends ging ich aus der Kaserne gern ins Spatenbläu:

da saß er mit Steinwender. Derschatta, der Steirer, Steinwender, der Kärntner, Sylvester in Salzburg, Beurle und der junge Löcker in Linz: Die hatten damals das Vertrauen der Jugend. Von ihnen erwarteten wir die Kraft, das deutsche Bürgerthum aufrecht und felbstvoll zu machen. Vor zwanzig Jahren war Das. Sie haben Alle viel erreicht, aber das deutsche Bürgerthum nichts. Und merkwürdig ist nur, wie Jeder von ihnen auf einmal aus dem Politischen abschwenkt, um sich eine Wirksamkeit im Sachlichen zu suchen, gleichsam eine Nische, um dort seine Thatkraft unterzustellen. Es kommt plötzlich die Leidenschaft über sie. Etwas zu leisten. Etwas zu thun. So treten sie aus dem Politischen, denn da scheint ihnen Dies unmöglich. Merkwürdiges Land, wo die besten Politiker, um wirken zu können (wenn sie es nicht vorziehen, Eigenbrötler oder Sonderlinge zu werden, wie Steinwender), aus der Politik austreten müssen, vor Angst, sich zu vergeuden, vor Sehnsucht nach einer Wirklichkeit für ihre Kraft, und wo nur die ganz unfähigen Politiker sich behaupten können! Die Frage für den Lloyd ist nun, ob Derschatta bei ihm blos einfach in Pension gehen will oder dort ein Gebiet für seine Kraft sucht. Er hat Kraft. Leider aber hat er auch Verstand, und zwar solchen von der bösen Art, die, mit dem Elend und der Schmach unserer Verwaltung bekannt, ungläubig, hoffnunglos und furchtsam macht. Seine ganze Generation hat Oesterreich aufgegeben. Sie verzichtet. Jeder will sich nur irgendwie noch zu einer Wirkung im Kleinen retten. Im Kleinen fortzuwerkeln: sonst wissen sie sich keinen Ausweg mehr. Der Lloyd aber hätte einen Phantasten nöthig, der an das Unmögliche glaubt. Denn was bei uns unmöglich scheint, ist das Wirkliche. Und zu helfen ist uns überall nur durch Romantiker, die man auf die Wirklichkeit losläßt; das Romantische wird ihnen durch die Wirklichkeit dann schon ausgetrieben. Und wenn nun Derschatta, vielleicht, statt der verzichtenden Gescheitheit, vielleicht, die andere Gescheitheit wählt, eine nämlich, die sich, aus Einsicht ins Nothwendige, zwingt, das Vermessene zu wagen, könnte der Lloyd wieder hoffen; vielleicht. Er müßte sich nur dann auch abgewöhnen, verbindlich zu sein. Denn der Lloyd braucht eine rauhe Hand mit einem starken Besen. Für feine Finger ist diese grobe Arbeit nichts.

Nachmittags mit einem der liebenswürdigen Herren vom Lloyd nach Opcina hinauf. Wie wir auf der Piazza della Caserna in die Elektrische steigen, fällt mir drin, unter armen Leuten sitzend, Marktweibern mit großen Körben und Dienstmädchen in fransigen Tüchern, ein hochgewachsener stämmiger Herr auf, der mich irgendwie von fern an den bulgarischen Fürsten erinnert, mit einer Dame, die einmal sehr schön gewesen sein muß. Ich höre, daß es der Statthalter ist, Prinz Hohenlohe, der vor einigen Jahren einmal ein paar Wochen Minister war, aber, als ihm zugemuthet wurde, von seiner Meinung und vom Rechten abzustehen, lieber wieder ging. Seitdem heißt er der Rothe Prinz; eine Meinung zu haben, gilt hier für anarchistisch. Seine Frau ist eine von den Schönborn» Mädeln, in die wir, vor zwanzig Jahren, als Studenten Alle verliebt waren, in alle drei. Er, fünf« undvierzig Jahre alt, unverbraucht, thätig und tüchtig, sitzt hier im Winkel und wünscht es sich nicht anders. Wenn in unsere Verwaltung einmal ein anständiger Mensch geräth, hat er nur den Wunsch, bei Seite zu bleiben. Keiner scheint der eigenen Anständigkeit zuzutrauen, daß sie die landesübliche Gemeinheit überwin» den könne. Er ist hier beliebt; den Leuten gefällt sein offenes, unverdrossenes Wesen

Auch die bösesten Italiener mögen ihn. Nur ist es freilich thöricht, zu glauben,
daß sie, weil sich einmal ein Statthalter verständig und natürlich beträgt, nun
gleich versöhnt sein müßten. In Wien meint man immer. Alles komme blos vom
bösen Willen der Unterthanen her, den es nun durch Beredsamkeit, Wohl auch allerlei Gefälligkeit, zu beschwichtigen gelte. Die Leute hier aber hätten den besten Willen,
sobald es ihr Jntensse wäre. Unsere Regnungen wissen noch immer nicht, daß
es das Jnteresss ist, das die Menschen regirt. Wos mir gut geht oder wo ich mir
einbilde, daß es mir gut gehe, da ist mein Vaterland: Hurra! Wos mir schlecht
geht, an Leib oder Seele, wo mich hungert oder friert, wo ich nicht froh werden
kann, da will ich fort: ^bdasso! Unsere Regirungen glauben, es mit Orden zu
zu machen. Das ist zu idealistisch gedacht.
Oben, beim Obelisken, als wir den Wagen verlassen, tritt der Prinz auf
mich zu, um mich zu begrüßen. Er ist sehr nett mit mir. Nur haben Aristokraten,
wenn sie mit pöbelhaften Leuten nett sind, bei uns Das, daß sie darüber selbst
zu sehr gerührt sind; es treten ihnen über ihre Herablassung die Thränen in die
Augen. Wer weiß übrigens, wie man selbst an ihrer Stelle wäre! W.: sind ja
schließlich in einem Staat, wo heute noch der Fürst, der Graf ein höh^rcs Wesen
ist, nicht gesetzlich, aber wirklich, der Macht nach. Jedes Gespräch eines Adeligen
mit einem Bürger beruht eigentlich also auf einer Fiktion. Beide fingnen, daß
die Rechtsungleichheit ausgelöscht sei. Beide wissen aber, daß sie Das doch eben,
um mit einander sprechen zu können, nur fingiren. Und Das macht Beide verlegen.
Der Fürst denkt: Ich bin doch sehr aufgeklärt, ich p!üzle diesen Bürger nicht,
sondern spreche sogar mit ihm, wie mit einem Menschen! Und der Bürger denkt:
Er könnte mich auch prügeln! Natürlich merkt man Das dann der gegenseitigen
Nettigkeit an. Ich glaube nicht, daß ein Lord und ein englischer Schneider, wenn
sie mit einander sprechen. Dies denken.
Wir stehen am Obelisken.. . Dreihundertvierzig Meter sind wir hoch, das
Meer athmet herauf, wie von Blüthen ferner Inseln riecht die Luft, Schneewind
springt aus den Bergen. Eine Alm am Meer. Ich sage: Hier könnten drei Sanatorien, fünf Hotels, siebenhundert Villen und zehntausend Engländer sein! Der Statthalter seufzt: Ja, was könnte hier nicht Alles sein! Und Sie müßten erst Jstrien
kennen! Jstrien kennt ja Niemand. Das ist wie ein Märchen! Ich sage: Also bauen
Sie doch hier, Durchlaucht! Er antwortet, mit leisem Spott: Es ist ja eigentlich
nicht der Beruf der Statthalters, Hotels zu bauen.
Ich möchte nur wissen, was eigentlich der Beruf der Statthaltern ist, wenn
es nicht ihr Beruf ist: Hotels zu bauen, Straßen zu bauen. Brücken zu bauen,
Bahnen zu bauen, Schiffe zu ba^en. Alles zu bauen, was nothwendig ist und was
die Leute selbst nicht bauen, weil es ihnen an Geld und Zutrauen fehlt. Der Statthalter sagt: Was könnte hier nicht Alles sein! Wenn er nun nicht der-Statthalter,
fondern Italiener wäre, so würde er sicher sagen: Was könnte hier nicht Alles
sein, wenn wir einen anderen Staat hätten! Und er wäre so ein Jrredentift.
Ich gehe dann, auf der Höhe, einen wunderschönen einsamen Weg durchs
Gestein, den entzückten Blick auf Miramar und über das schäumende Meer hin,
nach dem weinberühmten Prosecco und von dort nach Barcola hinab. Auf dem
Meer verlischt der Tag, Alles ist plötzlich groß und ftill geworden, ein ungeheurer
Ernst steht auf der grauen Bahn der verstummten Bucht. Manchmal rollt ein Stein
aus den Dolinen los, durch das ungeheure Schweigen.

Wie heißt der Weg, den wir gehen? Jetzt Stefanieweg, zur Erinnerung
an einen Besuch der Kronprinzessin, aber das Volk nennt ihn immer noch den
Napoleonweg. Napoleon? Ja, Napoleon war einmal in Trieft; und dort oben,
wo wir früher gestanden haben, stand auch er einst und sagte, nach Grignano hin-
zeigend: Hier gehört ein Weg her, ich will hier einen Weg, hier will ich gehen,
wenn ich wiederkomme! Und der Weg war. Napoleon ist nicht wiedergekommen.
Aber der Weg ist noch immer da. Nur ein Bischen steinigt und verwahrlost ist er jetzt.
Ich erinnere mich, im Memorial einmal gelesen zu haben, wie Napoleon
von einem Begleiter gefragt wird, warum er ihm denn einst irgendeine Kommisston
zugewiesen habe, von der der Begleiter nichts verstanden. Nun, antwortet der
Caesar, ist sie Dir nicht gelungen? Ja, sagt der Begleiter, aber ich wundere mich
noch heute. Siehst Du, sagt Napoleon, es kommt eben gar nicht darauf an, daß
Einer eine Sache gelernt hat, sondern darauf, daß er überhaupt Verstand hat;
dem Dummen nutzt es nichts, sie gelernt zu haben, und der Gescheite hat es gar
nicht erst nöthig. Napoleon wußte, daß man Etwas noch lange nicht kann, wenn
man es kennt. Kenntnisse kann man sich jeden Moment verschaffen, Bücher und
Lehrer sind überall, aber das Können muß man haben. Wir verwenden „gelernte"
Leute; er zog gescheite Leute vor. Worin er dem Hofrath Burckhardt gleicht, der
auch gern sagt, daß er sich ein Haus lieber von einem begabten Schneider als
von einem dummen Architekten bauen und einen Katarrh lieber von einem klugen
Briefträger als von einem albernen Arzt behandeln läßt. Aber unser Land wird durch
Fachleute verhert. Ein Fachmann ist, wer Etwas gelernt hat und es nicht versteht.
Nun schreiten wir am Meer. Das Wasser gluckst, der Abend schwebt mit
schwarzen Schwingen. Ich denke still bei mir an unser Land, an unsere Leute.
Wenn man sie reden hört, ist immer der Andere schuld. Jeder will das Beste,
aber an dem Anderen fehlts. Und Jeder will zunächst den Anderen ändern. Das
scheint ihm das Wichtigste; er kümmert sich um den Anderen viel mehr als um
sich selbst. Und wir haben auch eine merkwürdige Art von Egoismus im Land.
Sonst will ein Egoist, daß es ihm so gut wie möglich gehe. Hier nicht. Hier
kommt es dem Menschen weniger darauf an, daß es ihm gut gehe, als darauf,
daß es dem Anderen schlecht gehe. Das nennt man den nationalen Kampf. Auch
wollen sie nichts wagen. Sie wollen.sicher" gehen. Lieber ein sicheres Elend
als ein ungewissts Glück. Und dann diese österreichische Todesangst vor jeder Ver-
änderung, oben und unten. Nur im Gewohnten bleiben! Warten wir lieber noch
ein Bissel! Der psychische Apparat scheint schlecht geschmiert und knarrt, wenn er
sich bewegen soll. Wenn man in Wien, um Licht und Luft zu kriegen, irgendein
altes Haus fällen muß, weinen Alle. Und so warten wir immer lieber noch ein
Bissel. Man darf schließlich auch gegen die Regirung nicht ungerecht sein. Ihr
ärgster Fehler ist, daß sie volksthümlich ist. Sie gleicht unserem Volke. Wir
hätten eine nöthig, die fremdartig wäre. Wir müßten einmal einen ungemüth-
lichen Regenten haben.
Und dann irren durch dieses Land solche Querulanten wie ich, ruhelos, die
voll Zorn sind, an ein starkes Oesterreich glauben und es suchen gehen, während
der Abend mit seinen großen schwarzen Augen über das glucksende Wasser schaut.
Wien. Hermann Bahr.

Berliner Gründungen.

eistige Affektion wird nirgends so rasch kapitalisirt wie in Berlin. Hier spielt man gern mit großen Gedanken und Plänen; und ehe noch die theoretischen Erörterungen beendet sind, ist ein fertiges Programm da, zu dem das Publikum die Musik machen soll. Gute Einfälle giebts in Fülle; nur gelingt immer erst der zweiten oder dritten Hand, der Quelle Gold zu entlocken. Der alte Scherz, daß Einer nach zwei ordentlichen Pleiten Millionär geworden sein muß, läßt sich auf manche berliner Sanirung übertragen. Man prüfe, was aus vielen der in Glagaus Buch über den Gründungschwindel erwähnten Unternehmungen geworden ist; ganz Anderes, als Herr Glagau prophezeite. Auch als Pommernbank und Spielhagen-banken stürzten, glaubte Niemand, daß auf der Schuttmoräne je wieder Gras wachsen werde. Und als Adolph Eberbach im Admiralsgarlenbad gehaust hatte, wurden alle Pläne begraben, die sich um den interessanten Häuserblock gegenüber der Pepinisre gerankt hatten. Vor knapp zwei Jahren erst hat die Glanzperiode der beiden Eberbachs ihr Ende erreicht; der Plan des Hoteltrusts schien eingesargt: und heute schon wird das Interesse des Kapitals für eine Gründung gefordert, die an Eberbachs Ideen erinnert. Aus den „europäischen" Projekten des kühnen Bremensers hat sich ein spezifisch berlinisches Unternehmen herausgeschält. Die ^Admiralspalaft-Aktiengesellschast am Bahnhof Friedrichstraße" soll gegründet wer-den, um das dringende Bedürsnitz nach Errichtung einer universalen Vergnügung« stätte zu befriedigen. Die Admiralsgartenbad» Aktiengesellschaft war von Eberbach so stark geschröpft worden (mehr als 2^ Millionen kostete sie die Bekanntschaft mit dem eigenartigen trustes), daß sie ihr Grundstück in der Friedrichstraße zum Verkauf stellte. Eine als „Baugesellschaft am Bahnhof Friedrichstraße^ eingetragene G. m. b. H. ließ sich die Option auf das Grundstüt geben; und diese Kaufbe-rechtigung bildet die Grundlage der neu zu errichtenden Gesellschaft. Die G. m. b. H. wendet sich nämlich an das Publikum, um für die Hälfte (2 Millionen) des Aktienkapitals der projektirten Gesellschaft zur öffentlichen Zeichnung aufzufordern. Von dem Ergebniß der Subskription wird wahrscheinlich abhängen, ob das Vor-kaufsrecht auf die erwähnten Häuser in der Friedrichstraße ausgeübt werden kann oder nicht. Die gesammten Kosten des Admiralspalastes betragen 12 Millionen Mail. Davon sind, wie die Aufforderung zur Zeichnung sagte, .10 Millionen ge-sichert; die Subskription soll.also noch 2 Millionen schaffen. Wahrscheinlich hätte die Baugesellschaft, die unter der Einladung zur Zeichnung steht, in normalen Zeiten des Effektenmarktverkehrs gezögert, sich mit einer nur auf Chancen be-ruhenden Emission an das Publikum zu wenden. Wer kann sagen, ob das „welt-städtische Unternehmen" (Konzer! cafs mit Billard- und Spielsälen, Bar, Kinemato-graphentheater, Cabaret, Eislaushalle, Varists) Erfolg haben, ob die Verzinsung der 12 Millionen genügen wird? Die verlockendste Rentabilitätberechnung kann praktische Erfahrungen im einzelnen Fall nicht ersetzen; und wer die Aktien der noch nicht bestehenden Gesellschaft mü IOIV2 Prozent erwirbt, darf zunächst noch nicht an eine sichere Dividende denken. Nicht zu bestreiten ist, daß der Platz, auf den der Amusirpalast gestellt werden sott, alle erdenklichen Vortheile bietet. Aber das Bedürfniß nach einer Vermehrung der berliner Vergnügungstätten ist min-destens zweifelhaft und so bleibt auch die Rentabilität des neuen Etablissements

in Frage gestellt. Dem Aktienkapital von 4 Millionen Mark steht eine Schulden-
last von 8,10 Millionen gegenüber, denn zwei Drittel der notwendigen Auf-
wendungen sollen durch eine Hypothek im Betrage von 6^ Millionen und durch
eine Anleihe von 1,60 Millionen aufgebracht werden. Die Hypothek ist mit 4^
Prozent zu verzinsen und auf zehn Jahre unkündbar. Das sind Bedingungen, die
deutlich genug auf das Risiko des Unternehmens weisen. Das blinde Vertrauen
hätte sie weniger streng gestellt. Die Belastung der Grundstücke steht auch in argem
Mißverhältnitz zu dem Erwerbspreis, der mit rund 6 Millionen angegeben ist.
Berlin bietet dem geschickten Unternehmer jede Möglichkeit. Aber man darf
nicht vergessen, daß es schließlich üdersättigt werden kann. Auch von Hotelgründ-
ungen. Als Aschingers am Potsdamer Platz den Fürstenhof bauten, glaubte man,
damit sei die Hotelgalerie fürs Erste abgeschlossen. Doch nach der Asch in gergesell-
schaft kam die Deutsche Hotel-Aktiengesellschaft in Hamburg und ließ durch die
Firma Boswau Q Knauer das Hotel Esplanade bauen. Ein Prunkstück, das dem
nüchternen Wirthschaftmenschen zunächst Beklemmung erregte, das aber einstweilen
gut rentiren und die meisten Konkurrenten überflügelt haben soll. Wird noch Uep-
pigeres folgen? Soll denn nur der Boden, auf dem die Paläste stehen, den Werth-
faktor bilden und alles Kapital, das im Bau steckt und im Betrieb aufgewendet
wird, Aufgeld sein? Wer sich die Skala des berliner Bodenwerthes ansieht, mag
denken: „Der Bodenpreis steigt natürlich eben so rasch wie die Bevölkerungsziffer."
Vor zwanzig Jahren betrug der Werth des bebauten Bodens etwa 5 Milliarden.
Seitdem hat sich die Einwohnerzahl und der Bodenwerth verdoppelt. Das ist je-
doch nur der Bebauung zu danken; man darf sich Grund und Boden nicht als
eine Größe für sich vorstellen. Die Hypothekenbank schätzt das dem Boden aufge-
fetzte Objekt bei der Bemessung der Darlehen sehr hoch mit ein;.die Frage nach
der Rentabilität der bebauten Grundstücke ist also recht wichtig. Welche Aussichten
haben die Hotels? Wird der Fremdenverkehr stark genug sein, um die angebotenen
Räume zu füllen? Muß nicht bald einmal der gesürchtete Rückschlag kommen?
Daß die Finanzirung der modernen Gasthäuser keine so ganz einfache Sache
ist, hat die Aschingergesellschaft, hat auch die Deutsche Hotelaktiengesellschaft er-
fahren. Der Bau des Hotels Esplanade kostete viel mchr, als der Kostenanschlag
angenommen hatte. Die ursprünglich eingetragene Hypothek von 6^4 Millionen
wird also nicht die einzige Belastung des berliner Hotclgrundstückes bleiben; ob
Beleihung und Objektwerth ins richtige Verhälttnß kommen, ist abzuwarten. Manche
Leute meinen freilich, in Verbindung mit dem Begriff „Berlin" dürfe man von
einem begrenzten Werthfaktor überhaupt nicht reden. Da höre jeder normale Maß-
stab auf; und die Taxe, die in der Provinz bis auf den Pfennig genau herzustellen
sei, schweife in Berlin auf das Gebiet der inkommensurablen Größen ab. Der
berliner Grundstückschätzer ist ein „Heimathkünstler". Jedenfalls ermuthigt er die
Unternehmer zu allerlei neuen Wagnissen. Die Gegend um den Potsdamer Platz
ist noch lange nicht ausgeschlachtet. Vor der Baugesellschaft am Bahnhof Friedrich-
straße, die den Admiralöpalast bauen will, hat sich eine Baugesellschaft am Pots-
damer Platz (eine Aktiengesellschaft, während die zuerst genannte Firma nur G. m.
b. H. ist) gebildet, die einige Grundstücke gegenüber dem Hotel Fürstenhof gekauft
hat. Die Taxen spielen hier eine große Rolle; denn in der offiziellen Bekannt-
machung hieß es, daß der Erwerbspreis der Objekte um mehr als das Doppelte

hinter dem geschätzten Werth zurückbleibe. Das wäre also ein glattes Geschäft,
wenn die Grundstücke so leicht zu verwerthen wären, wie die rasch angefertigten
Taxen vcrmuthen lassen könnten. Die neue Gesellschaft wird wahrscheinlich wieder
ein Hotel bau n. Was soll man aus einem so theuren Objekt machen? Ein Waaren-
haus? Da ist der smbkn-i-ÄZ 6s i-iekssso beinahe noch größer als im Hotelbereich.
Der Boden Berlins ist allmählich so kostbar geworden, daß cs schwer ist, ihn zu
befriedigender Rentabilität bringen; denn die eigentliche Aufgabe des Bodens, dem
Bau von Wohnhäusern zu dienen, bietet gerade da die größten Schwierigkeiten,
wo, wie in den besten Gegenden Berlins, die Preise ins Phantasiereich steigen.
In der City weicht das Wohnhaus dem Geschäftspalast; und unsere City
dehnt sich immer weiter aus. Die londoner City bedeckt eine Fläche von S80 lia,
die eine Rente von etwa 300 Millionen im Mark im Jahr abwerfen. Der bebaute
Boden Berlins umfaßt wohl 6000 !^ und der Ertrag ist mit 500 Millionen nicht
zu hoch angenommen. Man sieht also, daß London in der Entwicklung des Boden-
preises der deutschen Metropole weit voraus ist; aber londoner werden von ber-
liner Verhältnissen stets verschieden bleiben. Bei uns ist die bebaubare Bodenfläche
nicht begrenzt und die Verkehrsmittel gestatten, ziemlich weit vom Stadtcentrum
zu Wöhren. New Jork würde keine Wolkenkratzer bauen, wenn Platz genug für
normale Häuser wäre. Aber die kleine Manhattaninsel, auf der die Riesenstadt sich
ausdehnt, läßt sich nicht künstlich erweitern. Berliner Unternehmer dürfen nicht
mit amerikanischen Proportionen rechnen. Manche mißglückte Schöpfung könnte
zur Vorficht mahnen. Das Passagekaufhaus hat nicht einen einzigen Tag des Glückes
erlebt; und doch war diese völlig neue Sache, die Vereinigung selbständiger Spezial-
geschäfte unier einem Dach, mit Drommetenftößen begrüßt worden. Nun ist aus
dem Concern der Einzelgeschüfte ein Waarenhausbetrieb, unter der Leitung des
Herrn Wolf Wertheim, entstanden. Die berliner Volksseele reagirte sofort auf den
Namen Wertheim, der ihr den Waarenhcmsgedanken repräsentnt. Die Berliner
Pasfagebau-Aktiengesellschast, die Erbauerin des Kaufhauses, konnte aber nicht so
schnell verschwinden, wie sie entstanden war. Auf dem Grundstück ruht eine Hy-
pothek von 12^2 Millionen Mark, neben der eine Obligationenschuld im Betrage
von 20 Millionen Mark besteht. Ein Theil dieser fünfprozentigen Schuldverschrei-
bungen, die von der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft ausgegeben worden
find, soll bereits im Publikum untergebracht sein. Da giebts also Gläubigerinteressen,
denen das Schicksal des Passagekaufhauses nicht gleichgiltig sein kann. Dis Erste
Hypothek (4 Millionen) hat die Deutsche Bank gegeben, die mit der Berliner Terrain-
und Bau-Aktiengesellschaft und der ihr liirten Baufirma Boswau & Knau;r zu-
sammengeht. Das Kunststück besteht bei solchen Gründungen darin, möglichst viele
Zwischenglieder zu konstruiren, die den größten Theil des Risikos zu übernehmen
haben. Da die Aktiengesellschaft das schwerer zu spielende Instrument ist, so wählt
man für diesen Fall gern die G. m. b. H. Da wird irgendetwas Glaubhaftes in-
vestirt, und wenn die paar Formalien, die der Gesetzgeber vorschreibt, erfüllt sind,
gehts an die „Verschärfung" der Antheile. Auch diese Aktion wird natürlich so
gut vorbereitet, daß die Finanzirung glatt abzuwickeln ist. Reiche Leute, die nichts
zu thun haben, freuen sich, wenn sie Gründungprotokole und Aussichtrathsbeschlüsse
mit ihren Namen zieren dürfen. Bei der Passagekaufhausgesellschaft dachte man
an die Errichtung einer besonderen Betriebsgesellschaft m. b. H., deren Zweck sein

sollte, die Inhaber der vereinigten Spezialgeschäfte zu Anteilbesitzern zu machen
und sie dadurch fester an das Unternehmen zu binden, als sie vorher waren. Aus
der Gründung ist nichts geworden: und die Zukunft des Passagekaufhauses hängt
nun wohl an den Talenten des Herrn Wolf Wertheim. Das Pzssagekaufhaus krankte
von vorn herein daran, daß es nicht einem Bedüfniß erwachsen war. Eine Bau-
firma wollte bauen und eine MSbelfirma (M. MarkiewKz) wollte sich neue Absatz-
chancen schaffen. Aus der Umschlingung dieser beiden Wünsche wurde das Kaufhaus
geboren; die Frage, ob die Gegend es fordere und brauche, wurde nicht gestellt.
Herr Wolf Mörlheim hat sich von seinen drei Brüdern, den Inhabern der Firma
A. Wertheim, getrennt. Dieser Trennung entsprangen vier Gesellschaften m.b.H.
Herr Wolf Werthtim gründete die Waarenhaus W. Wertheim G. m. H. mit 1 Million
Mark Kapital und die Internationale Waarenhausgesellschaft m. b. H. mit 500 000
Mark Kapital. Das sind neue Unternehmungen. Die anderen beiden G. m. b. H.,
die von der Gegenpartei gegründet wurden, dienen in erster Linie dem alten
Waarenhaus A. Werlheim, da5 sich gegen den Eindringling schützen muß.
Berlin ist die Stadt der Waarenhäuser, Hotels und G. m. H. Hier bietet
sich die Möglichkeit riesiger Umsätze, die dem Kapitalisten das Bild eines steten Gold-
stromes vortäuschen. Andere Städte sind reicher als Berlin; aber keine Stadt zeigt
die Naturgeschichte der großen Vermögen in so lebendigen Farben. Bluff und
solider Erwerb wirken hier zusammen. Man sollte einmal untersuchen, wie groß
die Betheiligung der Centrale des Reiches an der Bildung des Nationalvermögens
ist: man würde elstaunl che Ziffern sehen und begreifen, daß kein trivialer Aus-
spruch so gut begründet ist wie das befainte Wort: „In Berlin ist Alles zu machen."
Kann man sogar Aktien mit Bauzinsen ausgeben, wie jüngst von der Gesellschaft
für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen beschlossen wurde. Die „Hochbahn"
ist ja auch ein Stück modernster Geschichte Berlins. Sie war da, als der Verkehr
auf dem Straßenniveau fast unerträglich groß wurde, Die Periode der Unter-
grundbahnen begann; und die Hochbahngesellschaft hat die neue Aera eingeleitet.
Sie Hütte wohl daran gedacht, sich ein Monopol für die Ausgestaltung des unter-
irdischen Verkehrs zu errichten; aber die großberliner Kommunen haben diese Absicht
durchkreuzt. Trotzdem bleiben der Gesellschaft noch Erweiterungmöglichkeiten, die
aber neues Kapital erfordern. Und die Rentabilität ist nicht sicher, weil mit wachsen«
der Konkurrenz gerechnet werden muß. Man beschloß also, Aktien mit festen Bau«
zinsen auszugeben. Das geschieht gewöhnlich bei neuen Unternehmungen, um in
der Bauzeit die Aktien nicht ohne jeden Ertrag zu lassen. Das Handelsgesetzbuch
hat, im Paragraph 215, diesen Fall vorgesehen und im Uebrigen bestimmt, daß
der Gesellschaftvertrag den Zeitpunkt bezeichnen muß, wo die Zahlung von Bau-
zinsen spätestens aufhört. Ob die Absicht der Hochbahngesellschaft sich durchführen
läßt, ist also fraglich; nach dem ursprünglichen Statut ist der Termin, bis zu dem
Bauzinsen bezahlt werden sollen, längst verstrichen. Man wird ja sehen, wie die
Gerichte sich zu der beschlossenen Statutenänderung stellen werden. - Der Fall ist
zur Jllustrirung der belliner Verhältnisse brauchbar. Man will was unternehmen
und überschätzt die Ergiebigkeit der Anlagen. Der Amerikanisirung, die in Berlin
fichtbar ist, fehlen ein paar wichtige Vorbedingungen. Dieser Mangel verleitet
dazu, künstliche Rentabilität an die Stelle natürlichen Ertrages zu setzen. Und auch
dieses Mittel wird man einst vielleicht zu den nur in Berlin möglichen Dingen zählen.
Ladon.

Aphorismen.^)
HM, ein Mensch ist durchaus nothwendig oder auch nur sehr wichtig. Wenn
ich heute meine Thätigkeit einstellte, würde man nicht viel davon merken.
Die Welt ist voll von Menschen, die bereit und fähig find, an die Stelle An-
derer zu treten. Der Mensch, der dort Hand anlegt, wo ich losgelassen habe, wird
ruhig weiter arbeiten. Nichts, gar nichts wird vorkommen. Die Eisenbahnzüge
werden genau so laufen, die Dividenden wie vorher verdient werden. Und so
steht es mit jedem Menschen.
Je älter ich werde, desto besser wird meine Meinung von meinen Mit-
menschen.
Ich habe hart gearbeitet, weil es mir Freuds machte, zu sehen, wie Et-
was gethan, geschaffen wird.
Fasse einen Gedanken und arbeite daran, bis er erfolgreich durchgeführt
worden ist. Das ist ungefähr Alles, was Unsereinem das Leben bietet.
Die meisten Leute scheinen mehr von einem Menschen zu halten, der redet,
als von einem, der handelt. Wir leben in einer Zeit, die den „Ismen" ge-
widmet ist. Auch Das wird vorübergehen.
Ich habe immer zu viel zu thun gehabt, um vis! über mich selbst nach-
zudenken. Die Aerzte fangen an, mir Zu sagen, dsß ich den anderen Menschen
auch einmal Gelegenheit geben solle, Etwas Zu thun.
Das Meer hat seine Gezeiten; cs steigt und fällt. Der Mensch, der, wenn
er die Anforderungen berechnet, die der nächste Tag an ihn stellen wud, die
Ebbe nicht in Betracht zieht, lebt in einem Narrenparadies.
Das höchste Gesetz unserer ganzen Civilisation ist die Kooperation aller
Einzelindividuen zur Erleichterung der Lebensbedingungen.
Edward Hemy Harnman unterschied sich von einigen der Multimillionäre da-
durch, daß er sich seldst niemals überschätzte,, nie glaubte,,daß er blsser und weiser sei als
seine Mitmenschen und diesem Umstände seinen.Erfolg zu verdanken habe. In seinen er-
sten Jahren machte er sich durch seinen beißenden Witz viele Feinde und galt als vollen-
deter Cyniker; später wurde er milder. Die hier folgenden Ausspüche stammen aus sei-
nen letzten Jahren. Sie zeigen seine Denkart; denn was man ihm auch sonst vorwerfen
mag: Harriman war immer wahrhastig und verschmähte jede Heuchelei.

Um Das zu erreichen, was die Menschen Erfolg nennen, muß man sich seinem Geschäft mit Hingabe widmen und seiner Zeit immer ein Bischen voraus sein.

Mein Vater war ein Paftor, und zwar ein tüchtiger Pastor. Er faßte seine Aufgabe als Seelsorger ernsthaft auf und lehrte seine Knaben, in Allem, Was sie thaten, ernsthaft zu sein.

Zwei große Gefahren bedrohen die Wohlfahrt unseres Landes: müßiges "Geld und müßige Arbeitkräfte. Eins ist so verderblich wie das Andere.

Es schien mir immer weiser, auf dem Dach zu schlafen als im Keller.

Konnexionen können keinen Menschen weit bringen. Harte, ausdauernde Arbeit und völlige Hingabe entscheiden immer.

Die Ehe braucht nicht zur Geschäftssache zu werden. Sie sollte vielmehr niemals in diesem Licht angesehen werden. Aber trotzdem spielt die <Ehe in dem Kampf um Das, was gewöhnlich als Erfolg bezeichnet wird, eine große Rolle.

Erfolg besteht darin, daß man irgendeine Sache eben so gut oder besser macht, als sie von einem anderen Menschen gemacht werden kann.

Dem jungen Mann, der im Leben erfolgreich zu sein wünscht, möchte ich folgende Winke geben: Sei immer höflich, immer freundlich und thue unter allen Umständen Dein Bestes. Wenn Du heirathest, so wähle ein gutes Mädchen, das bereit ist, Dir zu helfen, und das Interesse für jede Art von Thätigkeit empfindet, die Dir auferlegt werden mag.

Die Zeitungen haben Alles Photographie, was an mir zu sehen ist, nur nicht mein arbeitendes Gehirn.

Wenn ich Menschen auswähle, die mir helfen sollen, so kümmere ich mich weniger um den Schnitt der Kleider als um die Form des Kopfes.

Ich habe immer gefürchtet, daß wir bald mehr Beamte als Aktionäre haben würden. Man hat so viele neue Gesetze gemacht. Jedes neue Gesetz schafft einen neuen Stab von Beamten, die vom Staat erhalten werden müssen, ^und um eine Entschuldigung für ihre Gehälter zu finden, müssen die Gesetz-

geber emsig arbeiten, damit sie neue Dinge aussindig machen, die besteuert
werden können.
Je größer die Prosperität ist, desto schneller müssen wir die Mittet
finden, aus der Prosperität Nutzen zu ziehen.
Die Aerzte machten eine Röntgen-Aufnahme von meinem Magen. Als
sie mich auf ein Stück Packpapier setzten, um mich zu isoliren, bemerkten sie
nicht, daß ein Nagel darin steckte. Der Nagel drückte mich arg; aber ich ge^
wöhnte mich schnell daran. Genau so ist es, wenn man vor Gericht ver^
nommen wird.
-5-
Das Automobil ist der größte Doktor und Apotheker in der Welt. Es
giebt uns frische Luft, läßt uns vergessen, regt uns an. Ich wünschte, die
Autos wären billiger, so daß auch der Mann mit geringen Mitteln sich auf
diese Weise Gesundheit verschaffen könnte.
Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es wohl der Mühe werth ist, seine
ganze körperliche und geistige Kraft neuen Riesenunternehmungen zur Verfügung,
zu stellen. Ich habe mich nach Schatten, Ruhe und Bequemlichkeit gesehnt.
Aber in jedem Menschen lebt Etwas, das in ihm das Verlangen weckt, seinem
Weg weiter zu gehen und Das zu beenden, was er begonnen hat.
Die Menschen leiden an dem „Werde-schnell-reich-Bazillus". Das ist
eine furchtbare Krankheit. Sie ist die einzige ernsthafte Gefahr, die dem ge^
sunden Wachsthum der Vereinigten Staaten droht.
Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es in unserer Welt viel mehr Glück
gäbe, wenn die Frauen sich mehr für die Angelegenheiten ihrer Männer-
interessirten.
Welcher vernünftige Mensch glaubt nicht an Gott? Die Religion erhälb
und fördert die Civilisation.
Wir haben Affendiners und allerlei alberne Geschichten einer Gesell-
schaft von Müßiggängern erlebt. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man weniger
Champagner und Trüffeln, aber mehr Roastbeef und Milch zu sich nehmen muß»
Edward Henry Harriman.
Herausgeber und veramwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin^
Truck von G. Bernstein in Berlin.

Das Ende der Mode.
it dem Problem der Mode hat sich das ernst zu nehmende Schriftthum,
sei es rein wissenschaftlich oder „nur" literarisch, nicht allzu intim be-
schäftigt. Solche Entdeckung ist Jedem hochwillkommen, der in Wissenschaft
und Leben Gebiete sucht, die noch Neuland sind. Ost genug muß man ja be-
trübt konstatiren (nur ganz naive Autodidakten glauben Das nicht), daß Einer,
der bereits darüber geschrieben hat, schon vorher dagewesen ist; und nun heißts,
will man mit seineu Ansichten über ein Problem ernst genommen werden, sich
dem alten und noch gar nicht veralteten Gelehrtenbrauch fügen, der da ver-
langt, daß man sich zunächst in Allem als gründlich beschlagen erweise, was
je über diese Frage gesagt wurde. Handelt cs sich also um kein neues Problem,
so hat man sich vor Allem durch ein Gebirge von Theorien Hindurchzugraben.
Beträchtlich war drum meine Freude, als ich fand, daß das Massiv des Theorien-
gebirges, von dem das Modeproblem umgürtet wird, kein allzu mächtiges ist.
Psychologische, ästhetische und ethische Formationen lassen sich hier und da
bestimmen: von Bildungen sozialwissenschaftlicher Herkunft merkt man nur
ganz wenig, mächtig, dafür aber auch locker, ist allein die feuilletonistifche Schicht.
Was ist Mode? Mit einer brauchbaren Definition kommt man immer
ein gutes Stück weiter. Ich finde sie in der Kernwahrhcit des kernigen Büch-
leins von Friedrich Theodor Bischer: „Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen
Komplex zeitweise giltiger Kultmformen" Da hier nur Einiges über ihre
volkswirthschaftliche Bedeutung gesagt werden soll, nicht aber auch von Dem,
was sich etwa als Modephilosophie, Modeliteratur oder Modekunst im geisti-
gen Leben bemerkbar macht, so wird natürlich nur von jetzt giltigen Formen
materieller Kultur die Rede sein. Aber was läßt sich denn mit solcher Desini-

tion anfangen? Von den Trägern der Mode spricht sie gar nicht und die Menschen interessiren uns doch mehr als die Dinge. Das ist so gefährlich nicht, denn man begreift leicht, daß die Zugehörigkeit zu einer Modegemeinde weniger von einer besonderen Disposition als davon abhängt, ob man die sie beherrschende Mode mitmachen kann oder nicht. Während die Mode, Panamahüte oder diesen „täuschend" ähnliche Nachahmungen zu tragen, in sehr weite Kreise gedrungen ist, weil Das materiell nicht allzu viel erfordert, werden sich Dem, was die Mode in Sachen Reithosen heischt, immer nur die sehr Wenigen fügen, die sich den Luxus des Reitens erlauben dürfen. Damit glaube ich das für den Begriff Mode Wesentliche gesagt zu haben. Von Denen, die das Thema historisch behandeln, hören wir darüber hinaus schließlich auch nur, daß es zu jeder Zeit fortgeschrittener Kultur Moden gegeben hat. Und im Uebrigen macht sich Anekdotenkram gern als Kulturgeschichte wichtig. Die Psychologen aber, die es reizen muß, einem so eigenartigen Phänomen so weit wie möglich nachzuspüren, kommen bald genug auf den toten Punkt, der uns den tieferen Sinn des Wortes von der Aussichtlosigkeit aller Psychologie recht verstehen läßt. Wissen wir denn wirklich, warum wir einer Mode folgen, auch wenn uns erklärt wird, daß die Mode eine besondere unter jenen Lebensformen darstellt, „durch die man einen Kompromiß zwischen der Tendenz nach sozialer Egalisirung und der nach individuellen Unterscheidungreizen herzustellen sucht" (Timmel). Neugierige fragen sofort: Warum sucht man denn aber einen solchen Kompromiß herzustellen? Und aus der Antwort erfahren sie, daß auch hier unser Verhalten auf Lust- und Unlustgefühle zurückzuführen ist. Hier heißts: ^ii^s pL^edoloKi^e!

Doch ob uns die Psychologie viel oder wenig Licht spendet, um ins Dunkel des Problems hineinzuleuchten: wir bedürfen ihrer gar nicht, denn über die Wirkung dieses Phänomens auf das Wirthschaftleben vermag sie nicht das Geringste auszusagen. Auf diese Wirkung aber kommt es hier vor Allem an. Und die Bedeutung dieser Wirkung wird uns klar, wenn wir bedenken, daß Modenwechsel Wechsel des Bedarfes heißt und daß Modeherrschaft, sei sie von kurzer oder langer Dauer, auf jedem Gebiet, das sie sich unterthan zu machen weiß, ein strenges Regiment ausübt, indem sie Vereinheitlichung des Bedarfes gebietet. Der Damenhut: einst war er so klein, heute ist er so groß: Wechsel des Bedarfes; „man" trägt nur gestreifte Saccos: Vereinheitlichung der Bedarfsgestaltung. In diesen beiden Folgeerscheinungen erschöpfen sich die Beziehungen zwischen Mode und Wirthschaft. Man will freilich gefunden haben, daß diese Folgeerscheinungen rückwirkend in den letzten Menschenaltern auch einen deutlich bemerkbaren Einfluß auf den volkswirthschaftlichen Organismus gewonnen haben, und man meint daher, die moderne Mode zeige manche Merkmale, welche die Moden früherer Zeiten gar nicht oder nur in

erheblich schwächerer Intensität besaßen. Als solche Charakteristika unserer Mode
werden aufgezählt: die unübersehbare Fülle von Gebrauchsgegenständen, auf
die sie sich erstreckt, die absolute Allgemeinheit der Mode und das rasende
Tempo des Modenwechsels. Das mag mit Vorbehalten zugegeben werden.
(Von einer absoluten Allgemeinheit der Mode kann schon deshalb nicht die
Rede sein, weil es stets Moden giebt, die ihrer Kostspieligkeit wegen nur für
die :n Betracht kommen. Modesports und Sportmoden: was in
Bezug auf Kleidung für eine Fahrt im Automobil cle i-iAueur ist, wird
immer nur wohlhabende Automobilisten interessiren.) Aber es scheint kaum
empfehlenswelth, den Begriff Mode zu dem der modernen Mode zusammen-
schrumpfen zu lassen, um dann eist den Zusammenhang zwischen Mode und
Wirtschaft aufzudecken. Werner Sombart, einer der wenigen Nationalo'konomen,
die diesem Problem bisher etwas Aufmerksamkeit geschenkt haben, und einer
der wenigen Gelehrten, deren Originalität zum Thei! auf einem soliden Fun-
dament wissenschaftlicher Gründlichkeit ruht, geht bei seiner geistreichen Theorie
der Mode von diesem Begriff der „modernen" Mode aus. Das Studium
des Modebiloungprozefses zeigt ihm als das Entscheidende, „daß die Mit-
wirkung des Konsumenten dabei auf ein Minimum beschränkt bleibt, daß viel-
mehr die durchaus treibende Kraft bei der Schaffung der modernen Mode der
kapitalistische Unternehmer ist". Jeder, dem eine im Tone der Ueberzeugung
vorgetragene Behauptung nicht gleich die Sprache verschlägt, könnte allerdings
fragen: Wer treibt den kapitalistischen Unternehmer? Und vielleicht würden
dann die modefchöpferischen Wirkungen des Prinzen von Wales und der pa-
riser Kokotie, denen Sombart nur den Charakter der vermittelnden Beihilfe
zuerkennen will, höher bewerthet werden. Doch wir fangen nun einmal bei jeder
Betrachtung des volkswirthschaftlichen Prozesses (wenn auch durchaus mit Un-
recht) immer bei der Produktion an. Und daher stimmt es schon, wenn Som-
bart sagt, alle Eigensten der modernen Mode seien aus dem Wesen der kapi-
talistischen Wirthschaftverfassung zu erklären. Daraus folgt aber noch nicht
mit Nothwendigleit, daß die Mode, zumal in ihrer heutigen Gestalt, des Ka-
pitalismus liebstes Kind sei, daß sie seinem inneren Wesen entsprungen sei
und seine Eigenart wie nur wenige andere Phänomene des sozialen Lebens
unserer Zeit zum Ausdruck bringe.

Als sozial-psychisches Phänomen ist die Mode etwas von jeder Wirth-
schaftverfassung völlig Unabhängiges. Ob die Volkswirtschaft im Zeichen der
Gebundenheit oder in dem des freien Spiels der Kräfte steht, ob die Pro-
duktionmittkl in den Händen Privater oder in denen der Gesellschaft sind:
das Wesen der Mode bleibt davon unberührt. Jedes Volk und jede Zeit hat
unter ihrer Herrschgewalt gestöhnt und wir brauchen nicht zu glauben, daß
wir prinzipiell modesüchtiger seien als irgendeine andere Generation. Freilich

versteht sich, daß die wirthschaftlichen Folgeerscheinungen, die ich vorhin andeutete, um so weiter greifen und um so fühlbarer werden, je mehr eine Wirthschaftverfaffung, ihrer eigensten Natur gemäß, die Launen der Mode begünstigt. Der wirthschaftliche Liberalismus zeigt ein solches Entgegenkommen in ganz auffälliger Weise. Unter dem System der freien Konkurrenz wird sogar das Erfinden neuer Moden zu einem regulären Beruf; denn gar nicht selten vermag ein Unternehmer seine Konkurrenten viel eher dadurch vom Markt zu scheuchen, daß er dem Publikum etwas ganz Neues anbietet, als dadurch, daß er die selben Waaren wie sie, nur besser und billiger, liefert. Und da bei völlig ungeregelter Produktion natürlich Alles, selbst das sinnloseste Zeug in den Konsum gebracht werden darf und bei geschickter Propaganda sogar für Schund begeisterte Anhänger leicht zu werben sind, so wird die Erfindung neuer Moden eine Sache dafür bezahlter Angestellter der an Modeindustrien interessirte Unternehmer. Vergebens zerbricht sich vielleicht Mancher den Kopf, um zu finden, durch welche innere Notwendigkeit gezwungen Jemand auf die Idee kommen konnte, als Erster die Landsknechtspluderhose anzufertigen; aber wir wissen genau, daß auf das Gebot des Chefs Musterzeichner die tollsten „Neuheiten" ersinnen, weil sie davon leben. Fast in jedem Betrieb der Textilbranche sehen wir einen Stab von Muster- und Modellzeichnern rastlos am Werk; ihr Bureau ist die Heimath vieler Moden. Man könnte also vielleicht doch von einer Wechselwirkung zwischen Mode und Wirtschaft sprechen; niemals sollte man jedoch vergessen, daß trotzdem ihr eigentliches Wesen vom Oekonomisch-Technischen unberührt bleibt; auch unsere Wirthschaftordnung, die man die kapitalistische nennt, vermag über die Mode nichts; sie kann nur den Wechsel beschleunigen und ihre Einflußsphäre ausweiten. Außerdem aber sind kapitalistische Wirthschaftordnung und System der freien Konkurrenz keineswegs identische Begriffe. Jene erwächst zwar aus dem wirthschaftlichen Liberalismus, zeigt aber, sobald sie die Kinderjahre hinter sich hat, die größte Neigung, die freie Konkurrenz zu erwürgen. Der moderne Kapitalismus wird charakterisirt durch die Tendmzen der Centralisirung und Monopolisirung der Produktion. Und wo diese Tendenzen zur Herrschaft gelangen (im Wesentlichen gilt Das von den „Schweren Industrien"), bleibt von freier Konkurrenz wenig übrig. Der Kapitalismus führt zum Trust.

Sollen daher durchaus „Bilder aus dem Familienleben" gewählt werden, so sagt man besser: Der Kapitalismus sucht sein launisches Schwesterchen Mode in strenge Zucht zu nehmen; immer enger und enger muß allmählich das Gebiet werden, über das sie ihr Szepter schwingen darf. Und schließlich wird sie sich mit einem sehr bescheidenen Reich zu begnügen haben. Einen gleich strengen Zuchtmeister im Kapitalismus wie die Mode findet auch ein anderes „liebstes Kind" des wirthschaftlichen Liberalismus: die Reklame; von

Erziehungresultaten ist bei Beiden noch nicht viel zu spüren. So wenig, daß man eben in Mode und Reklame zwei für den Kapitalismus besonders charakteristische Phänomene entdeckt zu haben glaubt. Doch die Industrien, die uns das bunte Allerlei von Gebrauchsgegenständen wechselnder Mode bescheren, haben noch nicht die hohe Stufe kapitalistischer Entwicklung der Schweren Industrien und der Verkehrsgewerbe erreicht. Eine schier unübersehbare Menge von Artikeln, die der Mode unterworfen sind, gehören zur Textilindustrie. Daß aber hier die Centralisirungtendenzen sich noch nicht durchgesetzt haben, ist bekannt. Die Vereinbarungen der Verbände in der Textilindustrie beziehen sich hauptsächlich auf Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; außerdem giebt es Kartelle und Konventionen, die ihre Mitglieder zur Einhaltung bestimmter Verkaufsbedingungen verpflichten oder die das Marktgebiet vertheilen. Von einer Regelung oder gar Vereinheitlichung der Produttion dagegen merkt man noch so gut wie nichts. Im geraer Industriebau! wenigstens, den ich aus eigener Erfahrung einigermaßen kenne und der ein Centrum für die Fabrikation von Damenkleiderstoffen bildet, ist man bisher noch nicht auf die Idee gekommen, die Musterzeichnerbureaux der einzelnen Webereien in ein gemeinsames umzuwandeln, und in anderen Textilbezirken wird man wahrscheinlich auch nicht weiter sein. Zwar giebt es in Paris, der großen Modencentrale, Spezialgeschäfte für Musteranfertigung, in denen in- und ausländische Webereien ihren Bedarf an neuen Gedanken, „Dessins", gegen Barzahlung einer Pauschalsumme in jeder Saison decken können. Doch die großen Webereien beschäftigen sämmtlich einen Stab von Musterzeichnern. Wäre die Centralisirung thatsächlich schon so weit vorgeschritten, dann müßte sich ja das Tempo des Modenwechsels merklich verlangsamen, dann müßte ja eine gewisse Einheitlichkeit in das Angebot kommen und die Konkurrenz wäre zum Theil bereits ausgeschaltet. Denn wenn die führenden Webereien bestimmt wüßten, daß die konkurrirenden Firmen auch nur die selben Muster wie sie anzubieten hätten, so brauchten sie sich nicht so anzustrengen, um Neustes sofort durch Allerneustes zu übertrumpfen. Einstweilen aber werden diese Anstrengungen noch gemacht. Man kann sich wirklich kaum vorstellen, welche Unmasfe von verschiedenen Mustern eine einzelne Fabrik in jeder Saison auf den Markt bringt. Und doch wäre es durchaus nicht unmöglich, die Produktion in der angedeuteten Weise zu reguliren und zu vereinfachen. Technische Schwierigkeiten kämen dabei kaum in Frage; zwischen den maschinell gut eingerichteten Webereien bestehen in Bezug auf qualitative Leistungfähigkeit keine nennenswerthen Unterschiede; den Umfang der Produktion bestimmt lediglich die Zahl der in Betrieb befindlichen Webstühle. Dazu kommt, daß die Tixtilindustrse in der Regel örtlich centralisirt ist, daß die Fabriken also meist dicht bei einander liegen, was die Einführung gemeinschaftlicher Einrichtungen natürlich

erleichtert. Auf keinen Fall gäbe es größere Schwierigkeiten zu überwinden
als solche, die bei Schaffung des Kohlensyndikates oder des Stahl Verkver-
bandes zu beseitigen waren. Und hält man im Lande der Trusts, in den
Vereinigten Staaten, Umschau, so findet man auch, daß dort die Centrali-
firungtendenzen bei den Modeindustrien nicht Halt machen; die Schuhfabri-
kation, die zweifellos zur Interessensphäre der Mode gehört, ist bereits vertrustet.
Gelänge es nun wirklich, die wichtigsten Zweige der Textilindustrie so
zu centralisiren, daß die Konkurrenz ausgeschaltet wäre, dann würden die be-
klagenswerthen Konfektionäre am Anfang jeder Saison nicht mehr von einer
Schaar Reisender wie von einem Schwärm lästiger Hornissen überfallen werden.
Dann würde vielleicht der Vertreter einer Fabrikantenvereinigung ins Kontor
treten, ein ganz, ganz kleines Musterköfferchen öffnen und sagen: „Hier sind
Proben der Stoffe, die wir anfertigen; bitte, wählen Sie. Eine größere Aus-
wahl wünschen Sie? Wollen erst sehen, was Ihnen die Konkurrenz zu bieten
vermag? Da dürften Sie vergebens warten; Konkurrenz giebts nicht mehr;
ich vertrete sämmtliche Häuser unserer Branche." Und Königin Mode wäre flink
aus einer ihrer liebsten Provinzen verjagt. Denn die Voraussetzung, daß
man einer Mode, mag sie nun bunte oder einfarbige, h?lle oder dunlle, kannte
oder gestreiste, punktirte oder gemusterte, glatte oder rauhe, matte oder glänzende
Stoffe vorschreiben, aus ihren seltsam verschlungenen Pfaden folgen kann, ist
die Existenz eines „Urstoffes", an dem sie haftet. Wenn sich aber dieser Urstoff
nicht mehr im raschen Wechsel chamäleonartig verändert, dann würde auch der
Schnitt der Kleidung, so weit ihn der Charakter des Stoffes bedingt, sich
nicht mehr so geschwind ändern. Die Männer und namentlich die Städler
fast aller Stände und Kulturnationen tragen ja auch heute Anzüge vom selben
Schnitt. Das männliche Festgewand, der Frack, ist international und die
Mode vermag ihm nicht mehr viel anzuhaben; sie zupft ein Wenigen ihm
herum, muß jedoch im Uedrigen Urstoff und Grundform unberührt lassen,
weil der Frack (ich wage das Ketzerwort) wegen seiner Zweckmäßigkeit für die
gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart unbesieglich ist.
Wie aber hier sozusagen von innen heraus der Unvernunft der Mode
eine gewisse Grenze gezogen worden ist, so käme bei einer Vertrustung der
wichtigsten Textilindustrien in das durch die Mode geschaffene Kleidungchaos
etwas sinnvolle Ordnung. Die augenblicklich modische Kleidung hätte Chance,
zu einer dauernden Tracht zu werden. Die nothwendigen Veränderungen an
ihr könnten sich denn allmählich und unauffällig und vor Allen: auch nach
anderen Prinzipien vollziehen als nach denen der Mode, die doch die der
Prinzipienlosigkeit sind. Eine sich auf Zweckmäßigkeit gründende Aesthetik
der Kleidung würde die Richtung der Entwicklung bestimmen. Wie die
Aenderungen an der soldatischen Uniform darauf abzielen, sie den Erforder-

nissen des Krieges anzupassen (im Teutschland unserer Tage freilich nicht immer
das entscheidende Motiv für Uniformänderungen), so müßte uns auch in Bezug
auf Kleidung der gut, der für die Erfordernisse des modernen Lebens praktisch
angezogene Mensch das Muster sein.
Der Trust als Erzieher! Sonderbar klingts am Ende, wenn von einer
kapitalistisch organisirten Textilindustrie eine Kleiderreformaiion und sogar eine
Beseitigung des Modcwechsels erwartet und verlangt wird. Doch warum sollte
uns der Kapitalismus, der das System der freien Konkurrenz bald völlig über-
wunden haben wird, nicht auch ein Geschenk nehmen, das wir diesem ver-
danken? Und ich glaube, wir würden es ohne viel Bedauern zurückgeben;
denn darüber herrscht doch ziemliche Übereinstimmung, daß der Modebetrieb
zu dem Lächerlichsten und Widersinnigsten des vom „domo sapiens" Er-
sonnenen gehört. Ein Wink, man weiß nicht, von wannen er kam: und daS
Schleifchen, dem man bisher sein Plätzchen seitlich am Herrenhut gegönnt hatte,
rutscht nach hinten. Unbekannte Einflüsse lassen mit Hilfe des jeweilig allein-
seligmachenden Korsets die Büste der Frau steigen und fallen wie die Queck-
silbersäule des Thermometers. Und geheimnißvolle Mächte zwingen Dich, Dir
einen Anzug aus einem Stoff machen zu lassen, den Du nicht magst, weil
der, der Dir gefällt, nicht mehr „geht".
Wenn die Erörterungen an diesem Punkt angelangt sind, pflegt man
gewöhnlich ein dickes Packet aufzuschnüren und ihm eine Menge schnurriger
Anekdoten zu entnehmen, die nur beweisen, daß man die Kulturgeschichte fleißig
durchstöbert hat. Aus einem anderen Packet versieht man sich mit einer tüchtigen
Portion Ueberlegenheit, die schon erheblich billiger zu haben ist, und aus diesen
Bestandtheilen setzen sich dann die Urtheile über den Werth der Mode zu-
sammen. Sie fallen, wie schon angedeutet, nicht allzu freundlich aus; immer-
hin sind wir geneigt, sie für unsere Zeit ein Wenig zu mildern. Hexenmeisterin
Psychologie weiß geschickt aus äußeren Gründen zwingende Notwendigkeiten
zu schaffen. So wars von je her, so ists heute, so wirds immer sein, muß
es immer bleiben. Da hat Herr W. Fred ein kleines, in allen Farben des
Aesthetenthumes schillerndes Buch geschrieben; „Psychologie der Mode". Der
versteht den Sinn der Mode leicht zu fassen: „Nehmen wir nun statt des
Einzelnen das Volk, statt einer besonderen Entscheidung den Matzstab, der in
einer bestimmten Zeit an alle Lebensävßerungen gelegt wird, so finden wir
als Grundlage der Entscheidungen eine Form des Geschmackes, die natürlich
unpersönlicher, oberflächlicher, schematifcher, deshalb auch herrischer wirken wird
als die Neigung der Einzelnen. Der Mode hat die wirtschaftliche Gestaltung
geholfen und die Sentimenls der künstlerisch und exklusiv Gesinnten können
da nicht viel helfen." Die alte Geschichte. Demüthig und beklommen fügen
wir uns den „ewigen, ehernen, großen Gesetzen", statt uns zu dem stolzeren

und freieren Glauben zu bekennen, daß im Weltenplan für die mündig gewordene Menschheit Selbstverwaltung vorgesehen ist. In Wahrheit hat man nur sehr selten ernsthaft nach Mitteln geforscht, die uns von der Zwangsherrschaft der Mode befreien könnten (ich entsinne mich nur des recht naiven Vorschlages von Bischer). Denn, ehrlich gesprochen, für sich selbst hält Niemand es für nothwendig, da im Grunde seines Herzens Jeder fest überzeugt ist, nur die „Anderen" ließen sich eine Mode aufnöthigen, ihn selbst aber leite stets sein höchst persönlicher Geschmack. Nur zu leicht vergißt man, daß man durch eine Brille mit modisch gefärbten Gläsern zu sehen gewohnt ist, die uns ein großer Unbekannter aufgesetzt hat. Wenn man sich jedoch in Sachen Mode mcht mit einer Politik der in der Tasche geballten Faust begnügen möchte, sonder ernstlich daran denkt, die Einflußsphäre der Mode einzuschränken: ist dann gerade von einer vertrusteten Textilindustrie das Heil zu erwarten? Tief wurzelt in uns das Mißtrauen gegen den Kapitalismus und unbedenklich erflehen alle Gesundbeter im Kulturellen Erlösung vom Kapitalismus, wenn sie mit ihren Hoffnungen das Land der Zukunft suchen. Aber man sollte nicht vergessen, daß es bei dem aus einer Weltanschauung gewonnenen Ideal der Lebensführung, dessen Grundfarbe sozialer Optimismus ist, nicht darauf ankommt, wer produziren soll, sondern darauf, was produzirt werden soll. Das Wichtigste bleibt, daß die moderne Produktion von einem System der Gütererzeugung abgelöst wird, das bewußt die materielle Kultur der Gesammtheit zu fördern sucht. Damit wir dahin gelangen, wird sich die heute rechtlose Masse der Konsumenten zu empören haben, muß ihr die Erleuchtung kommen, daß sich unser Besitz an Zufriedenheit und innerem Reichthum nur mehren kann, wenn wir die tausend und abertausend nichtswürdigen Albernheiten und all den sinnlos häßlichen Schund, der uns tagtäglich aufgeschwatzt wird, ruhig aber bestimmt zurückweisen und statt Dessen einfache, echte und zweckmäßige Dinge verlangen, die deshalb eben schön und erfreulich sind. Woher soll uns diese Erleuchtung kommen? Wir brauchen nicht mit umstürzlerischer Geberde neue Grundlagen zu fordern, denn am Fundament einer von uns gewollten Zukunft läßt sich ganz gut mit heute schon wirkenden Kräften arbeiten. Der Trust vermag der Bedarfsgestaltung den Weg weisen. Jakob Burckhardt, den Nietzsche einen weisen Wissenden nennt, hat, als er von der Alterung der Kultur und besonders von der Entartung der Tracht im Rom der späteren Kaiserzeit sprach, gesagt: „Eine Hauptveränderung, die vielleicht gerade in diese Zeit fällt, ist das Aufkommen gemodelter und geblümter Stoffe gegenüber den einfarbigen, welche die allein würdige Bekleidung des Menschen sind, weil sie allein die Massen und die Falten, also unmittelbar Form, Haltung und Bewegung des Leibes bemerken lassen." Entspräche aber unsere Gewandung den sich daraus ergebenden Forderungen, so würöe sie zweckmäßig sein und müßte

darum auch ästhetisch befriedigen. Gewiß wäre solch Jdealgewand auch aus mehrfarbigen Stoffen anzufertigen. Doch gerade die Einfarbigkeit würde Denen, die uns mit Kleidung zu versehen haben, einen Zwang zur „Verinnerlichung" der Schneiderei auferlegen, denn durch geschickte Anordnung des Materials äußerlich verblüffende und frapp rende Wirkungen erzielen zu wollen, verbietet sich bei einfachen Stoffen von selbst. Nicht alle Menschen werden deshalb schon, wenn die Zeit sich erfüllet, in „persönlicher" Kleidung umhergehen. Nach wie vor soll es Jedem unbenommen bleiben, sich so geschmackvoll oder so geschmacklos anzuziehen, wie er nur mag. Die Zahl Derer, die sich überhaupt nicht darum kümmern, was sie anhaben, braucht nach einer solchen Reform nicht kleiner zu werden. Immerhin würde es einen Fortschritt bedeuten, wenn man sich nur aus eigener Interesselosigkeit sinnwidrig kleidet und nicht deshalb, weil man stumpfsinnig einer thörichlen Modevorschrift gehorcht.
Warum können die Menschen in ihrer Kleidung und allmählich viel« leicht auch in der Ausstattung und Ausschmückung ihres Heimes nicht dahin kommen, wo sie auf dem Gebiete der Ernährung schon angelangt sind? Beim Essen ist von Mode kaum mehr die Rede; und trotzdem sich die Kulturmenschen im Allgemeinen von den selben Stoffen nähren, ißt doch Jeder mehr oder weniger individuell. Jeder Mensch, jede Familie, jede Stadt, jede Provinz, jedes Land hat Spezialgerichte. Man braucht dabei gar nicht einmal an komplizirte Kochkünste zu denken; auch das gut bürgerlich zubereitete Stück Ochsenfleisch hat überall seine „individuelle Note" oder erhält sie wenigstens durch irgendeine Zuthat. Kanns mit der Kleidung und Hausung des Menschen nicht eben so werden? Kultur, materielle und geistige, soll zu Haus beginnen.
Wj^or hundert Jahren, als das Volk von Tirol sich in mörderischem Kampfe ☐der Franzosen erwehrte, stu>irte am Gymnasium zu Bri'xen ein neunzehnjähriger Tagelöhnersohn aus Tschötsch an der Eisackjchlucht: Jakob Philipp Fallmerayer. Die Geistlichkeit hatte in dem ziegenhütenden Jungen die schlumvi'. Leon Zeitlin.

Fallmerayer.

mernde Begabung entdeckt und suchte nun eine Säule des bodenständigen
Klerus in ihm heranzubilden. Doch der junge Mann that ihr nicht den Ge-
fallen. Als bayerischer Jnfcmterielieutenant bestand er 1813 die Feuertaufe
bei Hanau, wo Wrede den Rückzug der bei Leipzig geschlagenen Franzosen
ohne Erfolg aufzuhalten versuchte. Fallmeraysr machte den Winterfeldzug in
Frankreich mit, wurde Adjutant des Generalmajors Grafen Maximilian Spreti,
kam 1815 aus dem Felde zurück und nach Lindau in Garnison. Hier lernte
er aus Dilettcmterie, wie er schrieb, Neugriechisch, Türkisch und Persisch und
las auf der Wachtstube Tacitus und Sophokles. 1818 nahm er den Abschied
und ließ sich am Gymnasium zu Augsburg anstellen, 18Z6 wurde er Pro-
fessor der Geschichte am landshuter Lyceum, 1827 erschien seine Geschichte
des Kaiserthums Trapezunt, die von der dänischen Akademie der Wissenschaften
mit dem Preis gekrönt wurde. Diese Leistung ist um so bedeutsamer, als Fall-
merayer jene Geschichte aus völliger historischer Nacht „ohne Vorgänger, ohne Weg-
weiser, ohne Leitstern" (Vorrede) kritisch und dokumenürt ans Licht förderte. Er
erntete dafür begeistertes Lob von Nicbuhr und Syloestre de Sacy 1831 erbat
der russische General Graf Ostermann-Tolstoi, der Sieger von Kulm, die
Begleitung Fallmerayers auf seiner Orientsahrt, die ihn nach Egypten, Rubren,
dem Libanon, Jerusalem, Damaskus, Cypern, Rhodus, dein griechischen Ar-
chipel, Konstantinopel, Athen, Korfu führte. Allein in Egypten dauerte der
Aufenthalt ein volles Jahr. Als er über Italien zurückgekehrt war, fand Fall-
meraysr seine Stelle besetzt, sich mit sechshundert Gulden pensionirt und zum
Mitgliede der münchener Akademie der Wissenschaften ernannt. 1830 und
1836 erschienen seine beiden Bände der Geschichte Moreas im Mittelalter, die
unter ähnlichen Schwierigkeiten entstanden waren wie die Geschichte von Tra-
pezunt und in denen er seine Thesis von der Vernichtung des hellenischen
Elementes durch die Slaven und von der Graezisirung der Slaven im heutigen
Griechenland von Byzanz aus wissenschaftlich begründete. Von 18^0 bis 42
reiste er nach Trapezunt, fuhr nach Konstantinopsl zurück, wo er ein ganzes
Jahr verweilte, und besuchte den Athos und Griechenland. 1845 erschienen
die „Fragmente aus dem Orient", dieses klassische Werk eines Meisters der
deutschen Sprache und des ersten Orientkenners seiner Zeit, das dem Verfafser
die Freundschaft des späteren Königs Maximilian von Bayern und den Bei-
fall Schöllings, Döllingers, Hebbels und vieler anderer bedeutenden Zeitge-
nossen eintrug. 1847 trüb es den Wanderlustigen wiederum nach Kleinasien;
die Frucht dieser Reise war eine klassische Beschreibung von Jerusalem und
dem Toten Meere. 1818 erhielt er für den verstorbenen Görres die Professur
für Universalgeschichte an der Universität München und wurde in die PaulS-
sirche gewählt. Er stimmte gegen die Uebersiedelung des Rumpfes der Na-
tionalversammlung nach Stuttgart, folgte jedoch dahin, wie Steub sagt „aus

Anstandsgefühl, um bis zum Ende auszuharren". 18ö0 kehrte er nach München zurück; wo er, seines Amtes ledig, bis zu seinem Tode blieb.
Meine Aufgabe ist nicht, über Fallmeroyer als den großen Gelehrten, den Bahnbrecher in der Geschichte und Kulturkenntniß des Orients zu sprechen; es genügt, die Worte anzuführen, die Döllinzer, der Polyhistor des neunzehnten Jahrhunderts, in der Trauersitzung der münchener Akademie der Wissenschaften dem großen Verstorbenen widmete: „Es ist der Geist Gibbons, der auf Fallmerayer ruhte; er war ein ins Deutsche und aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übertragener, also fortgeschrittener Gibbon; aber er übertrifft Diesen an Gelehrsamkeit, an Energie des Gedankens und an Kraft und Präzision des Stils." Kaum giebt es einen neueren Geschichtschreiber, der mit solcher Kunst verstand, vergangene Kulturepochen vor dem Leser entstehen zu lassen; wie Fallmerayer den unüberwindlichen Gegensatz zwischen orientalischer und römischer Katholizität aus dem Gegensatz von Orient und Occident darstellt, wie er den „Geist vonByzanz" schildert: Das konnte nur ein Genie, Wer bewundert nicht Mommsens meisterhafte Darstellung der römischen Geschichte! Aber Mommsen (gestehen wir es nur ein) ginz auf dem Wege, den erst Niebuhr gebahnt hatte. Die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, „dieser letzten Wirkung der Weltherrschaft Roms", die Fallmerayer aus dem Nichts herausarbeitete, die Geschichte Moreas im Mittelalter, die cr unter ähnlichen Schwierigkeiten schrieb, sind allein schon vom historisch-technischen Standpunkt ungleich größere Leistungen als Mommsens unvollendete Römische Geschichte.
Doch ich möchte dieAufmerksamkeit vor Allem aufdienichtstreng wissenschaftlichen Schriften Fallmerayers lenken, die heutzutage, Gott seis geklagt, fast in Vergessenheit gerathen sind: die Fragmente aus dem Orient und die in den vom Dr. Georg Martin Thomas 1861 herausgegebenen „Gesammelten Werken" enthaltenen kleineren Arbeiten beschreibenden und kritischen Charakters. Die „Fragmente aus dem Oriem" sind weniger eine Reisebeschreibung als ein kulturgeschichtliches Werk. Es giebt kaum ein zweites Buch in deutscher Sprache, in dem die herrliche Landschaftschilderunz, die plastische, lichtvolle Darstellung kulturhistorischer. Ver« Hältnisse, das Pathos eines großen und edlen Geistes, der behagliche Humor „eines Weltüberwinders aus Tirol" ein so wundervolles Gesammtbild schaffen; und rührend ist es, wie die Liebs zur deutschen Nation und das Heimweh nach den Bergen Tirols den ruhelosen Wanderer gerade immer da überkommt, wo die Schönheit des fremden Landes von besonderem Reiz ist. Und von diesem Werk ist heute noch nicht, wie ich erfahre, die zweite Auflage erschöpft! Sind wir denn so reich an Sammlungen klassischer Essays? Was haben wir denn außer Schopenhauers Parergen und Paralipomenen, Grezorovius' Kleinen Schriften, MoltkeS Türkischen Briefen, Töllingers akademischen Vorträgen, Gildemeisters Essays, Fallmerayers Fragmenten aus dem Orient, Einzelnem von Kuno Fischer, Paulsen,

Ratzel, Riehl, Curtius, Bischer, Jakob Burckhardt, Fr. X. Kraus, Treitschke?
Ist denn wirklich in unserer phrasenreichen Epoche das Gefühl für edlen Gehalt
und attische Form entschwunden? Genügt uns Deutschen heute wirklich das
leere Gerede halbgebildeter Dilettanten? Sollen die „Essays" eines Otto Ernst
in einer Reihe mit den Schriften der genannten Autoren stehen? Jetzt ver-
stehe ich, warum einzelne Verleger für ihre kultivirteren Landsleute seltene
und verschollene werthvolle Werke der deutschen und mancher fremden Literatur
wieder nachdrucken; es ist der Ekel, der sie von dem jährlich höher anschwellenden
Strom werthloser literarischer Machwerke zu spällichcn und versteckten, aber klaren
Quellen geistigen Genusses treibt. Und hier ist es Zeit, von eirer Dankes-
pfticht zu reden, die wir Jakob Philipp Fallmerayer, dem bald ganz vergessenen
und verschollenen deutschen Klassiker, schulden. Ja Innsbruck, im Landesmuseum
liegen noch ungedruckt die werthvollen Tagebücher des Fragmentisten, die er
auf seinen langen Orientfahrten in historisch denkwürdiger Zeit niederschrieb.
Es ist sehr zu beklagen, daß der Hzf- und Staatsbibliothekar vi-. Thomas
in München, der Erbe von Fallmerayers literarischem Nachlaß, durch den Tod
verhindert wurde, diese Herausgabe zu besorgen. Es wäre eine ehrenvolle
Pflicht für Cotta, Fallmerayers Verleger, cine Ausgabe der kleinen Schriften,
der Fragmente und der Tagebücher mit einer ausführlichen Biographie des
Gelehrten und Schriftstellers zu vereinen. Seine Gemeinde wird Fallmerayer
wieder haben, wie in den Tagen feines Ruhmes; sie wird vielleicht kleiner,
aber sie wird gewählter sein. Seine wundervolle Prosa wird noch Manchen
entzücken in den herrlichen Schilderungen vom Hagion Oros, von Buyukdere,
von Philae, vom Komnenenpalaft zu Tcapezunt, von den jonischen Gestaden
unter der Sonne Homers; feine sarkastische Kritik wird noch oft unbezähm-
bare Heiterkeit auslösen bei der Besprechung der Oriertfahrt der Gläsin Ida
Hahn-Hahn, bei der Vernichtung des selbstbewußten oldenburger Grammatikus
vi-. Greverus; seine eindringlich klare, den Kern aus der Schale lösende Be-
sprechung von Döllingers Heidenthum und Judenthum, seine wundervollen
„Schattenrisse aus der Paulskirche", seine Aufsätze über die Orientalische Frage,
über Olympia werden nie ganz verschwinden. Aber sie sind allzu Wenigen
bekannt. Mögen diese bescheidenen Zeilen dazu beitragen, daß der große Schrift-
steller, den erst seit achtundvierzig Jahren die Erde deckt, in der Schätzung
der gebildeten Deutschen bald den ihm gebührenden Rang einnehme.
Hamburg. H. v. S.

Anzeigen.
Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers. Aus dem Persischen übertragen
von Friedrich Rosen. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt.
In der angelsächsischen Welt kennt und liebt jeder Gebildete die Rubaijat
des Omar Kajjam. Viele Citate sind Gemeingut geworden, es giebt zahllose Aus-
gaben, ja, es giebt Vereinigungen und Gemeinden in seinem Namen. Eine der
wunderbarsten Nachdichtungen der Welt hat dem seit acht Jahrhunderten toten
Orientalen zu diesem Nachhall verholfen. Edward Fitzgerald, ein Freund der Ra-
faeliten, eine weltfremde, innerliche Poetenseele, gehört durch dieses eine Werk,
durch diese berauschend schöne Wiedergabe in die Reihe der vollendeten Künstler.
In Deutschland, in den romanischen Ländern hat es Übersetzungen gegeben; und
doch kennen Wenige den Namen von Omar Kajjam. Das wird sich ändern, die
neuerschienenen Sinnsprüche, dieses kleine, andeutungreiche Buch, wird sich, in fei-
nem vornehmen Gewand, bei uns einbürgern; oder findet die Auflehnung des indo-
germanischen Persers gegen die semitische Orthodoxie nur in Englisch redenden
Ländern einen Widerhall von so merkwürdiger Gewalt?
Aller Reichthum der geistigen Kultur stand dem Omar zu Gebot; er war
sternenkundig, ein Gottesgelehrter, Arzt und Dichter. Was hat er geglaubt, was
hat er gehofft?
Das Räthsel dieser Welt löst weder Du noch ich.
Jene geheime Schrift liest weder Du noch ich.
Wir wüßten Beide gern, was jener Schleier birgt.
Doch wenn der Schleier fällt, bist weder Du noch ich.
Es sind verschlungene Fäden. Die Einheit ist ihm das Höchste; im Traubensaft,,
in der Liebe ist er ihr nah.
Ich trinke nicht aus bloßer Lust am Zechen,
Noch um des Korans Lehre zu durchbrechen:
Nur um des Nichtseins kurze Illusion.
Das ist der Grund, aus dem die Weisen z?chen.
Das Eine ist ihm „der Eine", der große Töpfer (ein Lieblingvergleich). Was hält
er jedoch im tiefsten Innern vom Weltenformer?
Als Du das Leben schufst, schufst Du das Sterben:
Uns, Deine Werke, weihst Du dem Verderben.
Wenn schlecht Dein Werk war, sprich, wen trifft die Schuld?
Und war es gut, warum schlägst Dus in Scherben?
Ein Zeitgenosse berichtet über den Tod dieses Mannes, den man Gottesleugner
nannte und der Skeptiker war. „O, Herr", betete Omar, „ich hsbe Dich zu er-
kennen gesucht; meine Erkenntniß sei mcine Fürsprecherin bei Dir." Einige Vier-
zeiler sind wundervoll tief empfunden, so der vom Bogel, der trauernd den Schädel
des Königs betrachtet und des ehemals täglich im Palast erschallenden Glocken-
und Paukengrußes gedenkt.
Lieblich ist auch dieser Vergänglichkeitgedanke:
Dort auf dem Wiesengrün, vom Bach umflossen.
Sind tausend prächtige Blumen aufgeschossen

Tritt leise auf das Grün! Wer weiß, obs nicht
Aus einer Blumenwangigen Staub entsprossen!
Auf langen Karawanenritten begleitete eine kleine persische Manuskriptausgabe der
Rubaijat unseren Gesandten in Tanger, Friedrich Rosen; beim Feuerschein des
Lagers schrieb er sich seine Verdeutschung auf. Er hat sich lange und eingehend
mit seinem Lieblingdichter beschäftigt und giebt in den begleitenden Worten Alles,
was der gebildete Leser zu wissen begehrt. Kein Sterblicher wird wohl jemals die
Zauberfarben, den Prunk der Verse Fitzgeralds erreichen. Sie gaben eine ver-
klärende Nachdichtung; hier hingegen wird eine getreue Übersetzung in einfaches
wenn auch edler Sprache geboten.
Omar der Zeltmacher ist eine zwingende Erscheinung der Weltliteratur; und
auch wir wollen den wunderbaren Perser kennen lernen, dessen Gedichte noch heute
Kameeltreiber in der Wüstennacht murmeln.
Marie von Bunsen.
5
Orthodoxie. Von G. K. C. Verlag des Hyperion in München.
Die Kenner der englischen Literatur wissen, daß mit den Initialen G. K. C.
der bedeutendste englische Kritiker, Gilbert Keith Chesterton, seine Aufsätze zeichnet.
Die Uebersctzer der „Orthodoxie", Anette Kolb und Franz Blei, haben sich in bester
Absicht eine kleine Mystifikation erlaubt, wenn man es so nennen will, daß sie sich
als Uebersetzer nicht nannten und ein paar englische Anspielungen durch deutsche
analoge ersetzten. Die Absicht war, auf das ganz ungewöhnliche Buch, das mehr
als ein Buch ist, größere Aufmerksamkeit zu lenken, als gemeinhin übersetzten Büchern
zu Theil wird, und ganz besonders dann, wenn der Autor, wie bei diesem Buch,
einem größeren Publikum so gut wie unbekannt ist. Die „Orthodoxie" ist mehr als
ein Buch, sagte ich; und meinte damit, daß es sich darin um gar keine literarische
Angelegenheit von literarischen Leuten handelt, so viele Genüsse solche Leute auch
darin finden werden. Das Buch ist ein Pamphlet und ein Bekenntniß, ein Aufruf
und eine dogmatische Kritik, wild und demüthig, tief ohne Gethu und witzig ohne
Angst vor der Banalität. Seit Kierkegaard hat sich Keiner mehr so um den Glauben
herumgeschlagen und seit Pascal hat sich kein kühneres und entschlosseneres Auge
demüthig vor Gott gesenkt. Aber das Feuer dieser Schrift läßt sich nicht ein-
fangen; es läßt sich nicht kurz sagen, was und wie diese katholische Orthodoxie
ift. Für den heutigen Katholizismus ist Chesterton eine Belaftungprobe. Spürt
er sie durch sein dickes politisches Fell überhaupt noch, dann müßte man Etwas
wie eine katholische Renaissance erleben, an die ich für mein Theil glaube Hat
die Katholische Kirche in ihren heutigen Repräsentanten nicht mehr die Kraft und
den Muth, sich so katholisch zu bekennen wie die „Orthodoxie", so repräseniirt sie
irgendwas, nur nicht den Katholizismus. Der wird bei Anderen sein.
München. ^ Franz Blei.
Die sozialistische Weltanschauung in der französischen Malerei. Klint-
Hardt & Biermann in Leipzig.
Das Buch nimmt in seinem theoretischen Theil Stellung gegen die moderne
Kunftbetrachtung, die von rein formalistisch-optischen Gesichtspunkten aus mtheilt
und damit das Empfinden für die großen Zusammenhänge alles Schaffens ertötet.

Auf den Pfaden von Lotze, Guyau, Lipps strebe ich einer weiten sozialphilosophischen Werthung der Kunst zu, welche bis heute such keine Interpretation materialistischer Geschichtauffassung zu geben im Stande war. Im historischen Theil des Buches versuche ich, eine Geschichte der modernen französischen Bilder zu geben, die mit dem Pathos der Anklage die sozialen und ökonomischen Zustände der Gegenwart schildern. Stil und Gehalt dieser Kunst entwickelt sich aus dem Hintergrund Psychologischer Analysen des französischen Sozialismus und einer Reihe von Künstlerindividualitäten. Dr. Jules Coulin.

Die Bogumilen. Roman aus Bosnien von Königsbrun-Schaup. Georg Müllers Verlag in München.

Der Verfasser dieses Buches ist eine wunderlich gemischte Natur. Er ist ein Mann von Welt, ohne sich viel aus der Welt zu machen, weil er ein Dichter -ist, der eigentlich in einer ganz anderen Welt lebt. In dieser Welt bewegen sich große Menschen der Vergangenheit neben Gestalten der Einbildung und Leuten seiner Bekanntschaft so zwanglos und lebendig, daß der Begriff der trennenden Zeit aufgehoben zu sein scheint. Die Atmosphäre dieser Welt ist eine (ich kanns nicht anders nennen) warme Weisheit, in der es aber auch gewittern kann. Tann entladen sich Grobheiten von einer entzückenden Art: ein Bischen pathetisch und ein Bischen komisch. Aber auch sie haben Haltung und Charakter. Besonders oft treffen sie das „Moderne". Natürlich. Denn diese Welt „will Ewigkeit". Doch in dieser Ewigkeit fehlen die vergänglichsten Holdheiten des Bischen Lebens nicht, das uns gegeben ist, Ewigkeiten zu träumen: der Kuckuck ruft; an den Bäumen kommt und w?ht und geht das Laub; Morgenröthen und Abendröthen umranden mit Gold und Purpur ein Wenig weise Lust und viel thörichtes Leid. So sieht es in der Welt dieses Dichters aus; und seine Bücher sind ein Abglanz davon. Man muß Kultur, muß Sinn für Nuance haben, um ihre Schönheit zu genießen. W sind Kunstwerke, die, vielleicht zu sehr, allen Effekten aus dem Wege gehen. Flach erhabene Friese etwa. Der Kenner genießt sie, der Banause „findet nichts drau". Als sie entstanden, tobte der Naturalismus (gelobt sei er!) durch die Gassen und übersah sie; jetzt, da der Geschmack sich verfeinert hat (er lobt sich selbst), könnte man sie mal mit Genutz zu betrachten beginnen. Doch werden sie den Snob wohl kaum befriedigen; und so scheint mir das Horoskop auch jetzt nicht völlig günstig. Doch steht zu hoffen, daß „Die Bogumilen", da sich ein guter Vater ihrer angenommen hat, eine gute Zahl verständiger Leser finden werden, die das Lob dieser feinen, reichen und fesselnden Romandichtung weiter verbreiten. Sie werden ein gutes Werk damit thun, denn sie werden dem Bogumilen-Dichter dadurch beweisen, daß die Zeit seiner Ernte naht und es sich für ihn nicht länger ziemt, seine Gestalten zur persönlichen Unterhaltung für sich zu reserviren.

Heraus damit! Was lebt, will Licht.
Dazu ist man ein Dichter nicht,
Daß man sich selber divertire.
Wer sich nur mit sich selbst ergötzt.
Läuft die Gefahr, daß er zuletzt
Den großen Sinn der Kunst verliere.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Sommergluth.

nter sxärlich grünen Blättern,
Unter Blumen, unter Blüthen
Hör' ich fern die Amsel schmettern
Und die tolle Drossel wüthen.
Auch ein Klingen fein und leise,
Schneller Tage schnelle Grüße,
Gine wehe Sommerweise,
Schwer von einer letzten Süße.
Und ein glühendes Verbrennen
Schwebt auf heißen Windeswellen.
Taumelnd glaub' ich zu erkennen
Ungeschriener Schreie Gellen.
Und ich sitze still und lebe,
Fühle meine Stunden rinnen
Und ich halte still und lebe
Während Träume mich umspinnen.

Wien. Siegfried Trebitsch.

Saul und David in Oberschlesien.

nd es war ein langer Streit zwischen dem Hause Sauls und dem Hause Davids. David aber ging und nahm zu und das Haus Sauls ging und nahm ab." Also heißt es im Zweiten Buch Samuelis 3, 1. Auch in Oberschlesien liegen David und Saul, Laura- und Fnedenshütte, nun schon lange im Streit; Vortheil freilich hat hier keine Partei davon. Die Dividende der Januar-Gesellschaften wird ausfallen und die Laura kann mit ihrer Dividende auch keinen Staat machen. Merkwürdig genug, daß man sich nun schon so lange und heftig befehdet; denn wir haben in Deutschland kein Montanrevier, das so auf engen Zusammenschluß angewiesen ist und wo der engere Zusammenschluß so in den natürlichen Verhältnissen gegeben ist wie gerade Oberschlesien. Wie schön könnte man sich über eine Arbeitstheilung einigen! Eine Überproduktion wäre undenkbar. Und welche Möglichkeiten böten sich für einen oberschlesischen Montantrust! Was könnte man in der Eisen-Verfeinerung leisten! All die Dings, die man jetzt aus Mitteldeutschland und aus dem Westen bezieht, könnte man im eigenen Revier herstellen und dadurch die geographische Ungunst der Lage zum Theil ausgleichen. Man könnte gemeinsame Einrichtungen für Transporte schaffen. Man könnte vor Allem feine Unkosten verringern und man würde durch die Geschlossenheit gegenüber dem Westen widerstandsfähiger.

Es giebt ja auch centripetale Kräfte, Tendenzen und Möglichkeiten in Oberschlesien genug. Hilger will ein geschlossenes Oberschlesien so gut wie die Friedenshütte. Ansätze und Anläufe dazu hat es gegeben und giebt es noch. Obereisen

und Bismarckhütte hatten einst eine Verabredung über die Ausführung der Walz-
arbeiten. Ja, ganz Oberschlesien hatte ein Vertheilungbureau zur rationellen Aus-
führung der Aufträge. Die Laura hat noch heute einen Vertrag über die Lieferung
vonBlcchen mitdemBorstgwerk.DieBismarckhüttebeziehteinstweilen noch ihrebreiten
Bleche von der Friedenshütte; Friedenshütte und Obereisen haben mit einander noch
jetzt einen Konverticungvertrag. Fürst Henckel von Donnersnnnck könnte als einigen-
des Moment betrachtet werden, weil er einen starken Besitz an Laura, Bismarck-
hütte und Kattowitz hat. Die Banken sähen eine Einigung eben so gern. Eugen
Gutmann hst mehr als einen Versuch gemacht, oberschlesischs Kräfte zusammen-
zufassen; aber die Bemühungen, Laura und Kattowitz zusammenzukoppeln, sind
mißglückt. Obereisen und Oberbedarf sollten eben so wie Laura und Bismarck-
hütte auch einmal mit einander verschmolzen werden. Als die Deutsche Bank in
Oberbedarf und später in die Donnersmarckhütte einzog, glaubte man die Zeit für
neue große Fusionen gekommen. Aber für die Deutsche Bank war es mehr Ehren-
sache, in Oberschlesien stärker vertreten zu sein. Nachdem sie durch die Beziehungen
zu De Wendel und Röchling sich im Saarrevier festgesetzt hatte und in Rombach
eingedrungen war, mutzte sie auch in Oberschlesien mehr Einfluß haben; aber weiter
ging ihr Ehrgeiz wohl nicht. Einmal träumte die Börse von einem oberschlefischen
Trust. Das war in der letzten Hochkonjunktur. Aber es war ein kurzer Traum.
Zwar hat man auch in Oberschlesien Fusionen gehabt; aber sie haben schließ-
lich erst recht trennend gewirkt. Die Angliederung der Falvahütte an die Bismarck-
hütte trieb einen starken Keil zwischen die oberschlesischen Werke. Noch heute fragt
man sich in Oberschlesien verwundert, wie es möglich war, daß Fürst Donners-
marck das Kunststück fertig gebracht hat, die damals schwache Falvahütte so Vor-
theilhaft an die Bismarckhütte loszuschlagen. Es war ein kaufmännisches Meister-
stück des Fürsten, aber die Annäherung zwischen Laura und Bismarckhütte wurde
dadurch unmöglich gemacht. So war die oberschlestsche Montanpolitik in den letzten
Jahren eine Kette versäumter Gelegenheiten. Jede versäumte Gelegenheit aber
führte zu Neubauten. Wären Oberbedarf und Obereisen zusammengekommen, dann
hätte Oberbeda', f nicht nöchig gehabt, neue Hochöfen zu bäum. Wären Bismarck-
hütte und Laura einig geworden, dann hätten Beide viele Neuanlagen gespart.
Eine Weile süß man im Oberschlesischen Stühlverband zusammen. Es war
dem alten Junghann noch geglückt, mit seinen Mitarbeitern Felsch, Fromm und
Kapal die feindlichen Brüder in dem Stahlverband zusammenzuschweißen. Als kluge
Kaufleuts und Kenner der oberschlesischen Verhältnisse und Personen hatten sie auch,
durch weisen Gebrauch ihrer Macht, verstanden, die widerstreitenden Interessen
unter einen Hut zu bringen. Ein etwas steifleinener Herr, der Geheimrath Jung-
hann; aber man zögerte doch nicht, ihm den Vorsitz in dem Verband einzuräumen.
Die Stimmung schlug aber um, nachdem der neue Herr in der Laurahütte ans
Ruder gekommen war. Hilger meinte es mit Oberschlesien natürlich eben so gut
wis sein Vorgänger; und wer wollte leugnen, daß er der berufene Führer der
Oberschlesier ist? Nicht rür wegen der traditionellen Stellung der Laura, sondern
auch wegen seiner persönlichen Fähigkeiten. Denn er trug sich mit großen Plänen
für Oberschlesien: Oberschlesien müsse enger zusammengeschlossen sein, müsse einen
Einfluß auch auf die Schiffahrt haben, eine Cmtralstelle für den Einkauf der Erze,
ein Centralbureau zur Vertheilung der Arbeit und einen ausreichenden Schutz der

Fabrikation, der aber nicht den technischen Fortschritt aufhalten, sondern ihn be-
fördern solle; das Morganwerk solle von verschiedenen Werken zusammengebaut
werden. Aber vom Saarrevier her war Hilger gewöhnt, als König aufzutreten.
Grandseigneur in Erscheinung und Gewohnheiten, Militär, Gast bei Hof und in
den ersten Gesellschaftkreisen Berlins, reich und unabhängig, stolz im Umgang; er
verstand nicht, Personen diplomatisch zu behandeln; Mancher stieß sich auch an
seinem kurz angebundenen Wesen. So kam man an einander. Hilger wollte mit
weitgehenden Vollmachten der Leiter eines Gesammtverbandes sein. Andere wollten
lieber kleine EinZelverbünde, wo auch sie ein entscheidendes Wort mitsprechen könnten,
oder sie wollten dem Leiter eines Gesammtverbandes nur geringe Vollmachten geben.
Hilger verlangte wegen der traditionellen Stellung der Laura den Vorsitz in einem
neuen Verband. Andere waren der Meinung, der Vorsitzende müsse der freien
Wahl der Betheiligten entstammen. Die Friedenshütte sagte: Wir machen jetzt
mehr Eisen als die Laura; folglich gebührt uns der Vortritt. Laura erwiderte:
Wir haben den enormen Kohlenreichthum, die ausgedehnte Verfeinerung und sind
dabei, unsere Hütten auf die moderne Höhe zu bringen. Außerdem hat bereits
das Statut des ersten oberschlesischen Walzeisenoerbaudes und dann auch des ober-
schleichen Stahlvsrbandss dem Generaldirektor der Laura den Vorsitz vorbehalten.
So zerfiel der Verband. Andere Streitgründe kamen hinzu. Hilger wollte die
Bormachtstellung des Handels brechen; die Anderen schwuren auf den angestammten
Handel. Dieser Streitpunkt ist besonders interessant. Die Stellung des Handels
im Eisen-, Kohlen- und Metallgeschäft verdient noch speziell einige Worte.
Daß Werke und Handel in freundschaftlicher Weise mit einander arbeiten,
kommt vor. Besonders interessante Beispiele für das Zusammenarbeiten von Werken
und Handel findet man in der Oberschlesischen Kohlenkonvention, bei der Zink-
konvention und bei dem Elsenwerk Kraft. Fürst Henckel von Donnersmarck und
sein Generaldirektor Grau sind selbst Kaufleute und wissen deshalb den Werth des
Handels voll zu würdigen. Beide sagen sich offenbar, daß es Sache des Werkes
sei, gut zu fabriziren, daß aber der Handel dann für den Absatz sorgen müsse.
Die Handelsorganisation des Eisenwerkes Kraft wird denn auch viel gerühmt;
und die finanziellen Erfolge des Werkes dürften sich zum Theil aus dieser guten
Organisation des Absatzes erklären. Ich sage ausdrücklich: Zum Theil: denn mir
scheint, daß man, nach englischen Mustern, das Werk etwas strapazire und daß
man eines Tages zu hohe Kosten auf die Moderniftrung der Oefen zu verwenden
haben werde. Doch das Verhältmtz zwischen Werk und Handel dürfte beim Eisen-
werk Kraft in mustergiltiger Weise geregelt sein. Auch beim Gasröhrensyndikat
hat der Handel bisher in der Hauptsache sein Auskommen gefunden. Andere
Organisationen aber haben die Politik verfolgt, den Handel einzuengen, an den
Verband zu ketten und in seiner Bewegungfreiheit einzuschränken. Am Weitesten
ist in dieser Beziehung das Kohlensyndikat gegangen. Der Stahlverband hat dem
Handel lange Zeit freie Hand gelassen; neuerdings hat auch er ihn in bestimmte
Grenzen verwiesen. Auch das Roheisensyndikat hat sich in eine Kampfesstellung
gegen den Handel drängen lassen. Man erinnert sich auch noch, wie die großen
Werke vor der letzten Verlängerung des Stahlverbandes sich eigene Werkfirmen schufen.
Die Abgrenzung zwischen Werk und Handel ist eine Machtfrage. Ich bin
dafür, daß die Werke dem Handel eine möglichst große Bewegungfreiheit lassen.

Dabei gedeihen Beide. Es ist den Werken, mögen sie noch so gut geleitet sein, doch nicht möglich, so in die Kanäle des Verbrauches einzudringen wie dem erprobten Handel. Gerade die jetzige Krisis zeigt, wie sehr die Werke auf einen gut funktionirenden Handel angewiesen sind. In der Produktionfähigkeit haben wir die höchste Stufe erreicht. Die Technik steht so mächtig da, daß wir ungeheuere Mengen Herauswersen können; mit ein Grund dafür, daß die Perioden des Aufschwunges immer kürzer werden, die Zeiten der Krisen sich immer länger ausdehnen müssen. Eine Zeit mit einer solchen technischen Leistungfähigkeit braucht einen tüchtigen Handel.

Die Erfahrungen scheinen auch darauf hinzudeuten, daß es für die Werke nicht gut ist, sich den Handel zum Feind zu machen. Der Handel ist ja auch eine Kapitalmacht; und man sollte wirklich einmal darüber nachdenken, ob der durch die Werke gekränkte Handel auf die Gestaltung der Dinge in der Montanindustrie nicht einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als man annimmt. Dem Kohlensyndikat ist ja gelungen, den Absatz in beherrschender Weise in seiner Hand zu konzentriren. Ob sich aber der in seiner Existenz gefährdete Handel nicht doch in der Stille an dem Syndikat gerächt hat? Es wäre interessant, darüber mal den früheren Handelsminister zu hören. Sollte nicht der Kohlenhandel mit daran schuld sein, daß sich der Fiskus mit so viel Energie um die Verstärkung seiner Position in der Kohlenindustrie bemüht hat? Sollte der Handel der Hibernia-Affaire so ganz fern stehen? Beim Roheisensyndikat liegen die Dinge schon klar zu Tage. Da weiß man, daß die Konkurrenzwerke gegen das Syndikat unter leitender Hilfe des Handels gegründet worden sind, weil das Syndikat gegen den Handel vorging. Die Werke an der Küste, wie Lübeck, Emden und Unterweser, sind Händlerwerke und an der Zertrümmerung des Roheisensyndikates dürfte der Händlereinfluß mit schuld sein. Beim Aluminiumsyndikat liegen die Verhältnisse ähnlich wie beim Roheisensyndikat. Auch hier sind die neuen Gründungen und der Zerfall des Syndikates mit auf den Einfluß der Händler zurückzuführen.

Man kann ruhig annehmen, daß es die Händler nicht an Bemühungen haben fehlen lassen, nm Herrn Hilger Etwas ans Zeug zu flicken. Andere Leute mögen ihnen dabei geholfen haben. Denn Hilger hat mit seinem schroffen Auftreten doch viele Interessen verletzt. Die Interessen find auch in Oberschlesien und zwischen Oberschlesien und der Bankwelt sehr verschlungen. Fürstenberg, zum Beispiel, sitzt in der Bismarckhütte und in der Eisenindustrie. Geheimrath Arnhold hat nicht nur bei den Banken, sondern natürlich auch in Oberschlesien eine große Stellung. Die Deutsche Bank hat Interessen bei Kattowitz, Oberbedarf und Donnersmarckhütte. Alle diese und andere Kreise wurden direkt und indirekt durch Hilgers Auftreten verletzt und manchmal war es auch seinen besten Freunden nicht leicht, zu ihm zu halten. Er ist ja auch wie ein Berserker vorgegangen und hat Alles in Grund und Boden gestampft. Er wollte den Anderen zeigen, daß er sein Eisen allein verkaufen könne. Dazu gründete er die Schleiche Montangesellschaft; und der pfiffige Kapal machte sich nach dem Osten auf die Strümpfe. Die Schleiche Montangesellschaft hat denn auch beträchtliche Umsätze erzielt; im letzten Jahr, wie verlautet, etwa 11 Millionen Mark. Allerdings war ihr Weg mit Blut gedüngt. Vor ihrem Anprall mit Eisen konnten die Gegner nicht bestehen. Aber die Laura hat selbst die Gewinne aus dem Kohlengeschäft auf das Eisen legen

müssen; Beweis: die kleine Dividende. Immerhin hat Hilger, wenn auch mit
Wunden bedeckt, den Kampfplatz behauptet.
Der Kampf hat aber auch noch andere Folgen gehabt. Da man nicht einig
werden konnte, ging Jeder auch bei den Neubauten seinen eigenen Weg. Unzweifel-
haft ist Oberschlesien in einer starken Bauperisde. Beinahe zwei Dutzend neue
Kohlenschächte sind im Bau begriffen; der Fiskus ist dabei hinter den privaten
Werken nicht zurückgeblieben. Auf diese lebhafte BauthätigZeit der Kohlenindustrie
setzen manche Eisenleute ihre Hoffnung. Einzelne Eisenwerke, wie die Friedens-
hütte, die Eisenindustrie und die Bismarckhütte, haben keine oder nicht genug eigene
Kohlen. Die Bismarckhütte hat mit dem Fürsten Henckel einen Vertrag, wonach
Dieser ihr aus der Deutschlandgrube Kohlen etwa zu dem Marktpreis liefert. Oft
genug hieß es, die Bismarckhütte werde die Deutschlandgrube kaufen. Aber das
Kaufobjekt wäre dann theurer nls das Käuferwerk. Außerdem will man wissen,
die DeutschlandgTube, die ja schon lange im Betrieb sei, könne gar nicht mehr so
große Kohlenmmgen haben. Man hat auch andere Zechen als Kaufobjekte der
Bismarckhütte bezeichnet. Solche Gerüchte find immer wieder gekommen, seit Max
Meier aus dem Gebiet der gemischten Werke an die Spitze der Bismarckhütte gesetzt
worden ist. Die Friedenshütte hat eine relativ kleine Zeche und ihre Bohrversuche
auf den plessischen Feldern, noch eine That aus der Aera Dernburg, waren er-
folglos. Die Eisenindustrie ging schon lange darauf aus, sich eigene Kohlen zuzu-
legen. Als sie es noch billig thun konnte, glaubte kein Mensch an eine Zukunft
der Kohle. Jetzt endlich hat auch sie sich eigene Felder gesichert und auch sie wird
völlig in die Reihe der gemischten Werke eintreten. Vielleicht wäre es gar nicht
übel, wenn sie sich mit der Bismarckhütte zur Aufschließung der Kohlenfelder zu-
fammenthäte. Denn fertige Schachtanlagen sind jetzt theucr. In einer Zeit, wo
Kohlen, trotz der Krifis, noch so flott gehen, sind fertige Zechen nicht zu bezahlen,
wenn man nicht einige Hundert Prozent Agio auf den eigenen Aktien hat.
Auch die Eisenleute bauen munter. Die Führung hatte Jahre lang die
Friedenshütte. Sie hat, besonders in den Jahren der letzten Hochkonjunktur, viele
Millionen, allein in den Jahren 1906 bis 1907 etwa 18, aufgewendet und kann
jetzt als ein technisch hochmodernes Werk bezeichnet werden, das, auch in der Eisen-
Verfeinerung die Begleichung mit dem Westen aushalten kann. Noch während sie
mit den letzten Bauten beschäftigt war, erschien Hilger auf dem Plan. Zunächst
sah er sich seine Werke, die Aktiva, die er übernommen hatte, mal gründlich an.
Er hatte eine schwierige Aufgabe übernommen. Der alte Herr Junghann hatte die
Hütten natürlich nicht absichtlich verfallen lassen. Er hat, auch abgesehen von den
Zechen, Unvergängliches für die Laura gethsn, insbesondere durch die Einrichtung
und EntWickelung der Verfeinerungbetriebe. Er wäre sicherlich auch zur Moderni-
sirung der Hütten gelangt. Vlber vielleicht hätte er auch diese Aufgabe schon an-
packen können, wenn er in den letzten sechs Jahren sparsamer mit dm Dividenden
gewesen wäie. Jedenfalls fand Hilger bei seinem Amtsantritt Hütten, die zum
großen Theil veraltet waren. Monate lang kroch er selbst in allen Winkeln herum.
Dann stand sein Plan fest: Die Hütten müssen modernisnt, die Verfeinerung des
Eisens mutz noch weiter getrieben werden. Man müsse die Kohle in der Form ver-
feinerten Eisens absetzen. Alsbald wurde auch ein umfassender Bauplan auf Jahre
hinaus festgesetzt und mit großer Energie an seine Ausführung geschritten.

Man hat bis in die Verwaltungskreife hinein vie! darüber debattirt, ob Hilger
recht daran gethan habe, diese großen Bauten an dm Hütten zu unternehmen. Die
Ansichten darüber haben selbst bei guten Kennern der oberschlesischen Montanver-
lMnisse geschwankt. Eine Weile meinte man, Hilger habe nicht nöthig gehabt, so
viel Geld auf das Eisen zu verwenden. Die Laura habe ihre Kohlen und hätte
sich damit begnügen sollen. Kattowitz suche ja auch, und zwar mit unbestreitbarem
Erfolg, das Schwergewicht feiner Thätigkeit in den Kohlen, ohne doch die Hütten
zu vernachlässigen. Im Westen will man den Oberschlesiern überhaupt das Recht
bestreiten, noch Eisen zu machen; soll doch Thyssen sein Interesse an der Laura,
aufgegeben haben, als er hörte, die Gesellschaft wolle für ihre Hütten neues Geld
aufnehmen. Diesen Ansichten des Westens kann man aber nicht beistimmen Gewiß:
Oberschlesien darf niemals eine Massenproduktion in Eisen wagen. Dazu fehlen
ja alle Voraussetzungen. Die Erze müssen aus der ganzen Welt unter großen
Schwierigkeiten und Kosten herbeigeschafft werden. Der Koks läßt zu wünschen.
Die Frachtverhältnifse sind, dank der Schwerhörigkeit des EisenbahnMus, sehr un-
günstig. Aber Oberschlesien muß Eisen machen: sonst kann es feine Kleinkohlen
nicht verwenden und überhaupt seine Kohlenförderung nicht aufrecht erhalten oder
gar weiter entwickeln. Wenn ich aber Eisen mache, dann, folgerte Hilger, will ich
es auch ordentlich machen; ich will mit den besten, mit den billigsten Einrichtungen
arbeiten. Und so ging er daran, die Unkosten auf den Werken zu vermindern.
Moderne Transporteinrichtungen wurden geschaffen und mit der Ausnutzung der
Hochofengase begonnen. Knapp ein Jahrzehnt ist es her: da blickte man in Ober-
schlesien sehr stolz auf die Versuche mit den Gasmaschinen. Bei seinen wohlfeilen
Kohlen brauche Oberschlesien keine Gasmaschinen, sagte man damals. Nur die
Friedenshütte ließ sich durch solche Einwendungen nicht aufhalten. Jetzt steht man
auch in Oberschlesien die Gasmaschine öfter. Heute kann man es ja auch leichter,
denn der Westen hat die Gasmaschine ausprobirt. Jedenfalls stellt die Königs-
hütte die K. W. St. um die Hälfte billiger her als früher. Hilger hat auch ein
Blockwalzwerk gebaut; um die Produktionkosten zu verringern und um die Qualität
zu verbessern. Er hat noch viele andere Neuerungen eingeführt und angebahnt.
Insbesondere hat er für die Verfeinerung des Eisens Anlagen erster Qualität ein-
gerichtet: so die Weichen- und Wagonbeschlag-Abtheilung. Er hat ein Werk für
nathlose Röhren gebaut und die Königshütte um das viel besprochene Morgan-
werk bereichert. Das Alles hat natürlich viel Geld gekostet. Man mußte neue Aktien
schaffen und Kredit beanspruchen. Aber wer wollte bestreiten, daß Hilger bei der
Ablösung der Gründerrechte die Interessen der Aktionäre gewahrt hat? Daß er
mehr Geld brauchen würde, hatte er vorausgesehen. Aber wenn er gleich noch mehr
Aktien ausgegeben hätte, wäre der Gewinn der Gründer noch größer gewesen.
Hilgers Bautätigkeit blieb nicht ohne Wirkungen. Während er schon fest
im Gange war, erfolgte auf der Bismarckhütte ein Wechsel in der Leitung. Koll-
mann, der von der Pieke auf gedient und das Werk hochgebracht hatte, war Ge-
heimer Kommerzienrath und alt geworden. Zwischen ihm und seinem Aufsichtrath
bildete sich eine Kluft, die sich noch erweiterte, als er die Geschichte mit der Falva-
hütte gemacht hatte. Seine andauernde Kränklichkeit erleichterte den Wechsel. Karl
Fürstenberg war es, der das Schlußarrangement zu Stande brachte. Kollmann
legte nicht einmal Werth darauf, in den Aufsichtrath seiner Gesellschaft gewählt

zu werden. An die Spitze der Direktion wurde Max Meier gewählt. Ein Feuerkopf, wie sein Bruder Meier-Graefe, der Böcklinfeind. Er kam aus dem äußersten Westen und hatte dort einen langwierigen Kampf auszufechten gehabt, um das differdinger Werk von Deutsch-Lux vorwärts zubringen. Jahrelang hatte er durch der Zweifler lange Kette Spießruthen zu laufen gehabt. Aber der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Die Früchte, die jetzt von Stinnes und Genossen gepflückt werden, hat Max Meier vorbereitet. Einen solchen Mann brauchte die Bismarckhütte.
Da hatte sich die mangelnde Oberleitung allmählich doch bemerkbar gemacht. Manches von dem Ruf der technischen Neberlegenheit war abgebröckelt. Capito, Klein und Thyssen waren unbequeme Konkurrenten geworden. Bei dem jetzigen Borwärtsstürmen der Technik genügen schon wenige Jahre der Unthätigkeit, um ein Werk in das Hintertreffen zu bringen. Der Westen ist ja auf dem Posten. Einem Mann wie Thyssen und seiner Konkurrenz begegnet man überall. Wollte die Blsmarckhütte da ihren Platz behaupten, dann mußte rasch ganze Arbeit gemacht werden. Fürst Henckel, der durch die Transaktion mit der Falvahütte selbst Großaktionär der Bismarckhütte geworden war, mag auch eine durchgreifende Modernistrung empfohlen haben. Es braucht ja nicht geleugnet zu werden, daß manche Leute, die in der Bismarckhütte nur das kleine „reine" SpezialWerk von früher sahen, Herrn Meier zunächst mit einiger Zurückhaltung begegneten, weil sie in ihm nur den Draufgänger von Differenzen erblickten. Aber man muß zugeben, daß Meier bald die ganze Verwaltung für sich zu gewinnen verstanden hat.
Er schritt mit großer Energie an die technische Erneuerung der Bismarck-Hütte. Wie richtig er die Verhältnisse verstand, kann man schon aus einem Beispiel ersehen. Die RöhrenfaSrikation war stets eine Spezialität der Bismarckhütte. Auf diesem Gebiet aber wurde sie bereits durch Thyssen bedrängt. Da griff Meier ein. Sofort wurde ein Ausbau des Blechwerkes begonnen, weil man die Bleche größter Breite für große einmal geschweißte Rohre selbst herstellen und diese einmal geschweißten Rohre fabriziren wollte (nebenbei bemerkt: Oberschlesien wird durch die Herstellung der großen, einmal geschweißten Rohre um eine neue Fabrikation bereichert). Auch sonst that Meier das Erforderliche, um der Gesellschaft auf dem Röhrenmarkt die alte Position zu sichern; die Erbauung eines Werkes sür nahtlose Röhren und eine dem Zweck entsprechende Arbeitstheilung zwischen den beiden Werken wurde in Aussicht genommen. Auch eine völlige Moderniflrung des Hochofenwerkes und eine verstärkte Ausnutzung der Hochofengase (Erbauung einer elektrischen Centrale) in Angriff genommen. Schließlich wurde auch die Erbauung eines Morganwerkes und der flüssige Einsatz für den Martinbetrieb geplant. Die automatische Bedienung soll immer mehr an die Stelle der Handarbeit treten; deshalb die Einführung von Hebetischen, Krahnen und Chargirmaschinen.
Der Laura- und der Bismarckhütte kommt in der Bauthätigkeit die Eisenindustrie am Nächsten. Sie leidet bis zu einem gewissen Grad darunter, daß ihre Werke, Julienhütte, Gleiwitz, Baildonhütte und Herminenhütte, so zerstreut liegen. Die vier Werke arbeiten einander natürlich in die Hände; so liefert die Julier-Hütte die Blöcke an die Baildonhütte und diese schickt wieder die Knüppel nach Gleiwitz. Dieses Hin- und Herschicken verschlingt im Jahr Millionen an Frachten, so daß man da früher oder später vielleicht eine Centralifirung herbeiführen wird. Die Julienhütte ist in den letzten Jahren der Mittelpunkt des ganzen Unterneh-

mens geworden und hat durch ihr neues Stahlwerk viel von sich reden gemacht. Dieses Stahlwerk gehört zu den modernsten Anlagen Deutschlands.
Auch die übrigen Werke sind nicht unthätig. Aber man beschränkt sich da in der Hauptsache auf technische Verbesserungen: Einführung des elektrischen Betriebes und Aehnliches. Wäre Oberschlesien einig gewesen, dann hätte es einzelne Bauten sparen können. Aus dem Bestreben, von einander unabhängig zu werden, erwuchs mancher Neubau, den man sonst nicht nöthig gehabt hätte. Mit aus diesen Beobachtungen heraus sind aber über die ganze Bauthätigkeit Oberschlefiens in Berlin und im Westen falsche Ansichten entstanden. Man glaubt da, daß sich Oberschlesien in einer Aera ungesunder Expansion befinde. Aber diese Ansicht wird in Oberschlesien mit allem Nachdruck zurückgewiesen; schon bei der jetzigen Produktion müsse Oberschlesien Preiskonzessionen nach gewissen mitteldeutschen Bezirken machen. Oberschlesien, so betonen die maßgebenden Leute überall weiter, wolle nicht Massenproduktionen schaffen. Für die Morganwerke, die übrigens den besonderen Verhältnissen Oberschlesiens angepaßt seien, werde man eine Anzahl alter Straßen stillegen. Man wolle die jetzige Produktion verbilligen und vor Allem in der Verfeinerung des Eisens seine Position, seine Spezialitäten behaupten und neue Fortschritte machen. Damit thut Oberschlesien aber nur, was ihm der Westen bereits vorgemacht hat. Die Fracht Verhältnisse und die westliche Konkurrenz zwingen die Oberschlesier direkt, ihre Kohlen und ihr Eisen in möglichst entwickelten Produkten abzusetzen. Die Vorstöße, die der Westen während der jetzigen Krisis bis ins Herz von Oberschlesien gemacht hat, mußten Jedem die Augen über die künftigen Aufgaben der oberschlesischen Eisenindustrie öffnen. Daß die Marienhütte in Kotzenau jetzt luxemburgisches Roheisen verarbeitet, ist charakteristisch. Oberschlesien will schließlich auch bei einer Verlängerung des Stahlverbandes seine Quotenansprüche besssr vertheidigen können als beim letzten Mal.
Allerdings müßte es dann in sich einig sein und nach außen unter einheitlicher Leitung auftreten. Die Aussichten auf eine Verständigung sind freilich noch umnebelt. Schwieriger geworden ist die Einigung dadurch, daß sich Jeder in der Richtung der Selbständigkeit auszubauen begonnen hat. Doch sind auch manche Möglichkeiten einer Verständigung vorhanden. Die Oberschlestsche Stahlwerk-Gesellschaft ist gekündigt worden. Die Bahn für neue Verhandlungen ist also frei. Die Interessengemeinschaft Friedenshütte-Steffens & Nölle ist gelöst. Die Beziehungen zwischen Laura und Ravens sind nicht enger geworden, als sie vor der Gründung der Aktiengesellschaft waren. Max Meier ist, trotz seinen Quotenanfprüchen, doch kein Spielverderber. Wenn jetzt ein unparteiischer Dritter, ein geschickter Vermittler aufträte, könnte man die feindlichen Brüder doch wieder zusammenbringen; der Hader hat ja Allen am Mark gezehrt. Wer Erfahrungen genug desitzt, weiß übrigens, daß die Oberschlesier schon oft auseinander waren und daß sie sich doch immer wieder gefunden haben. Man sagt, daß Hilger aus dem Westen gekommen sei, habe das Zerwürfniß bewirkt. Doch Hilgers Westländerthum kann kaum in Betracht kommen. Lob ist auck aus dem Westen gekommen und hat die Zinkleute doch zusammengebracht. Nützen könnte allerdings nur ein Berk and auf längere Dauer; denn nur unter dessen Schutz könnte man eine trustartige Verkeilung der Aufträge durchführen. Etwas mehr Diplomatie auf der einen Seite und etwas weniger Empfindlichkeit auf der anderen: und man wäre bald einig.
Or. Georg Tischert.

Gerichtliche Psychiatrie/)
Vorurtheile.
orurtheile über die Psychiatrie sind alt. Wohl haben Gesetze, so weit die Geschichte zurückreicht, den Geisteskranken einen gewissen Schutz angedeihen lassen. David rettete sich durch Simulation vor König Achis, der bei seiner Vorführung sagte.: Was soll ich mit Dem? Habe ich Deren noch nicht genug? Odysseus simulirte Geisteskrankheit, um der Aushebung zum Trojanischen Krieg zu entgehen, Solon, um straffrei bei der Stellung eines verbotenen Antrages zu bleiben- Pisistratus lehnte die Verfolgung eines Trunkenen wegen Beleidigung ab; in den Büchern über die Pflichten erwähnt Cicero, daß man nicht verpflichtet sei, ja, daß man Unrecht thue, einem Mann, der Einem in gesunden Tagen sein Schwert zur Aufbewahrung übergeben habe, es zurückzugeben, wenn ers in geistesgestörtem Zustand zurückfordere. In den justinianischen Gesetzsammlungen, im Sachsenspiegel, in der Carolina findet man civil- und strafrechtliche Sonderbestimmungen für Geisteskranke im Sinn der Unzurechnunz- und Geschäftsunfähigkeit. Nur im Mittelalter kam man unter der Herrschaft des kanonischen Rechts zu der mystischen Auffassung des Besessmseins mit den Folgen grausamer Verfolgung der Geisteskranken. Aber man verstand, eben so von Alters her, unter Geisteskrankheiten nur die auffällig in die Erscheinung tretenden Formen. Es ist heute fast noch so, wie es schon Sokrates bei Xenophon schildert: „Wenn Tiner so groß zu sein glaubt, daß er sich bückt, wenn er durch das Stadtthor geht, oder wenn Einer so stark zu sein glaubt, daß er sich getraut, Häuser davon zu tragen, nennt man ihn wahnsinnig; wer aber nur in kleinere Jrrthümer verfällt, scheint der Menge noch nicht wahnsinnig genug zu fem: denn nur ,den großen Unverstand' nennt sie,Wahnsinn" Geisteskrankheit bedeutet im allgemeinen Bewußtsein Blödsinn, Schwermuth, Tobsucht, Verwirrtheit, Sinnlosigkeit; und der Begriff wird durch Romanschreiber, Dichter, theatralische Aufführungen in dieser Bedeutung im Bewußtsein erhalten. Ist von den genannten Zuständen aber nicht die Rede, zeigt sich der Kranke orientirt, intelligent, hat er „bis dahin- immer für gesund gegolten, dann wird „nur" von Ueberfpanntheit, apathischem Wesen, Gewissensbissen, Aberglauben, bloßen Einbildungen, Sonderlichkeit, Zanksucht, Verschrobenheit, wohl auch Verrückcheit, immer in dem Sinn geistiger Gesundheit, manchmal sogar von Edelsinn gesprochen. Hat aber gar ein Kranker, der nicht eine der genannten auffälligen Erscheinungen aufweist, ein Vergehen, ein Verbrechen begangen, womöglich mit Raffinement, dann wird die Psychiatrie sofort beschuldigt, dem Verbrecher Bundesgenossenschaft zu leisten, im Dienst politischer Tendenz. Ganz wie Goethe meinte, man gebe aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall zu viel nach, werde in der Zurechnungfrage dem Verbrecher gegenüber schlaff und ärztliche Gutachten gingen dahin, „dem Verbrecher an der Strafe vorbeizuhelfen", wobei ihm sein Leibarzt sekundirte und einen jungen Physikus lobte, der in solchen Fällen immer „Charakter" zeige. Erst recht gilt diese Auffassung, wenn die Kriminalität, wie in unserer Zeit, in er-

Bruchstücke aus dem Werk „Allgemeine gerichtliche Psychiatrie", dasHerrvr. Schaefer, Oberarzt an der Hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg, bei ErnstHofmann A Co. in Berlin erscheinen läßt und das ein dunkles Gebiet fchonunglos belichtet.

schreckendem Wachsen begriffen ist. Selbst Vertheidiger halten «die Richtung", so
viele Leute für geisteskrank zu erklären, für gefährlich.
Die Ursache der falschen Auffassungen kranker Geisteszustände ist die Jugend
der Psychiatrie, die geringe Bekanntschaft mit ihr bei den Aerzten, den Richtern
und dem großen Laienpublikum, das außer von Romanschreibern und Dichtern
eben nichts von ihr erfährt. Da tritt vor dem Forum der unbefangene praktische
Arzt mit längerer Erfahrung auf und erklärt mit Pathos: „Bei einer solchen
Schlagferligkeit und Sicherheit der Antworten, wie ich sie nur jedem Sachverstän-
digen wünsche, ist es allein schon unmöglich, die Zurechnungsähigkeit anzuzweifeln."
(Citat!) Von Psychiatrie versteht er so viel wie eine Dame, die von einem an ge-
fährlichen Wahnideen leidenden Verrückten zum Irrenarzt sagt: Ach, Herr Doktor,
Das sind blos so Einbildungen! Da erklärt ein anderes Mal ein Physikus, der
vor zwanzig Jahren im Physikatsexamen dm ersten Geisteskranken zu Gesicht be-
kam, vor dem er sich fürchtete, die Planmäßigkeit, das Raffinement der Handlung-
weise lasse keinen Zweifel an der Zurechnungfähigkeit aufkommen. Da erklärt der
erfahrene Jrrencmstaltdirektor die schwachsinnigen Handlungen des Sohnes eines
an periodischer Trunksucht leidenden Vaters für ererbten Hang zum Leichtsinn.
Von den Juristen sagt ein bekannter Rechtslehrer, daß sie erst in den letzten
Jahren angefangen haben, sich mit den unauffälligeren Formen von Seelenstörun-
gen zu beschäftigen, daß sie von dem Wesen mancher noch vor zwanzig Jahren keine
Kenntniß hatten und daß noch zwanzig Jahre vergehen können, ehe sie damit vertraut
sein werden. Mit den Worten: Das weiß jedes Kind, daß es nicht stehlen, falsch
schwören, morden soll, appellirt heute noch oft der Staatsanwalt an den gesunden
Sinn der Geschworenen, wenn es sich um Schwachsinnige handelt, und mit dem
Nachweis des Raffinements bekräftigt er seinen Appell. Mit dem Hinweis auf das
Raffinement sucht er die Gutachten der Sachverständigen über Dämmerzustände
zu entkräften. Oft genug kommen ihm gelehrte und Laienrichter mit den selben
Argumenten entgegen. Die Aeußerungen entlassener raffinirter, land- ja, welt-
bekannter Verbrecher, sie hätten die Irrenärzte getäuscht, halten die Beweiskraft
dieser Argumente bei unkundigen Aerzten, Juristen, Laien in Geltung. Und doch
sind es längst erwiesene Fundamentalsätze der gerichtlichen Psychiatrie, daß das
Unterscheidungvermögen für Recht und Unrecht, die Planmäßigkeit, das Raffine-
ment in der Ausführung von Verbrechen, sogar klares Schuldbewußtsein an sich
keine Kriterien der geistigen Gesundheit, der Zurechnungfähigkeit sind, so wenig
wie ein natürliches Motiv der Handlung und Reue nach der That. Immerhin
sind schon heute Juristen mit diesen Fundamentalsätzen bekannt; nur ist ihre Zahl'
noch gering. Die größere Menge erblickt in der JrrsinnserZlärung noch eine Ge-
fahr für die Justiz. Und die Sache liegt gerade umgekehrt. Werden die Geistes-
krankheiten nicht erkannt, dann begeben wir uns der Möglichkeit, ihren kriminellen
Wirkungen vorzubeugen. In neuster Zeit ist die Vorbildung der Juristen, gleich
der der Aerzte, besser geworden.
Da wegen der Unbekanntschaft mit der Psychiatrie, mit ihrem wissenschaft-
lichen Wesen, Jeder glaubt, Ansichten haben zu können, wie auch sonst bei Krank-
heiten, wie auf dem Gebiete der Politik, Religion, Philosophie, ist noch allgemein
der Argwohn verbreitet, Geisteskrankheit sei leicht zu fimuliren, der Irrenarzt leicht
zu täuschen. Mit größter Sicherheit erklärt ein Polizeibeamter bei Vernehmungen:

Der Angeklagte hat nur den Wilden Mann gespielt, die Irrenärzte hinter das Licht geführt. Im Roman ist ein solcher Argwohn als effektvolles Moment gut zu verwerthen, wird daher immer weiter gepflegt. Gegenüber steht die Thatsache, daß die Simulation von Geisteskrankheit autzeroldentlich schwer ist, selbst für einen erfahrenen Irrenarzt sein würde und daß kein Fall nachweisbar ist, in dem ein Irrenarzt getäuscht wurde.

Nun kommen aber noch verschiedene andere Dinge in ^Betracht, die Vor« urtheile aufrechterhalten. Da besteht der unbegründete Verdacht, bei Verbrechern aus gebildetem Stand werde gleich nach dem Psychiater gerufen, während man den Ungebildeten einsperre. Daran wird gar nicht gedacht, daß gerade die psychiatrische Begutachtung ungebildeter Verbrecher heutzutage etwas ganz Gewöhnliches ist, daß Sachverständige so und so viele Ungebildete begutachtet haben, wenn sie es einmal mit einem Gebildeten zu thun bekommen. So sagte ein erfahrener Gutachter im Fall des Prinzen Arenberg: Wenn es ein Mann aus dem niederen Volk wäre, dann wäre die Sache längst erledigt; nämlich Arenberg für unzurechnungfähig erklärt. Den Hunderten, Tausenden Jrrsinnserklärungen fragt, wenn sichs um ungebildete Verbrecher handelt. Niemand nach; bedenkt auch nicht, daß in manchen Fällen der Bildungsgrad ein natürlicher Grund ist, an geistiger Gesundheit zu zweifeln. Hierher gehört auch der Umstand, daß man einen für krank erklärten Verbrecher frei umherlaufen läßt, ihn weder enimündigt noch in eine Anstalt bringt. Tatsächlich geschieht hierin an verschiedenen Orten Verschiedenes, Der eine Staatsanwalt beantragt die Entmündigung, die eine Polizeibehörde die Unterbringung wegen Gemeingefährlichst, der andere Staatsanwalt, die andere Polizeibehörde thun es nicht. Es ist durchaus nicht zu verwundern, wenn der Laie hier an ein Vorbeihelfen an der Strafe glaubt, da es gewissermaßen heißt: im Ueörigen, sür alle bürgerlichen Rechte, ist der Verbrecher vollkommen gesund.

Ganz besonders ^werden aber die Irrenärzte liberaler Tendenz der Sympathie mit dem Verbrecher, der Apathie gegenüber unschuldigen Opfern bezichtigt, wenn sie verbrecherische Geisteskranke, auch eben gewaltthät'ger Art, die von Polizei wegen nach der Anstalt gebracht worden sind, über Kurz oder Lang wieder auf die Gesellschaft loslassen, nicht nur einmal, sondern mehrmals. Aus diesem Grunde allein ignoriren Geschworene (vielleicht auch manchmal eine Strafkammer), selbst von Autoritäten abgegebene Gutachten. Ganz verblüfft ist der Laie, wenn ein verbrecherischer Geisteskranker mit vollem Bewußtsein und mit Hohn auf seinen Freibrief pocht. Freilich gehören solche Kranke dauernd in Anstalten und ks ist mehr idiotisch als liberal, sie laufen zu lassen. Der Laie übersieht nur, daß in allen Fällen die Schuld die Polizeibehörde mittrifft, denn sie hat die Entlassung gemeingefährlicher Kranker zu genehmigen. Böse Erfahrungen haben in den letzten Jahren die Aufsichtbehörden veranlaßt, den Anstaltärzten Beschränkungen aufzuerlegen. Nicht minder wirkt das Entweichen in Untersuchung oder Behandlung befindlicher Verbrecher verstimmend gegen die Aerzte und Anstalten. Die Unzulänglichkeit des Wissens aber zeigen Fälle, in denen als „geheilt" Entlassene unmittelbar nach der Entlassung Mord, Schändung, Einbruch begehen oder sich das Leben nehmen.

Die Irrenärzte allein trifft die Schuld, wenn sie die Gutachten nicht überzeugend vertreten, besonders vor Geschworenen, wenn sie behaupten, statt zu beweisen, wenn sie auf Zwischenfragen unsicher werden oder gar ein Gutachten auf-

rechterhalten wollen, das durch die Beweisaufnahme erschüttert worden ist. Wenig überzeugend wirken diagnostische fremdsprachliche Bezeichnungen. Was fangen die meisten Geschworenen mit einem „äeSSnei-e Lupsi-Ieur" an? Vor einer Strafkammer nannte ein Sachverständiger die Krankheit Manie, ein anderer Melancholie, ein dritter Paranoia; der Vorsitzende lächelte und sagte: „Wie Sie Das nennen, daran liegt uns gar nichts." Alle Drei hatten (nebenbei) Recht: Jeder hatte ein anderes Stadium gesehen. Das kam aber gar nicht zur Sprache. Eben so diskreditirend wirkt Professorale Phantastik vor dem Forum, wenn, zum Beispiel, im Czynski-Prozeß ein Sachverständiger von einer Handschrift behauptete, sie sei in Hypnose geschrieben (die Geschworenen brachen in dröhnendes Gelächter aus), wirkt Phantastik 1a Schenk, Jaeger und Haeckel.

Und ähnlich ist die Wirkung, wenn ein Sachverständiger über den Hauptmann von Goeben, der ebenfalls sür zurechnungfähig erklärt worden ist, zu dem Interviewer eines Weltblattes äußert, Goeben habe den Mord in „hypnotischer Fesselung" verübt (nachdem er erst vorher Gift, für zweihundert Menschen hinreichend, und eine Maske gekauft hatte). Das kann von Mördern gleicher Alt jedesmal behauptet werden. Solche Sachverständige erweisen der Sache keine guten Dienste.

OiLcorclia i'68 (iiladuntur.

Am Meisten verwirrend aber und Vorurtheile bestärkend wirken gewisse Vorkommnisse in Prozessen gegen Kapitalverbrecher, welche die ganze Welt in Spannung halten. Wenn sich, wie im Hau-Prozeß, zwei Sachverständige nach ihrer Vernehmung von dem Mörder „herzlichst verabschieden", wenn über den „herzlichen Abschied" in dem kleinsten Blatt berichtet wird, dann sagt sich der einfachste Mann in der entlegensten Hütte: Etwas muß doch daran sein, daß die Irrenärzte versuchen, Verbrecher „frei zu machen". So mindert man das Vertrauen zur Psychiatrie.

Psychopathische Kinder.

Psychopathische Kinder heißt wörtlich: seelisch, geistig kranke Kinder; es bedeutet aber: nicht geisteskranke Kinder. Psychopathisch bezeichnet nach dem Gebrauch „nicht gesund und nicht krank", einen Grenz-, Zwischen-, Uebergangszustand. Das Selbe besagt abnorm, entartet, minderwerthig, nervös. Schwachsinnige, epileptische, hysterische Kinder sind psychopathisch; man nennt sie aber nicht so, sondern gebraucht die allgemeine Bezeichnung sür den Rest, bei dem ein bekanntes Grundleiden, wie Schwachsinn, Epilepsie, Hysterie, eben nicht vorhanden ist. Psychopathifche Kinder hat man schon längst gekannt, aber erst seit Beginn dieses Jahrhunderts, in dem der Kinderforschung von vielen Seiten zugleich gesteigerte Arbeitkräfte entgegengebracht werden, ist die Bezeichnung modern geworden. Man hat aber nicht nur mehr psychopathische Kinder entdeckt, sondern sie sind thatsächlich häufiger geworden. Ein Zeichen der Dekadenz. Moderne Typen.

Man charakterisirt die Kinder allgemein damit, daß man sagt: „Ihr Verstand ist normal, wenigstens meistens, ihr Gefühsleben aber gestört, der Charakter abnorm. Ein Vater kommt zum Arzt und sagt: „Ich habe einen Knaben im fünften Jahr, der mir viele Sorgen macht. Der Junge ist ganz hell im Kopf, aber unbündig lebhaft; manchmal kriegt er geradezu Wuthanfälle. Als ich ihn einmal

züchtigte, rief er: Hau noch mehr! Da kam ein Reiter vorbei. Plötzlich war der
Junge wie umgewandelt, ruhig, freundlich, willig. In der Familie sind gar keine
Nervenkranken. Was kanns sein?" Psychopathie, sagt der Arzt.
Da ist ein Kind, seit es laufen gelernt hat, in „steter Unruhe", ein anderes
von Klein auf „schreckhaft", „scheu", „verdrießlich", „ärgerlich", „widerspänstig",
„auffallend still", „verschlossen". Andere Kinder find „überempfindlich" gegen Ge-
räusche, sprechen viel im Schlaf, schlafen nur bis drei Uhr, haben ab und zu Sinnes-
täuschungen, hören es klopfen, schreien, sehen Gestalten, zeigen eine „unglaubliche
Zerfahrenheit", eine „reine Zerstörungwuth". Dann rechnen Manche hinzu Kinder
mit „unausrodbarer Neigung zur Lüge, zum Diebstahl, zur Zote", als schlimmere
Vertreter die Thierquäler, Mörder, Leichenschänder und Selbstmörder.
Jeder erinnert sich, mit welchem instinktiven Abscheu man von Mitschülern
sprach, die Vogelnester ausnahmen, Fliegen, Maikäfern die Beine ausrissen; wie
man sie zu meiden suchte. Bis in die früheste Kindheit hat man solche Mitleid-
losigkeit verfolgt. Ein vierjähriges Mädchen sticht einem Kaninchen die Augen
aus, ein fünfjähriger Knabe schneidet einer Taube die Beine ab, ein elsjähriger
Hütejunge verstümmelt eine ganze Hammelheerde, ein zwölfjähriger Schüler schneidet
Tauben und Hühnern die Flügel und Beine ab, klemmt sie zwischen die Thür und
drückt ihnen die Eingeweide aus.
Noch schlimmer find kindliche Mörder. Sie haben in letzter Zeit zuge-
nommen. Im vorigen Jahr erst wurde ein vierzehnjähriger Schüler verurtheilt,
der einen sechsjährigen Knaben erschlagen hatte, um das Totschlagen, von dem er
so viel gehört, an ihm zu Probiren. Zwei Schüler hatten im Wald ein achtjähriges
Mädchen mit Messern erstochen, um einmal einen «Mädchenmord" zu begehen.
Krankhafte Phantastik. Oder sie genügen sich an Marterei. In kalter Winterzeit
banden Schulknaben einen zehnjährigen Kameraden an ein Brückengeländer in Ham-
burg so fest, daß die Schlagadern abgebunden waren; dann führten sie wilde Jn-
dianertänze um ihn auf, hielten ihm den Mund zu und peinigten ihn. Nach zwanzig
Minuten wurde das „Blaßgesicht am Marterpfahl" bewußtlos. Ein Polizeibeamter
befreite den Ohnmächtigen. Andere erschlagen, erstechen in der Wuth ihre Kame-
raden, greifen die Mutter an, ermorden sie.
Als unglaubliche Gefühlsroheit erscheint es, wenn zwölfjährige Schuljungen
Kindergräber öffnen, die Leichen der Schmuckgegenstände berauben, sie dann zer-
stückeln und Enten zum Fressen vorwerfen. Vor Kurzem meldete man aus Buda-
pest, daß zehn- bis fünfzehnjährige Mädchen wiederholt Kindergräber geöffnet und
die kleinen Leichen beraubt hatten.
Endlich die jugendlichen Selbstmörder. Auch sie sind ein bekannter, moderner
Typus Jungdeutschlands. Bis zum sechsten Lebensjahre herab ist Selbstmord vor-
gekommen. Oft ist er mehrfach versucht worden, erst bei einer Wiederholung gelungen.
Welche sind nun die Ursachen der Psychopathie? In den meisten Fällen
Belastung. Nur muß man diese weit fassen, nicht nur Nervenkrankheiten in der
Familie damit meinen: auch Selbstmorde, Verbrechen, Alkoholismus, Perversität.
Ein zehnjähriger Junge hat vom siebenten Jahr an vier Selbstmordversuche gemacht;
beide Eltern waren an Selbstmord gestorben. Die Nervenkrankheiten werden nur
zu einem großen Theil von Laien nicht erkannt. Manche Kinder tragen Zeichen
der Entartung an sich. Die Laien sagen: „Das Kind sieht merkwürdig aus." Der

Schädel, das Gesicht sind unsymmetrisch gebildet, der Ausdruck ift eigenthümlich, besonders beim Lachen. Psychopathische Kinder findet man auch in Familien, in denen Zuckerkrankheit vorkommt, Blntarmuth, Syphilis. Mitunter ist der aufregende Beruf des Vaters daran schuld. So habe ich einen Börsenmakler mit mehreren psychopathischen Kindern gekannt. Erbliche Belüftung, körperliche Familien-Zrankheiten waren weder auf der Seite des Vaters noch auf der der Mutter nachweisbar. Frauen, die während der Schwangerschaft von Schreck befallen werden, können psychopathische Kinder zur Welt bringen. Manche Kinder erwerben die Psychopathie durch schwere Geburt, durch Verletzungen, Fall, Stoß, fieberhafte Krankheiten in der ersten Zeit. Ganz besonders muß auf Wucherungen in Nase und Rachen (Rachenmandel) aufmerksam gemacht werden; nach deren Behandlung ist mehrfach die Psychopathie verschwunden. Auch an Würmer muß gedacht werden. Ein Arzt verordnete einem Kinde, das an großer Erregbarkeit litt und Magenbeschwerden hatte, nur dagegen Salzsäure. Nach einigen Löffeln der Lösung kroch dem Jungen aus der Nase ein großer Spulwurm heraus. Nun wurden Würmer abgetrieben; eine ganze Menge. Mit ihnen war auch die Psychopathie abgegangen. Bei einem Rest findet man gar keine Ursachen. Dann sprechen Abstammungtheoretiker von einer Caprice der Natur. Die Psychopathie kommt bei Kindern aller Stände vor, auf dem Lande so gut wie in der Stadt. Die meisten Fälle gelangen gar nicht zur Kenntniß der Aerzte. Die als Gutachter berufenen Irrenärzte erfahren von ihnen bei der Aufnahme der Vorgeschichte von Geisteskranken und Verbrechern. Die Lehre vom Geborenen Verbrecher, von der rrioral insariit^ (angeborener Gesühlsstumpsheit bei klarem Verstand) hat sich wesentlich auf die Psychopathie der Verbrecher im Kindesalter gestützt. Die Lehre hat in die Praxis keinen Eingang gefunden; mit Recht. Neuerdings betont man die Heilbarkeit der Kinder« Psychopathie (nicht nur der auf körperlichen Ursachen beruhenden). Damit würde die Lehre vom Geborenen Verbrecher freilich erschüttert werden. Die Heilung besteht hauptsächlich in richtiger Erziehung; die Lehre aber sagt: Weder die beste Erziehung noch die günstigsten äußeren Umstände (Milieu) sind im Stande, die innere Notwendigkeit zu beseitigen, aus der heraus eben der Geborene Verbrecher unter allen Umständen Verbrecher wird.

Ein großer Theil der psychopathischen Kinder wird später Verbrecher, wahrscheinlich fast alle, die sich moralisch fehlerhast und hochgradig mitleidlos zeigen. Aber sie zeigen sich erwachsen dann meist als Schwachsinnige. Psychopathie in der Kindheit findet man am Meisten in der Vorgeschichte schwachsinniger Verbrecher. Auch Psychiater betonen bei manchem psychopathischen Kind: Es ist nicht schwachsinnig. Und doch. Der leichte Schwachsinn läßt sich nur bei Kindern am reinen Verstand nicht oder schwer feststellen, weil das höhere Begnffslcben, das Denken im Abstrakten, noch nicht geprüft werden, da es noch nicht vorhanden sein kann. Manche Schwachsinnige sind sogar bessere, ja, gute Schüler in unteren Klassen gewesen. (Gutes Gedächtniß, Denken im Konkreten.) Das höhere Gefühlsleben, das moralische, beruht so sehr auf einem bestimmten Grade der Begriffsbildung, daß ein bei klarem, vollem Verstand allein im Gefühl krankhaft gestörter Mensch kaum denkbar ist. Nein, entweder ist er dann ein richtiger Verbrecher oder aber er ist eben nicht vollsinnig, sondern schwachsinnig. Erst in diesem Jahr ksm Folgendes vor: Kinder spielen. Ein Mädchen nimmt ihr Glasauge heraus. Ein

Knabe bohrt sich darauf in dem Glauben, er könne Das auch, das rechte Auge
aus. (Erblindet auch auf dem anderen). Gefühllosigkeit, aber in Verbindung mit
Schwachsinn. Gar nicht anders denkbar. Hochgradige Urtheilsfchwäche. Schwach-
sinnige sind weniger empfindlich für Schmerz; deshalb verstümmelte sich das Kind
so gleichgiltig. Hätte nun das Kind das Experiment an einem Kaninchen nach-
gemacht, dann würde nur reine Gesühlsstumpfheit vorzuliegen scheinen, erst recht,
wenn es im Schulwissen genügende Kenntnisse hat. Bei unsauberen, hartnäckig
verlogenen, mitleidlosen Kindern glaube ich an Heilungen nicht, weil Schwachsinn
zu Grunde liegt. Manche kindliche Psychopathen, besonders Halluzinanten erweisen
sich später noch als Epileptiker, noch öfter als Hysteriker und Geisteskranke. Die
Psychopathie ist überhaupt meist nur Symptom anderer Grundkrankheiten. Treten
moralische Defekte, Mitleidlosigleit nicht in den Vordergrund, nur Gemüthsver-
stimmungen, krankhaftes Temperament wie bei Kindern der ersten Gruppe, dann
ist Heilung wohl denkbar, tritt auch spontan ein. Die anderen bleiben psychopathisch,
werden aber nicht zu Verbrechern. Aus manchen psychopathischen Kindern sind
bedeutende Menschen geworden; doch waren es eben nur solche leichter Art.
Der Jugendrichter wird oft mit psychopathischen Kindern zu thun haben
und Lehrer und Aerzte auffordern, sich immer mehr mit ihnen zu beschäftigen;
die Frage, was Krankheit, was Verwahrlosung sei, wird manchmal schwer zu be-
antworten fein. Doch werden die Erörterungen dazu führen,, daß die Behandlung
dieser Kinder eine verständigere, daß manche Verbrecherlaufbahn im Kindesalter ge-
hemmt wird. Für die gewöhnlichen Schulen sind diese Kinder nicht geeignet: sie stören
und stecken andere Kinder an; die für die Normalen passende Methode des Unterrichtes
ist für sie nicht geeignet. Gar nicht gehören sie in die Hilfttafsen, in denen Schwach-
sinnige höheren Grades sitzen. In Wien hat die Lehrerschaft besondere Neben-
klaffen für moralisch defekte, intellektuell aber sähige Schüler beantragt. Sie ist
von der Voraussetzung ausgegangen, daß diese Kinder alle Bösewichte seien, und
hat daher sür die Nebenklassen die Bezeichnung „Disziplinarklaffen" vorgeschlagen.
Die Voraussetzung ist falsch, die Bezeichnung nicht glücklich gewählt. Unter diesen
schwer disziplinirbaren Schülern giebt es viele psychopathische, schwachsinnige Kinder.
Man sieht aber daraus,wie viel die verbrecherische Schuljugend schon zu schaffen macht.
Die deutsche Centrale für Jugendfürsorge in Berlin plant die Gründung
eines ErZiehungheimes sür psychopathifche Schulkinder der unbemittelten Klassen,
zunächst in kleinem Umfang; die Leitung soll ärztlich und pädagogisch sein. Die
Idee ist gut; nur darf die Erziehung nicht mit dem Ende der schulpflichtigen Zeit
abschließen. Dann kommen die gefährlichsten Jahre, in denen gerade in der Groß-
stadt euch die besten Elemente straucheln, um so mehr geistig nicht ganz intakte
Jugendliche, die dann noch zu plötzlich dem öffentlichen Leben übergeben werden.
Unmittelbar an das Heim muß sich der Aufenthalt in einer Arbeitlehrkolonie schließen,
in der die aus der Schule Entlassenen noch einige Jahre fachlich ausgebildet und
erzogen werden. Die Gründung eines solchen Institutes, wo die undisziplinirbaren
aus de« Schule entlassenen Kinder ausgebildet werden sollen, plant Frankfurt.
Von Haus aus ganz gesunde Kinder, meist gegen das Alter von zwölf
Jahren, werden nun noch psychopathisch aus ganz bestimmter Veranlassung; aus
sexueller Verirrung und Verführung. Davon haben die Eltern oft Jahre lang
keine Ahnung. Besonders gefährlich sür Knaben ist heute die homosexuelle Seuche.

So habe ich einen Knaben gekannt, der mit acht Jahren mißbraucht und seitdem dann auf Irrwege gerathen war, wovon die Eltern erst Kenntniß bekamen, als er achtzehn Jahre alt war; es ist nichts aus ihm geworden. Das Hauptsymptom, woran bei Schülern der Einfluß sexueller Verirrungen zu vermuthen ist, ist ein plötzlicher Stillstand in den Schulleistungen, Unlust, Zerfahrenheit neben allerlei anderen nervösen Erscheinungen. Grenzgebiete zwischen Krankheit und Moral.
Hamburg. Dr. Hermann Schaefer.

T>. p. O.

m elften Juli 1878 unterbreitete Graf Corte, der ErsteBevollmächtigteJtaliens, den Mitgliedern des Berliner Kongresses den Vorschlag: „Die auf dem Kongreß vertretenen Mächte empfehlen der Hohen Pforte, eine von den Regirungen zu ernennende Fachkommission mit der Prüfung der von Inhabern türkischer Staatsschuldtitres erhobenen Beschwerden zu beauftragen; die Kommission soll ihnen auf eine mit der Finanzlage der Türkei verträgliche Art abhelfen." Diesem Antrag widersprach der türkische Delegirte, Karatheodory Pascha, weil er in der Fassung einen Eingriff in die Hoheitrechte der osmanischen Regirung erblickte. Als höflicher Orientale erklärte er aber im Brustton der Ueberzeugung, daß die Hohe Pforte Alles thun werde, um die Gläubiger „nach Maßgabe der Einkünfte zu befriedigen". Ein an die diplomatische Redeweise Gewöhnter könnte sagen, daß dieser Austausch von Phrasen für die auswärtigen Gläubiger der Türkei eine neue Aera eingeleitet habe. Nachdem Abd ul Aziz im Oktober 1876 dem Staatsbankerot die Allerhöchste Weihe verliehen hatte, sah es um das Schicksal der Besitzer türkischer „Renten" sehr düfter aus. Man hoffte auf den Segen des Berliner Kongresses; doch die Hoffnung trog auch in der Frage der Schuldenregulirung. Hätte die Osmanenbank sich nicht energisch der Sache der Gläubiger angenommen, so wäre die Schuldenwirthschaft, die seit dem Krimkrieg fortwährte, wahrscheinlich noch Jahre lang im alten Stil weiter gegangen. Der Harem mit all seinen Pertinenzen (und Impertinenzen) hat den Ruin der türkischen Finanzen verschuldet. Und das „Geschenk", in orientalischer Aufmachung die schöne Sitte des Schenkcns (ist im Lande des Islam längst zur Unsitte geworden), hat Unsummen fremden Geldes in den Bann der UnProduktivität geschlagen. Aus diesem Gestrüpp mußte ein Ausweg gesucht werden; und die Kaiserliche Osmanenbank hats an Eifer und Thatkraft nicht fehlen lassen. Im Oktober 1880 wurde eine offizielle Note der Hohen Pforte veröffentlicht, die alle Besitzer von Turbanwerthen aufforderte, Delegirte zur Unterhandlung über die Staatsschulden zu entsenden. Am ersten September 1881 versammelten sich in Konstantinopel die Vertreter der Gläubiger; und es gelang wirklich, eine für die Reorganisation der türkischen Finanzen geeignete Grundlage zu finden. Durch das Muharremdekret wurde der Schuldendienst neu geregelt. Die Regirung verzichtete auf eine ganze

Reihe von Einnahmen, die von der Staatsschuldenverwaltung (^äruiniswatiori äs
1a vstts ?ud1ic^as Ottomans) einkassirt und zur Bezahlung der Zinsen verwendet
werden sollten. Die ausländischen Gläubiger wurden also von der Hohen Pforte
unabhängig. Sie bekamen ihre eigene Kontrolstelle, bei der die türkische Regirung
nur einzugreifen hat, wenn in der Organisation der dem Verwaltungrath über-
lassnen Einnahmen irgendwelche Veränderungen eintreten. Seit das Muharrem-
dekret gilt, ist eine breite Kluft zwischen der europäischen und der orientalischen
Abtheilung der StaatsfinanZen. Die D. P. O. ist durch einen breiten Graben vom
Malis Naziri, dem Finanzministerium, getrennt. Das ward für Europa zum Glück.
Die Gläubiger haben noch nie Grund gehabt, sich über die Thätigkeit des
Verwaltungrathes zu beklagen. Mitteleuropäische Finanzgrundsätze und eine leid-
lich geordnete Schuldentilgung. Ohne die Administration der D. P. O. hätte die
Hohe Pforte im Ausland kein Anleihegeld bekommen. Die Uebernahme des Zinsen-
dienstes durch die europäische Schuldenkontrole bürgte für die pünktliche Einlösung
der Coupons. Auf die Ehrlichkeit eines Finanzministeriums, das ohne Staats-
budget arbeitete, hätte sich Niemand verlassen. Der türkische Müli6 kannte keine
Bilanz. Reichten die Einnahmen nicht, so wurden bei der Osmanenbank Vorschüsse
aufgenommen, die dem persönlichen Konto des Großherrn zugeschrieben wurden.
So gings, bis die jungtürkische Partei eine Verfassung durchsetzte und zum ersten
Mal ein offizieller Budgetplan bekannt wurde. Der neue Haushaltplan für das
Jahr 132S türkischer Zeitrechnung (1909/10) war vom Präfidenten des französischen
Rechnunghofes, Laurent, ausgearbeitet worden, der sür ein Weilchen türkischer eon-
86i1l6i- iiuäneisi' war; seiner Thätigkeit ist zu danken, daß endlich einmal die Ge-
sammtschuld der Türkei offiziell festgestellt werden konnte. Die Erbschaft, die das
neue Regime übernommen hat, ist schwer belastet. Außer den Konsolidirten An-
leihen und den lurzfristigen Vorschüssen sind Schwebende Schulden im Betrag von
etwa 16 Millionen Pfund zu tilgen. Eine Sanirung der türkischen Finanzen und
eine Reform der Gesammtwirthschüft ist ohne neue große Kredite nicht denkbar.
Laurent hatte schon in seinem Expose zu dem Finanzvoranschlag auf die Grund-
linien der Kapitalbeschaffung hingewiesen: neue Anleihen nach Erschließung neuer
Einnahmequellen. Die Steuerschraube soll fester angezogen und eine Centralisirung
aller Staatseinkünfte (außer den der D. P. O. verpfändeten) bewirkt werden. Eine
Modernisnung des im Schlendrian verkommenen Finanzministeriums wurde als
nothwendigste Vorbedingung für die Ordnung der Finanzwirthschast erkannt. Der
neue Finanzminister Mehmed Dschavid Bei kündete dem Parlament seinen Reform-
plan, der mindestens das ehrliche Streben nach Aufrichtigkeit erkennen ließ. Den
Vertretern des Volkes wurden die türkischen Finanzen in häßlicher Nacktheit ge-
zeigt. Sie erfuhren, daß der Etat mit einer Unterbilanz von 3,80 Millionen Tür-
kischen Pfund abschließt; und daß die außerordentlichen Ausgaben die Einnahmen
um 1 Million übersteigen, obwohl mit einer stattlichen Summe besonderer Ein-
nahmen (österreichische Entschädigung für Bosnien und Herzegowina; Verzicht der
russischen Regirung auf 40 Jahresraten der Kriegsentschädigung; das konfiszirte
Privatvermögen des Sultans Abd ul Hamid) gerechnet werden kann. Eine türkische
Finanzreform wäre noch schwieriger als die, an der sich die Herren von Stengel
und Sydow die Finger verbrannt haben. Aber Mehmed Dschavid scheint von den
Möglichkeiten des neuen Regiments eine so hohe Meinung zu haben, daß er sogar

die Mitwirkung der D. P. O. entbehren zu können glaubt. Die türkische Regirung will eine Anleihe im Ausland aufnehmen und zum ersten Mal die türkische Staatsschuldenverwaltung ausschalten. Ein Menschenalter lang hat die D. P. O. den ausländischen Schuldendienst des Osmanenreiches kovtrolirt. Die Gläubiger konnten sich unter dem Schutz der Delegirten aller Sorgen um die Sicherheit der Schuldentitel entschlagen. Nun kommt ein neuer Finanzminifter und sagt: „Wir brauchen die D. P. O. nicht mehr, fondern führen unsere Anleihegeschäfte ohne deren Hilfe durch." Kühn zum Wenigsten; noch hat das neue Regime nichts geleistet, auch, bis auf die Beseitigung einiger Parasiten, für das Finanzwesen nichts gethan. Wer bürgt für die Ruhe des Reiches und für den Bestand der neuen Regirungreform? Und der neue Finanzminifter will sich dennoch schon jetzt von der europäischen Schuldenkontrole lösen. Das Schicksal der Anleihe vom September 1908 zeugt nicht von felsenfestem Vertrauen in die Kapazität der neuen Herren. Zwischen der Regnung und der Lan^ns Ottomans war ein Vertrag über ein Darlehen von 4,70 Millionen Pfund abgeschlossen worden. England, Frankreich und Deutschland sollten sich an dem Geschäft detheiligen. Die Finanzkonsortien machten jedoch von ihrem Recht zur Option keinen Gebrauch. Die Pforte hielt sich dadurch schadlos, daß sie einen Vorschuß nach dem anderen auf die (noch nicht unterzeichnete) Anleihe nahm. Schließlich hatte sie beinahe 3 Millionen Pfund intuS; aber die Anleihe ist heute noch nicht abgeschlossen. Seit dem Herbst 1908 hat sich in der Türkei Mancherlei geändert. Neben der französischen Osmanendank ist eine Nationalbank britischer Provenienz gegründet worden, deren Präsident der bekannte londoner Finanzmann Sir Erneft Cassel ist. Auch Präsident der Staatsschuldenverwaltung ist jetzt ein Engländer (Sir Adam Block; der Vorsitz wechselt zwischen England und Frankreich, obwohl Paris heute der Hauptmarkt der Turbcmwerthe und der britische Antheil am Besitz türkischer Papiere im Lauf der Jahre sehr klein geworden ist); und England hat am Bosporus noch andere starke Stützen. Wird aber, mit seinem Council of iorciAn donäkoldcrs, kaum die Ausschaltung der D. P. O. gewünscht haben. Einerlei: der Finanzminister will eine Anleihe von 7 Millionen Pfund durch öffentliche Ausschreibung und ohne die Staatsschuldenverwaltung aufnehmen. Der Dienst der neuen Anleihe soll vom Finanzministerium selbst besorgt werden. Erst wenn ein Coupon nicht pünktlich eingelöst werden kann, soll die D. P. O. einspringen. Mit dieser schlimmen Möglichkeit wird also doch gerechnet. Der alte versumpfte Malic soll modernisirt werden; aber man ist doch nicht sicher, ob die Mitzwirthschaft noch zu tilgen ist. Dieses Zugeständnitz ist ehrlich, aber unklug; denn es muß auf die Finanzleute einen schlechten Eindruck machen. Entweder ist die D. P. O. überflüssig: dann ersetze man sie durch den Minister; oder der Finanzminifter fühlt sich noch nicht sicher auf den Beinen: dann behalte man die Bürgschaft der europäischen Kontrole. Die Emission-Häuser können nicht daran zweifeln, daß die Qualität der neuen Anleihe geringer als die der älteren, der Verwaltung der D. P. O. unterstellten Serien türkischer Papiere wäre. Das käme dann im Uebernahmekurs des neuen Papiers zum Ausdruck; auf die gewünschten 90 Prozent ist kaum zu hoffen. Da die besten Turbanwerthe, die vierprozentige Unifizirte Anleihe, die Kmsziffer 95 erreichen, muß ein nicht garantirtes Papier viel niedriger bezahlt werden. Die jungtürkischen Machthaber scheinen die Möglichkeiten einer Anleihe nicht richtig kalkulirt zu haben; sonst hätten sie

sich wohl gefragt, ob man die alten Geldgeber der Türkei, besonders die Osmcmen-
bank und deren Gruppen, einfach bei Seite schieben dürfe, um auf eigene Fauft
Geschäfte zu machen. Mit den 7 Millionen ist eS doch nicht abgethan. Die Mo-
dernisirung des Osmanenreiches wird ungeheure Summen verschlingen, die durch
Ersparnisse und Steuererhöhungen allein nicht aufzubringen sind. Die Unterstützung
des Auslandes ist unentbehrlich; ob sie gewährt wird, hängt aber wieder von
dem Vertrauen in die Wirthschaft der neuen Machthaber ab.
Mit einiger Spannung wird die Politik Englands verfolgt. Wenn Sir
Erneft Cassel die neue Anleihe ohne Mitwirkung der Osmanenbank und der vstts
?nd1iHu6 durchsetzt, so wäre damit eine neobritische Aera in der Türkei eingeleitet.
Die Franzosen hätten dann als Hüter der alten Tradition, die Engländer als
Fortschrittsmänner zu gelten. Auf die Länge könnten sie aber kaum ohne die an-
deren Kapitalmärkte auskommen. Schließlich entscheidet der Platz, der über die
größte Menge eines Papieres verfügt. Das ist für Turbanwerthe Paris. Die
deutschen Finanzinstitute stehen auf dem Boden der v«tts Ihre In-
teressen sind denen Frankreichs nah verwandt. Eine Betheiligung an der neuen
türkischen Anleihe erscheint ausgeschlossen, so lange die Bedingungen nicht auf die
übliche Norm gebracht werden. Unsere Regirung ist den Wünschen der neuen Partei
am Goldnen Horn, so weit sie auf eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage
gerichtet find, eben so weit entgegengekommen wie die anderer Staaten. Alle haben
zugestimmt, als die Pforte die Werthzölle noch einmal erhöhen wollte. Das ist
besonders wichtig, da die Einnahmen durch die Steigerung des Zollertrages er-
höht werden sollen. Die Türkei besitzt keinen Zolltarif im westeuropäischen Sinn.
Die Großmächte haben ihr Einfuhrzölle zugestanden, die anfangs sehr niedrig waren,
im Lauf der letzten Jahre aber erhöht worden sind, weil man zugeben mußte, daß
die Türkei ungerecht behandelt werde. Während die Mächte ihre Zollwälle erhöhten,
war die Türkei gehindert, sich des wichtigsten Instrumentes moderner Wirthschaft-
politik zu bedienen. Nun ist ihr eine Zollerhöhung um 4 auf 15 Prozent (1907
von 8 auf 11 Prozent) gewährt worden. Wird den neuen Männern gelingen, die
ökonomischen Kräfte, die im Reich des Khalifen schlummern, zum Leben zu er-
wecken? Um das Land zu erschließen, mutz man Eisenbahnen bauen. Engländer,
Amerikaner, Franzosen bemühen sich um Konzessionen. Zunächst soll Makedonien
ein Eisenbahnnetz erhalten; die Adriabahn, eine direkte Verbindung zwischen Donau
und Adria, ist geplant; ferner eine Trace quer durch Makedonien und eine Linie
von Adrianopel nach dem Bosporus, durch Kleinasien bis an die persische Grenze.
Ohne Eisenbahnen ist ein wirtschaftlicher Fortschritt undenkbar. Konstantinopel
gilt noch als Emporium des Orients, hat aber keine nennenswerthe Industrie.
Fabriken fehlen in der Türkei fast völlig. Ein paar Webereien (darunter die be-
kannte kaiserliche Teppichweberei in Hereke), Glasfabriken, Brauereien, Mühlen:
Zaum die Anfänge einer Industrie. Wird den Jungtürken das Riesenwerk einer
Dauer verheißenden Reform gelingen? Werden sie ans Ziel ihrer Wünsche gelan-
gen, trotzdem sie jetzt schon glauben, bewährte Methoden zur Heranziehung frem-
den Geldes abschaffen zu können? Oder meinen sie etwa, daß die Umwandlung
der Türkei in einen modernen Wirthschaftstaat schon mit europäischen Redensarten zu
erwirken ist? Das wäre ein für die Tärkengläubiger gefährlicher Jrrthum. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

jVIetropolübeater
^IlädeuÄlicK 1/28
Die grosse I^evue!
ttumori8t.-83l. ^anresrevue in 10 Lünern von
8et?t v. Dir. Hicli. Zcnult?. I^än^e v. 'MM Liänop.
Veut8cke8 I^Keater
71/2 Uni- ^ben63.
^reitsA. den 8./10. /T ?I V
Lonnig, 6. 10./10. ^ ^ U^I >^ M..
Zonnad., 6. 9./10. 8«MM6l'Na0Nt8tk'auM.
MontaS. 6.11/10. Revolution in Ki-änwinKel
IhlllllMlttt
8 VKr.
lägüvii: l)uron8enlag6nä6l' l.aonel'foig!
8cnwünK mit QL33NA unä l'an? in 3 /^Kt«n.
Dir. kZ. K6>80N. W.11-?w«gM.
Xeue Programm!
VictoriaOafe
l_jnter äen I^Znäen 46
?rs,u L1Ks,ui's ?rissnr
LeiZe Komüäien mit äen Tutoren ^nton unck
Oonst tterrnfeici in äen ttsuptrotten.
8 Unr ^denäs.
^reitsA, Zen 8.,
Lonnsdenä, cien
9. unä ZonntaZ,
6en 10./10.
Nont3F,6en 11/10 oep^tamZeneicjew6g°
Hie iiikiiirkZ.

»leine: sueuter.
?reitZS. 6en 8.. Lonn- ^Hßk' LutlKSZ
iv"' VorgssvKioKten.
^onwF, äen 11./10. M « ra 1.
Weitere TaZe sieke ^N8cnIaA8ZuIe.
klsllö! Iperetten-Ikellter
läZIicK 8 vnr aben68i
Li« WgMWW

folies Oaprice
Der gewisse ^UFenblicK.
^rkaclia SelirönZtl-. 55-57
l O N 8' ^«ntaA, Oien8täT,
Keun
UnterKaltunM-^estaurant R5öSN » Lektin

Unte^ kßen ^önlßen 27 (neben ^iö Lauer).
— ^6SZ)I2Z2^ <262^ ^02^226^2222622 ^67^

9. Oktober 1909.
— Vie Zukunft. —
c/e/* neueste Ko/nan Von
ist soeben ex'sc^kenen.
?rel» Fe». 5 Nsrll. «ed. 6 »»rll. l» »II«» vueKK»na!avU«n vorrLtlL.
5cKrift5teIIern
Kietetsicn vorteilnslte (Zelekzenneit^ur
kublülgtio» ikrer Krbeüeii i« Siirliloslil.
>nfrgZen sn äen Verlsg für Literatur, Kunst
—— un«t A/iusiK, Leipzig 61.
Journaillen - ttocksckule
Ueeinn 6es Winter semesters 16. Oktober
Prospekte gratis. !>«,» »«Kret»ri»t.
In 4. ISO« er«rki«il:
Der Narynis cäs Sacäs
»ettr. i. »ultur ». »itten-zesvkjedt«
«l. 18. ^snrngts. m. des Serien, s o Lenre v. lt.
I'>v, linz>!,<I>i!^ >i, xiüili«
von lZr. ^ugsn vllnrsn.
673 8. LIess. br. >t. IU, . l.einvdck. >1.
ferner in 7. »uv»ge:
Im »Itertiiin nedst sustulirl. vntersucn ud.
Venus u. pnslluskult, öoruelle, Kousos Ineleis,
pöäersstie u snu. gescnlecntl. ^usscnveif«en.
ck. ^Iien. Von Hr. I. »ossnbsum. «5 Zeit.
Lieg. dr. , l.einvdct. 7,5V. I>rl>5iisKti
,. Verleiltm. üd. Kttur- u. zittengMdicKtl. Werke grsl. krk.

<teni Indult <1e» LvoKe«:
^ntstsnung unlt Seltsutung von IVIann
unkt «sid. Die sskunltsre!i össonIeONts-
msrkmsls unlt inrs ö«ienung ?u osn
primären. DsrKsmp! i!ms llsssin <ur Sss
männlions u. «eidlicn« LssONleont us«.
1S«8«it^n. 4k»rK.1'^k«I„ n bd^ddllg.
2u Kv«i<>Kea clnreli ltie ttnl5Nk «iter ^«sz
IZinü^nktnu^ von >l 1.7g snr >1»» ^«K.,
2.7li kür <t»» ?ed. NueK frävk« vou
Strecker <ZK Lcnröllsr io Ltuttgspt.^.i.
In 6ern unter^eicnneten Verlage ist erscmenen:
Das Kecht ckes Forschers
von
Hz nancZelt 8icn wer um eine ^nselegenneit, ^velcne für 6ie rlnre
uncl 6as Xnsenen 6es cteutscnen IZecKtswesens unct cter äeutscnen
VVl85en8cnatt von cter grössten Seäeutung i8t. preis Z.50 franko.
erlaß Ser öueküruekerei v. ^. Lessr, ZlerivF W

rNkI^'IIKlsUl« /Z NZKe ^ieckrickzk-.le!.-1.3571.
SeobscKkungenLrmilKlungen in allen Verlr'auenMchen.
NPM5«^»»tt^I lNl Ist 6^/V^p6/M^^M^
»M - »MM» ««Ml» - »M
Kersusgegeden 6urcK 6ss
DeutscKe KolonlalKontor ö. m. b. N.
erscheint ZeÄen Soonadeuä ?o8t-^donnement 90 Pf. per (Zuartal.
Lerlwer ^erk^eu^masekwen - Fabrik Aktien > elösellsekatt
vorm. I< Sentker.
. ^«ut einstimmigen OenersIverLammiunZLbescbluLL VOM 30. September 6. ^. toräern
^«s Aktionäre unserer QeLellscKaft auf, ibre Aktien Zwecks Vm>van6lung clerselben in
L°/o Vorzugsaktien ^ cZurcK öar^u^ablung von 25«/„ ibres KennwerteZ in cier ^eit
voi» I. lki« 11. Oktober 1S0S inNttaSS 12 IIKi
uns ausnaKmZveise nocn gegen 35«/o ^u-akwng vom 12. bis 18. Oktober 1909 mittags
12 VKr dei 6er Lankfirma
einzureichen. - Oiesbe^ügl cbe Formulare 8inä bei 6er obengenannten LanKiirma ernältlien.
Lerlin, 6en 30. September 1909. I>^,' V«, st^nü.
Stiller. ^an2ori.

1
^.ufsickt 6er KoniZlien ?reu88i8enen 8taat8reZierunZ.
Aktienkapital un6 Nerven ca. ^. 28,000,000
0e^vänrte ttvpotneken-varlenen „ „ 295,000,000
Qe^aKrte Kommunal-varleKen „ 60,000,000
Oenänrte Kleinbann-Oarlenen „ .. 6,000,000
Umlaut 6er ttvpotneken-?fan6drjefe „ 291,000,000
Umlaut 6er Kommunal-OdliZationen . 59,000,000
Umlaut 6er Kleindann-OdliZationen „ 6,000,000
Vivi6en6e 6er letzten ^lanre 7^2 V«-
^Zenturen zur Lni^eZennanme von Oarlenn8-^nträZen be8teken an allen
Zrö8Leren un6 mittleren 6eut8cnen Plätzen.
Oer Verkauf 6erPfandbriefe un6 Kommunal-OdliAationen erfolZt 6urcn
6ie MeKr^aKI 6er 6eut8cnen öanken un6 öankiirmen. Linlö8un^ 6er Kupons
6aseld8t 14 ?a^e vor ^älli^Keit. Lei LrneuerunZ von Kup0N8boZen träZt
6ie Lank 6ie Ialon8teuer. Die Pfandbriefe un6 Kommunal-ObliZationen
8in6 1ombar6fäbiZ dei 6er l^eicn8bank, 8ie Können al8 r^eirat8 Kautionen für
Offiziere un6 al8 I.ieferunZ8-Kautionen dei 8taat1icnen un6 8tä6ti8cnen öe-
Kör6en ver^ven6et >ver6en. Die Kommunal-ObliZationen 8in6 mün6el8icber.
?ro8pekte über Darlenn8^e>vaKrunZen 80>vie ^ntra^formulare werden
von 6en ^enturen verabfolgt. Lxpo8e8 üder ?fan6driefe un6 Obligationen
sin6 dei 6en Lank8tellen erkältlicb.

9. Oktober 1909.
M. 2.
?ie ZuKunst. —

Wir sparen IKoen Xeit unck Kelö!
?u k^rZeärZcKsseZen a. ä. I..
8«!l.
^n LetriebsKosten
» Allgemeinen Kosten
» ^.dsckreibungen: auf Konzessionen
, auf ^lascKiQen-, Qedäuäe- unä Lelriedsanlagen
» „ ^lasckinen unä Kessel
» » LisenKaKn uncl Lokomotiven
. « LeleucKtungs-, Nasser- unä l'elepnon.^nlagen
» » Utensilien unä QerätscKslten
» Patente
» « Li^en^adlösung
160338
24 726
30388
1200
986
13 833
1029!
6 800
1058456!
307158
229352
15949681
64c
97
Naben.
per Qevinn-Vortrag I907M
. Lr^s-proäuKtions-Konto
» Oartensanä-Konto
. packt- unä Wonnungsgeläer
. Verscnieäene LinnaKmen
. Verlust-P^eserve ^bt. l.aur<.
. Letriebs-Verlust
, Qevinn-Vortrsg kür 1907/03
5r!e6rick8segen a. 6. I.., Im September 1909.
326 321
72 929
72 929
1062958
32 646
8447
26 425
138168
253 391
43
1594968;
Der Vorgtanü:
LeuscKner.
23
0e^rün6et i8s«. Aktienkapital u. st68erven oa. 40 000 000 ü/>. i"elegr..^är pms«.
rili als«: vesssu. Lisenaed, Lislebsn, Lrkurt, SalderLtaät, Sälle s.S., l^ariFensal^a, ZUüdl-
dausev i. ^dür., tioränaussn. LanFerKausen, I'orFa.u. Weimar, WerniZsroäs a. öl. — 2wsiF-
vieSerlassunFsn: ^Kso s. L., LismarK !. A.., LurZ b. l»., Laibs a. 8-, L?eln, LilendurZ, ?i»8ter>
valäs Zs.-I... rrankenlisusen. KaräsleFsn, (ZentKin, «e!mste6t, SettsteSt, «lötio i. 4., NersedurZ, »su-
daZöensIeden, OseKersleben, OsterdurA, OsterwiecK, ?srlederF, yueälinburZ, LOkSnedeoK a. L., 5!eKöninAeo,
LonSersKsusen, ZtenZsl.'ranFsrnütte.'I'däle i. S., WittsndsrZ (Le2. Salle), Wittenberge potsäam)^
Volmir5tv<!t(l5e^. ^la^äLd). Xominsnäite in ^sekersleben: ^sekersledener Lank Qerson^
Xodsn H 0o. (Lomm.-Qss). ^nsLünrunß sänitl. oankKesenättlicneu Transaktionen.
AZ7<U«^1^M,i nennt slcd diejenige deutscke 8cnnettseKreZbma8cKwe, velcd5
? MM^«MK^^K«K Keinerlei I^acKaKmung oäer ^oäifikation amerikaniscker K«n>
struktionsiäeen ist, sondern auf eigenen äeutscksn Patenten KeruKt. 8le nat 11 l'vpendebet
(Parallelogramme) unä proäu?iert äamii 88 verscnieäene Bicken, mackt 16 ^nsckläge in
der 8eKunäe unä stellt ein LcKriftstücK gleick?eitig in 20 Exemplaren Ker. Die LintacKKeit
ikrer Konstruktion sickert äie KöcKste Ledensdauer, äie Deduktion äer ttedel auf äen
vierten T'eil anderer Lvsteme eliminiert vollstänäig äas leidige Verfangen dieser vicktigsten
1'eile, gestattet eine dreiters, soliäere Lagerung unä äs« Lr-ielen äer oben ervaknten, Kon-
Kurren-Iosen 8cKreidLcKne1ligKeit. Oer ?urücKK1appdare Wsgen ermöglicdt ein plädiere»
«dne ttersnsnakm« äes 8cKri?t8tucKe8 sug 6er 8cKreid1in!e.

NnlaclunS ?ur TelcKnunZ von Aktien der
ösvm»olls Misn ööSsIlZeKätt
bis ?u 100« 000 Mark.
vis 2U gründende Baumwolle Aktien LresellseKatt verkolgt den^week, eine Organisation
Äut Kaukmänniseber Basis als ein Bindeglied ^wiseben den überseeiseben Brodusenten und
.<1sn Keimise^en Konsumenten «u sebatken. Sie wird
1. den ^nbau versobiedener Baumwollsorten, namentliob des OaravoniKa-Baumwcll-
Baumes, in allen geeigneten Ländern, mit Bevorzugung der deutseben Kolonien
betreiben; (Der Oaravonioabaum ist eine bervorragencle ^üobtung des Dr. David
Lbomatis auk daravonioanark bei Oairns (Queensland) und Kann im (^egensatsi
^u den bekannten einMKrigen Baumwollsträuebern als perennierender Baum
gebaut werden. Die UnterbaltungsKosten einer OaravoniKaplantage stellen sieb
ans diesem (Grunde erlieblioli geringer als die anderer Baumwollntlansungen.
Wn (^ntaebten der Bremer Baumwollbörse vorn 23.1. 09 über Oaravoniea lautet:
,,Die Baumwolle «eiobnet sieb aus dureb besondere Länge und Stärke des
Stapels, Kann rnit der Sea-Island Konkurrieren, obwobl der Stapel niebt so
seidig ist vis Sea-Island-Stapel- ?arbe und Beinbeit tadellos."
Der Breis der Fabrikate stellt sieb denen aus guter Maeeo-Baumwolle gleiod.
Die Sesellsebakt wird
2. Anpflanzungen und Lresebäktsstellen in allen Ländern naob. 1. einriobten und
betreiben, sowobl kür die Binkübrung des Anbaues als aueb kür die ^.nsebak-
kung und Sie marktkäbige Serriebtung der einsukaukenden VrZeugnisse naob 1.;
Zeugnisse des Oaravonioa-Baumes und anderer Baumwollpnansen an Wörnern
(als Saatgut und kür industrielle ^weoke) und der Baumwolle selber in die
Land nenmen.
Die (^eselisebakt set^t sieb sum ^iel, den amerikaniseben Alonopolisierungsbestrebungen
-dureb LrseKUelZung auLerameriKaniseber Vaumwollgebiete 2u begegnen und arbeitet dadureb
mit an der Hrküllung einer nationalen Forderung, unsere Keimisebe lextilindustrie von
LKrer bisberjgen Lkauptbe^ugsquelle aUmäblieb unabbängig 2U maenen. Die deutseben
Xolonialbebörden, Industrie- und Mn?.n2kreise verfolgen rnit Aufmerksamkeit und Svmpatbie
die auf die ^usdebnung der Baumwollkultur in unseren Holonien geriebteten Bestrebungen.
Land in den deutseben Xolonien fördern und duren Aufstellung von NntKornungsanIagen
und Sebatkung von ^.ufkaufs^entralen Eingeborenen und Xleivsiedlsru (Zelegenbeit und Ks-
wäbr bieten, ibre Baumwollen jederzeit niit I^ut^en auk den SlarKt bringen 2U Können.
Das Interesse, das die Textilindustrie unssrein Vorbaben
entgegenbringt, wird dureb die Beteiligung bervorragender Ver-
Ureter der 6r oö i n d ustr ie bekundet.
allgemeinen gesekäftlioben Grundlagen gesebatken, auk denen die Baumwolle Aktien (Ze-
sellsebakt unmittelbar weiter 2U bauen in der Lage ist.
Dureb ein init der Baumwoll-Tentrale unter Vorbebalt getroffenes HebereinKommen
ist der Baumwolle ^.Ktieu dessllsenakt die Option eingeräumt, die bestenenden Oaravoniea-
Anlagen in Australien, Deutseb-OstakriKa und ^.egvptsn einseblielZlion der dieszäbrigen
Lrnte 2u erwerben, sowie in sämtliobe mit Büan^en und Bflan^ungsgesellsebakten ab-
gesoblossenen Verträge einzutreten. Die Erweiterung der Anpflanzungen in angemessener
^Veise ist vorgeseben; sie weräen als Bezugsquellen von Saat kür die -weiter 2U sebakkenden
^nbauunternebmungen dienen, ^.n eigenem BroduKt wird der Kesellsebakt unter Zugrunde-
legung Zuverlässiger Bereobnung voraussiebtUeli ein Quantum von etwa 300 000 Bkund
(Zaravonioa-Baumwolle bereits im ersten Betriebsjabre Zufallen. Vine stetige Steigerung
ist in den naebkolgenden Betriebsiabren voraus^useben.
vis äusfülirliotis llenkZvkirift, ^eiebnungssobeine und Rentabilitätsbereebnung sind
bei dem Syndikat der Baumwolle Aktien t^esellsobatt Berlin "W. 15, Xonstan^er ZtraLe 86,
und Gablungen nedmen bis N1 ttwoeb, den 20. 0 Ktob er 1909 auLer dem SvndiKat
der Baumwolle Aktien (^esellsonakt entgegen:
Berlin: veutsek« Lank, Vep08!tenka88e ^; DeutZeKes LolvnZal-
Konto; Norit? Ker?A LankA68<;näkt.
^NA8hur^: LpsteZn <K ^nns:, LankKHseKäkt.
Larinvn: Variner Lankverein HinsberF, I'iLener <K 0«. unS 8änit-
Nene Filialen.

Bremen: Lengede RationalbanK) (wmmanäitFe8eIl8enatt ank
^otien.
Lr«8lan: 8oK1e8i8eKer Bankverein nnä 8ämtIieKe Filialen.
OKemnit«: Onemnitner Bankverein nnä 8ämtlienv Filialen,
vortmunä: Vortmnnäer Lankverein.
Vre8äen: Bre8äner Bankverein.
L88en-LuKr: L88ener 0reä!t-^n8talt nnä 8ämt1iode Filialen,
^rankkurt a. ^I.: I^ener n. Müller, suon Verein8danK nimind
^ÄNlNQ^6N 6Qt^6^6N.
Vamonr^: Veut8c;ne8 Üolonial-Lontor; Ala^äednrAer?rivatbank^
Hannover: (Zedrnäer vaminanv, LanK^e8enäkt.
Li)n!^8ber^: ^0rääeut8ede (^reüitanstalt nnä 8ärntliene I^ilialen^
^lasseüdur^: Na^äeburFer Privatbank nnä 8ämtlioKe Filialen.
Nnlnau8en i. Ll8.: Lank in VI«a88 nnä I^otKrinAen.
LeieKenbaen i. Senk: >V. » «885 LankFe8<zKäkt nnä Filialen.
StnttAart: voertendaed n. Oie. 6l. in. d. H.^ L ankFL8enäkt
Die LoLorbiZS BintünrunS der Aktien an 6er Berliner Börse ist, geplant.
0eui8l?n I>evsntini8ons Saumv/oII-lZe86ll8c:näft, Dresden; I-rn8t frierll'ion LeoKert, i. ?a.
^.Ikred ^VaZner u.lüo., LriKotaZentadriK, Oneninit?:; Otto Sergtei'^äsenekadriK, Onemnits; Xom-
Mersiienrat Oonraä v. Sorsig, leZei; Dr. SuntroeK^erausZederder ^eitsenritt^lextil-Industrie"
und anderer ^aen^eitsedritten, Berlin; Bx?e11en2 Dr. SürKIin, "Wirklieder OeKeinier Bat,,
Xarlsrnne i.Bad.; lZu8tsv OleS, Dresden; Xoinmer^ienrat lZepitt van 0e!c!en, Gronau i. N.;
Z^aiserl. Bat IVlorit? llootor, Vitien; ^rion sssbai'iu8 i. Z?a. Xn«Iv n. ?adarins, Brernen,
Vorstandsmitglied der Bremer Bauin^volldörse; Brokessor Dr. ssitzmsi', Berlin; Leorg ssrsn^.l
i. ?a. ^. 6r. I^renziel. Äleen. Beinen- nnä Bauin woll^vedereien, Sorau; ssrankfurter, (Zeneral-
direktor des OesberreieniseKen Blo^d, Briest,,- BeZationsrat I'rKr. Oui't von Lrünau, Berlin;
IVIorit? tter? i. ?a. Alorit? Sers BanKgesenätt, Berlin; tter? u. ZLNäberg, Berlin; Xom-
inersiensienrat tt o!?wsi88lg i. ^a.B.lSol^^eissiZ.BilendnrF; äi-tnur XuMer, Bräsident des Ver-
eins der BaninvOll-SninnerZOesterreiens, ^ien; Wiliiekm prinz:?u l.ö«öN8t6lN-Wertneim-ssi'surisn-
berg, DreKnovv; Xorniner^ienrat IV!ü^8am i. ?a. Münsain n. (roldsonniidt, Berlin; L^om-
iner^ienrat In. IVIüI!en8iefsn, LrenZeldan? bei ^itten-Bunr; Xoininsrxisnrat Lsorg IVlarwit?.
Generaldirektor der Dresdner (rardinen- und Spitösn-HIanuiaKtur ^.KtienZesellsebakt, Dresden;
dlsubsr, i.?a. ^. V^. BiinburZer zr., BsizMZ-. Leorg kionäs i. ?a. Älattlnas BoKde <d (.'«.^
BaniburZ; Bittersutsdesit^er Dr. IViax 8cnoellel', BitterZut Burg Birgel bei Düren; L^orn-
mer^isnrat i-mil 8tarK, Vorsitzender der VereiniZunZ Läebsiseber Sninnereibesitiser, Onernnit?;
<Zeb. BeZ.-Bat Brot. Dr. f. Wonitmann, Salle a. Saale; K. WvnsKen, Direktor der Gesell-
sekatt ^«rdwest-Xainerun, Berlin; Redakteur ^mi! limmermann, Berlin.
OeseKäLtsLüKruns: lZoäo ^i8snnauer, disk. Sekretär des Xolonial-^irtsonatt'
liolien Xoinitees, Berlin; g. K. klein, disn. InsveKtor Oi ?lantations ^oods & ^orest^
Dspt., Lndan-^overnnient, Berlin.

^.n 6as 8^n6iKat der Baumwolle Aktien (Ze8e1l8cnaft
öei-lm Vv". 15, Konstswösr Straüs 86.
verpkliokte ... von äsm (ÄrundKapital 6sr 2n Arüiidsndsn
Baumwolle Aktien 6e8ell8cnatt
NarK in "Worten ^Ktisn 2nin Xurss von 100 plüt.
Milien 7 p(üt. ^Ktisnstsinpsl, (^rün6unA88p686N, ^iritüdrnnASZpsssn
an äErLsrUnerLÖi-86 usw. al80 xuinXurss von 107 p<ü1. xn übsrnsnmsn.
Ion
überrsieks.... Innsn nisrosi ^lark nnd srsuons...
VVir
um LmpLanAsdsZtätiFnnK. Von dsr srkolStsn ^utsilunS' ^vollsn
Iis sokort KsnaonriontiMN.
uns ^
Ort , 6en.... Oktober 1909.
Ztraüs nnä Kummer
Vor- nnä Xnnams

?rieSrick8tr. 110-112 rrieärictistr. II0-1I2
IlMtkleiilMil
O^Lr^lLmdLN neiss in Pique und deinen m,
Ober^LMcjeN farbig in ^epbir u. Latist W
KrZgeN U. i^2NSck6tt6N garantiert 4faob
Kr2V2^LN in den neuesten färben M> ^
l^sncjsd^^e in Slaoe und Wildleder W W
öoc^^en in vor^llglioben Qualitäten lZz ^1 IZ,
I^Ü^ in den modernsten formen W iZ? ^? W
öoIlll^ZI'eN in eleganten fassons ^ ^
Die von der Passage-Kaufbaus-Vetriebsgesellsobaft über-
nommenen sparen Kommen auob ^eiterbin 2u enormen
billigen preisen ?um verkauf.

I
^ntvonnunF absolut 2vanF«
los unü onne I^ntbeKninZser- scKeinunA. (OKne Spritze.)
Noäerustes Lpecialssnatorium.
>^Ner (Komfort, ^amilienlebeu.
?rosii. krei. ^wans1o5.LntvvöKu.v.
DO
IrZZcrin 6er ^ttei 8ter8cKatt von DeutscKlanä
((.rrunZen im V^ettKnmpk mit 6en «K«t^n M»I K< II <i^i' ^'eit)
16 KlmMge pro 8öKunl!e! ^ U lllllcKzcKIZge suf eimsl! Lglöntielle ^ilöngergljkck!
Kanzler-8cKreibma8cKinen ^.(Z., öerlm ^V.8> k^rleärickstr. 7l.
^. v. K. ?. patsnts sUer ZZuldur^scistsn.!
<Zis Sick im Korsett uudsqusrJ künlen, sicK absr I
elsFant, moäoIsreoKt. un6 abgolut ^ssunä KisicZen I
sollen, or^en „Xalssiris". Sofortig«« ^Vonldskinäen
(ZröL5w ^.oicdtiFksit'u. Ls^uemlicKKsit. Kein ttacnrutscnen.
Vor^üFl. im KUcKsO. 5?at,üi-l. <Zsi-a6«Ka!tsi'. VoiliF I
kroiS ätMUNF UllS L6V?6^UQ^. LIsA3,nts, scKI^nKo ?jAur.
rur ^säsa Spoil^^ssi^ne^^Ur IsicZevZs unä Korpulente!
^ > Kostenlos voii „Nalasirts" ö. m. d. tt.. Sonn 3.
pisokingsi»»

Vornenmstes QescKenK?u «II. Qe-
ie^enneiten. preis inkl. Porto i>. Ver-
pacKunZ 4, 5, 6, 8, 10, 12, 15
senäunZ lies Zetra^es l^ucn Lriel-
^um V^ersucK versende icn Kleina
50 pfZ'. in ZrieimarKen.
MMM8
islilgs allein eMXsi'lLbsijei'
Her NW M ZU ^llK««.
mit äem Kleister scnon seit 1890! Inr ^KaraKter. Ilire intimen ^üZe etc. ^vercien in tiefe er-
öeäeutun^ nacn Inrer ttcjnäscnritt deurteilt. Prospekt m. Aeistestürstl. LrwlAdericnten Frat. ^lit
Zsnäesüdl. t-lJnäsciirittenäeuterei oä. izär ^ukunit^pielerei nab. diese intuitiven Urteile nacn 6er-
ttanäscnritt etc. Keine Qemeinscnatt. ' ?. Paul l^Zebe, ps^cKoloZe, ^u^sburZ- I. ^.-l^cn.

Besuch aus Amerika.
D^eit dem Anfang des akademischen Jahres ist Charles William Eliot, der
Präsident der Harvard Univerfity war, von seiner langjährigen fegen
reichen Thätigkeit Zurückgetreten, um ein wohlverdientes otinm enui cUS'Qit^tS
zu genießen. Eine imponirende Persönlichkeit von jener Mischung aristokratischen
und demokratischen Wesens, die gerade durch die vollständige Abwesenheit
jedes äußeren Mittels, die ihnen innewohnende Kraft zu markiren, den ver-
bindlichsten Einfluß ausübt, von der großen Machtsphäre umgeben, die ihm
durch die vielen zu dm ersten Stellungen überall im ganzen Umfang der Ver-
einigten Staaten gelangten früheren Angehörigen der Harvard-Univelsität er-
wachsen war. Er beeinflußte die geistigen Strömungen der Republik in einer
Weise, wie nur wenige Führer es vor ihm gethan hatten. Und bei ihm handelte
es sich nicht in erster Linie um die treue Anhänglichkeit der früheren Studirenden
der Universität, eine Loyalität, die bei amerikanischen Studenten ihrer Univer-
sität gegenüber nie versagt, selbst wenn sie keine begeisternde Führung besitzt;
sondern hier war der machtvolle Zauber einer Persönlichkeit lebendig, für die
es kein Wanken von der nach dem Wesen der wahren Demokratie orientirtm
Richtung seiner Leitung gab. Denn eine Persönlichkeit in Goethes Sinn war und
ist Eliot. An solchen Persönlichkeiten fehlt es in der großen Republik nicht, wenn sie
auch nicht in der fahlen Beleuchtung der Tagespresse, begleitet von dem Beifalls-
gebrüll der Anhänger und dem Toben der Gegner, sich vor dem Publikum
dankend verneigen. Sie scheuen die „Drecklinie" nicht; und auch Eliot hat
nie gezögert, in sie einzurücken, wenn er seinen Mitbürgern einen höheren Stand-
punkt zu zeigen hatte, als ihnen Eigennutz und Beschränkiheit anwiesen. Wenn
dann von den das Wort führenden Politikern höhnisch behauptet wurde, daß
die höhere Erziehung die Leute zur Regirung unfähig mache, so wies ihnen
Eliot die führenden Geister der Republik in Predigern, Lehrern, Juristen,

Propheten und Dichtern Von ihm als Erstem, so weit heute erinnerlich, wurde der logische Beweis geführt, weshalb in den Vereinigten Staaten die öffentlichen Aemter nicht die Möglichkeit des größten Einflusses gewähren können. Seine Worte sind beherzigenswert und trostreich Allen, denen der Parlamentarismus so oft fragwürdig erscheinen mutz. „Politische Führer", sagt Eliot, „sind sehr selten Denker; meist sind sie Männer, die versuchen, große Massen von Menschen zu veranlassen, nach Prinzipien zu handeln, die lange schon von Denkern festgelegt worden sind. Ihre Gabe besteht in der richtigen Wahl eines möglichen Weges in der Richtung zum Ideal; ihre Kunst ist die Kunst logischer Darlegung und Ueberredung; ihre Eyre besteht in der treuen Erfüllung auch der schwierigsten patriotischen Pflichten, die Jedermann kennt."
Mit Eliot erhob sich die Stellung der Leiter der großen amerikanischen Institute zu einer Macht, die nicht sowohl dem geistigen Material galt, das diese Männer repräsentirten, als dem Prinzip, dem sie dienten. Der denkende Amerikaner kann keine wirkliche und dauernde Demokratie begreifen, die nicht mit einem weithin reichenden Erziehungsystem verbunden wäre. Der Staatsschule glaubt er verdanken zu können, daß die nationalen und konfessionellen Besonderheiten, die Millionen von Einwanderern eigentümlich waren, in der dritten Generation ihrer Nachkommenschaft kaum mehr bemerkbar find; den öffentlichen Schulen und den mit ihnen verbundenen Instituten bringen die Bürger jeder Berufsklasse, besonders in den reicheren Staaten, alles erdenklich Nöthige ohne Zögern entgegen. Aus diesem Verständniß des Grundsatzes einer organischen Verbindung zwischen siaatlicher Erziehung und dem Bestand eines wahren und gerechten Staatswesens erklärt sich die jetzt anerkannt führende Stellung der Leiter der großen Erziehunainstitute.
Aus der Masse der sich fröhlich „IIiiivei'siULs" nennenden Anstalten schieden sich allmählich die Institute, denen Mittel zur Verfügung standen, sich zu wirklichen Universitäten im Sinn der deutschen Hochschulen zu entwickeln, wenn auch auf Wegen, die sowohl von einander als auch von denen der deutschen Universitäten verschieden sind. Den ersten Anstoß dazu gab die Johns Hopkins Univcrsity, die in der Mitte der siebenziger Jahre in Baltimore mit dem ausgesprochenen Zweck gegründet wurde, eine deutschen Universitäten gleichwerthige Anstalt zu schaffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit folgten andere Jnstiiute, die die Mittel dazu entweder schon besaßen oder ohne Schwierigkeit erlangten, mit der Errichtung von Lehrstühlen für die Ausbildung von selbständigen Forschern; Harvard College und Aale College wurden Universitäten und die neuen Lehrstühle zogen Forscher an, die den Studirenden vieler Wissenszweige ermöglichten, ihre Ausbildung zunächst in der Heimach zu erhalten. Dann entstand im Jahr 1900 der Verband amerikanischer Universitäten, der unter dem Vorsitz der Universitäten Harvard, Chicago und California

vierzehn große Institute umfaßte; ihm gehören jetzt ungefähr zwanzig Institute
unter festgelegten Bedingungen an. Das ist immerhin eine kleine Anzahl in
einer Bevölkerung von über achtzig Millionen.
Es war eine natürliche Folge, daß die Aufmerksamkeit der Oeffentlichen
Meinung, die in den Vereinigten Staaten eben so wie in England eine nicht
mißzuverstehende Ausdrucksweise hat, sich ernstlich mit den Männern beschäftigte,
die diesen führenden Anstalten vorstanden und die, mit Eliot an der Spitze,
sich jetzt erlaubten, dieser Oeffentlichen Meinung als Mahner gegenüberzutreten,
ohne etwas Anderes zu wollen als nur die Pflichten der großen Stellung
zu erfüllen, zu denen die Aelteren von ihnen berufen wurden, ehe sich diese ihre
Pflichten der Gessmmtbevölkerung gegenüber durch die weitere Entwicklung ihrer
Anstalten und durch das Beispiel Eliots klar herausgestellt hatten. Die mahnenden
Propheten sind in einer Demokratie eben so schlecht dran wie einem Monarchen
gegenüber; die Masse weiß sich keine Erklärung für eine rein aufgehende Pflicht-
erfüllung; aber man muß gestehen, daß die große und allgemeine Achtung,
deren sich die Leiter der großen Universitäten erfreuten, Anstalten, denen Charakter-
bildung und nicht ausschließliche Fachbildung nach wie vor das große Ziel ist,
es ihnen nicht schwer machte, den Einfluß auf die Oeffentliche Meinung zu
gewinnen, den sis jetzt besitzen und den sie noch lange zum Segen ihres Landes
bewahren mögen.
Während der letzten Zehn Jahre sind allmählich die älteren Präsidenten,
unter denen sich die Universitäten entwickelten, vom Schauplatz abgetreten;
unter ihnen als Letzter wohl Präsident Angell von der Michigan University,
ein Mann von hohen Verdiensten auch im diplomatischen Dienst seines Landes.
Unter dem Nachwuchs ragen Manche mit besonderen Gaben hervor; sie sind
fast ohne Ausnahme Männer von großer Umsicht, Viele von großem Geschick
und von nicht geringem Einfluß auf ihre nächste Umgebung. Der jedoch, der
alle Anlagen und alle Befähigung besitzt, in die Fußstapfen Eliots zu treten,
an persönlichem Muth, an großer Rednergabe, an umfassender Bildung ihm
nicht nachsteht, ist ohne Zweifel Benjamin Jde Wheeler, der Präsident der
Universität von Kalifornien und während der kommenden Semester Roosevelt-
Professor an der Friedrich-Wilhelm-Universttät in Berlin.
Als vor zehn Jahren der damalige Professor der griechischen Sprache
und Literatur an der Cornell-Universität, ein Mann in der Vollkraft seiner
Jahre, der seine Fachbildung durch langjähriges Studium an deutsche Universi-
täten zu selbständiger, anerkannter Forschung entwickelt hatte, mit der Leitung
der Universität von Kalifornien betraut wurde, hatte sein administratives Talent
und die damit eng verbundene politische Einsicht kein Feld der Wirksamkeit
gefunden. Die Schwierigkeit der Verwaltung eines vom Staat, also in letzter
Instanz von dem gesetzgebenden Körper abhängigen, wenn auch bisher mit

großer Stetigkeit fortschreitenden und vielversprechenden Institutes war Allen
bekannt; sie war dadurch nicht geringer geworden, daß sich bis auf Wheeler
seine Vorgänger nur als ausführende Beamte gefühlt hatten, während die zu-
nehmende Bedeutung der Anstalt in der Schätzung der Berufsgenofsen den
thatkrästigen idealen Bestrebungen der Fakultäten zugeschrieben wurde. Die
Gefahr lag nah, daß der neu erwählte Präsident, wenn er eine Persönlichkeit
war und auf seine individuelle Leitung bestand, mit dem Loard ot'RSAents
in Konflikt gerathen und, wenn er keine Persönlichkeit war, eben nur ein neuer
Verwaltungbeamter unter anderen werden würde.
Das Amt des Präsidenten einer großen amerikanischen Universität um-
faßt nebln den Pflichten des Rektors einer deutschen Hochschule viele Funktionen
eines Unterrichtsministers. So insbesondere in Staaten, wo die Universität
einen wesentlichen Theil des Gesammtsystems des staatlichen Unterrichtes ein-
nimmt. Nur ein Mann voll Muth, Selbstkenntniß und Arbeitfreude wagt
den sprunghaften Uebergang aus einer von ihm in jeder Hinsicht gut und nütz-
lich ausgefüllten Lehrtätigkeit zu der Führung eines Institutes, das an dem
Asien offenstehenden Thor mit den wichtigsten Aufgaben für die Gesammt-
republik betraut ist.
Schon sein erstes Auftreten bewies, daß er mit seiner ganzen Persön-
lichkeit für Das eintrat, was er als nothwendig betrachtete: für die weitere Ent-
wicklung geistiger Bestrebungen. Mit sicherem Takt überzeugte er die aus-
schlaggebenden Stellen, daß ohne einheitliche Leitung kein Institut den ge-
stellten Anforderungen mit adäquaten Leistungen gegenübertreten kann. Die
verdiente Achtung, deren sich die Universität von Kalifornien erfreut, die
großen Mittel, die ihr der Staat vertrauensvoll gewährt, der Stolz der Bürger
auf ein Institut, an deren Mitglieder sie sich vertrauensvoll in mannichfachen
Fährnissen, nicht allein ihres Gewissens, sondern auch in denen des Ackerbaues,
des Handels und der Industrie, zu wenden gewohnt find, all Dies, das sich
vor dem Antritt des neuen Präsidenten durch die pflichttreue, stetige Arbeit
der einzelnen Mitglieder der Fakultäten still entwickelt hatte, ist durch seine
Energie den Bürgern seines Staates evident geworden, Kaliforniens, dessen
Name auf die Bewohner der übrigen Staaten der Union den selben Zauber
ausübt wie der Name Italien auf die Bewohner des nördlichen Europas.
Daß sich Dies nicht erreichen ließ, ohne mannichfache Cinzelintereffen
zu verletzen, ist leicht zu ermessen; aber die ruhige Sicherheit, mit der er auf
dem von ihm eingeschlagenen Weg beharrte, die Bestimmtheit, mit der er als
einfacher Bürger gegen die Interessen einer mächtigen Partei das Recht be-
anspruchte, zu fordern und darauf zu bestehen, daß Tüchtigkeit allein in der
Besetzung eines Amtes maßgebend sei, all Das bewirkte, daß ihm aus der
dadurch erwachsenen Sympathie aller Bürger des Staates die Kraft zufloß,

vor der selbst Machthaber zurückwichen. Denn nichts ehrt der Amerikaner mehr
als den Muth, der sein ganzes Wesen für feine Ueberzeugung einsetzt, und
willig oertraut er einem Manne ohne Furcht.
Der Vortheil, den die Austauschprofeffuren deutschen Universitäten brin-
gen sollten, ist oft genug in Zweifel gezogen worden. Immerhin ist es nur
eine Frage der Persönlichkeiten und nicht des Systems, von dem sich Jeder
nur Gutes versprechen darf, der die Verhältnisse kennt. Doch sollten die ent-
scheidenden Männer darüber im Klaren bleiben, daß jede minderwerthige Kraft,
die auf irgendwelche Weise in die Austauschprofessuren nach den Vereinigten
Staaten gelangt, auch als solche dort gewerthet wird, wenn auch die Presse
ihre Leistungen keiner oder gar einer günstig scheinenden Kritik unterwirft.
Das Gegentheil verbietet ein geschulter politischer Takt, der sich sehr wohl mit
mangelndem persönlichem Takt verträgt.
Was Wheeler veranlaßt haben mag, seine intensive Arbeit durch die
Uebernahme der Roosevelt-Professur mit einer Thätigkeit zu vertauschen, die
kaum weniger intensiv sein dürfte, entzieht sich der Einsicht seiner Freunde.
Man wird jedoch kaum irren, wenn man annimmt, daß es für einen be-
geisterten und freudigen Lehrer verlockend ist, auf der Katheder an der inneren Ar-
beit der ersten deutschen Universität mitzuwirken und die gewonnenen Eindrücke
seinen Erfahrungen zu koordiniren. Sicherlich wird Wheeler dabei einen Theil
der Schuld abtragen, den das amerikanische Unterrichtswesen deutschen Universi-
täten verdankt. Und die besten Männer werden sich dieser Möglichkeit freuen. * ^ *
LH

Originalität.

Bei Kontroversen und Mineralbädern ift
die Nachwirkung erst die eigentliche.
Schopenhauer, Parerga, Band II, Kapitel XV, Ueber Religion, Seite 386.

iese Auszüge, gesammelt aus dem gerade zur Verfügung stehenden Material,
sind veranlaßt durch eine Debatte (daher das übrigens nicht ganz wort-
getreu wiedergegebene Motto), bei der einem hervorragenden neueren Komponisten
von dem Gegner Abhängigkeit in der Melodienerfindung zum Vorwurf gemacht und
deshalb Originalität abgesprochen wurde. Sie sollten der landläufigen Ansicht be-
gegnen, daß Originalität, nach Kant die „erste Eigenschaft" des Genies, welches
„dem Nachahmungsgeist gänzlich entgegenzusetzen" sei, die absolute Neuheit der
Einzelgedanken, Themen, Motive zur nothwendigen Voraussetzung habe.
Goethe, Sprüche in Prosa:
Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch
einmal zu denken.

Sechste Abtheilung.
Die originalsten Autoren der neusten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie
etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu
sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen. Daher ist das schönste
Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar
zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.
Aphorismen.
Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers: Er hat Alles aus sich selbst. Wenn
ich Das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen
eines solchen Originalgenies meistens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird sie
einzeln nachweisen können. Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer
Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch
friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Eben
so wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge
komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Komposition, für Gattung, Licht, Schatten, Farben kann
ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird. Ist er nun nicht
geneigt, von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit Das zu lernen,
was ihm fehlt, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter
sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein Das, was mit uns geboren ist, sondern
auch Das, was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.
I. Goethe, Gespräche mit Eckermann.
„Die Welt bleibt immer die selbe," sagte Goethe; „die Zustände wiederholen
sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum sollte denn
der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens sind sich
gleich: warum sollten denn die Situationen der Gedichte sich nicht gleich fein?"
„Ich habe", sagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größten Theils nicht einmal gesehen, viel weniger habe ich daran gedacht,
als ich den Faust machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald
er reflektirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich
stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist. Das ist mein, hätte er sagen sollen,
und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buch genommen, ist gleichviel; es
kam blos daraus an, daß ich es recht gebrauchte. Walter Scott benutzte eine Szene
meines Egmont und er hatte ein Recht dazu; und weil es mit Verstand geschah,
so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem seiner
Romane nachgebildet; ob aber mit eben so viel Weisheit, ist eine andere Frage.
Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und Das
ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen sollen, er hätte es schlechter
machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare; warum
sollte er Das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben Das sagte, was es
sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist Das wiederum ganz recht und ich bin deshalb eher zu loben als zu
tadeln ... Man spricht immer von Originalität; allein was will Das sagen? Sowie

wir geboren sind, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und Das geht so fort
bis ans Ende. Und überall; was können wir denn unser Eigenes nennen als die
Energie, die Kraft, das Wollen? Wenn ich sagen könnte, was Alles ich großen
Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.
... Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules und sie haben voll-
kommen Recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen be-
steht und daß auch der Herkules des Alterthums ein kollektives Wesen ist, ein
großer Träger seiner eigenen Thaten und der Thaten Anderer. Im Grunde aber
sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie
Weniges haben und find wir, das wir im reinsten Sinn unser Eigenthum nennen!
Wir müssen Alle empfangen und lernen, sowohl von Denen, die vor uns waren,
als von Denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kom-
men, wenn es Alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte. Das begreifen aber
viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität
ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem
Meister gefolgt zu sein, vielmehr Alles aus ihrem eigenen Genie zu haben. Die
Narren! Als ob Das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem
Schritt aufdrängte und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit Etwas machte!
Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers
vorüberginge und auf die Handzeichnungen weniger großen Meister, womit ich sie
behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie
hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.
Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht Kraft und Neigung
ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken
dienstbar zu machen? Ich dalf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen,
wie ich fühle. Es ist wahr: ich habe in meinem langen Leben Mancherlei gethan
und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich
aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit
und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen und das
Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklich-
keit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werte keineswegs meiner eigenen Weis-
heit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir das
Material dazu boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte,
Kindheit und Jugend, wie das reife Alte!: Alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne
sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich
gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und Das zu ernten,
was Andere für mich gesät hatten.
Es ist im Grunde auch Thorheit, zu fragen, ob Einer Etwas aus sich habe
oder ob er es von Anderen habe; ob Einer durch sich wirke oder ob er durch An-
dere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und
Beharrlichkeit besitze, es auszuführen. Alles Uebrige ist gleichgiltig.
Mirabeau hatte daher vollkommen Recht, wenn er sich der äußeren Welt
und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unter-
terscheiden, und das Talent sühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur
angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von
einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang

und zu seinen höheren Zwecken in THStigkeit setzte. Und eben daß er es verstand,
mit Anderen und durch Andere zu wirken: Das war sein Genie, seine Originalität,
seine Größe. .. Es geht durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen
großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute semer Vorgänger benutzte
und daß eben Dieses ihn groß machte. Männer wie Rafael wachsen nicht aus dem
Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht wurde.
Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu
sagen sein. . . Etwas Aehnliches, sagte ich, kommt in der literarischen Welt häufig
vor, indem man, zum Beispiel, an dieses oder jenes Mannes Originalität zweifelt
und die Quellen aufzuspüren sucht, woher er seine Kultur hat.
„Das ist sthr lächerlich", sagte Goethe; „man könnte eben so gut einen
wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er ge-
gessen und die ihm die Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber
unsere EntWickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus
der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke
den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Un-
endliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht
nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die
Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es auf-
nimmt, wo sie es findet. Ueberhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit
Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues
mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu,
Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor
mir das Selbe gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wie-
der sagte und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder
Eingang zu verschaffen: Das ist nnin Verdienst.

Faust, Zweiter Theil, Zweiter Akt.

Msphistopheles:

Original, fahr hin in Deiner Pracht!
Wie würde Dich die Einsicht kränken!
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!

Epigrammatisch.

Den Originalen.

Ein Quidäm sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt.
Daß ich von Toten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
Ich hin ein Narr auf eigne Hand.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller.

Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild ge-
nommen, ist durchaus nicht zu tadeln; die ganze Natur gehört dem Dichter an,
nun aber wird jene geniale Kunstschöpfung auch ein Theil der Natur und mithin
kann der spätere Dichter sie so gut benutzen wie jede andere Naturerscheinung.

Wie viel zu geduldig läßt er (Byron) sich Plagiate vorwerfen, scharmutzirt
nur zu feiner Vertheidigung, statt mit schwerem Geschütz die Gegner niederzu-
donnern. Gehört nicht Alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter
von Rechtes wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er
sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab' ich
nicht auch im Mephiftopheles den Hiob und ein Lied Shakespeares mir angeeignet?
Als ich von der Behauptung des Journal äes Debets sprach, daß eine
Melodie aus dem Freischütz Motive aus Rousseaus Musik enthalte, schalt er leb-
haft alles solches Nachgrübeln von Parallelstellen. Alles, was gedichtet, argumen-
tirt, gesprochen werde, sei allerdings schon dagewesen; aber wie könne denn eine
Lecture, eine Konservation, ein Zusammenleben bestehen, wenn man immer oppo-
niren wolle: Das habe ich ja schon im Aristoteles, Homer und Dergleichen gelesen!
Grillparzer: Zu den eigenen Dichtungen.
Allgemeines (1845 bis 1846).
Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Er-
schaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leuten gedacht worden,
daß man, die Richtigkeit vorausgesetzt, selten Etwas denken wird, das nicht Einer
vor uns auch schon gedacht hätte. Dann giebt es Gedanken, die sich durch ihre
Natürlichkeit Jedem aufdrängen und bei denen der Letzte fo viel Verdienst hat wie
der Erste. Und Das find eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an
der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Ge-
dächtnitz, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten Einem selbst gehört und
was einem Anderen. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wieder-
lesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr geworden bin, daß Ge-
danken, auf die ich mir Etwas zu Gute that, nur geborgt waren, welches Borgens
ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Dieb-
stahls im Augenblick des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber
auch meine Gedanken, mitunter mit den selben Worten, bei Schriftstellern gefun-
den, die früher als ich geschrieben, ich aber viel später gelesen habe. Wie, zum
Beispiel, eben jetzt in Herbart eine Aeußerung über Schölling und Hegel mit den
selben Worten, die ich in einem Epigramm über die Beiden gebraucht. Was bleibt
nun da übrig? In Gottes Namm zu schreiben, was einem Passendes einsällt,und
sich damit zu trösten, daß nur Der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts
besitzt, als was er borgt.
Langhans: Geschichte der Musik. Band I, Seite 57.
Neuerdings hat W. Bäumker in den „Monatsheften für Musikgeschichte"
nachzuweisen gesucht, daß auch diese Melodie („Ein' feste Burg ist unser Gott")
nicht von Luther erfunden, sondern von ihm aus Motiven des gregorianischen Ge-
sanges zusammengesetzt ist. In der That finden sich die dort citirten Motive in
der Melodie des lutherischen Liedes reproduzirt; doch scheint mir Dies noch kein
hinreichender Grund, dem Reformator das Eigenthumsrecht an ihr zu bestreiten.
Wie cs selbst dem größten Meister einmal Passiren kann, mit fremdem Geistes-
kapital zu wirthschaften, zeigt der Vergleich des mozartischen Fugenthemas der
ZauberflSten-Ouvertme mit der früher entstandenen Klaviersonate von Clementi:
welche Ähnlichkeit schwerlich eine andere Ursache hat als einen simplen lapsns
MSlliOi-ias und nicht, wie Jahn behauptet, als bewußte Reminiszenz, als Anspielung

auf einen früheren pianistischen Wettkampf der beiden Meister am Hofe Josephs
des Zweiten aufzufassen ist. Hier wie bei Luther dürfte der Grundsatz gelten, daß
das Eigenthumsrecht auf einen musikalischen Gedanken, ein Thema, nicht in allen
Fällen dem Erfinder zusteht, sondern unter Umständen Dem, der es am Besten zu
verwerthen gewußt hat.

Max Kalbeck: „Johannes Brahms". Band I, Seite 159.

Reminiszenzenjäger finden auch bei Brahms ein ergiebiges Terrain. Wie
Brahms selbst über Dergleichen dachte, geht aus einem im Juli 1878 an Defsoff
gerichteten Briefe hervor. Desfoff hatte ein Brahms gewidmetes Streichquartett
komponnt und sich nachträglich an einer Stelle gestoßen, die ihm allzu stark von
Brahmsens Zweiter Symphonie beeinflußt schien. Er wollte die Reminiszenz aus-
merzen; da schrieb ihm Brahms: „Ich bitte Dich, mache keine Dummheiten. Eins
der dümmsten Kapitel der dummen Leute ist das von den Reminiszenzen. Die
betreffende kleine Stelle bei mir ist, so vortrefflich auch alles Uebrige sein mag,
wirklich ganz und gar nichts. Bei Dir aber ist gerade die Stelle von einer aller-
liebst warmen, schönen und natürlichen Empfindung. Verdirb nicht, rühr nicht daran.
Du kannst gar nicht oft so schön sprechen; doch Du fängst ja erst an, zu plaudern!
Eigentlich hätte ich nichts sagen und hernach mir das herrenlose Gut nehmen sollen.
Keine Note darfst Du daran ändern.. Schließlich weißt Du natürlich, daß ich bei
der Gelegenheit auch und viel schlimmer gestohlen habe. Die volZmannifche Re-
miniszenz ist gar nicht der Rede Werth. Die Floskel war lange vor Volkmanns
Geburt da. Das hat aöer nicht gehindert, daß er eben wieder ein sehr hübsches
Stück daraus gemacht hat."

Adolf Bernhard Marx: Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts.

„Wir sind nur Originale, weil wir nichts wissen", sagte Goethe. Vielleicht
erhalten wir aber das Vereinzelungprinzip im Einzelnen Sei Ehren, in Liedlein
und Tänzen, in der einzelnen Melodie: was hat sie mit Zeit« und Zukunftfrage,
mit all dem Gepränge von Idee und Fortschritt zu schaffen? Sie ist eben da,
gleichviel, wie, wenn sie nur erfreut. Und hier ist die Kunst ewig. Melodien hat
es immer gegeben und kann und wird es immerdar geben. Schon durch Rechnung
wissen wir, daß allein sechs Töne 24, acht 40320, zwölf an 500 Millionen Um-
stellungen gewähren, die unzählbaren Mannichfaltigkeiten des Rhythmus und vieles
Andere nicht zu erwähnen. Wer will hier ein Ende finden? ...Leider ist schon die
Rechnung nicht ganz richtig. Jene Millionen Motive sind einander der Ueberzahl
nach so ähnlich^ daß man den Unterschied kaum gewahr wird. Dann walten be-
kanntlich gewisse Naturgesetze der Anziehung und Abftoßung von Tonverknüpfungen
(man denke der melodischen und harmonischen Regeln), fordern logisch-grammatische
Notwendigkeiten (Schlüsse, Folgerichtigkeit, Klarheit) ihr Recht; die Millionen
schmelzen bei jedem neuen Hinblick zusammen.

Ja, wer jenem atomistischen Grundsatz ernstlich nachginge, müßte schneller
verzweifeln als der weitsichtigste Idealist. Es giebt kein neues Motiv mehr, das
sich als solches kennbar machte, es giebt keine neue Rhythmen mehr (auch die in
Hillers Rhythmischen Studien sind nicht neu), wie es seit Bach ungeachtet manches
neuen Mischakkords keine Erweiterung der Harmonik giebt, es giebt keine Be-
reicherung (die man als solche ausbeuten könnte) für die bunte Palette unserer
Jnstrumentisten. Das ist ja eben die Verzweiflung und der Stachel Aller, die nicht

aus dem Geist und seiner Macht und Wahrheit schöpfen und der Trivialität des
ewig Dagewesenen entrinnen wollen; Das treibt uns Spätlinge der Kunst, die wir
uns die Neuen und Jungen nennen, zu den Verrenkungen der Melodie, zu diesen
Übertreibungen deS Ausdrucks, zu dem Willkürspiel mit Harmonie und Tonarten
und Motiven und Klängen, deren jedes nur seinem Sinn gemäß wirkt, im Wirbel-
wind der Willkür aber nur verwirrend und betäubend an unser Ohr schlägt und
es endlich auch für das Verständniß der Wahrheit abstumpft.
Wann wird man endlich die nahliegende Wahrheit festhalten lernen? Nicht
im Aeußeren, sondern im Inneren, das sich äußert, lebt die Kunst und ist sie be-
greiflich und erfaßbar. Und findet ein Berlioz neue Klänge, ein Anderer noch
einen neuen Mischakkord oder eine neue melodische Wagnitz: Das hat nicht mehr
Bedeutung als eine neue Farbenmischung für den Maler, ein neues Wort, eine
neue Wortfügung für die Sprache. Das macht nicht den Dichter, sondern der
Dichter macht das Alles, wie und wo es ihm nöthig ist. Nicht die Ausdrücke sind
das Leben, sind die Offenbarung des Geistes und ihr Quell: sondern der Geist ist
das Leben und schafft sich die Sprache zur Offenkündigung seiner selbst und er-
faßt damit die Ausdrücke, gleichviel, ob tausendmal dagewesen, ob unerhört, als
Stoff der verkündenden Rede. All unsere Motive, für sich angesehen, sind nur
gleichgiltiger Stoff. All dieser Stoff und Staub der Motive, für sich ist er tot,
hat er schon unzählige Male dem Leben gedient, ist, von ihm verlassen, wieder
Staub gewesen, wird abermals vom Leben ergriffen werden und beseelt. Nicht er
für sich ist das Kunstwerk, sondern der geistige Inhalt, der ihn an sich gezogen
und daraus seinen Leib gebildet und beseelt hat.
Im Finale der iÜ-moll-Symphonie findet man kein Motiv und keinen Akkord,
die nicht schon tausendmal dagewesen wären, und der Satz ist durchaus mächtig
originell neu; denn er ist voll des Heiligen Geistes der Kunst. Und wo dieser Geist
fehlt, da schlägt Mozarts Wort ein: „Es ist nichts drin!"
Otto Jahn: W. A. Mozart. Dritte Auflage, bearbeitet von Hermann Deiters.
Zu dem Terzett (Don Juan, Komthur, Leporello). Gazzaniga (Oonvidato
6i pistra) hat ein langes Stück daraus gemacht, nicht ohne Gefühl im Ausdruck,
das beste seiner Oper; aber welch ein Abstand von Mozart! In der Notenbeilage
Nr. VI ist die Szene von Donna Annas und Don Giovannis Auftreten aus
Gazzanigas Oper nach der wiener Partilur mitgetheilt; einen Theil hatte schon
Chrusander veröffentlicht. Durch die Vsrgleichung mit der entsprechenden Stelle
bei Mozart wird klar, daß Mozart die Komposition seines Vorgängers nicht nur
gekannt, sondern auch die Anregung zu seiner Gestaltung von ihm entnommen hat.
Daß dennoch Mozarts Darstellung eine neue, selbständige Schöpfung ist, kann keinen
Augenblick zweifelhaft bleiben und wird auch von Chrysander anerkannt. (Hier sei
hinzugefügt, daß weitere Anklänge an Mozarts Werk in der wiener Partitur, die
der Herausgeber eingesehen hat, nicht zu finden sind.)
Gazzanigas Oper ist 1787 in Venedig aufgeführt worden. Text von Bertati.
Bertatis und Gazzanigas Don Juan mutz sehr bald nach der Aufführung in Ve-
nedig nach Wien gekommen und sowohl Da Ponte wie Mozart bekannt geworden
sein; es war eben die Zeit, in welcher Mozart die neue Oper für Prag zu schreiben
übernommen hatte. Ob der Gedanke, diesen so oft behandelten Stoff zu wählen,
schon vorher gefaßt war, ist schwerlich zu entscheiden; sichergestellt ist aber, daß

der neue Text jetzt zu Grunde gelegt wurde. Eine Begleichung des von Bertati
und des von Da Ponte verfaßten Textes schließt jeden Gedanken an eine gemein-
same Quelle aus; nicht nur die Hauptfiguren und mehrere der Hauptszenen, son-
dern mehrfach die Worte selbst hat der neuere Dichter Bertati entnommen, und
wo er ihn ändert, ist mehrfach die Absichtlichkeit deutlich zu erkennen. Dabei bleibt
seine überlegene Geschicklichkeit, die Handlung zu führen, Charaktere zu zeichnen,
die Situationen für die musikalische Behandlung, namentlich in Ensemblesätzen
günstig zu gruppiren, sehr anerkennenswerth. Auch bewährt er in der gesummten
Auffassung des Stoffes richtigen Takt.
Die musikalische Behandlung der Worte des Komthurs (in der Kirchhofs-
fzene) ist offenbar durch Glucks Alcefte bestimmend beeinflußt. Aus der Zusammen-
stellung Beider wird man entnehmen, mit welcher Sicherheit Mozart feinere Detail-
züge hineinbrachte, ohne die imponirende Wirkung zu beeinträchtigen.
Das Auftreten der geharnischten Männer, die Tamino die mitgeteilten
Worte, die als Inschrift in eine Pyramide eingegraben find, einschärfen, ehe er
seinen gefährlichen Weg durch die Elemente antritt, wird nach einigen feierlichen,
einleitenden Takten durch einen imitirten Satz der Saiteninstrumente angekündigt
welcher in stetiger Durchführung als figurirte Begleitung zu dem Gesang der
Männer beibehalten wird. Der oantus ürmns aber, welchen Beide in Einklang
in der Oktave, unterstützt durch Flöte, Oboe, Fagotte und Posaunen, vortragen,
ist die alte Choralmelodie „Ach Gott vom Himmel sieh darein", unverändert bis
auf die Theilung der halben Noten in Viertelnoten, wo es der Text verlangte,
und die von Mozart hinzugesetzte Schlutzzeile. Mozart lernte die Melodie ohne
Zweifel aus Kirnberger kennen, wo sie oft als Beispiel angewendet und zweimal
als eantus öiuius bearbeitet ist. Dies kann man daraus abnehmen, daß dort,
wie bei Mozart, die Anfangsnote der zweiten Zeile um eine Terz erhöht ist und
daß ein von Mozart mit eingeflochtenes Motiv an ein von Kirnberger bei der Be-
arbeitung des Chorals „Es woll' uns Gott genädig sein" benutztes offenbar er-
innert. Daß ihn die Melodie als eantus örrnus anzog, zu kontrapunktifcher Be-
arbeitung, beweist ein Skizzenblatt auf der k. k. Hofbibliothek in Wien, das den
Anfang einer anderen vierstimmigen Bearbeitung enthält, die sich noch enger an
Kirnberger anschließt.
Zum Ersten Satz des Requiem.
Dieser unverkennbaren Einheit der Stimmung und künstlerischen Darstellung
gegenüber erscheint es um so befreundlicher, daß in Hauptmotiven ein bestimmender
Einfluß Händels sich geltend macht. Stadler bemerkt, daß Mozart das Motiv des
Requiem dem ersten Motiv in Händels Trauermusik auf den Tod der Königin
Karoline entnahm, „wie es einige Blätter seines Nachlasses bezeugten, und sie nach
seiner eigenen Art ausführte." Damit können nur die vorläufigen Skizzen dieser
Partie des Requiem gemeint sein, wie sie Mozart, wo es auf kontrapunktische Arbeit
ankam, zu machen pflegte, ehe er die Partitur niederschrieb, und wie er sie bei der
Ausarbeitung des Requiem in großer Anzahl gemacht haben muß, bevor er an
die in einem Zuge fortgeschriebene Partitur gehen konnte. Daß sie aus Mozarts
Jugendzeit herrührten, ist eine unbegründete Meinung Stadlers. Mozart hat
Händel nicht in seiner Jugend, sondern erst durch Von Swieten kennen gelernt^

der diese Studien durch den Auftrag, Handels Oratorien zu bearbeiten, in den
Jahren 1788 bis 1790 neu anregte. Früher ist ihm wohl auch die Trauermusik nicht
bekannt geworden. In diesem, im Dezember 1737 komponirten herrlichen Werk
hat Händel die Melodie des Chorals „Herr Jesu Christ, Du wahres Gut" oder
„Wenn mein Stündlein vorhanden ist" dem ersten Chor als castus örvaus unter-
gelegt und daraus das Thema zu dem sugirten Schlutzchor gezogen. Schwerlich
hat Mozart das Motiv herausgezogen, um es anders zu bearbeiten; es hatte sich
ihm eingeprägt, bot sich ihm, als er die Worte des Requiem erwog, von selbst
dar und ist dann selbständig ausgebildet worden. Die Zusammenstellung in der
Notenbeilage überzeugt, daß zwar ein ganz bestimmter Einfluß Handels wirksam
war, daß aber, wenn Mozart mit Dessen Kapital Wirthschastete, Arbeit und Ertrag
ihm angehören; und Dies wird eine Vergleichung der vollständigen Musikstücke
noch mehr bestätigen.

Reiche und bedeutende Naturen sind in dem Bewußtsein, durch die Kraft
ihrer Individualität auch von einem gegebenen Punkt aus ein Eigenthümliches
hervorzubringen, oft am Unbefangensten einer Anregung durch fremde Erfindung
gefolgt. Einen schlagenden Beweis kann gerade hier Haydn geben, der als letzten
Satz eines Quartetts in ^-moll eine Doppelfuge geschrieben hat, welche aus be-
wußter Rivalität hervorgegangen scheinen könnte und gewiß allen Anspruch auf
Selbständigkeit bat. In welchem Umfang Händel nicht blos eigene, sondern auch
fremde Motive wieder aufgenommen, umgebildet und ausgearbeitet hat, ist neuer-
dings durch Chrysander bekannt geworden; und eins der merkwürdigsten Beispiele
ist Glucks ausdrucksvolle Arie aus der Iphigenie in Tauris: t'iniploi'6 st ^js
trsmdls, zu der ganz unverkennbar die schöne Gigun m Sebastian Bachs Klavier-
übung den Impuls gegeben hat. Bei diesen Meistern wird Niemand an Dieb-
stahl aus Erfindungnoth denken.

G. C P. Sievers erzählt (Mozart und Süßmayr), daß ihm in Ferrara
ein Kapellmeister mittheilte, in einer Messe von Mozart sei ein ganzes Stück eines
älteren italienischen Meisters kopirt, was Sartini bestätigte; Tonart der Messe und
Namen des bestohlenen Komponisten hatte Sievers wieder vergessen. Daß Mozart
in eine seiner vor 1780 für den salzburger Dom unter den Augen seines Vaters
geschriebenen Messen ein fremdes Stück einschob, ist undenkbar. Schiffner berich-
tete, Händel und Mattheson, Telemann und Mozart hätten Reinhard Kaiser ge-
plündert. Fuchs forderte ihn auf, den Beweis zu liefern; Schiffner, der wahrscheinlich
eine Partitur Kaisers so wenig wie Mozart gesehen hatte, ist ihn schuldig geblieben.

In der Malerei bietet ein interessantes Beispiel der Benutzung fremder
Motive durch einen großen Künstler das Bild von Rubens „Triumph des Julius
Caesar" in der londoner National (^allsr^.

Bei Baedeker findet man hierüber Folgendes in der deutschen Ausgabe des
Handbuches „London":

Rubens, der Triumph des Julius Caesar (in Mantua vom Künstler nach
Mantegnas jetzt in Hamptoncourt befindlichen Kartons srei kopirt). „Seine Vor-
liebe für das Phantastische und Kolossale veranlaßte ihn, das Bild mit dem Kan-

delaber tragenden Elephanten zu wählen*); aber die bloße Wiedergabe des Originals
konnte seiner lebhaften, stets auf daS Dramatische gerichteten Phantasie nicht ge-
nügen. Während bei Mantegna neben dem ersten Elephanten ein harmloses Schaf
einherläuft, sehen wir bei Rubens einen Löwen und eine Tigerin den Elephanten
grimmig anknurren: und die Gemüthsstimmung des Elephanten ist augenscheinlich
keine friedfertigere, da er zornig zum Schlage ausholt." (Waagen). Rabens' ge-
boren 1577, hat sich in der Zeit von 1600 bis 1608 in Mantua, Rom und Genua
aufgehalten.
Goethe beschreibt den fünften Karton Mantegnas nach einem Holzschnitt
Andreas Andreanis aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit den folgenden
Sätzen: „Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei anderen perspektivisch
weichend; Blumen und FruchtZörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem
Rücken hohe flammende Kandelaber; schöne Jünglinge, leicht bewegt, aufreichend,
wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend,
andere anders beschäftigt."
„Was brachte Rubens als Errungenschaft von feinem achtjährigen italienischen
Aufenthalt nach Haus? Das will nicht viel sagen, daß wir auf einzelnen seiner
Bilder Reminiszenzen an italienische Werke entdecken. In seiner berühmten Kreuz-
abnahme im antwerpener Dom klingt Daniel da Volterras Bild an, in der (ver-
lorenen) Taufe Christi (die Zeichnung dazu hat sich erhalten) wiederholt er einzelne
Figuren aus Michelangelos Schlachtkarton, die Kommunion des Heiligen Franziskus
lehnt sich an eine Komposition Annibale Caraccis an, wie sür die Amazonenschlacht
ein Werk Tizians als Vorbild diente." Anton Springer: Zur niederländischen
Kunstgeschichte, in Baedeker: Belgien und Holland.
Die Laokoon-Gruppe zeigt eine auffallende Reminiszenz an Motive aus der
Gigantomachie des pergamenischen Altars. Als sich die pergamenischen Skulpturen
im Alten Museum befanden, war die Laokoongrupppe neben dem betreffenden Stück
des pergamenischen Grgantenfrieses aufgestellt, um eine Begleichung zu ermög-
lichen. Als ich mit Richard Eger und Professor Dietrich vor vielen Jahren, von
dem bei den Ausgrabungen betheiligten Baumeister Bohn geführt, die pergamenischen
Skulpturen besichtigte, wurden wir von Bohn auf diese Ähnlichkeit hingewiesen.
Graf Schack: Meine Gemäldesammlung.
Der Zeus von Otrikoli steht in der vordersten Reihe der antiken Bildwerke,
weil er uns die Züge von Phidias' olympischem Zeus aufbewahrt, und der Fund
der kleinen Pallasstatuette an der Akropolis hat der ganzen gebildeten Welt eine
freudige Ueberraschung gebracht, insofern sie nun in ihr ein Abbild jener berühmten
Bildsäule zu besitzen glaubt, die einst vom Parthenon hoch über Athen emporragte.
... Das nächste Gemälde Feuerbachs, das ich in meinen Besitz brachte, war
seine Pieta, Maria mit drei Frauen um den toten Christus klagend. Er selbst
hat diese Arbeit immer für seine bedeutendste gehalten und schwerlich hat unsere
Zeit noch ein anderes Bild hervorgebracht, aus dem die Sonne der großen italienischen
Kunst so rein zurückstrahlt. Hierbei wird von Manchem die Bemerkung gemacht
*) Es handelt sich also um den fünften von den neun Kartons von Mantegna
(Goethe, Werke unter „Ferneres über Kunst." Julius Caesars Triumphzug, gemalt
von Mantegna. Erster Abschnitt, 1820).

werden, mit diesem Ausspruch sei gesagt, daß Feuerbach keine Originalität gehabt
habe. Es liegt unglaublich viel Mißverstand darin, wenn man künstlerisches Ver-
dienst auf solche Weise zu verkleinern sucht. Ich gehe nicht so weit, der Behauptung
beizupflichten, die ich irgendwo gelesen: Originalität sei eine Eigenschaft, die immer
nur untergeordneten Talenten zugeschrieben werden könne. Aber gewiß ist, daß
die Originalität der grüßten Maler, eines Tizian, eines Rafael, nur in der hohen
Vortrefflichkeit ihrer Leistungen besteht: und Das ist keineswegs der Sinn, den
man gewöhnlich mit diesem Ausdruck verbindet.
Beide Genannte lehnen sich an ältere Maler an, haben sich aus bestimmten
Schulen entwickelt und ihre früheren Werke erinnern so sehr an die ihrer Meister
und Mitschüler, daß man sie kaum von ihnen unterscheiden kann. Ja, selbst in
ihren spätesten Gemälden verleugnen sie nicht die Schulen, aus denen sie hervor-
gegangen, die Muster, die sie vor Augen gehabt und zwar oft, jedoch keineswegs
immer, übertroffen haben. Daher denn auch manche Erzeugnisse ihrer Mitstrebenden
ihnen zugeschrieben und bis auf den heutigen Tag unter ihrem Namen aufgeführt
werden konnten. Eher möchte man versucht sein, Michelangelo wegen seiner Origi-
nalität zu rühmen; doch weiß man, wie viel auch er von früheren Meistern beein-
flußt worden ist und wie er noch in seinem hohen Wer bei seinem „Jüngsten
Gericht" dasjenige das Lucs Signorelli in Orvieto vor Augen gehabt hat. Mit
Recht originell heißen dagegen Hölle-nbreughel, Callot und andere Künstler, die,
von dem Streben nach dem Neuen, Seltsamen und Bizarren ausgehend, jedes Vor-
bild verschmähen und eine einseitige Richtung, oft in karikaturartiger Weise, verfolgen.
Es ist ein trauriges Licht, das auf einige neuere Maler fällt, wenn sie, wie
behauptet wird, nie eine Galerie alter Gemälde besucht haben und nie nach Italien
gereist sind, um sich „ihre Selbständigkeit nicht zu verderben". Wahrlich: Diese
brauchte Feuerbach um ihre Originalität nicht zu beneiden. Aber wenn er nicht
in ihren Fußstapfen wandelte, wenn er auch nicht in dem Sinn eines der vorhin
Genannten (man könnte auch noch den Spanier Goya hinzufügen) originell heißen
kann, wenn er sich an dem Studium der Italiener gebildet hat, so darf man ihn
doch darum noch nicht einen Nachahmer nennen. Da der Strom der großen Kunst
seit dem fiebenzehnten Jahrhundert versiecht ist, da unsere Maler nicht mehr in
die Schulen des Gian Bellin, des Perugias oder auch nur der Carracci zu pilgern
vermögen, können Diejenigen, welche nach dem Höchsten streben, gewiß nichts
Besseres thun, als den lebendigen Unterricht dadurch ersetzen, daß sie sich wenigstens
an den Meisterwerken früherer Zeiten bilden. Nur wenn sie sklavisch ihren Vor-
bildern folgten, hätte man ein Recht, von Nachahmung zu sprechen; aber daß
Feuerbach es mit Selbständigkeit gethan, daß er manche Vorzüge seiner ewigen
Muster wirklich in seine Werke übertragen hat, wird, wie ich denke, die gerechte
Nachwelt zugeben.
Friedrich Chrysander: C. F. Händel. Band III. Erste Hälfte.
Auf eine Anregung ganz eigenthümlicher Art hat man die Melodie zurück-
geführt, welche mit ihren fünf Variationen den Schluß der fünften Seite bildet.
Sie ist bekannt unter dem Namen „Der harmonische Grobschmied (IKs Karirioviorig
dlacKsmitK) und führt diesen Namen, weil Händel (so lautet die Erzählung), als
er eines Tages, in der Umgegend von Cannons spazirend, von einem Regen-
schauer überfallen wurde und in der Werkstatt des Grobschmieds und Kirch-

fchreibers Powell Schutz suchte, hier den munteren Schmied dieses Lied singen und
auf dem Ambos eine Art von einklingender Grundharmonie dazu anschlagen hörte.
Aber das Geschichtchen wird nirgends glaubwürdig bestätigt; es scheint in einer
verhältnißmäßig späten Zeit (um 1790) lediglich durch gedankenlosen Mißverstand
oder absichtliche Täuschung entstanden zu sein. Wäre die Frage nur, ob Händel
diese „Air" als Thema seiner Variationen ganz neu geschaffen oder nach einer
schon vorhandenen bekannten Weise nur umgebildet habe, so müßte man die zweite
Annahme sür die wahrscheinlichere halten. Und handelt es sich lediglich darum,
ob Händel für dergleichen natürliche Phänomene und musikalische Stratzenvorgänge
ein Ohr gehabt habe, so könnte man Dieses nicht blos zugeben, sondern es sogar
noch mit sichern Beweisen belegen.

Selbst den Ausrufern in London horchte er ihre Töne ab; auf einem Blatte,
welches ich im Fitzwilliam-Museum zu Cambridge fand, hat er (um 1735) über
den Zündholzverkäufer John Shaw bemerkt: „^odn SKa^v, usai- a dranä^ sdop
8t. (?i1ss's in l^bni'n Roaä s«Us W^teKss adont". (Folgt der Notenvermerk.)
Und Lady Leixborough schreibt an den Dichter Shenfton, als Dieser ihr seine An-
sichten mitgetheilt hatte, wie die Puppentheater künstlerisch zu verwerthen sein
möchten, die merkwürdigen Worte: „Anlangend Ihren Einfall zur Verbesserung
des Puppentheaters, so verachte ich ihn keineswegs etwa, weil Sie an die bekannten
londoner Rufe und Gestalten, welche Kinder spielen, gedacht haben mögen, denn der
große Händel hat mir erzählt, daß er die Anregungen zu manchen seiner aller-
besten Gesänge dem Getön der Straßenrufe in seinen Ohren verdanke; und warum
sollten also Ihre Augen nicht die gleiche Anregung von der Art der Darstellung in
der vorgenannten kleinen Bude empfangen können?"

Was uns das Märchen vom harmonischen Grobschmied, wenn es begründet
wäre, lehren könnte, wissen wir also auch ohnehin.

E. T. A. Hoffmann: Ueber C. M. von Webers Freischütz.

Die Ouvertüre (in 0.) ist, was sie wohl immer sein soll: der Prolog der
Oper, im Sinn der Alten. Sie bereitet das Ungewitter vor und die selben Wolken
findet man später, wenn es Zeit ist, oft wieder; gegen das Ende erhebt sie sich
freudig, wie die ganze Oper, denn das gute Prinzip siegt, in einem spontinischen
Motiv. Dieser Schlußsatz der Ouvertüre, der später auch der der Oper wird,
erinnert so offenbar an spontinische Rhythmen, daß es unbegreiflich ist, wie dem
Komponisten diese Reminiszenz entgehen konnte.

Röbert Schumann: Rückblick auf das leipziger Musikleben.

Aus den vorgeführten Werken zeichnen wir als das Interessanteste eine
Symphonie von Mehul aus; so unterschieden von deutscher Symphonienweise er-
scheint sie uns, dabei gründlich und geistreich, wenn auch nicht ohne Manier, daß
wir sie auswärtigen Orchestern nicht genug empfehlen können. Merkwürdig dabei
war auch die Aehnlichkeit des letzten Satzes mit dem ersten der O-nwII-Symphonie
von Beethoven und der Scherzos der selben beiden Symphonien, und zwar so
auffallend, daß hier eine Reminiszenz von der einen oder der anderen Seite im
Spiel gewesen fein muß; auf welcher, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir das
Geburtjahr der Symphonie Mehuls nicht bekannt geworden ist.

(Beethovens O-moU-Symphonie ist 1807 komponirt, im Dezember 1808 in
Wien zum ersten Mal aufgeführt worden; Mehul ist 1817 gestorben.)

Das Los des Weibes.
Das Cos des Weibes.

der seelischen Entwickelung unserer Zeit giebt es kein fesselnderes Schau-
spiel als das Erwachen des Weibbewußtsems. Die psychischen Ursprünge
gehen auf die Romantik zurück. Doch was damals sensationeller Einzelfall
war, unberechenbare Ausgeburt eines genialich veranlagten Zeitalters, Das
wird in unseren Tagen zur systematisch organisirten Bewegung, die eben so
sehr auf den Höhen der Geburtaristokcatie wie in den Tiefen des Proletariats
wühlt und selbst die soliden Mittelschichten unseres sanft gearteten Bürger-
thumes aufrüttelnd umzuckt. Schon kann m m bei wohlbesetztcn Soupers eleganten
und selbst auch hübschen Damen begegnen, die sich mit leidenschaftlichem Eifer
für das Frauenstimmrecht erhitzen und die, wenn man ihren funkelnden Augen
trauen dürfte, lieber heute als morgen die rohe Männerherrschaft stürzen möchten.
Daß junge Mädchen in Vers und Prosa ihre stillen Lüste und geheimen Fehl-
tritte ausschreien oder daß wildgewordene Malerinnen den Geburtakt sym-
bolisch oder realistisch sich zum Darstellungthema wählen, ist kaum noch eine
Seltenheit. Und die Aventiuren galanter Damen aus älterer und neuerer Zeit
werden in Memoiren und Bekenntnißschriften fleißig auf den Markt gebracht
und finden reißenden Absatz.

Doch wäre es eben so falsch wie bornirt, diese ganze Bewegung vom
Witzblsttstandpunkt aus zu betrachten. Mögen auch einzelne Phänomene, wie
der^MvM^^M^ oder die bebrillte alte Suffragette mit
dem Hackebeil, unwiderstehlich zur Satire herausfordern: der tiefe Ernst des
historischen Vorganges kann durch solche Clownspä^^ßz^vM^^e nicht
kompromittirt werden. Im tieferen und feineren Sinn handelt es sich hier
um nichts Anderes als um eine Menschwerdung des Weibes; und Das ist
ein Ziel, das auch den Mann zu froher Mitarbeit bestimmen sollte. Nichts
ist kurzsichtiger und erbärmlicher als die auf Denkfaulheit, stumpfsinnigem Be<
Hanungtrieb oder gar Konkurrcnzfurcht beruhende prinzipielle Opposition gegen
den mit elementarischer Macht ausbrechenden Geistes- und Seelenfrühling des
zum Bewußtsein seiner selbst erwachenden Weibes. Und es ist ein Zeichen
von traurigem Kleinmuth, ja, von mangelndem Vertrauen zur Natur, wenn
man etwa sagt, daß durch diese Bewegung die echten und starken Eigenschaften
des Weibes in Verlust gerathen würden. Hunderte und selbst Tausende von
Beispielen beweisen hier nichts. Das sind lauter ephemereUebergangserscheinungen,
die um so mehr schwinden werden, je mehr die Bewegung sich ihrem Ziel
nähert. Sie mögen im Einzelfall gewiß oft schwer zu ertragen sein — die
Natur, wo sie vorwärts will, versucht es stets zuerst mit Tollheiten und Über-
treibungen —, aber schließlich muß doch Alles in sein natürliches Gleichgewicht
zurückkehren. Das Weib insbesondere dünkt mich viel zu klug und ist viel

zu sicher in seinem Instinkt, als daß es von seinen alten natürlichen Ge-
fchlechtsvorzügen (die eben so viele Geschlechtsvortheile sind), auch um der
schönsten neuen Errungenschaften willen jemals Wesentliches opfern würde.
Was auch kommen mag: Weib wird Weib bleiben, im guten wie im schlechten
Sinn; wir brauchen uns darum nicht zu sorgen. Getrost dürfen wir unseren
Frauen und Töchter gestaitten, daß sie freier, selbständiger, beweglicher, in-
telligenter werden, und wenn wir klug sind, helfen wir ihnen dabei, mit cll
unseren Kräften. Nach kürzeren Schwankungen und Stockungen wird das
Weib nur erhöhte Reize und reichere Kräfte daraus ziehen und wir werden als
Männer unseren Gewinn davon haben. Dafür, daß zuletzt Alles in seinen
Schranken bleibt, sorgt schon die ewige Naturgebundenheit des Weibes.
Mir liegt am Herzen, hier an einem Beispiel zu zeigen, in wie sicheren
und vornehmen Linien sich ein solcher Ausgleich zu vollziehen vermag, nicht
etwa theoretisch in künftiger Zeit, sondern real und praktisch in der Gegen-
wart. Ich stütze mich hierbei auf ein Dokument, dessen hoher Beweiswerth
dadurch nicht verringert wird, daß es in reifer künstlerischer Durchbildung uns
entgegentritt. Gewiß ist Kunst an die simple Wahrheit des Lebens im Prinzip
nicht gebunden; doch eben so wenig kennt sie eine Verpflichtung, sie zu ver-
leugnen. Phantasie und Realität sind für die Kunst lediglich Stoff, genauer
noch: Formproblem; und die eine steht nicht höher als die andere. Jedenfalls
hat die Kunst die Kraft, auch einen reinen, unvermifchten Lebensstoff für ihre
Zwecke so zu destilliren, daß keinerlei Einbuße an Lebendigkeit und Wahr-
haftigkeit zu erfolgen braucht. Erst die Kunst ist im Stande, durch Beseelung
und Konzentration dem plumpen Wirklichkeitstoff feine Geheimnisse abzulauschen
und ihn in gemeingiltiger Form, sauber herausgeschält und plastisch überzeugend,
hinzustellen. Solches ist Gabriele Reuter mit ihrem neusten Roman „Das
Thränenhaus" in Hinblick auf das ewige Los der Frauen geZungen; und
darum scheint es mir ersprießlich, dieses Kunstwerk auf seine dokumentarische
Bedeutung hin näher zu betrachten.
Gabriele Reuter ist vor zwölf, dreizehn Jahren mit ihrem Roman „Aus
guter Familie" plötzlich berühmt geworden. Da die Künstlerin (wie in allen
Zeitungen zu lesen stand) vor wenigen Monaten ihr fünfzigstes Lebensjahr
beschlossen hat, war es eine späte Berühmtheit. Es konnte in diesem Fall
nicht anders sein. Denn auch dieser Roman besaß dokumentarischen Werth
und schilderte die leidensvolle Entwicklung eines von Familienvormtheilen
eingeengten höhergearteten Mädchens bis hart vor der Periode des physiolo-
gischen Versiechms. Es war ein Roman, der nur von einem Weib geschrieben
sein konnte, das die ganze fürchterliche Gefahr einer Opferung an den Moloch
konventioneller Sittlichkeit am eigenen Leib durchgemacht und siegreich über-
wunden hatte. Und es bildete den eigentümlichen Reiz dieses Kunstwerkes,

daß hier eine tapfer Durchgedrungene die Seelenkraft aufbrachte, sich in die
Rolle einer im Lebenskampf Unterlegenen und Zertretenen hin einzufinden, in
gewissem Sinn zurückzuversetzen. Der Roman wurde hierdurch in mancher
Hinsicht zu einem Anklageroman, und wenn auch die Dichterin weit davon
entfernt war, eine Tendenz grob hervortreten zu lassen, so verdankt ihr Werk
doch gewiß einen guten Theil seines Erfolges dem besonderen Umstand, daß
es die Sache der vielen hoffnunglos alteinden Mädchen aus gutem Haus zu
der seinigen machte. Insofern bedeutet Gabriele Reuters erster Romanerfolg
einen festen Punkt in der modernen deutschen (und selbst außerdeutschen) Frauen-
bewegung. Er war das Dokument einer kämpferischen Zeit, in der das Weib
an seinen alten Ketten zu rütteln begann und sie abzustreifen suchte.
Der neue Roman ist von anderem Charakter. Hier ist es kaum möglich,
eine tendenziöse Zuspitzung hineinzuinterpretiren. Und doch hat auch er eine
Gewalt in sich, die sehr wohl im Stande ist, unsere Zeit zu ergreifen und mit
seinem mildschönen Licht wohthätig zu erhellen. Keine Klagende und Anklagende
spricht hier mehr zu uns, vielmehr eine Geduldig-Weise und Abgeklärte. Darum
aber durchaus nicht Eine, die ihre Zukunftziele geopfert hat. Auch nicht der
leiseste Schalten des Verdachtes irgendwelcher Fahnenflucht lastet auf diesem
friedevollen Buch. Was Gabriele Reuter einst nervös und sehnsüchtig be>
gehrte, will sie jetzt mit stillgereistcr Festigkeit; und was einst stürmischer
Impuls in ihr war, ist jetzt ruhige, feste Ueberzeugung. Das leiht dem Buch,
in all seiner herbstlichen Milde und Sonnigkeit, den Charakter tiefer Uner-
schütterlichkeit. Durch seine Seiten raunt Etwas wie eine frohe Heilsbotschaft:
daß das Weib auf seine Weibnatur ein ewiges und unveräußerliches Anrecht
hat; und daß keinerlei Paragraphen zerbrechlich-menschlicher Institutionen
die Kraft haben, die im Weibe schlummernde Nawrgewalt einzuengen oder
zu unterbinden. Das wird nirgendwo ausgesprochen und ist doch überall in
diesem Buch lebendig, dissen Schauplatz eine in schlichter ländlicher Umgebung
gelegene Entbindunganstalt ist. So kommt in diesem „Th^änenhauö" Alles
zusammen, was das Weib zum Weibe macht und im tiefsten Grund Weib sein
laßt, ob auch jenseits von aller Schranken einer durch Priestermund eingeseg-
neten und durch Beamteneintragung legal gemachten Ehe. Wie ein starker Gottes-
wind umgiebt uns diese Atmosphäre edel-menschlicher Vorurtheillosigkeit.
Kaum irgendwie sucht Gabriele Reuter zu verschleiern., daß sie selbst-
geduldetcs Erleben und eigenempfangene Eindrücke in die Kunstform einer
Erzählung umgegossen hat. Offenherzig und unerschrocken leiht sie der Haupt-
person des Buches die eigenen Bildnißzüge. Eine Schriftstellerin ist es, Cor-
nelie Reimann, die kürzlich ein die ganze Frauenwelt bewegendes Buch ge-
schrieben hat. Ich erschrak zuerst über diesen kühnen Grad von Unverhülltheit
und Etwas in mir lehnte sich dawider auf. Darf man seine eigene Persön-

lichkeit so der schmutzigen Reugier und Klatschsucht preisgeben? Doch je weiter ich las, um so klarer mußte ich erkennen, daß das Buch nur so oder gar nicht geschrieben werden konnte. Eine zimperlichere Natur als die der Reuter hätte sich wohl für das Garnicht entschieden, Frau Reuter aber nahm das Kreuz undMagniß ruhig auf sich. Irr dieser Dichterin ist eine wundersam mystische Kraft der Selbstobjektivirung. Geraie w?il ihr Empfinden im innersten Grund stolz und keusch ist (viel stolzer und keuscher als bei Millionen, die ihre fragwürdigen Heiligthümer ängstlich umhegen), hat Gabriele Reuter die seltene Fähigkeit, über ihren individuellen Fall gleichsam hinwegzublicken und ihn nach seiner rein typischen Bedeutung zu bew^rthsn „Das Schicksal hat Manche unter uns ausersehen zu Symbolen der Z it", sagt einmal Cornelie Reimann in diesem Roman und hiermit ist ohne allen Zweifel die Stimmung und Gesinnung umschrieben, in der Gabriele Reuter ihr Buch niederschrieb. Sie fühlte sich als die berufene Vertreterin Aller, nicht etwa wegen ihres trivialen Geschickes, daß sie in Freiheit ein Kind gebar, sondern wegen ihrer inneren Stärke, das dumpfe alte Los des Weibes in die volle neue Bewußtseinshelle zu übertragen und hiermit eine Art befreienden Martyriums auf sich zu nehmen. „Einmal mußte wohl all Dieses von einer Frau gelitten werden, die es nicht nur dumpf qaälend fühlt, sondern die es in Erkenntniß umwandeln wird, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ich m.'ine, wenn da draußen Viele sind, die warten, daß eine letzte Thür zu einer Erkenntniß ihnen geöffnet wird." Damit dieser Kerngehalt dem Buch nicht verloren gehe, darum mußte die Hauptgestalt des Romans eine Bewußtseinsträgerin sein; nicht etwa eine deklamirende Frauenrechtlerin, sondern ein: demüthige, menschlich-tiefe Dichterin. Eine von dem Schlag der Reuter: ganz Weib und ganz Höhcnmensch. Comelie Reimann kommt nicht mit einer festen Ansicht über Alles, was Weib und Welt heißt, in das Thränenhaus, sondern ganz simpel als ein leidendes und der Hilfe bedürftiges Weib. Sie ist ganz erfüllt von ihrem Einzelschicksal und erst die Fülle des neu in ihr Bewußtsein dringenden Löbensstoffes lehrt sie den tiefen Embück in ihre unlösliche Verbundenheit mit dein Schicksal Aller. Darin liegt für sie ein Trost und eine Erhebung. Troß all ihrer geistigen Vorgeschrittenheit hielt doch, als niederdrückende Gefühlserbschaft, der beschränkende Wahn sie umfangen, daß sie als eine Verstoßene ihr Kind zur Welt bringen müßte. Nur mit ihrem Verstand erst hatte sie cs anders gewußt; ihre Lebensimpulse hatten noch gezaudert, Ja dazu zu sagen. Jetzt aber, inmitten so mancher anderen gleichartigen und doch individuell verschiedenen Schicksale, kommt über Cornelie die große Ruhe, die selbstgewifse Ruhe, die aus der Einsicht des Alloerbundenseins stammt und die eben so sehr kosmisches Weltgefühl wie unmittelbarstes Verstehen und Miterleben aller menschlichen Dinge ist. „Du Hafts haben wollen; jetzt schweig und leide!" Das ists, was

alle diese Frauen, fast durchweg Mädchen der unteren Volkskreise, sich sagen müssen und was Cornelie Reimann sich eben so sogt wie die Anderen. Für das tiefere Gefühl schwinden hier alle Unterschiede: das gemeinsame Weibesschicksal ist ein Gl eichmach er nie der Tod. Innrer inniger lernt Cornelie Dieses begreifen. Und nachdem sie sich anfangs, mit eimr ganz leichten Anwandlung von Bildungsussisanz, vor ihren Mitschwestern hatte Beschließen wollen, beginnt sie, sich ihnen allmählich immer mehr zu nähern und in instinktiver Freundschaft, als eine Leidverbundene, ihnen zuzuneigen. Aus der ganzen mir bekannten Literatur weiß ich nur eine Schöpfung, die eine verwandte Stimmung auslöst: Dostojewskijs Memoiren aus dem Toten Hause. Wie hier der Dichter als ein Allverstehender mit den niedrigen Sträflingen der sibirischen Gefängnisse als mit Seinesgleichen verkehrt, so lernt dort die an geistige Exklusivität gewöhnte Schriftstellerin und Dichterin in den gefallenen Mädchen aus dem Volk ihre Schwestern achten und lieben. Sie alle umschlingt das gleiche Los: „Du Hafts haben wollen; jetzt schweig und leide!" Für Cornelie ists plötzlich, als sei ein Vorhang vor ihr zerrifsen. Mit solcher Unmittelbarkeit offenbart sich ihr das Leben. Denn hier, in diesem Thränenhaus, giebts keine Phrasen und Kulturlügen. Eine derbe schwäbische Hebamme, Frau Uffenbacher, fühlt ein strammes Regiment. In ihrem Beruf tapfer und pflichtwu, sonst eine habsüchtige, niedrige, ordinäre Person. Sie genirt sich weder in Worten noch in Werken; und die Drastik ihrer Gesten hat etwas Lutherisch ^Einfaches und Lapidares. Zu Cornelien ist^ie^vie ein böser und bissiger Hund, der widerwillig kuscht, weil er die Peitsche der geistigen Ueberlegenheit spürt. Und durch einen heiteren Zufall wird ihr aberg!ü'ubiger Respekt so reichlich genährt, daß sie an ein phantastisch, romantisches Schicksal zu glauben beginnt, von dem sie auch für sich selbst, in dummpfiffiger Berechnung, künftige Goldberge erhofft. Jedenfalls gelingt, es Cornelien, nicht nur für sich selber, auch für die übrigen „Fräuleins" eine bessere Behand« lung durchzusetzen; und Dos verbindet sie wiederum enger mit ihren Kameradinnen. Darunter sind luftige und ernste, leichtsinnige und gedrückte. Aber Alle zeigen einen Zug gemeinsam: ihr oberster Instinkt ist, den Mann, von dem sie ihr Kind erwarten, an ftch zu fesseln und für sich zu gewinnen. Selbst Demüthigungen stecken sie dafür ein und materiell bringen sie jedes Opfer. Und hier erkennt nun Cornelie einen tiefen und merkwürdigen Unterschied, der sie von diesen einfachen Volksmädchen bei aller Schicksalsgleichheit entscheidend trennt: sie selbst ist unvermögend, sich vor dem Vater ihres künftigen Kindes zu beugen. Sie besitzt dafür zu viel Persönlichkeitgefühl; das ist stärker in ihr entwickelt als der Ur-Weibesinstinkt nach dauernder Besitzergreifung des Mannes. Es dünkt sie unerträglich, daß ihr der Liebhaber nicht ganz von selbst und ohne Weiteres seine ganze Person, vielmehr nur seine

„freundschaftliche Hilfe" anträgt. Unwirsch weist sie dieses „Almosen" von sich und nur langsam ringt sie den Haß nieder, der anfangs darob in ihr aufschwoll. Sie hatte das „Wunderbare" erwartet und weniger als Dieses nimmt sie nicht So überläßt sie, auch nachdem sie mit Rudi Jmgart im Guten wieder zusammengekommen ist, ihn wortlos seinecn Mannesinstinkt von „vager Freiheit." Dieser individuelle Zug ist von höchster Bedeutung. Er zeigt uns, mit welchem Opfer von ursprünglicher naiver Weiblichkeit die sonst so durch und durch weibliche Cornelie ihren geistigen Drüberstand erkaufen mußte. Sie ist zu sehr Künstlerin, als daß ihr nicht ihr Persönlichkeitgefüh! das Höchste wäre. Und so läßt sie den Vater ihres Kindes ziehm; wissend, daß sie ihrem Kinde damit den Vater raubt.

Dies ist der einzige unmütterliche Zug, den man bei Cornelien beobachten kann. Sonst ist das mütterliche Empfinden bis in die feinsten und rührendsten Zartheiten bei ihr entwickelt. Wie innig liebt sie ihr Kind, selbst noch ehe sie es geboren Hai! Es berührt sie als „Schauerlich-Heiliges": „sich nur als ein Gefäß zu fühlen, in dem sich eine neue Zukunft mit tausend neuen Möglichkeiten und Hoffnungen vorbereitet." Und sie nimmt sich vor, recht gütig und intensiv des ehemals so geliebten Mannes zu gedenken, um damit die lieben und schönen Seiten seines Wesens als sein Erbe dem erwarteten Kinde zu übermitteln. Als dann die schwere Stunde da ist und Schmerzenschauer über Corneliens in Erwartung gespannten Leib rinnen, da holt sie die kleinen Hemdchen, Jäckchen und Windeln hervor und küßt jedes einzelne Stück „mit Heigen, schmerzverzozenen Appen, als könne sie es dadurch weihen und heiligen". In solchen Empsindungäußerungen zeigt Cornelie sich stärker als die einfachen Mädchen um sie her. Nie würde sie über sich zu bringen vermögen, was die meisten von ihnen thun: ihr Kind in fremde Obhut zu geben. Mannichfache Abstufungen des Muttergefühlcs'zeigen sich bei ihnen. Nicht Alle sind so tapfer und resolut wie die Rose von Ulm, die vor Allem einen Vater für ihr Kind will und jegliche Absindung stolz zurückweist. Auch das lustige Annerle von Pfaffenhofen will von Absindung, so hoch sie ihr auch geboten wird, nichts wissen. Doch nicht um das Kind ist es ihr dabei zu tun, das sie ohnehin später in Pflege giebt, sondern um des Behalten des Mannes. In ihr ist die Geliebte stärker als die Mutter. Und in der bayerischen Toni gar ist die Tochter der Stärkere. Sie hat ein Kind von einem ungeliebten Manne, dem sie in momentaner thörichter Verblendung, halb gezwungen, sich hingab. Als sie es zur Welt gebracht hat, ist das arme kranke Wurm ihr herzlich gleichgiltig; einzig die Verzeihung der Eltern und die Wiederaufnahme in ihr Vaterhaus ists, was sie erstrebt. Eine wahrhaft entmenschte Person aber, der gegenüber sogar die Uffenbacher sich als die sittlich Ueberlegene fühlt, ist die blonde Rubens-Schönheit, die Kellnerin Senta.

Die empfindet von vorn herein das Kind lediglich als eine Last, als eine Lust-
uno Betriebsstörung, und sie schlägt im Zorn nach der Hebamme, weil diese
sich nicht so gerissen zeigte, bei der Entbindung eine kleine Ungeschicklichkeit
zu begehen. Mußte das Balg denn durchaus lebend zur Welt kommen! Auch
jene andere unnatürliche Mutter fehlt nicht, die ihr Kind in gewissenloser Weise
einer Engelmacherin übcrgiebt, die dann aber just aus Trotz sich als gute
Ziehmutter bewährt. Natürlich werden auch die Möglichkeiten, die Frucht vor
der Geburt zu beseitigen, unter den Mädchen des Thränenhauses in völliger
Sachlichkeit und Harmlosigkeit erörtert und ein trauriger Fall rückt in ihre
Nähe, wo solcher Leichtsinn einem jungen Weibe fast das Leben raubt. Von
diesen Anschlägen wendet sich Cornelie mit natürlichem Schauder ab. Der
Versuch, sich den Gebär- und Mutterpflichten mit gewaltsamem Eingriff zu
entziehen, gilt ihrem verfeinerten sittlichen Empfinden als „Mord".
Also auch in die Schattenseiten und Abgründe des Geschlechtslebens
öffnet uns das mit so warmer Menschlichkeit erfüllte Buch der Gabriele Reuter
manchen tiefen Einblick. Selbst die „finsteren triebhasten Urmächte des Lebens"
hören wir einmal drohend draußen poltern, als zu nächtlicher Stunde eine
von einer boshaften Magd aufgestachelte trunkene Männerschaar begehrlich ins
Thränenhaus Einlaß heischt und nur vor einem ausbrechenden Sturmgewitter
sich zurückzieht. Daß diese düsteren Schlagschatten nicht fehlen, ist lobend an-
zuerkennen. Genuß bedurfte es bei einer feinfühligen Frau keines geringen
Muthes, vielleicht gar einer gewissen Selbstüberwindung, solche Tinten in ihr
Gemälde hineinzumischen. Doch das Gemälde gewann dadurch an Tiefe, er-
hielt eine verstärkte Wucht und Symbolik. Handelt es sich doch im Grunde
hier überall um elementare Gewalten, die sich im kulturellen Leben nothdürftig
verbergen, die immer blos schlummern und der Gelegenheit harren, wo sie
losbrechen können. Ist doch Alles, was mit Lebenzeugung und Lebengebärung
zusammenhängt, fort und fort von Graus und Tod umwittert und alle süßen
Blumen, die daraus erwachsen, blühen am finster gähnenden Abgrund. Wenn
unsere Frauen jetzt am Werke sind, das Los des Weibes durch Verbreitung
edlerer Sittlichkeitbegriffe zu erleichtern, wenn sie die Mütterlichkeit als solche,
legal oder illegal, als etwas Heiliges zu begreifen bestrebt sind und darum
Schutz allen Müttern fordern, so liegt auch dieses Streben auf dem Kultur-
weg, der nach oben führt und auf dem wir Männer nicht verschmähen wollen,
ihnen Leiter und Begleiter zu sein. Bor einer Erscheinung aber wie Gabriele
Reuter, die im Leben eben so tapfer wie in ihrer Kunst wahrhaftig ist, wollen
wir uns in Ehrfurcht beugen; und wir werden verstehen, daß Frauen dankerfüllt
zu ihr aufschauen und mit dem Judenmädel, das Cornelie Reimanns Hände
küßt, zu ihr sprechen: „Wir fühlen in Ihnen die Kraft, nach der wir ringen."
Wien.
Franz Servaes.

Der krimmler Wasserfall.

er Bergesfee langschleppend Hochzeilkleid
Aus weißen Spitzen, Silber und Demanten
Zersprüht und fällt von Seit zu Ewigkeit
Hernieder von den starren Felsenkanten.
Es rauscht und fällt und fällt und rauscht und wallt
Tief in die Schlucht in den kristallnen Weiher,
Wie von der Schulter lichter Hochgestalt
Die Schleier sinken, immer neue Schleier.
Das blinkt und stäubt... Und kommt der Sonnenschein,
So funkelts auf und glüht in tausend Farben
Und neuer Flimmer hüllt die Stelle ein,
Wo eben erst zerstiebend Flimmer starben.
Ein Lichtgewebe königlicher Pracht
von Straußenfedern, langen schneeig weißen,
Und weißem pfauenfchweif, schwanüberdacht,
Die alle schimmern, fallen und zerreißen.
Von Silbergarben ein verwirrend Spiel,
Die, abgesichelt, blendend niedersinken.
Doch ehe noch die flüssige Aehre siel,
Die Lüfte schon die Spreu der andern trinken.
So sinken, fallen, rauschen Tag vor Tag
Der weißen Fluthen fchleiernde Gewänder,
Und wo das Moos feucht auf den Steinen lag,
Zerflattern farbig lichte Wolkenbänder.
Die Seele will das wundersame Bild
Auf ewig tief in ihre Träume tauchen:
Doch alle Schauer, sonnengolderfüllt,
Im Zauberglanz zerstieben und verrauchen . . .

Hamburg Theodor Suse.

Die Kirche.

Die Kirche.*)

ine „Kirche" giebt es erst, wo dem individualistischen Element ein anderes,
der Drang zur Gemeinschaft, auf seinem eigenen Boden entgegentritt; wo
der Gemeinschaftstrieb irgendwie in das religiöse Fühlen hineingenommen wird.
Was bedeutet es, daß das Gemeinschaftgefühl religiös wird?

An sich können viele Gefühle, vielleicht alle, religiöse Temperatur annehmen.
Nicht nur auch die natürliche Liebe, sondern sogar der natürliche Haß, Durchaus
nicht nur Gl fühle, die wir für moralisch werthvoll halten. Allerlei Rausch- und
Exaltationzustände.

Suchen wir die Momente auf, die den religiösen Charakter eines Gefühls
ausmachen.

Vor Allem pflegt der Fromme das Gefühl, das er in die religiöse Erheb-
ung und Aussonderung hineinnimmt, folgerecht auch aus seinem ganzen übrigen
Gefühlsleben auszusondern und zur unbedingten Herrschaft in sich zu bringen. Er
kennt nun für seine Person nichts mehr als dies Eine und er ordnet ihm Alles
unter. Er findet auch im All und seiner letzten Krast, in der Gottheit, der letztcn
Wirklichkeit, oder wie er sagen mag, dies Eine als das AUbeherrschende, das allein
Wichtige wieder; er empfindet es geradezu als die Gottheit. („Wie Einer ist, so
ist sein Gott/') Es ist die letzte unumstößliche Wahrheit, es ist die Notwendig-
keit; es ist zeitlos und raumlos, ewig, unendlich. Diesem einen so ausgesonderten
Gefühl unterwirft er alle anderen, bringt sie ihm und der ihm entsprechenden Gott-
heit zum Opfer

Ist es nun das Gemeinschaftgesühl, das religiösen Werth erhält, vom Ein-
zelnen also in seine eigenste Persönlichkeit hineingenommen und im All wieder-
gefunden wird, dann wird er diese Opser auch der Gemeinschaft bringen. So wird
verständlich, wie hier der Einzelne seine innere Freiheit zu verstärken meinen kann,
indem er Askese auch in diesem Sinn treibt. Opfer des Willens an diese Gottheit;
religiöse Unterordnung.

Denn in die Gottwelt hinein gehört nun die Gemeinschaft. Ihr Ver-
treter, der Geist, der „Christus", ist Gott, Gott selbst; und wiederum jedem Ein-
zelnen näher, als er sich selbst ist.

Man versteht, was für eine Stoßkraft eine Vereinigung erhalten muß, die so
zusammengekommen ist, in der der Einzelne in der Gemeinschaft gerade fein inner-
stes Ich wiederfindet. Man versteht vor Allem, was für eine Spannung in die
Brust jedes Einzelnen geworfen ist, furchtbar zugleich und fruchtbar, da die reli-
giöse Erhebung ihn primär aussondert, austreibt („aus seinem Vaterlande und
aus seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause"), die religiöse Erfüllung ihn
dann aber die Gemeinschaft als die letzte und höchste Instanz wiederfinden läßt.
Man begreift auch den Charakter des Entsetzens, den für den auf diese Weise Re-
ligiösen der Abfall, der eigene oder der eines ihm Lieben, erhält: ein Abfall aus
dem Letzten und Entscheidenden, aus dem Leben in den Tod.

*) Ein Probestückchen aus dem sechsundzwanzigsten Band der vonMartinBuber
herausgegebenen „Sammlung sozialpsychologischer Monographien." Gesammttitel:
„Die Gesellschaft". Titel des Bandes: .Die Kirche".

Das bedeutet gewiß eine ungemeine Sicherung gegen leichtfertige Störung
des Gemeinschaftzusammenhanges. Man wird aber auch nicht übersehen, daß es
eine nicht geringe Gefahr für daS primär religiöse Element mit sich bringen muß.
Und damit freilich auch für sich selbst. Denn nur so lange das persönlich selb-
ständig machende, heraushebende Element kräftig bleibt, ist die Gemeinschaft eine
religiöse. Im anderen Fall sinkt sie zu einer moralischen Anstalt, einer Schule (in
der dann nur kulturelle Verkalkung gepflegt wird), oder gar zu einer wirthschaftlichen
oder politischen Interessengruppe hinab. Gefahren, denen die verschiedenen Kirchen
je und je nah genug gekommen sind. Auch und besonders in der neusten Zeit.
In Idee sowohl als Wirklichkeit der „Kirche" spiegelt sich denn auch das
Zusammenwirken dieser beiden gleich wirksamen Komponenten sehr deutlich.
Es ist kein Zufall, daß wir im Ernst von einer hellenischen Kirche oder einer
Kirche der E)da oder selbst einer altisraelitischen Kirche zur Zeit Davids nicht
sprechen. Und doch gehörte in ihnen allen die Gemeinschaft des Volkes in die reli-
giöse Erhebung hinein.
Zn einer „Kirche" gehört stets (und je fester ihre Gemeinschaft ist, desto
schärfer und entscheidender) eine vorhergängige Absonderung aus den natürlichen
(Volks- und Familien-)Gemeinschaften. Natürliche Menschen in ihren natürlichen
Verhältnissen können als solche nicht Mitglieder einer Kirche sein. Sie müssen sich
aus ihren nächsten Zuständen gelöst, der „Welt" der natürlichen Dinge entsagt
haben, sie müssen neue Menschen, neugeboren, „wiedergeboren", umgeschaffen sein.
Nur und allein für solche nicht mehr natürliche Menschen giebt es eine Kirche.
Das religiöse Erlebniß isolirt den Menschen, macht ihn einsam, selbständig,
selbftverantwortlich, frei und über das Geschick erhaben. Es ist der Gang in die
Wüste und der Kampf mit den letzten Weltmächten, der Kampf mit Gott und Teufel,
der am Anfang der eigentlichen Lebensgeschichten der großen Religiösen steht. Er
wird aber in irgendeiner (wenn auch abgeschwächten) Form von Jedem voraus-
gesetzt, der Mitglied einer Kirche werden will. Jedesmal, wann und wo die religiöse
Stimmung stärker oder bewußter wurde innerhalb der Kirchen, hat diese Forderung
sich sofort in den Border- und Mittelgrund gestellt. Und jeder Große, der Neues
in die religiöse Mischung gethan hat, hat zugleich diese Forderung in neuer Weise
erhoben und betont. Sei es Luther oder Loyola, einer der Pietistenhäuptlinge
oder ein amerikanischer Methodist, sei es Tolstoi oder Nietzsche-Zarathustra. Durch
vieles Sterben und Wiedererwachen, durch viele Untergänge und Ueberwindungen,
in die äußerste Einsamkeit und ihre Schrecknisse mutz Einer, der in die Schaar der
Freunde des Auserwählten aufgenommen werden will. Man soll ihn auch nicht
vorschnell aufnehmen: er soll Probezeiten durchmachen und sich würdig erweisen.
Aber dann, einmal aufgenommen, soll er als völlig gleichwerthig gelten mit allen
Anderen; sein vergangenes Leben soll rein ab und hin sein. In der Gemeinschaft
soll nur noch die allerintimste Liebe und Offenheit gelten, kein Unterschied unsach-
licher Art, es sei sonst, welcher es sei (prinzipiell selbst der des Geschlechtes nicht)
nur Brüder und Schwestern oder „Freunde". Bezeichnungen, die immer von Neuem
und mit immer neuer Herzlichkeit gebraucht werden, wo es sich um eine neue religiöse
Gemeinschaft handelt, um eine Kirche also, auch wenn der Name „Kirche" abgelehnt
wird. Der Unterschied zwischen der alten Volksgemeinde, die dem Stammesgott
opfert, und der Kirche erscheint als ein vollkommener. Man hat ihn mit „Volks"-

und „Weltreligion" bezeichnen wollen; aber Das trifft nicht den Kern. Man müßte
sagen: Volks- und Wahlreligion. In die eine wird man hineingeboren, in die
andere kann mzn höchstens hineinerzozen werden: man muß sie mit bewußtem
und freiem Willen wählen.

Uns kommt die Idee einer solchen wahlverwandtschastlichen Gemeinschaft
verständlich und sogar selbstverständlich vor: eine einfache vernünftige Ueberlegung
scheint zu genügen, um einzusehen, daß eine religiöse Gemeinschaft nur auf freie
Wahl gegründet werden kann. Und was vernünftig ist. Das kann (nach einem noch
immer nicht ausgestorbenen Aberglauben) zu jeder beliebigen Zeit eben als das
„einfach Vernünftige" sowohl erdacht oder erkannt als auch in die Wege geleitet
werden. Höchstens hat etwa die Vernunft selbst eine längere EntWickelung durch»
machen müssen, um auf das Niveau dieser Einsicht zu gelangen, und etwa auch noch
muß die Richtung ihres Nachdenkens irgendwie auf diese Dinge gewendet worden
sein. Doch die Wirklichkeit zeigt es uns anders. Das Meiste, was wir als einfach
vernünftig deduziren, hat in langen Jahrhunderten bitteren Zwanges erst als mög-
lich aufleuchten und dann als wirklich sich hinstellen müssen, ehe es als vernünftig
sehr allmählich sich selbst bewußt werden konnte.

Der Schritt ist ein ungeheurer: von der Volksgemeinde, deren Zusammen-
hang gegeben erschien und nicht mehr diskutirt (geschweige zum Gegenstand einer
Moral gemacht) wurde, zu einer Gemeinschaft der Gesinnung, in der der Zusammen-
hang der Gemeinschaft selbst erst eine Forderung (und zwar eine Hauptforderung) war.
Es wird keine leere historische Abschweifung sein, sondern dazu dienen, die
Sache plastischer zu machen, wenn wir fragen, wie es zu diesem Schritt kommen konnte.

Die „Kirche" ist weder von Christus noch, wie man heute meist sagt, von
Paulus gestiftet worden. Sie war vor ihnen da, durch die Propheten vorbereitet
und in den Nvthzeiten des Volkes (oder, besser: des nach Babylonien deporticten
Theiles des Volkes) zur Wirklichkeit erwachsen. Dort, in der Fremde, während sich
das Volk halb und halb schon aufgelöst hatte und nun auch der Rest sich aufzu-
lösen drohte, tauchte die Anschauung von einer anderen als natürlichen Gemein-
schaft auf. Die Mehrheit des Volkes schien sich unter ihren Wirthsoölkern ver-
lieren zu wollen. Nur ein „heiliger Rest" blieb dem Gott der Väter getreu und
nährte die Hoffnung auf die Wiederkunft und den endlichen Sieg des Volkes. Dieser
heilige Kern des Volkes war der „getreue Knecht", von dem jene in Aller Ohren
tönende Verheißung handelte: „Fürwahr, er trägt unsere Krankheit und ladet auf
sich unsere Schmerzen . . . Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine
Lust sehen und die Fülle haben."

Der Gedanke spielt Jahrhunderte hindurch in den mannichfachsten Farben,
ohne doch vom Boden des natürlichen Volksthumes ganz loszukommen: es bleibt
das Auserwählte Volk, aus dessen Angehörigen allein die Heilige Gemeinde sich
zusammensetzen kann. Nur werden von jener Zeit der Verbannung an die inhalt-
lichen Bedingungen imm?r stärker, die mehr formalen der Abstammung immer
schwächer. Zuletzt wird in der Persönlichkeit, Verkündigung und dem Schicksal
des Nazareners der Inhalt Alles. Die nationale Bedingung wird immer un-
wichtiger und schließlich zu nichts. („Wahrlich ich sage Euch, solchen Glauben
habe ich in Israel nicht gefunden ") In der Heidenverkündung des Paulus ist
dann diese Entwickelung zum Abschluß und die Idee der reinen Wahlgemeinschaft,
der „Kirche", zur Vollendung gekommen.

Arthur Bonus

Die Zeppelin-Gesellschaft.
ehr geehrter Herr Harden, im letzten Septemberheft der „Zukunft" gaben
Sie den Fragen eines Laien Raum, eines Ingenieurs, der sich angeblich
über Zeppelin-Angelegenheiten informiren will, seine Fragen aber so zu fassen
weiß, daß sie eine herbe Kritik der bisherigen Entwicklung und der Erfolge
dieser Angelegenheit darstellen. Ich bezweifle nicht (und Ihr Kommentar zu
den Zeilen des sogenannten Laien bestätigt meine Ansicht), daß in dieser Art
der Fragestellung eine Absicht liegt: eine Lanze zu brechen für Die, denen von
Anfang an der Verlauf der Zeppelin. Angelegenheit nicht zu Willen war.
Gewiß wäre ein Beirath von Sachverständigen (die selbstverständlich
hauptsächlich lhren Sitz in Berlin gehabt hätten) besser gewesen, wenn die Vor-
aussetzungen Ihres Laien richtig wären, wenn es den Thatsachen entspräche,
daß in den verflossenen dreizehn Monaten in Friedrichshofen nichts geleistet
worden wäre, wenn tatsächlich ^ III keinen Fortschritt darstellte gegen ^ II,
den Ersatz von Echterdingen, wenn es aus Wahrheit beruhte, daß die Zeppelin-
Gesellschaft ihre Aufgabe darin erblickte, Renommirfahrten zu unternehmen.
Recht Hütte Ihr Laie, wenn auch nur eine einzige Renommirfahrt um ihrer selbst
willen unternommen worden wäre.
Er hat nicht Zeit, Ihr Laie, sich mit der Literatur über Flugtechnik zu
befassen, nicht Lust, durch Lesen von Zeitschriften sich zu informiren; deshalb
muß ich mir die Zeit nehmen, seine Fragen zu beantworten, nicht der Fragen
wegen, sondein der Gistpfeile wegen, die der Fragesteller entsendet.
Allzu lange behielt er die Pfeile in seinem Köcher: denn schon fanden
sich Kapitalisten und in wenigen Wochen wird die Gesellschaft tonstituirt, die
bei der G. m. b H. am Bodensee Luftschiffe bestellt, um mit ihnen Rund-
fahrten zu unternehmen. Ein Erfolg der letzten Renommirfahrt nach Frank-
furt und dem Niederrhein.
Doch ich wollte die Fragen Ihres Laien beantworten. Der Zweck und
die Absicht der G. m b. H.? Es ist der selbe Zweck, der die gewaltige Spende
des deutschen Volles veranlaßte: „Die Entwickelung des starren Systems nach
den Ideen des Grafen Zeppelin." Die Absicht der Spender war ursprünglich
wohl nur, dem Grafen dm Ersatz des in Echterdingen zerstörten Schiffes zu
ermöglichen; als aber die Mittel weit über das hierzu Erforderliche hinaus-
gingen, konnte der Graf daran denken, auf breiter Basis ein Unternehmen zu
schaffen, das zunächst den Ersatz des 6 II liefern, dann aber die Weiterent-
wickelung des Systems betreiben sollte. Nicht fabrikmäßig, wie der fragende
Laie annimmt, ist diese Entwickelung gedacht, sondern Schritt vor Schritt, mit
Hinzuziehung und Prüfung aller Neuerungen der Technik, soll sie sich voll-
ziehen. Von Anlagen sogenannter Luftschiffwerften hat der Laie gehört; und

so, wie er diese Mittheilunz vorbringt, enthält sie eine Rüge, eine innerliche
Entrüstung über diese Verschwendung des Nationalvermögens. Wenn der Herr
die Anlagen in Manzell sähe, diese bemoosten, verfallenden Holzbauten, in denen
55 I, II und III entstanden, in denen mit primitiven Mitteln gearbeitet und
Großes geleistet wurde, dann würde er den Bau einer neuen Doppelhalle mit
anschließender Fabrik nicht mehr erstaunlich finden, es sei denn, daß er das
ganze System für unbrauchbar hielte. So scheint ja wirklich auch der Stand-
punkt dieses fragenden Laien zu sein
^ II hat eine Geschwindigkeit von 12,8 Metern; mit A III hofft man
auf 14 Meter zu kommen. Wenn der Laie auch keine Aenderung des Ty)s
sieht, so dürste Das doch immerhin einen Fortjchrit bedeuten. Es würde zu
weit führen, wenn ich über andere Fortschritte und Absichten unserer Zeppelin-
Gesellschaft den Fragenden aufzuklären versuchte.
Ueber die Abnahme der Zeppelinschiffe zerbricht sich der Laie den Kopf.
Jh habe schon mitgetheilt, daß eine Privatgesellschaft die nächsten Schiffe be-
stellt ha.t; und wenn der Fragesteller die Tageszeitungen verfolgte, brauchte
er nicht erst zu fragen. Wenn die Luftschiffbau-Gesellschaft im Bau der Schiffe
weitere Fortschritte macht, mehr Auftrieb, größere Geschwindigkeit und Be-
triebssicherheit erreicht, dann werden Armee und Marine der Schiffe bedürfen.
Diese Fortschritte werden gemacht auch ohne Kuratorium, ohne Beiräthe. die
doch nur rathen würden, den Motor von der Firma X, der sie nah stehen,
zu beziehen, den elektrischen Antrieb dieser oder jener Gesellschaft zu versuchen
und den Bau der Halle an die Firma ^. ^l. zu vergeben, in deren Aufsicht-
rath sie einen Sitz haben. Einstweilen hält Graf Zeppelin und halten die
Männer, die um ihn sind, als Rathgeber aus dem Gebiete der Luftschiffahrt
und zur Entwickelung des starren Systems für die Geeignetsten die Männer,
die seit Jahren mit diesem Bau vertraut sind und in Sturm und Wetter mit
den Schiffen Erfahrung gesammelt haben. Noch leidet Graf Zeppelin nicht an Ge-
dankenschwäche und das deutsche Volk, das ihm ohne jede Bedingung Mil-
lionen zur Verfügung anvertraute, wird ihm auch das Zutrauen bewahre!:,
frei und selbständig seine Rathgeber zu wählen. Auch die Fragestellung Ihres
Laien wird dieses Vertrauen nicht mindern.
Zu weiteren Fragen Ihres Laien.
Erwirbt und veröffentlicht die Zeppelin-Gesellschaft systematisch Vcr-
suchsresultate, fördert sie den Gedanken der Lufteroberung im Allgemeinen?
Arbeitet sie auch auf anderen Gebieten ihres Elementes in der wissenschaft-
lich höher stehenden Aviatik?
Nein, Herr Horden; nach dem gesunden Grundsatz: „Schuster bleib bei
Deinem Leisten". Weil die ihr gestellten Aufgaben ihr einstweilen so ungeheuer
groß und aussichtreich, so alle Kräfte heischend erscheinen, begiebt sich die

Zeppelin-Gesellschaft nicht auf diese wissenschaftlich angeblich höher lugenden
Gebiete. Sie begnügt sich damit, Renommirfahrten zu machen. Sie machte
die Renommirfahrt von achtunddreißig Stunden, die bei Göppingen endete.
Die scheiterte nicht an der Leistungfähigkeit des Schiffes, sondern an der Un-
zulänglichkeit der menschlichen Kräfte. Die Fahrt wurde gekracht, mußte ge-
macht werden, um endlich den Widersachern zu zeigen, daß ein Zeppelin-Luft-
schiff zweimal vierundzwanzig Stunden in der Luft sein kann; dieser Be-
hauptung war bis dahin an gewissen Stellen nur mitleidiges Lächeln begegnet
In Berlin hatte man geglaubt, die Fahrt gehe nach dort und eine Landurg
sei beabsichtigt; um das enttäuschte Berlin zu entschädigen, wurde die erste
Fahrt des ^ III nach Berlin geplant und auf den achtundzwanzigsten August
angesagt. Der Termin war zu kurz bemessen und es ist nicht zu leugnen, daß
die Fahrt mit verschiedenen unerprobten Neuerungen eine Uebereilung war.
Aber Graf Zeppelin wollte dem bereits einmal enttäuschten Berlin nicht noch
einmal absagen. Die viel beredeten Propellerbrüche kommen nur auf das Konto
dieser Uebereilung; aber auch ohne die schulmeisterigen RathschZüge eines Laien
wird man sich in Zukunft vor Uebereilung zu hüten wissen. „Wenn wir ein-
mal Dampfwalzen bauen", sagte Dürr mir ganz richtig, „bei denen Alles
aufs Gewicht ankommt, dann wird nichts mehr vorkommen." Einstweilen wird
Leichtigkeit angestrebt und auch dem Laien wird einleuchten, daß das Ver-
einigen der größten Leichtigkeit mit größter Leistungfähigkeit und Betriebs-
sicherheit eine Aufgabe ist, die von Fachleuten, von Spezialisten zu lösen ist,
nicht von Technikern, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metall-
fadenlampe vorgeschritten sind.
Zurück zur Renommirfahrt nach Berlin. Ein Ossizier in hoher Stellung
sagte mir: „Nur durch solche Fahrten können Sie lernen; alle Unfälle haben
nur die großen Vorzüge des Systems bewiesen." Vor Nürnberg landete das
Schiff ohne jede Hilfe auf freiem Felde; die Besatzung sprang aus der Gondel
und hielt das Schiff. Bei Bülzig waren nur drei Feldarbeiten bei der Landung
behilflich. Als der Propeller eine Zelle zerriß, stürzte das Schiff nicht herab,
die Besatzung zerschmetternd, wie später bei dem bedauerlichen Unglück der
pudliMe", wie es sein wird bei jedem Treffer feindlicher Geschosse: es setzte
seine Fahrt fort, bis ein geeigneter Landeplatz gefunden wurde. Dort lag es
dann im Sturm. Von Laien, die das Schiff nicht im Stmm sahen, wurde
bemängelt, daß ein ganzes Regiment nothwendig sei, um ein Zeppelinschiff
auf freiem Felde zu halten. Ein Regiment war nothwendig, aber nicht zum
Halten des Fahrzeugs, sondern, um es vor dem schaulustigen Publikum ab-
zusperren. Wohl hielten dreißig bis vierzig Soldaten oie Taue, wenn eine
Sturmböe das Schiff faßte; aber was Menschenkräfte jetzt leisteten, kann
mechanisch durch geeignete Vorrichtungen ausgeführt werden. Man lasse der

Zeppelin-Gesellschaft doch Zeit, diese Vorrichtungen zu schaffen, und verlange
nicht, daß schon zwölf Monate nach der Gründung der Gesellschaft ein fertiges
Ganze dastehe. Nur durch Erfahrungen auf solchen Renommirfahrten kann
erprobt werden, was notthut; nur dadurch, daß man bei Bülzig unfreiwillig
im Sturm lag, konnte festgestellt werden, wie Einrichtungen von der ange-
deuteten Art beschaffen sein müssen; nur diese Sturmnacht konnte zeigen, welche
Aenderungen nothwendig sind, um das Schiff noch widerstandsfähiger zu bauen,
wie auch nur auf der Sturmfahrt am Rhein von Sachverständigen festgestellt
werden konnte, daß kein anderes Luftfahrzeug solchen Windböen gewachsen sei.
Die letzten Fahrten waren Renommirfahrten im Sinn des Wortes.
Von Frankfurt, Düffeldorf und Essen aus fuhren Männer der Presse, der
Technik und des Kapitals als Gäste im Luftschiff. Ihnen sollte gezeigt werden,
daß Zill den Keim der Entwickelungfähigkeit in sich trägt und daß das deutsche
Volk sein Geld und sein Vertrauen nicht verschzrendete, als es dem Grast n
Zeppelin Millionen gab.
Auch diese Renommirsahrt war ein Erfolg. Die Mitfahrenden find
überzeugt, wie auch die Mitglieder des Reichstages, die an dem Aufstieg in
Friedrichshafen theilnahmcn, daß das starre System sich entwickeln wird, ent'
wickelt werden muß, auch wenn es weitere Mittel erfordert. Die Privat-
gesellschaft, die im Interesse dieser Entwicklung Schiffe bestellt, wird sich
bilden, trotz allen Neidern und Widersachern.
Und nun das Recht des deutschen Volkes auf Rechenschaft vom Grafen
Zeppelin, auf Rechenschaft von der Zeppelin-Gesellschaft. Die Männer, die
damals die Hand ausstreckten^ um nach de^IMwMN zu greifen/^ ihrem
ÄnflD M sichem,^ dMsche VMM geschlagen. Vnl^
leicht waren die Absichten des Herrn Geheimrathes Rathenau andere und wurden
mißverstanden; ich glaube es. Das Volk hat seine Rathschläge so aufgefaßt
und einmüthig dem Grafen sein Vertrauen bekundet.
Die zwölf Monate ihres Bestehens hat die Zeppelin-Gesellschaft benutzt,
um Anlagen zu schaffen, in denen in Zukunft mit modernen Mitteln im Sinn
des Grafen unter seiner Leitung weitere Entwicklung angestrebt wird. In
einigen Wochen sollen die neuen Räume in Betrieb gesetzt werden. Zwölf
Monate sind seit der Gründung der Zeppelin-Gesellschaft vergangen. Wenn
nach weiteren zwölf Monaten nichts geleistet ist, kein genügender Fortschritt,
keine höhere Stufe erreicht sein wird, dann vielleicht hat das deutsche Volk
ein Recht auf Rechenschaft, dann hat ein Laie wie der, welcher an dieser Stelle
seine herabsetzenden Fragen stellte, Anlaß zu solchen Fragen, Anlaß, in den
Wein der Begeisterung des deutschen Volkes Wasser zu gießen.
Friedrichshafen. A. Colsman,
Direktor des Luftschiffbau Zeppelin.

II. Aus dem Brief eines Technikers:
„Wohl selten ist über eine Angelegenheit von gleichem Interesse in den
Zeitungen aller Gattungen so viel Gutes, Dummes, Blödes und Böses ge-
schrieben worden wie über die neuste Errungenschaft der Technik, die Luft-
schiffahrt mit Lenkballons und Flugmaschinen. Diese Schreibereien haben in
dem unbefangenen, geduldigen Leser mancherlei Betrachlungen ausgelöst.
Ich schicke voraus, daß ich für alle Erfolge des Luftsportcs, besonders
der Luftschiffe des Z-Typs, als Erfindung betrachtet, die größte Bewunderung
h/ge. Ueber die praktische Bedeutung der bisherigen Erfolge schon heute zu ur>
theilen, dürste im Allgemeinen verfrüht sein, da der ganze Luftsport, vorläufig
nur experimentell, noch in den Anfängen ist. In kürzester Zeit können Fort-
schritte gemacht werden, die der Luftschiffahrt durch die geeigneten Erfindungen
eine weitgehende verkehrstechnische und militärische Bedeutung verschaffen und
alle müßigen Vorurtheile als unbedacht und verfrüht Lügen strafen. Bei
meinen Betrachtungen handelt es sich lediglich um das Verhalten der Oeffent-
lichkeit und ihres sogenannten Sp'egels, der Presse.
Die deutsche Nation hat ihr Mißtrauen gegen die Lenkballons über-
wunden und lauter Jubel ist eingekehrt, besonders da, wo es sich um den Besuch
eines Z Ballons handelt. Dieser Jubel ist berechtigt und schön, wenn er in
seinen Grenzen bleibt und dem Charakter unseres Volkes entspricht. Auch
kleine Übertreibungen, wie etwa Musikkapellen, dis auf Kirchtürmen patriotische
Weisen pusten, und Aehnliches läßt man sich gefallen, obwohl die Luftschiff-
insassen Propellermusik bei sich führen uttd wenig von dieser und von anderen
liebenswürdigen Aufmerksamkeiten genießen können.
Es giebt aber keine ungetrübte Freude und es giebt auch das Gegen
theil von Jubel: Aerger, der bis zur schäumenden Wuth über einen entgangenen
Kitzel der menschlichen Neugier führen kann. Diese entgegengesetzte Empfindung
von Jubel hat neulich einen Theil des Jndustriebezirkes eitel heimgesucht;
wenigstens haben Das Blätter der von Z III geschnittenen^ Großstadt Dort-
mund als (wahrscheinlich stark beschlagene) Spiegel der Oeffentlichen Meinung
in wenig taktvoller Weise mit reichlich Druckerschwärze kundgethan. Man soll,
wenn ausführliche Erklärungen, sogar ein Brief des alten Grafen an dm Ma-
gistrat berechtigte Gründe für eine Aenderung des Fahrprogrammes angeben
(das Wetter war nach der Landung in Essen so regnerisch und windig, daß man
kaum an eine Weiterfahrt glauben konnte), nicht den eigensinnigen Buben spielen
wollen, zumal man ja in Essen mit einer bestimmt vorgesehenen Landung den
versprochenen Leckerbissen viel schmackhafter haben konnte.
Man kann sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß die Fahrt des
Zill als Renommirfahrt beabsichtigt gewesen sei; die Fahrt ist erst von der
Oeffentlichkeit und ihren Organen zu einer solchen gemacht worden. Unzählige
Städte und Dörfer haben mit geradezu erstaunlicher Ausdauer einen Besuch

des Z III über ihrer Ortschaft entweder durch Telegramme, entsandte Bürgermeister oder sonstige „Einflußreiche" zu erlangen gesucht. Z III hätte vier« zrhn Tage über den Kaminen des gesegneten Industriegebietes schweben können. Man sollte einer solchen Sache mit mehr Vernunft und mit weniger Neugier (genannt Patriotismus) gegenüberstehen; es wäre dem Grafen Zeppelin und seinen Mitarbeitern ganz sicher eben so angenehm.

Hier hat in erster Linie die Presse andere Bahnen zu beschreiten als bisher. Ganz Deutschland steht seit Beginn der Z-Luftschiffahrten Kopf und Unftnn über Unsinn wird durch die erlauchte Schreibergilde in die Welt hinausposaunt, zum Ergötzen unserer hochverehrten lieben Nachbarn auf allen Seiten. Mehr Pulver also und weniger Dampf; und dann die Vernunft nicht an einem pariser Seidenfädchen, sondern an einem derben deutschen Bindfaden verankern, damit sie nicht beim ersten Windstoß auf und davon fliegt."

III. In anderen Briefen wird den Gefragten und dem Frager Anderes vorgeworfen. Wird behauptet, der Ingenieur, der hier im letzten Septemberheft sprach (und fern von Berlin lebt), habe sich in den Dienst industrieller Zeppelinfeinde gestellt. Behauptet, nicht bewiesen; und auch der Beweis wäre unerheblich für^die Frage, ob sein (durchaus nicht unhöflicher noch gar tückischer) Tadel begründet war und ob sein banger Zweifel beseitigt werden kann. Der Gesellschaft wird in den Briefen allerlei Unklugheit nachgesagt. Das ewige Suchen und Taften zeige, daß man in Friedrichshafcn seiner Sache roch nicht sicher sei. Man begünstige einzelne Firmen, weigere anderen jede Auskunft, zahle für manche Materialien zu^hohe Preise, verlasse sich darauf, daß die Militärverwaltung jedes Luftschiff, auch ein vielfach reparirteS, abnehmen werde, schließe dem Rath der Fachmänner, die um die wissenschaftlichen Grundlagen der Luftschiffahrt bemüht find, eigensinnig das Ohr, habe die Warnungen vor der Gefahr, die von Celluloidfenstein und von der Belastung durch anhaltenden Regen her droht, nicht beachtet und durch die Mängel der Propelletkonstruktion die öffentliche Sicherheit gefährdet. Was dran richtig, was falsch ist, kann ich nicht beurtheilen. Habe aber nicht den Eindruck, daß fichs da um niederträchtige Verdächtigung („Giftpfeile", sagt Herr Direktor Colsman) handelt; eher wohl um den eifernden Wunsch, einer res pndlioa über Hinderniß und Irrung hinwegzuhelfen. Wer neidet dem-Grafen Zeppelin seinen Lorber? Wer der Gesellschaft ein Gedeihen, das mehr als ihr selbst noch dem Reich der Deutschen nützen müßte? Die Gesellschaft (deren bekannten, stolz gewählten Standpunkt ich Herrn Colsman hier gern noch einmal zeigen ließ) brauchte nicht so empfindlich zu sein, wenn aus dem deutschen Volk, das seit den Tagen der Nationalspende die Zeppelinsache ein Bischen als seine eigene betrachtet, endlich auch ein rauhes Wörtchen auf ihre erhabene Höhe schallt. Bedarf sie der Kritik nicht? Von allen Institutionen und Unternehmungen sie ganz allein? Sie wendet sich jetzt an die Volksgenossen und heischt finanzielle Betheiligung an einer zu gründenden Luftverkehrsgesellschaft und an einer Polarfahrt. Und den

zur Hilfeleistung Aufgeforderten soll verwehrt sein, offen auszusprechen, was ihnen unvollkommen, was der Besserung bedürftig erscheint? Graf Zeppelin war nicht der Erste, der sich in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Luft hielt. Richtig mag auch sein, daß er viel von Schwarz übernommen und den Weg zur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden hat. Einerlei. Er hat sein Leben an diese Sache gesetzt und mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hemmnisse überwunden. Er ist nicht der Erfinder der Luftschiffahrt, ist nur der Erfinder (oder Vollender) eines Systems, dessen Mängel nicht zu verhehlen sind und an dessen Nachahmung noch nirgends gedacht wird, das aber sicher nicht ohne nützliche Nachwirkung bleiben wird. Der Mann, der, allen Schwierigkeiten zum Trotz, von der Schweizergrenze durch die Luft nach Norddeutschland fuhr, ist weithin hallenden Ruhmes würdig. Bis ers so weit brachte, hat er freilich Summen verbraucht, deren fünfter Theil uns schon in Schwarzens Tagen, nach gescheiter Anwendung, vielleicht ein lenkbares Luftschiff beschert hätte. (Weils hierher paßt: die letzte Hilfe, etwa hunderttausend Mark, hat dem Grafen, gegen sehr starke Widerstände, der seitdem so unklug gescholtene und verdächtigte Geheime Baurath Emil Rathenau erwirkt.) Die persönliche Leistung bleibt dennoch stattlich genug; nicht so „unvergleichlich" immerhin, daß man neben ihm die Parseval und Groß ganz vergessen dürfte. Sie soll nicht bestritten noch nur bemäkelt werden. Jetzt handelt sichs um Ausnützung und Entwicklung des bisher Erreichten: und schon mancher genialische Erfinder hat in diesem Stadium seinem Werk mehr geschadet als ge» nützt. Für den Kriegsfall sind, nach dem Urtheil der militärisch Sachverständigen, Zeppelins Schiffe fürs Erste nicht zu brauchen. Dem Feind ein Riesenziel, keine Ballonhalle, kein neuen Nährstoff spendendes Bitterfeld in der Nähe, keine Compagnie zum Schutz vor Böengesahr bereit. Ob das Kriegsministerium neue Luft, schiffe dieses Systems erwerben wird, bleibt abzuwarten. Der Plan der Nordpolfahrt scheint utopisch. Ein Omnisbusverkehr in der Luft möglich; zunächst vielleicht sogar rentabel. Dagegen ist nichts einzuwenden; für eine bessere Propellerkonstruktion wird ja gesorgt und die öffentliche Sicherheit nicht mehr gefährdet werden als in den Anfängen jeder neuen Verkehrstechnik. Jetzt kommts darauf an, daß gut und billig gebaut wird. Manche meinen, Das fei nur zu erreichen, wenn die Konkurrenz einsetze und die erfahrensten und leistungfähigsten Firmen nicht länger ausgeschloffen werden. Die Zeppelin-Gesellschaft ist überzeugt, daß Besseres als unter dem friedrichshafener Konsortium nicht geleistet werden könne. Wir Alle dürfen uns freuen, wenn diese Zuversicht sich als berechtigt erweift. Was das System, was der ihm verpflichtete Technikerstab vermag, wird die Zeit lehren. Doch gegen Kritik, auch gegen ungerechte, sollten die allzu verwöhnten Herren sich allgemach Härten. Und nicht nach jedem unhold klingenden Wörtchen über böses Trachten klagen. „Waffer in den Wein der Begeisterung gießen?" Die Zeit der Räusche muß einmal enden; und wir müssen hoffen, daß sich das deutsche Volk auch ohne Alkoholeinwirkung noch für national nützliche Dinge begeistern kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 23. Oktober 1909.
Moritz und Rina.
Westerland, Yorks Tag 1909.
Lieber Moritz!

H^!?avid klingt noch ärger; noch mehr nach Laubhütten und ähnlichen jüdi-
☐schen Sachen. Hans David Luöwig von Aork war trotzdem ein Kerl,
der sich noch heute fehenlassen könnte.Heute erst recht. Katzbach, Wartenburg,
Möckern, Paris: kein Kinderspiel. Das Tollste aber Tauroggen; das Famo-
seste Daß er da, ohne Befehl, ohne Ermächtigung, ohne den König zu fra-
gen und an seinPlänchen festzubinden, auf eigeneFaust fürs Land handelte;
die höllische Verantwortlichkeit auf seineKappe nahm.Das wenigstens könn-
tet Ihr Aufrechte und Befestigte ihm nachmachen. Keine Lust? Verstehtstch.
„Gescheuert wird nur, wenn die Herrschaft gescheuert haben will", sagte die
Patzke, als sie noch auf demHofe war.KonservativesProgramm? DerPots-
damer von 1759 dachte anders; nahm den Schrubber, wenns ihm nöthig
schien, und schonte dann die beste Waschseife nicht. (Ueberhaupt Potsdam!
Wer da Preußen nicht lieben lernt, hat das Blut einer Qualle in den Adern.
Wenn ich auf dem Paradeplatz das Glockenspiel, auf dem Bassin die Kom-
mißstiefel der Militärwaisen höre,fchlägt das alteHerj bis in denHals.Hör'
ich sie niemals wieder? Niemanns Sehnsucht im Wenusberg dagegen mattes
Flämmchen.)Schade, daß heute mit TreitMke nicht denTagfeiern kann.(Zur
Enthüllung des berliner Denkmals nichts ^örinzliches? NurHahnke? Wenig
für Einen von dieser PreuIenleistung. Der Kronprinz, der so viel Zeit für
Sport hat. könnte doch hingehen. Einen Besseren findet er nicht; auch nicht
in dem vergötterten Luftgrasen. Wovon später.) Aber die fünf dicken Bände
10

mitschleppen: ging nicht; schon genug Ueberfracht undDein „schlicht bürger-
licher" Schwager(mitCliquotGelb abends)hätte die Unterlippe hängenlassen.
Mit Ach und Krach herbekommen. Zuerst sollte es Sankt Moritz sein. Mahl-
zeit! Keinen Smoking (daß man jetzt den englischenRauchrock neben Damen
strapazirt, gehört mit zum Blödsinn neuer Moden), derFrack zu sehr Herren-
haus und die Ernte überall zu reichlich für gute Preise. „Kanns irgendwo
schöner sein als auf unsererScholle?" Blech mitHimbeersauce. Ich ließ nicht
locker. Las ihm Deine Hymnen vom vorigen Herbst vor. Das zog. Zwar
stammelte er noch einiges Verzückte über den Lido, von dem der kurländische
Astafihm vorgeschwärmt habe; Sonne desSüdens, ewig blaueMeer, Strand-
Hütte, Aufblühen im Bademantel, Kunstschätze etc. pp. Fehlte noch. Rechts
eine fette wiener Kommerzialräthin in allzustrammemTricot,linkseinezwei>
felhafte Contessa mit rosa bepudertem Bibberbusen und pechschwarzen Achsel-
härchen, die alsSakuska servirt werden: dankefürBackobst und andere Süd-
früchte. Dazu fühlt Dein Ergebenster sich noch immer nicht greisig genug,
würde vor Privatparadiesausstellungen am Endewieder sehr munter. Machen
wir nicht. Nördlich von Neuwert gedeiht keine Kantharide. Also hierher.
Etsch! Diesmal sind wirs. Sitzen, höchst nobel, dicht an der See und
lenzen faul, während draußen der Altweibersommer seineFädenfpinnt. Weit
über unsereVerhältnisse, stöhnt er. Meinetwegen. Wenig Anlage zuLeichtstnn
(der tapfereLagienka weiß davon einLied); aber hier schweigen alle Philister-
flöten. Mensch, welchesLand! Eigentlich gar nichts Besonderes. Weder Glet-
scher nochMatten, weder Sils-Maloja noch irgendwas mit leuchtenden Farben.
Viel gelber Sand, Dünengras, längst verblühte, jetzt brauneHaide, Strand-
disteln und Wasser. „Und": Das schreibt man so hin; und soll hier doch Welten
verbinden. Blau, grau, grün, still oder wild, mit weißen Schaumgipfeln oder
wie schwerflüssiges Blei: unwahrscheinlich schön. Warum will sie durchaus
Unsägliches sagen, denkst Du. Höhne nur. Warst auch jedesmal im siebenten
Himmel, wenn diese Mondgebirge erklettert hattest. (Stimmt astronomisch
wohl nicht; Jacke wie Hose.) Keitum am Toten Meer, Kampen am Rothen
Kliff, List mit den weißen Wüsten und Sandgletschern: all meine Tage ver-
gesse ichs nicht. Hier ist derVordergrund leider ja gräulich schimpsirt. Fähn-
chen und Witzchen passen nicht in die Feierlichkeit solcherNaturund das Ewig-
Berlinische brauchte mit seinen Humörchen nicht die Luft zu verstänkern. Jetzt
aber schonziemlich leer und genug stillePlStze,wo man mitSand undWasser
alleinist. DieSonnenuntergänge!Täglichanders;wieAlleshier. Dieliebsten
sind mir die leisen. Zog auch Florenz mit der vornehmenTönung aus Silber

und Myrthe immer den Prasselfarben und grellen Wundern Neapels vor.
Wenns am Himmel knallt, wenn der feuerrothe Ball ohneWolkenfetzen ins
Wasser sinkt, schwelgt das Auge (und beim Abendbrot wird an allenTischen
davon geschwärmt). Nicht das Feinste. Diskretion Herzenssache. Wenn dichte
graueSchleier sich allmählich röthen, weit hinten, wie eineMutterhoffnung^
ein Rosawölkchen heranschwimmt, links ein gelbes, rechts ein braunes Gewinde
durchsichtig wird, nach und nach alle Farben „in einander gehen" (nennfts
nicht so, großer connaiZseur?), höchstens in einemSpältchen mal was auf-
glüht und man das Scheiden des Lichtes nur shnt, dann werde ich ganz still.
Im Innersten andächtig und anständig. Kann keinen Menschen hören und
warte,bisdieNachtdieletztenSonnengrüßegeschluckthat.ZweiStundenspäter
dann unter die Sternenkuppel. So nah hat man sie zuHaus nicht. DerHerr
Mars ist übrigens verdammt dicht an unsere Wohnung gerückt und sieht, mit
dem rothen Auge, aus, als wolle er nicht länger müßig warten. Manchmal fällt
einSternzeheman sich was Nützliches wünschen konnte, ist er weg. Schnuppe?
Schweigegehorsamst. KannstdasAllesjaauswendig. Wer so lange im tiefsten
Pommernbodeneingebuddeltwar,darfaberwohlmalausdemHSuschen.Soll-
testdenLandwehrmajorsehen. Beinahe genießbar. Nach allerleiHopsassa aus
der bekannten Kiste. Zuerst sollte DeinesVatersTochter in den stolzen, steifen,
mürrischen Friesen die wahren Germanen bewundern lernen. „Uns haben die
Slaven kleingekriegt. Blutvergiftung mit denFolgenderBedientenhaftigkeit
und Betriebsamkeit. Hier Jeder ein König. Kaum eine Spur von Fremden«
induftrie oder Anpassung an ostelbische Lebensgewohnheit. (Gott sei Dank?
Sonst wäre das Sandparadiesnoch mehr überschwemmt undEureKempinskiö
hätten Krickenten auf der Speisekarte.) UndDu willst mit Schwarzweiß Alles
ftechenunddemganzenReichdieFarbeDeinerSlavo-Borussengeben?Jstdie
Alte, die da drüben vor dem anderthalbhundertjährigen Friesenhaus unterm
Birnenbaum sitzt und von Mittag bis Abend den Mund nicht aufthut, nicht
vielvornehmer und deutscher als mancheNachbarin und edleKreisspitze, deren
Excellenznurdanach trachtet, sich selbstoderwenigstensihreMädelund Bengel
in die berliner Sonne zu bringen und alles hinderliche Geflügel wegzubeißen?
Hat der knochige Riese, dessen weißer Knebelbart der Hammelheerde voran-
weht, nichttausendmal mehr Cheruskerliches als ein fromm gescheitelter Land-
rath oder ein Gardeherrchen mit Goldarmband und Mädchentaille?" LegS zu
dem Uebrigen. Als ob die Potsdamer betriebsam wären und am Pfingstberg
eine Fremdenfalle aufgestellt hätten. Mit Friesen konnte selbst der größte
Kürassier das Rennen nicht machen. Sollte mich auch nur ärgern. Vom^as-

figenfix dann ins Geschlechtliche. Familienbad: auch 'nefchöne Gegend. Stelle
Dir vor, daß mich hinschleppen wollte! Vorurtheillose Annäherung der Ge-
schlechter; vernünftige Koedukation im Feuchten; Sündenfallschirm und an-
deres Möbel aus dem Orientbazar doch nicht mehr haltbar; moderne Welt-
anschauung. HastWorte? Dabei dasUnappetitlichfte, was zu erdenken. Haupt«
vergnügen des Ferkeltages. In Kolonnen hin und Stunden lang auf den
Sand gelümmelt. Halb nackt; Manche auch zu neun Zehnteln; Anderen ists
nur Theater, für das sie Toilette machen. In der „Hochsaison" (wo nicht für
freie Station und Prämie herzukriegen wäre) sollen bis zu vierzehnhundert
Eintrittskarten täglich ausgegeben werden und an den Grenzbuhnen dieZaun-
gSste wimmeln. Die Weibsbilder imTricot oder anklebendenSatinröckchen,
oben gar nichts; die Männlichkeit in verlängertem Sweater: so wandelt Das
Lust oder räkelt sich neben einander auf dem Badelaken. Und später, wenn
Einem der bestenMontur, in Fischbein und Stahl geschnürt, zum Asternoon-
manöver ausrückt, grinsts über die ganzeTrampelbahn: „HabtJhr Die mal
morgens gesehen?" Daß Jemand Schwester, Frau, Tochter solcher Ruppig-
keit aussetzt, geht nicht in meinen Kopf. Der auch nicht faHt, wozu dieserJm-
portnöthig war.Was dem zuchtlosen Süden wie Risotto mitTomaten schmeckt,
kann für uns Gift sein. Und Eva treibts wieder viel schlimmer als Adam;
im Herrenbad geht das Geschäft wie früher, im Damenbad viel schlechter,
seit die Schweinerei eingeführt ist. Angenehme Schwesterchen. Deinem wurde
es ernstlich zugemuthet. „In unserem Alter, Kind!" Am Liebsten hätte der
Heuchler neue Seegarnitur angeschafft. Siehst mich von Weitem? Für Lidoer-
liches nicht zu haben.Ob er sich vor den friesischen Paradegermanen dennnicht
schäme; auf seine alten Tage etwa noch, wie der Herr Schuck, eine Triole
greifen und in alle Judenblätter kommen wolle. (Ist übrigens was dran?
Unklar.) Das zog doch ein Bischen. Blieb graubraun gestrickt; und bald hatte
das Meer ihn mit Haut und Haar. Fast noch was wie Naturgefühl. Mit einem
Stich ins Idyllisch-Sentimentale, den schwer verknuse. Sonst leidlich. Nach
genügender Alkoholzufuhr Abendschwärmerei fürFrauVenus und dasHaar
der Berenike. Was gern schlucke, wenns neben mir bei Licht anständig bleibt.
Im Uebrigen der bekömmlichsteStumpfsinn.Man schläft so sacht ein.
Kümmert sich nur noch um Wetter und Wind, blickt gespannt auf das hör-
numer Feuer, das vielleicht verräth, ob Regen oder Nebel zu fürchten ist, und
verliert jedes Interesse fürs Oeffentliche. Bis zur UnWahrscheinlichkeit. Zu
Haus ists ja auch nicht gerade metropolitisch; aber man bleibt (Zan8 w mou-
vement und hat dasBedürfniß,auf feineArtmitzudenken.Hier?ZweiBild«

karten an die Kinder (derJunge will für die letzten Septembertage her;Mie-
zen lassen die Würmchen nicht los) sind meine ganze Federleistung; und wur-
den schon schwer genug. Zeitungen? Kaum mal flüchtig beim Frühstück. Ge-
sund; doch Gewissensbisse wegen zunehmender Greisenträgheit. Der Abge-
klärte (sagte nicht immer, daß er die Schubfächer in seinem Gehirn nach Be-
lieben öffnen und schließen könne?) verschlingt auch hier alles Gedruckte und
nur aus seinem Gnadenborn tröpfelt mir noch das Neuste zu. Scheint ja nicht
viel. Langweiliger Zank, ob Bernhard Bülow von S. M. oder von unserem
Heydebrand ausgemiethet worden ist. Zu dumm. So weit, daß Parteien den
Kanzler stürzen können, sind wir, Gott sei Dank, ja noch nicht.Oder? Dann
passe ich für die letzten Runden. Meine Bauernnase sagt mir aber, daß wir
wieder einen Höllenskandal kriegen, wenn diese Melodie weiter gespielt und
alles Spitzige,wasobenüber Bülow gesprochenwordenist,alsBeweisstückvor-
gebracht wird; und von der Sorte haben wir eigentlich wohl das Nöthige. Daß
im vorigen Spätherbst nicht ganz wasserdicht, eben so sichere Thatsache wie
die, daß im Juli fertig war. Abgehauft, sagen die Bayern. Kurios die Art
seiner Abwehr. Dein Schwager nennts den weltgeschichtlichen Ton. Jeder
scheut „das Odium", ihn gestürzt zu haben. Na, na. Täuschung über deneige-
nenLiebreizundüberdas Vertrauen der Nation (I^est^ novell^.DasOdium
!ießesichamEndetragen.Abergefährlich,denMannzu reizen, dervielimSack
hat (auchausdemNovember)und noch unbequemer werden könnte als, wuts
Proportion ssarcies, Bismarck. Deshalb wohl nächstens Auszeichnung und
Afsichirung fortdauernder Huld. Für ihn das Wichtigste; hat dann, was er
braucht, und kann sich, zwischen Blaserna und Sapellnikow, weiter durchöden.
Hollweg erfreulich still und reservirt.JnWien allerdings keine besondere Fi-
gur gemacht und hoffentlich nur von Interviewern hereingelegt. Daß Besuch
in Italien aufgeschoben, mir recht; noch lieber: aufgegeben.Der ganzeDrei-
bund ja schöner Schwindelz der ohne Donna Laura („Auswärtiges Amt mit
Damenbedienung": Hofwitz aus der vorigen Saison) nicht lange halten wird.
Nur auch nicht zu österreichisch, bitte! Auf die „Halters" (Keudell) ist kein
Verlaß; wer mit ihnen ins Blaue marschirt, kommt in die Pechhütte. Sind
durch unsere Schuld viel zu groß geworden; manchmal fiehts schon aus, als
ob sie wieder, wie vor 66, führten. Dabei folls im Kmfermanöver ziemlich
wüst zugegangen und unseren Generalstabsleuten der Angstschweiß ausge-
brochen sein. (Auch bei unsdiesmalübrigens nichtganz klar.Schluß ohneEnt-
scheidung. Keiner will mit der Sprache heraus- Wenn am Pariser Platz spei-
sest, mußt Bescheid wissen.) Franz Joseph: „Auf Wiedersehen!" S. M.:

„Hoffentlich noch in diesem Jahr!" Gar nicht entzückt von solcherForcirung,
die draußen nur Verdacht erregt, daß wirs allein nicht aushalten. Wer macht
denn die Sache jetzt? Keinen Dunst, wer im Auswärtigen regirt (was man
donnemals so nannte). Der Herr Staatssekretär läßt sich als Tirolerbua für
Scherl Photographien, schindet sich auch in Berlin nicht gern und hat keine
Autorität. Und wenn ich höre, daß Hollweg Botschafter empfängt, kriege ich
kalte Füße. Woher nur einSchimmer? Mir will,trotz brüderlichemZuspruch,
die Ernennung noch nicht in den Schädel. Klug, gewissenhaft, fleißig, nicht ein
Quentchen Frivolität: Alles sehr hübsch und bis dicht an den Vortragenden
ausreichend. Aber Kanzler? Der muß Hammer, nicht Ambos sein. Das un-
biegsam Harte fehlt mir; das Preußische (grienst in die gelben Kastanien-
blatter?) Einer ohneUebelwollensagte uns neulich: „Einfeiner Privatdozent
in reiferen Jahren, ders nicht nöthig hat." Wäre nicht, was uns noththut.
Entschlußfähigkeit, eisernerWille, Soldatenblut. Aber was versteht der Bauer
vom Gurkensalat? Dir wars „nicht das Schlimmste"; vielleicht wirds also.
Fürchte nur, daß wir zur Ausbildung älterer Talente in Europa und Um-
gegend keine Zeit mehr haben. Und nachgerade rostig werden. Nein? Weiber-
betriebsamkeit? Kenne den Text. Erst abwarten und dann Thee trinken.
Siehst, wie spärlich es tröpfelt. Dem Herrn Schücking (Lothar Engel-
bert: genügt) haben sie endlich Titel und Pension abgeknöpft. Ein Segen.
Einer, der so laut auf alleAutorität pfeift, dieTräger ^Staatsverwaltung
anschwärzt und ohneTakt und Würde drauflosschreibt, darf nicht als Bürger-
meister ftolziren und aus dem großen Beutel gepäppelt werden. Toll genug,
daß unter Bülow dieses Spektakel so lange dauern und man keine Zeitung
aufschlagen konnte,ohne über den reinen Engelbert zu stolpern. „Krankhafte
Auffassung": noch das Mildeste, was sich sagen ließ. Von Steuergeschichte
jetzt ja ziemlich still; das Reich scheint sie zu überleben. „Acht Küstenpanzer
außer Dienst gestellt." Eine ganze Mahlzeit für den Majoratsrevolutionär,
der an meiner Seite glänzt und, seit dem Frühjahr, außer in Börsenjobbern
auch in Nautik macht. „Aus einen Hieb ists nicht zu knapp. Aber morgen
wieder lustig weiter. Wenn dann neues Geld herangeschafft werden muß,
stöhnen sie von Weißenburg bis Memel; und wenn die Engländer sinken,
daß dieKonkurrenzzu kostspielig wird, sind sieSchweinhunde. Verständigung
oder Krieg: ein Drittes giebts nicht. Mal sehen, wie Hollweg sich nach der
ersten Lehrzeit zu der Frage stellt, deren Bedeutung Bülow zu spät kapiren
lernte. Erst danach ist der Mann richtig einzuschätzen. Alles, was sonst noch
anfragen' hemmtrödelt, Dreibund, Marokko, Türkei, gehört in die dunkelste

Bodenkammer." Und so weiter; bis über die siebentelifterDüne. Behauptet,
man wolle an der Armee knausern, um für die noch immer auf dem Wasser
liegendeZukunft mehr zu haben (da Anfang vomEnde, undenkbar), und auf
denKonfliktTirpitz-Baudissin müsse, wennHeenngen sich nicht aufHacken-
zusammennehmen beschränke, einer zwischenHeer und Flotte folgen, den man
natürlich eben somunterableugnen werde. SeinSteckenpferdchen.Allerneuste
Pufchel: die Schule. Weil ein paar unnütze Jungen sich aus der Welt ihrer
gottlosen Großstädte geräumt haben, soll auf einmal im Deutschen Reich die
ganze Erziehung nichts taugen und die Pflicht, sechsjährige Menschenkinder
sauberindieDrillmaschinezuliefern,derschrecklichstederSchreckensein Kannst
Dir denken, daß mich daraufnicht einlasse. So wenig wie aufSermone über
Parteitag und soi-cjiZanlEntwickelung der rothenSippe, die seineWeisheit
schon ungefähr als Staatsstütze sieht. Ob Struppian oder Ruppsack lauter
schimpft, ist mir Leutewurst;s^
dieses Treiben überhaupt Raum haben. Lieber noch Cook und Peary, Zep-
pelin und Wright. Trotzdem gestehen muß, daß mein Bedarf an Selbstbe-
räucherung als Mitglied der „Kulturmenschheit" (kommt gleich HinterLothar
Engelbert) bis nach Neujahr nun gedeckt ist. Kinder! War doch wirklich für
den alten muthigen Grafen Feuer und Flamme; noch, als Ihr schon dieLippen
kniffet. Ueber die höchsten Akazien hinaus wollen aber die alten Beine nicht.
Alles Andere totgeschwiegen, Parseval immer nur so 2^ bis 3, und der Eine
angefeiert wie Bismarck, Moltke, Roon, Blumenthal zusammen ihr Leben
lang nicht? (Nur, wenn meinGedächtniß nicht trügt, Einer mal dreiWochen
lang: der Night HonourableDernburg, der jetzt wieder verduften will.) Da
kann Unsereins nicht mit. Sieht auch kein rechtes Vorwärtskommen und hört
aus der Armee, daß auf die Riesenkasten nicht mehr gehofft wird und Einem
(um dens, weiß Gott, nicht schade ist) nicht wußte, wie er aus der Hurra-
stimmung ins Nüchterne heraus finden solle. Macht nichts. „Wir haben die
Herrschaft über die Luft erobert." Und den Nordpol entdeckt. Möchtest mir
vielleicht sagen, was damit (selbst wenn die beiden Jankees nicht alle Kuh-
häute voll lügen) der lieben Kulturmenschheit genützt wäre? Wüßte es gern
noch vor dem hoffentlich seligen Ende. Daß der Menschengeist unaufhaltsam
vordringt und dieWissenschaftkühnallerSchrankenspottet,kannichnichtmehr
hören, ohne seekrank zu werden. Und bin ganz froh in dem Gedanken, daß
nicht mitzulaufen brauche, bis auch das Himmelszelt verpestet wird, jeder
besfereBörsenonkel stchseineLuflkutsche spendirt und der aufzweiBeine oder
zwei Braune Angewiesene seinen Gott danken muß, wenn ihm nicht irgend-

was Motorisches oder Propelleriges auf den Kopf geschneit ist. Gönne alle
diese Wunder den Enkeln und werde, wenn die Schrumpelhände sich zum letz-
ten Gebet falten, noch so überzeugt sein wie als Konfirmandin, daß wir ver-
dammtwenig wissen und können, schwache Geschöpfe sind und bleiben und uns
den Himmel mühsam verdienen müssen, ehe aus Mittag Abend wird. Amen.
Muß gelächelt sein? Meinetwegen. Nie beansprucht, zu Euren Mo-
dernen zu gehören, das junge, das alte Herze nie zur Mördergrube gemacht;
und natürlich Null neben all den bedeutenden Frauenzimmern, die heutzu-
tage fürs Allgemeine wirken, die berühmte Kultur (und weitzGott, wassonst
noch) fördern und ihre „Lebensleistung" gegen Entgelt auf weißem Papier
spaziren führen. Lebensleistung! Den schwierigen Mann Deiner leichtferti-
gen Wahl so ziemlich auf dem richtigen Wege gehalten, zwei gesundeKinder
geboren und zu tüchtigen Menschen erzogen und nie wissentlich eine ernsthafte
Pflicht versäumt.Nicht derRede werth? Weißschon.DieAllgemeinheitfehlt.
Gabs eben noch nicht, als ich in die Lehre ging; und die Karre lief trotzdem
nicht ganz schlecht. Nun ist man alt, fast einsam, die Brut aus dem Nest ge-
flogen; und was sich aus unserer Generation zeitgemäß aufplustert, kommt
mir lächerlich vor wie geschminkte Matronen. Jedes Bäumchen hat sein Erd-
reich und feine Dauer. Und jeder Christenmensch hat dasSeine gethan, wenn
er auf dem Fleckchen, wo er gewachsen ist, mit Herz und Hand fürs Nächste
gearbeitet hat. Nichts Luftherrschaftliches also für Unsereins. Aber eineweiß-
licheMöwenmama, die ich gestern sah, hat mich getröstet. Hatte sich mit Rund-
stückresten so vollgestopft, daß der Hals kropfig dick wurde. Allem, was her-
anschwirrte, um mitzuschmausen, das Mahl vom Schnabel weggepickt. Ein
Gierschlund, mußte man denken. Da kommt das braune Junge getrippelt,
piept und schnäbelt an der Alten herum: und Mutter giebt Alles von sich^
Bissen vor Bissen, die nun weich und verdaulich sind, dem Kinde zur Sätti-
gung. Von Leistung fürs Allgemeine war nichls zu merken. Und Aviatik und
anderer Zauber soll die natürlichen Triebe und Grenzen ändern?
Nichts für Euer Liebden. Aber seit Mitternacht gießts, alle Fenster
klappern auf Teufelholen, der Gebieter wärmt noch die Keilkissen und ich er-
warte den Jungen als Ueberraschung an Zjorks Tag. Daher die Länglichkeit.
DeineSchuld,daß noch immer nicht „aufgeklärter".Warum sparst denMi--
ti68 ünes nicht einmal Zeit zu einer Epistel ab und schreibst über Alles und
noch Etwas? (Von Lotten verlange ichs nicht. Die hat ihr Theil; und weiß,
was sie mir, bei Sonnenschein und Regen, ist.) Du aber! Mein irisch Kind?
wo weilest Du? Wo man an Reizenderes zu denken hat als an
Rina.

Moritz und Rina.
Berlin, Ptolemaeus 1909.
Schwester und Amphitritchen!
Bist natürlich schon wieder vom Strandthron geklettert, längst, ver-
steht sich, ohne Jnterimsdreizack und andere Herrschaftapparate auf festem
Pommernland und schiltst wenigstens in Gedanken täglich dreimal den Säu-
migen, der, trotz dem sylterExcitatorium,gar nichts hören läßt. Faul, gleich-
giltig, lieblos, unpreußisch abenteuernd; wuts 1a l^re. Illusionen über
Werthschätzung hast mir abgewöhnt. Eben so gründlich aber diesmal im Un-
recht. Den durchaus zum alten Sünder stempeln willst, hatte seitWocheneine
böse Grippe beim Kragen. Sah nicht so arg aus, daß man schon die „Ver-
wandten um das Krankenbett versammeln" muhte (niedliche Sitte, die dem
Patienten andeutet, daß es Zwölf geschlagen hat und er sich gefälligst sputen
solle), doch zu arg, um liebe Menschen mit Siechenpost aus der Behaglichkeit
zu alarmiren. „Wenn sies weiß, ist kein Halten",meinteLotte (die wiederganz
auf derHöhe war, sich nur, fürchte ich, zu viel zugemuthet hat). „Sie sitzt im
nächstenZug." Erkältet sich bei dem raschenLuftwechsel; und liegt dann auch
auf der Nase. Nicht um Venedig (sammt dem Lido, den viel zu hourihaft
stehst). Also kein Tönchen; auch Dein Musterknabe und das Miezenheim auf
Schweigegelöbnißverpflichtet.Jetztrauchterwieder, Gottsei Dank. War absti-
nent, um dertreuen Schwesterseele denSchreck zu sparen. Und wird geschimpft
wiederschlechtesteKerl.Kennsteben,Reinette,meinHerzimmernochlangenicht.
Jetzt raucht erwieder; hat aber noch nichtden rechten Zug und überlegt
in Aengsten, ob und wie er Eurer Hochwohlgeboren berechtigte Wünsche er-
füllen könne. Kein Kinderspiel nach so langerWartepause. Doch derVersuch
ist ja nicht strafbar. Also zunächst das Persönliche. Gar nicht weggewesen.
Von überall her schlechte Wetterberichte, allerlei unaufschiebbare Kleinkram-
arbeit, die Gefährtin nie sehr für Badereisliches; und das leere Berlin, mit
Grunewald und Wildpark, Sanssouci und Babelsberg, ungefähr der achte
Himmel. Selbst derKurfürstendamm,sonst dasUnmöglichste,beinahe vene-
zianisch nobel, wenn alleRouleaux Herunterund wederFinanzreiter noch Hof-
auto mit Flagge und Trara. Hättest den Thiergarten sehen sollen; der Ver-
wöhnteste mußte sich freuen (wenn man ihm die beschämende Rosengeschichte
verschwieg, in der das Denkmal von J.M. aussieht, als wäre es vonKranz-
ler billig für eine Kränzchentafel geliefert). Sehr hübsch und fast hominin'
frei. Als dann Ferien und obligater Regen aufhörten, wurde früher Herbst
prophezeit und die langen Abende schreckten. Bridge nicht mein Fall. Bade-
bekanntschaft,die nachher hierKarten abgiebt und sich, wenn danach Schwei^

gen im Walde, erkundigt, ob nicht ein Mißverständnis vorliege: brr! Und
schließlich die Attaque mit Athemnoth, Schwindel und Schüttelfrösten. Viel-
leicht später sehr südlich, wenns fein muß. Einstweilen macht sichs so sacht;
und der verrufene Gilbhart beschertTage von unwahrscheinlicher Wärme und
Schönheit. Aber im Superlativ vernünftig, daß den Befestigten losgeeist und
überö Seehundseiland gelotst hast. Habthoffentlich das letzteBallinfchiff ab-
gewartet und dieHerrlichkeit(über die ganz ä'accol-chbis auf dieNeige aus-
gekostet. Ueber Eure Verhältnisse? Laß Dir nicht graulich machen, sagte
Wrangel, als seinem Philipp Eulenburg (dem zehdenicker, nicht dem staren-
berger) vorgeredet worden war, er müsse, alsAdjutant,auch die ältesten rup-
piner Semester durchküssen. Adolf kanns. Könnte sogar Engadin undAdria
mitTrommelnundPfeifen.Jstaber(DeineSchule!)wiediegestederteStrand-
trösterin, dieAlles nur füri)ie Brut einstopft. Unsereiner daneben ein Leicht-
fuß; hat sich freilich auch für keinen direkten Erben was abzuknappen. Beißt
Deinen schon auf derDüne, wo Nennenswerthes kaum loszuwerden, das Ge-
wissen, dann darfstDu ihn fidel auslachen.Noch schöner!Habe ja manchmal
inseinePapierchengegucktund kann ausrechnen,dahfeitletzterBilanzein kleines
Vermögen verdient, ohne dasHändchen zu rühren. Denn wir sind mal wieder
fein 'raus, und wer nicht ganz schief gewickelt war, scheffelt jetzt Doppelkronen.
Damit bin ich ins Oeffentliche gerathen und weiß nun nicht, wo an-
fangen und wann enden. Bei dem Ptolemaeus, der heute im Kalender steht,
denke ich weniger an die Egypterkönige, deren letzte Leistung Kleopatra, das
gelbe Giftbeast, war, als an den Mann desWeltsystems und derGroßen Syn-
taris (Astronomie und Trigonometrie hat Adolfus am Schnürchen). Dazu
langts in mir nicht mal ingesundenTagen.DerHalbinvalide kann höchstens
in gedrängtem Telegrammstil Bericht erstatten. Darfst nicht schelten, wenns
nur klappert. Los! Der Mars uns näher als seit manchem Jahr und trotzdem
Geschäftsblüthe. Finanz glaubt also noch nicht an Krieg. Auch nicht, daß die
neuen Nothsteuern„Handelund Verkehr erdrosseln". Lange genug lasenwirs.
Erinnerst Dich zufällig, daß in der größten Hitze des Prehgefechtes schrieb,
dieSache werde blödsinnig übertrieben und die leisesteKonjunkturschwankung
bringe ganz andere Verluste? Und Gewinne, wie sich jetzt wieder zeigt. Seit
dem Höllenlärm über die Talonsteuer (eine Erfindung, am Rand bemerkt,
des excellenten Exbankdirektors Dernburg, der wegen eines ärgerlichen Han-
dels mit dem HausKoppel, Eisenbahnbaumaterial, flink hinter durchsichtiger
Baumwolle verschwunden ist und erst zurückkehren wird, wenn er sich als
Glückspilz im Glanz derMillionen sonnen kann, die dem Reich dieDiaman-

^enregie einbringt), seit der Ansage des Handelsruins sind alle Hauptwerthe um mehrere Stockwerke gestiegen. Dadurch werden die neuen Steuern nicht besser. Die Leute nicht klüger, die von Finanzreform zu reden riskirten, ehe die Steuersysteme derBundesstaaten in eineEinheit gebunden waren. Überhaupt nette Weisheit, jedesmal, wenn das Reich Geld braucht, dieSteuern zu erhöhen, derenTräger nurbellen,nichtbeißen.KannLehmauns Kutscherauch. Einschränken und neue Gewinnmöglichkeit erbirschen: noch die einzigen Mittel. FälltdenngescheitenBankmännernje ein, ihren Beamten, weil nichtgenug einkommt, das Gehalt zu kürzen? Würde nicht flecken. Auch dem Reich helfen nur gute Geschäfte aus der Geldklemme. Monopole, wo es nicht zu spät und die Absindung noch erschwinglich ist. Warum nicht die Lieferung elektrischer Kraft (dieProduktion selbst müßte natürlich freibleiben) verstaatlichen? Für Frieden und Krieg heute schon wichtiger als die Dampfbahnen, die nächstens doch elektrifizirt werden müssen. Alle großen Verkehrsmittel zu Land und zu Wasser. Mit Staatsbeamten, die nicht wegzujagen sind, nach der Nummer avanciren, bei Bureauschluß die Kopfklappe zumachen und durch kein Interesse anS Geschäftliche gebunden sind, wäre allerdings nichts Beträchtliches herauszuwirthschaften. Aber der Herr Staat könnte das Ganze, Centralen, Dampferlinien, Bahnen aller Sorten, ja wieder verpachten. Die grohenObjekte in die Hand bekommen und die Ausbeutung dann dem pfiffigeren Privatbetrieb überlassen: dahin führt, glaube ich, der nächsteWeg.Und Mermuth (der Name plakatirt die Bitterniß unserer Reichsfinanz) ist wohl Zu hell, um anzunehmen,mit derSteuermachei gehe es noch lange so weiter. Inden Ressorts stöhnen fie,weil er ihreWünfche,kalt lächelnd, abweist. Nicht schlecht; namentlich, wenn er auch dieFirmaTirpitziK Müller nichtüberLadewigs Portemonnaie läßt. Auf die Dauer genügt aber nicht die Frage: Wo kann ich sparen? Wo für das Reich ordentlich zu verdienen ist: tli^ 13 tdc (zuestion.Jedenfalls Habens heuteJndustrie und Handel so gut, daß die Anständigeren sich doch schämen, die Sommerquengelei fortzusetzen. Wollen sie sich fester organisiren: gern einverstanden. Dann aberpolitisch, alsPartei, die denmarastischenLiberalismusablöfenunddieGeneralvertretung desdeutschen Weltmachtfaktors Großindustrie plus Großfinanz nicht einem (sehrachtbarbegabten)mannheimerRechtsanwaltüberlassenwill. Alles Andere, Unpolitische nützt nicht. Und der Bedarf an Abwehrvereinen, Centralausschüssen, Goethebünden und ähnlichem Bazarluxus ist bis über die Puppen gedeckt.

Von den Steuern (für deren dümmste und schädlichste ich die aus den Genußmitteln derpaarReicheren haftenden halte) ists still geworden. In einem

BombengeschSstsjahr gedieh dieferZorn nicht. In den Parteien aberrumorts
noch; und was da wird, kann für den Beobachter interessanter werden als je
seit derKartellgruppirung (der ulkige „Block" wars, als Nonsens, nie). Schön
heraus mit Siebenzig nur das Centrum; hat auf der ganzen Linie, wie jeder
Unbefangene zugeben müßte, mit relativ sauberenWaffen und ohne kleinliche
Rachsucht, gesiegt und Unentbehrlichkeit fürs Positive bewiesen. Die mußten,
für dieZukunft von übermorgen, auch die Nationalliberalen erkennen und des-
halb, um nicht aufs Schlepptau der Konservativen angewiesen zu sein, die
Kulturkämpferrüstung zu Haus lassen. Bis auf Weiteres (ist zu sagen: bis
die alten Krähhahne derSozialdemokratie weggestorben, die Personalfehden
ausgefuchtelt sind und die Arbeiterpartei, statt am Grab ihresMarx auf eine
„Entwickelung" zu warten, die nicht kommen will, mit ihren Mandatarstim-
men, Stück vor Stück, Macht erkauft) ist das große Reichsgeschäft nur zu
machen, wenn für die Lebensbedürfnisse, Haushalt, Wehrkraft, Expansion,
Absatz, Nationalliberaleund Centrum zusammen sorgen. Darum grundfalsch,
pro öOmoL^rnai-äi (nurAdolfen fragen; wie Oel oderAquem) dieKriegs-
flagge zuhissen undallemühsaminJahrundTag gezimmerten Brücken abzu-
brechen. BringtRuhm von links; doch dieLeute,die den Aufmarsch bezahlen,
wollen nichtinsDemokratisch-Sozialistische; und wenn dieNationalliberalew
zu radikalem Fortschritt abschwenken, wird die Großindustrie, von derfür gute
Interessenvertretung in jedem Jahr mindestens eine Million zu haben wäre,
anderen Unterstand suchen. Die Landtagsfraktion hats erkannt und würdeum
die Baiser-und Stresemänner, hinter denen wirthschaftlichjanichtannähernd
so viel steht wie hinter Heyl und Oriola, ohneZwiebelnachhilfe keineThräne
weinen. Spaßhaft, daß diese sonstnicht blinden Leute denBülow,derihnendie
GrubegegrabenhatunddensieimPrivatgesprächJahrelangwieeinenTaschen-
fpieler traktirten, dann als Nationalhelden beisetzten. Da gährts; wer sich an
Tatsächliches hält und bedenkt, wie diese Partei ohne grohindustrielle und
agrarische Rekrutirung aussähe, kannnichtimZweifel darüberfein, wasschließ-
lich herauskommen muß. An den Konservativen rächt sich jetzt alte Sünde;
besonders empfindlich das Fehlen einer wirksamen Presse, die den Feind mit
zerbläutem Rücken nach Haus schickt. Der vom Evangelischen Bund und vom
HKT-Verein erzogene Anhang ist kopfscheu geworden, glaubt sich allen Ern-
stes an Centrum und Polen verkauft und schwört drauf, daß Bierund Tabak,
Glühstrumpf und Streichholz noch den alten Preis hätten, wenn die Witwen
undWaisen der Großgrundbesitzer mit dem Erbe richtig ansMesser müßten.
Solche Lancia simpjjcziwZ ist nicht ungefährlich und dieHerrenJunkers(dw

Moritz und Rms.
fich, da im Punkt WahlrechtBülow nicht eiliger und nicht bronzener war als
Hollweg, doch, bei Licht besehen, pour 16 rm äs ?ru886 abgequält hatten)
haben schwere Tage erlebt. Aber ihre Leute sind, selbst wenn sie Tageblatt,
BZ oder Morgenpost einnehmen, nicht so beweglich wie deren Urkundschaft.
Sie werden sich wohl in dem Gedanken beruhigen, daß auch Bismarck große
Sachen mit dem Centrum gemacht hat und daß die Mielzynskis uns morgen
noch nicht die Germanenhaut abziehen können. DieKommission zur Prüfung
sämmtlicher vorhandenen Wahlrechte (auch eine von echauffirten Standesge-
nosfen wüst überschätzte Angelegenheit) sitzt auf einer sehr langen Bank. Und
für das Uebrige lasse ich den Heydebrand sorgen, der Nerven und Mark eines
Politikershatund sich gegenVerständiges nicht stemmen wird. Freisinn? Ob
die Bataillönchen unter drei Feldzeichen oderunter einem fechten: gehüpft wie
gesprungen. Mannschaft haben sie nicht. Aber fast die ganze wichtige Presse.
Das ist ungeheuer viel. Siehe den CafusBülow.Hast ja alles darüber
Nöthige in die zwei Silben gepackt: „Zu dumm". Stimmt; und resumirt.
Jedes Kind weiß, was die Glocke geschlagen hat. Als die besagte Patzke da-
mals weg wollte, weil Hein- und Friedrich ihr spinnefeind seien, ließ Mansie
gehen, weils Zeit schien; mit allen Ehren und guten Worten: sie hatte drin
Manches mitangesehen, was zwar durchaus nichtschimpflich war, doch inFa-
mas famoserAbrundung recht unbequem werden konnte. Weißt noch, wie oft
Bismarck erzählte, an Höfen werde Ministerwechsel gewöhnlich nicht an-
ders motivirt und beredet als bei uns Dienstbotenkündigung? „Keine Halt-
ung". „SchwitzigeHände." Nee, Dessen übler Athem kann drei starke Männer
umwerfen." Mit dem Hühnerauge sieht Einer, was geworden wäre, wennS.
M. gesagt hätte: „Keine Spur, Bern hard; Du bleibst an der Spritze." So laut,
daß esbis insEsplanadehotel und zuRiebenstahl zu hören war.Ernsthaftja
gar nicht drüber zu reden. Wer sing wieder an? Der verärgerte Fürst hatte die
KonservativenviaHamburgangeklagt,dieliberalePressekamMonatelangmit
derJnkrimination aufdieDörferund der beurlaubte SündenbockKlehmettrug
seinen Kummer auch noch vomJlisfos an dieSpree. Mußte so kommen; und
der principe hat ja dafürvorgesorgt,daß ihm vonAmtes wegen nicht wider-
sprochen werden kann. Nun aber schleunig Schluß. In Berlin ist erfchon(beim
Abschied zum Geburtstag Ihrer Majestät eingeladen), der Gnadenbeweis
fällig und Einer, der für die Wahrung seines „guten Namens" unverbrüch-
liches Schweigen (mitZunge und Feder) gelobt,leicht zubefriedigen. Nur kein
ausführliches Attest mit „Betragen stets lobenswerth" und „Weil er sich ver-
ändern wollte". Sonst werden seine intimen Feinde wild, wir kriegen den

ganzen Kitt vors Gericht und erleben Aussagen, daß handfesten Palastdamew
die Plombenwackeln. Schluß also!OhnediePressewärelängstAUesvergessen.
Die hat auch den Herrn Schücking zu Ehren, den Herrn Schuck zu
Schanden gebracht. Husum: meine Kinderstube sperrt sich gegen den Mann,
der anonym (und in dem Jrrthum, mit der lasfallischen Bildung des Fahr-
hunderts genährtzuseiu) soüber Institutionen und erprobte Beamte schreibt.
Aber, mie, dem Jdealzustand wären wir näher und am Ende auch mit
der Verwaltung besser dran, wenn Einer, so lange sonst nichts gegenihnvor-
liegt, das Alles ungestraft von sich geben dürfte. Guten Glauben, Wahrhaf-
tigkeit, sogarMuth bescheinigen und dochTitel und Pension nehmen, dieüber
Advokaturanfänge weghelfen sollten: die 6ura lex (Adolf, der Römer) mag
es wollen; macht mich aber nicht stolz. (Daß die liberalsten Stadtväter und
die röthesten Produktivgenosfen einen Tadler dieser Couleur noch derber an-
gefaßt hätten, leugnen höchstensOuartaner.) Schuck: schmierig; der Versuch,
für die Intimität bei Tag und Nacht mit Monsieur et Na^me durch An-
nonce ein Fräulein zu suchen, das Krankhafte mindestens streifend; und von
Einem, der das keusche Germanenthum vor Judenverderbniß retten will, so
ziemlich das Aeußerste. Aber las ich nicht zum Erbrechen oft in den selben
Blättern, die jetzt eine Schackrubrik eingerichtet hatten, nur ärgste Niedertracht
könne den politischen Gegner auf Sexualbegierde und Geschlechtshandlung
festnageln? Damals gings um die Lähmung der internationalen Philiner-
gruppe, deren Schädlichkeit der jüngsteKonsulatsschreiber in Bangkokkannte«
Jetzt hatte ein Antisemit ein Mädchen (immerhin nicht wider dessen Wissen) in
Dreieckund Dreck zu ziehen getrachtet.DK Naf e zu, Preuhin; und schnell vorbei.
Nicht weit. Hast inzwischen von dem nOinmeDahsel gehört, der wegen Er-
pressung (ohnealleHärteübrigens)verurtheiltwordenist. Ein armerSchächer,
der zuerst Stank machte und sich dann erbot, gegen Ersatz der Auslagen die
Kloake zu bespülen. Weder neu noch aufregend. Jede große Stadt kennt den
Typus des Blattes und feinerZuträger; wer je für eine Nummer einen Nickel
gegeben hat, ist mitschuldig; wers gar durch Inserate unterstützt, gehört, und
trüge erdengeachtetstenKaufmannsnamen,an den Pranger und ins Boykott-
register. Sonst aber: keinWort zu verlieren. Daß Leute, die was zu verstecken
und Angst vor Gerede haben, ein paar blaue oder braune Scheine opfern, ist
schließlich kein Nationalunglück. SeitWochen aber trieft jedesBlättchen von
Empörungsekreten. Dabei war die Schandzeitung, nebenbei Organ Seiner
DurchlauchtdesFürstenPhilippzuEulenburg,RittersvomSchwarzenAdler,
und aus dessen Haus direkt bedient, von manchem „großen" Blatt alsEides^

Moritz und RZna.
Helfer citirt oder doch als lautereOuelle benutzt worden, wenns in denKrsM' paßt?. Jetzt schauderts den Reinen. Mich nicht. Wenn im Blätterdickicht nicht fchlimmereGefahr lauerte als die von denDahselsher drohende, dürfte das liebe Vaterland ganz ruhig sein. Wer Privatskandal aufriechen will,, mags thun; und wer Schweigegeld bietet, muß es dazu haben.
Jetzt ist ein Eisen von andnem Format im Holzfaserfeuer. Gegen das Gebruhn und Gedahsel kann man nicht ewig zetern. Paris hat Haltbareres erfunden. Frankreich fühlt Grund zum Acrger über die Spanier, die ihm am Nif die Suppe versalzen, Großmacht mimen und entweder die alte Europa bis auf die Knochen blamiren oder die jüngere Republik zu einer Prestigeleistung zwingen, auf deren Höhe die herrschenden Radiko-Sozialisten sich nichtleichtbequemen. General d'ölmade hat, sicher nicht nur im Einverständniß mit militärischen Francs ciiL^, der Katze die Schelle angehängtund sich erhobenen Hauptes (weilihm Popularität und das beste Oberkommando winkt) disziplniren lassen. Was dort national fühlt, ist in Wuth über den spanischen Masfenfeldzug und meint außerdem, daß Frankreich von dem Räuberhauptmann Muley Hasid unwürdige Behandlung hinnehme. Was international empfindet, lauert längst auf die Gelegenheit zu einem Niesenputsch. Poststcike und Kleineres war nur Hors d'oeuvre. Sieht bei uns Keiner, daß in Frankreich wieder zu einerRevolution mobil gemachtwird? Deshalb hat der sehr gewandte Briand, der erste richtig gehende Sozialdemokrat als Ministerpräsident, in Perigueux alle guten Franzosen,Klerikale und Atheisten, zu Versöhnung und innigerEintrachtgemahntund, vorgestern noch Vertheidiger Hervös und aller Heeresfeinde, der Armee einLoblied geschmettert. So redet einMann, der einen Ruf zu verlieren hat, nur vor einem Krieg (der denZündstoff nach außen werfen soll) oder vorStrahenaufständen. (Hoffentlich schläft Radolin nicht.) Und aus dem selben Grund besinnen sich die Regnenden nicht lange, wennsie am Staatskesfel ein Ventilöffnen können, durch das derDampfschwaden abziehen, mag. In diese Stimmung fällt die Nachricht, das Kriegsgericht inMontjuich HabedenAnarchistenFerrerohnezulänglichenBeweisals Anstifter der barcelonischenRevolte zumTod verurtheiltund,alsslleJnstanzen bis zu Alfonso hinauf zugestimmt hatten, schnell aus der Welt geschafft. Da kumulirt sichs. Erstens: den Spaniern ein Schandmal aufbrennen, das Ministerium Mauralockern und dieStoßkraftgegenMarokkoschwächen.Zweitens: den Pfaffenfressern, die Briand undPichon(Orientprotektorat)jetztnicht satt füttern können, wiederwaszumKnabberngeben. Drittens: dieSehnsucht nachRebellionohneLebensgefahrausströmenlasfen;vielleicht ist der Anarchie,.

mnter der das reicheLand seufzt, nachher leichterbeizukommen. Viel auf einen
Hieb. Und wer je in die pariser Küche hineingerochen hat, weiß, mit welcher
Foucheroutine man da solche Mahlzeit zurechtquirlt.Also: Ferrer ist von Je-
suiten („conZpue? Ia cawtte") und derenSchergen gemordet, war unschul-
dig, ein Heiliger (mit Bakunin alsAllvater in der Glorie) undKönigAlfons, der
<zhn meucheln ließ, ist noch um einen Kopf zu lang. Vierzigtausend Höhlen»
menschen schreien es durch die Gassen; trampeln jedes Hinderniß nieder, töten
einen höflichen Schutzmann und verfehlen nur zufällig den allbekiebtenPoli-
zeichefLepine. Sie hätten aus anderem Anlaß morgen wohl eben so gehaust;
daß es gegen Spanier und Kuttenträger, nicht gegen den abtrünnigen com-
paAnon Briand und die wehenden Federbüsche geht, ist immerhin als ein Glück
zu buchen. Auch Gefühlsseuchen stecken an. Wer will sich in der Vertretung
der Menschenrechte von den Parisern übertrumpfen lassen? Wer nicht gern
gegen Rechtsbeugung da demonstriren,wo es nicht so gefährlich ist wie gegen
heimische? Bald kommen aus allen Europäerecken die selben Berichte: lär-
mende Strahenproteste gegenFerrers Ermordung, wilde Reden vonMannsen
und Weibsen,BedrohungderspanischenStaatsgeschäftsträger.Niemand fragt,
wasdieVerhandlunggegendenAnarchistendennansLichtgebrachthsbez Nie-
mand, ob höchste Gerechtigkeit fordere, das Blut harmloser Schutzleute und
anderer Unbeteiligten zu vergießen, weil ein angeblich Unschuldiger hinge-
richtet worden ist. „Die blutigste Schmach des Jahrhunderts". „Das Panier
der Menschheit besudelt". Täglich liest mans. Tolleres. In der Hast wird
grimmig gelogen. Ferrers Vertheidiger, tapferer Offizier und weißer Rabe,
verhaftet: noch heute auf freiem Fuß. Alles, was von fern in Berührung mit
liberalen Gedankenkreisen kam, gemetzelt: und HerrJglesias, derFührer der
röthesten Anarchisten, hält heute noch in Alfonsens Reich Brandreden. Aber
die Presse befiehlt, jeder gesittete Mensch habe sich zu entrüsten. Und wir machen
mit. Trotzdem wir den Spaniern jetzt Wind in die Segel wünschen müßten.
Hast wahrscheinlich gelesen, daß SennorFerrer ein Jude war, und hoffst
nun,ihn von mir tranchirt zusehen. Wird nicht. VielleichteinaufseineWeise
sehr braver Mann. Weiß gar nichts Stichhaltiges über ihn und über das Ge-
richtsverfahren. Aber die Anderen, die Abertausend, die schreien, das Haar
schütteln und die Fäuste ballen,wiffen nichtmehr. Ueberdie fchmählicheMiß-
regirung der madrider Bagage ist kein Wort zu verlieren. Doch nicht unser
Tisch, wie die Biergartenkellner sagen. Menschlichkeit und Europäergewissen
sind sehr schöne Dinge, und wenn ein Volk aufsteht, weil draußen Einer in
der verhängten Rechtsfalle abgewürgt worden ist, muß auch der Kalte die
edle Regung loben. Ehe ich aber behaupte, daß zwei Dutzend hoherOfsiziere,

ein Ministerkollegium, geistliche und weltlicheWürdentrSger und obenan ein christlicherMonarch sich zur Ermordung eines Unschuldigen verbündet haben, muß ich irgendwelche Beweise sehen. Sonst urtheile ich, wie. das bespiene Kriegsgericht im schlimmsten Fall geurtheilthätte: aus stockblindem Haß, der nicht hören und sehen will. Möglich, daß inMontjuich etwas summarisch verfahren wurde.Wo denn nicht, wenn mitDolch und Bombe,Plünderungund Brandstiftung sogewirthschaftet war wie inKatalonien? AlsBonaparte von Windbüchsen und Höllenmaschinen bedroht war, befahl er, den Herzog von Enghien zu packen, vor ein acl Koe zusammengesetztes, also „zuverlässiges" Kriegsgericht zu stellen, in dernächsten Nacht abzuurtheilenund („DerSpruch kann ja nur auf Tod lauten") sofort mit sechzig Kugeln zu spicken. Das Naturgesetz, rief er noch auf Sankt Helena, das Recht auf Selbstvertheidigung mußte mir höher stehen als die prozessuale Form. „Er und seineLeutesahen nur das eine Ziel: mir das Leben zu nehmen. Das hatte ich endlich satt. Ich ergriff die Gelegenheit, den Schrecken bis nach London wirken zu lassen, und erreichte, daß von diesem Tag an die Verschwörungen aufhörten. Nur ein Einfaltpinsel oder einVerrückter kann einerSippe das Recht zugestehen, mir täglich nach dem Leben zu trachten, und mir die einzig wirksame Abwehr verweigern. Blut fordert Blut: Das ist die natürliche, unvermeidliche, unfehlbare Reaktion. Weh Dem, der sie durch fein Thun erzwingt!" Wie viele Unschuldige mögen unferejungtürkischenFreunde und ihrMarschall,dereben Kaisermanövergast war, ohne Sentenz wohl gehenkt haben? Orient? Du lieber Himmel: wer sich einen Anarchisten nennt, die Propaganda der That empfiehlt, mit denLeuten,die aufKönigeschießen und den Soldaten zu Meuterei rathen, lrero et cociwn ist, riskirt auch im Abendland Allerlei. Kannst Dir Krieg und Revolution zusammen in unserer frommen Stille nicht vorstellen. Wärs aber so weit: würde dann bei Einem, der gegen höchste und allerhöchste Herrschaft auch nur auf einer KreuzbergZanzel gepredigt hätte, noch lange gefackelt? Revolution ist Krieg schlimmsten Kalibers; und wo über Leichen und Asche hinweg Gewalt den Sieg sucht, soll das Dirnchen Justitia dem Starken nicht noch billiger feil werden als am Alltag? Alfönschen war nie meine Marke. Aber welches Schlotterleben hat der arme Junge feit den Attentaten bei Krönung und Hochzeit geführt! Und soll nun Kopf und Kragen verlieren, weil er vor der Bestätigung des Todesurtheils nicht unter jeden Aktendeckel geschnüffelt hat? Als ob Akten ersetzen können, was unsere Strafprozeßordnung den Inbegriff der Hauptverhandlung nennt! Der war dabei, wird man ihm gesagt haben; hat Schüler unö Soldaten aufgewiegelt; war derKopf desGezüchtes. Richtig? Falsch? Ich weiß nichtß.Keinerbeiuns.

Warum nichtJglesias, wennschon mit aufgeZrämpten Aermeln gemordet sein
sollte? Warum ein ganz Unschuldiger? Beweise? Nicht eine Jndizienbohne.
Ferrers Parteigenossen kreischen: Makellos; den Aufständen meilenfern.
Die Minister, Generale, Botschafter, die schließlich eben so glaubwürdig sind,
antworten mit Grandezza: Erdrückender Schuldbeweis und alle Formalien
gewahrt. Verheißen authentischenProzeßbericht.Könnten^unsere Wüthериche
und Bewegungfrauen, die zu Haus so hübsch kuschen, den nicht abwarten?
Statt übereifrig für die Firma Briand Pichon zu arbeiten?
Diese Sachen sind einen dickenHappen gefährlicher als eineSchweige-
geldlapperei. EuropensStaatenunterDoppeldruckvonFinanznoth und Preß-
tyrannen. (Deshalb sogar inEngland einDemagogewieLloydGeorge oben-
auf.) Besonders kostspielig im Auswärtigen. Unaufhörliches Geschimpf über
Nikolai, dessen Reisen doch einen Stein erbarmen könnten, und bayerisches
.Russenspektakel allzu kindlichesVergnügen für erwachsene Leute. Fenster ein-
werfen, ist leicht; nachher kommt die Rechnung. Nachdem die Spanier die Al-
gesirasakte bis aus den letzten Fetzen durchlöchert haben, mußten wir sie un-
sichtbar stützen, unhörbar vorwärts treiben, statt sie eines Anarchisten wegen
auch vor uns mißtrauisch zu machen, und in Paris zugleich ins Feuer des Na-
tionalstolzes blasen. Nur jetzt nichts Philosophisches, Romantisches, Bier-
ehrliches! Sieht ringsum zu ernst aus. So ernst, daß nüchterne Leute erwä-
gen, ob man nicht unsere Kriegsflagge (wegen des preußischen AdlersBayern
einAergerniß), weil mit der britischen zu bequem ausnützbareAehnlichkeit, än-
dernsolle. Nur ein Symptom. Noch ist Verständigung möglich; die uns nicht
eine Perle aus derKrone nähme. OhneErlaubnih zuFlottenbaurevision (für
beide Kontrahenten, versteht sich), die Reibungfläche verbreitern könnte. Frank-
reichs Kähne sind England, Oesterreichs meinetwegen uns zuzuzählen. An
gutem Willen fehlts, feit die Noth drängt, auch drüben nicht; und dem Reichsten
wird die Friedensgarantie zu theuer, wenn ein Schiff fünfzig Millionen kostet.
Wo ist da das Ethos der Presse? Die große Pauke schlagen, von nationaler
Demüthigung schwadroniren, allein in derKälte bleiben, bis dieNothwendig-
keit der Zolltarifreform die Toryregirung zurückbringt, die dann versucht,
mit der Hilfe verärgerter und finanziell erschöpfter Nachbarn uns ein See»
Olmütz zu bereiten (das nur sehr gute Nerven würdig abwehren könnten):
spottbillig; aber auch nutzlos. Hollweg soll diesen Drehpunkt unserer inter-
nationalen Politik aus ziemlich klarem Auge sehen; wohl von Stumm, der
das englische Referat hat, und Flochow informirt. Daß er in Wien mit den
Beinen ins Tafelgeschirr kam, ja nicht zu leugnen. Doch beweisen Debüts
bei Lampenfieber nicht viel. Möchte Urtheil noch vertagen. Sehr fleißig (zu:

alle Gehilfen mattgearbeitet; und wie ein Abiturpensum läßt sichs nun mal
nicht hereinbüffeln), gewissenhaft und noch nicht weiches Wachs in der Hand
desHerren (der allerdings an netteres Management gewöhnt ist und vor ge-
wissen pedantischen Umständlichkeiten die Geduld verlieren könnte). Ohne
jede Erfahrung und Vorarbeit in Historie und Diplomatik, ohne Kenntniß
des Personals, eigenen und fremden, hat ers, mit Schoen und dem gelehrten
Belletristen Stemrich als Nächsten, schon niederträchtig schwer. Frißt sich aber
vielleicht ein. Nur: Entschlußfähigkeit;nurnichtsNebeligesjetztnochalÄDrei«
bund, treue Musulmanenliebe und Allgemein-Menschliches. Wenn unsere
Leute nicht mit allen Hunden gehetzt find, sitzen wir fest. Privatdozent mit
philosophischem Geftus wäre heutzutage das Schlechteste. Keinem nachlaufen.
Keinem ohne reichliche Barzahlung nur ein Kommißbrot geben. Jedem die
absolute Gewißheit einflößen, daß im Drang ohne Zaudern gefochten wird.
Dann haben wir was zu bieten; und bei der Preisbestimmung ein kräftiges
Wort mitzureden. Aber viel Zeit ist nicht zu verplempern. Rußland-Italien!
Und Tirol ein gepanzertes Ausfallthor Austrias gegen die theure Alliirte.
Noch was, Traute? Im Manöver ein Wurstkessel von vorfchriftwidri-
gen Dimensionen; aberbeileibenichtsKatastrophales, wieman nachdemplötz-
lichen Abbruch draußen glaubte. Gegen Goltz in diesem Punkt Moltkc (der
Alte) ein Schwätzer. Für Armee muß und wird viel gefordert werden, und
wenn der Resfortchef Bücklingen hieße. Sonst würde derKönigsplatz unserer
Karmesinenen zum Hymettos. Richtig, daß Baudisfin die Schlachtflotte be-
kommen hätte, wenn er nicht m puncto Indienststellung anders dächte als
Tirpitz. (Wäre Der Dir als Kanzler lieber gewesen? Mir auch nicht.) Im
Luftigen bin Fremdling. Natürlich aufgebauscht, wie Alles heutzutage. Lulle
8KV0N <M cröve: gilt nicht nur für kZepuKIi^ue. Neue Kultur? Un-
sinn. Aber technisch (der leichte Motor ist Alles) ein mächtiger Schritt. Cook
und Peary jedenfalls stramme Sportkerls; hoffentlich hat wenigstens Einer
von ihnen die schwimmende Eishaube gesehen, unter die man den Namen
Nordpol geheimnißt hat; damit der belanglose Lärm nicht von vorn anfängt.
Oesterreich? Ein zu weites Feld nach so langer Papierbeackerung. ls
moment gings um denThronfolger.S.M. vielleicht wieder etwas zu enthu-
siastisch; deshalb Hollweg: „Franz Joseph ehrwürdigste und interessanteste
Persönlichkeit auf einem Thron." Auch nicht wenig. Und Ludwig von Bayern,
der weiß, daß Franz Ferdinand für Wittelsbach nicht viel übrig hat, wollte
dem ErzHaus Diligentia«! prästiren und schuf neues Mißtrauen. Ist der
Fragenvorrath erschöpft? Sicher ists Dein gehorsamer Moritz.

Tribunal oder Hzene?
:t der Handlung: der Schwurgerichtssaal des Landgerichts in Potsdam.
Personen: Der Vorsitzende, der Angeklagte, ein bayerischer Gendar-
meriewachtmeister und andere Zeugen.
Die Vorgeschichte. Der Schriftsetzer Max Hackradt, verheirathet, Vater
von vier Kindern, ist, trotz gewissen „Unregelmäßigkeiten", deren er sich als
Kassirer schuldig gemacht hat, in Geldverlegenheit. Er versetzt feine Uhr und
kommt, als ihn sein Weg an einem Waffengeschäft vorüberführt, auf die Idee,
sich einen Revolver zu kaufen und sich damit Geld zu verschaffen. Ganz wie
in der bekannten jüdischen Anekdote: „Was mer werd vorkommen." Dann
schleicht er sich am Abend des siebenundzwanzigsten August in die Villa der
achtundsiebenzlgjährigen Witwe Josesine Rudolphi, um sie zu ermorden und
zu berauben. Cr entkleidet sich (man weiß nicht recht, zu welchem Zweck) und
wartet splitterfasernackt auf sein Opfer. Als die Greiftn ahnunglos ins Zimmer
tritt, knallt er sie auf einen Meter Entfernung mit voller Seelenruhe nieder.
Die Sterbende ruft: „Mein Gott, was ist mir denn! Kommt doch herunter!"
Da hört Hackcadt oben Stimmen, bekommt Angst, läßt Alles im Stich und
rennt in den Wald hinaus. Er bekleidet sich mit feuchten Wäschestücken, die er
von irgendeinem Gehöft stiehlt, kehrt nach einigen weiterenJcrfahrten glücklich nach
Hause zurück, erzählt feiner Frau die Geschichte und legt sich dann, wie es scheint^
ohne die geringsten Gewissensbisse, schlafen. Am andern Morgen versucht er
vergeblich, seiner am Thatort zurückgelassenen Kleider habhaft zu werden, macht
hierauf sein Fahrrad um ein Geringes zu Geld, läßt sich von seiner Frau
noch einige Mark geben und reist ab. Als vorsichtiger Mann nimmt er noch
drei Schachteln Patronen mit. Man kann ja nie wissen, was Einem auf einer
Reife vor den Lauf kommen kann. Und m Bereitschaft sein, ist bekanntlich
Alles. In Magdeburg, in HMe wird er wegen geringer Verfehlungen ver-
haftet; in beiden Städten aber wieder entlassen. Die Polizei welß ja, übri-
gens ganz ohne ihr Verschulden, noch nichts von seiner Blutschuld. Zum dritten
Mal wird er in Mosach bei München durch den Gendarmeriewachtmeister
Höfelmeier (siehe Personenverzeichniß) verhastet, der seine Fährte mit Hilfe
eines Polizeihundes verfolgt hat. Verhaftet, zum dritten Mal, nicht wegen
Mordes, sondern, weil er ein Fahrrad gestohlen haben soll. Vielleicht hätte
man ihn zum dritten Mal entlassen, wenn nicht rechtzeitig die Eumenide in
der Gestalt des wackeren Potsdamer Kriminalwachtmeisters Fengler auf der
Bildstäche erschienen wäre. Fengler hatte die Verfolgung des Mörders mit
umsichtiger Energie aufgenommen und kam gerade zu rechter Zeit, um in der
Person des von seinem bayerischen Annsgenossen festgenommenen Fahrrads
diebes den Raubmörder Hackcadt zu erkennen. Hackradt gesteht die That so«^

fort ein, wird nach Potsdam zmücktransportirt und steht nun dort am elften
Oktober vor den Geschworenen, ein verlassener, um Leib und Leben verklag-
ter Mann. Hier beginnt das Stück. Der Berichterstatter des Berliner Lo-
kalanzeigers hat das Wort.

„Wenige Minuten nach zehn Uhr betritt ruhig und gelassen der An-
geklagte den Saal. Kurz darauf nehmen auch die Vertreter der Anklagebehörde
und der Vertheidiger Platz." Zuelst nun ein langer Dialog zwischen dem
Vorsitzenden und dem Angeklagten. Im zweiten Akt die Vernehmung der
Zeugen, in deren von dem Berichterstatter mit Recht gerügten „monotonen"
Verlauf nur die Bekundungen des Gendarmeriewachtmeisters Höfling „einige
Abwechselung" bringen. Aber diese Szene ist denn auch ganz im Geschmack des
zahlreichen, den besten Kreisen angehörigen Publikums, das der Aufführung auch
Honst mit Eifer und Verständniß folgt und an den geeigneten Stellen nicht
mit Heiterkeit und Beifall kargt. Eine Tialektszene, wie sie in unseren Tagen
mit Recht so beliebt geworden sind. Doch hören wir den Berichterstatter!

„Der Zeuge macht seine Aussagen in unverfälschtem bayerischen Dialekt,
so daß er dem Gericht und den Geschworenen nur schwer verständlich ist. Er
bekundet, daß er mit einem Polizeihund die Fährte des Angeklagten verfolgt
und ihn in Mosach gestellt habe. Er habe ihn dort internirt. Hackradt machte
einen Ausbruchsversuch, worauf der Zeugte ihm sagte: Mir san hier net so
dumm'/ (In dem Bericht sind diese Worie gesperrt.) Mir san vorsorglich;
da können's net hinaus/ (Heiterkeit.) Fengler sagte ihm aus den Kopf zu,
daß er Hackradt sei. Höfelmeier fragte dann den Angeklagten, ob er den Mord
begangen habe. Mir ists gleich (wieder gesperrt); sagens Ja, so schreib' i
Ja; sagens Nein, so schreib' i Nein hinein. Mir ists gleich/ Hackradt sagte
dann, daß er die That begangen habe."

Folgen noch die Plaidoyers, die Rechtsbelehrung, die Berathung der
Geschworenen; die Verkündung ihres Spruches: Schuldig; das Urtheil: der
Tod. Das Stück ist aus. Der Vorhang fällt.

Noch am selben Abend steht der Bericht im Berliner Lokalanzeigcr. Viel-
leicht giebt es bald noch ein spannendes Nachspiel. Auch darüber wird der
Lokalanzeiger prompt berichten.

In dem am elften Oktober gespielten Stück scheint mir der erste große
Dialog im ersten Akt (über den auch der Berichterstatter besonders ausführlich
schreibt) das höchste Lob zu verdienen. Er ist reich an witzigen und pikanten
Wendungen, die von den verftändnißvollen Hörem jedesmal mit Ausbrüchen
der Heiterkeit begrüßt werden. Hört! Hört!

„Erster Staatsanwalt Dr. Mendelssohn: Es war früher die Rede da-
von, daß der Angeklagte nach der That die Kleider des Opfers anziehen wollte,
um besser wegzukommen. Angeklagter: Daran kann ich gedacht haben. Vor-

sitzender: Sie haben in der That früher schon oft Frauenkleidungstücke getragen, allerdings nur Unterzeug von Ihrer Frau. (Heiterkeit.)"

Dann ein durch den Kontrast (soeben hat Frau Rudolphi ihren letzten Seufzer verhaucht) besonders glücklicher Doppelschlager.

„Angeklagter: Da hörte ich oben Stimmen und bekam Angst. Ich rannte deshalb hinaus in den Wald. Vorsitzender: Nackend, wie Sie waren? Angeklagter: Jawohl. Vorsitzender: Was machten Sie nun? Angeklagter: Ich klopfte an ein Haus und ein junges Mädchen öffnete mir. (Heiterkeit.) Vorsitzender: Es war kein geeigneter Anblick für das junge Mädchen. (Heiterkeit.)"

Und so weiter Schlag auf Schlag. „Angeklagter: Das Mädchen schrie um Hilfe; ich kam gar nicht zu Wort. Sie rief ihren Bater und ich rannte deshalb weiter. Vorsitzender: Es regnete an dem Abend und war ziemlich kühl; es muß Ihnen nicht behaglich gewesen sein. (Heiterkeit.)"

Hackcadt sucht am anderen Morgen vergeblich seine Kleider wieder zu erlangen. Die gestohlenen Wäschestücke wirft er weg. Dann fährt er noch einige Zeit auf seinem Rad umher. Wie mag es dabei in ihm ausgesehen haben? Man schaudert bei dem Gedanken. Man; nicht der Berichterstatter. Er schreibt: „Vorfitzender: Sie machten also noch eine kleine Radpartie? (Heiterkeit.)"

Also im Ganzen, wenn ich richtig gezählt habe, sechsmal Heiterkeit. Freilich, wenn die Statistik vollständig ist, ein Bischen wenig für eine Gerichtsverhandlung von fast sechsstündiger Dauer, die mit einem Todesuriheil schließt, und wohl kaum genug, um für die „monotone" Zeugenvernehmung ganz zu entschädigen; vollends aber eine Bagatelle im Vergleich zu der Rekordleistung eines geschätzten M. d. R., dem es, als der Reichstag darüber bericth, ob im Bürgerlichen Gesetzbuch unheilbarer Wahnsinn einen Ehescheidungsgrund bilden solle, nach glaubhaften Berichten gelang, in einer halbstündigen Rede dreiundzwanzigmal die schallende Heiterkeit des Hohen Hauses zu wecken. Bei Premieren von der Art der Potsdamer sollie die Regie wirklich für etwas mehr „Abwechselung" sorgen« Das können die Zuhörer (und besonders die Zeitungleser) verlangen.

Im Ernst aber und in aller Bescheidenheit möchte ich doch einmal laut anfragen, ob diese Art, über Gerichtstragoedicn zu berichten, ganz würdig ist und für alle Zeit im deutschen Land eingebürgert bleiben soll. Die Kenntniß der Rechtsnormen und Rechtsmöglichleiten beschränkt sich bei uns ja leider noch auf einen allzu engen Kreis und man muß, als Praktiker, oft genug über die Wunderlichkeiten staunen, die man in der Gerichtsrubrik deutscher Blätter findet. Daß einem Anwalt die Abficht zugeschrieben wird, die Verlegung eines Mordprozesses in die Reichshauptstadt, ohne die Spur eines triftigen Grundes, zu beantragen, ist wirklich noch nicht das Tollste, was man da zu lesen bekommt. Ich weiß, daß ein Redakteur kein leichtes Amt hat. Aber kann er nicht wenigstens dafür sorgen, daß unter seiner Verantwortlichkeit ernste Dinge ernsthaft behandelt werden? Justizrath Dr. Erich Sello.

Glossen.
agarde spricht einmal von dem Urwähler, der nur aus Begeisterung- und Entrüstungdrüse bestehe. Ich beneide diesen Homunkulus; wie gern möchte ich mich begeistern oder entrüsten! Aber sür wen und worüber? Die Iwi-o^voi'sdip wird Einem heutzutage recht schwer gemacht. Herr von Bethmann'Hollweg schien mir ein ernster und fleißiger, kluger und gebildeter Mann. Hoffnung sing wieder an zu blühen. Da sprach er in Wien, „langsam und zögernd", zu Herrn Benedikt die lapidaren Wort^: „Sie haben gewiß gelesen, daß der englische Premierminister zu einer Einschränkung der Rüstungen die Initiative ergreifen will?" Mr. Asquith aber hatte gesagt: „Wir haben die Initiative ergriffen!"; er hatte mit diesem Perfektum einen neuen Schritt abgelehnt. Entweder hatte Herr von Bethmann die Rede, über die er sprach, gar nicht gelesen; dann muß man sagen: Er übertreibt denBülowkult. „Hulrnd 8UI' UN6 ^)61'80I1Q6 0N P1'6t6NcI 86 I'6Al61', 6'68t Z)Är 868 d6ÄUx 60t68 Hu' il kam wi I'6886indl6i'." Die Abneigung gegen die Lecture wichtiger Dokumente sollte der neue Kanzler nicht vom alten übernehmen. Oder er hatte die Rede gelesen und versuchte, den englischen Kollegen, wie einst im Mai Wilhelm den Russen, vor Europa festzulegen. Das war das Debüt des Herrn von Bethmann in der auswärtigen Politik. Bülow, der Meister der Folie, scheint auch hier wieder besser für sich als für den Staat gesorgt zu haben. Laßt die Hoffnung schwinden. Verlaine hat Recht: (IaN3 668 tl'18t68 8ch'0U1'8, 163 80Qt ci.68 ^OU^'OUI^!"
Von bürgerlichen Heroen wäre nur Schücking da. Seine Publikationen scheinen mir nicht unverdienstlich; leider schreibt er wie ein Backfisch. Er erzählt uns, Sudermann habe den Mangel an Idealismus, der unsere höheren Stände kennzeichne, „entzückend gegeißelt". Er behauptet auch, Sudermann habe in dem Regirungrath von Keller den „anständigen Menschen" der heutigen Gesellschaft so meisterhaft gezeichnet, daß noch „spätere Generationen, die das Gemüthsleben der Männer unserer herrschenden Klaffen studiren wollen, staunen werden über diese treffliche Wiedergabe eines vollkommenen Gentleman aus der preußischen höheren Bureaukratie des neunzehnten Jahrhunderts". Wer Sudermanns Puppenlypen, die bewußt für theatralische Zwecke zusammengeleimt sind, heute noch für Menschen hält, Dessen Urtheil wird man sehr sorgfältig nachprüfen müssen. Schücking brandmarkt aber auch mit sichtbarer Genugthuung immer wieder das „Erfolgsmenschenthum" Bismarcks und erklärt: „Mit diesem Streben nach Erfolg verträgt sich keine gediegene Weltanschauung, keine politische Ueberzeugungtreue." Ein politischer Malvolio, fabelhaft komisch in seinem „Sinn für Feierlichkeit". Und doch hat er in Vielem Recht.

... Personen sind nichts, Prinzipien Alles, höre ich einwenden. Ich habe
nichts dagegen und bin für die Einführung des Reichs Wahlrechtes in Preußen.
Fürchte aber, daß die Liberalen, die sie laut unaufhörlich fordern, im Stillen
beten, dieser Kelch möge an ihnen vorübergehen. Sie wollen ein Wahlrecht,
das das Bürgerthum stärkt; das laut geforderte Wahlrecht aber kommt nur der
Sozialdemokratie zu Gut. Das wagen sie nicht offen herauszusagen; und des-
hal^emM^ Masse, die M^M So veiwirren
sie die Anhänger und lähmen die Agitation.
Ist es unerläßlich, daß immer noch das Palladium des Freihandels
dem liberalen Heer vorangetragen wird? Hat es einen Zweck, immer wieder
diese ideale Forderung zu präsentiren, die doch nun einmal in absehbarer Zeit
nicht eingelöst werden kann? Müssen die Landwirthe mit Gewalt ins kon-
servative Lager gedrängt werden? Warum entschließt man sich nicht, mit Bollfour
zu erklären, daß der Freihandel kein „Theil der Bergpredigt" ist? Freihandel
und Schutzzoll find wirtschaftliche Maßnahmen, die je nach der Konjunktur
angeordnet oder aufgehoben werden. Liberal fein, heißt: geistig frei sein. Mit
allen Konsequenzen, zu denen aber das Bekenntniß zu einem alleinselig-
machenden Wilthschaftsystem durchaus nicht gehört. Und Q pi-opos: Sollte
man nicht endlich anerkennen, daß der materielle Aufschwung Deutschlands
seit 1879 fast beispiellos ist? Ist die Argumentation, im Zeichen des Frei-
handels wäre er noch beispielloser, nicht ein Bischen lächerlich? „Wilhelm der
Zweite wäre, wenn er vegetarisch gelebt hätte, sicher doppelt so alt geworden."
Die „Richtlinien" des Hansabundes sind veröffentlicht worden. Der
neue Bund hat genau so viel Aussicht auf Fortdauer und Aktionfähigkeit
wie die neue Türkei. Er ist ganz so homogen wie sie.
Die englischen Konservativen behaupten, das Budget des Kabinets sei
sozialistisch. Die Liberalen verneinen es. Ein Streit um Worte. Sozialistisch
aber ist ganz sicher die Argumentation des Herrn Lloyd George. „Wer ist
dafür verantwortlich, daß ein Mann, der sein Leben lang schwer gearbeitet
hat und am Ende seiner Tage vom Staat fünfundsechzig Pfennige pro Tag
fordert, diese nur durch eine Revolution erlangen kann, während ein anderer
Mann, der fein Leben lang nichts gethan hat, an einem Tag mehr erhält als
sein armer Nachbar während des ganzen Jahres?" Diese Darstellung, die, im
Lande Darwins, die historische Entwicklung ignorirt und den fleißigen Armen
mit dem reichen Müßiggänger kontrastirt, ist nicht fair; und die Theorie des
Redners führt geraden Weges zur Abschätzung und Entlohnung jeglicher Ar-
beit nach staatlich geaichtem Normalmaß. Das mag ein Ideal sein, aber es

ist ein sozialistisches Ideal. Wie es scheint, Grund genug für unsere liberale
(Das heißt doch wohl: individualistische) Presse, diese Rede tortiZLimo zu loben.
Die Nänie der Liberalen scheint abzuklingen. Seltener zittert der herbe
Vorwurf durch die Spalten ihrer Blätter: „Die Konservativen haben Bülow
gestürzt!" Nun, dann haben sie gethan, was Recht und Pflicht jeder Partei
ist: einen Staatsmann, dessen Wirken ihnen schädlich schien, aus der Politik
ausgeschaltet. BastaZ „Aber nein, Sie haben uns mißverstanden; nur die
Heuchelei der Konservativen, die wider allen Augeschein leugnen, tadeln wir."
Ja freilich: Ihr lebt im reinen Feuer mit dem Salamander; hört aber auch
nicht gern, daß Ihr vierhundert Millionen indirekter Steuern bewilligen wolltet.
Großadmiral von Koester hat jenseits vom großen Teich gesagt, zwischen
den Vereinigten Staaten, England und Deutschland fei ein Kulturdreibund
im Entstehen. Die Freundschaft zwischen den Vertretern der drei Nationen
nehme täglich zu. Er hat Das gesagt, obwohl nicht lange vorher Lord Bercs-
-ford und Lord Northcliffe um die Bundesgenossenschaft Amerikas für den be-
vorstehenden deutsch-englischen Krieg geworben hatten. Eine Banketphrase. Nicht
mehr. Aber müssen sich gerade unsere Repräsentanten bei Tisch immer bla-
miren? „In Amerika muß man den Mund voll nehmen. Der Aankee thuts
auch." Weil ers thut, liebt ers bei Anderen nicht. Es geht ihm wie dem Ober«
förster, der alle Jagdgeschichten mit den Worten abwies: „Ich lüge selbst!"
Dahsel, sagt man, sei juristisch, Bruhn moralisch verurtheilt. Meinet-
wegen. Aber der Hauptschuldige, der Berliner, geht frei aus. Jede Stadt hat
die Zeitungen, die sie verdient. Die psychologischen Momente, die den Erfolg
solcher Blätter erklären, fand ich nirgends dargelegt. Das allzu menschliche:
Das politische: Die Massen ergreifen begierig jede Gelegenheit, sich in der
Ueberzeugung von der fortschreitenden Fäulnitz der höheren Stände zu be-
festigen. Das lokale: In keiner Stadt der Welt ist die Etalage des Reich-
thums so lärmend, fordert sie den Neid der Aermeren so protzig heraus. Das
ethische: Das Volk zieht der Ernährung (nicht den Rausch, wie Nietzsche sagte,
sondern) den Kitzel vor. Und so weiter. Nebenbei bemerkt: Das Inserat
beherrscht nicht nur in der „Wahrheit" den Ttxt.
Im Uebrigen bleibt der Kurs der alte. Oberlieutenant von Bethmann
zum Major befördert; ein Ehrenstab an eine Aebtissin; ein dekorirter Nigger;
ein Jnterimsgroßadmiralstab. Jedes Bedürfniß wird entdeckt; ist, kaum ent-
deckt, schon befriedigt. Ist es möglich, daß unter sochen Umständen in Deutsch-
Zand noch Skeptiker lcben?
Eduard Goldbeck.

Aufruf und Warnung.
zweiundzwanzigsten Juli ist Detlev von Liliencron, sünfundsechzig Jahre
"WW> alt, plötzlich gestorben. Erst mit vierzig Jahren als Dichter hervorgetreten,,
erst mit sechzig Jahren zu allgemeiner Anerkennung gelangt, konnte er nicht mehr
für den künftigen Wohlstand seiner nächsten Angehörigen sorgen. Die Einnahmen
aus seinen Werken reichen nicht aus, um seiner Witwe einen standesgemäßen Haus-
halt und seinen Kindern eine der Bedeutung ihres Vaters angemessene Erziehung
zu sichern. Liliencron ist der einzige Dichter, aus dem der Geist der bismarckischen
Zeitwende spricht, der Aufschwung des deutschen Selbstgefühles; mit eben so volks-
thümlicher Natürlichkeit wie eigentümlicher Phantasie faßt er die männlichsten und
menschlichsten Züge jener bewegten Zeit zusammen und es würde nicht rühmlich
für Deutschland sein, wenn die Kinder gerade dieses Dichters auf private Almosen
angewiesen blieben. Wir halten es für eine HerZenspflicht unseres Volkes, für eine
Ehrenpflicht jedes Gebildeten, Das zu verhüten, und ersuchen alle Gleichgesinnten,,
zu einer Nationalspende an die Hinterbliebenen des Dichters beizusteuern. Alle
Zeitungen bitten wir um Nachdruck dieses Aufrufes. Zur Einsammlung der Bei-
träge hat die Reichsbank in Berlin ein Girokonto unter dem Titel Liliencron-
spende eingerichtet, auf das bei allen ReichsbanZanstalten (auch Nebenstellen) Ein-
zahlungen bis Ende des Jahres (für die Einzahler gebührenfrei) erfolgen können.
Am dritten Januar 1910 wird die Sammlung geschlossen. Das Bankhaus M. M. War-
burg & Co. in Hamburg hat sich bereit erklärt, die mündelsichere Verwaltung des
gesammelten Vermögens zu übernehmen, und wird den Ertrag der Spende binnen
vier Wochen nach Schluß der Sammlung im Reichsanzeiger bekannt machen." Diesen
Aufruf hat eine große Zahl bekannter Vertreter aller Berufsschichten unterzeichnet.
II. Am Schluß des Artikels „Nicht Orthodoxie, sondern Christenthum" erin-
nerte ich an die Humanität, deren sich die Schüler des katholischen Gymnasiums
in Glatz vor sechzig Jahren zu erfreuen hatten. Das veranlaßt einen „Zukunftabon-
nenten", mir die entsetzlich rohe, geradezu empörende Prüzelwirthschaft zu schildern,
die nach seiner Erfahrung an einer geistlichen höheren Lehranstalt Bayerns in der
Zeit von 1860 bis 1890 geherrscht habe und wahrscheinlich noch heute herrsche.
Ich glaube gern, daß mit dem vatikanisch-ultramontanen Fanaiismus, der den edlen
Katholizismus Sailers und seiner Freunde in Deutschland verdrängt hat, auch die
Prügelpädagogik eingezogen ist, so daß die katholischen Lehranstalten vor denen der
Metropole allerm od ernster Intelligenz und einer reuen Moral nichts mehr voraus
haben. Der Verfasser nennt Ort und Personen mit Namen, verschweigt aber leider
seinen eigenen Namen, so daß ich von seinen Angaben nicht vollen Gebrauch machen
kann, weil ich keinen Menschen habe, der sie verbürgt. Anonymität beim Brief-
schreiben ist ja sozusagen gerechtfertigt, wenn sich Einer blos ausschimpfen will; aber
wer Thatsachen mittheilt, sollte dafür mit seinen Namen einstehen; er kann ja dem
Empfänger Diskretion zur Pflicht machen. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich noch,
daß zwei aus hiesiger Gegend stammende Knaben in einem belgischen Kloster ge-
radezu schreckliche Erfahrungen gemacht haben. Leider kann ich auch in diesem Falb
keine Namen nennen. Zwar ist die Person, die mir berichtet hat, was die beiden
Flüchtlinge erzählen, zuverlässig; aber die Schüler selbst habe ich nicht gesprochen und
ich weiß nicht, wo sie sich jetzt aufhalten; wollte aber doch, da ich gerade eine Veran-
lassung habe, eine Warnung vor belgischen Klöstern njcht unterlassen. Karl Jentsch.

Diskontpolitik.
ie Reichsbank hat im Verlauf dreier Wochen den amtlichen Wechselzinsfuß
von 31/2 auf 5 Prozent erhöht. Bis zum zwanzigsten September durfte
man glauben, das Jahr 1909 werde mit einem Durchschnittssatz von 32/4 Prozent
auskommen; dann änderte sich das Bild. Neberraschung? Doch nur für Einen,
der sichs im Reich der Schlagwörter bequem gemacht hatte, sich gern mit dem Märchen
vom billigen Geld einlullen ließ und die Mühe scheute, die Wochenbilanzen der Reichs-
bank mit den Ausweisen des Rekordjahres 1907 zu vergleichen. Sonst hätte er
gesehen, daß die Reichsbank die ihr zur Verfügung stehenden Mittel im „billigen"
Jahr 1909 stärker engagiren mutzte als 1907. Die Bank ist mit Accepten der Reichs-
kasse schwer belastet und wohl nur aus Höflichkeit hat der Reichsbankprüsident die
Bedeutung des hohen Effektenbeftandes nicht schon früh laut betont. Der Status
vom dreißigsten September verrieth einen Notenumlauf von 2023 Millionen. Das
ist die höchste Summe seit dem Bestehen der Reichsbank. Der Betrag der unge-
deckten Noten überstieg eine Milliarde. Die Schwächung der Bilanz betrug 661
Millionen; und in die Steuerpflicht waren 570 Millionen gekommen. Da gabs
keinen Zweifel mehr über die Richtung der Bankpolitik. Die erste Woche des Oktobers
brachte dem Institut nicht die erforderliche Kräftigung (der steuerpflichtige Noten-
betrag war noch um 225 Millionen größer als am siebenten Oktober 1908 und
erreichte die Ziffern der Jahre 1907 und 1906, die um diese Zeit schon Diskont-
sätze von 6 und 5Vs Prozent hatten); deshalb wurde beschlossen, den Wechselzinsfuß
von 4 auf 3 Prozent zu erhöhen. Geheimrath Havenstein sprach zum Cenlral-
ausschuß diesmal deutlicher als in der vorigen Diskontsitzung. Vielleicht ists wahr,
daß er schon früher für eine beträchtliche Erhöhung gewesen war und sich nur durch
den Hinweis auf die mögliche Gefahr eines jähen Kurssturzes zu dem Uebergangsatz
von 4 Prozent bestimmen ließ. So wurde erzählt.

Die Grundregel der Diskontpolitik lautet: „Der Diskont wird zum Schutz
der Währung erhöht." Wenn die Gefahr auftaucht, daß der Reichsbank zu viel
Gold entzogen werde, erhöht man die Diskontbarrikade. Das soll den auf den
Kredit der Reichsbank Angewiesenen den Zugang zu deren Kassen nicht sperren;
aber die Schutzmaßregel wird auch dem Verkäufer eines Wechsels und dem Ver-
pṡänder von Werthpapieren fühlbar. Natürlich kommts dann darauf an, wie viele
Leute die erHöhlen Kosten, die ihnen die Reichsbank auserlegt, tragen können. Von
der Leistungsähigkeit der Kreditsucher hängt es ab, ob die Diskontpolitik ihren Zweck
erreicht. Diesmal kam als neues Moment Zu den alten die Effektenspekulation.
Der Reichsbankpräsident machte für die „ungemein starke Anspannung" des Status
die „hoch gesteigerte Effektenspekulation" verantwortlich. Erwähnte aber auch, daß
die Banken eine sehr große Zahl neuer langsristigcn Kredite gewährt haben, ob-
wohl die aus den Jahren der Hochkonjunktur stammenden „übermäßigen" Kredite
noch nicht einmal überall auf das normale Maß zurückgeführt seien. Das war
ein Novum: eine Kritik der Banken vor dem Forum des Centralausschusses, dem
mancher Bankdirektor angehört. Und der Ausschuß stimmte zu; erkannte den Tadel
also als berechtigt an. Wollten die Bankdirektoren sich als Kons Zai-eons zeigen,
die der Reichsbank keine Schwierigkeit bereiten möchten, oder nur die Verantwort-
lichkeit für das von der Börse am Ende zu Erwartende von sich abwälzen? Die

Mitschuld an der Effektenspelulation können sie nicht leugnen. Brauchens auch gar
nicht, da kein Verständiger von ihnen verlangen kann, daß sie der beutelustigen Kund-
schaft die Schalter sperren. In den Depositenkassen waren, bis in die späten Nacht»
stunden, ganze Haufen von Aufträgen zu erledigen; und einzelne Banken haben, wohl
nicht ohne besonderen Grund, ihren Beamten „Kurs"-Theuerungzulagen in Form
von halben und ganzen Monatgehältern gewährt. Die Beziehungen der Banken zur
Börsenspekulation wurden auch in auffälligen Verschiebungen auf den R, Port' und
Lombardkonten sichtbar. Die Zwischenbilanzen vom einunddreißigsten August zeigten
ein Anwachsen dieser Darlehen, die in normalen Zeiten nicht so weit hervortreten.
Bei der Diskontogefellschaft und bei der Dresdener Bank war die Zunahme be-
sonders groß. Im Ganzen betrug die Summe der Report- und Lombardaußen-
stände bei den acht Großbanken, die Zweimonatbilanzen veröffentlichen (die Han-
delsgesellschaft gehört nicht dazu), 843 Millionen (gegen 783 Millionen am dreißig-
sten Juni 1909 und 766 Minionen am einunddreißigsten Dezember 1908). Zählt
man die Lombardforderungen der Reichsbank (122 Millionen nach dem Ausweis
vom siebenten Oktober) dazu, so giebts beinahe eine Milliarde. Das ist ein Theil
der Wirkung der Börse auf die Centralstellen des Gcldverkehrs. Die Vermehrung
der erwähnten Engagements seit Ende des Jahres (um 77 Millionen) ist nicht so
unerheblich, wie die kleine Ziffer zunächst glauben lassen könnte; was sie wirklich be-
deutet, lehrt ein Blick auf die EntWickelung der Debitoren und Acceptverbindlichkeiten.
Präsident Havenstein meinte, die Banken hätten zu hohe Kredite gewährt. Ist die Be-
hauptung beweisbar? Die Summe der Debitoren betrug Ende August 2386, die
Gesammthöhe der Acceptschulden 934 Millionen. Das sind zusammen 3320 Mil-
lionen. So weit ging die Kredilwilligkeit der großen Finanzinstitute. Ultimo 1908
waren es 3224 Millionen. Am letzten Augusttag 1909 waren es also 96 Millionen
mehr; 3 gegen 10 Prozent bei Reports und Lombards. Der Effektenspekulation
gebührt der erste Platz in den „Motiven" der Diskonterhöhung.
Die Börse glaubte zunächst, der Reichsbankpräsident habe sich direkt gegen
sie gewendet und wolle die Kurse herabdrücken. Das war ein Jrrthum. Der Reichs-
bankpräsident konnte nicht wünschen, für einen Kurssturz verantwortlich zu wer-
den. Die beiden Pole des Geldverkehrs find auf einander angewiesen. Auch ein
zweites Gerücht, das Havenstein eine bestimmte Meinung über die industrielle Kon-
junktur aussprechen ließ, war nicht zu halten. Immerhin muß solches Gerede ver-
zeichnet werden, weil es beweist, wie falsch das Berhältniß der Reichsbank zum
wirtschaftlichen Leben vielfach beurtheilt wird. Das Centralinstitut steht über allen
Parteien. Wäre es anders, so würde die Bank zu einem Erwerbsunternehmen „de-
gradirt" (in diesem Fall müßte man von einer Rangverminderung sprechen, da
die Aufgabe, den Geld- und Kapitalmarkt zu kontroliren, die Reichsbank über alle
anderen Finanzinstitute hinaushebt) und die Wirkung der Diskontpolitik gehemmt.
Daß man die Bedeutung der Diskontänderungen abschwächen will, geht aus der
Novelle zum Bankgesetz, die am ersten Januar 1911 in Kraft treten wird, klar
hervor. Alle alten Bedenken gegen die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents er-
halten vor Bankausweisen, wie dem vom dreißigsten September dieses Jahres, wieder
neue Kraft. Wenn dieser Status uns am dreißigsten September 1911 vorgelegt
würde, hätten wir, statt 570, nur 293 Millionen als Betrag der steuerpflichtigen
Noten, da nach dem neuen Bankgesetz das Kontingent an den vier Quartalsler-

minen auf 730 Millionen Mark (gegen jetzt 472,73) erhöht wird. Und wenn 1911
der ersten Woche des Oktober der Rückfluß ungefähr so wäre wie diesmal
würde die Steuerpflicht auf 316 lgegen 393) Millionen ausgedehnt, weil das steuer-
freie Kontingent in der Woche nach dem Quartalsschluß nur 530 Millionen be-
tragen soll. Hätte da, unter sonst gleichen Umständen, das Reichsbankdirektorium
eine Diskonterhöhung um ein volles Prozent vorgeschlagen? In der Begründung
der neuen Gesetzcsvorschrift wird gesagt: „Wenn auch ein äußerer Zusammenhang-
zwischen Notenkontingent und Diskontpolitik insofe:n anerkannt werden muß, als
die Überschreitung des Kontingents und die Erhöhung des Diskonts eine ge-
steigerte Beanspruchung der Reichsbank voraussetzen, so kann doch eine unmittel-
bare Beeinflussung des Diskontsatzes durch die Bemessung des Notenkontingents
nicht erwartet werden." Die Reichsbankleitung habe der Steuerpflicht bei Ueber-
schreitung des steuerfreien Betrages niemals einen entscheidenden Einfluß auf ihre
Diskontpolitik eingeräumt. Entscheidenden gewiß nicht; doch einen beträchtlichen;
und die Höhe der Steuerpflicht steht immer im Mittelpunkt der Erörterung. Die
exzeptionelle Behandlung der Quartalsenden kann zu Widersprüchen führen, wie
sie die Ziffern dieses Jahres zeigen. Dawäre in der Woche nach dem Haupttermin
der steuerpflichtige Notenumlauf größer gewesen als am Tage der stärksten An-
spannung, weil das Kontingent gewöhnlich nur 330 Millionen umfaßt. Die Ent-
scheidung über den Diskont wäre also erst nach Ueberschreitung des Vierteljahres-
termines möglich gewesen und der Handel nicht zur rechten Zeit gewarnt worden.
Die wirtschaftlichen Verhältnisse Werder immer komplizirter; damit muß auch
die Reichsbank rechnen. Trotzdem ist es nicht richtig, zwischen der Diskontpolitik
und der geschäftlichen Tendenz da Zusammenhänge zu konstruiren, wo jede Vor-
bedingung dafür fehlt. Wir haben gesehen, daß der Wechselzinsfuß von 3^. Pro-
zent, der bis Mitte September galt, den Wirthschaftkörper nicht Zu beleben ver-
mochte. Wo die Industrie reichlicher beschäftigt ist, hat fies sicher nicht dem Bank-
diskont zu danken. Und die Steigerung des Geldsotzcs wird jetzt nicht hemmend
wirken. Nothwendige Transaktionen werden durch die Zinsfußerhöhung um 1 Pro-
zent nicht aufgehalten; und künstliche Schiebungen, denen das Lombardgeld zu
theuer wird, dürfen getrost in die Binsen gehen. Die Börsenspekulation aber hat ein
ReichsbanZdiskont von 3 Prozent noch niemals eingeschüchtert; scheinen die Chancen,
der Kurstreiberei günstig, so wird auf den Diskont gepfiffen. Lxsmpla äocsut.
Die Börse ließ sich durch die Warnung der Reichsbank nicht um ihre Fröhlichkeit
bringen; nicht einmal durch die drohende Haltung der Bank von England. Die erhöhte
den Diskont auf 4 Prozent. Hauptursache: Minderung des Goldbestandes. Ein
Blick auf die Vereinigten Staaten lehrte, daß die Jungfräulichkeit des amerikani-
schen Kapitalmarktes der spekulativen Gewalt erlegen war. Mehr als ein Jahr
blieb die Welt frei von der Sorge um den amerikanischen Zinsfuß. Die Ver-
einigten Staaten haben sich aber von der Krisis des Jahres 1907 so rasch erholt,
daß man hzute schon wieder an die Hochkonjunktur des Jahres 1906 erinnert
wird. Die amerikanischen Finanzwechsel sind in Europa zu bedenklicher Höhe an-
geschwollen. Das eifernde Mühen, auf diese Weise Geld zu Produziren, ist aber
das sicherste Zeichen für den Beginn einer „Hungerperiode" in der amerikanischen
Wirthschaft. Die großen Häuser haben ihre Minen zu rechter Zeit springen lassen
und die Chancen, die der Abschluß der Tarifverhandlungen bot, diskontirt. Da-

mit sind aber die Engagements nicht beseitigt, sondern ins große Publikum über«
tragen worden. Leute wie Jim Platten haben daran mitgewirkt, daß die Bar-
reserven in den Banken sich verringerten. Die Mitläufer glauben an die weitreichende
und langdauernde Wirkung der Führertalente und übersetzen dieses Vertrauen in
spekulative Börsengeschäfte. Gegen die Auspowerung der Depositenbanken wäre der
amerikanische Geld- und Effektenmarkt heute eben so wenig gerüstet wie vor zwei
Jahren. Noch fehlt eine gründliche Reorganisation des Geldwesens in den Ver-
einigten Staaten; die Ueberzeugung, daß eine Centralbank nicht zu entbehren ist,
nützt allein noch nicht. Senator Aldrich, der Reformator des Notenumlaufs nach
der Krisis, hat sich auf einer Studienreise in Europa die Einrichtungen der großen
Notenbanken angesehen, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Und Präsident
Taft ist energisch für die Errichtung einer Centralnotenbank eingetreten. Das hat
der schwerste Mann der Union auch für andere Dinge gethan; bei Alledem ist aber
bisher nichts herausgekommen. Bedeutsamer als die Rednerei Roosevelts des Zweiten
scheint mir das Verhalten des „Centralverbandes" der amerikanischen Bankiers und
der Bankreformkommission, die sich für eine Centralbank erklärt haben. Doch das
Schicksal der Konstitution im amerikanischen Notenstaat wird vom Willen der Trusts
abhängen. Die werden darüber entscheiden, ob ihnen die Centralistrung der Noten-
ausgabe und die Beseitigung der sechstausend Notenbanken Nutzen bringt.
Das Risiko einer Störung des Geldumlaufes wird gemindert, wenn man
nicht allzu große Summen ins Ausland gehen läßt. Der Reichsbankpräsident sprach
von dem beträchtlichen Umfang der Emission ausländischer Effekten. Nicht ohne
Grund. Fremde Werthpapiere dürfen keinen zu breiten Raum im Geldschrank einer
Nation einnehmen. Das deutsche Kapital hat, zum Beispiel, keinen Grund, darüber
zu trauern, daß ihm eine direkte Betheiligung an der neuen Türkenemission ver-
sagt blieb. Frankreich eignet sich zu solchen Geschäften besser als der deutsche Markt,
auf dem ja nicht einmal das richtige Verhältniß zu den einheimischen Standard«
papieren herzustellen ist . . . Wird die Reichsbank nun bis zum Jahresende mit dem
Satz von 5 Prozent auskommen? Möglich; die Diskontünderung wurde ja auch
mit dem Wunsch motivirt, für eine längere Zeit vorzusorgen. Einen ernsthaft be-
gründeten Wirthschaftaufschwung kann keine Zinsfußerhöhung aufhalten. Ladon.
der „Zukunft" vom fünfundzwanzigsten September klagt Jemand über
GM die miserable Lage der Schloßkaplane. Mit Ihrer Erlaubniß möchte ich
ein paar Bemerkungen dazu machen.
Der Herr Schloßkaplan erhält, nach Abzug seiner Auslagen für das Messe-
wesen, ein Jahrgehalt von siebenhundertsechsundneunzig Mark bei freier Wohnung
und Beköstigung. Da er an der herrschaftlichen Tafel speist, darf man annehmen.
Kaplanselend.

daß für seinen Magen gut gesorgt ist. Gehalt wird in der Regel nach Leistungen
bemessen. Was leistet ein Schloßkaplan? Zweimal eine Messe an Wochentagen
And am Sonntag eine Predigt mit Hochamt. Eine stille Messe dauert dreißig bis
vierzig Minuten (Manche könnens noch schneller), ein Hochamt etwa eine Stunde
und die Predigt wird die Geduld der Herrschaften wohl auch nicht zu lange in
Anspruch nehmen. Geistige Anstrengung kommt nur bei der Predigt in Betracht.
Außerdem hat der Herr Schloßkaplan für das Seelenheil der hohen Herrschaften
und deren Zugehörigen zu sorgen und, wie er sagt, für die Herrschaften Askese zu
üben und zu beten. In der übrigen Zeit darf er sich wissenschaftlich bethätigen
(soll wohl heißen: beschäftiger). Für Frau und Kinder hat er nicht zu sorgen,
seine Meidung ist schlicht und billig: also darf man annehmen, daß er fast sein
ganzes Gehalt zurücklegen oder für Werke der Barmherzigkeit verwenden kann.
Also für das leibliche Wohl des Herrn Schloßkaplans, dessen Hauptbethätigung in
der beliebigen Benutzung eines Uebermaßes von freier Zeit besteht, ist reichlich ge-
sorgt. Dann beklagt sich der Herr Schloßkaplan, daß sein Stubennachbar ein Stall-
bursche sei. Ein vergessener Hindupriester sammelte einst eine kleine Schaar armer,
ungebildeter Fischer um sich, die nicht lesen noch schreiben konnten, nannte sie seine
Brüder und lehrte, daß die Demuth eine Tugend sei und, wer sich selbst erniedrige,
erhöht werde. Ferner klagt der Herr Kaplan über das laute Gebell der Hunde,
die ihn im Gebet und in den wissenschaftlichen Arbeiten stören. Der Heilige Antonius
von Padua hatte sein Leben lang gegen die Nachstellungen eines viel aufdring-
licheren und gefährlicheren Viehzeuges zu kämpfen und hat nicht gemurrt. „Wüthend
rennt der Schloßkaplan in das Bureau des Amisvorstehers." „Selig sind die Sanft-
müthigen", Hezr Kaplau. Den Kindern des Zornes sind einst harte Worte gesagt
worden und die Geduld wurde als eine Tugend gepriesen. Beim großen Jagd-
biner sitzt „Unser Schloßkaplan" als Letzter an der Tafel. „Die Letzten sollen die
Ersten, die Ersten die Letzten sein", heißt es ja wohl. Wenn die Herrschaft sich
schämt, das Kreuzzeichen zu machen, so wäre für den Herrn Schloßkaplan die schönste
Gelegenheit gekommen, sich als Seelsorger zu bethätigen und am nächsten Sonntag
über das Thema zu predigen: „Wer mich vor den Menschen bekennet. Den werde
auch ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist." Daß der Herr Kaplan
nicht mit in den Salon durste, um Liqueur und Kaffee zu schlürfen, scheint ihm
besonders hart gewesen zu sein. Der weltberühmte Hindupriester ging in die Wüste,
betete und fastete vierzig Tage und Nächte lang. Der Ausspruch des Herrn Grafen,
daß Thron und Altar zusammenhalten müssen, hätte eine treffliche Gelegenheit zu
einer Predigt über das Thema geboten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."
Nun ein anderes Bild. In einem Hüttenwerk in der schmutzigsten Vorstadt
einer Millionenstadt liegt eine staubige Schreibstube. Ammoniak-, Brom-, Schwefel-
wasserstoffdämpfe aus dem dicht danebenliegenden, schlecht ventilirten Laboratorium
verpesten die Luft. In unmittelbarer Nähe arbeiten ein mächtiger Steinbrecher
und eine Kugelmühle, deren Gerassel von einer Gebläsemaschine übertönt wird.
Wenn die Kreissäge, die Metallbarren durchschneidet, im Betrieb ist, so ist es kaum
möglich, sich verständlich zu machen; man muß schreien. Inmitten dieses Höllen-
lärmes stA ein akademisch gebildeter Mensch mit Abiturienten- und Diplomin-
genieur-Zeugnitz und rechnet. Schreibt chemische Formeln und eine endlose Reihe
Zahlen auf Papier. Die müssen stimmen. Stimmen sie nicht, so könnte der Firma

ein Schaden entstehen, der durch fünf Jahrgehälter eines Schlotzkaplans nicht aus-
geglichen würde. Aber wie kann der Mann Das aushalten? Weil ers aushalten
muß und will. Weil sein Beruf eine gewisse Nnvenstärke erzwingt.
Mancher mag wohl über das Gezeter der Volksschullehrer den Kopf schüt-
teln, die bei ihrem bequemen, stcts gesicherten und ferienreichen Dasein immer wie-
der mit neuen Forderungen kommen. Daß aber akadkmisch gebildete Leute, denen
beschieden ist, bis an. ihr seliges Ende ein sorgenfreies Leben zu führen, ohne da-
für geistige oder körperliche Aibeit leisten zu müssen, von ihrem „Elend" und ihrer
„miserablen Lage" sprechen: Das geht über das Bohnenlied. Wenn dem Herrn
Schloßkaplan das Sauerkraut aus dem Gemüsekellcr neben der Ahnengruft nicht
munden will, so möge er sich erinnern, was die Heilige Theresia und ihre Nonnen
zum Zweck der Fleischesabtötung manchmal gegessen haben. Was für Seine Hoch-
geboren gut genug ist, wird auch wohl für Seine Hochwürden nicht zu schlecht
sein. Möge der Herr Kaplan die Schlotzkapelle mit selbstgefertigtem Schnitzwerk
zieren, bis sich der Herr Graf genirt, die Hunde noch länger in ihrer Nähe zu
lassen. Möge er sich in den entlegensten Winkel des Parks setzen und die Predigt
besinnen, in der er dem hochgeborenen Herrn seine Fehler unter die Nase reibt.
Möge er Bücher schreiben oder übersetzen, wenn die Kosss zu knapp wird. Möge
er den großen Augustinus und den Heiligen Franz von Sales siudiren oder von
seinen Kollegen Rabelais, Charron und Abraham a Santa Clara Etwas lernen
und ein besonnener, duldsamer und glücklicher Seelsorger werden, seiner Herrschaft
eine wahrhafte.Dekoration". Aber sein Kreuzchen möge er in Geduld tragen (es
ift winzig leicht) und seinem Herrgott auf den Knien dafür danken, daß er die
blauen Herren geschaffen hat,die ihm solches beschauliche Dasein großmüthig gewähren.
II. Kaplanselend? Zweimal schon haben Sie in Ihrem Blatte diesem Thema
Raum gegeben. Mit größter Hast griff ich zu. Aha! Da schreit Einer sein Elend
in dle Welt hinaus. Bei Harden darf ers. Da schreit gewiß Einer so, wie Du
gern mal schreien möchtest. Aber welche Enttäuschung! Das sind ja Kleinigkeiten,
gegen Das gehalten, wZs ich als mein Elend empfinde! Das ist ja Flötenpiano,
wo man Pauken und Trompeten hören lassen müßte!
Wer ist denn elend? Werverbannt ist. Der Kaplan ist verbannt aus dem
Gedankenland deutscher Wissenschaft. Die deutsche Wissenschaft darf er nur da kosten,
wo sie mit dem ultramontanen System stimmt. Dringt er in irgendeinen deutschen
Denker ein, so merkt er, daß dieser Geist Eindruck macht, daß der Zweifel sich regt.
Zurück! Das könnten „freiwillige Glaubenszweifel" werden. Die sind Todsünde! Er-
drossele Deine Vernunft, damit Du Deine Seele rettest! Das sind Anfechtungen des
Bösen Geistes, ist modernistischer Wifsensdünkel. Du darfst häretische und „glauben-
feindliche" Bücher (Das heißt: Bücher, die sich gegen die römische Orthodoxie wenden)
und „sittenlose" (Das heißt: Bücher, die sich erlauben, über Ethik anders zu denken
als die Inkarnation Christi in Rom), Du darsst solche Bücher nie lesen (und hättest
Du auch die Erlaudniß), wenn sie Dir Zweifel am römischen Dogma erregen.
Nur dann darfst Du es, wenn Du es „ohne Gefahr" kannst. Du darsst Dich auch
vor Handwerksgesellen hinstellen und darfst Kant „widerlegen"; darfst die deutschen
Philosophen als hochmüthige Narren hinstellen, vor ihnen als „Atheisten" Grausen
machen; Spinoza darfst Du den „Juden mit der Verbrechermoral" nennen; aber
von Deiner Kammer aus in den Wundertempel von Kants Gedankenbau eindringen:

Das darfst Du nicht. Ranke? Treitschke? Mommsen! Nein; Du darfst aber die „Geschichtlügen von drei Freunden der Wahrheit" lesen, darfst das schamloseste Zeug „als Aufklärung" zur Vertheidigung gegen die Feinde der „Heiligen Kirche" reden. Du darfst bei Handwerksgesellen und Arbeitern Beifall und Bewunderung ernten, so viel willst; aber Deine Vernunft mutzt Du hübsch fein erdrosseln, — sobald sie nicht centrumsparteitaktisch beschaffen ist; denn Centrumsparteitaktisch und Ultramontan-Religiös sind Korrelate und Ultramontan-Religiös ist direkt Gottes wahre Offenbarung: und der gegenüber hat DeineVernunft kein Recht. Das ist Kaplanselend.

Oft hört man: Kunst mildere die LebenSmisere. Der Kaplan ist elend, ist verbannt auch aus dem Lande der Kunst. Theater? Modernes Theater? Ibsen, Maeterlinck, Hauptmann: dahin darf der Kaplan nicht. Denn erstens sind die Drei, .ungläubig" („das Gift des Unglaubens ergießt sich in Strömen durch das Theater ins Volk-'); zweitens kommen in ihren Stücken Szenen vor, die im Leben vorkommen (nämlich „unsittliche"), und ein Kaplan sieht sich nur Stücke an, die nicht ahnen lassen, wie es in der „Welt" zugeht, nur solche, die in Mädchenpensionaten von Ursulinern oder Sacrö Coeur aufgeführt werden; drittens verräth überhaupt der Theaterbesuch „Weltgeist" und ein Priester darf keinen „Weltgeist" haben; auch muß er sich sehr hüten, „Aergernitz" zu geben; würde sich Jemand dran stoßen, so müßte ein Kaplan sogar auf Tell und Hamlet verzichten. Dagegen ist es zur Ehre Gottes, ists Opfergeist, wenn er Wochen lang mit Handwerksgesellen abends die dümmsten Schwänke und nicht ganz eindeutige Couplets oder „ernste" Stücke einübt. Gefordert wird nur, daß darin nichts vorkomme, was „gegen Glaube und Sitte ist", also irgendwas, das nicht zum System paßt. So lange noch „unser gutes katholisches Volk" nicht ahnt, daß es bei den „Irr- und Ungläubigen" auch Leute giebt, die es mit der Sittlichkeit ernst meinen, so lange gehts am Besten.

Ein Kaplan, der nicht ganz auf schöne Literatur verzichten will, lese vor Allem „Dreizehnlinden", das überhaupt, recht besehen, das beste Dichtwerk der Gegenwart ist. Will der Kaplan sich mit Goethe beschästigen, so mag ers thun; aber er soll Goethe mit der Brille Baumgartners ansehen, dieses tapferen, genialen Literaturhistorikers, der endlich mal dem „Goethekultus" den Garaus gemacht hat; genügen ihm die Beilagen von der strengen Mutter „Germania" und der lieben Tante „Kölnische Bolkszeitung" nicht, so könnte er ja wohl das „Hochland" nehmen; aber Beremundus riecht ein Wenig nach Modernismus; was Pater Expeditus Schmidt anlangt, so riecht es „über seinen Wassern" nicht nach Modernismus, aber auch nicht römisch; und ein Kapuziner, der so viel loshat, lhäte überhaupt besser, statt ästhetische Feinkocherei zu treiben, im Volksverein für „Aufklärung" zu arbeiten.

Ein frommer Kaplan ftudirt vor allen Anderen Kralik und Domanig, diese nur wegen ihrer „Gläubigkeit" schmählich vernachlässigten großen Dichter.

Wenn nun aber ein Kaplan sich sehnt, die zeitgenössischen oder älteren Denker (wir sagen immer: Die modernen, als ob es sich um eine Hutmode handelte), Dichter, Dramatiker und Lyriker, wirklich kennen zu lernen, und er bei der Vertiefung in deren Gedankenwelt merkt, daß er sich ihnen nähert, ihnen beistimmt, auch in solchen Ansichten, die nicht mit ultramontaner Wahrheit, mit dem römischen Dogma und der römischen Ethik übereinstimmen, so ist der Konflikt da: entweder er verbrennt daS Buch, er „schlägt sich die bösen Gedanken" aus dem Sinn, er erdrosselt die eigene Vernunft oder er fährt fort in seinen „freiwilligen Zweifeln"; dann istS

schlimme Sünde: so wirft ihm sein von zartester Jugend an kirchlich dressirtes Gewissen vor. Ist Das Elend? Herr Harden! Uebertreibe ich? Der Kaplan ist elend verbannt aus dem Lande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst. Weiter! Der Kaplan, von Jugend an aufgepäppelt mit der Weisheit der Matter Germania und der kölnischen Tante, geht mal aus seinem Bauernneft auf Reisen. Der „gute Katholik" (und ein solcher muß der Kaplan sein) fordert auf Bahnhöfen als Apostel der „guten Presse" Germania und Kölnerin. Er hat sich ziemlichst zu wundern, wenn kein Cmtrumsblatt da ist, so daß der Buchhändler denkt: Ich muß noch „vorurtheilloser" werden! Der Kaplan (nehmen Sie an) hätte nun auf einmal den verrückten Einfall: Kennst Du denn eigentlich die deutschen Publizisten? Kennt man denn einen Angeklagten, dessen Aeußeruugen man nur aus dem Munde des Gegners hört? Geschieht Das vor Gericht? Gut: so oft der Dorfkaplan auf Reisen geht, kauft er sich Blätter anderer Richtung. Da, auf einmal, geht ihm ein Licht auf. Er entdeckt: Es giebt publizistische Persönlichkeiten! Nun weiß er, warum ihn Mutter und Tante so oft anwiderten: weil keine geistige Persönlichkeit dahinter steckt. Jetzt verschlingt er im Heißhunger die neue Geisteskost. Er merkt, daß seine Meinungen wanken, auch solche, die nicht wanken dürfen; aber er spricht zu sich: Ich lasse eS darauf ankommen; auf Hölle und Teufel; ich will jeden Sonnabend die „Zukunft" lesen; nicht nur Citate, vor denen Harden schlecht gemacht wird, wenns Mutter und Tante gerade so in den Kram paßt. Da entdeckt er auch- Karl Jentsch; und kommt aus dem Staunen nicht heraus; ein Apostat, ein „abgefallener" Priester, ein Judas, eine zerrissene Seele, ein Sünder gegen den Heiligen Geist: so hat sich der Kaplan Jentsch vorstellen müssen. Und was sieht er nun? Einen Schriftsteller, dem aus jeder Zeile das gute intellektuelle Gewissen herausschaut, einen Schriftsteller, der ein heiterer, liebenswürdiger Mensch sein muß. Aber wie geht Der gegen die Orthodoxie los! Und wenn man ihn nun liest und innerlich nicht abweisen kann! Kaplanselend! Entweder auf die herrlichsten Geistesgenüsse verzichten, sein Bestes, die Vernunft, erdrosseln oder mit dem Gewissen in Unfrieden leben; oder so lange weiter machen, bis sich das Gewissen befreit fühlt. Aber dann ist es nach anderer Richtung belastet. Dann fühlt der Dorfkaplan sich als Heuchler, der ein System verlritt, dem er nur äußerlich, nicht innerlich mehr angehört. Kann er fort? Nein! Er will doch Brot haben, er muß doch leben! Er kann doch nicht seine katholischen Verwandten in entsetzliche Betrübniß bringen; sich als Einen verächtlich machen, der aus Wissensdünkel klüger sein will als so viele gelehrte Männer. Das Schrecklichste ist ein abgefallener Priester. Noch bei seinen letzten „Exercitien" hat der Dorfkaplan den Jesuitenpater sagen hören, daß die Apoftasie aus dem Stolz komme und der abgefallene Priester ein Höllenkandidat sei; einer, der die beste Aussicht aufs Fegefeuer habe.

Das, hochverehrter Herr Harden, ist Kaplanselend. Ich meine: wenn überhaupt in Ihrem Blatt, das so Viele lesen, von Kaplanselend gesprochen wird, dann sollte von diesem geistigen Elend die Rede sein, nicht von der finanziellen Lage der Hilfgeistlichen und dem Lakaien bei den Adeligen. Wie zwerghaft klein nehmen diese Dinge sich neben dem wirklichen Weh aus! Soll ich noch von dem seelischen Elend reden, das in Folge des Zwangscoelibats über den Kaplan verhängt ist? Damit ließen sich lange Seiten füllen! Doch davon will ich schweigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin,
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 30. Oktober 1909.
^—^
Der Dreibund.
on Livadia (Südkrim) nach Racconigi (auf der Linie Turin-Cuneo der Mittelmeerbahn) ists nicht sehr weit. Der bequemste, für einen von grausamer Feindschaft umlauerten Herrscher sicherste Weg führt durch die Dardanellen. Wird Nikolai Alexandrowitsch, der dem König Victor Emanuel feit sechsJahren einen Besuch schuldet, diesen Weg wählen? RussischeKreuzer undTorpedoboote mitOsmanenerlaubnih in den Meerengen: Das,denktder ehrgeizige KnnpsJswolskij, würde auf Europa und Asien wirken; und ich hätte für die GossudarstwennajaDuma eine Trumpfkarte im Spiel. Doch die Diktatoren, die mit Schwert und Galgen in Konstantinopel Haufen, zeigen sich schwierig. Möchten, daß Nikolai, der in Livadia Gesandte Mohammeds empfangen hat, am Goldenen Horn stoppen lasse und, als erster gekrönter Gsst, die Khalifenpuppe besuche. Dann wird man ihm gern die Meerengen öffnen; fürdieseFahlt. lieber dasPrinzip kann später gesprochen wcrden.Unmöglich. Jedem echten Russen stiege dasBlutin dieSchläfen. wenn erhörte, sein Papst-Kaiser habe dem neuen Großherrn, gegen alle höfische Sitte und nationale Würde, den ersten Besuch gemacht. Und der Mönch Theophanes, der jetzt, ein zweiter Confeffor dieses Namens, den Zaren beräth, würde als Sprecher derOrthodoxenKirche eifernd gegen den Plan Protestiren. Auch empfiehlt Sir Edward Grey, der Dardanellenfrage noch keine klare Antwort zu heischm.„WirhabenJhnen,alsd^
sphären paraphirt werden sollte, die Meerengenössnung zugesagt, können die Leute am Bosporus jetzt aber nicht zu schneller Entschließung drängen; sie Habens schon schwer genug und ihr winziger Kreditrest wäre verloren, wenn

sie, ohne sichtbare Gegenleistung, ein wichtiges Schutzrecht derOsmanenfou«
verainetät hingäben. Abwarten, Hohe Excellenz; Wut vient ^ poinl ä, qul
sait attencZre.^ Schade.DasSchauspiel turko-russischer Intimität hätte dm
Wienern dieGalle insBlut getrieben. Und seitAehrenthal durch die höfliche,
aber unzweideutige Ankündung, er werde imNothfall, umJswolskijsWahr-
haftigkeit zu beleuchten, dessen Briefe veröffentlichen, den Minister des Zaren
gezwungen hat, in derDuma (amTag nach derWeihnacht des Jahres 1908)
nach langer Kollusion zuzugeben, daß Nußland in der bosnischen Sache durch
freiwillig übernommene Verpflichtung gebunden sei, flackert imHirn des nach
lautem Geschrei zum Rückzug Genöthigten derWunsch, an dem wiener Bän-
diger sein Müthchen zu kühlen. Weil selbst dieserStümper weiß, daßOester-
reichs empsindlichste Flanke von der Adria bespült wird, hat er schon in der
Weihnachtrededen Werth derrusso-italischenVerständigung emphatisch ge-
priesen. „JhrHauptzweck ist die Erhaltung des sww3 quo auf demBalkan,
die Wahrung Apolitischen und wirthschaftlichen Selbständigkeit der Balkan-
völker; und ihrehoheBedeutungwirdsich bald erweisen."WeilderjungeRuhm
des kaltblütigen Grafen Aehrenthal ihn nicht schlafen läßt, hat er Nikolai in den
Reiseplangehetzt,desfenVertagung gerade jetztnicht als UnHöflichkeit gedeutet
werden konnte.Alexandra Feodorowna siecht an einer schwerenPsychose(Be-
richte, die von „Nervenkrisen" und „melancholischenAnwandlungen" sprechen,
lügen recht artig); werdürfte dem Mann verargen, daß erdieseelisch zerrüttete
Fraunicht allein lassen,nicht Feste feiern mag, während sie zwischen Aerzten und
Wärtern hinwelkt? Doch der Gerngroß will seine Rache: Auf nach Racconigi!
UeberOdessa- Budapest-Venedig ? Nikolai müßte durch österreichisches Gebiet,
würdevonVertreternFranzJosephsbegrüßt und könnte dieüblichenWagon-
floskeln nicht meiden. Der Pfeil, der am wiener Ballplatz den Feind treffen
soll, würde vor demZiel gestumpft. HabsburgsVölkern,HabsburgsSlaven,
Magyaren, Jtalienern soll,illuminirtund fresko,dieLehre vors Auge gebracht
werden: „Weil Euer gerühmter Aehrenthal uns Russen nicht die uns gebüh-
rende Reverenz erwiesen hat, gehen wir fortan mit dem Staat, in dem Eure
Regirung den nächsten Gegner sieht; habt Ihr sür den Tag, wo Italien die
Adria zu umklammern versucht, mit unsererFörderung des römischenTrach-
tens zu rechnen." Tief prägt sich demSinndieLehrenur ein,wennderGossu-
dar aller Reussen zeigt, daß er keinen Oesterreicher zu sehen wünscht. Die
Firma Giolitti-Tittoni hatte ja, nach geschäftiger Bewegung der Botschafter
Melegari undDolgoruckij, auchHerrn^vonBethmann gebeten, seinenBesuch
aufzuschieben. Oesterreichs Verbündeter vor demZaren bei Victor Emanuel?

Das hätte die Eindrucksmöglichkeit gemindert. Wenn Nikolais Reise escomp-
tirt ist, kann der Kanzler des Deutschen Reiches kommen (und der Minister
des Auswärtigen die Onorevoli mit dem Hinweis ködern, daß Italien nie so
zärtlich von den Großmächten umworben war). In Berlin ein Neuling, in
Wien Franz Ferdinand noch an die Zustimmung des Ohms gekettet, den ein
Krieg um den letzten Machtschimmer brächte: die Gelegenheit ist günstig; er-
laubt die Probe, was man den lieben Verbündeten ungestraft bieten dürfe.
Nika muß einen beschwerlichen Umweg machen, der ihm den Anblick öster-
reichischen Landes erspart, und Herrn Pichon zum Kolloquium bitten. Ruß-
land, Frankreich, Italien. Der italienische Architekt Monghetti hat in Liva-
dia das Lusthaus gebaut, Le NStre in Racconigi den Park geschaffen: Alles
inschönfterOrdnung. Kein Attentat, keinirgendwie beträchtlicher Sozialisten«
Protest gegen „die Schmach des Zarenbesuches". Die Anhänger Ferriö und
Turatis,die gelobt hatten, den Moskowiter mit einer Katzenmusik und einem
Generalstrike von Italiens Grenze scheuchen, fühlen, daß ihren Landsleuten
dieHoffnung, in Rußland einen starken Helfer gegen das verhaßteOesterreich
zu finden, wichtiger ist als der fchrilleAusdruck demokratischen, proletarischen
Grolls. Aus einem Massenmörder und Bluthund, dessen Fußspur, nach dem
Wort desLiebknechtsohnes, den Boden eines gesitteten Landes besudelt, wird
Nikoläuschen stink zu einem Mann oMm vownwtis, der feinem Reich eine
Verfassung gegeben, mit seinem Volke großherzig das Recht zur Gesetzgebung
getheilt hat und neben dem Herr Nathan, der radikal demokratische Bürger-
meister von Rom, Republikaner, Großmeister der Freimaurerloge und Tod-
feind allerTyrannei, getrost an der Prunktafel sitzen darf. Können die Trink-
sprüche derMonarchen ihn etwa ärgern?Znteressengemeinschaft; Einheit der
Ziele; Achtung der Volkswesenheit; Wahrung des Friedens; aufrichtigeFreund-
schaft. Diesen Kuß der ganzenWelt! Nichts, was dasOhr einesVerrina aus
Sems Samen zu kränken vermöchte. LOZke^arzAkrani! Italiens albanische
Sehnsucht ist dem Ziel endlich näher. Frankreich und Rußland sind ihm innig
gesellt und ausBuckingham Palace schickt derro^I merck^nt seinen Segen.
Dem hat Nikolai Alexandrowitsch, hatVictorEmanuel diehellenOk-
tobertage zu danken. Und kein Gerechter kann heute noch sagen, über Bluffs
komme Eduard mit all seinen Künsten doch niemals hinaus. Im vorigen
Jahr hat sein Einschüchterungversuch (der plump aussah,nach dengehäuften
Beweisen deutscher Nachgiebigkeit aber psychologisch begreiflich war) nicht
gewirkt, weil Deutschland sich entschlossen zeigte, demKriegsfall nicht auszu-
biegen. Ein Franzos hörte aus Eduards Munde dasWort: „KecuIoriZ pour

mieux sauter!" In Oesterreich wird man, wenn der Großmachtrausch verdampft ist, merken,^aß man mit der Annexion eineFülle ernfterSchwierigleiten eingehandelt unddaßDeutschlandsWeigerung,die imNovember1908 von den Türken erbetene Vermittlung zwischen Wien und Konstantinopel zu übernehmen, die Doppelmonarchie viele Millionen gekostet hat; wird fragen, ob für den Fall eines gegen Russen, Italiener, Serben (und vielleicht Mohammedaner) zu führendenKrieges unter allen Umständen auf die deutschen Bayonnettes zu zählen sei. JnDeutschland muß dieFurcht, dasReichsschiff ins wiener Schlepptau gerathen zu sehen, Unbehagen zeugen. Die deutsche Wirtschaft hat aufdemBalkan andere Interessen als die österreichische; und Bismarck hat stets vermieden, den Oesterreichern die Gewißheit zu geben, daß Deutschland für ihre galizifche und orientalische Position das Schwert ziehen werde. Diese Ueberzeugung, meinte er, würde in Wien die Tendenz schassen, uns inAbhöngigkeitvondenOrientplänen ruhmsüchtiger Erzherzoge und Minister zu bringen. Daran wird man sich bald wieder erinnern und dann, bei aller Bundestreuc, nicht mehr nach der Ehre lechzen, der österreichischen Diplomatie dieKastanien aus jedemFeuer zu holen,das sie, ohne sichum die berliner Zustimmung zu kümmern, angezündet hat. Jsts so weit, dann kann derVersuch von1908 mit besserer Aussicht aufErfolgwiederholtwerden.Hat der King nicht, nach alter Britentradition, als kluger Opportunist gehandelt? Cowes, Cherbourg, Racconigi. Franko-russisches Bündniß, franko-britische entente corcZials undMilitärkonvention, anglo-russische und russo-italische Verständigung. Japan, dem von Amerika nahe, von Rußland und China absehbsreGefahr droht, aufEngland angewiesen.Spanien, dem die Gninee eine Flotte baut, fast schoneinebritische Provinz. Portugals ManuclvonEduards Günstling So oeral am Schnürchen gelenkt. In Konstantinopel Mr. Buxton,derLeiterdeslondonerBalkankomitees(undTürketthasservon vorgestern)^ der Volksliebling, Sir Ernest Cassel der Geldgeber und Berather der mächtigsten Paschas; in Mesopotamien SirWilliam Willcox bei emsiger Arbeit. Laßt dieOhnmacht deutscherSchreiber nur das schwerfällige Schachtelsystem all dieser Verträge undAbkommen höhnen!Daß es gelang, Britcmien,Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und die wichtigsten Balkanmächte in einen Pool, eine Interessengemeinschaft zu bringen, ist doch keine Kleinigkeit. Und Deutschland und Oesterreich sind nun in der Kälte allein. Natürlich denkt Niemand an feindsäligesHandeln gegen dieJfolirten.
Natürlich. Ehe Wilhelm in den Schären die Fallreeptreppe der russischen Kaiserjacht „Standarte" hinabstieg, sprach Nikolai zu ihm: „An der Seite

DeinerFeinde wirstDu mich niemals sinken." Ehe Eduard dasberlinerSchloß
verlieh, sagte er (der vorher mit keiner Silbe ein politisches Gebiet gestreift
hatte), er verkenne durchaus nicht die Pflicht, den großen deutschen Übersee-
handel durch Kriegsschiffe zu schützen, und sehe in der Erfüllung dieserPfticht
keinen Grund zu britischem Groll. Wenn Victor Emanuel mitFranzJofeph
zusammenkäme, fielen sicher ähnliche Worte. Will man bei uns nicht endlich
aufhören, solche Phrasen ernst zu nehmen und aufFlaggenstangen in trans-
parenter Schrift durchs Land zu tragen? Mit Bettlergier die kärglichen Al-
mosen aufzulesen, die uns vom Tisch pokulirenderKönige gespendet wurden?
In Dienstbotendemuth hastig zu verzeichnen, was irgendein Jswolskij oder
Tittoni über die „friedlichen Tendenzen seines erhabenen Herrn" geschwatzt
hat? Das Alles wäre mit der kleinsten Kupfermünze noch zu theuer bezahlt.
Die Absicht, den starken Konkurrenten einzukesseln oder gar anzugreifen, wird
kein halbwegs Gescheiter je vorlaut ausplaudern. Nein: Alles geschieht nur
zum Schutz des Weltfriedens. Der wäre längst gefährdet, wenn der Km^-
peaoern^er ihn nicht sorgsam schirmte. Hctt Jswolskij nicht neulich erst in
Berlin gesagt,Rußland wolle mit demDeutschenReichinbesterFreundschaft
leben, könne sich mit dem Oesterreich Aehrenthals aber nicht in Geschäfte ein-
lassen? Hat er nicht nochinRacconigi vor der internationalen Schreibergilde
erklärt, das neue Abkommen n
weise nur, wieinbrünstig zweiHerrscher,zweiVölkerden Frieden wollen?Sol-
cherSchwatz wird in Deutschland gedruckt, von Exeellenzen und Abgeordneten
wiederholtund von Milliomnmündiger Menschen für beträchtlich genommen.
Rußland mag mit Fug über Oesterreich klagen. Lexa von Aerenthal
hat es bitter enttäuscht. Als Botschaftrath und als Botschafter schien er der
aufrichtigste Bewunderer des russischen Genius und sein Freund Schwane-
bach rühmte ihn amHof als den zuverlässigsten, loyalsten aller in Petersburg
beglaubigtenDiplomaten. Witte selbst, der mihtrauischeTatarensproh,schwor
auf ihn. Und als Franz Ferdinand seinen Mann durchgesetzt hatte, zweifelte
kein Minister Nikolais, daß man mit dem neuenBallplatzregentenbesser aus-
kommen werde als mit Goluchowski, der schließlich immer ein Pole blieb.
Doch Aehrenthal hatte Rußland aus nüchternem Auge gesehen und klarer
als der hinter Papierwällen thronende berlinerGeschäftsträger erkannt, wel-
chen Vortheil die durch die Folgen des mandschurischen Krieges geschaffene
Konjunktur biete. Das Zarenreich durch Japaner, Tshinowniks und Anarchi-
sten geschwächt, in Frankreich die klerikale Militärpartei von der Truppe der
Radiko-Sozialisten abgelöst: da war viel zu machen und wenig zu fürchten.

Dem zweiten Nikolai istOesterreich, das ihm erlaubte, die galizifche Grenze wahrend der Kriegsbedrängniß von Trnppen zu entblößen, nicht zu Dank verpflichtet wie einst dem ersten (den es dann in schwarzenbergischer Münze bezahlte). Darf also skrupellos thun, was sein Lebensinteresse fordert. Rußland glaubt sich mit Oesterreich über die makedonische Justizreform einig, ahnt nicht, daß Aehrenthal entschlossen ist, diesen (den Türken unbequemen) Plan um den Preis derSandschakbahnkonzession aufzugeben, und kanns zunächst kaum fassen,als in derBotfchafterkonferenzMarfchall undPallavicini den auf dem Boden des mürzftegerProgrammes erwachsenen Entwurf türkischem Anspruch opfern. Erste Enttäuschung. Die durch ein Mißverfl ändniß bewirkt sein mag; sein muß. Am Vorabend einer muslimischen Revolution darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich den Luxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Jswolskij schreibt also an Aehrenthal. Wir müssen zusammengehen und uns füralleFälle schon jetzt überdaszurKooperationtaugliche Gelände einigen. Rußland kann durch die Ereignissegenöthigtwerden,Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirenden Islam zu schaffen. Was würdenSie dannthun,lieberKollege? Schwer vorauszusagen; Oesterreich müßte zunächst wohl seine Kriegsflagge im Bosporus zeigen; vielleicht auch, au 6s Nltrovitxa, nach Saloniki marschüen. Nichts einzuwenden, lieber Kollege. (Die Veröffentlichung dieser Briefe, die sein offizielles Eifern für die Unantastbarkeit der Türkei recht seltsam beleuchten, wäre Herrn Jswolskij so unangenehm gewesen, daß er vorzog, am fünfundzwanzigsten Dezembertag in der Duma zuzugeben, daß Rußland nach den Abmachungen von Reichstadt, Berlin und Budapest nicht das Recht habe, der österreichischen Annexion der Balkanprovinzen zu widersprechen.) Nach dem BriefwechseldiepersönlicheAussprache.HerrJswolskij kommt auf einerFerienreise als Gast des Botschafters Grafen Berchtold nach Buchlau und trifftdort den Freihenn von Aehrenthal. DieTmkensache hat eine andere Wendung genommen, als wir in der Zeit unserer Korrespondenz vermuthen muhten; wir können jetzt Beide nur nach guten Beziehungen zu den neuen Machthabern streben. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung aufKosten derTürkei; sind sogar bereit, ihr denSandschak zu räumen. Da wir aber nicht dulden können,daßindenseitdreißigJahrenvonunS okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnet werden, und da inBosnien dieSerbenwühlerei nachgerade unerträglich wird,läßtdie Einverleibung Bosniens und derHerzegowina sich wahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formaleAenderung desBesitzverhältnisfes ist für Ruß«

land ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen, wieSie wissen, vorgesehen und von uns seit der ReichstadterKonvention vom fünfzehnten Januar 1877 mit der Neutralität im Türkenkrieg anständig bezahlt. Trotzdem, lieber Baron,würde in diesem kritischenAugenblick, der den Südflavenneue Gefahr zeigt, die Annexion in Rußland Aergerniß geben; und ohne einen Europaischen Kongreß ginge eswohlkaum. NichtmeineAnsicht,fagtAehrenthal;Rußland hat vor dreißig Jahren zugestimmt, mit der Türkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; doch würde ich einen Kongreh,der die Einverleibung nurregistrirtund unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohneZaudernbeschicken.DieStirndesRussenistnochumwölkt.WürdeOesterreich uns dann Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnung der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Na, einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin auf Urlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meinerNückkehr in dieHeimath demZarenüber unser Gespräch berichten und bitte nur, den Tntschluß zurAnnexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Gern. AlsJswolskij ein paarTage danach in Paris ankommt, hat GrafKhevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik dieThatsache der Annexion schon angezeigt. (Vielleicht hatAehrenthal gefürchtet, ein fentimentalisch beschwörender BriefNikolais könne seinen alten Herrn zu neuem Zögern stimmen; vielleicht sich auch einfach gesagt, daß ein derHöflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschickfal verantwortlichen Staatsmannes nicht binde.) Zweite Enttäuschung. Wüthend brüllt Jswolskij auf; rast durch Europa, um einen zurDemüthigungQesterreichs bereiten Kongreß zusammenzubringen; wird in Berlin abgewiesen, in Paris (von Clemenceau) gefoppt und muß knirschend schließlich Alles zurücknehmen, was er über Vertragsbruch und Verletzung heiliger Rechte in die Welt geschrien hat. Kein Kongreß; keine Züchtigung Oesterreichs; nicht einmal eine Kriegserklärung im belgrader Konak. Seitdem brütet das Stehaufmännchen Rache. In Nacconigi hat es sie aus voller Schale geschlürft. Den Durst endlich gestillt. Was aber hat Rußland davon, daß sein Minister die Eitelkeit an süßem Trank weiden durfte? Der Mann der armen Alix mag sich freuen, wenn er der mit der Römerkrone geschmückten Tochter Nikitas von Montenegro gefällig sein kann. Darf die slavifche Vormacht aber wünschen, daß Italien eine feste Balkanposition einnimmt? Oesterreich hat die Russen enttauscht. England aber hat sie geprellt. Ihnen dieOeffnung derMeerengen verbürgt und denGarantiefcheindannfürvorläufiguneinlösbarerklärt. Dar-

Reife.

das Bewußtsein, über aU das Fremde, in dessen verehrender^ Nachbildung seine unsichere Hand sich gesallen, hinausgewachsen zu sein. Die Väter seiner ersten Kinder waren die Ideale, die er anbetete, sie bestimmten die Form, sie gaben den Rhythmus der Bewegung, sie den Inhalt des Gefühls, das sein unreifer Mund mit kindischer Beschränkung aussprach. Er war ja ein klarer Kopf. Wie hatte er gestöhnt, wenn feine unerbittliche Erkenntniß ihm den himmelhohen Unterschied zeigte, der sein Geschaffens von dem Gipfel des Erstrebten fernhielt! Sich selbst finden, war die erste Pflicht; er jauchzte. Das war das wohltWige" Gegengift gegen feine abenteuernde Plänesucht, diese letzte, träge Leere . . . Nun hatte er nichts, als was von der Fülle des erschütternden Lebens in seine Seele gesenkt war, nichts als die räthselvolle Form, die ein langsames Erleben in der Unbewußtheit befruchtender Augenblicke aus seinem Thon gebildet. Diese Form galt es zu deuten. Das war des Dichters Werk.

Er wurde fanatisch. Seine Jugend brauste auf und fegte hinweg, was nicht mehr passen wollte. Jegliches Erfinden erschien ihm als ein Anlehnen an Ueberkommene?, jegliche bewußte Formung erfüllt von den Makelzügen der Ueberlieferung. Absage galt es zu künden, bündig und hart, all den Götzen, denen die kinoliche Pietät geopfert hatte. Co wird die Inbrunst des eigensten Reichthums. Und mit der schmerzlichen Aufgewühltheit, die alte Hoffnungen zertrümmert und mit ihnen all Das, was sie vollbrachten, weihte er sich der neuen Zuversicht und dem be? glückender Vollbringen, das sie verhieß:

Ja, so will ich mit trotzigen Händen
Reißen den Brand, der die Seele zerwühlt;
Freuden sind hier und aller Enden,
Qualen Hab ich genug gesühlt.

Brauchst nun nimmer dem Himmel zu rauschen^
Der Dich mit Wahnlichtsernen betrügt,
Meer meiner Seele; Du magst nun lauschen.
Was Dir die eigene Stimme lügt.

Brauchst ja Lügen immer zum Leben,
Nun so berausch' Dich am eigenen Klang;
Was Dir die Fernste der Fernen kann geben.
Gleicht nicht dem Lied, das Dir selber gelang.

Quäl' Dich in Deine eigenen Tiefen;
Sehnsucht zeugt wohl lockenden Traum,
Aber die Wellen, die aufwärts riefen.
Sind nur kraftlos, sinkender Schaum.

Tief Dich, tie,' Dich, Neer meiner Seele,
In den Tiefen ist Leben, ist Sinn;
Willst Du, daß sich der Himmel vermähle
Mit Dir, Du stürmendes Meer meiner Seele,
Gieb Dich ihm tief und ruhig hin

Arthur Konrad Müllem

Marpes in Paris.

Herbstsalon hat unserem deutschen Meister eine gastliche Stätte bereitet.
☐In einem besonderen Flügel des Grand Palais, fern aller Tageskunft, sind
zwei große und doch intime Räume geschaffen, in denen bei seitlichem Nordlicht
drei schleißheimer Triptychen und zwei Dutzend anderer Bilder zu würdiger
Wirkung gelangen. Diese Säle sind das feierliche Nefugtum der Besucher. Auch
viele Franzosen empfinden Das. Erscheint es ihnen frevelhaft, unseren Marees
in eine Linie mit ihrem göttlichen Puvis de Chavannes zu stellen, der seinen Stammes-
genossen ein Arkadien schuf, das ihnen als unvergleichbar vorschwebt, so fühlen
sie doch, daß auch unser Maises ein Enkel Poussins ist, von dem Paul Desjardius
sagte: „Volant tr«,n3M6tti'6 des emotions, ?0ussiQ a compriL c^i'il los Loi'ti-
üerait en i'Ä386ind!ant 6an8 uns eomposition les 0l)jsts, clissemiues clans lg,
i^alite, anx^uels les 6m0ti0«8 Kum5t,in6s sont lies« p^r nne ÄSS0eis.ti0n im-
m^moriale et subtile." Der pariser Malerkreis, der heute auf Hellmalerei einge-
schworen ist und dadurch eben so enge Einseitigkeit beweist wie die früheren im
umgekehrten Sinn, lehnt Marpes als Museum?kunst ab. Andere, wie der jüngste
französische Freskenkünstler Rens Piot, spielen gerade Puvis gegen Marses aus,
indem sie sagen, Puviö' Wanddekorationen haben Maß. In einer wunderbaren Oeko-
nomik schus er mit seiner spirituellen Kunst eine Belebung der Fläche, deren räum-
liche Tiefe mehr ideell bleibt und sich deshalb immer der umgebenden Architektur
einfügt, während Marves tiefe Löcher in die Wand reißt, in denen die Figuren
reliefmäßig auftreten. Dieses Verfahren, das durch die Schwere der Farben noch
brutaler verstärkt wird, sprengt den Raum, den der Künstler zusammenhalten soll,
auseinander. Nur die Pariser, die in der Tradition, die Puvis schuf, befangen
sind und nicht links noch rechts sehen, können so sprechen. Der Hauptunterschied
zwischen Puvis und Marees liegt in dem verschieden gearteten Rafsenernpfinden.
Uns macht Puvis, trotz aller Anmuth und stilistischen Sicherheit, frösteln, während
Ma^es die zarteren Franzosen erschreckt. Der Deutsche weitet den Raum, in den
er seine Fresken setzt, nur mit anderen Mitteln, die sein faustisches Temperament
ihm diktirt. Ein Franzose, den ich durch die Ausstellung führte, prägte das Wort:
„Il a ^nelc^s ekose cls votrs i-acs iauLtisuns." Aber auch er wandte sich von
den großen Fresken ab und begeisterte sich erst vor den Staffeleibildern, den Bild-
nissen, den mythologischen Szenen. Vor der Erinnerung an Rubens und dem
Philippus fragte er, ob Mareks Daumier nnd Delacroix gekannt habe. Er staunte,
daß ein Deutscher unabhängig von den großen Franzosen die selbe Farbenromantik
in braunen Tuschen mit rembrandthaften Schatten wie Daumier, die selben Um-
schreibungen der Formen und eine ähnliche dichterisch-visionäre Koloriftik wie De-
lacroix gefunden hat. Das Entzücken der Franzofen bewirkt die kleine Skizze zu
den neapelcr Fresken aus dem Museum in Elberfeld in ihrer geschlossenen Linien-
Rhythmik, in der die Pointen so wunderbar vertheilt sind. Lehrt die Pastellskizze
zur Werbung, wie Mazses eine tiefere Empfindungwelt mit den Mitteln von Degas
aussprach, so hätten die leider fehlenden Studien für Neapel, die alte Frau, der
Mann mit der Schaufel, den Parisern gezeigt, wie Marpes sich mit Manet berührt.
Die Oeffentlichkeit hat die Ausstellung mit so erfreulichem Interesse auf-
genommen, daß von einem schönen Ersolge gesprochen werden kann
Paris.
Otto Grautoff.

Elektra und Melisande.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk
Bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil
ich ihm nicht gewachsen bin; ahnd' ich aber ein Ver-
dienst daran, so suche ich ihm beizukommen und dann
fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an
den Dingen werd ich neue Eigenschaften und an mir
neue Fähigkeiten gewahr.
Goethe, Maximen und Reflexionen.

M^ei einer sondernden Rückschau auf die musikalischen Begebnisse des verflossenen
g^Vv. Winters leben in der Erinnerung, aus dem Wust von mannichfachen Ein-
drücken, zwei Werke wieder auf, bei denen ein längeres Verweilen lohnt. „Pelleas
und Melisande" und „Elektra" sind diese Ueberlebenden. Jene Aufführung war eine
Regiethat, die größte, die uns Gregors Komische Oper bisher geschenkt hat. diese
„Oper" ist eine Musikthat, die den Glauben an ein Genie bestärken und vertiefen Hilst.
Daß diese beiden Werke herausragen und wie sie es thun, ist mehr als ein Zufall
Und hat mehr als lokale Bedeutung. Ist charakteristisch für die Wege, die die mo.
derne Musik einschlägt. Sie liegt bekanntlich noch immer in heftigen Wehen; sie ist
noch nicht da, so sehr man sich auch nach ihr sehnt. Aber ihre Fühler streckt sie
schon lange aus, tastend und vorsichtig hier, schreiend und rücksichtlos da. Sie
wäre ein scheusäliger Wechselbalg, wollte man ihr schon ihre Geburt bescheinigen;
sie berechtigte zu schönen Hoffnungen, nähme man ihre Aeußerungen für Das, was
sie sein sollen: für Regungen neuen Lebens.

Neues Leben tritt um so fühlbarer in die Erscheinung, je mehr das alte
überwunden ist. Das alte Leben konzentrirte sich in der Oper um den einen all-
umfassenden Namen: Wagner. Ihn galt es zu überwinden; denn auch er war
sterblich; wurzelte tief in einer Zeit, die uns fern liegt. So weit sein Genius vor-
auszueilen schien, so viel Ballast schleppte er doch auch mit sich. Das Genie zündet
ewig, aber der Ballast drückt mächtig nieder. Wagners Riesenschatten lastete wie
ein Alb, gigantisch, bleiern, über den Talenten, die nach ihm in die Schranken
traten. Alle zog er an, aber Keiner konnte auf seinem Weg ihn erreichen. Denn:
für seine Zeit war Wagner ein Neuerer, ein Revolutionär, der Beginn einerneuen
Kunftepoche; für uns, die wir ruhiger blicken können, der Vollstrecker, der End-
Punkt einer langen Entwickelungreihe. Auf seinem Weg hat er nichts mehr zu thun
übrig gelassen. Mt dem Tristan hat er die übermächtigen Pfeiler eines Riesen-
baues mit übermächtiger Kraft ins Luftreich der Kunst gerammt; an ihn ist der
Anschluß vergebens gesucht worden. Bis auf diesen einzigen Tristan war Wagner
ein Vollender.

Immer ward Jeder, der kam, durch Wagners Lupe betrachtet, mit Wagners
Maß gemessen; bis zum Ueberdruß und ungerecht. Das war die ängstliche Suche
nach dem „Fortschritt", ein Produkt ästhetischer Spekulation. Aber ein Fortschritt
Mer Wagner hinaus brauchte kein „Fortschritt" zu sein, denn in der Kunst giebt
es weder eine Höher- noch eine Tieferentwickelung, sondern nur eine Weiterent-
wickelung. Brauchte am Besten überhaupt nichts mrt Wagner zu thun zu haben;
. denn Wagner überwinden, hieß weder es besser machen noch seine Kunst verwer-

fen, sondern sich bewußt oder unbewußt von jeder theoretischen Beeinflussung ab-
kehren, sich energisch von jedem äußeren Zwange befreien.

Das galt von den zwei großen Eindrücken des berliner Opernwinters. Beide
Werke, ganz verschieden geartet, haben die Wuth heiligen Ernstes und das krampf-
hafte, ehrliche Bemühen jeder Echtheit gemein, treten mit der Kühne der Kompromisse
verachtenden Ganzheit hervor und heischen gebieterisch Aufmerksamkeit.

Die Los-von-Wagner Bewegung, die nirgends die musikalischen Gemüther
so temperamentvoll in Bewegung gesetzt hat wie in Paris, erblickt in DebufsyS
„Pelleas und Melisande" ihre bedeutendste Manifestation. Diese Partitur ist so
wundersam fein erdacht und gearbeitet, daß nur zu leicht verständlich ist, wie weit
die rauhe Wirklichkeit hinter dem Schönheitstraum ihres Ersinners zurückbleiben
muß. Die Leichtigkeit tonender Klangwellen, die Obertöne erdhafter Akkorde sollen
wie ein warmer Sommerregen, lau'.icht rieselnd, die Blüthenknospen maeterlwckischer
Poesie nur sanft benetzen und kommen doch nicht los von der hölzernen und blecher-
nen Materie ehrlich arbeitender Orchestermusiker.

Aber der Gedanke an die Physisch schmerzhafte und ermüdende Wirkung der
Aufführung,die d^rh die Erinnerungbilder zauberhafter Regiekunft doch nichtganzpa-
ralysirt werden kann, schwindet dahin bei der Lccture dieser Wunderpartitur. Hier
lebt AlleS auf. Wie es Dramen giebt, die man nur lesen darf, denen das Rampen-
licht ihre feinsten Wirkungen raubt, so Partituren, die man nur mit dem geistigen
Ohr genießen darf. Solches Werk ist Debussys „Pelleas und Melisande".

Das asketische, selbstbescheidene Prinzip des französischen Artisten: „Die
Musik als Dienerin" ist hier auf die Spitze getrieben, mit unheimlicher Konse-
quenz durchgeführt. Debussys Musik dient der UnWirklichkeit fabelhafter Märchen-
Welt als geheimnißvoller Unterton und füllt diesen selbstgewählten Beruf so aus,
daß es unmöglich ist, sich eine andere Musik zu Maeterlincks Dichtung zu denken.
Entweder hat si- in diesen Tönen ihren adäquaten musikalischen Ausdruck gefun-
den oder sie entzieht sich überhaupt einer musikalischen Gestaltung. Wie Debussy
seine Wirkungen erreicht, wie er all diese fremdartigen Tonfolgen hört: Das ist sein
Geheimniß. Das Geheimnitz eines Zauberers. Diese Musik, die außer der Farbe,
Dynamik und Bewegung Alles negirt, was wir uns gewöhnt haben, unter Musik
zu begreifen, bringt in der Verkettung und Aneinanderreihung verschicdenartigfter
Klangkomplexe so Neuartiges, Unerhörtes, daß die damit geschaffenen Ausdrucks-
sormen unerschöpflich scheinen. So körperlos wie die Menschen bei Maeterlinck für
uns find, so regellos dieses „Drama" ist, so auch die Musik, die Debussy dafür er-
sann. Huschende, von der Tiefe leis heraufschlängelnde Triolen, auf- und abwiegende
Bässe, zitternde Flöten, langgchaltene Oboen, glucksende Harfen, Pizzicati und heim-
liche Seufzer sind das Orchester. Dazu tritt die Singstimme, peinlich genau zwar
notirt, aber doch nur, um einfach psalmodirender Deklamation Richtschnur für Höhe
und Tiefe zu geben.

Das ist das Bild dieser geistvoll«monotonen Partitur, die zurückhaltend, in
sich gekehrt und unbuhlerisch, das Schwebende, Drängende, Geheimnißvolle, da5
ängstliche Fragen, das zitternde Pathos liebesehnender Seelen in Töne bannew
wollte, wie sie der Dichter sich träumen mochte.

Der ganz große Kampf des Winters aber galt der „Elektra", die in Dresden»
aus der Taufe gehoben wurde. Ihr Schöpfer wurde um diese Erstaufführung,

herum noch einige Tage lang gefeiert; mit einer Vehemenz und Begeisterung, die
ordentlich wohlthuend abstach von der Laschheit und Lauheit, die sonst hierzulande
in Kunftdingcn herrscht. Der Kampf hat sich gelohnt; und die Ruhe nach dem
Sturm vermag nur hellsichtiger zu machen, wo erstes Anstürmen doch noch leise
Zweifel aufkommen ließ. Jede Skepsis schweigt vor dem hinreißenden Eindruck
des in lückenloser Inspiration sich aufbauenden einen Aktes. Jeder kritische Wahn
gleitet an dem festen Gesüge dieser Partitur ab. Gewesems, Semsollendes, Zu-
künftiges: Alles ist wesenlos gegenüber der Realität, dem blutvollen Dasein der
Elektra-Partitur. Es giebt keine Regeln für die Kunst, Innerliches zum Ausdruck zu
bringen. Das lehrt Strauß mit jedem neuen Werk. Dieses Innerliche geht seinen
Weg eigener EntWickelung, bricht sich nach außen Bahn in jeder Form, die auf-
nahmefähig dafür ist, und kümmert sich um weiter nichts als um seinen Zweck:
singen und klingen machen, wie es da innen singt und klingt. Elektra fragt: „Ob
ich die Musik nicht höre? Sie kommt doch aus mir"
Man kann Strauß glauben, daß seine Musik aus ihm kommt. Aus seinem
Herzen und Hirn, wie er sie sich ersehnt und erdenkt. Mit all der Naivetät und
Vorurtheillosigkeit, wie sie dem Musiker so gut ansteht und beim Genie selbstver-
ständlich ist. Naivetät? Das scheint bei Strauß, dem „Neurastheniker", dem „Groß-
ftadtmusiker", dem ^hypertrophischen Techniker" ein Witz. Und ist doch nicht nur
ein Paradoxon. Denn die Naivetät von Straußens Schaffen ist das beste Theil
an ihm. Wäre die nicht, dann wäre er vielleicht wirklich nur düs raffinirte Musik-
ungeheuer, der noch nie dagewesene Teufelskerl, als der er gemeinhin mit Abscheu
charakterisirt wird. Aber Raffinement und Technik, so erstaunlich an sich, haben nichts
mit dem eigentlichen Werth eines Werkes zu thun; wie man sich denn überhaupt
hüten sollte, den kritischen Horizont durch Bedenken technischer Art zu eng einzu«
schränken. Ter gute Hanslick hat sich mit seiner ganzen Antiwagnerei nicht so
blamirt wie mit der Feststellung, daß im Tristan ^.6ui- und ^s äur ohne Modu-
lation auf einander folge; und Weingartner, der sich in der Proxis, Gott sei Dank,
inzwischen eines Besseren bedacht hat, kriecht in seiner „Symphonie nach Beethoven"
an den Riesen Brahms heran, um ihn auf Grund einiger Satzeigenthümlichkeilen der
Manier zu zeihen.
Die Naivetät, die rttcksichtlose Unbefangenheit, die kräftige Treffsicherheit
und nicht zuletzt die skrupellose Banalität bei Strauß bedeuten denn doch mehr
als Raffinement und Technik. Sie entspringen alle viel mehr der Keimzelle frisch-
frohen Musikantenthumes als der klügelnden, effekthascherischen Berechnung. Wie
dieses Musikantenthum in die Erscheinung zu treten hat, darf und kann Niemand
einem Genie vorschreiben. Strauß kann nicht über seinen Schatten springen; und
was seine Partituren sn Ingredienzien unserer Zeit mit sich führen, ist im Grunde
nichts Anderes, als was Mozart vom anoisn rsAivas, Beethoven vom „bestirnten
Himmel über sich" (Kant), Wagner von der Romantik in ihrem Schaffen haben;
als waS jede Kunst von Einflüssen ihrer Epoche als Bodensatz zurückbehält. Darüber
hinaus entscheidet das Genie, bei dem von allem Aeußerlichen zu abstrahiren ist.
Und wenn dann das ungeheure technische Können, das Feuer der Rhythmik, die
Prägnanz der Motive, die Gluthfarbe des Orchesters und die Banalität der so-
genannten Melodik festgestellt ist (als etwas Altes, nicht mehr Aufregendes, bei-
nahe Selbstverständliches), bleibt immer noch die ursprüngliche Naivetät erstaunlich.

Die Naivetät des Genies ist es, die Strauß an jeden Stoff, der seine Sinne-
reizt, Herangehen läßt, und sei er noch so sprüd. Sie ist es, der im Grunde Salome
und Eleltra ihr musikalisches Leben verdanken. Was Strauß reizte, ist klar: Urstoffe
mit den Urmotiven der Sinnlichkeit und des Rachedurstes. Cyklopenhafte Urgefühle,
behauen von Dichtern, die der Ursprünglichkeit keinen Gran nahmen und dazu
mit dem blühenden Fardenreiz ihrer Sprache dem malerischen Talent desMustkerS
einen willkommenen Boden bereiteten. Komponibilitüt im alten guten Opernsinn
oder auch in dem des musikalischen Dramas spielte hier natürlich keine Rolle. Auf-
tritte, Szenen, Ruhepunkte und Höhepunkte waren in der Vorlage gegeben. Der
Musiker hatte ein fertiges Werk, das auf ihn wirkte; er hatte seiner Phantasie die
Zügel anzulegen und auf seine Musik zu lauschen.
Die Elektra«Partitur ist aus dem Vollen geschöpft. Es giebt in ihr nicht
eine Stelle, bei der ein Nachlassen der Inspiration zu bemerken ist. Wurf, Schmiß,
ein großer Zug geht durch das Ganze. Dabei überwiegen die wirklich schönen
Stellen. Das Orchester pfaucht und prustet allerdings da, wo es der Komponist
haben will, mit dem bekannten Furor. Aber von außerordentlicher Schönheit und
blendender Pracht, von hinreißendem Feuer und verblüffender Stimmungechtheit
sind die entscheidenden Szenen. Die Ursprünglichkeit des Ausdrucks, die sich gar
nicht darum zu kümmern scheint, mit welchem Material sie eigentlich arbeitet, die
nur krampfhaft auf den Grund der Gefühle hinbohrt, setzt immer wieder in Er-
staunen. Das Wort Beethovens: „Die Musik soll dem Mann Feuer aus dem Geist
schlagen", wird lebendig. Die Funken stieben nach allen Seiten; ein Feuerwerk,
prasselnd und leuchtend, verzehrend im Rausch.
Der düstere Burghof von Mykene ist der Hintergrund all der wechselnden
Begebenheiten, die eilfertig, von unsichtbarer Hand zu eisernem Fortschreiten ge-
trieben, dahinbrausen. Um den Rahmen eines festen Themenapparstes, der blitz-
artig, oft ganz verschleiert, die komplizirtesten motivischen Verbindungen zur psy-
chologischen Charakterisirung benutzt, fügen sich in klarer, deutlich von einander
geschiedener Sonderheit die einzelnen Szenen. Mit dem gellenden Aufschrei des
kurzen Hauptmotives, daS die ganze Oper durchzieht, sind wir in meäiis isdus.
Nach der keifenden MKgdeszene das erste, tiefe Athemholen: der große Elektra-
Monolog. Und so reiht sich Szene an Szene, Bild an Bild: Chrysothemis, Kly-
tümneftra, Orest, bis zu dem fiebernden, taumelnden, ekstatischen Schluß. Mit
wunderbar geistvoller Filigranarbeit, die jedem Motiv jede gewünschte Wendung
zu geben vermag, mit rhythmischen, harmonischen und vor Allem orchestralen Wun-
dern, die nicht etwa nur rein äußerlich den bunten Text musikalisch illustriren, son-
dern die überzeugende Kraft der Stimmungwahrheit mit sich führen. . .
Nackte, elementare Urempfindungen haben in der Dichtung „Elektro." Form
gefunden. Haß und Liebe, Rachedurst und Sehnsucht schreiten, stampfend wie vor
den Tagen der Schöpfung, einher. Ein Musiker suchte nach Tönen dafür, hörte
sie erklingen und schrieb sie auf. Nicht immer waren sie schön; aber der Musiker
sah wohl ein, daß er nicht anders singen konnte als so, wie ihm der Schnabel ge«
wachsen war. Und Die seine Musik zu hören verstand m, vergaßen Zeit und Raum
und glaubten, den Flügelschlag einer anderen Welt zu vernehmen. Oder einer
alten Zeit, da Haß und Liebe, Rachedurst und Sehnsucht stampfend einherschritte«^
wie vor den Tagen der Schöpfung. Fritz Jacobsohn.

Der süße Harry.
or einem Jahr unterschlug der Couponskassirer Goltermann von der Mittel-
deutschen Kreditbank eine halbe Million; jetzt ist entdeckt worden, daß Harry
Willhardt, der Effektenkassirer der selben Bank, im Lauf mehrerer Jahre 700 000
Mark defraudirt hat. In der Spanne eines Jahres also ein Verlust von fünf
Viertelmillionen durch ungetreue Beamte. Wenn man die Wirkung dieser Vorgänge
auf die Oeffentlichkeit mit den Worten „peinliches Staunen" bezeichnet, hat man den
mildesten Ausdruck gewählt. In Frankfurt, dem Orte des Verbrechens, waren die
Urtheile über die Zustände in der Mitteldeutschen Kreditbank von parlamentarischer
Zurückhaltung weit entfernt. Eine Bank, die nur 54 Millionen Mark Aktienkapital
hat und über eine keineswegs „weitverzweigte" Organisation verfügt, müßte doch
vor Unterschlagungen solchen Umfanges zu schützen sein. Nach Goltermanns Unter-
schlagung war im Rechenschastbericht der Mitteldeutschen Kreditbank zu lesen: „Das
bedauerliche Borkommniß hat uns zu einer Verschärfung der Kontrolmaßnahmen
veranlaßt." Daß diese Verschärfung nicht ausreichend war, beweift der Fall Will-
hardt. Ueber den sagte die Bankleitung in offiziellen Mittheilungen an Aktionäre
und Kundschaft: „In der Sitzung des Aufsichtrathes wurde der Auffassung Aus-
druck gegeben, daß die erlassenen strengen Instruktionen und Kontrolmaßregeln an
sich als genügend angesehen werden konnten, wenn auch das neue Borkommniß zu
weiteren scharfen Matznahmen und zu Aenderungen in der inneren Organisation
Veranlassung giebt." Man kann nicht behaupten, daß diese Erklärung von über-
wältigender Durchschlagkraft ist. Wenn die Überwachung des Personals noch schär^
fer werden kann, so ist eben nach GoltermannS That nicht Alles geschehen, um
die Möglichkeit einer Wiederholung zu beseitigen. Wars etwa mehr als ein Börsen-
Witz, als behauptet wurde, die Direktion suche sich mit der Angabe zu entschuldigen,
daß die Reorganifirung der Kontrole noch nicht bis zur Abtheilung Willhardts
gekommen sei? Sollte wirklich ein volles Jahr nicht ausgereicht haben, um die
Neuerungen im ganzen Betrieb durchzuführen? An der Börse hieß es auch, Herr
Direktor Mommsen habe an einem Tag zwei Enthüllungen erlebt: das Denkmal
seines Vaters und die Unterschlagung Willhardts sei in der selben Stunde enthüllt
worden. Zum Lachen ist der Fall aber natürlich nicht. Zunächst glaubte man, Direk-
tion und Aufsichtrath würden, wie bei Goltermann, den Schaden durch den Verzicht
auf ihre Tantiemen decken. Diesmal scheint man aber die Aktionäre zahlen lassen
zu wollen (der Abwechselung halber: daS nächste Mal zahlt wieder die Verwaltung);,
denn die Direktion machte, tröstend, bekannt, daß sie die Dividende für das ab-
laufende Geschäftsjahr, die auf 6V2 Prozent geschätzt war (auch für 1908 gabS
6V2), um V2 Prozent verringern, die Reserven aber nicht antasten werde. Der Ver-
lust der Bank wird auf 400 000 bis 500 000 Mark geschätzt, da ein Theil durch
Versicherung gedeckt ist. Die Aktionäre haben natürlich keinen Grund zur Zahlung
der Zeche. Für Mängel der Kontrole hat die Verwaltung aufzukommen. In erster
Linie die Direktion, die, nach der Bestimmung des Handelsgesetzbuches, die Sorg-
falt eines ordentliches Geschäftsmannes anzuwenden und sich vor jeder Verletzung,
ihrer Pflichten zu hüten hat. Unbegreiflich ist schon, daß bei der Revision nach
Goltermanns Unterschlagungen die Fälschungen Willhardts nicht entdeckt wurden,
deren Ursprung doch weit zurückreicht. Daß die Entdeckung solcher Verbrechen meist
dem Zufall zu danken ist, zeugt nicht für die Wachsamkeit dn Aufsichtorgane.

Willhardt arbeitete systematisch. Ein Direktor der geschädigten Bank sprach
mir von einem „raffinirt ausgeklügelten" System, das eine Revision ungemein er-
schwert habe. Wer wäre dadurch entschuldigt? Das Raffinement darf eben nicht
Aber die Vorsicht der Wachmannschaft siegen. Seien wir ehrlich: die Qualitäten des
Mittelbankdirektors liegen doch heute mehr in der Sicherheit, die er dem Aktionär
und der Kundschaft bietet; weniger in der genialen Aufmachung seiner Transaktionen.
Man verlangt nicht übermäßig viel von solchem Bankstrategen; aber die eng be«
grenzte Leistung müßte wenigstens gut sein. Darin hats bei der Mitteldeutschen
Kreditbank gefehlt; und den Vorwurf schwemmt alles Wasser des MainS nicht weg.
Die Persönlichkeit des betrügerischen Kassirers wirkt als erschwerender Um-
stand. Ein fünfunddreihigjähriger Lebemann mit den Allüren eines von den „Über-
schüssen" der Portokasse lebenden und genießenden Lehrlings. Willhardt war selig
in d'ern Bewußtsein, käuflichen Damen als splendider Kavalier zu gelten. Der „süße
Harry" buhlte mit blauen und braunen Lappen um die Gunst der Barmaids und
bezahlte die Freudespsnderinnen für die Duldung roher Schimpfworte. Dieses sa-
distische Vergnügen wurde, durch verschiedene Variationen, mit immer neuen Reizen
versehen. Wenn die reichen Kaufleute aus den Provinzen in Moskau ihre Geschäfte
abgewickelt haben, fahren sie nach Sakolniki zu den Zigeunern und werfen dort die
Spiegel ein. Harry Willhardt schwelgte in ähnlichen Millionärspäßen; bezahlte sie
aber mit dem Gelde ehrsamer Frankfurter. Und der Ruf, den der süße Harry sich an
den bekanntesten Amusirstätten schuf, schien seine Stellung in der Bank zu festigen.
Man fragte nicht nach den Quellen, die das üppige Leben nährten. Eine vermögende
Frau und ein Lotteriegewinn von 60 000 Mark: Das genügte. Die soliden Direk-
toren unterschätzten offenbar den Kurswerth eleganter Barbekanntschaften und die
Würde des Rennbahndandys. Sonst hätten sie wohl mal erwogen, ob ein so lockerer
Vogel an die Effektenkafse tauge. Die Erkenntniß, daß ein Wechsel sich empfehle,
kam zu spät. Willhardts System ging davon aus, daß er Unterschriften von Kunden
fälschte. Er suchte sich ein paar reiche Leute aus, die bei der Bank Effekterdepots
hatten. Für deren Rechnung ließ er sich, gegen Quittung, Beträge an der Kasse
auszahlen. Die Quittungen waren mit der (gefälschten) Unterschrift des Kunden
versehen, wurden also glatt honorirt. Und Willhardt war in der Wahl der ^Zahl-
tage" vorsichtig. Er nahm Tage starken Verkehrs, an denen nicht auffiel, daß der
Effektenkassirer daS Geld für die Kundschaft selbst abhob. Durch genau stimmende
Kontoauszüge hätte der Betrug entdeckt werden müssen. Das wußte Willhardt nnd
verschaffte sich deshalb die für die Kunden bestimmten halbjährlichen Kontokorrente,
die, von ihm korrigirt, abgeschickt und, als „richtig befunden", der Bank bestätigt
wurden. Wie konnte Willhardt sich die Staffelbilanzen, die ihn doch gar nicht angingen,
verschaffen? Hier liegt eine grobe Nachlässigkeit vor, ohne die der Schwindel nach
kurzer Zeit entdeckt werden mußte. Die Mitschuld irgendeines Angestellten ist nicht
erwiesen. Bleibt also zunächst nur die Erklärung, daß eine zur Gewohnheit ge-
wordene „Schlamperei" d'.e gefällige Dienerin des lebensluftigen Kassirers war. Die
Banken versenden im Allgemeinen am Halbjahresschluß Kontenauszüge an die Kund-
schaft. Der Kunde kann aber auch sonst, so oft er will, solchen Auszug fordern.
Das geschieht nur selten; man rechnet eben nicht mit Betrügereien und will dem
Beamtenheer nicht überflüssige Arbeit machen. Arbeitet das Bureau, dem die Über-
sendung der Kontokorrentauszüge obliegt, zuverlässig, so genügt die zweimal im Jahr

erfolgende Abrechnung. Nach den Erlebnissen der Mitteldeutschen Kreditbank dürfen
die Institute sich nicht wundern, wenn die Kundschaft alle paar Wochen Neugier zeigt.
Willhardt hatte fünf Separatkonten für DepotglKubiger der Bank einrichten
lassen. Auf diese Konten wurden die Summen verbucht, die er abhob. Schließlich
präsentirte einmal der Inhaber einer angesehenen frankfurter Firma einen Check
und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß für den hohen Betrag, den er haben wolle,
die Deckung nicht mehr ausreiche. Der Kunde verlangte Aufklärung: und die Prüfung
brachte den Schwindel anö Licht. Ein Zufall deckte ihn also auf; sonst würden die
700 000 Mark sich allmählich zur Million aufgerundet haben.
Das geängstigte Publikum aber fragt: „Giebt es kein Mittel, mich vor den
Raubzügen gewissenloser Bankbeamten zu schützen?" Einen Weg zeigte ich hier,
als ich von Goltermann und von den Defraudationen bei der Dresdener Bank sprach.
Die Inhaber der exponirten Popen müßten so oft, wie eS ohne Störung des Be«
triebes irgend möglich ist, wechseln. Schwindeleien werden meist entdeckt, wenn der
Defraudant krank oder beurlaubt ist. Der Vertreter kommt ihm dann gewöhnlich
rasch auf die Schliche. Solche Intermezzi müßten zu bleibenden Einrichtungen
werden. Außer der Gefahr schnellen Platzwechsels müßte die Zahl und die Plötzlich-
keit der Revisionen den Fälscher um Ruhe und Arbeitgelegenheit bringen. Einem,
der unter dem Bann der Gewißheit steht, daß täglich kontrolirt werden kann, schrumpfen
die Chancen, sich fremden Besitz anzueignen, arg zusammen. Wahrscheinlich wäre
die Aufsicht schärfer, als sie vielfach ist, wenn man sich nicht auf allerlei Leute ver-
liehe, deren pupillarische Sicherheit niemals in Zweifel gezogen wird. Daß man
sich selbst über die ältesten, beftbeleumdeten Beamten täuschen kann, erfuhr die Dres-
dener Bank zu ihrem Leidwesen. Vor der Kontrole muß jeder Angestellte gleich
sein; und keiner darf in der Ausführung der Vorschriften ein verletzendes Miß-
trauen sehen. Mit besonderer Sorgfalt müßten die Kontoauszüge für die Kund«
schaft revidirt werden. Ueberall müßte man eigene Bureaux zu diesem Zweck ein-
richten und keine Aufstellung hinausgehen lassen, die nicht von der Kontrolstelle ge-
prüft worden ist. Die Organisation muß Betrügereien, an denen Beamte des Ab-
fertigungbureaus mitwirken, unmöglich machen. Jeder auf eine gewisse Zeitdauer
eingerichteten Defraudation wird die wichtigste Voraussetzung genommen, wenn man
keinen Angestellten sich zu tief in ein Gebiet einarbeiten läßt. Das muß auch bei
Besetzung der Kontrolftation Grundsatz sein. Jede Direktion, die den ernsthaften
Willen hat, einen zuverlässig funktionirenden Apparat zu bekommen, kann dieses
Ziel erreichen. Die Bequemlichkeit und der Glaube an daS gute Gewissen sind nicht
immer die besten Berather. Reorganisiren ist nicht leicht und verursacht Störungen;
aber vor solchen Bedenken darf nicht Halt gemacht werden. Was sollte denn aus
unseren Riesenbanken werden, wenn Institute von dem Umfang der Mitteldeutschen
Kreditbank nicht sür die Wirksamkeit der Kontroleinrichtungen zu bürgen vermögen?
Fordert man vom Publikum Resignation? Sollen die Leute glauben, die Grenze
der Sicherheitgarantie fei erreicht und könne, trotz der Zunahme der deponirten
fremden Gelder, nicht weiter hinaus gerückt werden? Kundschaft und Aktionäre dürfen
fordern, daß jedes nicht durch die Geschäftsart bedingte Risiko ausgeschlossen werde.
Für die Anständigkeit jedes Beamten kann keine Bank bürgen. Schwarze Schafe
wirds immer geben. Die Versuchung durch Gold und Reichskafsenscheine ist zu stark
und menschliche Widerstandskraft ist zu schwach, als daß die Welt mit dem Evan-

gelium von der Vernichtung der Erbsünde im Bankbureau beglückt werden könnte.
Doch grobe Nachlässigkeit bei der Prüfung des Menschenmaterials und unzureichende
Aufsicht sind zu verhüten. Irrig ist der Glaube, Börsenspekulation verleite die Angestellten besonders oft zur Untreue. Den verderblichsten Einfluß hat der Hang
zum Luxus; die Großmannssucht; der Wunsch, von sich reden zu machen. Man
kann durch strenge Bestimmungen vielleicht die unerlaubten Börsengeschäfte des Per« sonals eindämmen; aber es ist unmöglich, die Triebkraft des Verlangens nach üppigen
Genüssen zu beseitigen. Die bleibt bestehen, wie jeder andere menschliche Trieb.
Und so werden stets Wege gefunden werden, die zur Kasse des Anderen führen.
Ich glaube, eS würde schwer sein, durch neue Aktionen gegen das Spekuliren
des Bankenpersonals den Sicherheitkoeffizienten der Verwaltung zu erhöhen. Diese
Möglichkeit liefert nur der Bereich der Kontrole. Wers da zur höchsten Vollkommenheit bringt. Der hat Anspruch auf einen Platz im Tempel des Ruhmes. Ladon.
Dieser Platz, Herr Ladon, sei ihm gegönnt. Aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß wir, die nicht in den Chefkabinets der Banken Thätigen, nach meiner Meinung
gar keinen Grund haben, die Sorgen der dort Thronenden zu adoptiren.Jch weiß in der
Technik der Bankenorganisation nicht Bescheid. Ahne aber, daß der Platzwechsel in dem
hier empfohlenen Umfang kaum durchführbar sein wird. Auf einem irgendwie wichtigen
Posten ist eine Summe von Kenntnitz, Erfahrung, Takt, Diskretion nöthig, die nur in
Jahre lang währendem Dienst erworben werden kann. Schon am Kassenschalter eines
halbwegs besuchten Theaters ist nur ein Mann möglich, der sein Publikum ganz genau
kennt und weiß, wie er die einzelnen Schichten und Individuen zu behandeln hat. Und
in dem ungemein verschiedenartig nuancirten Niesenbetrieb einerBank sollen sechs oder
zehnLeutefürfofchwierigeStellungentauglichsein?Doch estei-uin cengeo: Uns gehtS
nicht an. Mögen die Verantwortlichen nach ausreichender Sicherung trachten. Ist sie
nicht zu schaffen, wird die Bank durch Betrüger geschädigt, dann muß Aufsichtrath und
Direktion den Verlust decken. Darüber kanns unter ehrlichen Menschen keinen Streit geben; und eine Bankverwaltung, die, weil durch ihre Schuld das Kapital um ein Fünfzigstel gekürzt worden ist, einfach erklärt, sie werde durch eine Schmälerung der Dividende für das Verlorene Ersatz schaffen, — eine solche Verwaltung darf sich höchstens
noch ihres ungewöhnlichen Mangels an Schüchternheit rühmen. Von der Mitteldeutschen
Kreditbank sagt der Börsenwitz, sie sei eigentlich von allen die größte: wenn man ihr Kredit und Mittel nehme, bleibe immer noch die Deutsche Bank. Ulkig. Ernsthafter daS Urtheil eines an Weisheit, Erfahrung und Gold Reichen, der fragte, wie ein vernünftiger
Mensch einer Bank, deren Direktor (Mommsen) Zeit zu Parlamentspielerei mit allem
Drum und Dran von Fraktionsitzungen und ähnlichem Quark habe, auch nur eine Mark
anvertrauen könne. Warum thut mans? Warum läßt das Publikum sein Geld in einer
Bank,die nichtfähig ist,das ihr anvertraute Gut zuschützen? Und warum,äth die Presse,
statt sich mit Erfindung von Kontrolplänen zu bebürden, die, wenn sie durchführbar
wären, schließlich dem sachverständigen Techniker auch mal eingefallen sein müßten, den
Leuten nicht, ihr Geld schleunig aus den Depositenkafsen der schlecht bewachten Bank zu
holen? „Weilbei uns gestohlen worden ist, bekommt Ihr weniger Dividende": wer diesen
Satz ruhig hinnimmt und die Unachtsamen mit blauem Auge durchschlüpfen läßt, Der
darf sich nicht wundern, wenn dem süßen Harry bald ein mitteldeutscher Schüler erwäch st.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

:f Allerhöchsten Befehl ist dieWachsbüste, die Geheimrath Bode,Ge-
neraldirektorderKöniglichenMuseen,fürhundertsechzigtausendMark
von Mr. Murray Marks gekauft und im Vronzesaal des Kaiser Friedrich-
Museums aufgestellt hat, am zehnten November 1909 zum echten Leonardo
da Vinci ernannt worden." Das ist der unzweideutige Sinn einer Notiz, die
aus demBerlinerLokalanzeiger, dem Organ des Geheimrathes Bode, in die
Presse zweierErdthcile übergegangen ist unddemDeutschenReich eine höchst
unerfreuliche Hohnfluth eingetragen hat. Diese Notiz zwingt auch den Po-
litiker, über den Büstenstreit zu reden, dessen wefentlicherJnhalt seinerKom-
petenz doch entzogen ist. Der Geheime Regirungrath Dr. Wilhelm Bode ist
Generaldirektor der Königlichen Museen und Direktor des Kaiser-Friedrich-
Museums. Solcher Dualismus behagt manchem Kunst freund eben so wenig
wie manchem politischJnteressirtendieHäufung derAemter detHausministers
und des Obelhofmarschalls in denHänden des GrafenAugust zuEulenburg.
Doch handelt sichs in beiden Fällen um Männer von ungewöhnlicher Tüch-
tigkeit. Ueber Bodes Neigung, allerlei Kleinkram von zweifelhaftem Werth,
auch beschädigten, in sein Museum zu schleppen (während, zum Beispiel, die
Leiter der londoner i^tiona! (ZaHsr^ nur das Beste der Aufnahme in den
britischen Nationalbesiß für würdig halten), und über die seltsame Art, wie
er alte Bilder restauriren läßt, mögen die Meinungen derFachleute weit aus-
einandergehen. Verdienstliche Leistung kann ihm kein Gerechter absprechen.
Er gilt als einTröölergenie, als ein Mann von feinster Witterung für das

Echte und Werthvolle. Galt, trotzdem ihn die Gunst des Kaisers besonnte,
bis ins vorige Jahr auch nicht als ein den Feinden moderner Kunst Verbün-
deter. Er ließ sich von Liebermann malen und fand oft auch bei den Maece-
nen der Sezession Geld für die seiner Leitung unterstellten Kunfthäuser. Zu
anderem Urtheil zwang erst der Fall Tschudi. Als der Direktor der National-
galerie (zu dem der Kaiser ärgerlich gesagt hatte, Leute wie Delacroix und
Corotsollten „erftzeichnenlernen")insWanken kam, erschienen gegenTschudi
Artikel, deren Jnftigator nur Bode fein konnte; besonders boshafte im Lokal-
anzeiger, dessen Leitung Bodes alter Freund Otto Röse übernommen hatte.
In dieser Zeitung, die sonst jede schroffe Parteinahme oder Polemik meidet,
standen nun von dem neuen Chefredaktur geschriebene Artikel, die Tschudi
und dessen Freunde mit bösemSpott überschütteten unddenGlauben schassen
konnten,alldieseMännerseiennurimGeschäftsmteresseeinzelnerKunsthänd-
ler, insbesondere des (sehr feinen, klugen und im Tiefsten künstlerisch empfin-
denden) Herrn Paul Casftrer versippt Artikel, deren Inhalt und (namenlich)
Ton venieth, daß sie aus Gesprächen mit Bode entstanden waren. Der Ge-
neraldirektor durste Herrn von Tschudi, wenn er ihn schädlich fand, im Be-
reich der amtlichenJnstanz mit äußerster Heftigkeit bekämpfen, mußte sogar;
durste aber nicht dulden, daß mit von ihm gelieferten Waffen sein Jugend-
freund (der außer einem „Wegweiser durch dieOperSalome" der Kunstkritik
wohl nichts gestiftet hat) den manchmal vielleicht allzu laut gelobten Mann
angriff, der von dem Generaldirektor geschützt werden muhte, so lange erihm
Untergebener und Kollege war. Die häßliche Geschichte hat dem Geheimrath
Bode wichtige Freunde entfremdet; die Erinnerung an diese Dickichtgefechte
darf aber das Urtheil überBodes neuesHandeln nicht trüben. Er hat in Eng-
land eine bemalteWachsbüste gefunden, gekauft und für ein Werk Leonardos
erklärt. Der Mann versteht sein Geschäft und gilt in einzelnen Ländern als
eine Autorität ersten Ranges. Hat er wirklich einen Leonardo entdeckt, so ists
ein neuesVerdienst(dasseinAnhangihmgeradejetzt,nachdemüblenTschudi-
hader, wünschen mußte); ist auch der Preis nicht zu hoch. Hundertsechzigtau-
send Mark: immerhin eine Summe, die fünfzig junge deutsche Künstler ein
Lehrjahr lang vorHunger und Prostitution bewahren konnte. Ists aber ganz
sicher? Von Leonardo wissen wir, aus den Angaben seines Biographen Gior-
gio Vasari, nur, daß er, außer dem Modell zu einem Reiterdenkmal, auch
Büsten gemacht habe. Sonst nichts; kein einziges Skulpturwerk Leonardos
ist uns erhalten; keins wenigstens bis heute bekannt geworden. Und nun, nach
vierhundertJahren,steht einMufeumsdirektorauf undkündet dem Erdkreis:

„DieseWachsbüste ist das Werk Leonardos daVinci." Wenn Klmgers Denkmale und Büsten sammt den Reproduktionen vom durchforschbaren Erdboden verschwänden und nur seine Bilder, der Paris, die Heure LIeu?, der Christus, erhalten blieben, müßte ein Museumsleiter, der im Jahr 2309 eine irgendwo aufgestöberte Büste für dasWerkKlingers erklärte, aufWiderspruch gefaßt sein; dürfte ihn nicht wie das Produkt niedriger Tücke abwehren. Das aber thut Bode, „«ausa Knita est": als Augustinus das Wort sprach,konnte er sich auf dieBeschlüffe zweierKonzilienstützen; denGeneraldirektor dünkt dieSache durch sein eigenesUrtheil endgiltig entschieden. Käufer, also Pari ei, und'Richter in einer Person. Wer dagegen redet, ist ein Ignorant oder Wicht. Und die Urteilsbegründung? Auch Bode kennt ja kein Skulpturwerk Leonardos. Weiß nicht, ob der Bildhauer nicht ganz andere Wege ging als der Maler. Kennt aber die kleine Mädchenbüste im lillerWicar- Museum, die für ein Werk Rafaels gehalten wird, und hat festgestellt, daß die von ihm gefundene Flora in ganz ähnlicherWeise bemalt ist wie dieses berühmteWachsbild. Formen und Haltung, sagt er, Ausdruck und Lächeln beweisen, daß die Büste von Leonardo in den ersten Jahren des sechzehnten Säkulums in Florenz geschaffen sein muß. Diese Art der Frauendarstellung habe Leonardo in dem Traktat über die Malerei gefordert. Da von seinen Schülern und Nachahmern viele Florabilder erhalten seien, sei erwiesen, daß der Meister selbst „mit einerFlorakomposition beschäftigt warundste sehrwahrscheinlich auch ausführte". Die für Berlin angekaufte Büste zeige eine viel höhere Meisterschaft und ähnele der berühmten Marmorbüste einer Flora aus dem florentiner Bargello, die als ein Werk Verrocchios gilt, von Bode aber dem jungen Leonardo, Verrocchios Schüler, zugeschrieben wird. „Sie erscheint in Form, Anordnung und Auffafsun g wie eine Vorstufe zu der Wachs - büste; was dort noch in den Schranken der quattrocentistischen Kunst erstrebt ist, erreicht derKünstler hier in so freier, vollendeterWeise, daß sich ein Meisterwerk wie dieses klassischen Bildwerken, wie derVenus von Melos, an dieSeite setzen läßt." Der Wachsbüste fehlen dieUnterarme; auch der Argumentation, wirdManchermeinen,wichtigeGlieder. Doch derGeheimrathistseinerSache, seines Sieges gewiß. Ganz gewiß? Dann brauchte er nicht anGassengefühle zu appelliren; nicht dieTonart zu wählen,dieausseinen durchlässigen Mundstücken schon während desTschudistreites zu hören war;in die Meinungfehde nicht Dinge hineinzuziehen, die nicht das Allergeringste damit zu thun haben. ObdieSezessioniften gute oder schlechteKunst machen,obHerrMeier-Graefe mit Recht oder Unrecht El Greco, den Tizianschüler, über Velazquez stellt:

die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen beweist nichts für. nichts wider den Werth der Büste. Doch deren Werth, sagt Bode, deren „Echtheit" wird ja nur von Deutschenhassern, Sezessionisten, Partikularisten, Sensationmachern jetzt noch bestritten; und ist doch gerade durch dasTreiben dieser Leute, durch die vonihnen vorgebrachten Dokumentebündig bewiesen worden. Wirklich bewiesen, Herr Generaldirektor? Einiges aus der Geschichte derWachsbüste ist jedemZweifel entrückt. Sie war lange das Eigenthum des Bildhauers Richard CockkeLucas inLondon, der sie seinem Sohn hinterließ. Dieser Albrecht Dürer Lucas verkaufte sie1888 einemHerrnSimpson. Nach dessen Tod wurde sie, mit anderen Gegenständen, für fünf Shilling von dem in Southampton lebenden Herrn Mann erworben. Die nächsten Besitzer hießen Long, Sparks, Spinks, Murray Marks. Auch Long hat nur ein paar Shilling dafür gezahlt. Von Murray Marks kaufte sie Bode für Hundertsechzigtausend Mark. AlbrechtDürerLucas lebt noch; ist einundachtzig Jahre alt, aber im Vollbesitz seiner Gedächtnißkraft. Am zehnten November 1909 hatHerrThomasWhitburnandenHerausgeber der^im68 geschrieben: „Auf die Frage, ob die Wachsbüste, die, wie allgemein zugegeben wird, im Besitz von Richard Cockle Lucas war, sein Werk oder das Leonardos ist, kann ich, als einerderbeidennoch überlebendenZeugen,eine bestimmte Antwott geben. Ich habe sehr oft im Atelier des Bildhauers Lucas das Giocondabild Leonardos neben dieser Büste gesehen; ich sah Lucas an der Büste arbeiten und er schilderte mir dieUmstande, die ihm diesenAuftrag eingebrachthatten.Schon dadurch haben die Vorgänge sich meinem Gedächtniß eingegraben. Mit absoluter Bestimmtheit kann ich auch versichern, daß Lucas weder damals noch später eine andere Wachsbüste besaß, die dem Giocondabild ähnelte und als WerkLeonardos galt."Am zwölftenNovember stand in den?ime8 dann der folgende Brief iks eckiwr: „Mit freudiger Genugthuung habe ich heute früh den Brief meines alten Studimgenossen und FreundesTomWhitburn gelesen. Ich kann mich noch genau der Zeit erinnern, wo dasGioconda- oder Florabild in das Haus meines Vaters (Notlinghamplatz 40, Marylebone, London) gebracht wurde. Hauptmann Berdmore brachte es in einem Cab; führte auch Herrn Buchcman bei meinem Vater ein. Das Bild war nur in ein Tuch gewickelt. Berdmore lehrte mich damals allerlei Fechterkunststücke, die ich noch heute im Gedächtniß habe. Ich kann mit feierlicherBestimmtheit versichern, daß weder in meines Vaters noch in meinem Besitz jemals eine andereGioconda-oderFlorabüste war; die einzige aus unseremBesitz ist auf der Photographie dargestellt, die ich Herrn Cooksey (einem Antiquar) gab

und die dann in den Illusti-ais^ I^oncZon ^evvs schlecht reproduzirt wurde. Nie ist meinem Vater oder mir irgendeine Büste zum Zweck derKopirung übergeben worden. Das kann ich mit solcher unanzweifelbaren Sicherheit behaupten, weil ich von meiner frühsten Kindheit bis zu seinem Tode mit ihm in engstel Gemeinschaft lebte, zuHaus unterrichtet wurde, an feinen Arbeiten mithalf und fein volles Vertrauen hatte. Whitburn war am Nottinghamplatz oft unser Gast und wird sich noch erinnern, daß mein Vater seinem alte farbige Gläser abkaufte. Ich binJhnen in Ehrerbietung ergeben AlbrechtDürer Lucas." ZweiZeugenleben. Beide erklären in lückenloserUebereinstimmung: Der bekannte Kaufmann Buchanan hat 1846 Richard Cockle Lucas beauftragt, nach einem Gioconda- oder Florabild eine Büste zu machen. (Taß Buchanan ein solches, dem Leonardo zugeschriebenes Bild hatte, ist durch einen Verkauftkatalog aus dem Jahr 1846 bewiesen. Er hats für sechshundertvierzig Guinees verkauft und es ist jetzt in Basildon in einer der Familie Morrison gehörigen Galerie.) Buchanan hat den Auftrag späterzurückgezogen und Lucas die Büste deshalb behalten. BeideZeugen erklären, daß sieLucas oft an der Büste arbeiten sahen; daß sie nicht ein Werk Leonardos, sondern RichardsLucas sei, der dasLeonardo zugeschriebeneBild als Skulptur nachschaffen sollte; daß im Hause Lucas nie eine andere Büste ähnlicher Art war. Beide führen eine Menge unwiderlegter, unwiderleglicher Details an. Und tüchtige Kunstkenner bestreiten mit äußerster Heftigkeit, daß die im Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellteWachsbüste, mit ihrem fast modernscheinenden Kopf über nach Empirebrauch zusammengepreßten Brüsten, vierhundert Jahrealtseinkönne.DerGeneraldirektorderKöniglichenMuseen aber behauptet : Lucas hatzweiBüsten gehabt, dasOriginal (vonLeonardo) und die vonihm angefertigteKopie; die Büste, dieLucasSohn undWhitburn gesehen haben, war die Kopie; das Original, ein Werk vom Werth der melesischen Venus, habeich entdeckt,habeichspottbilliggekauftundEuchBerlinerninden Bronzesaal des Friedrich-Museums gestellt. Wers nicht glaubt, ist Deutschenfeind, Partikularist, Sezessionist, Sensationmacher. Alle Dokumente (sagt er), die beweisen sollten, daß die Büste modern, also nichtLeonardosWerk sei, „sind veröffentlicht worden: und das Resultat ist, daß gerade die Echtheit derBüste dadurch verstärkt, ja, bewiesen wird." Wörtlich. An Kühnheit und Selbstgefühl fehlts dem Herrn Generaldirektor der Museen jedenfalls nicht.

Auch nicht an Sachkenntniß und Erfolgen, die vor solcher Selbstsicherheit das Staunen mindern. DerLaie darf noch hoffen (und der Deutsche muß wünschen), daß Bode Recht behält. Der Behauptung, die Echtheit sei schon

erwiesen,müßte aber selbstblinderPatnoteneiferwidersprechen.Zweianstän-
dige, am Ausgang derSache nicht irgendwie interessirte Männer, die einzigen
aus der Zeit des Buchananauftrages Ueberlebenden, haben mit präzisester
Bestimmtheit erklärt: An der Büste, die den Berlinern für ein Werk Leon ardos
ausgegeben wird, sah unser Auge Richard Cockle Lucas oft arbeiten; sie ist,
ohne jeden Zweifel, das Werk seiner Hände, die, unter heute noch nachprüf'
baren Umständen, beauftragt waren, Buchanans Gioconda (oder Flora) in
Wachs nachzubilden. Diese klaren, bis ins Einzelne mit Erinnerungbildern
illustrirten Angaben hat Bode nichtwiderlegt; auch im Kleinsten nichtum ihre
Glaubwürdigkeit zu bringen vermocht. Unverzeihliches aber hat er gethan:
als die Partie schlecht für ihn stand, den König als Trumpf ausgespielt. Eines
Tages lasen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habeBodesVortrag gehört, die
Wachsbüste genau besehen, für einen echtenLeonardo erklärt und demGene-
raldirektor für den billigen Ankauf des herrlichen Werkes Anerkennung und
Dank ausgesprochen. Da zu dem Vortrag, zur Besichtigung Hörerund Schauer
nicht geladen waren, da fernernichtanzunehmenist, daßderKaiserseinUrtheil
demLokalanzeigergemeldethabe, kann auch diese Information wieder nur von
Bodegekommensein.UndhierhörtderSpaßauf;sind wir auch hinterderGrenze
desKunstbereiches.GeheimrathBode weiß,daß zu sachverständigem Gutachten
in diesem Streit derKaiserso wenig berufen ist wie, zum Beispiel, MeisterLie-
bermannzum AmtdesManöverrichters.AnstandundTaktgefühl verpflichtete
denBeamten,dieWorte des Kaisers, diesichernicht aufbesondere AutoritStAn-
spruch machten, im Busen zu bewahren. Er hats nicht gelhan: und damit er-
wirkt, daß derVertrauensmann deutscher Nation wieder vontausendZu^
spöttelt,vonhundertFedernbM
jedemStreitdasentscheidendeWortsprechenzukönnen wähne und dessenUbi-
quitätdenNerven nachgerade unleidlichsei. „Alle Zweifel an derEchtheit der
Büste müssen für immer nun schweigen. Immerhin sollte HerrBode beden-
ken, daß Wilhelm der Allsachverständige als Kunstkritiker noch ein Neuling
ohne rechtes Ansehen ist und daß kein Respektbuckel feine älteren englischen
Kollegen hindern wird, die Echtheit der Büste zu bestreiten." Solche Sätze
(und viel bösere) lasen Franzosen und Briten, Rusfen und Römer. Das ist
Bodes Werk. (DieBehauptung, dieAngabe des Lokalanzeigers sei obendrein
noch ungenau gewesen, braucht hier nicht geprüft zu werden. Wenn der Kai-
ser wirklich eine Untersuchung befohlen hat, die feststellen soll, ob dasWachs
der Florabüste aus dem sechzehnten Jahrhundert stamme, mag man sich der
Thatsache erinnern, daß Virchow einem von Mackenzie aus Friedrichs Kehl-
kopf geholten Gewebsstück die Gewißheit entnommen hat, der Kronprinz sei

nicht von der Krebskrankheit heimgesucht.) DerHauptinteresfent, dessen Ruf und Stellung verloren wären, wenn die theuer bezahlteBüste als eine Kopie aus dem neunzehnten Jahrhundert erwiesen würde, kann die gegen ihn wirksamen Aussagen zweier ehrenwerthen und unbefangenen Zeugen nicht entkräften; schilt drum Jeden, der diesen Zeugnissen glaubt, und zerrt schließlich den Kaiser ins Spiel. Allzu menschlich; eines im Kunstreich Regnenden nicht würdig. Der Herr Generaldirektor mag in den Tagen der luäi ttoraleZ auf große und kleine Raubthiere, auf Hasen undZiegen sogar Hetzjagden anordnen; in seinerFlora, wie dieRömer einst, dasSymbolguterHoffnungsehen; mag, wenns ihm in die Taktik paßt, auch verkünden, die Form der Büste beweise, daß sie von einem Linkshänder, also von Leonardo, geschaffen sei. Er hat nicht das Recht, in Wahrung seines Privatinteresses den Deutschen Kaiser als einen Mann hinzustellen, der sich den Thatsachen nicht anbequemen, von der Wirklichkeit nicht Lehre annehmen könne und der, blinder als der Sagenknud, glaube, unter der Wucht seines Wortes müsse der Wogenprall schwinden.
Laßt den Kaiser aus Eurem Spiel! Die an trüber Erinnerung reichen Novembertage sollten diese Mahnung Jedem einschärfen. Auch Wilhelms Nächsten. Als Pxinz Heinrich von Preußen einem Briten erzählte, seinBruder halte den Uebergang zu allgemeinerWehrpflicht auch in England für unvermeidlich, konnte er sich denken, daß dieseMittheilung bald Flügel bekommen werde. Nun ist sie von einem englischen Admiral verbreitet worden; und hat häßlichen Widerhall geweckt. In beiden Fällen ist nicht der Kaiser schuldig. Sinds die Männer, die ihn ohne Auftrag in die Feuerlinie schoben.

Europa irreclenta.

GrafAehrenthal hat in einerWoche zwei Siege erstritten. Einenglanzlosen im Defensivkampfe wider Herrn Jswolskij. Der eitle russische Wütherich(deneinDuodezbismarcknach kurzem Spiel mattsetzen könnte) hatte immer wieder gestöhnt, ihm sei der wiener Plan, Bosnien und die Herzegowina zu annektiren, erst nach der Ausführung bekanntgeworden; die buchlauer Andeutung sei ganz vag gewesen, von ihm aber sofort mit dem Hinweis abgethan worden, daß diese Frage nur von einem Kongreß der Großmachte beantwortet werden könne. Der seit denTagen von Desto verrußteHerrTittoni sprang dem Kollegen als Helfer bei; konnte aber die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß er nach den salzburger Gesprächen mit Aehrenthal vorZeugen auf die dem Balkan nahenden Ereignisse undStürme hingewiesen und die Journalisten ermahnt hatte, sich nicht aus dem festen Glauben an die „nach jeder Richtung" gesicherte Einigkeit Oesterreichs und Italiens schwatzen zu lassen.

Aehrenthal hat nachgewiesen, daßJswolskij und Tittoni wußten, was bevorstehe; dem imStil unserer Winkelblätter mit „sensationellen Enthüllungen" drohenden Knirps aber eine ziemlich lahme Antwort gegeben, aus der man schließen muh, daß er die Veröffentlichung derBalkankorrespondenz nicht wünsche. Kein Triumph. Nach einem Austausch offiziöserNoten, der dieHerren der Wilhelmftraße(Dasheißt:Bethmann-i-Hammann)Wichtigeslehrenkönnte.

In dcr Debatte ist auch die Behauptung wiedergekehrt, eine deutsche Pression habe Rußlands Nachgiebigkeit erzwungen. Eine Behauptung, die uns im Zarenreich zu altem Haß neuen geworben hat und deren Unwahrheit doch erweislich ist. Nach meiner Kenntniß hat sich dieSache ganz anders abgespielt. An einem Abend der zweiten Märzhälfte kamen, bei einem Nout des Herrn vqn Tschirschky, in der wiener Deutschen Botschaft der Chef des österreichischen Generalstabes und der russische Militärbeoollmächtigte ins Gespräch. DieDreistigkeit serbischerProvokation schien kaum noch erträglich. Auf dieFrage, obs irgendwas Neues gebe, antworteteGeneralstabßchef Eonrad von Hötzendorff in gleichmüthigem Ton: Allerlei; und recht Beträchtliches. Der Kaiser habe den Befehl zur Mobilmachung gegen Serbien schon unterschrieben und für den Fall russischer Einmischung sei die Hilfeleistung des Deutschen Reiches gesichert. Sehr höflich und sehr gelassen. Der Miiitärbevollmächtigte schlich schnell aus dem Botschafterhaus, erbat Urlaub, fuhr noch am selben Abend nach Petersburg und meldete dort das Gehörte. Nun wurde Herr Jswolskij doch ein Bischen nervös. Er stand vor der Wahl, die Balkanslaven im Stich zu lassen und so Rußlands Haemusprestige auf ein MenMenalterhinaus zu vernichten oder mit einemzerrüttetenHeerdenKrieg gegen zwei starkeGrohmächte zu wagen und dem revolutionärenGeistwieder dieThür in das vonTruppen entblößteLand zu öffnen. Nach kurzem Zaudern suchte er den Grafen Pourtalös auf und bat, wohl unter der Einwirkung des nüchternen Stolypin und der um die Dynastie besorgten Großfürsten, um deutscheVermittelungzwifchendenosteuropäischenKaiserreichen. Der Türkenwunsch deutscher JnterventioninWienwarim November, aufHolsteinseiferndenRath, inBerlin abgelehntworden; der russischewurde erfüllt Kein Zwei« fel darüber gelassen, daß der cagus foeäerlZDeutschlandan derSeite Oesterreichs finden werde; zunächst aber im Sinn friedlicher Schlichtung zwischen Wien und Petersburg vermittelt. Ob Oesterreich damals, trotz der Notwendigkeit, für den Eventualkamps gegen Rußland und Italien ein paar Corps bereit zu halten, wirklich zu einer langwierigen Guerilla im serbischen Berg, land entschlossen war oder esauch einmalmit einemBluff versuchte, ist heute, da das Ziel längst erreicht ward, gleichgiltig. Nicht belanglos aber die Fest-

stellung derThatsache, daß in der austro-russischenKrisis das Deutsche Reich
nicht durch Drohung und Einschüchterung zu wirken getrachtet, sondern die
guten Dienste geleistet hat, um die es in Petersburg gebeten worden war. (Unk
den Gourmets der Diplomatie ein schmackhafter Bissen, dah Jswolskij da-
malszurückwich, ohne inLondon und Paris vorher einSterbenswörtchenver-
lauten zu lassen. SirEwardGrey hals ihm lange nachgetragen. Herr Pichon
nahms leichter; war froh, als sich das Balkangewölk wieder verzogen hatte.)
An Bedeutung und Glanz übertrifft dm ersten Aehrenthals zweiter
Sieg: der nach unhörbarem Umgehungmarsch überdieMagyaren erfochtene.
Das war ein schweres Stück Arbeit', dessen schlaue Bewältigung selbst vom
HauseOesterreichDank verdient. Wie unter dem beklemmenden Druck eines
Schwarzalben hat dieDoppelmonarchie unter der jungen, jugendlich skrupel-
losen Macht derUnabhangigkeitpartei geächzt. Unter derTyrannis der Leute,
dielos vonOesterreich woUten,einabgcschlossencsZollgebiet,eineeigene Reichs-
bank, ein nur ungarischem Befehl unterstelltes Heer forderten und auf die
Länge höchstens eine Peisonalunion mit Oesterreich dulden mochten. Diese
Macht ist nun gesprengt: die Partei gespalten und ihr Führer von gestern,
Franz Kossuth, zum hitzig befehdeten Anwalt der wienerWünsche geworden.
Das allaemeineWahIrecht hatauch hier, wieso oftfchon,als Dynamit gewirkt.
Hinter Coulisfenwänden mit verschiedener Aufschrift (Kommandosprache,
Banktrennung, Barzahlung) barg sich die Magyarensorge: Welche Partei
wird die Wahlreform durchführen (also ihrem Sonderinteresse anpassen)?
Der radikale Reichstagspräsident Justh antwortete: Nur die Unabhängigkeit-
Partei darfs; da ein redlich gewährtes Wahlrecht die Magyaren entaschten,
die Slaven in gefährlichem Tempo stärken würde, muß unsere Partei/die im
Reichstag die Mehrheit hat, ohne Helfer aus anderenKüchen das Gericht zu-
bereiten und nach ihrem Ermessen veitheilen. Ein schöner Gedanke, sprach
Herr Kossuth, der Handelsminister; nur leider undurchführbar. So dumm
sind die Wiener nicht, daß sie uns eine willkürliche, nach unserem Parteibe-
dürfniß ersonnene politische Organisirung des Landes erlauben. Lieber er-
obert Franz Ferdinand, der mit Aehlenthal und Kristoffy den Sprengstoff
über dieGrenze gebracht hat, Ungarn mitWaffengewalt. Wir haben, als eine
der Reichseinheit feindliche Partei, genug durchgesetzt, können nicht mit dem
Schädel durch die Wand und müssen, wenn wir die erjagbareBeute nicht mit
der Verfassungpartei (Wekerle-Andrassy) und der Volkspartei (Zichy-Ra-
kovszky) theilen,am Ende müßig mitansehen, wie die Wahlreform gegen uns
gemacht wird. Der rauschende Rhythmus magyarischer Rede täuschte den
fernen Horcher über den Inhalt dieser Zwiesprache, die von Mond zu Mond

unfreundlicher wurde. Jetzt ist Justh aus dem Reichstagspräsidium entfernt
und Kossuth, nur noch der Führer einer Hundertschaft, hat den dringenden
Wunsch, im Licht kaiserlicher Gnade und in Gemeinschaft mit den (einst so
grausam bekämp ften) Deakistenin der Regirung zu bleiben.Ob Juflh Kossuth,
obKossuthJusth aus der Volksgunst drängt: mit demNimbus derUnabhängig-
keitpartei ists vorbei und d en Wienern die B ahn freigekehrt. Das h at mit
Rath, die Leute zappeln und schwitzen zu lassen, GrafAehrenthal vollbracht.
HerrKossuth, der vor einem Jahr noch mit dem Haus Habsburg-Lo-
thringen wie eine Großmacht mit einer anderen verhandelte, gilt großen
Schaaren feinerLandsleute heute schon als einVerräther, derumJudaslohn
seine Grundsatze verschachert habe. Der stets kränkelnde Sybarit, der in Seide
gebettete, von Wohlgerüchen umduftete Weichling war nie der Mann, in
offenerFeldfchlachtden Sieg anseineFahne zubinden.Und muß nun vor dem
Sturm beben, zu dem sich die zehn Dutzend unter Jusths Kommando gegen
ihn rüften.War,mehrJtalieneralsMagyar,eigentlich immer nureines glor-
reichen Namens Schalten. Als die Mehrheit der Parteigenossen sich neulich
mißtrauisch von ihm wandte,höhnte sieseinempsindlichesOhrmitdenKlän-
gendesKossuthliedes.Ein böserVokalspaß,der demSchwachgemuthen sagen
wollte: „Weil wir den Vater ehren, müssen wir Achtundvierziger den Sohn
verachten." Ob der Vater in ähnlicher Lage aber anders gehandelt hätte als
der Sohn? ^rca^es ambo. LudwigKossuth war nach seiner Niederlage be-
reit, mit den Türken zu Paktiren, rief dann, als Nikolai und Franz Joseph
seine und Dembiskis Auslieferung von der Hohen Pforte (vergebens) fmder«
ten, dieWestmächte um Schutz an und schrieb ausWiddin nach Konstantino-
pel an Frankreichs Gesandten den (von Tocqueville in seinen Louvoiurs auf-
bewahrten) Satz: „Z'ai ekoisi comme uri bon cdrölien l'insxprimaKIs
Zouleur äs l'exil au IleucZs latr^czaillilS 66 w mor^.^ DieserguteChrist
HStteauchmitdemWienAehrenthalseineVerständigunggesuchtund gefunden.
Der Kampf um die Wahlreform, die den Magyarenschrecken eindeichen
soll, geht, unter Oesterreich günstigeren Bedingungen, weiter. Und wenn die
im wiener Reichsmth hausenden Nationalparteien dem Rath kühler Klugheit
zugänglich wären, würden sie nicht gerade in dieser kritischen Stunde durch
Raufhändel und Scharmützel die cisleithanischePolitik um jeden Elan, jede
Stoßgewalt bringen. Oesterreich braucht die vereinteKraft der Deutschenund
derSlaven,um mitUngarnzueinemwürdigenAbschlußzu kommen. Und die-
ser Abschluß ist doppelt dringlich, weilOesterreich-Ungarn morgen schon vor der
Notwendigkeit eines Zweifrontenkrieges stehen kann. Der lange Urlaub des
petersburgerBotschaftersGrafenBechtoldist,wiedervonLivadianachRacco-

nigi gewählte Reiseweg, nur das sichtbare Symptom des schlechten Verhältnisses zu Rußland. DreiWochen nach NikolaisHeimfahrt aus Italien hat der Corpskommandant in Breecia, Generallieutenant Asinari di Barnezzo, der beimZaren den Ehrendienst hatte und bei Victor Emanuelinbesonderer Gunst ist, eineRede gehalten, in der er dieOffiziere an diePflicht zur Befreiung des vom Fremdling geknechteten Jtalerbodens mahnte und den Soldaten zurief: „Vor meines Geistes Auge sehe ich unseren König auf dem Gran Sasso d'Ztalia diedreifarbigeFahne senken und denBlick ostwärts schicken,in die Ferne, von wo so viele Schwesterstädte zu dem Löwen von San Marco hinüberschauen, von dem ihre Sehnsucht Befreiung erhofft." (Da wächst, im Westen, ein neues System. Als der Widerhall spanischen Kraftaufwandes dem pariser MarokkosyndikatunbequemwurdeunddieFerrertrabanten den muthigen alten Maura noch nicht um den Kredit gebracht hatten, mußte General d'Amade eine Warnung über die Pyrenäengrenze rufen. Als man sich amwienerBall« platz gegen die Insulte von Racconigi stocktaub stellte, mußte ein Corpskommandant noch deutlicher werden.) Asinari ist natürlich, wie der französische Kamerad, in den Ruhestand versetzt worden; bis auf Weiteres. Und ist, wie D'Amade, der Held des Tages. Denn er hat keck ausgesprochen, was neun Zehntel aller Italiener denken: Südtirol, Jstrien, Görz, Trieft, auch Dal« matien, das einst Venedig gehörte, muß wieder unser werden! Drum krönt ihn, der so laut sprach wie feit Skobelew kaum je ein Soldat, jubelnd das Volk. Und in Rom, Wien, Berlin könnenSchmocks seligeErben übermorgen wieder betheuern, daß im Dreibund nicht das kleinste Knötchen gelockert, insbesondere im Gebiet der Jrredenta von altem Haß nichts mehr zu spüren ist.
. Deutschland muß sich hüten, über die Pflichtgrenze hinauszugehen und alle Interessen Habsburgs, auch die unseren entgegengesetzten, brünstig zu umklammern. Kann im Nebelung aber den Oesterreichern eben so wichtigen Dienst leisten wie im März den Russen. Durch die höfliche Lösung des mit Italien vereinbarten Paktes. Das Bewußtsein unentgeltlicher Rückversicherung macht die Italiener frech; wenn sie der stark gepanzerten Austritt allein gegenüberstehen, werden sie schnell wieder artig sein. Solcher Anblick deutscher Entschlossenheit wird am Ende auch dieRussen erkennen lehren, daß sie mit Berlin undWien anders verkehren müssen, alsJswolskij, das Teufelchen in der Flasche, empfahl. Und daß Versäumtes nicht leicht nachzuholen ist.

Ein neuer Khalif?

Aus Kiel kam neulich die Kunde, der Kaiser wolle in diesem Jahr mit seinerFrau wieder genJerusalem fahren. Die Meldung muß falsch sein; kein

KanzlerkönnteindieserZeit islamischer KrisensolcheReiseverantworten.D^
ein kleinererHerr macht sichaufdenWegnachihm heiligen Slätten; undseine
Reife, von der bisher bei uns kaum gesprochen wurde, kann wichtigund merk-
würdig werden. AbbasHilmi, derKhedive von Egypten, will am vierzehnten
Dezembertag dieFahrt nach Mekka und Medina antreten. Treibtihn das Be-
wußtsein religiöser Pflicht in Strapazen, wie eine Reise durchs Rothe Meer
und ein viertägigerKamelritt sie einem zuKorpulenzNeigenden aufbürden?
Unwahrscheinlich. Will er, wie erzählt ward, mit denScheichsdesNedschdund
von Koweitin Mekka zusammentreffen, um über dieWege zu sprechen, die ans
Ziel des Panislamismus führen könnten? Solches Unternehmen würde Sir
Eldon nicht williger dulden als vor ihm LordCromer. Bleibt noch dieMög-
lichkeit, daß derKhedive sich von KenJmamenderHeiligenStättenzumKha-
lifen ausrufen lasfenwill. Dazu sind sie nach islamischerRechtesatzung befugt:
wenn sieAbbasHilmialsHerrnvonMekkaund Medinabegrüßen, isterfoltan
derSchattenGottesund derStatthalterdesPropheten Hörtabernichtauf,von
EnglandsGnaden inKairo zuresiöirenWasbrächtesolcheWandlungBritanien
ein? DerneueKhalif wäre nicht viel mehr als ein Britenvasall; dieHerrschaft
über Arabien, die Verbindung Egyptens mit dem Sudan, Mesopatamiens
mit Indien gesichert; aus die Trace der Bagdadbahn ein schwer überwind-
bares Hinderniß gewälzt; und den Deutschen ein Aerger bereitet, neben dem
der von Akaba Kindergram schiene. Und dazu sollAbbasHilmi, der dieBri-
ten im tiefsten Herzensgrunde doch ingrimmig haßt, sich hergeben? Warum
nicht, wenn daran reichlich zu verdienen ist? Trotz dem Türkenblut ist er ein
echter Araber, denkt, wie seine Stammesgenossen, Tag und Nacht andieHäuf-
ung vonSchätzen und wird gern mit sich reden lassen, wennEngland ihmdie
Zolleinkünste der Hafenstädte am Rothen Meer zuspricht und obendrein gar
noch die Spesen trägt, die nöthig sind, um die innige Anhänglichkeit der Be-
duinenscheichs und der Priesterschast in Arabien zu verbürgen. Geld, das
draußen so hohen Zins bringen kann, hat John Bull nie knickernd in der
Tasche behalten. DerKhedive, der seineOrimtalen kennt und die Türken ver-
achtet, empfindet auch die ganze Lächerlichkeit der stambuler Parlaments-
komoedie. Den Grohherrn Abd ul Hamid hat er gefürchtet (und nur Furcht
zeugtimOrientalenhilnAchtung); Mohammed denFünftenund defsenjung-
türkische Tutoren schätzt er nicht höher als sein eigenes Palastgesinde. Die
Türkei darf nicht zu früh mißtrauis<5,deregyptifcheNationalismusnicht mit
allzu fettem Köder hervorgelockt und doch muß die Zeit benutzt werden, ehe das
neue Regime sich in Konstantinopel festigt und die Hedschasbahn sertig ist.
Kann das Phantom der Gleichberechtigung allerNationen im Osmanenreich

Wirklichkeit werden? Der Mohammedaner den Christen, den Juden neben
sich im Heer dulden? Werden diese Fragen verneint, merkt der Türke erst,
daß er, als Minorität, verloren ist,sobald erdenRajahvölkern Gleichberechti-
gung gewährt,dann ists mitVerfassung und Parlamentspiel aus. Bald muß
sichs zeigen.England will fürjedenFall sichersein und strecktdrum frühFühl-
händchen aus. Doch in Konstantinopel ist man ängstlich geworden. Scheint
zwar nicht entschlossen, dem dreißigjährigen Khedive die Reise direkt zu ver-
bieten. Will ihn aber vonHamadaPascha überwachen lassen, der in Egypten
Minister war und in dennächstenWochennachMekkaundMedinagehensoll.
Ein Eisen im Feuer: damit begnügt der britische Glücksschmied sich
nicht gern. Während die Egytische Regirung (also England) den dicken Vice-
könig sür dieFahrt insHeiligeLand desKhalifates ausrüstet,hat siedieKon-
zession der Oomp^Fn'o Oriivc^L^üocju (^nallVlnriiimo^Lue^um vierzig
Jahre verlängert. Warum? DieKonzession liefnoch bis 1969; läuft nun also
bis2009. JmSudanswoseineHerrschaft ja noch immer nicht „anerkannt ist)
braucht England für Eisenbahnen, Bewäsferunganlagen,Verbindungen mit
Uganda und dem RothenMeerRiesensum men; Egypten, dem alsTheilhaber
am sudanesischen Kondominium die ehrenvolle Aufgabe der Kostendeckung
zufiel, kann allein nicht auch das jetzt Nöthige noch herbeischaffen. Für die
Konzessionverlängerung,an der esalsHauptaktionärnatürlichdasgrößteJn-
teresfe hat, läßtEngland sich mit steigender Prozentualbetheiligung und mit
etlichen Millionen PfundSterling bezahlen; und kann so die durch die suda-
nesische und arabische Kulturarbeit entstandenen Kosten decken, ohne eine
neue Anleihe aufzunehmen, durch die das internationale Institut der^aissL
6(? O^jio über das Jahr 1912 (wo es nach britischem Wunsch verschwin-
den soll) hinaus am Leben erhalten würde. Wird diese Baisse geschlossen, so
stießen der Egyptischen Regirung große Summen zu; und man darf sich in
London mit derThatsachebnisten,daß wieder eineEuropäerhypothek aus das
Nilterrain ausbezahlt ward. Ein neues lehrreiches Kapitel aus dem Buch
britischer Weltpolitik. So klug besonnen und in derWirkung so sicher, daß so-
gar die Halbgötter der Wilhelmstraße vielleicht noch daraus lernen könnten.
Als im Haus der Commoners, vor zweiundfünfzig Jahren, Berkeley
die Regirung wegen des Suezkanalplanes intcrpellilte, höhnte Palmerston
das Unternehmen alsfinanziell und technisch undurchführbar, als disAusge-
burt eines kranken Hirnes, die, zu EnglandsHeil,nicht lebensfähig sei; denn
einen Kanal, der Egypten von der Türkei trenne, könne die Regirung Ihrer
Majestät niemals dulden. Der so sprach, flackerte, wenns ihm in den Kram
paßte, als Feuerbrand auf; fand sich aber auch als trockener Schleicher in der

Menschenwelt zmecht. Pfauchte als Beantworter der Interpellation; und hatte vorher doch schon Herrn Ferdinand Lesseps mitgetheilt, daß der londoner Widerstand in dem Augenblick weichen werde, wo den Briten der Besitz von Suez (also des den Kanal öffnenden und schließenden Thores) gesichert sei. Eine Wasserstrahe, die Egypten von der Türkei trennt und den Seeweg nach Indien um ein so beträchtliches Stück kürzt, durfte England natürlich nur dulden, wenn am Nil nicht eine andereGroßmachtherrschte. Das Halbjahrhundert ward nicht verloren. Das Pharaonenreich ist britisch (und der Nationalismus der Egypter, über den die Norddeutsche im September so thörichte Sentiments von sich gegeben hat, einstweilen ohnmächtig). In der Kanalgesellschaft hat England seit Ismails Bankerot die Aktienmehrheit; läßt sich, für die Verlängerung der Konzession, von 1910 bis 1913 hundertvier Millionen Francs zahlen; und bekommt von 1969 bis 2009 fünfzig Prozent der Kanaleinkünfte (in den vierzig voraufgehenden Jahren einen von vier bis auf zwölf Prozent steigenden Antheil). Die Hoffnung der Egypter, 1969 endlich Besitzer des Kanals, der schon jetzt einen Jahresertrag von mindestens siebenzig Millionen Francs bringt, zu werden, ist vereitelt. Durfte demZiel nicht nahen; wer kann heute wissen, welcheFlagge am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts auf der Citadelle von Kairo wehen wird? Sir Edward Grey macht mit den elf Artikeln des neuen Vertrages ein gutes Geschäft auf lange Sicht. Und was auf dem Seeweg nach Indien gelang, kann auch auf der Schienenstraße gelingen. In Egypten ist dertäppischeVersuch,durchdieLinie Akaba-Maan demKanal und seinem Wuchertarif zu entgehen, abgeschlagen, im Sudan durch die Eisenbahn, die Lord Cromer 1906 (am Geburtstag des Deutschen Kaisers) feierlich weihte, von dem neuen RiesenhafenPortSudan aus die Verbindung mit dem Nil beschleunigt worden. Im Aemen, am Persischen Golf, in Mesopotamien hat Britenschlauheit längst vorgearbeitet. Anglo-russischer Vertrag, Bewaffnung der Kurden und Beduinen, Pionierleistung des Sir William Willcocks, Monopol auf Euphrat und Tigris: für den Anfang genügts. Vielleicht erleben wir noch den Tag, da England den heute als technisch und finanziell undurchführbar und dem Bnteninteresse unerträglich verschrienen Plan der Bagdadbahn für höchst vernünftig erklärt und fördert, weil der Leu sich stmk genug fühlt, auch den trockenen Weg nach Indien mit seiner Pranken und seiner Nobelvasallen Kraft zu beherrschen. Einstweilen will es sich einen Khalifen fabriziren. Schweigen: so lautet die Ordre. Ganz gut, daß in Paris und Madrid, in Rom und Wien, in Athen und Teheran Lärm gemacht wird; da denkt Keiner an Egypten und Arabien. Wer einen leckeren Braten in der Pfanne hat, hütet sich weislich,

neidische Nachbarn in die Küche zu laden. Abbas Hilmi, der Nommalherr
über zwölf Millionen Menschen, soll auf die wichtigste Reise seines Lebens:
und die straff disziplinirte Britenpresse thut, als handle sichs ums die gleich-
giltigste Sache. Der Khedive wird in feierlichem Zug die Kaaba umkreisen,
an Abrahams Grabe beten, aus dem Heiligen Born neueKraft schöpfen, auf
der Weihestätte islamischen Glaubens den Bairam feiern und mit denJma-
men des Nedschd und von Koweit, die längst der Wunderwirkung englischer
Banknoten vertrauen gelernt haben, politische Zwiesprache halten. DiesePro-
grammnummer ward jedenfalls nicht von religiösem Bedürfniß gefordert.
Was winzig scheint, kann schnell ins Große wachsen; die kleinsteUrsache weit-
hin fühlbare Wirkung haben. Als Bulgariens Geschäftsträger vom Suzerain
nicht als Vertreter einer fremden Macht behandelt, nicht an die Galatafeldes
Mdizpalastes geladen wurde, fand man die Läpperei kaum der Rede Werth und
derBulgarenprotest wurdevonunserenOffiziösen als Ausdruck dreister Ueber-
hebung abgethan. Dennoch wars der Anfang einer Evolution, deren Ende auch
nach Ferdinands serbischer Reise (zu der ihn der Aerger über einen demRumä-
nenkronprinzen gewährten, dem Bulgarenzaren versagten österreichischenOr-
den getrieben Habensoll) noch nicht absehbarist. Auch das ReiseproM
divekann manindenBereich der laiis Rivers weisen; muß fogar,wenn mans vor
.Störung schützen will. Löst Arabien sich ein Weilchen danach aus den letzten
Osmanenbanden, folgt Syrien und Mesopotamien, dann ist zwischen Afrika
und Asien dieBrücke geschlagen, derenBewachung zu den Ehrenpflichten des
gutmüthigen Tommy Atkins gehören wird. Und ersetzt ein Araber, ein Sohn
des auserwählten islamischen Volkes, den Osmanensultan imKhalifat, dann
ist der King,istLäuäräusLspUmuZÜäei äslensOr (wie auf britischen Gold-
münzen zulesenisynichtnurderWahrerdes Christenglaubens,sondernzugleich
auch der eigentliche Großherr aller Gläubigen und der Gebieter in der musli-
mischen Welt. JnKonstantinopel nureinmannL(zuw,einvonOfsizierenund
SchreiberngelenkterundbedrohterSultan;derunendlichmächtigereKhalif,das
geistliche Haupt des Islam, in Kairo unter britischerOberhoheit, mit der steten
Aussicht auf neuenNachschuß britischen Goldes (dasdemUngehorsamen,ver-
steht sich, entzogen würde): in dieser Position wäre derJnderaufstand, dessen
Stunde schnell zu nahen scheint, ohne allzu arge Besorgniß abzuwarten.
Wer den Plan gar so abenteuerlich findet, mag an Englands orientali-
sche Christenpolitik, an die Geschichte des Suezkanals, an die Genesis des
Bündnisses mit den verachteten Männern von Nippon und an manchen an-
deren Abschnitt britischer Historiographie denken. Wer wähnt, das Streben
nach der Erhaltung derTürkensreundschaft müsse diesen Weg sperren, hat die

Künste britischer Strategie nndTaktik nick t kennen gelernt. In der Türkei, wo-
aus eigener Kraft nie Nützliches geleistet, nie Dauerbmes organisirt worden
ist, verdienen nur zwei Faktoren ernste Beachtung: Armee und Religion.
Das Heer ist als Britenwaffe g?g?z? Deutschland nicht zu brauchen, so lange
Colmar Goltz mit seinen Jnstrukto-en und Schülern da unten kommandirt;
so lange nicht d!e letzte Nachwirkung deutscher Drillmeisterschaft weggeweht
ist. Ueber die Seelen gebietet, den Durst nach Glauben stillt der Khalif, nicht
der Sultan. Wer den Khalifen hat. ist nicht mehr auf das Wohlwollen der
Türken angewiesen. Wird die von Blutdünsten umnebelte Jungtürkenposse
noch lange weitergespielt, dann vernichtet sie im Osmanenreich den Islam
und bringt in Südosteuropa ein gracco-slavisches Vöckerchaos zur Herrschast
über denversiechenden Türkenstammesrest. Hebt die islamischeTheokratie sich
noch einmal aus den Trümmern, dann weiden die Rajahvölker von der tür-
kischenMmorität wieder entrechtet, in Makedonien und Armenien fliest Chri-
stenblut und dieGrohmächle sindzurKündigung derFreundschaft gi.nöthigt.
Keine der beiden Entwickelungmöglichkeiten bedroht Britanien mit ernster
Gefahr. Wenn es der Türkei das geistliche Haupt nimmt, zwingt es sie zum
Verzicht auf die Herrschaft über ein Gebiet, dessen Riefenumfang ihre Kraft
nicht mitLeben erfüllen kann und auf dessenWeiteihr nurdasKhalifat einen
Rechtsanspruch gab. Abesfinien, Arabien, Egypten, Marokko,Mesopotamien,
Persien, Syrien: überall wird der Mohammedaner jauchzen, wenn er in dem
Türkensultan, dem Feind panislamischen Dranges, nicht mehr den Khalifen
zu ehren hat. Und wer ist denn so einfältig zu glauben,England werde seine
Karten je aufdecken, je zugeben, daß es die Auswanderung des Khalifates
vorbeieitet habe? Fragt Mr.Harry Boyle, der aus Kairo als Generalkonsul
und Observer nach Berlin versetzt worden ist, ob Britanien nicht nurbestrebt
sei, in Afnka, wie in Europa und Afun, den swtus qu« zu erhalten; ob es
in Mekka und Mediua irgendwelchen Einfluß suche. Der Mfsikusnird sicher
antworten: „Wers anders darstellt, gehört in ein Nanenhaus."
Unser Mühen, die Türkei zu stärken, wird nicht reichlichere Rente tra-
gen, als unsere bethuliche Liebe im Scherifenreich N ug. Die uns Regnenden
werden jedeGarnung alöPhantasterei abweisen und, wenn daöUuerwartete
Ereigniß geworden ist, in sittsam bescheidener Jungfernscham erklären, daß
wir in Äräbim keine Interessen zu wahren, keine Rechte zu veilieren haben.
Nach bülowischem Rezept. Noch ist es Zeit, für unsere Zustimmung eine an-
sehnliche Kompensation einzuhandeln. Sind wir wieder selig, weil uns die
Britenpresfe ein Weilchen, wie jetzt während des Kongohandels, nicht schilt,
dann müssen wir uns abermals mit schimmelnden Brotrinden begnügen.

Stille Verse.*)

MK^ie Hörnerklang im dunklen Wald entschwunden,
☐
VÄWSo schwand das ZVort, das noch mein Mund nicht sprach;
Du träumst davon in blassen Zwielichtstunden
Und leise hallt es Dir im Herzen nach.
Auf Deiner Seele friedumhegten Spiegel
Zerrinnt in Wellen, Arcis auf Areis, das Wort;
An Deinen Schultern fühlst Du starke Flügel,
Sie tragen hoch Dich über Wolken fort.
Du darfst das Glück, das Dich umformt, nicht tauschen
Mit einem Traum, der wie ein Hauch zerfließt —
Es ist genug, daß aus des Waldes Rauschen
Ein leiser Alang, ein schmeichelnder. Dich grüßt.
Im Traume bin ich an Dein Bett getreten.
Darinnen lagst Du wie ein schlafend Aind;
Ich hob die Hände, leis für Dich zu beten,
Und draußen ging der erste Frühlingswind.
An Deinem Lager athmeten Narzissen,
Ls zog ihr Duft betäubend durch das Haus;
Ich nahm sie fort und legte Dir aufs Rissen,
Den ich gepflückt, den stillen Veilchenstrauß.
Er träufelt süßen Frieden in die Seele.
Der Frühling naht der Pforte segenschwer;
Ich geh' dahin, getrost, daß Dir nichts fehle —
Die schweren Träume träumst Du nun nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suse.

Diese Verse werden in Suses neuem Gedichtband stehen, der, unter dem Titel „Stimmen des Schweigens; aus ftillen Landen", in den erften Dezemöertagen bei HK-zel in Leipzig erscheint. In dem selben Berlag sind die Bände „Merlin", „Salome" „Pygmalion" und „Gärten der Träume" erschienen.

Kleopatras Hochzeit.*)
Juli 37 war Jerusalem, wie es scheint, von Herodes und Sossius genommen
worden und die Beendigung dieses Krieges änderte die Sachlage so sehr, daß
d^ie mit so viel Mühe zu Stande gekommenen Abmachungen von Tarent zum Theil
bedeutunglos wurden. Die Belagerungarmee war nun frei geworden und Antonius,
der auf seinen Amtsgenofsen schon einen guten Theil seiner Ausgaben für die Marine
abgewälzt hatte, ergriff mit Freude die Gelegenheit, den Sold und Unterhalt der
zwanzigtausend Soldaten des Octavius zu sparen. Er bedurfte ihrer jetzt nicht
mehr zur Durchführung des von Caesar entworfenen Feldzugsplams, der in großen
Zügen den Rath in die Praxis übersetzte, den der König von Armenien im Jahr
65 dem Crassus vergeblich ertheilt hatte. Wollte man sich Persien unterwerfen,
so mußte man vorher das parthische Heer zertrümmern und vor Allem die berühmte
Reiterei der Parther, die so meisterhaft verstand, den Gegner von seiner Operation-
basis wegzulocken, ihn zu umgehen, ihn von vorn anzugreifen und in den Flanken
zu beunruhigen, ohne sich auf einen entscheidenden Zusammenstoß einzulassen. Wie
sollte man sich gegenüber dieser Taktik verhalten? Wie wollte man die Parther
zwingen, eine regelrechte Schlacht in der Nähe der römischen Operationbasis und
zu günstiger Zeit und am geeigneten Ort zu liefern? Empfahl es sich, denselben
Weg wie Crassus einzuschlagen und Seleucia zu bedrohen? Der vorübergehende
Verlust der mesopotamischen Städte fiel für die Parther nicht schwer ins Gewicht;
Seleucia aber lag so weit vom Euphrat ab, daß das römische Heer während eines
Anmarsches gegen diese Stadt den Feinden die schönsten Gelegenheiten zur erfolg«
reichen Anwendung ihrer Kampfweise geboten hätte, worauf auch die Niederlage
des Crassus hinwies. Caesar hatte sich daher entschieden, den Einmarsch in Persien
auf einer längeren, aber sichereren Route von Norden her anzutreten; zuerst wollte
er auf der heutzutage Plateau von Erzerum genannten Hochfläche in Klein-Ar-
menien ein etwa hunderttausend Mann starkes, aus Legionfoldaten und orientalischen
Truppen zusammengesetztes Heer versammeln, nebst einem großen Provianttrain
und einem riesigen Belagerungpark; von da sollte der Marsch durch reiche, bevölkerte
und den Römern freundlich gesinnte Länder bis zum Aras führen, der die Grenze
eines großen Vasallenstaates der Parther, von Media Atropatene, bildete, worauf
es direkt auf die medische Hauptstadt losgehen sollte, die kaum vierhundert Kilo-
meter von der Grenze entfernt lag. Falls die Parther dsm Vafallenfürsten zu
Hilfe eilten, so hatte das römische Heer die entscheidenden Kämpfe in einer günstigen
Oertlichkeit und bei ausreichender Rückendeckung zu bestehen; überließen ihn die
Parther seinem Schicksal, so war Medien die erste Etape für die Eroberung und
bildete die Basis, von der aus das römische Heer seinen zweiten Vorstoß gegen
Persten uniernchmen konnte. Wenn Antonius in sich den Much zur Ausführung
eines so gewaltigen Unternehmens fühlte, dann kann er ur, möglich so dmch Einnen-
genutz entnervt gewesen sein, wie seine Biographen uns gern überzeugen möchten.
Allein zur Aufbringung einer solchen Armee, für all die Verpflegungeinrichtungen

^) Ein Fragment aus dem schönen, hier schon erwähnten Werk „Größe und Nie-
dergang Roms", das bei Julius Hofmann in Stuttgart erscheint und an Wirkung auf
die Menge der deutschen Leser die meisten neueren Historienbücher übertrifft.

und die vielen Belagerungmaschinen waren ungeheure Summen nöthig. Am Ende
mußte Antonius zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle Mittel, die er angewandt,
Lim sie sich zu verschaffen, sich als unzureichend erwiesen. Weder die neuen Sou-
veraine, die Antonius im Jahr 39 im Orient geschaffen hatte, noch seine Quästoren,
öie bei der Prägung der für die Legionen bestimmten clsnln-ü immer größere
Mengen von Kupfer und Eisen dem Silber zusetzten, noch auch die kleinen Streif-
.züge oder Razzias, die er bald von diesem, bald von jenem Heerestheil ausführen
ließ, verschafften ihm das Geld, das er so nöthig brauchte. Gerade damals hatte
Canidius in seinem Auftrag mit sechs Legionen im Kaukasus einen Feldzug gegen
die Iberer und Albaner zu führen, um seine Legionen auf Kosten dieser barbarischen
Stämme zu ernähren und sie den Winter in der Nähe des Hochlands von Erzerum
verbringen zu lassen, wo das Heer sich im Frühjahr versammeln sollte.
Nicht an Menschen also, sondern an Geld fehlte es dem Antonius, um den
großen Feldzugsplan Caesars zur Ausführung zu bringen, der ihn zum Herrn
des Reiches machen sollte. Deshalb konnte Octavius, der noch mehr an Geld-
.mangel litt als er, dem Antonius in keiner Weise mehr nützlich sein und Antonius
hatte allen Anlaß, sich über das argwöhnische und doppelzüngige Vorgehen seines
Amtsgenoffen beim Abschluß ihrer Verständigung zu entrüsten und erst recht den
Schimpf, den ihm sein Schwager bei Tarent angethan, schmerzlich zu empfinden,
als er ihn gezwungen, das Zustandekommen eines Abkommens zu erbitten, daS
.für Octavius viel vortheilhafter war als für ihn. So mußte sich denn Antonius
während seiner kurzen Ueberfahrt von Tarent nach Korfu sagen, daß der Augen-
blick gekommen war, um das Anerbieten der Kleopatra anzunehmen und durch
Mne Vermählung mit ihr König von Egypten zu werden. Der Mann, den uns
die antiken Historiker als Helden eines langen RomanS schildern, hatte drei Jahre
fern von ihr verbracht, ohne vor Kummer dahinzusiechen, und kehrte zu ihr, der
Königin des einzigen Landes des Oftens, das die Bürgerkriege nicht ruinirt hatten,
dann zurück, als er für sein kriegerisches Unternehmen so dringend Geld benöthigte,
Haß er einen Theil seiner Flotte seinem Amtsgenossen abtreten mußte. Diese Ueber-
Regung allein giebt uns schon das Recht, die Frage aufzuwerfen, ob der berühmte
Liebesroman nicht erfunden wurde, um einen ernsteren politischen Jnteressenkampf
zu verschleiern. Mit seiner Verheiratung mit Kleopatra wollte Antonius nicht
seiner romantischen Leidenschaft für die cgyptischc Königin Genüge thun, sondern
nur Egypten zu den übrigen Ländern, die er beherrschte, hinzugewinnen und sich
.den Kronschatz der Lagiden für die Unterhaltung seines Heeres und sü r die Ausführung
deS großen, von Caesar überkommenen Projektes sichern. Der persische Feldzug
.giebt uns den Schlüssel zum Verständnitz dieser Handlung des Antonius wie seiner
.ganzen Politik. Nur war leider das Auskunftmittel einer dynastischen Heirath,
LU dem Antonius diesmal griff, nicht mit der römischen Verfassung und der Amts-
würde eines Prokonsuls in Einklang zu bringen; wenn auch an beiden Einrichtungen
die gewaltigen politischen Umwälzungen der letzten hundert Jahre nicht spurlos
vorübergegangen waren. Die Vermählung mit Kleopatra zu diesem Zeitpunkt be-
deutete für Antonius selbst in jener Zeit des Umsturzes des Bestehenden eine sehr
ernste Entscheidung, durch die er als bewußter Revolutionär den altehrwürdigften
Ucberlieferungen der römischen Politik Hohn sprach. Und dabei ließ er dem Ent-
schluß ganz rasch, ohne weitere Vorterenungen, die Ausführung folgen, wie wenn

es sich um eine geringfügige Angelegenheit handelte, den Vorurtheilen der Menge
und den alten Ueberlieferungen zum Trotz und der ungewissen Zukunft mit einer
Verwegenheit entgegenschreitend, die nur durch den glänzendsten Erfolg ihre Recht-
fertigung finden konnte. Er kannte kein Zaudern, wo größere Männer als er,
vielleicht Caesar selbst, gezaudert hätten. Kaum war er in Korfu angelangt, so
schickte er Octavia mit den Kindern nach Italien zurück und entsandte den Fonteius
Capito nach Alexandrien mit einer Einladung an Kleopatra, ihm nach Syrien eni-
gegenzureisen. Damit war die jähe Entscheidung gefallen, die über sein künstiges
Schicksal bestimmen sollte und an der die natürliche Charakterveranlagung des be-
deutenden, aber leicht ins Extreme verfallenden Mannes, seine außerordentliche
Begünstigung durch das Glück in den letzten Jahren, die chaotische Zerrissenheit
der Zeit, in der sich die Grenzlinien zwischen dem Erreichbaren und dem Unmög-
lichen so leicht verwischten, Excentrizität und kluge Berechnung gleichen Antheil hatten.
Inzwischen war Octavius in Italien während der letzten Monate des Jahies
37 damit beschäftigt, die Bestimmungen der Vereinbarung von Tarent zur Aus-
sührung zu bringen. Er ließ durch die Komitien ein Gesetz annehmen, wonach
die Amtspertode der Triumvirn bis zum ersten Januar 32 vor Christus verlängert
wurde, und setzte seine Rüstungen gegen Sextus emsig fort, um im nächsten Jahr
unter allen Umständen losschlagen zu können. Freilich war die Volksstimmung
immer noch gegen den Krieg, denn trotz Allem war die Bewunderung für den Batet
Pompejus nicht erloschen und man wollte in den Niederlagen des Jahres 38 die
rächende Hand der Götter erblicken, die dem letzten Sprossen der edlen, vom Unglück
verfolgten Familie ein Zeichen ihrer Huld geben wollten. Octavius hätte viel-
leicht, wenn er gekonnt hätte, dieser Stimmung Rechnung getragen. Verstand und
Wille hatten bei ihm mit den Jahren und der Erfahrung an Stärke gewonnen
und der wohlthätige Einfluß Livias und seines Lehrers Didymus Areus, der be-
sonnensten unter seinen Rathgebern, wirkte mehr und mehr mäßigend und aus-
gleichend auf ihn ein. Aber wie wollte er die Volkstümlichkeit des Namens Pom-
pejus, die dem Sohn Caesars so gefährlich war, ein Ende machen, ohne ScxtuA
zu vernichten? Mochte ihm noch so sehr darum zu thun sein, die Oeffentliche
Meinung für sich zu gewinnen: er mußte noch einmal ihr trotzen und diesen Waffen-
gang, ob unpopulär oder nicht, durchfechten. Aber diesmal war er entschlossen,
seinen Eigenwillen, der sich den Wünschen der Nation so hartnäckig widersetzte,
durch einen glänzenden, raschen und endgültigen Erfolg zu rechtfertigen. Das bewies
die Gründlichkeit seiner Vorbereitungen. Wußte er doch auch wohl, daß ein solcher
Erfolg das einzige Mittel war, um die Volksgunst sich wieder zu gewinnen, während
ein neuer Mißerfolg für ihn verhängnißvoll werden konnte. So suchte er den
Lepidus zur Hilfeleistung mit seinen Schiffen und den sechzehn Legionen, über die
er verfügte, zu bestimmen, betrieb die Fertigstellung der Flotte und des Hafens
mit Hilfe des Agrippa, ftudirte vielleicht auch die Geschichte des ersten Punischen
Krieges, während dessen man Sizilien zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte,
und arbeitete einen Kriegsplan aus, der ihm zum Triumph über Die verhelfen mußte,
die diesmal die Stelle der Karthager einnahmen. Eine möglichst große Anzahb
von Legionen sollte auf der äußersten Spitze der Halbinsel zusammengezogen werden,
um von dort nach Sizilien überzusetzen; am selben Tag sollte Lepidus Afrika ver-
lassen; Agrippa hatte mit seiner neuen Flotte von Pozzuoli, Statilius TaurrA

nur den Schiffen des Antonius von Tarent aus in See zu stechen. Der zuletzt Genannte war ein Koino novus, einer von den vielen jungen Leuten von geringer Herkunft, denen gelungen war, in die nächste Umgebung des Antonius aufgenommen zu werden, und war, nachdem er sich mehrfach ausgezeichnet hatte, von ihm mit dem Kommando über die in Italien zurückbleibende Flotte betraut worden.
Im Spätherbst des Jahres 37, als die Schiffahrtverbindung und der Nachrichtenaustausch zwischen den beiden Hälften des Römischen Reichs stockten, waren also Antonius in Syrien und Octavius in Italien: Beide auf ihre Weise in angestrengter Thätigkeit. Antonius erwartete Kleopatra und beirieb einstweilen seine Rüstungen für den Feldzug des kommenden Jahres; die asiatischen Fürsten erhielten den Befehl, nach der Hochfläche von Armenien die nöthigen Mannschaften, das Kriegsmaterial, die Vorräthe für den nächsten Winter zu schaffen; der Herrscher von Pontus, Polemo, mußte aus einem weiter nicht bekannten Grunde dem Darms den Platz räumen; in aller Eile wurden die Fäden einer diplomatischen Jntrigue, die der Zufall ihm in die Hände gespielt hatte, geknüpft, um Anhänger selbst unter den parthischen Vornehmen zu gewinnen, die mit dem neuen König Phraates unzufrieden waren. Das war der Nachfolger des Orodes, der aus Schmerz über den Tod des Pacorus abgedankt hatte. Auch Octavius hatte mit seinem an Lepidus gestellten Ansinnen Glück. Er traf die Vorbereitungen für seinen Feldzug, in dem es Afrika und Europa gegen Sizilien mobil zu machen galt, mit viel Thatkraft und Umsicht und ließ es den durch die bisherigen Fehlschläge und die allgemeine Mißstimmung entmuthigten Soldaten gegenüber an aufmunterndem Zuspruch nicht fehlen. Immer wieder suchte er ihnen die Notwendigkeit dieses Krieges klar zu machen durch den Hinweis auf die endgiltige Rache für Caesar, deren Vollzug er, der Sohn, feit acht Jahren als seine heiligste Pflicht betrachte. Aber ein seltsamer Unstern schien ihn Zu verfolgen. Als dcr Winter gekommen war, richtete eine Seuche unter der Bemannung der Flotte, die Antonius in Tarent zurückgelassen hatte, solche Verherungen an, daß achtundzwanzig Schiffe wegen fehlender Mannschaft dienstuntauglich wurden. Auch Menodorus war von Neuem zum Verräther geworden. Er hatte in Rom im Palast Pompejus des Großen unter den zahlreichen Freigelassenen, die alle dem Andenken ihres erhabenen Patrons die Treue wahrten, seine ehemaligen Mitsklaven angetroffen und die bittersten Vorwürfe wegen seines Verraths zu hören bekommen. Eines Tages hatte er sich auf und davon gemacht, um in Sizilien feinen früheren Herrn wieder aufzusuchen.
Während ihn solche Sorgen beschäftigten, ahnte Octavius nicht, daß nach all den Revolutionen, die Italien heimgesucht, im Orient in diesem Winter am Ende des Jahres 37 und am Anfang 36 ein nicht minder ernstes revolutionäres Ereigniß sich vollzog, obwohl ohne Krieg und Blutvergießen, nur in Form einer Verheiratung, Bei Beginn des Jahres 36 hatten Kleopatra und Antonius ihre Hochzeit mit großem Gepränge in Antiochia gefeiert. Der Bräutigam hatte der Königin als Hochzeitgabe und Entschädigung für die Summen, die er dem Kronschatz von Alexandrien zu entnehmen gedachte, einige früher zum Königreich Egypten gehörige Landestheile geschenkt, die er dem Gebiet von Vasallenfürsten und römischer Provinzen entnahm, nämlich Cypern, einen Theil der pHönizischen Küste, die reichen Palmenpflanzungen von Jericho und einige sehr ertragreiche, weil mit Wald bedeckte Gebietstheile in Cilicien und Kreta. Kleopatra hatte nach dem alten

Brauch der egyptischen Könige, wenn sie eine neue Ehe schlössen, den Beginn einer neuen Regirungaera verkündet, indem sie von nun an ihre Regirungzeit vom ersten September 37 an rechnete. Aber wenn auch die Hochzeit mit allen Sei dynastischen Heirathen in Egypten üblichen Förmlichkeiten gefeiert wurde, so ließ sich darum das neue Herrscherpaar doch nicht ohne Weiteres Denen, die früher den Thron innegehabt, an die Seite stellen. Wohl hatte Antonius, als er diese Heirath einging, seinen Titel als Gemahl der Königin mit dem des Trägers der prokonsularischen Würde zu verbinden; aber er wollte nicht auf die Stellung verzichten, die ihm überall der Prokonsul-Titel verschaffte, vor dem man denn doch einen ganz anderen Respekt hatte als vor dem des Königs von Egypten. Wohl ließ er auch, ohne sich um den darin enthaltenen Widerspruch zu kümmern, auf den egyptischen Münzen sein Bild neben das der Kleopatra Prägen, aber er legte sich darauf den Titel eines „tr-iumvir" und a'^c.'/^.i.s> (griechische Bezeichnung für impei-atoi-) und nicht den eines Königs von Egypten bei. Weder setzte erden römischen Senat von seiner Vermählung in Ksnnlniß noch ließ er sich von Octavia scheiden, der Matrone, die er nach dem geheiligten Brauch der latinischen Einehe heimgeführt, der treubesorgten Erzieherin seiner Kinder. Es war ihm eben lediglich darum zu thun, für sich das Recht eines orientalischen Herrschers, mehrere legitime Frauen zu haben, in Anspruch zu nehmen, ein Vorrecht, das auch Caesar, wie man sagte, sich ertheilen lassen wollte. Antonius wie Kleopatra hatten diese merkwürdige Heirath aus besonderen Beweggründen gewünscht; und Jedes hegt, dabei die Absicht, sich des Anderen für feine Zwecke zu bedienen und ihm möglichst geringe Opfer zu bringen. Während sie das egyptische Königreich vergrößern und sich in den Stand setzen wollte, mit der Opposition im Lande selbst aufzuräumen, war es ihm um die Gewinnung der Mittel für seinen parthischen Feldzug zu thun.

Die Heirath bedeutete den Beginn eines Bündnisses, aber auch eines Kampfes zwischen den Beiden; denn nun mutzte sich zeigen, wer das Werkzeug und das Opfer des Anderen werden sollte. Kleopatra, die, ganz zu Anfang jedenfalls, die Scheidung von Octavia zu erreichen wünschte und die gegen den Zug wider die Perser war, stellte sich zuerst, als füge sie sich dem Willen des Antonius; aber gleich nach der Hochzeit rückte sie mit neuen Ansprüchen heraus. Sie wollte neue Landschenkungen erhalten, intriguirte gegen Herodes, dessen Absetzung ihr erwünscht gewesen wäre, um selbst Judäa in Besitz zu nehmen, und hatte Absichten auf Arabien, TyruS und Sidon. Aber Antonius, der den Reizen der schlauen Egypterin noch widerstand, verhielt sich durchaus ablehnend und gab ihr sogar den Rath, die Hände von der Politik der Tributürstaaten zu lassen. Dagegen beschleunigte er seine Kriegsrüstungen.

Ohne Zweifel war Octavius, als er zu Beginn des Jahres 36 von der merk« würdigen politischen Heirath hörte, sehr wenig davon erbaut; weniger wegen des Schimpfes, der seiner Schwester angethan wurde, als wegen des Machtzuwachses, den sein Schwager dadurch erhalten konnte. Mußte Antonius nicht, nachdem er seine Provinzen um das reiche Egypten vermehrt, und wenn ihm auch noch der persische Feldzug glückte, über eine unverhältnißmäßig größere Macht verfügen als er selbst, die ihn befähigte, der ganzen Welt die Spitze zu bieten? Für den Augenblick gab es freilich für ihn nichts Anderes zu thun, als den sizilischen Krieg möglichst rasch durchzuführen, der vor der Rückkehr des Antonius aus Persien been-

det sein mußte. Dagegen regte man sich in Italien über die Heirath gar nicht auf,
mochte sie auch einen weiteren Schritt nach der für die Mutterstadt des Reiches
so gefährlichen Trennung der Provinzen des Ostens von den westlichen hin bedeuten.
Die Nation verharrte trotz der tiefen Unzufriedenheit mit der Lage in ihrer Apathie;
Sei den Fortschritten, die der Alles zersetzende Egoismus machte, war an ein
neues Ausflammen derVolkswuth in der Art, wie man es im Jahr 39 erlebt hatte,
nicht mehr zu denken; das öffentliche Leben wurde von den herrschenden Partei-
cliquen beherrscht, während das große Publikum, das sich aus den Ueberbleibseln
der früheren Gesellschaftklassen und den neuen, in Bildung begriffenen zusammen-
setzte, von einer dumpfen, aber anhaltenden Mißstimmung gegen alles Bestehende
und unklaren, unvernünftigen Sympathien für den fernen Sextus erfüllt war und
sich zugleich nach den alten Zeiten zurücksehnte, in denen, wie man meinte, nicht
nur die Sitten, sondern auch die politischen Einrichtungen besser gewesen waren.
Wenn solche Stimmungen auch genügten, um unter der von der Macht ausge-
schlossenen Mehrheit des Volks eine Art Verständigung und ein gewisses Gemein-
schaftgesühl zu erzeugen, so waren sie doch nicht stark genug, um auch auf die
Führer der politischen Parteien einzuwirken, denen einstweilen vor nichts bang zu
sein brauchte als vor plötzlichen Krawallen und Ausbrüchen der Volks wuth. So konnte
denn Octavius sich trotz der UnPopularität des Krieges weiter auf die bevorstehende
endgiltige Abrechnung mit Sextus vorbereiten und Antonius konnte durch seine
Heirath, gegen die trotz der Neuheit des Falles Niemand in Rom, weder im Senat
noch in den Komitien, Verwahrung einlegte, ruhig die Integrität des Reiches in
Frage stellen. Auf ganz Italien lastete eine lähmende Impotenz, für die wir die
überzeugendsten Belege in den Ansuchen besitzen, in denen sich das dichterische
Schaffen des Horaz in jener Zeit bewegt. Ihnen haftet etwas unsicher Tastendes,
eine gewisse armsälige Dürftigkeit an. Während der Bauernsohn Vergil frohen
Muthes und mit zäher Ausdauer seine Poetenarbeit verrichtete, wie seine Vorfahren
ihre Feldarbeit, und während der Fortführung seiner Georgika eine Menge Bücher
las und eine Masse Verse niederschrieb und oft wieder ausstrich, um schließlich nur
wenige, die ihm wohlgelungen schienen, dauernd beizubehalten, gewinnen wir von Ho-
raz einen wesentlich anderen Eindruck. Unsicher hin und her schwankend, nie recht mit
sich im Klaren, machte er damals den schüchternen Versuch, die jambischen Versmaße
des Archilochus in Rom einzuführen, doch nur, um einige Erinnerungen aus dem
Bürgerkrieg in Verse zu kleiden, um gegen einen Gegner Vergils loszuziehen,
einen kleinen, schon drei Jähre zurückliegenden Liebeshandel zu erzählen und noch
um einige Stoffe von der obszönen Komik der Liebesgeschichten alter Weiber zu
behandeln, die dem derben Geschmack der Alten so sehr zusagten. Er versüßte so-
gar zwei diesem Stoffkreis angehörige Epoden von einiger Obszönität, die in der
ganzen Literaturgeschichte kaum irgendwo überboten wird und zu deren Würze er
sich selbst widerlicher Handlungen bezichtigte, die damals keineswegs selten waren,
die er aber, trotz seiner Versicherung, nicht selbst begangen haben muß. Dabei weift
die scharf und bestimmt geprägte äußere Fmm in diesen Gedichten große Schön-
heiten auf und verräth schon die vollendete Kunst, die Sprache und den Stil zu
meistern und Alles mit wenigen Worten zu sagen und zu schildern, in der Horaz
alle Dichter des Alterthums übertreffen sollte. Aber der Gehalt aller dieser Dicht-
ungen ist noch recht ärmlich. Das gilt auch jür die neuen Satiren, die er damals

verfaßte und in denen er von einer anderen, diesmal heiteren Erinnerung an den Bürgerkrieg berichtete oder ein unsauberes Abenteuer erzählte, das der berüchtigten Zauberein Canidia zustieß, oder sich darin gefiel, von ,den Eifersüchteleien und Belästigungen zu reden, die ihm sein nahes Verhältnitz zu Maecenas eintrug. Schließlich schrieb er noch eine neue Vertheidigung seiner Satiren, in der er Denen er« widerte, die ihm seine literarische Rauflust vorwarfen, und darauf hinwies, daß Vergil, Plotius, Varius, Maecenas, Pollio, Mefsala Freunde seiner Muse waren. Selbst wenn er, statt der namenlosen Personen von niederer Lebensstellung, alle einflußreichen Größen der Partei des Oetavius zur Zielscheibe seiner Satire gewählt hätte, ist es fraglich, ob ein Anderer als er in diesem Fall das Bedürfniß gefühlt hätte, sich so vor den Lesern zu rechtfertigen. Nur einmal unternahm er einen kleinen Strcifzug ins Gebiet der Politik: als er seine Jamben gegen einen Freigelassenen schleuderte, der Militärtribun im Heer des Oeravius geworden war, wobei er vergaß, daß er selbst kurz zuvor eine Satire geschrieben hatte, in der er sich rühmte, der Sohn eines Freigelassenen zu sein. Noch vermochte sich Horaz nicht innerhalb dieser, jeder sicheren Orientirung entbehrenden, in ihren Zielen unklaren Zeitstinmmng zurechtzufinden, die Denen, in deien Händen die Macht lag, die Freiheit gab. Alles, freilich auch auf eigene Gefahr, zu wagen. Man konnte die kühnsten Wagnisse unternehmen. Aber Weh Dem, der dabei scheiterte!

Rom. Professor Guglielmo Ferrero.

^WVer Tag der Toten ist heute.

Doch nicht ein Tag der Trauer. Ein Tag der Freude. Die Toten sind glücklich. Während in den Kirchen am Fuß düsterer Altäre und unter häßlichen Bildern die Trauernden in Klagefeiern für ihre geliebten Toten beten und weinen, leben Diese fröhlich überall in der großen Natur, leben im dunklen Wald, im hellen Hain, in der fruchtbaren Furche des duftenden Ackers, im quellenden Saft der Pflanzen. Zwar litten sie, ehe sie ins Glück eingingen, brannten im Fieber, erschauerten einst in blasser Todesfurcht, abcr jetzt: wie stark und gesund leben sie jetzt in den grünenden Pflanzen und farbigen Früchten, im freien Licht der Sonne, in den ewigen Atomen der sternenbesäten Nacht!

Sie starben nicht: ihr Körper löste sich nur auf im Schoß der mütterlichen Natur, wurde durch tausend Wurzeln aufgesaugt und stieg im fruchtbaren Pflanzenfaft wieder zur Sonne. Wallendes Laub, duftende Blüthen, goldene Früchte dräng« ten ans Liche. Und die das Meer aufnahm zwischen Korallen und Muscheln, zwischen Sand und Felsen? Sie lösten sich auf im unergründlichen Grün und lassen sich nun als sonnenglitzernde Wellen wiegen, glätten sich nachts unter dem weichen Gewicht des Sternenlichtes oder umschmeicheln bei Morgengrauen das braune Volk der Fischer, daß es in neuer Lebenslust dem jungen Tag entgezensingt. Und deren Körper nicht der Erde und nicht dem Wasser übergeben ward, die Toten der einsamen Berge, sie werden von der Sonne verzehrt und leben dann in den weichen

Totentag.

Wolken und im befeuchtenden und reinigenden Thau, in der siegreichen Morgen«
röthe und im priesterlichen Licht der Sterne.
Die Toten sind glücklich!
Wir? Wie viele von uns gehen blaß und hungernd, wie viele in düsterer
Verblendung durchs Leben! Wir klammern uns an erstarrte, tote Glaubensformen,
wir konstruiren uns eine Geisterwelt in den Lüften und plappern Gebete; wir sind
inmitten dieses starken und fröhlichen Lebens immer bereit, unsere klingenden
Freuden durch den trostlosen Gedanken an die düstere Kühle des Kirchhofes zu
zerstören.-Aber sind nicht unsere Toten, die Mütter, die Väter, die Schwestern, alle
Lieben immer um uns in der Natur, nicht heiter und verklärt in den Bergenden
Wassern, den Sternen?
Und warum zittern wir vor dem Tode? Welcher Instinkt läßt uns gerade
diese menschliche Form, diese Haare, diese Augen, diese von Muskeln gestrafften
Arme so lieben? Bäume, Blüthen, Blätter, Kräuter: sind sie nicht auch Formen
des Lebens, nicht heilig und erfüllt von Gott? Ueberall, in den fruchtbaren Fel-
dern, in den Bäumen, in den Wassern, im dunklen Innern der Erde, in den Lüften,
in den Planeten und Fixsternen, allüberall webt die göttliche Kraft, von der unser
Leib nur ein Atom ist. Und ist nicht hier Wiedort die selbe Zuneigung und Liebe,
die selbe Abneigung und Gegnerschaft, die selbe Freude und Gleichgültigkeit, die selbe
Seele, das selbe Leben, voll von den selben dunklen, lichten, heiligen, göttlichen
Instinkten? Warum muß es nun gerade diese Form sein, die Arme und Augen
hat, und nicht jene mit Aesten und Laub? Eben darum sind die Toten glücklich
zu preisen, weil sie nun so weit entfernt sind von der menschlichen Form mit ihren
Nebeln, weil sie eingegangen sind in die heilige, große Natur, wo es nur Rein-
heit, Ruhe, Fruchtbarkeit, Kraft und Güte gieot.
Selig sind, die wir unter die Erde bergen, selig, die nun einer heiligen Um-
wandlung entgegengehen. Schlecht klingen dazu die Trauergesänge, die letzten pol-
ternden Erdschollen, barbarisch die geschäftlichen und kalten Worte der Priester.
Geht doch der Körper ein zur Fülle und Ruhe der großen mütterlichen Erde, die
ihn ganz aufnimmt und auflöst in ihrem ewig fruchtbaren Schoß, wo ungezählte
Würzelchen saugen, wo der Pflanzensaft steigt, sich vertheilt in Aeste und Zweige,
mächtig pulsirt im ganzen Baum, die Fülle der Knospen befruchtet und rundet
und in Blättern, in Blüthen und Früchten ans Licht tritt: der verwandelte Körper
sieht wieder die Sonne, fühlt wieder den erfrischenden Thau, hört wieder die Vögel
und lebt in heiterer Ruhe im lichten Frühlingswald.
Und neben diesem Körper, der in den Sonnenglanz zurückkehre, wurde
vielleicht ein anderer begraben, ruht ein anderer in einem Metallsarg, eingeschlossen
zwischen Stein und Kalk. Während rund um ihn die rastlose Umwandlung der
Samen wirkt, wo schon im Keim die Blätter, Blüthen, Stämme, Aeste harren,
ungeduldig in ihrem Drängen ans Licht, zwischen den starken gewundenen Wurzeln
der Bäume mit ihren Saftftrönun, unter der schöpferischen Fülle und dem Ueber-
fluß der fruchtbaren Erde, inmitten dieses unermüdlichen Herzschlages der Natur,
ruht hier der einbalsamirte Körper unberührt, starr, kalt, häßlich, rnitzfarbig. Er
beneidet die freien, leichten Atome des anderen, die da auf und ab steigen dürfen
in den verschlungenen Kreuzwegen des Lebens, die in ewigem Wechsel rinnen dür-
fen durch den unendlichen Raum, von den Sternen bis zum makellosen Schaum

der Wellen. Er, der sein Gefängniß nicht zu sprengen vermag, kann sich nicht in die ewige Materie auflösen, er wird nicht die Sonne sehen, nicht die weichen Thaunächte, nicht das heitere Plätschern der Quelle hören. Welch grausames Berhängniß lastet auf ihm, den der Tod nicht befreit I

Thörichte Menschen! Könnten wir Alle die Religion der Sonne, der Güte, Wahrheit und Schönheit leben, wir würden mit reiner und heiterer Seele, unbeschwert durch Schreckbilder von Göttern und Tyrannen, die göttliche Umfchlingung der ewigen Güte erwarten und in Freiheit sterben, unseren Körper freudig der hei-- ligen Natur übergehen, damit sie nach ihrem Willen Neues aus ihm schaffe, damit sie ihn durch Blätter und Blüthen führe zu neuem Licht.

Wenn wir in den von der Sonne durchflutheten Laubwald treten, ist dann nicht' unser ganzes Innere erfüllt von dem wonnigen Schauer tausendfachen, gebeimnißvollen, göttlichen Lebens? Daß uns wohl wird wie in der Frühlingsmorgendämmerung, da uns der Chor der nimmermüden Vögel zu neuer Freude wecki? Daß alle Bitterkeit, aller Zorn, alle Mutlosigkeit, alle Angst sich beugen vor dem heiligrn Leben und sich die Seele ausschwingt zu geheimmßvoller Feier? Freilich: einer anderen Feier als in den Kirchen! Dort tote Worte und Klagelaute, hier heiteres Leben und Vogelsang; dort aufdringliche Farben und Gerüche, hier weiches Sonnenlicht und Blumenduft. Und dem Blätterdom entsteigt ein Friede, so reich, so tröstend, so greifbar! Wir hören die vertrauten und grüßenden Stimmen unserer theuren Toten, die hier aus den Blättern zu uns sprechen, aus den Blüthen, die einst geliebte Herzen waren.

Und die Natur hat unendliches Verzeihen und Versöhnen Aller unselige Haß, alle lieblosen Herzen zerschmelzen wunderbar im heiligen Gemisch der Erde. Sie kennt keinen Unterschied; Alles ist ihr gut: die Wurzeln der Rose umschlingen den Leib des Tyrannen und aus den Menschen, die auf Erden ihre Hände mit Blut befleckten, die zerstörten und entweihten, macht sie reine Lilien und heilige Cedern. Judas verrieth Jesus; und dennoch: wie bald wurden diese beiden Körper, der Mensch des Lichtes und der Mensch dsr Finsterniß, aufgelöst und vereint in den elben Blüthen, in der selben Morgenröthe! Und dient nicht die gütige Natur den Menschen ohne Unterschied der Sitten und Religionen? Die selben Oelbäume, die in Griechenland die üppigen, nackten Bacchustänzerinnen in ihren heiteren Schatten bargen, nahmen auch Jesus auf, verbargen, windgepcitscht, den armen, stöhnenden, betrübten, heiligen Menschen in jener Nacht des Todeskampfes in Gethsemane.

... Der Tag der Toten neigt sich zum Ende. Draußen auf dem Felde geht noch der fleißige Sämann im Zwielicht der Dämmerung, geht aufrecht, einfach und heiter zwischen den Furchen; und streut mit sicherer Bewegung die Körner, streut Leben aus. Sind es nicht die Körper seiner Vorfahren, die er fo auf den fruchtbaren Acker aussät? Sie find in Saat verwandelt und füllen ihm neu die Scheune und werden ihm immer wieder sein tägliches Brot geben, bis auch er zur Erde zurückkehrt und sich wieder mit ihnen vereint in heiliger Umwandlung.

Nur in der Natur werden wir Trost finden; wie heute, am Tage der Toten, fo immer. Nur in der Natur dürfen wir die Religion suchen, die unser Herz ahnt; sie ist nicht in Kirchen und Domen, sie ist nicht in Weihrauch und Hostien: sie ist in den duftenden Blüthen des bescheidenen Veilchens.

Porto. ^ Eya de Queiroz.

Kupfer.
ie Uebennacht der amerikanischen Unternehmer wird auf dem Weltmarkt nie
sichtbarer als beim unsicheren Schwanken eines von den Dankees kontrolirte«
Rohproduktes. Die Preise der Rohmaterialien bilden den Angelpunkt der wirt-
schaftlichen Konjunktur. Wären sie frei von spekulativen Einflüssen, so hätte man in
der Praxis ein deutliches Bild von den Grundsätzen des Verhältnisses zwischen
Angebot und Nachfrage. Die Spekulation hats aber so weit gebracht, daß sich
Niemand mehr vermessen darf, die Dinge aus einfache Formeln zurückzuführen.
Die Stärke des amerikanischen Machers wird durch die Undurchsichtigkeit der von
ihm bewirkten Transaktionen gesteigert. Auf dem Kupfermarkt zeigt sichs beson-
ders klar; in der Kupfergeschichte wird kaum eine Periode zu finden sein, die nur
von natürlichen Aeutzerungen des Geschäftslebens ausgefüllt war. Das Kupfer
scheint verurtheilt, im Bannkreis der Spekulation zu bleiben. Seit den Tagen von
Secretans Kupferring lösten schroffe Wechsel in der Tendenz einander ab. Der
starke Stoß, den der Zusammenbruch Augustus Heinzes vor zwei Jahren dem
Kupfermarkt versetzte, hat lange nachgewirkt. Der Kupserpreis blieb schwankend;
und die Kupferkönige kamen aus der Unsicherheit nicht heraus. An der londoner
Börse giebt es Leute, die behaupten, ein neuer Kupferkrach liege in der Luft. Der
englische Geschäftsmann beurtheilt die Lage manchmal kaltblütiger als der Dankee.
Der fragt in höchster Spannung, wie die Copperkings mit der zunehmenden Über-
produktion fertig werden wollen. Das ist der dunkelste Punkt im Schicksal des
Rothen Metalls: die chronische Überschreitung der Grenzen des Bedarfes. Die
Copperstates der Union haben mit ihren unerschöpflichen Reichthümern dem Land
nicht nur genützt. Kupfer ist kein so gangbarer Artikel wie Kohle und Petroleum;
sein Verbrauch hängt von dem Zustand bestimmter Industriezweige und von dem
Fortschreiten der Technik ab. Die wichtigste Verarbeiten« des Metalls ist die Elektro-
technik. Deren Leistungfähigkeit ist beinahe unbegrenzt; aber die Chancen der Ver-
werfung sind meßbar. So schnell, wie Mancher hoffte, gehts mit der Ausbreitung
des elektrischen Stromes in der gemeinen Wirklichkeit doch nicht. Daß die Allge-
meine Elektrizität-Gesellschaft diesmal ihre Dividende um 1 Prozent erhöhen konnte,
beweist noch nicht viel für die Gefammtlage der Gewerbes. Die A E°G hat so
viel Geld, daß sie schließlich vertheilen kann, was sie will; und da Siemens K
Halske zu einer Dividendenerhöhung entschlossen war, konnte die stolze Rivalin sich
nicht der Möglichkeit aussetzen, im Kurs überflügelt zu werden. Aber die Aussichten?
Noch vor drei Monaten erschien ein ausführlicher Bericht über die Lage der Elektro-
technik, der auf verschärfte Konkurrenz hinwies. Das Ganze klang, als komme die
Jnfmmation von einem Kundigen. Und seitdem hat die Kurve des Kupferver-
brauchs kein Wachsen deS Bedarfes in der elektrotechnischen Industrie gezeigt.
Aus New Jork kommt nun das Gerücht, ein neuer Trust sei geplant. Viel-
fach meint man, daß die Organisation des bestehenden Trusts, der Amalgamated
Copper Company, nicht ausreiche, um den Markt vor den schädlichen Einwirkungen
einer Überproduktion zu schützen. Eine große VerkaufsgeseUschaft (mit 160 Mil-
lionen Dollars Kapital) soll künftig Angebot und Preise genau kontroliren. Das
neue Unternehmen müßte, um Erfolg zu haben, die gesammte Kupferproduktion
der Vereinigten Staaten oder wenigstens deren größten Theil beherrschen. Nur so

Wäre die Möglichkeit einer Kontingentirung gegeben, ohne die eine Anpassung an
den Bedarf undenkbar ist. Skeptiker glauben nicht an die Durchführbarkeit des
Planes; die Zahl der Produzenten habe sich zu sehr vermehrt. In Nevada und
Utah sind neue Gruben erschlossen worden, die geringwerthige Erze enthalten und
deren Rentabilität deshalb nur eine Massenproduktion sichern könnte. Da wäre eine
künstliche Einschränkung des Förderns unklug. Den Zweifeln zum Trotz erhalten
und verstärken sich aber die Versionen über neue große Pläne. Man weist auf die Festig-
keit der Kupferaktien in New Jork und sagt, die Haltung des Kurses müsse be-
sondere Gründe haben, da das Bewußtsein der Überproduktion ihn sonst drücken
müßte. Die Interessengemeinschaft wird als notwendige Konsequenz dcs Markt-
zustandes betrachtet. Die finanzielle Unterstützung der neuen Organisation fti durch
den Morganconcern gesichert. Dann kreuzten sich wieder zwei Meldungen. Präsi-
dent John Ryan von der Amalgamated Copper Company habe die Existenz von
Trustplänen geleugnet, hieß es hier; dort aber, die Company werde an der Spitze
der neuen Kombination stehen. Solche Inkongruenzen gehören zum Lebenselement
der newyorker Spekulation.. Für die Eingeweihten existiren sie nicht; nur der Troß
der Spekulanten leidet darunter. Besonders auf dem Mtallmarkt. Nach alter Er-
fahrung haben die Konsumenten eine heilige Scheu vor „Geheimnissen"; wo man
die wmert, wird mit größter Vorsicht disvonirt und die Lager füllen sich. Der
Käufer beschränkt sich auf die Deckung des Notwendigsten, während der Pro-
duzent gezwungen ist, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Unter diesen Widersprüchen
leidet das Ansehen des Geschäftes. Als Mitglieder der neuen Vereinigung wer-
den, außer der Amalgamated Copper Co., noch die Csle & Ryan-Kupfergruben,
der Phelps & Dodze-Concern und die Calumet & Hecla Co. genannt; auch der be-
kannte Guggenheimconcern soll sich einem Anschluß geneigt zeigen. Die Guggen-
heims hat der Kupferkrach des Jahres 1907 hart getroffen; sie sollten durch die
Rockefellergruppe, die dem Kupfertrust nah steht, an die Wand gedrückt wsrden.
Der verstorbene Kanzler der Standard Oil Company, Henry Huddleston Rogers,
hatte die Sache in die Hand genommen und wollte die Guggenheims aus der
American Smelting & Resining Company, dem großen Verhüttung-Unternehmen,
verdrängen. Das gelang ihm nicht; und nun beschloß der ganze Anhang der Rocke-
fellergruppe, eine eigene Gesellschaft für die Verarbeitung der Kupfererze zu grün-
den: die International Smelting & Resining Company. Von der Wirksamkeit
dieses Concerns hat man nicht viel gehört; und wenn jetzt die Guggenheims wirk-
lich mit der Amalgamated Copper Company und den Ocltrustleuten in einem neuen
Kupfertruft zusammengehen wollen, so würde damit die Vermuthung glaubwürdig,
daß es sich bei dem Konflikt vom Dezember 1908 nur um ein Börsenmanöoer gehandelt
habe. Unser Freund aus Boston, Thomas W. Lawson, schlachtete damals den
Streit zwischen Rogers und Guggenheim auf seine Art aus. Er rieth dem Publi-
kum, gegen die Standard Oil-Gruppe zu Zausen, trieb ihr aber schließlich das
Wasser auf die Mühle. Selten trat die Abhängigkeit des Kupfers so weit ins Licht
wie in den Tagen des Guggenheimrummels. Damals war auch schon die Rede
von der Schaffung einer neuen Organisation als Stütze des Marktes. Die amen«
kanischen Kupferproduzenten sollten geeinigt werden und eine Verständigung mit
den europäischen Konkurrenten suchen. Also eine Art Welttrust. Im Grunde war
aber nur an die Gründung eines internationalen statistischen Bureaus gedacht wor-

den, das gegen spekulative Einflüsse einen Deich schaffen sollte. Die Kupferspekulauten arbeiten pfisfig mit der Ungenauigkeit der Kupferstatistik. Zuverlässige Ziffern sind kaum zu bekommen. Die Angaben weichen oft sehr weit von einander ab; und die Differenzen werden von den Spielern ausgeschlachtet. Diese Manipulationen sollten durch das Bureau unmöglich gemacht werden. Ein utopischer Gedanke, da die amerikanischen Produzenten selbst zu den „Statistikern" gehören, die mit falschen Zahlen arbeiten, Der kleine Spekulant weiß von Werth oder Unwenh der Statistik nur wenig. Für ihn sind die Transaktionen feiner großen Vorbilder maßgebend. Und der Konsument disponirt nach den Berichten aus New Jork und London. Die natürliche EntWickelung läßt man nicht zur Wirkung gelangen.
Der amerikanische Reichthum an Mineralschätzeu spottet jeder Maßregel, die zur Bändigung der Produktion versucht wird. Im April dieses Jahres konnte die Amalgamated Copper Company auf zehn Lebensjahre zurückblicken; aber sie durfte sich am Ende dieses Dezenniums nicht rühmen, über Produktion und Preis zu herrschen. Das beweist, wie weit wir da noch von Monopolen sind. Zehn Jahre sind im Leben eines industriellen Kartells eine lange Zeit; selten kommt ein solches Gebilde über die ersten fünf Probejahre in unveränderter Gestalt hinaus. Die Amalgamated Copper Company hat ihr Stammkapital nur einmal erhöht: von 75 auf 155 Millionen Dollars. Das ist noch heute der Umfang des Grundkapitals. 620 Millionen Mark: für deutsche Verhältnisse eine Riesensumme; drüben hat man dem Trust oft vorgeworfen, sein Kapital sei im Verhaltniß zu seiner Produktion viel zu klein. Ich erwähnte hier schon, daß von einer Erhöhung auf 300 Millionen gesprochen wurde. Die Organisirung des Kupfertrusts ließ die Schule Rockefellers erkennen. Wer bei der Standard Oil „gelernt" hat, weiß, wie es gemacht werden muß. Durch die vier Untergesellschaften, die zum Concern der Amalgamated gehören (Boston and Montana, Anaconda, Butte and Boston, Parrot), konnte der Trust einen beträchtlichen Theil der gesammten Kupferproduktion des Landes (1908:880 Millionen Pfund) unter seine Kontrole bringen. Aber die Massen neu hervorgebrachter Erze nehmen zu; die Zahl der Outsider wächst (Arizona, Montana, Michigan haben alS Kupferstaaten vielfache Konkurrenz erhalten); und der Preis hält sich auf niedrigem Niveau. Kaum noch denkt man der Tage, da in London die Tonne Kupfer mit 90 S notirt wurde. Heute ist man zufrieden, wenn der Kurs nicht unter 60 sinkt. Wenn die Einschränkung der Produktion nun nicht gelingt? In den Kupferbergwerken und Lagern steckt ein ungeheures Kapital, dem jeder Preisrückgang bei stockendem Absatz eine Krists bringen würde. Man darf nicht vergessen, daß die letzte amerikanische Finanzkatastrophe auf dem Kupfermarkt begann. Was vor zwei Jahren geschah, ist auch heute durchaus nicht unmöglich. Das wissen die Kupferleute; sonst würden sie nicht immer wieder erklären, daß Etwas geschehen müsse. Der amerikanische Kapitalmarkt ist freilich so überlastet, daß er neue Effekten in großem Umfang nicht aufzunehmen vermag. Die Decentralisirung des wirthschaftlichen Kapitals durch die Aktie erleichtert zwar die Erlangung neuer Betriebsmittel, bringt aber zugleich die Gefahr einer Überlastung des Marktes; oft gerade dann, wenn man ihm neue Last auspacken möchte. Die newyorker Hochfinanz ist mit ihren Mitteln stets bei der Hand, wenn sie sicheren Rückhalt in Europa, speziell in London, findet. Die englischen Geldleute haben sich aber noch nicht sehr geneigt gezeigt, an einer „Reform" des Kupfermarktes mitzuwirken. In London sollen Konferenzen.

gewesen sein, an denen auch deutsche Metallhändler sich betheiligt haben. Alle fanden, daß die bestehenden Verkaufsorganisationen für Kupfer nicht ausreichen; doch kams nicht zu positiven Vorschlägen. Die Abhängigkeit von Amerika, dem stärksten Produzenten, lähmt die Alte Welt. Der Präsident der Amalgamated Copper Company brachte diese Thasache einmal zum Ausdruck, ohne einen für die Union besonders günstigen Schluß aus der Situation zu ziehen. Mr. John D. Ryan meinte, die amerikanischen Produzenten würden der Welt den Kaufpreis diktiren, wenn sis ohne die industrielle Konjunktur in den europäischen Industrieländern auskommen könnten. Einstweilen hängt ihr Wohlergehen aber wesentlich von dem Geschick der Industrien Europas ab; und so läßt sich eine Kräftigung des Kupfermarkies nur denken, wenn die gewerblichen Verhältnisse sich auch bei uns noch bessern. Pzäsident Taft hat übrigens einmal gesagt, die „Gesetze des Staates" würden angewendet werden, wenn Rockefeller und Morgan ein Verkaufsmonopol auf dem Kupsermarkt zu errichten versuchten. Auch diese Drohung ist nicht geeignet, ein klares Bild von der Zukunft des Kupfers zu schaffen. Und man wird mit Überraschungen auf diesem von der Spekulation stets so laut umtobten Gebiet für eine nahe Zeit rechnen müssen. Ladon.

Drei Briefe.

T. ^ seinem „Elend" etwas ganz Anderes versteht als sein Mitbruder in feudalen Diensten, schrie es in der „Zukunft" vom dreiundzwanzigsten Oktober, wie er selbst sagt, unter Pauken- und Trompetenbegleitung in die Welt hinaus. Schon dieser akustische Aufwand muß die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen. Man kann schon aus dem Ton des Briefes und den zahlreich eingestreuten kritischen Bemerkungen schließen, daß der Schreiber mit der Organisation, als deren Glied er formell noch zählt, innerlich, vollständig zerfallen ist. Die soziale Arbeit, die sein Beruf ihm auferlegt, empfindet er als Last, die dogmatische Gebundenheit seiner religiösenUeberzeugung als eine geistige Knechtschaft, denCoelibat als drückende Fessel. Die Schlußsätze der Zuschrift sprechen mit dürren Worten aus, daß der Schreiber keine innere Gemeinschaft mit der Kirche mehr fühlt. Nun mag man Äver die Berechtigung oder Zweckmäßigkeit der einzelnen Institutionen in der Katholischen Kirche denken, wie man will: als geschlossener Organisation steht ihr unzweifelhaft das Recht zu, von ihren Mitgliedern, insbesondere den aktiv Thätigen, unbedingte Disziplin verlangen. Das ist in jeder Armee so. Wer sich diesem Anlangen nicht unterwerfen will oder kann, muß aus der Organisation scheiden, sollte man wenigstens meinen. Das scheint der Kaplan auch zu fühlen; den .Widerspruch zwischen äußerlicher Angehörigkeit und innerlicher Ablehnung charakterisirt er mit der einzig richtigen Bezeichnung. Trotzdem will er den formellen Bruch wohl vermeiden, weil er sonst sein Brot vettert und seinen Verwandten Kummer dereitet. Wenn man also den Fall wohlwollend charakterifiren will (man .könnte die Sache auch etwas anders ausdrücken): Mit Rücksicht auf feine Leöens--ftellung scheut sich Einer, die Konsequenzen aus seiner Ueberzeugung zu ziehen.

und diesen inneren Zwiespalt nennt er sein Elend. Wen macht er nun für das
ganze Verhältniß verantwortlich? Sich selbst? Gott bewahre: den Papst, die
«Inkarnation Christi" (nebenbei: wenn ein aktiver Offizier, dems in der Armee
nicht mehr gefällt, seinen obersten Kriegsherrn anonym mit einem entsprechenden
Ausdruck belegt, wie nennt man Das?), das Dogma, die Centrumspresse, über-
haupt das „System". Mit Verlaub: gabs damals noch keinen Papst, als der
Arme den Entschluß faßte, sich dem Dienst des Herrn zu weihen? Konnte damals
jeder Priester sich seinen Glauben selbst suchen wie ein Protestant? Pflegten die
Herren damals zu Heirathen? Schwärmte die „Germania" früher für Spinoza?
(Uebrigens: die Kölnische Volkszeitung, deren Leitung sogar auf dem Evangelischen
Bundestag widerwillig anerkannt wurde, als geistiger Persönlichkeiten bar hinzu-
stellen, ist mindestens unvorsichtig.) Oder hat ihm cinstmalen Jemand gesagt: „Das
Alles ist nicht so wörtlich zu nehmen, kommen Sie nur erst einmal hinein, das
Andere findet sich von selbst"? Vielleicht hat er sich Das selbst gesagt, obgleich
dazu eine Naivetät gehören würde, die man schon mit zwanzig Jahren eigentlich
nicht mehr haben sollte. Vielleicht ist fein Leichtsinn auch durch Familienverhältnisse
irgendwelcher Art, die ihn halb und halb in seinen Beruf hineingeschoben haben,
gefördert worden. Soll deshalb aber die ganze Organisation die Grundsätze auf-
geben, die sie bisher stark gemacht haben? Sollen wir den preußischen Offizier-'
begriff deshalb ummodeln, weil Herr Gaedke besser von Anfang an liberaler Zeitung-
schreiber geworden wäre? Diesem ähnliche Konflikte kommen nicht nur im Leben
des Priesters vor; jede suchende Persönlichkeit ist ihnen ausgesetzt, ganz gleich,
welchen Beruf sie erwählte. Und die tiefsten, aufwühlendsten Kämpfe werden in
der Regel nicht „herausgeschrien". Aber was ein Kerl ist, wird damit schließlich
fertig, so oder so, mit Biegen oder Brechen. Die aber an der Wegegabelung stehen
bleiben und die Hände ringen, ohne die Kraft, rechts zu gehen, und ohne den Muth,
sich nach links zu wenden, sind die Halben. Haben Die einen Anspruch auf tragische
Pose? Mit Pauken und Trompeten? Das wird nicht leicht Einer glauben.
II. Gewiß ist es richtig, daß dem Schloßkaplan Uebermaß an freier Zeit zu
Gebot steht. Aber mit der Annahme einer Stelle im Schloß ist ihm die Möglich-
lichkeit genommen, anderweitig zu verdienen. Wissenschaftlich kann er jedenfalls
schon deshalb nicht thätig sein, weil er sich bei einem Gehalt von 796 Mark nicht
einmal den nöthigsten apparaws dazu leisten kann. Nun wird verlangt, daß er
.„deutsche Wissenschaft kosten" soll. Er soll „von seiner Kammer aus eindringen in
den Wundertempel von Kants Gedanken". „Ranke? Treiischle? Mommsen?"
„Theater? Modernes Theater? Ibsen, Maeterlinck, Hauptmann? Dahin darf der
Kaplan nicht." Er hat aber gute Gründe dafür, wenn 796 Ma;k sein Jahresein-
kommen darstellen. Ich habe eine Stelle, die einer „besseren" Kaplanei gleichm-
achten ist. Für Bücher und Zeitschriften gebe ich ein Sechstel meines Gehaltes
aus: 400 Mark. Da der Leugner des Koplanselends so gütig war, von Reisen
des Schlotzkaplans zu reden, so setze ich dafür 200 Mark an. Genau 196 Mark
bleiben meinem Mitbruder noch für. seine Lebensbedürfnisse und für die Werke der
Barmherzigkeit, die ihm der liebenswürdige Herr auch zu empfehlen scheint. Mit
Hern armen Mann, der 796 Mark jährlich bezieht, wird der Spott noch weiter ge-
trieben. Den Beschwerden des Schloßkaplans werden Heiligenlegenden und Aus-
sprüche des „weltberühmten Hindupriesters" entgegengehalten. Edel scheint mir

solche Verhöhnung der Armuth nicht. Für eine Entdeckung muß man dem Herrn dankbar fein. Er entdeckt: ‚Es giebt publizistische Persönlichkeiten." Wenn es ihm nur nicht ergeht wie Lot, der vor Jehova mit den Gerechten Sodomas Paradiren wollte: 50 wollte er anfänglich erbringen, dann 46, 40, 30, 20; und schließlich waren es nicht 10. Ich habe bisher die Anschauung gehabt, daß jedes civilisirte Land mehr publizistische Persönlichkeiten hat als Deutschland. Drum ist es sehr anerkennenswerth von dem Herrn, daß er es anders „entdeckt" hat. Seit Jahren kenne ich die „Zukunft" und freue mich jede Woche auf das Erscheinen jedes neuen Heftes. Deshalb find aber die Befürchtungen des Herrn bei mir noch nicht durch die EntWickelung bestätigt worden. Ich habe wirklich „mein Bestes, die Vernunft, noch nicht erdrosselt", bin noch kein „Heuchler geworden, der ein System nur nock äußerlich vertritt", bin auch noch nicht „das Schrecklichste, ein abgefallener Priester" geworden. An den Artikeln von Jentsch gehe ich so wenig vorüber, daß ich ihnen nach denen von Harden die meiste Beachtung schenke. Man lieft Alles von ihm mit Vergnügen, sehr Vieles mit Befriedigung; Manches auch nicht. Möglich, daß man durch die im genannten Artikel bezeichnete Literatur zum Abfall vom Glauben kommen kann. Aber man kann auch von den Behauptungen, Meinungen, Theorien, Hypothesen, die die Moderne preist, sehr wohl mit Befriedigung zurückkehren zu den Worten des ewigen Lebens, zu den Worten unseres Meisters, den der Verfasser des Artikels unnöthiger Weise als vergessenen Hindupriester höhnt.

III. Am zwölften November jährte sich der Tag, an dem auf der Zeche, die ihren Namen dem Friesenherzog Radbod verdankt und der Gewerkschaft Trier gehört, ein schweres Grubenunglück sich ereignete. Dreihunderteinundvierzig Bergleute wurden getötet, siebenundzwanzig verletzt. Solche Hekatomben hatte der deutsche Bergbau noch nicht erlebt. Selbst die vor einem Jahrzehnt eingetretene Schlagwetterexplosion auf der Zeche Karolinenglück heischte mit einhundertsechzehn nur rund ein Drittel der Opfer. Wie die Zahl, die Größe, die Dauer der Ringe, die der ins Wasser. geworfene Stein aus seinem Spiegel verursacht, dem Gewicht des Steines entspricht und der Wucht, mit der er geschleudert wird, so zittert auch die Menschenseele in stärkeren oder schwächeren Schwingungen je nach dem Umfang des Unglückes und der Gewalt, mit der eS hereingebrochen ist. Aber so leicht sich durch die physikalischen Gesetze und so einfach der erste Vorgang deuten läßt, so schwer ist dem seelischen mit dem nüchternen Verstand eine Erklärung zu finden. Was hat Einer, der mit Dutzenden oder Hunderten dahingerafft wird, vor Dem voraus, der, ein Einzelner, auf exponirtem Posten ein Opfer seines Berufes wird? Wird nicht vielmehr der Schmerz der Hinterbliebenen dieses stillen Mannes stärker, wird er nicht bitterer empfunden als in den Fällen, wo der Tod mit knöcherner Hand zur selben Zeit an die Hütten der Verwandten, der Freunde, geklopft hat? Wird ihnen doch nicht einmal Oer schwache Trost, Unglücksgefährten im Leid zu haben. Und der Hinterbliebenen wirthschaftliche Lage? Auch sie ist nicht abhängig von der Zahl der Opfer, sondern von der wirthschaftlichen Lage des Getöteten, also der Höhe des Lohnes, der Zahl der Mitglieder seiner Familie, ihrem Gesundheitzustand, der Geschicklichkeit, mit der die Frau den Haushalt und die Erziehung der Kinder leitet, und dem Dasein oder Fehlen von Schulden. Durch die Berufsgenossenschaften, im Bergbau die Knappschaft-Berufsgenoffenschaft, deren Kosten die Arbeitgeber tragen, wird die Rente festgestellt. Wird sie nicht durch die vielfach vorhandenen freiwilligen

Leistungen der Industrie erhöht, so beträgt sie für jedes überlebende Familien-
Mitglied zwanzig Prozent bis zum Höchstbetrag von sechzig Prozent des Arbeit-.
Verdienstes. Die auf der Zeche Radbod getöteten 341 Bergleute haben 235 Witwen
mit 626 Kindern und 9 Vollwaisen, 8 Ascendenten, im Ganzen also 877 Ange-
hörige hinterlassen. Die Witwen erhielten eine Dmchfchnittsrente von 739 Mark;
dazu trat, zur Deckung der ersten Nothlage, das gesetzliche Sterbegeld von etwa
100 bis 120 Mark und eine freiwillige Spende der Gewerken, der vielgefchmähten
Ausbeuter, im Gefammtbetrag von 60000 Mark, die zum größten Theil alsbald
vertheilt wurden. Die meisten Hinterbliebenen Familien hatten in der zweiten
Novemberhälfte 250 Mark in Händen.
Und nun vergleiche man, was die Hinterbliebenen eines armen Teufels er-
halten, der nicht einem Berufsunfall, fondern Siechthum, schnellem oder gar lang-
samem, erlegen ist: nichts; denn noch haben wir keine Reliktenversorgung. Und
was erhält er sammt feiner Familie, wenn er solches Siechthum als Invalider
überlebt, sosern nicht Pension- und freiwillige Kassen der Industrie helfend ein-
greifen? Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit im günstigsten Fall 305 Mark.
Nach fünfzehnjähriger 240 und nach vierjähriger 150. Hat er aber das Pech, früher
Invalide zu werden, so erhält er gar nichts. Tausende und Abertausende erleiden
dies Geschick, Arbeitinvaliden und ihre Hinterbliebenen. Hat man erfahren, jemals
gehört, daß öffernliche Wohlthätigkeit für sie angerufen wurde, jemals, daß (von
den Arbeitgebem abgesehen) freiwillige Spenden flössen?
Die selben Leute, die Zetermordio schreien, wenn sie für einen in ihrem
Dienst verunglückten Dienstboten auskommen sollen, die sich heiß mühen, mit allen
Mtteln bestreben, durch die weiten Maschen des Haftpflichtgesetzes zu schlüpfen,
finden es natürlich, daß die Industrie auch dann eintritt, wenn von Haftpflicht
nicht die Rede sein kann, ja, selbst, wenn Fahrlässigkeit des Verletzten vorgelegen
hat. Die deutsche Industrie hat sich damit abgefunden. Sie hat mehr gethan als
Andere, mehr, als das Gesetz ihr vorschreibt. Die Jahresabschlüsse der großen
Aktiengesellschaften reden davon ein Wort, ihre trockenen Zahlen eine beredte Sprache
für Den, der zu lesen versteht und verstehen will.
Was geschah aber nach dem Unglück von Radbod? „Die öffentliche Wohl-
thätigkeit wurde geweckt" Geweckt? Nein, in die Irre geführt. In kluger, nicht
um die Gunst der Menge buhlender Weise tritt mit tapferen Worten der Verfasser
des Jahresberichtes der dortmunder Handelskammer dem Gebühren entgegen, das
bald nach dem Unglück von Radbod in ganz Deutschland anhub. Ich nannte vor-
hin Zahlen. In wirkliche Noth sind vielleicht zwei, höchstens drei Dutzend Per-
sonen (die Gesammtzahl war dreißigmal größer) gerathen; aber auch für sie war
gesorgt. In erster Linie durch die schon genannten sechzigtausend Mark der Gewerk-
schaft, der Besitzerin der Zeche, aber auch durch eine andere Spende aus Kreisen
der Bergwerksbesitzer. Kurz nach dem Unglück hatte der Bergbauliche Verein in
Essen gezeigt, daß seine Leute das Herz auf dem rechten Fleck und zugleich Ver-
ständniß für die Wirklichkeit haben. Dem Vorstand wurde ein Fonds von hundert-
tausend Mark zur Verfügung gestellt, „aus dem an die Hinterbliebenen von ver-
unglückten Bergleuten Unterstützungen gezahlt werden sollen, wenn die im Allge-
meinen völlig ausreichende Rente, die das Versicherungsgesetz den Witwen und
Waisen gewährt, in dem einen oder anderen Fall sich als zu gering erweisen sollte".

Sicher mißgönnt Niemand den Hinterbliebenen und Beschädigten der Be-
legschaft eine Unterstützung aus privaten Kreisen. Die erfolgreiche Erweckung des
Mitleids und der Barmherzigkeit ist an sich ein edles Beginnen; ein edleres die
Ausübung der Wohlthätigkeit, wenn sie gern erfolgt. Mußte aber die Werbetrommel
in ganz Deutschland erschallen? Da wurde gesammelt bei Reichen und Armen,
intra vauros st sxti-a, bei Leuten gar, die froh wären, wenn sie ein Einkommen
hätten wie die meisten Hinterbliebenen. Hier das Ergebniß der Sammlung': 1682 562
Mark, außerdem 800000 Mark, zusammengebracht vom Kronprinzenpaar, im Ganzen
also rund zwei Millionen Mark. Zu Weihnachten wurden Brote vertheilt, als ob
bei Radbod die Hungersnoth eingekehrt sei. Und das Alles für neun Vollwaisen
und zweihundertfünfunddreitzig Witwen, für die das Gesetz sorgt. Ist Das, so
rufts vom Ausland her. Eure sozialpolitische Fürsorge, Eure vielgerühmte, die
versagt, wenn ein großes Betriebsunglück eintritt? Nein, sie hat nicht versagt,
nicht sie und nicht die Opferwilligkeit deutscher Arbeitgeber. Die anderen Spender
aber, die so weit ihren Beutel, ihr Herz so freudig geöffnet haben, bescherten an
Stellen, wo es wirklich in diesem Umfang nicht nöthig war, wo (fast möchte mans
sagen) weniger mehr gewesen wäre.

So konnten denn die Witwen ihren 739 Mark gesetzlicher Durchschnittsrente
343 Mark Zusatzrente beifügen. Außerdem erhielt jeder Hinterbliebene 230 Mark,
erhält jedes Kind bei der Einsegnung 60, bei der Verheiratung oder beim Eintritt
ins Heer 200 Mark. Und dazu die unerfreuliche Klage einiger Witwen bei der Civil-
kammer des Landgerichts in Dortmund auf eine andere Bertheilung der Spende!

Hat eS nun Sinn, daß sich hier Alles häufte, während sich Niemand um
die Tausende kümmert, die auf dem Schlachtfelde des Kampfes ums Dasein unver-
sorgt unterliegen? GeWitz werden die Schreckenstage vom November 1908 lange
im Gedächtniß hasten bleiben. Aber wir Alle sind Menschen. Schon ist der bittere
Schmerz, der herbe, stillem Weh gewichen. Lindern wird es die milde Trösterin Zeit.
Die meisten Söhne der Getöteten werden wieder Bergleute werden, an Bergleute
sich die Töchter verheirathen. Von den Witwen aber wird manche wieder einen
tüchtigen Mann finden. Wirtschaftlich veranlagte Frauen, die durch einen Berufs'
Unfall Witwen geworden sind, gelten vielfach als begehrte Partien. Sie bringen
ihre häusliche Einrichtung mit; sie werden von den Berufsgenossenschaften durch
den dreifachen Betrag ihrer Jahresrente abgefunden; für ihre Kinder ist gesorgt-,
sie erleiden durch die Wiederverheirathung der Mutter keine Einbuße an ihrer
Rente. So hatten sich nach der Schlagwetterexplosion auf Karolinenglück 1898
innerhalb weniger Jahre die meisten Wttwen wieder verheirathet. In einem der
größten Betriebe ähnlicher Art rechnet man nach alter Erfahrung mit 40 Prozent
Wiederverheirathungen, wovon 30 Prozent in den ersten drei Jahren. Bei Radbod
werden die Zahlen nicht kleiner sein. Das ist der Lauf der Welt.

Ihr aber, freundliche Geber, die Ihr 1908 nur Euer Herz habt sprechen
lassen, lasset künftig auch den Verstand snicht nur ihn freilich) zu Wort kommen.
In Deutschland giebt es noch so viele Thränen zu trocknen, so viel Gram zu lindern,
so viel Leid zu stillen, daß Ihr Anlaß in Hülle und Fülle habt, Euch zu betätigen.
Berufsunfälle aber sind nicht die Gelegenheiten, wo Hilfe am Meisten noththut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin»
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 27. November 1909.
Ouvertüre.

^Z'chshundertzwölf Jahre sind Vergangenheit Eduard der Erste, derKreuz-
□fahrer, der dem AngelnZönigthum Wales und Schottland erobert hatte,
dm Baronen und geistlichen Herren das RechtzurSteuerbewilligung zusprach.
Seine Loniirmatio (ÜKarwrum enthielt denSatz: „Den Erzbifchöfen, Bi-
schöfen und Prioren und anderen Häuptern der Heiligen Kirche, den Grafen,
Baronen und der ganzen Landsgemeinde haben Wir, für Uns und Unsere Er-
ben, zugestanden, daß Wir fortanHilfen, Dienste und Abgaben nur mit ihrer
Zustimmung und zum allgemeinen Besten des Reiches in Anspruch nehmen
werden." DerMann, der zweiJahre vorher dieVertreter der eiti68 anä bo-
rouSks ins Parlament berufen hatte, konnte den Lords das Recht zur Mit-
wirkung an den Steuergesetzen nicht weigern. Noch unter Karl dem Zweiten
erklärten, vierhundert Jahre später, die Lords: „Das Recht, im Parlament
zu sitzen und zu stimmen, haben die Peers als ein mit ihnen geborenes Ehren-
recht und können es nur verlieren, wenn dasLandesgefetz ihnen dasLebenab-
erkennt." Die Barone, die Heinrich dem Dritten, Eduards Vater, zugerufen
hatten: „j^owmus lesses ^n^iae muwri", haben ihrAnsehen lange unge-
schmälert bewahrt.Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hat ihnenPitt
noch den Lobspruch gespendet: „Unsere Gesetze, unseren Nechlszustand haben
wir den englischen Baronen zu danken. Diese Männer hatten, bei allerRau«
heit ihres Wesens, das Herz, Recht von Unrecht, Wahres von Falschem zu un-
terscheiden und für die Menschenrechte, die ihnen einleuchteten, auch muthig
einzutreten. Ihren Entschluß, ohnejedeRücksicht auf den eigenenVortheil die

Volksrechte durchzusetzen und für den geringsten Mann nicht weniger als für den höchsten im Königreich zu sorgen, hat die Geschichte noch nicht mit dem ihm gebührenden Lob gebucht." Langst aber, seit den Tagen der Seiden und Eward Coke, war den Lords das Recht zur Steuerbewilligung bestritten worden. Nach altem Sachsenrecht durfte der König keine Steuer erheben, die ihm nicht von den Vertretern der zur Zahlung Verpflichteten bewilligt war. Zur Zahlung verpflichtet waren auch dieLords; dennoch sollte nur das Unterhaus jetzt zur Bewilligung von Steuern berechtigt sein. Weil die Peers, trotz der Glorie ihrer Ahnen, dem Gemeinwohl schädlichen Eigennutzes verdächtig waren? Der Vorwurf, das eigene Interesse der res publiea vorangestellt zu haben, ist Parteien und Staatsmännern, die neueAbgaben heischten, fast nie und nirgends erspart worden. AlsRobert Peel, vor just neunzig Jahren, die Bill einbrachte, die der Bank von England befahl, ihre Noten zum Nominalwerth (nicht zu dem während des Krieges tief gesunkenen Kurs) einzulösen, und den um seine Machtstellung besorgten Grundadel durch das Versprechen der Kornzollwahrung für diesen Vorschlag gewann, soll des Ministers Vater, der im Auftrag der londoner City eine Petition gegen diese Bill ins Parlament brachte, dem unerschütterlich auf dem Platz des Schatzkanzlers thronenden Sohn zugerufen haben: „Robert, Du ruinirst Dein Vaterland, aberDu verdoppelst Dein Vermögen!" NndRobertPeel hatte dochselbst bei denGegnern seiner nach Benthams und Ricardos Rezepten zubereiteten Finanzmixturen den Ruf eines ehrlichen Mannes. Bis in unsere Tage, wo dem ersten Kanzler im Deutschen Reich nachgesagt wurde, er habe den Schutzzolltarif erdachtem sich zu bereichern,ist kaum einZollmehrer oderSteuerftnder solcher Verdächtigung entgangen; kaum je auch eine Partei, die für höheren Zoll oder für neue Steuern eintrat. Den Lords war nicht Schlimmeres zuzutrauen als den Abgeordneten. Entscheidend wohl der demokratische Gedanke: Ueber den Besitz und die Abgabepflicht des Volkes darf nur Der bestimmen, den das Volk zumVertreter seinerRechte gewählt hat; nicht ein von königlichem Vertrauen mit der Macht des Gesetzgebers Bekleideter. Unser Urtheil weist diese Lehre ins Gebiet des constitutional ean t. Warum sollen die Peers, die, trotzdem ihnen die Wahlweihe fehlt, an der Beantwortung der wichtigsten Reichsfragen mitwirken, gerade im Steuerbezirk entrechtet sein? Doch Gewohnheit hat diese Sitte geheiligt; und seit zweihundertneunzigJahren wirdin derEinleitungformel der Steuergesetze dasOberhaus nicht mehr erwähnt. Weil der Brite noch fester als derDeutsche oder gar derFranzose an alter Gewohnheit hängt, ist zum Pivot des Kampfes um die Finanzreform jetzt auch nicht die Prinzipienfrage gewählt worden: „Haben die Lords das Recht, Steuern zu

bewilligen und zu weigern?" Lord Lansdowne fordert für seine Standesge-
nosfen dieses Recht; macht es aber (schon weil mancher Tory im Unterhaus
sich dagegen wehren würde) nicht zum Feldgeschrei. Sondern sagt: „Was
uns in dem Budget an neuer Belastung zugemuthet wird, ist so ungeheuer-
lich, daß wirs nicht annehmen können, bevor das Volk seinem Willen deut-
lichen Ausdruck gegeben hat; legt dieses Budget der Nation vor, die es in der
Zeit der letzten Wahlen nicht ahnen konnte: und Ihr werdet sehen, ob sie den
Zeugern dieses Finanzplanes ihrVertraum bewahren wird." Die strategische
Stellung ist ungemein klug gewählt. Die Konservative Partei darf mit Recht
von sich sagen, sie sei in diesem Fall dem Grundgedanken der Demokratie näher
als der Anhang der Winston Churchill und Lloyd George. „Wir, sagt Ihr,
heischen dasRecht, durch denWillendesOberhausesjedeRegirungzu stürzen?
Das ist nicht wahr. Wir wollen nur jede Regirung, die tief ins Fleisch des
Volkskörpers einschneidende Neuerungen vorschlägt, verpflichten, sich die Er-
laubniß zu solchem Handeln von der Nation zu holen. Wer weiß denn heute,
ob dieRegirung bei diesemVersuch fallen wird? Ist dasVolk für sie, so kehrt
sie gestärkt aus dem Wahlkampfzurück. Ist dasVolkgegen sie, so ist dieNoth-
wendigkeit unserer Abwehr erwiesen: denn gegen den Volkswillen darf in Eng-
land nicht regirt werden. Ihr scheut das Urtheil des Volkes. Wir lechzen da-
nach. Sindalso bessere Demokraten als Ihr." So könnte Lansdowne sprechen.
An dieThatsache erinnern, daß Eduard dem Dritten, dem Sieger von Poitiers,
als er Geld forderte, von den Commons geantwortet wurde, das Bedürfnis
sei zwar anzuerkennen, dieStillung aber erst nach Befragung des Landes mög-
lich. „Wir bitten, ein neues Parlament wählen zu lassen, und werden, Jeder
in feinem Wahlkreis, uns bemühen, denWünfchen des Königs dieZuftimmung
desVolkes zu gewinnen." Könnte sich sogar auf das ehrwürdige Zeugniß Ed«
wardsCoke stützen, der in den Il^Muws ok tke la^s gesagt hat, neue Hilfen
undAbgaben seien vomUnterh aus erst zu bewilligen,wenn dasVolk in denGraf-
fchaften gefragt worden sei, ob solche neue Leistung seinem Willen entspreche.
Und auf das 1671 bestätigte Recht, Finanzbills abzulehnen (nicht: zu ändern).
Die Behauptung liberaler Schreiber, die Peers forderten Unerhörtes,
ist also als falsch erweislich. Sie fordern auch nicht ein Handeln, von dessen
Nützlichkeit für ihre Partei sie überzeugt sein dürfen. Ihr Gegner ist mit dem
„Budget des armen Mannes" als Banner stärker, als er vorher war. Der
Sieg derKonservativen schien sicher, ehe der Schlachtruf ersonnen ward: „Der
Latifundienbesitzer und Großkapitalist will, statt vonseinemReichthum fürs
Reich zu steuern, die neue Last sammt der alten dem armen Mann aufpacken!"

Von solcher Losung läßt jede Masse sich leicht locken; vergißt, unter dieser Suggestion, alleMängel und Schwächen eines Regirungsyste ms und schließt ihr Ohr dem angebotenen Beweis, daß die Bürde des Reichen schon schwer genug geworden fei. Einer Partei, die gegen solches Schlachtgeschrei das Volk zur Entscheidung aufruft, kann selbst der Gegner des Referendums den Much der Ehrlichkeit nicht absprechen Als die Briten den Liberalen die Macht zur Regirung gaben, wußten sie nicht, daß ihre Mandatare Finanzgesetze vorschlagen würden, die der Unbefangene sozialistisch nennen muß und die bis an die Grenze der Vermögenskonstskation führen. Billigt dasVolk dieseGesetze: gut; jedenfalls sind sie dem Wesen britischer Staatsgebahrung so fremd, daß sie nicht in einer fraktionellen Nothlage mitZangen ins Leben geholt, sondern erst in Kraft gesetzt werden dürfen, wenn sie dem unmittelbaren Nrthei! der Nation unterbreitet waren. Der Reiche soll bluten: diese Wahlparole hat überall Zugkraft; zehnfache, hundertfache in einemLcmde, dessen Boden noch einer kleinen Sippe Privilegirter gehört und das Millionen feinerBewohner (ein Vierzehntel, behauptet die Schätzung der Radikalen) in der Hölle grausigen Elends hinsiechen steht. Die Konservativen, die in Irland und Schottland, in Nordengland und Wales wenig zu hoffen haben, müßten zweihundertSitze erobern, um über die zur Regirung nöthige Mehrheit zuverfügen; daß dieses Ziel erreicht werden kann, wird durch ein paar Ersatzwahlen noch nicht verbürgt. Herr Lloyd George, derVater des radiko-sozialistischen Budgets,hat sich als einen Demagogen erstenRanges entpuppt Und derEinzige, der aus der Ferne stark genug scheint, um mit diesem Todfeind der OuKsZ und Citykönige den Gang wagen zu können, ist ein fast blinder, gelähmter, in den Nollstuhl gepferchter Greis: der Siebenziger Joseph Chamberlain.

In Lancashire zeigte man lange einen Holzblock, den Robert Peel geschnitzt haben sollte. Dichtung oder Wahrheit: der Sohn des Baumwollenhändlers hatte in der Fabrik gearbeitet wie jederSchwitzer. Und ist dann der Reformator des britischen Zolltarifs geworden. Im Leben des Mannes, der als Lehrling der birminghamer Firma Nettlefold & Chamberlain begann, findet derrückwärts schweifende BlickSchwankungen, die an Peels Wandlung erinnern. Der Chamberlain der siebenziger und achtziger Jahre, derForfters Schulsteuer eineJnfamienannte, diegewifsenloseProfitsucht derGroßrheder bekämpfte, den Ausschank und Einzelverkauf alkoholischer Getränke Monopolisten wollte und sich bereit erklärte, im Kellnerkleid, als Staatsschankgehilfe, Whisky und Ale herumzureichen: dieser Kaufmann und Bürgermeister von Birmingham ähnelte an Wcsensfarbe(nichtanStatur) dem politisirenden Advokaten Lloyd George. Gerechtere Konsumsteuern, Herausgabe des von den

Großgrundbesitzern usurpirten Gemeindelandes, progressive Einkommen-
steuer, Modernisirung des Jagdrechtes und der Grundsteuer, die mit ihren
aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammenden Sätzen dem Bodenwerth
von heute nicht mehr entspreche, Ersetzung der zum großenTheil brachliegen-
denLatifundiendurch Bauernhöfe vonmittlererGröße-.fürdiefes Programm,
das dem jungen Chamberlain den Ruf eines zum Vermögensraub entschlos-
senen Sozialisten eintrug, wären die Peers nicht zu haben. Und doch hat er
mit Recht gesagt, daß er soziale Gesetze fordere, nicht sozialistische, und den
Lehren Hemys George eben so fern bleibe wie der rostenden Weisheit der
Cobden und Bright. Er wollte eine kommunale Wohnungpolitik, die dem
Arbeiter durch Darlehen und Erlaubniß zur Rentenabzahlung rascher zu
einem eigenen Heim hilft; staatliche Versicherung des Arbeiters gegen Unfall
und Invalidität; Gewerbegerichte, die im Streit um Betriebsführung und
Lohn zum Schiedsspruch berufen sein sollten; Kürzung der Arbeitzeit unter
Tag und in allen Betrieben, die den Mann früh zermürben; Festsetzung einer
dem Bedürfniß angemessenen Ladenschlußstunde durch Ortsstatut. Forderte
also nicht mehr als bei uns die Nachkommenschaft der Rodbertus und Kette-
ler. Der gab Bismarcks Schutzzollpolitik die zur Ausführung ihrerNeform«
pläne nöthigen Mittel. Chamberlain sah, daß mitdemGetreidepreis auch der
Landarbeitlohnsiel,dasLandproletariatin dieStädte strömte und auch hier den
Lohn hinabdrückte. Zu demMittel, das dagegen wirksamereHilfe verhieß alsir -
gendeinPfufcherrath,hateW
gerechtereBesteuerungdesEinkommens,desBodensunddes Luxusverbrauches
zur Sicherung britischerWehrmacht und Sozialreform nicht ausreiche, hat er,
von Jahr zu Jahr ungestümer, die Rückkehr zum Zollschutz der vorpeelischen
Zeit und, darüber hinaus, die Einung desWeltreiches in einem mitVorrechts-
zöllen ausgestatteten Wirthschaftbund empfohlen. Und ist seitdem der Feld-
herr, die Hoffnung der Herzoge und Barone. Streber und Apostat? Nur ein
Narr könnte den großen Patrioten so falsch einschätzen. Chamberlain war zu
Gladstones Erben, zum Premierminister der Liberalen Partei ausersehen:
und verzichtete auf die Erbschaft (und ließ sich einen Judas schelten), weil er
in Gladstones irischer Politik den Willen zur Lockerung der Reichseinheit er-
kannte. Er konnte Salisburys Nachfolger und Haupt derTmyregirung wer-
den: und ließ das Präsidium dem Skeptiker Arthur Balfourz nicht, wie be-
hauptet ward,weil einWagenunfall ihn in den kritifchenTagen zurBettruhe
zwang, sondern, weil die Konservative Partei seinem Ideal noch nicht reif, dem
Gedanken der Tarifreform noch nicht gewonnen war. Jetzt ist sies. In Bir-
mingham hat Balfour, in der Peerskammer Lansdowne erklart, nur dieAb-

kehr vom Freihandel könne die Reichsnoth enden. Beide sprachen aus, was Chamberlain ersonnen hatte. Der kennt die Gefahr der Demagogie, die zur Schröpfung derReichen aufruft, weiß,daß dieAbstcht,denWerthzuwachsdes Bodens zu besteuern, der Masse immer behagen wird, und hat den Parteigenossen deshalb gerathen,nochfetterenKöder an ihreStimmenangel zuhaken. Hat dieLordszudemAppellandasVolksurtheilbeftimmt. ErfagtdenLandsleuten: „ Wenn Ihr das Defizit, das heute schonsechzehn Millionen Pfund SterIingbeKägt,schwinden,Arbeitgelegenheitund Verdienst gemehrtsehm^ lonien ans Mutterland ketten, die vomNationalgewissen verlangte Sozialreform durchführen, Dreadnoughts bauen und dennoch dasKapital nicht durch unerträgliche.Zumuthung ausdemLandscheuchenwollt,dannmüßtJhrEuch, statt an denWahn,dasHäuflein derReichenkönneaufdieDauerdenStaaternähren,kostbareZeitzu verlieren, zurAnnahmedesFinanzsystemsentschließen, das Deutschland und dieVereinigten Staaten über alles Erwarten gekräftigt hat." Er kann kaum noch gehen, kann fast nichtmehrsehen: und ist, trotz seiner Krankenschwachheit, der Generalstabschef der Budgetgegner; leitet vom Bett oder Rollstuhl aus mit letzter Kraft den Aufmarsch zum schweren Kampf. Wird er, dem an volksthümlicher Beredsamkeit Keiner gleicht, auch als stumm Scheinender siegen? Sein Name, wie Peels, als des Tarifreformators fortleben?.. Seine Rechnung mag ein Loch haben. Auch eine von hohen Zollmauern geschützte Industrie wird die Herrschaft über den Weltmarkt nicht zurückerobern, wenn sie, wie die britische, von rückständiger, unzulänglicherTechnik bedient und ihr Perfonalauswahl und Arbeitzeit, Betriebsform, Lohnhöhe und Akkordsatz von der Gewerkschaft vorgeschrieben wird. Die Kolonien werden sich mit den Produkten des Mutterlandes nicht begnügen, wenn sie aus Deutschland und Amerika bessere haben können. Und ob England ohne Freihandel der Markt und das Clearinghouse eines Menschheitdrittels bleiben könnte, ist eineFrage, die noch derAntwortharrt.Trotzdem wird derVersuch, dem Imperium mit Schutzzöllen aufzuhelfen, jetzt oder später wohl gewagt werden. Die Vorschläge der Lloyd George und Genossen mißfallen den Rothschild und Rosebery nicht minder als dem Herzog von Marlborough und dem Earl ofCawdor; werden von derCity eben so hart getadelt wie vonderPrim« rose League. Den Rath röthlich schillernder Thronwöchter, so viele Schneider und Handschuhmacher, Schornsteinfeger und Straßenkehrer ins Oberhaus zu schicken, daß die miderspenstigen Lords die Mehrheit verlieren, wird Eduard nicht befolgen. Was bleibt? DieWahlprobe. Welcher Partei sie den Sieg, bringen wird, ist ungewiß. Sicher aber, daß während des Wahlkampfes von der „deutschen Gefahr" wieder mehr gesprochen würde als in der Zeit des

Kongofriedens. (Lord Cromer hat schon das Signal dazu gegeben.) Sicher
auch, daß die Furcht vor dem Schutzzoll eine forcirte Waareneinfuhr und ge-
steigerte Kreditanspannung mit den unvermeidlichen Folgen fürDiskontund
Rente bewirken wüßte. reaZiness is all. Selbstachtung und Klugheit
gebieten, die Entscheidung, die jetzt in England fallen soll, die für unsere
Wirtschaft wichtigste seit den Kämpfen um die Goldwährung und um Mac
Kinleys Tarif, in würdiger Ruhe und weifer Bereitschaft abzuwarten.
Der Deutsche Reichstag, der für den letzten Tag des Windmonats einbe-
rufen ist, wird sich vor jeder Parteinahme in dem Angelnstreit, jedem Ver«
gleich deutscher mit britischen Finanzreformkämpfen hoffentlich hüten. Pro-
phezeiung ist unnützlich: wenn drüben die Würfel gefallen, dieLiberalen oder
die Konservativen vom Sieg gekrönt oder zu Kompromissen mit der denJren
verbündeten Labour Party (den Sozialisten) genöthigt sind, ist noch immer
Zeit, von der Hochwacht unseres Interesses auf den Kampfplatz zuschauen
und Gewinn und Verlust zu errechnen. Deutschlands Volk wünscht eine (sein
Selbstgefühl nicht verletzende) Verständigung mit den Briten. Da der Bun-
desrath dem Glauben gewonnen scheint, daß durch dieBindung derFlotten-
ziffern ein haltbarer Friede nicht zu sichern wäre, muß er die Möglichkeit deS
Agreement auf weiterem Feld suchen. Entschlossen und stark genug sein, einer
Kollektivnote sich niemals zu beugen und ein See'Olmütz um jeden Preis zu
meiden. Bedenken, daß ein Reich, dem alljährlich eine Menschenmillion zu-
wächst, neuen Boden braucht und heuchlerischer Lüge geziehen wird, wenn es sich
fürsaturirt erklärt. Daß diedreifacheLast(Flotte,Herr,Sozialgesetze)nurge-
tragen werden kann, wenn dem Reich neue, reichlich fließende Quellen er-
schlossen,derNationeintrSglicheWeltmarktplStzeerobertwerden.Daß würdige
Verständigung nur zu erlangen ist, wenn Britania vor die ernste Frage ge-
stellt ward: SollDeutschlandmitmeinerZustimmungundgegenzulänglichen
Entgelt das seinerZukunft Unentbehrliche auf Anderer Kosten erwerben oder
durch meinen Widerstand zu dem Versuch gezwungen werden, es mir, morgen
oder in zehn Jahren, abzuringen? Vorher auf werthvolle deutsche Rechte zu
verzichten, wäre höchst unklug; wer den Briten in den Besitz des Kongostaates
und derSudabai hilft, kann dieDehnuug feines Reichsverbandes durchfetzen.
Das Parlament darf die stille Diplomatenarbeit, die nach dem Rücktritt des
Fürsten Bülow möglich geworden ist, nicht stören. Also weder friedfertiges
Gegreinnoch zornigesZetern.Auch keine (doch immer hinkende) Vergleichung
englischer Dukes mit preußischen Junkern. Die freilich „Heiterkeit" verheißt.

DerVerzicht auf langwierige Rückschauin die freudvolle, leidvolle Zeit
der Blockexperimente wäre überhaupt ein Hoffnung weckendes Symptom des
Willens zu vernünftigem, löblichenThun. Könnten die bürgerlichen Parteien
(die Sozialdemokratie wird sich den Pathetikern und Witzbolden willkomme-
nen Stoff nicht nehmen lassen) sich nicht in dem Beschluß zusammenfinden,
den hundertmalbeschnüffelten undbelecktenBrei nicht wieder aufzuwärmen?
Odersollen wir wirklich noch einmal hören, was in der vorigen Session er-
müdeten Ohren allzu oft vorgeschwatzt und seit dem Reichstagsschluß von
abertausendSchreibernservirtwordenist? Daß die neuen Finanzgesetzesch
me Mängel haben und mit ihrem Ertrag die Reichsnoth nicht lange lindern
werden, wissen wir Alle. Der Frage, ob bessere Gesetze zu erreichen gewesen
wären, heute noch in hitzigem Mühen die Antwort suchen, heißt: werthvolle
Stunden vertrödeln. DieKonservativen haben die Besteuerung desWitwen-
und Waisenerbes geweigert; eine Steuer abgelehnt, die ein paar Monate vor-
her von dem FürstenBülow, demFreiherrn vonRheinbaben (weilsiedenFa-
milienfinn schwäche), den nationalliberalen Herren von Heyl und Onola,
Kirdorf undPaasche als schädlich bekämpft worden war und vonEugen Rich-
ter nie bewilligt worden wäre. Das Beharren in einer Ueberzeugung. die gestern
nochvonsogewichtigen,soliberalenHerrenvertretenwurde,kannnichtzumVer«
brechen gestempelt werden. DieKonservativen haben mit dem Cmtrum und
mit den Polen für und gegen neue Steuerpläne gestimmt. Todsünde? Mit
Centrumshilfe sind die Grundlagen deutscher Wirtschaft, Wehrmacht und
Sozialgesetzgebung geschaffen worden Um das Centrum fürs Reichsgeschäft
zu erwärmen,hat Bismarck im KulturkampfChamade geschlagen und Falk ge-
opfert.VonCentrumsGnaden Haider Grafund derFürstBülowJahre lang re-
girt;und die sichere Hürde erst verlassen, als dem in derkaiferlichenGunstGe-
lockertendieantikatholischeHofparteieineStützezubietenschien.DenPolenwa-
ren dieFreisinnigen bei mancherAbstimmungvereint; ohne diepolnischen Stim-
men war die caprivische Militärvorlage, die zweijährige Jnfanteriedienstzeit
nicht durchzubringen.DenZuschlag zurBier- und Tabaksteuer hat derZwischen-
handel, ungestraft, ungescholten fast, thurmhoch über das von der Reichstags-
mehrheit gewollte Maß hinaus gereckt. Check, Stempel,Schlußnote haben die
zum Gutachten berufenen Bankdirektoren Mankiewitzund Nathan als steuer-
fähigeObjektegenannt. DieTalonsteuer stammt aus dem Hirn des freisinnigen
BankmannesDernburg,der auch an derAusgestalwng des Planes eifrig mitge-
arbeitethat.(Die viel schwerer zulragendeDividendensteuerhatteHerrBasser-
mann empfohlen.) Auf dem Kursniveau dieses Winters und im Anblick deut-
schen Erwerbslebens kann kein Redlichernoch behaupten, Gewerbeund Handel

seien durch die neuen Stenern ruinirt oder auch nur ernstlich geschädigt. Wozu also die Wiederholung des Lenzgelärmes? Der Reichstag muh sich zu der Grkenntnih aufraffen, daß dieGeldnoth desReiches nur durch die Eroberung neuer fruchtbarer Geschäftszonen (Betriebsmonopole), durch Beschränkung der Ausgaben und Assekuranzen, durch kaufmännisch rationelle Verwaltung (die, zum Beispiel, nicht dulden würde, daß an einer „schwimmenden Luftfchiffhalle" dieReichökasse vierhundertdreißigtausend Mark verliert) beseitigt werden kann. Und in männlicher Fassung dann das Vergangene vergangen sein lassen. Auch den vierten Kanzler; an dessen Rückkehr seit den Tagen der berliner undpotsdamerBesucheauch derAengstlichstenichtmehr glaubt.Will noch Einer den Mann rühmen, der die ärgste Parteiwirrung neudeutscher Geschichte verschuldetund inJahrenunerschauterKonjunkturgunst (Schwächung Englands in Südafrika, Rußlands in Ostasten, Frankreichs durch die Jcckobinerherrschaft)so beispiellos schlechte Geschäfte fürs Reich gemacht hat, dann mag ers auf eigene Gefahrthun. DochjederVersuch,derGenesis desKanzler-Wechsels nachzuforschen, könnte in den übelsten Skandal ausarten. Vielleicht wartet da oder dort Einernur auf die Provokation zurBeweisführung. Hütet Euch,ihm dazu die Gelegenheit zu bieten! Wer heute noch nicht weiß, warum Fürst Bülow gehen mußje, lernts hienieden nicht mehr und mag getrost in demAberglauben an die Tod bringende Wucht des konservativ -klerikalenBlocks wohnen. Eine unkluge Erklärung (und unklug wäre jede) der Verbündeten Regirungen: der Sud kocht über und füllt denSaal mit eklem Brandgeruch.
Daß die Häupter gestern verfeindeterFraktionen morgen den Bruderkuß tauschen, ist nicht zu erwarten. KeinemKonfervativenvonSelbstachtungbedürfniy zuzumuthen, daß er Herrn Bassermann, der ihn in Volksversammlungen als einer Räuberbande zugehörig geschildert, die ganze konservative Parteipolitik als hassenswerth und verächtlich hingestellt hat, höflich grüße oder gar zum Gesprächspartner wähle. Keinem Centrumsmann, daß er Herrn Dernburgs Sehnsucht nach Versöhnung stille. Doch der Kolonialsekretär, dessen Gunstwerbung Baron Hertling wohl nicht so rasch erhören wird wie Papst Gregor einst Heinrichs, ist auch im Glänze südwestlicher Diamantenpracht keine Vordergrundfigurmehr.Und Herr Bassermann kehrt, nach fast unbegreiflichen Fehlern, mitsogeschrump ftemFühreransehenzurück, daß erkaum noch Lust zu derTonart haben wird, die ihm den (für seine Partei nicht münzbaren) Beifall der Demokratenpresse eintrug. Wenn er die Junker wieder in den Abgrund verdammte, würde er am Ende vor versammeltem Kriegsvolke gefragt, wie er verantworten könne, daß diesen Leuten, die sich doch nicht im winzigsten Wesenszug geändert haben, die von ihm angeführte Partei zwei

Jahre lang zu Schutz und Trutz eng verbündet war. Sein Nachbar, Cornelius Wilhelm Freiherr Heyl zu Herrnsheim, sieht auch nicht aus, als wolle er für Lebenszeit gevehmt im hessischen Winkel hocken und sich von derFraktion, der er in jedem Lustrum Hunderttausende gespendet hat, zu den Verräthern und Marodeuren werfen lassen. Sitze und Subventionen verloren: solche Lehre wirkt nach. Die Männer der Landtagsfraktion, deren Warnung überhört wurde, werden im Vorstand der Nationalliberalen Partei künftig lauter reden; und die Industriekapitäne nicht verschweigen, daß in einem Kampf, dessen Frontsich gegenKonservative, BundderLandwirthe,Kleinbürgerpartei und Centrum richte, selbst der größte Geldaufwand fruchtlos verthan werden müsse. Herr Bassermann wird sich,als gewandter Jnteressenanwalt, aus derSalonhypnose lösen und den veränderten Umständen anpassen. Wie viele Jahre sind denn vergangen, seit er, im Streit um den Zolltarif, von Freisinnigen und Sozialdemokraten, deren erhabenem Geist er sich nun so nah zu fühlen schien, ein Junkerknecht, Volksfeind, Strauchdieb gescholten ward? Die Wahlzeit rückt näher und eine einfacheRechnung lehrt, was aus den vereinigten Liberalen würde,wenn das Centrum überall gegen sie stimmte. Wartet nur: bald wendet sich Alles wieder zur altenOrdnung.DadasCentrumseit den unbequemen Erlebnissen der Ballestremzeit nicht mehr nach dem höchsten Reichstagsfitz langt, kann Udo Stolberg Präsident bleiben. Das Erste Vicprösidium gebührt Herrn Spahn (den das kieler Oberlandesgericht ja doch für die ganze Dauer der Session entbehren muß), dasZweiteHerrn Paasche. Nur ausbündigeThorheit könnte vor dieser Wahl zimperlich zaudern, die ein richtiges Bild von den Parteikräften gäbe. Fürs Reich ist nöthige, nützliche Arbeit zu leisten. Säumt nicht; und laßt das Vergangene vergangen sein.

Der Entschluß, die Arbeit auf das unumgänglich Notwendige zu beschränken, verdient Lob. Die ganze Haltung desKanzlers verdients von Jedem, der von dem wienerUnfallund von dem (imApokryphenstreit leidernicht vernichteten) Brief an Signor Giolitti absieht. Herr von Bethmann hat still gearbeitet, sich nicht ans Reichsfenster gestellt noch den Preßpfaffen gebeichtet. So wollen wirs. Sind von Brillantfeuerwerk und Gauklerkunst übersättigt. Wünschen nicht, daß ein Abgeordneter durch Halsbehang, ein zweiter durch reichliche Fütterung seiner Vatergefühle, ein dritter in alkoholischer Benebelung willfährig gemacht wird. Brauchen an der Reichsspitze keinen Prestidigitateur. Den Kanzler soll sein Werk loben, nicht eine gehätschelte Claque.Das Bewußtsein, daß ein ruhiger, gewissenhafter, nicht nach Applaus lüsterner Mann am Ruder sitzt, tröstet auch Solche, denen die Entschlußfähigkeit des Herrn vonBethmann nicht jedemZweifel entrückt scheint. Ein gescheiterHerr

vonanständigerBildungund bestem Willen zu ehrlicherArbeit.Vielleichtmehr,
als einerauhe Zeitschwerer Entfcheidungpflicht erlaubt, der Kontemplation zu-
geneigt ; doch das höhereAmt, das einzige, dasim Reich Verantwortlichkeit auf-
bürdet,beflügeltwohldenMuth zur Aktion. Daß ernicht geredet, dieOfsiziösm
für sich nicht inTrab gesetzt hat,ist gut. Noch besser, wenn er auch in denAd-
ventswochen pragmatischeMaximen und programmatische Erklärungen mei-
det und schlicht und recht das laufende Geschäft führt. Er muß, so lange wir
jeder MöglichkeitParlamentarischerRegirung noch fern sind, mit wechselnden
Mehrheiten arbeiten und darf sich, im Reichsinteresse, keine starke Partei ver-
feinden. Einstweilen steht er mit allen auf dem Fuß wohlwollender Korrekt-
heit. Hat sich mit dem FürstenBülow, dessen dem seinen völlig fremdesWe-
sen ihn ein Weilchen in blindeVerehrung gelockt haben mag (vielleicht stellte
der Verwaltungbeamte sich das Diplomatengenie unter dieser glatten Form
und schillernden Schale vor), in der letzten Zeit seines Staatssekretariates nicht
mehr identiftzilt und sachlich mit den Männern gearbeitet, indenenderKanz-
ler die Erzfeinde feiner Herrlichkeit sah. Er wird im Reichstag kaum einen
korybantisch begeisterten Lobhudler sinken; doch auch keinen wüthendenGeg-
ner. Er hat den Groll seines Vorgängers nicht geheirathet und kann drum
mit jeder zu nationaler Arbeit willigen Partei in Frieden und Freundschaft
Hausen. Ist (nach Bismarcks Wort) „ein Kanzler aus Züchtung des inneren
Dienstes"; der erste. Caprivi und Bülow kannten die innere Cioilverwal-
tung des Reiches nicht und Hohenlohe war nur eineKanzlerfafsade. Herrvon
Bethmann Hollweg (seinenWunfch, denBindeftrichwegzulafsen,kannPreß-
gefälligkeit, nicht der Schriftgebrauch erfüllen) hat als Oberpräsident, Mi-
nister desJnneren und Staatssekretär dieHauptgebiete administrativerThä-
tigkeit bis in die entlegenen Ecken kennen gelernt und muß ungefähr wissen,
woGermanien der Schuh drückt. Da giebts viel Arbeit; dafollerreformiren.
Und den tüchtigsten Diplomaten an die Spitze des AuswärtigenAmtes rufen
(das nicht warten kann, bis Fürst Radolin Lust hat, sein behagliches Quar-
tierHerrn von Schoen zu räumen.) Daß er sich im schwierigen Gelände inter-
nationaler Politik halbwegs zmechtzutaften versuchte, war vernünftig und
nöthig; ohne solche Präparation könnte er dem Vortrag des Staatssekretärs
nicht als verstehender Hörer folgen. Die hier an Detailstudien gewendeteZeit
aber wäre verschwendet; die Mühe eines Emsigen, der sich aufdieHofensetzte,
um „Auswärtiges zu lernen", blieh? M elohnt. Ein Mann, der sich nie mit
leidenschaftlicherAndachtin Walten Und Wandel der Geschichteversenkt, frem-
de Länder, Völker, Herrscher, Staatsmänner nur alsTourist gesehen hat und
seineigenesPersonal,seinWech

Gesprächen kennt, mühte ein Genie sein,wenn er diefürdas conpirteTenain eu-
ropaischer und überseeischerPolitikpassendeStrategieund Taktik ersönne.Und
Genies könnenwirauch fürdasaufhunderttausend Mark erhöhte Gehalt nicht
verlangen. Müssen mit achtbaremBeamtentalentvon stecklosem Wollenzufrie-
densein.DerKanzlermußdieZieledeutscherPolitiksehen,dieWegbahnungaber
Anderen überlassen. Braucht vom internationalen Geschäft nicht mehr zu ver-
stehen als Balfour und Asquith, Witte undStolypin, Clemenceau und Bri-
and, Beck und Bienerth. Er hat im Innern genug zu thun. Da sucht ihn
hoffend das Urtheil der Nation. Den Sachverständigen; nicht Einen, der sich
anAbhängen und auf Firnen dilettirt, den ruhigen Puls verliert, wenn ein in
den Künsten der Menschenbehandlung erfahrener Potentat sich ihm huldvoll
zuneigt, und um einetressende Antwort verlegen sein muß, wenn der in zwan-
zigjähriger Regnung zu Personalkenntniß gelangteKaiser ihm vorhält, daß
feine Laboratonenweisheit nicht mit gemeiner Wirklichkeit rechne.
Vom Kanzler fordert Ihr mehr? Sucht: wer einen solchem Anspruch
genügenden Zeitgenossen findet, verdient die höchste Prämie. Die Reichsver-
fassung stammt aus einer Zeit, in der Deutschland vierzig Millionen Ein-
wohner, keine Kolonien, kaum Anfänge einer Marine hatte und Industrie
und Handel dem jetzt e;reichten status weltenfern waren. Damals hieß der
KanzlerBismarck;warLandwirthundVerwsltungbeamter,Abgeordneterund
Diplomat gewesen, amHof und im Heer, im Bauernhaus und im Parlament
heimisch. Heute Hai der Kanzler nur die Wahl, ob er allen Kardinalfragen
(Heer, Auswärtiges, Marine, Kolonien, Volksbildung, Unterricht, Industrie,
Handel, Recht, Sozialpolitik, Finanzen, Verwaltung, Technik) selbst die Ant-
wort suchen oder blind seinen Vortragenden Röthen (viel mehr sollten die
Staatssekretäre ja eigentlich nicht fein) vertrauen will. Schon Bismarck, dem
am Hof, unter den Bundessürsten, im Parlament Friktionen aller Art nicht
erspart wurden, mußte gestehen, daß er das Riesenamt nicht völlig ausfüllen
könne. Wer vermöchte es heute? Auf die Länge wird das Reich, trotz seiner
Kerngesundheit, die Trennung von Sachkenntniß und Verantwortlichkeit
nicht ertragen. Evolution oder Revolution: auch für Verfassungen giebt es
kein Drittes; sie müssen, wenn sie dem Bedürfnih nicht mehr genügen, ge-
ändert werdenoder sind in steterGefahr gewaltsam verfrühten Todes. Solche
Aenderung läßt sich nicht in achtTagen erwirken; also müssen wir uns einst-
weilen mit dem Ererbten einrichten. Wir Habens mit Diplomaten versucht.
Folge: draußen, trotz allen Glücksfällen, eine lange Reihe schwerer Nieder-
lagen und schließlich die Notwendigkeit, das von Aehrenthal dem im steuer-
losenKahnEinsamenzugeworseneSchlepptaudankbaraufzufangenzdrinnen:

mähliche Verroftung der ganzen Reichsmaschine und, unter Bülow allein,
Mehrung derReichsschuld um fast drei Milliarden. Ist dieses Ergebniß so be-
seligend, daß nicht auch einmal von dem Gegentheil die Probe gewagt wer-
den darf? Der erfahrenste und muthigste Diplomat ins Auswärtige Amt;
und der Kanzler aufs Innere konzenjrirt. Da hat er Arbeit in Fülle. Und je
rarer er sich im Reichstag macht, desto gewisser ist seiner Rede die Wirkung.
„Wohin sind wir geführt worden,weil wir eineNessortbildung,die sich
Bismarck auf feinen historisch geformten Riesenleib zugeschnitten hatte, als
bleibendeJnstitution übernommen haben! ZuAllem kommtnunnochdieUn-
möglichkeit, daß sich Charaktere von politischer Leistungfahigkeit bilden, so
lange der Eisreif des persönlichen Regimentes ihre Entwickelung lähmt...
Ich sehe die größte Gefahr für die deutschen Stäatszustände in der Gleich-
giltigkeit der preußischen Minister gegen Das, was im Reich vorgeht, insbe-
sondere, ob es bankerot wird (was es tatsächlich doch immer war, da es zwar
Schulden inMengeaufhäufte, abernurungenügendeeigeneEinnahmenhat)°
DieFolgedieserAnschauung ist,daßichprinzipiell wünschen muß,derpreußi-
scheFinanzministermögezugleich auch Präsident des preußischen Staatsmini-
steriums sein. Dannisterin derLage.aucheinersolgreicherKanzlerzuwerden.
Im preußischen Finanzministerium mag ihm dann ein Halbdutzend Unter-
staatssekretäre die Arbeitlast erleichtern. So, wie es jetzt ist, kann es auf die
Längenichtweitergehm.Fürmich warschon beiderBegründung,dasReich' eine
Nebelschöpfung und der Tilel,Kaiser'eine Gefahr. MeineTendenz war stets,
denpreuhischenStaatsbehördendieLeitungdergemeinsamenAngelegenheiten
der im Reich vereinigten deutschen Staaten zu überlassen. Ich war also konse-
quent gegen dieSchaffung derReichsbehörden,dieBismarckinsLebenriefaus
einerArtRivalität mit den preußischen Geheimen Rathen, um ein Werkzeug in
derHand zu haben, das er eventuell auch gegen sie gcbrauchenkönnte. Diesen
Standpunkt habe ich stets gegen ihn vertreten. Nun zeigen sich schon langst
die üblenFolgen dieserSuperfoetation vonBehörden; und zugleich zeigt sich
die Impotenz der sogenannten Neichsämter. Je mehr die persönliche Bedeu-
tung der künftigen Reichskanzler-Kandidaten niedergeht, um so schlimmer
wird die Sache." Das sind Sätze aus Briefen, die Franz Freiherr von Rog-
genbach 1906 an einePrivatadresseschrieb; und die zeigen, daß der Badenser,
denVictoria und Friedrich zum Vertrauensmann erwählt hatten, dieNeichs-
entwickelung aus hellerem Auge sah als mancher Jüngere. DerWeg, der ihm
gangbar schien, ists heute nicht mehr. Noch heute aber gilt, heute erst recht der
Satz: „So, wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen." Und das Ziel kann nur
sein: ein verantwortliches Reichsministerium, dem der Kanzler präsidirt.

?rest0.
DeineRede,ruft man mir zu.möchte sich an derKIippe vorüberschlän-
geln. Hast Du die Forderung des Tages nicht vernommen? Nie gehört, daß
die wichtigste, eiligste Aufgabe, die Bethmanns harrt, die Reform des preuß-
ischen Wahlrechtes ist? SiekWocZuZ; hier muß derneueHerrFarbe bekennen.
Duckt er hier, so kann keine Erzengelschaar ihn vor der Verdammniß retten.
Und er muß sich sputen. Unnützes Zaudern zögert denTod herbei. Die Nation
wartet schon lange in Ungeduld und heischt auf diese Frage nun endlich Antwort.
Ich glaube nicht an diese ungeduldige Sehnsucht; sehe in den der Ar-
beiterproles unzugänglichen Bezirken nicht die breite Schicht, die in schweben-
der Pein nach dem Wahlrecht langt. Die es mit Stentorstimme immer wie-
der fordern, würden als Träger politischer Machtreste die Gewährung nicht
überleben. Zweierlei haben die Stimmzettelschlachten der letzten Monate be-
wiesen: Die politisch organisirten Katholiken bringen ihre Leute unter jedem
Wahlsystem durch, dieFreisinmgenunterkeinem.Das Centrum ist in Preußen
ebenso ftarkwieim Reich; dieDiadochenderFortschrittspartei sind am Königs-
platz nicht mächtiger als in der Prinz-Albrecht-Straße. Gebt dem preußischen
Wähler das Reichswahlrecht: und dasFähnlein der freisinnig Aufrechtenzer-
stiebt in alleWinde und auf der leerenStätte richten die rothen Genossen sich
häuslich ein. Das wäre noch kein Nationalunglück. Der Preußenlandtag kann
zweiDutzend Duodezbebels, auch drei, vertragen; und dieStoßkraft derSo-
zialdemokratiewürde gemindert, wenn diese Partei, diesichnicht mehrso mühe-
los wie in den Maientagen vor dem dresdener Krach aus der deutschen In-
telligenz rekrutirt. genöthigt wäre, ihre Garde auf viele Landstuben und Rath-
häuser zu vertheilen. Immerhin bieten die Freisinnigen, deren Brunst die
Selbstvernichtung herbeisehnt, dem Blick ein seltsames Schauspiel. Doch die
Frage ist einmal gestellt (ein Gewissenhafter hätte sie erst ausgesprochen, wenn
er zu einer bestimmten Antwort entschlossen war; ein Kluger im Jahr der
Finanzreform die Konservativen nicht aus ostelbischer Ruhe gescheucht) und
muß irgendwie „erledigt" werden. Herr von Bethmann mag sich bei seinem
Vorgänger bedanken. Der hat, als er den Thronredner die Reform zusichern
ließ, diesesDornengestrüpp indenFrieden borussischerLandstraßen gepflanzt.
Vielleicht hat sein Schlaukopf gedacht: „Ich bringe eine von liberalen
Gedanken strotzende Vorlage ein, der Landtag lehnt sie ab und ich beugemich,
als konstitutioneller Minister, dem Votum der Mehrheit. Dann habe ich das
Meine gethan, werdeimTageblattden Modernen zugezählt und AlberichHey-
.debrand drückt mirdennoch,mit gnädigem Lächeln, dieHand."SolcherSpiel-

plan war dem nun Heimgegangenen wohl zuzutrauen; nur ganz so einfach
die Sache doch nicht zu machen. Eine Regirung, die eine Vorlage von dieser
Tragweite ins Bodenlose fallen ließe, käme um allen Kredit. Und zuden Ano-
malien deutschen Staatslebens geHort auch die, daß die Freisinnigen, denen
die Wähler ausgestorben find, in ihrerPresse fürsweiteReich die Oeffentliche
Meinung fabriziren.(Auch für dieKonservativen, die ihre Parteizeitungen zu
langweilig finden; und im Sommer rebellirt haben, weil sie überall lasen, die
schnöde Selbstsucht der Großgrundbesitzer habe ihnen den Schoppen und die
Cigarre,WeinundSchnaps,GlühbirnenundStreichhölzervertheuert.)Jeden-
falls ist Bülows Nachfolger nicht der Mann solcher Brimborien. Was wird
er thun? Die Granden oder die künstlich wildgemachte Bourgeoisie vor den
Kopf flohen? Als Umstülper alterOrdnung oder als den Rittern und Pfaffen
Hörigen sich ächten lassen? Die Wahl istnichtso leicht wie eine zwischen Strese-
und Haußmann. Er könnte sagen: „ Bevor wir am ehrwürdigen Leib des Preu-
ßenstaates das Experiment mit dem Reichswahlrecht wagen, wollen wirsin den
Städten ausprobiren.Da ist derJnteressenkreis enger und der schlichte Mann
aus dem Volke kann die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Gemeindever-
waltung überschauen, den Werth der Personen wägen, ehe er seinen Stimm-
zettel in die Urne wirft. Der Liberale, der für das Masfenwahlrecht erglüht,
darf und wird nicht klagen, wenn dieses Recht ihn in den Kommunen um die
Uebermacht bringt. Was im abgegrenzten Revier bewährt ward, holen wir
dann nach Preußen." Das wäre ein guter Staatsmannswitz. (Denkt Euch
die berliner, charlottenburger,wilmersdorferRathhäuser von einem nach all-
gemeinem, gleichem, direktem Wahlrecht heimlich gekürten Stadtverordeten«
gewimmel beherrscht, dem die Magistrate unterthan würden.) Nur: nicht viel
mehr als ein Witz. Und ernster Arbeit ist auch auf diesem Boden nicht lange
mehr auszubiegen. Die bundesstaatlichen Wahlrechte müssen, wie dieSteuer-
pflichten, einander ähnlich werden, ehe an eine jeden gerechten Anspruch be-
friedigende Reform zu denken ist. Wir brauchen auch im Reich einen Wahl-
rechtswandel; nicht Entrechtung, versteht sich, sondern Modernisirung. Schutz
der Minioritäten, deren Stimme jetzt ungehört verhallt. Schutz vor der Un-
bill, daß alle Industriestädte nur noch durch Fabrikarbeiter und deren Man-
datare vertreten werden. Im vierzigsten Lebensjahr des Reiches darf das po-
litische Recht.des mündigen Deutschen im Norden nicht wesentlich anderssem
als im Süden. Wenn der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes das
großeProblem mit großemGriff aus derFroschpfuhlsphäre reißt undhastige
Flickarbeit weigert, hat er von keinem Besonnenen Tadel zu fürchten.

Hieveking.
es cileux s'en vorn. In der Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten
November ist der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichtes Dr. Ernst
Friedrich Sievekmg im vierundsiebenzigsten Lebensjahre dahingegangen.
Was die hanseatische Rechtspflege, was das deutsche und das internationale See-
handelsrecht an ihm verloren, mag von einem Sachverständigeren gewürdigt werden.
Was mich veranlaßt, hier einige Worte zu einem wetteren Kreis zu reden, ist ganz
einfach die Liebe zu dem Menschen, der uns verlassen hat. Ja: ich habe ihn
geliebt, ganz ehrlich und aufrichtig geliebt; und ich glaube, mit mir liebten ihn
Alle, die je in nähere Beziehungen zu ihm getreten sind oder auch nur lange
Jahre hindurch vor ihm als Anwälte gestanden haben. Und wir Alle haben
das Bedürfniß, über ihn zu sprechen, nicht mit kühlen offiziellen Worten, sondern
mit dem Ton, der unvermittelt vom Herzen kommt. Wie man mit Worten
sich über den Verlust auf die nächste Spanne Zeit hinwegtäuschen will, mit
Worten, die man wie letzte Blumen in ihrer heiligen Lebenswärme auf das
Grab legen möchte. Wir haben ihn geliebt, wir Anwälte, alt und jung, mit
der Liebe, die aus offener Verehrung für die lautere und vornehme Persönlich-
keit entsprang. Schließlich ist es doch nur immer die Persönlichkeit, die die
Menschen in ihren Bann zwingt; und Sievekmg war eine Persönlichkeit von
so ausgeprägter Eigenart, daß Nlemand sich ihr zu entziehen vermochte. Betrat
die hohe, schlanke Gestalt an der Spitze des Senates den Sitzungsaal, so herrschte
in ihm die Stille einer Kirche; und wandte sich dann das feingeschnittene hyper-
aristokratische Gesicht den Anwälten zu, richteten die anscheinend kühlen stahl-
grauen Augen sich auf den Sprecher, so lebte man nur in der Empfindung:
um Gottes willen vor dem Manne nichts Unrichtiges, nichts Anflchtbares oder
Haltloses sagen, nur nicht einem Tadel oder auch nur einer leise ironischen Frage
dieses Mannes begegnen! Und diese Furcht war begründet; denn man konnte
die Akten noch so gut kennen: Sieveling kannte sie immer besser; man konnte
glauben, alle Rechtsfragen erschöpft zu haben: er stellte noch eine neue, wichtige.
Er war eben der souveraine Beherrscher des Prozesses. Und er hatte auch per-
sönlich etwas Souveraines an sich, das sein Eigenstes war und durch die alt-
hanseatische Abstammung allein nicht erklärt wird. Man konnte sich ihn nur
in der Stellung des Ersten denken. Man hätte nicht gewußt, wem er nach-
stehen könne. Er kannte auch keine Menschenmacht über sich außer einer, der
er sich im innersten Herzen willig beugte.
Er entstammte einer alten hamburgischen Patrizierfamilie. Sein Vater
war Bürgermeister gewesen; in einer Zeit, wo Hamburg noch kleiner, aber ein
selbständiger Staat war und die Bürgermcisterwürde noch ein Hauch von Souve-
rainetät umgab. Als Ernst Friedrich Sievekmg schon mit zweiundvierzig Jahren

in den Senat gewählt wurde, war er verzweifelt, daß er die täglich die Quellen
des Lebens berührende Beschäftigung eines ersten Hamburger Anwaltes aufgeben
und gegen eine Verwaltungthätigkeit austauschen solle, die für manche Naturen
ihre Meriten haben mag, für ihn aber eine geistige Degradirung bedeutete. Er
ivußte den Senat zu überzeugen, daß seine Fähigkeit an anderer Stelle in für
den Staat und für ihn selbst nützlicherer Weise zu verwenden sei; und so wurde
er nach kaum zwei Jahren der Präsident des damals erstehenden Hanseatischen
Oberlandesgerichtes. Wenn dieses Gericht im Deutschen Reich eine besondere
Stellung einnimmt, nicht allein als Vertreter des geistigen Hinterlandes des
weltumspannenden hanseatischen Handels, nicht allein durch die ihm zwanglos
zufließende Fülle des Stoffes und der Erörterungen, sondern im Wesentlichen
durch den allerdings nur feineren Ohren vernehmlich werdenden Ton seiner Aeuße-
Tungen, so ist diese aristokratische Haltung des Gerichtes nicht ohne den leben-
digen Einfluß der eigenartigen Persönlichkeit seines ersten Präsidenten denkbar.
Sieveking war auf allen Rechtsgebieten bewandert; kein Wissensstoff,
der zur wahrhaft allgemeinen Bildung gehört, war ihm fremd. Er beherrschte
die beiden fremden Kultursprachen mit vollendeter Eleganz; und wie er noch
mit fünfzig Jahren Italienisch lernte und sich in Konversation, Lecture und
Korrespondenz stetig fortbildete, so verfolgte er jegliche Darlegung von Sach-
oerständigen über Dinge, die ihm bisher fremd geblieben waren, mit dem ge-
spannten Interesse Dessen, dem Leben nur Lernen und immer Lernen ist. Und
stellte er dann Fragen, so waren sie in einem Ton der Bescheidenheit gehalten, wie
er die vorzüglichste Eigenschaft eines bedeutenden Menschen ist. Mit der selben
fast ergreifenden Unermüdlichkeit konnte man ihn Stunden lang Kinder als Zeugen
vernehmen sehen, sehen, wie er jedem Kind in einer Weise, die jede Befangen-
heit verscheuchte, den Streitstoff erklärte und dann seme Fragen stellte. Und
es war rührend, zu sehen, wie die Kinder dann furchtlos zu dem Manne,
der so gütig rmt ihnen sprach, aufblickten und fast fröhlich aussagten, was sie
gesehen und gehört hatten. Nie wußte ein Zeuge, ein Sachverständiger, was
dieser Richter hören wolle, und Versuche, sich in dieser Richtung tastend zu in-
-formiren, mußten vor dem undurchdringlichen Antlitz vergeblich bleiben. Nervosi-
tät, das moderne Grundübel vieler Richter, war ihm fremd; hätte auch zu seiner
überragenden Persönlichkeit nicht gepaßt. Ihm war nichts zu kleinlich, zu minu-
tiös; hielt er es auch nur in einem Sinn für bedeutsam, so sorgte er für aus-
reichende Erörterung und deutete auf die Konsequenzen hin. Auffahren konnte er
nur, wenn ihm formell oder sachlich Unzureichendes geboten wurde; dann war er
^er Präsident, in dem lauten Gefühl der verletzten Würde. Sonst aber, immer
und überall, war er der milde, gütige Mensch, der half, wo er konnte, und
besserte, wo er vermochte. Ihm war keine Tagesstunde zu spät oder zu früh.
Wenn er einer Partei zu ihrem Recht verhelfen konnte; er mochte im Gericht

oder in seiner Privatwohnung sein, im Kreise seiner Familie oder in rauschender Gesellschaft: einer dringlichen Angelegenheit entzog er sich nie. Mit unermüdlicher Umsicht ordnete er alles Nöthige an. Wollte man sich davon entschuldigen, daß man ihn gestört Habs, so wies er Das mit der gewinnendsten Freundlichkeit zurück und man verließ sein Haus fast in dem Gefühl, nur das Selbstverständliche gethan zu haben. Und das selbe Bedürfniß, zu helfen und zu bessern, hatte er auch da, wo er die Strenge des Gesetzes walten lassen mußte. Bei einem Beamten, über den er als Borsitzender des Disziplinarhofes die Amtsentsetzung aussprechen mußle, empfand er die Härte des Richterspruches im Gegensatz zu der Milde seines Herzens so sehr, daß er es war, der den Mann, um ihn und seine Familie in Zukunft vor Noth zu schützen, zum Leiter einer großen Handelsgesellschaft fühlte und durch seine persönliche Empfehlung ihm eine neue Stellung verschaffte. Und seltsam: der Mann mit diesem tief menschlichen Mitgefühl bot äußerlich zunächst die Erscheinung eines kühl, ja, kalt zurückhaltenden, verschlossenen Menschen, der seiner Eigenart nicht zusagende Dinge mit einer unvergleichlich oornehmen, lässigen Handbewegung von sich fern hielt. Dabei war dieser äußerlich strenge Mann mit dem durchdringenden Auge da, wo er sich geben durfte, wie er war (wie an den Abenden, an denen er vor Jahren in seinem Haus die althamburgische Gesellschaft, allerdings nur diese, versammelte), der liebenswürdigste Wirth, der vollendete Kavalier, Weltmann im besten Sinne des Wortes, ein Herr, auf dessen tadellos sitzendem Gesellschaftanzug kein Stäubchen von Amt und Gelehrsamkeit haftete, der die Unterhaltung unter den Aeltnen belebte und sich nicht für zu hoch hielt, die Jüngeren und Jüngsten zu allen Anregungen persönlich heranzuziehen. Er war eben ein Gentleman in der vollsten Bedeutung des Wortes, in Bildung, Wissen, Empfindung und Formen; er beherrschte Alles und Alle und Keiner beugte sich dieser Autorität widerwillig. Und wie es in Hamburg war, so auch unter den Ausländern bei den Seerechtskonferenzen; überall erkannte man neidlos die persönliche Überlegenheit an, die nur mit der aufrichtigsten Bescheidenheit gepaart sich zeigte.

Sieveking verkörperte das Ideal eines Richters. Fest gefügt im Innern; nicht um eineS Haares Breite von Dem abweichend, was seines Wesens Linie darstellte; von zuvorkommendster Zurückhaltung, aber doch von der geistigen Statur, die gebotenen Falles den männlichen Stolz unbeugsam sich aufrichten läßt; und darum auch das Ideal eines Hanseaten. Die Freien Städte haben keine Orden zu vergeben, sie verleihen keine Titel; sie können nur mit Anerkennung und Verehrung lohnen. Und Das haben sie gethan.

Wir aber, die wir ihm täglich nah standen und den Zauber seiner vorbildlichen Persönlichkeit empfanden, wir wollen ihm mit aufrichtiger Liebe danken,, mit stets mahnender Erinnerung weit, weit über das Grab hinaus.

Hamburg. ^ Dr. Theodor Suse.

Trotz.
er See bildet hier einen Winkel. Der wird Loibicht genannt. Daran stützt
das kleine Forsthaus und hinter diesem wächst der Wald. Ist das Wetter
schön, so hat man wohl eine herrliche Aussicht über den See, der sich vom Winkel
aus stark vergrößert, zum Felsengebirge hinüber cknd noch weiter bis zu den fernen
hohen Bergspitzen, die morgens und abends in allen Farben leuchten. DieFörfters-
leute haben daran ihre rechte Freude; denn sie lieben die Natur wie ihren kleinen
Jungen, sitzen oft vorm Haus in stiller Betrachtung und zeigen dem kleinen Pppi
den See, die Berge und die Wolken, wie sie, von der Sonne beschienen, dahinsegeln.
Der Malersmann war zufällig auf einer Kahnsahrt in diesen stillen Winkel
gekommen uno hatte endlich gefunden, wonach er so lange gesucht: seine Landschaft.
Er bewohnte das Giebelzimmer und vertrug sich ganz gut mit den Försters-
leuten. Kam der Förster gegen Abend von der Arbeit aus dem Wald zurück, so
war des Malers Bild um ein gut Stück fortgeschritten. Alle hatten Interesse daran.
Guten Muthes waren die Seewinkelbewohncr und das Sorgenlose ließ sie die
Sommertage behaglich genießen nach der langen, herben Winterzeit.
Dieses sorgenfreie Gefühl hatte sich auch auf den Maler übertragen, der da-
durch Freude am Leben und an seiner Arbeit gewann.
.. . „Du bist im Jrrthum, wenn Du glaubst. Dies sei nun das Richtige, was
Du da malst": mit diesen Worten hatte den Maler sein kritischer Freund aus der Groß-
stadt zur Rede gestellt, als er ihn im Seewinkel überraschte. Das war wenig er-
freulich für Hans Vogler und verstimmte ihn. Der Freund aber ließ nicht nach;
wies vielmehr auf den Kopf der Förstersfrau. „Den solltest Du festhalten. Das
ist ein Vorwurf für Dich. Unter die Portaitiften gehörst Du. Landschaften sind
nicht Deine Kraft. Auf Landschaften verstehst Du Dich nicht. War Dein Portrait
etwa nicht gut? Vertiefe Dich nur. Glaub' mir! Warum das Hin und Her, das
zerstückelt? Du bist ein Portraitist und bleibst es . . . Uebrigens gefällt es mir
hier gar nicht. Die Abgeschiedenheit, die Oede, keine Post, keine Zerstreuung! Hier
würde ich traurig. Hier halte ichs nicht aus. Ich will denn doch für die um-
ständliche R?ise etwas mehr; und ich sage Dir: Außer der Förflersftau könnte mich,
wenn Du willst, als Maler, nichts reizen. Da gehe ich lieber in die Schweiz."
So hatte sich der Freund wieder verabschiedet und Haus Vogler saß etwas
nachdenklich vor seiner Staffelei im grüncn Gras allein.
Hatte er wirklich keine Augen mehr im Kopf? War die Landschaft so schlecht?
Seit der Kritik des Freundes wollte es nicht mehr vorwärts gehen. Das merkte
die Försterm auch. Sie merkte auch, wie der Maler sie ansah. Fühlte die sonst so
einfache Frau da eine Regung? Vogler konnte so merkwürdig aufblicken. Das zog
sie heute zu ihm ins Giebelzimmer, wo er verloren durchs Fenster schaute. Mit
dem Jungen auf dem Arm war sie in die Stube getreten, vorsichtig, so daß es
der Maler nicht merkte. Ein Kreischen des Kleinen hatte ihn geweckt. Als sich
Vogler erschrocken umwandte, trafen sicy ihre Blicke. Die Frau stand b-troffen still,
fest und ruhig; etwas Trotziges lag in ihren Augen. Er kannte diesen trotzigen
Blick. Da merkten sie, daß das Aeutzerliche geschwunden sei und daß eine eigene
Frage in den Blicken zittere.
„Wenn Sie mir so bleiben könnten, gerade so mit dem trotzigen Blick, mit

dem begleitenden Gedanken, mit dem selben Gedanken, ja, mit der Frage ... mit der Frage. . Das gäb' ein Bild! Das ists ... Das ists ... und ... so wunderschön!"
Solches hatte die Frau wohl noch nie gehört; bang und schwül wurde ihr.
Und doch nahm fies hin, als müsse es so sein. Ja, sie fühlte beinahe die Antwort auf die heimliche Frage. Sie versprachs, als verstünde sichs von selbst.
Der Förster war früher als gewöhnlich heimgekehrt. Hut und Gewehr hingen schon an der Wand.
... Im ersten Saal des Kristallpalastes hängt ein Bild. „Trotz". Es ist mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet und ein Lorberkrarz im Trauerflor hängt darunter. Hans Vogler f. Die Menschen stehen davor; können sich von dem trotzigen Blick der schönen Frau mit dem Knaben im Arm nicht trennen. Es ist so brennend, so fesselnd und so wunderschön.
Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.
«Ich
Sitte und Sittlichkeit/)
das Wesen der Sitte ist charakteristisch, daß sie dem Alter den Vorzug giebt; aus der Thatsache, daß sie Autorität und Herrschaft der Alten will, hat sich die Herrschast der geistlichen und der weltlichen Aristokratie entwickelt; der Zusammenhang von Sitte und Religion, Beider mit dem Recht, liegt hierin begründet. Aber die Sitte hat noch eine andere Vorliebe (zur Erklärung mache ich sogleich darauf aufmerksam, daß es ursprünglich in den germanischen Sprachen „der" Sitte heißt). Sitte hat nämlich eine ausgesprochene Vorliebe für die Frauen. Und diese Zuneigung wird erwidert; sie ist, eben so wie zwischen der Sitte und den Alten, gegenseitig. Ist auch dies Verhältnitz aus der Form der Sitte und des Herkommens ableitbar? Ich behaupte wirklich, daß Dem so ist. Die allgemeine Bedeutung, in der wir das Alte dem Neuen und Jungen entgegenstellen, ist die, daß es vor ihm war (Anti^uum), daß das Junge eben davon herkommt, davon abstammt, und das Gefühl der Abstammung knüpft sich viel ursprünglicher, sogar für uns noch viel stärker, weil sinnlicher, an die Mutter als an den Vater und mit der größeren Bürde hat sie die höhere Würde; vom Mutterleibe an rechnen wir unser Leben und mit der Muttermilch saugen wir die Empfindungweise unserer Borfahren ein. Wenn die Israeliten, die ein ausgesprochen patriarchalisches Volk waren, den Mann als den eigentlichen ursprünglichen Menschen (Adam heißt: Mensch) erschaffen wsrden und die Frau aus seiner Rippe hervorgehen ließen, so entspricht Dem, daß es in ihrem Gesetz heißt: „Ehre Vater und Mutter". Nach dem Gefühl und der Denkweise älterer Zeiten und früherer Völker müßte es heißen: „Ehre Mutter und Vater". Eine merkwürdige und bedeutende Entdeckung hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neues Licht in die Urgeschichte des Menschengeschlechtes gebracht: die Entdeckung des »Mutterrechtes", als deren Urheber der baseler Rechtsgelehrte I. I. Bachofen gefeiert werden muH; die Ent-

5) Ein Bruchstück aus der Schrift „DieSitte", die als fünfundzwanzigster Band der vom Dr. Martin Buber in der Literarischen Anstalt von Rütten ck Loening herausgegebenen Monographiensammlung „Die Gesellschaft" erscheint.

deckang nämlich, daß den patriarchalischen Institutionen, die uns bei den Historie
schen Völkern so mächtig entgegentreten, in vielen und, wie man vermuthen darf,
in allen Fällen matriarchalische vorangegangen sind, wie sie noch heute bei einigen
Jndianerstämmen und noch mehr unter den Australnegern vorgefunden werden,
wenn auch oft schon in der Auflösung und im Uebergange zum Herrenrecht der
Männer. Daß bei Völkern, die auf primitiver Stufe der Kultur stehen geblieben
sind, die Herrschaft des Mannes oft sehr ausgeprägt sich zeigt, während bei fort-
geschrittenen scheinbar erst das Mutterrecht entsteht, wenn der Eidam in die Haus-
haltung des Schwiegervaters aufgenommen wird (wie Jakob in die des Lot), ist
gewiß kein Argument gegen die größere Ursprünglichkeit der mütterlichen Autori-
tät. Bachofen knüpft seine gelehrte Darstellung an eine Stelle des Herodot über
die Lykier an, worin es heißt, daß Diese eine von allen anderen Menschen ab-
weichende Sitte haben, nämlich, sich nach der Mutter, statt nach den Vätern, zu
nennen; wenn man einen Menschen nach seiner Herkunft frage, so werde er seine
mütterlichen Vorfahren herzählen; auch sei durch die Mutter bedingt, ob ein Kind
für echt gehalten werde, die Ehe einer einheimischen Frau mit einem Sklaven sei
in diesem Fall giltig, aber nicht die des einheimischen Mannes mit einem fremden
Weibe. Bachofen sucht nun nachzuweisen, daß die griechische Mythologie von Spuren
und Ueberlebseln der Anschauungen erfüllt ist, die in solcher herrschenden Stellung
der Frauen und in dem höheren Rang der Mutter wurzeln. Berühmt geworden ist
seine Erklärung der Orestessage. Die Erinyen als Rachegöttinnen, das furchtbare
Geschlecht der Nacht, gehören zu den unheimlichen Gottheiten der Tiefe, an die
auch Faustens Höllenfahrt zu den „Müttern" gemahnt; mit dem Mutterrecht sind
die Kulte der Mutler Erde und ihrer Geister verknüpft; aus dem dunklen Schoß
der Erde sind die Geschlechter der Lebenden entsprossen, wie aus dem Schoß der
Nacht das Licht hervorgeht; in geheimnitzvollem Dunkel wirkt überall die „große
Mutter", die Mutter Natur. Die Anbetung der himmlischen Gottheiten verbindet
sich mit der Idee des Vaterthumes, Zeus, der Vater der Götter und Menschen,
und sein Lichtsohn Apollon, seine männliche Tochter Pallas Athene, find die Träger-
des neuen Prinzips, das zum herrschenden zu werden bestimmt war. Die Erinyen
verfolgen den Muttermörder, Apollo tritt ihnen entgegen, Athena, die mutterlose
Walküre, schafft ihm Gnade. Sie setzt den Gerichtshof ein, der den Muttermörder
richten soll, sie giebt, da die Anhänger des alten und des neuen Rechtes sich die
Wage halten, die Entscheidung zu seinen Gunsten (der ealeulus Ninorva, der
freilich verschieden gedeutet wird) und sie begründet Dies in der Tragoedie des
Aischylos ausdrücklich damit, daß keine Mutter sie geboren habe:

„Vermählung scheuend, preis' ich doch des Mannes Werth
Aus voller Seele, die ich Vaters Tochter bin.
Und gönne jener Frau fürwahr kein Ehrenlos,
Die den Gemahl ermordet hat, des Hauses Hort!"

Das heißt: ihr ist die Mutter als solche nicht mehr heilig. Und in bitterer
wiederholter Klage an die schwarze Nacht, ihre Mutter, rufen die Rachegeifter:

«Weh Euch jungen Göttern! Die alten Satzungen
Habt Ihr niedergeritten, mir aus den Händen entwunden!"

Aber die Frauen behalten ihr Reich in der Sitte, wie in der natürlichen
Ordnung.

„Mächtig seid Ihr, Ihr seids durch der Gegenwart ruhigen Zauber.
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde beHaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib."
So dichtet Schillers betrachtender Geist. Aber ihm verdanken wir auch das
Gedicht „Würde der Frauen".
„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur"
heißt es darin von den Frauen, die den gierig in die Ferne greifenden Jüngling
mit zauberisch fesselnden Blicken zmückwinken; und in der Schlußftrophe:
„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen.
Und vereinen, was ewig sich flieht."
„Ehret die Frauen": so hebt das Gedicht an. Und eben Dies ist, was die
Sitte will, im Gegensatz zur Roheit und Wildheit des Mannes, die das schwache
Geschlecht heute liebkost, um es morgen zn mißhandeln. Und diese Ehre soll freilich
dem Weibe als solchem, soll auch der Jungfrau zu Theil werden; aber die Trä-
gerin des Ehrwürdigen am Weibe ist doch nicht sowohl das Mädchen, das durch
den Zauber der Anmuth fesseln und gewinnen will, als die mütterliche Frau, die
Matrone; sie ist auch die wissende und kluge Frau, die mit sicherem Takte das
Richtige trifft, die Ahnungvolle und Prophetische, heilender Kräuter und zaube-
rischer Sprüche Kundige: so finden wir sie in den Religionen und in den
Aberglauben wieder. Als Wahrsagerin tritt uns die Erda aus der nordischen
Mythologie in Wagners Nibelungenring entgegen und auf dem delphischen Drei-
fuß murmelte Pythia, von den Dämpfen, die aus dem Erdboden emporstiegen,
begeistert, ihre dunklen Orakelworte. Die Nornen in unserer Sage, die Sibyllen
in Rom, die das Kommen des Chriftenthumes geweissagt hatten: in diesen und
manchen anderen Gestalten schlägt die dichtende Volksseele nieder, was sie an Er-
fahrungen über die eigenthümliche Begabung mancher Frauen, die der Kampf des
Lebens ernst gemocht hat, sammelte. Sagt ja auch Tacitus von den Germanen,
daß sie an den Frauen etwas Seherisches und Heiliges verehrten. Das war nicht
den Germanen eigenthümlich, wenn auch ihrer Gemüthsart vielleicht sonderlich ent-
sprechend. Auch bei anderen UrVölkern gab es ein Gegengewicht gegen die Gewalt
des Mannes, die das Recht ihm bestätigte, weil er Recht sprach, in Sitte und Re-
ligion. Ueberall finden wir die Frauen in ausgezeichneter Weise am Kultus wie
am Zauber betheiligt. Stärker als der Sinn des Mannes ist ihr Gemüth auf das
Religiöse gerichtet, die fromme Scheu der Pietät ist dem Weibe niehr gemäß als das
stolze Bewußtsein des Vertrauens auf eigene Kräfte, des erobernden Wissens, der
erwägenden Kritik. Wunder- und Aberglaube ist der gefühlvollen Einbildungskraft
des Weibes natürlicher als Zweifel und Forschung, sympathischer als"die klare
und nackte Erkenntnitz. So ist das Verhältnis zwischen der Frau und der Religion,
wie zwischen der Frau und der Sitte, Verhältniß gegenseitiger Bejahung. Die

Sitte heischt Ehrfurcht, mindestens heischt sie Achtung, sie giebt der Frau ihre besondere Ehre und verlangt von den Männern Schonung des „zarten, leichtverletzlichen Geschlechts", Rücksicht auf seine besonderen, zumal die „gesegneten" Umstände, die „gute Hoffnung", die unter gesunden Verhältnissen auch die Hoffnung des Vaters ist; getreue Sippen und Nachbarn nehmen daran Antheil.
Oft wirkt Sitte um so viel mehr zu Gunsten der Frau, je weniger Rechte ihr vergönnt sind. In England war die Frau bis vor hundert Jahren fast rechtlos und boch galt England als „Paradies der Frauen". Vielleicht repräsentirt eben in solchen Differenzen die Sitte Erinnerungen an ältere Zustände, wenn auch nicht eben an ursprüngliche; denn die Sitte ist als gewohnte Regel erst geworden, wenigstens in Allem, was dem Fauftrecht entgegen ist. Massenhaft begegnen uns rohe Sitten; aber die Sitte hat ihrer überwiegenden Richtung nach einen humanen Charakter.
Die Sitte; oder ist es die Moral, die Sittlichkeit?
Ueber das Verhältniß zwischen Sitte und Sittlichkeit ist viel gedacht und geschrieben worden; namentlich hat durch eingehende, geistreiche Untersuchungen Rudolf von Jhering das Gemeinsame und das Unterscheidende Beider gleichsam in anatomischen Präparaten darzustellen versucht. Die „Sprache", Das heißt: unsere deutsche Sprache, deren Sinnen er mit besonderer Vorliebe nachspürt, weise auf den Gegensatz zwischen dem Aeußeren und dem Inneren, der Form und dem Inhalt des Handelns hin; Sitte beziehe sie nur auf die Form, die Art, das Benehmen, Sittlichkeit auf den Inhalt, den Werth, den Charakter. Die Moral, meint Jhering in näherer Ausführung, verbiete das an sich Schädliche, die Sitte nur .öas Gefährliche, damit das Schädliche nicht daraus hervorgehe; sie sei die Sicherheitpolizei des Sittlichen; sie sei lokaliiirt und beschränke sich auf „Stände", auf die höheren Stände, sei also exklusiv, weil sie nur da gedeihe, wo sie günstigen Boden finde. Jhering denkt bei der Sitte immer nur an Regeln des äußeren Anstandes, widerspricht aber damit gerade der Sprache, die er sich zur Führerin erkoren. Nicht nach ihren Gegenständen, fondern nach den Gesichtspunkten, unter denen sie betrachtet werden, unterscheiden wir Sitte und Sittlichkeit. Der Unterschied kann in einem kurzen Satz ausgedrückt werden: „Sitte istThatsache, Sittlichkeit ist Idee". Darum wird Sitte als die eines Volkes oder Landes gedacht, Sittlichkeit als etwas allgemein Menschliches. Es ist Sitte, aber Sittlichkeit verlangt. Wir sagen zwar auch: „Sitte gebietet", aber damit ist die Meinung verbunden, daß es in der Regel wirklich geschehe, ja, diese Bedeutung ist die vorwaltende und Sitte als Wille mußte uns erst daraus erschlossen werden; die Moral dagegen wird gedacht als Forderungen stellend, strengere oder laxere Ge- und Verbote erlassend, die ober allzu oft nicht erfüllt werden, die ihre Geltung behaupten, auch wenn sie nicht einmal erkannt und anerkannt werden. Den Unterschied von Sitte und Sittlichkeit vergleiche ich mit dem Unterschied von Geld und Kredit; und ihr Gemeinsames wird zugleich dadurch beleuchtet. Auch Geld enthält ja, wenn es gezahlt wird, eine Forderung in sich, sei es die Forderung, daß Waare gegeben, oder die, daß Quittung geleistet werde. Die Obligation aber ist ihrem Wesen nach Forderung; und so ist die Moral nicht eben selten ein Wechsel, der nicht honorirt wird. Und doch sind auch Geld und Kredit einander so nah verwandt, daß es nichc wenige Vermittelungen und Uebergänge zwischen ihnen giebt; ein guter Wechsel ist wie bar Geld und unsere Kassenscheine cirkuliren als Geld, obwohl sie nichts als Forderungen an eine Bank (die Reichs-

bank) bedeuten. Eben so find Sitte und Sittlichkeit nicht nur Namensvettern, sondern echte Vettern, ja, sie verhalten sich zuweilen wie Geschwister zu einander. Und hier sind es eben die Frauen, die, wie auch sonst im Leben, die Verwandtschaft begründen und vermitteln. Sittlichkeit ist zu einem guten und sehr wichtigen Theil hauptsächlich der Wille und das Interesse der Frauen und hat als solcher Eingang in die wirklichen Sitten gefunden; umgekehrt: Erhaltung und Pflege der Sitte in Bezug auf die Frauen ist durch die Frauen ein Stück der wenigstens theoretisch anerkannten, ost der religiös geheiligten Sittlichkeit geworden. Als solches wird sie von rohen schlechten Sitten, von Unsitten, als die gute oder als die feine Sitte abgehoben, macht aber auch unter anderen Namen, die mehr an den ideellen Charakter erinnern, als Anstand, Schicklichkeit, als das Geziemende, das Decorum sich geltend. Am Leichtesten leitet immer Das, was sein soll, aus Dem, was von je gewesen ist, sich her, daher auch aus Dem, was sonst vorbildlich geschieht, die Pflicht aus Dem, was gethan zu werden pflegt; denn es scheint sich von selbst zu verstehen, daß Einer Das thun muß, was Alle thun, was „man" thut, dann auch, was die „Besten", die Angesehensten, die „gute" Gesellschaft thut, was für „vor» nehm" gehalten wird; und wäre Dies immer (oder auch nur in den meisten Fällen) das im sittlichen Simi Gute, so wäre es längst besser darum bestellt gewesen, als der Fall ist. In einigem Maße aber hat sich Dies erfüllt an den äußeren Formen der .Lebensart'*, die man ehemals mit Recht als „kleine Moral" charakterisirte oder die Lehre davon als Ergänzung der Ethik (CtKiea. eoraplementarini daher die eompliinents). Die Vorstellung, daß gewisse Handlungweisen Dem, der sich ihrer unterfängt, selbst „nicht anstehen", ihn „verunzieren" (non deeet), reflektirt auf die Eitelkeit, also auf ein starkes Motiv, und wird ein Schirm und Schild für die Frauen gegen die „Frechheit" des Mannes; darum läßt Goethe die Prinzessin im Tasso sagen:

„Wo Sittlichkeit regirt, regiren sie.
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte",

was durchaus im Sinn alter Sitte und hergebrachter Lebensformen gedacht ist; denn heute würde das Streben nach Freiheit sicherlich einem großen Theil der Frauenwelt, wenigstens der jüngeren, zugeschrieben werden müssen und vielleicht mehr noch als den Männern, wenigstens als den Männern der höheren gesellschaftlichen Schichten.

Mit der Beziehung des weiblichen Geistes zur Sitte hängt es aber erficht« lich zusammen, daß das Wort Sittlichkeit neben seinem allgemeinen Sinn die besondere Bedeutung der geschlechtlichen Sittlichkeit erworben hat. Denn sie hat ihrem Wesen nach eine intime Beziehung zur Schamhaftigkeit, deren Beobachtung in irgendwelchem, wenn auch sehr verschieden normirrem Maße da, wo es menschliche Gesittung giebt, im Verhalten der Geschlechter zu einander durch Sitte geheischt und auch durchgesetzt wird. Trotz dm vielen Abweichungen und Eigenheiten kann man als ein gemeinsames uraltes Erbtheil des Menschengeschlechtes die Sitte bezeichnen, die in dieser Hinsicht die Freiheit einschränkt, indem sie der Wildheit und Verwirrung wehren will. Ueberall sind die Vorschriften andere, die sie den Männern, als die sie den Frauen macht, andere die den Alten als die den Jungen bestimmten^

bier wollen sie allgemein, dort besonders für Männlein und Fräulein, die der
Zug des Triebes und des Herzens einander nähert, Schranken errichten, Msß
geben, Vernunft statt der Leidenschaft walten lassen. Hier wie sonst ist die Sitte,
außer Dem, daß sie im Herkommen wurzelt, Wille der Alten, der Eltern zumal,
die ihre Kinder zu hüten, vor Unbesonnenheiten zu bewahren, für ihre Pflicht
halten und als ihr eigenes Interesse erkennen. Wo die Sitte streng ist, da will
sie nicht nur „sittsames", also schamhaft zurückhaltendes äußeres Betragen, das
wiederum ganz besonders den Jungfrauen auferlegt wird, sondern es ist ihr wesent-
lich um die Keuschheit zu thun, sofern nicht die Ehe oder wenigstens die Verlobung
dem Mann ein Recht auf das Weib gegeben habe. Doch empört sie sich bekannt-
lich viel heftiger gegen die ehebrechende oder voreheliche Urckeuschheit der Frau
als gegen die des Mannes. Die weibliche Keuschheit und Treue wird von der
Sitte in ihre besondere Obhut genommen. Worin beruht Dies? Zunächst und
am Meisten doch wohl in der Gesinnung und dem Willen der Frauen selbst, weil
sie ihre Blüthe und Reinheit als ein kostbares Gut empfinden, das die Jungfrau
nur dem geliebten Mann oder ihrem Eheherrn hingeben soll und, wenn sie dew
Werth hoch genug schätzt, auch Diesem nur um den Preis des dauerndn Schutzes,
den er ihr und den zu erzielenden Kindern gewähren will; weil sie die Ehe als
Hort ihres Lebens erkennen, weil sie das gemeinsame Standesirtteresse der Frauen
ist, darum ist die weibliche Ehrs ihre Standesehre und die leichtfertig oder gar
käuflich sich preisgebende Frau verliert die Achtung der Genossinnen, nicht nur als
Thörin, sondern wie eine Verrätherin. Die Solidarität der Frauen wird in ihren
eigenen geschlechtlichen Angelegenheiten ein besonderes Subjekt der Sitte, mit um
so mehr Erfolg, da ohnehin die Frauen an Erhaltung und Pflege der Sitte den
regsamsten Antheil nehmen. Ihnen kommt nun freilich der Wille der Männer
entgegen; nicht nur insofern, als auch Diese die Sitte um der Sitte willen pflegen,
sondern auch, und ganz besonders, weil für sie der Werth der Frau als eines
Gutes durch Jungfräulichkeit und in der Ehe durch Treue erhöht wird. Aber
aus sich heraus entwickeln die Männer nicht leicht eine reziproke Sitte: einen so
unmittelbaren Werth hat die Keuschheit aus dem einfachen Grunde nicht für sie^
weil unter den Menschen, wie unter anderen Mammalien und Wirbelthieren, das
Weibchen der umworbene und begehrte Theil ist, so sehr auch dies natürliche Ver-
HSltniß durch Kultureinrichtungen verdunkelt wird; sofern aber das Weibchen sich
umworben weiß, hat es alle Ursache, mit seiner Gunst zu kargen, daher Diejenigen
gerade am Meisten, die auch aus anderen Gründen als ihrer persönlichen Reize
halber, etwa um der mitfolgenden Kühe des Vaters willen, begehrt werden. Auch
wenn die Maid selbst über sich verfügt, so ist sie doch immer die Gebende, der
Mann der Nehmende; der Mann macht sich schön, gefällig und artig, er prunkt
mit seiner Kraft, um das Weibchen anzuziehen; aber Etwas, das der weiblichen
Solidarität in Bezug auf die Beschaffenheit des Leibes analog wäre, giebt es für
die Männerwelt nicht; die anderen Männer haben kein instinktives Interesse daran,
daß der Mann keusch in die Ehe gehe, weil ihnen überhaupt die Verehelichu»H
des einzelnen Mannes gleichgiltig ist, so weit das Geschlecht dabei mitspricht,
während für die Frauen als Frauen die Ehe, also ihr Werth für die Ehe, die
Angelegenheit der Angelegenheiten ist.
Die Schamhaftigkeit, die dem Weibe natürlicher ist als dem Mann, weil

'sie in Furcht und Schüchternheit ihre Wurzeln hat, äußert sich am Ursprünglichpen
als Verhüllung. Das Bedürfniß, gewisse Körperteile, namentlich die Geschlechts-
merkmale, zu bedecken, ist zwar, wie die Beobachtung unserer Kinder sowohl als
die Völkerkunde lehrt, keineswegs ein angeborener Instinkt, aber auf einer gewissen
weit zurückliegenden Entwickelungstufe macht es sich geltend und bleibt unabhängig
von anderen Zwecken, denen die Bekleidung dient; wie sie denn durch Hautmalerei
und Tätowierung ersetzt wird. Sitte befestigt und ordnet hier, wie so oft, was
sonst lose, schwankend, willkürlich war, sie bestimmt gewisse „Trachten", und vor
Allem zumeist die besondere Tracht des Weibes zur Unterscheidung von der des
Mannes, woran fernere Unterscheidungen, als des ledigen Weibes vom verheirateten
und der Witwe, des Jünglings vom Manne, des Herrn vom Knecht, sich anschließen.
Die Kleidung wird zum Zeichen, wie des Geschlechtes, so des Civilstandes, des
Amtes, der Würde. Daher die große Wichtigkeit der Einkleidung (der Investitur)
in Sitte und Religion. Zur „Tracht" gehören auch andere Arten, als durch Kleider,
Körpertheile zu verhüllen oder hervorzuheben und zu schmücken, wie auch Gegen-
stände des Schmuckes und des Gebrauches: für die Sitte wird Alles bedeutsam
als Zeichen, als Symbol; und auch hierin schließt die Religion sich ihr an. Sie
wollen unterscheiden und auszeichnen durch sinnlich wahrnehmbare Merkmale, wollen,
daß sich Jedermann danach richte, was seinem Auge und Ohr und seinem Ge-
dächtnis deutlich eingeprägt wird. Und Beide sind hier, wie überall, für die Völker
früher Kulturstufen zumal, die natürlichen, bequemen, mit Liebe und Verehrung
umgebenen, durch Vorstellungen geheiligten Gesetzgeber. So innig ist gerade die
Verbindung von Sitte und Tracht geworden, daß bekanntlich das „Kvstüm" seimn
Namen von der Gewohnheit hat, die auch die Volkssitte im Allgemeinen bezeichnet.
Ein gewisses Maß von Freiheit bleibt immer innerhalb der Sitte. Und hier be-
gegnen sich oft und widerstreiten einander der dem Weibs so natürliche Wunsch,
zu gefallen, anzuziehen, zu bezaubern, und das ihm anerzogene, durch die Sitte
sanMonirte Schamgefühl. Aus Beiden nährt sich die Lust des Weibes an Zier
und Putz, ihr ästhetischer Sinn, der mit dem sittlichen so tief verwandt ist und
welcher daher so oft feindlich sich mit ihm kreuzt; jener will das Schmucke, das
Glänzende, dieser aber das Anständige, „Wohlständige" (wie noch vor zweihundert
Jahren die deutsche Sprache zu sagen liebte). In Jenem ergeht sich die Freiheit,
in diesem betätigt sich der Gehorsam gegen die Sitte. Und wenn ich den Toten-
kult die Sitte der Sitten genannt habe, so bewährt sich bissen hohe Geltung auch
darin, daß gerade er das Bedürfniß des Putzes verstummen oder doch nur ganz
leise mitsprechen läßt. Der Schönheitsinn will das Heile und Reine, das Helle
und Lichte, die mannichfachen Farben, er wünscht, Freude auszudrücken, Freude
zu erregen Aber die Sitte gebietet, dunkle oder einförmig weiße Gewänder als
Zeichen der Traurigkeit oder verlangt sogar, daß man die Kleider zerreißen und
bas Haupt in Sack und Asche hüllen soll. Sie will dem Ausdruck der Gefühle
seinen Stil verleihen: Schmutz und Zerstörung scheinen dem Kummer angemessen
zu sein; denn er ist dem Zorn und Unwillen verwandt und hat „keine Zeit", die
Aufmerksamkeit und Sorge in die gewöhnlichen Richtungen zu lenken.

Professor Di'. Ferdinand Tönnies.

5

Der Kredit der Aktie.
HWZer Kurs ist heute Alles. Die Elementarregeln für die Verzinsung der Aktie
sind beseitigt. In der guten alten Zeit hieß es, ein Jnduftriepapier müsse
6 Prozent Zinsen bringen; heute wäre es schwer, eine Aktie mit so hoher Rente
zu finden. Laura bringt 4 Prozent Dividende und kostet 195 (nachdem der Kurs
über 200 gestanden halte). Ueber solchen Kontrast witzelt sogar die Börse. „Was
wollen Sie", hörte man sagen, ^.Laura sind feinstes Anlagepapier. Zwei Prozent
Zinsen: Das ist doch pikfein!" Bei den anderen großen Kanonen des Spekulanten-
marktes sieht es kaum anders aus. Harpener: 205 bei 8 Prozent Dividende; Phoenix:
209 bei 9; Hohenlohe: 220 bei 8. An solchem Ertrag hat der Kapitalift, der An.
lagen sucht, natürlich kein Interesse. Wenn er 4 Prozent Zinsen haben will, braucht
er das Gebiet der deutschen Staatsanleihen nicht zu überschreiten. Wer heute Aktien
kauft, will gewöhnlich in gewissem Sinn spekuliren. Und das Publikum in der
Provinz ift thöricht genug, sich von Einpeitschern alle möglichen Kurschancen auf-
schwatzen zu lassen. Das Prämiengeschäft blüht; dabei (redet man den Leuten ein)
ist nicht viel zuriskiren. Verwirklich einmal einen Gewinn eingestrichen hat, darf
sich im Panoptikum sehen lassen. Die Bankgeschäfte, die das Flachland der Dumm-
heit mit ihren Cirkularen überschwemmen, leben davon, daß sie ihren unglücklichen
Kunden nie einen Gewinn herausbezahlen, sondern sie zu immer neuen Engage»
ments veranlassen, bis Einschuß und Gewinn wirklich aufgezehrt sind. Diese harm-
losen Spekulanten stellen das Hauptkontingent des „Börsenpublikums"; und sie sinds
auch, die schließlich die Zeche zu zahlen haben. Schlimm ist, daß beim Suchen
nach den Ursachen der Börsenbewegung auf das Termingeschäft gestoßen wurde,
dessen Wiederherstellung die spekulativen Übertreibungen gefördert habe. Der Ter-
«mhandel mag den Spekulanten das Geschäft erleichtert haben; die Hauptschuld
aber trägt er nicht. Hats denn in der Zeit des Terminhandelsverbotes keine Exzesse
gegeben? Auch damals gabs Riesenhaussen; und deren Höhe ift heute noch nicht
einmal wieder erreicht. DieQualität der Effektenkäuferhat sich freilich geändert,seit das
Termingeschäft wieder erlaubt ift. Da sucht aber wohl der Reichsbankpräsident selbst
nicht den Sitz des Nebels. Jeoenfalls ist die Rentabilität des in Dividendenpapieren
angelegten Kapitals geschmälert und die Stellung des Aktionärs verschoben worden.
Der Leiter einer großen deutschen Montangesellschaft sagte neulich, die Tage,
wo Jndustnepapiere hohen Gewinn brachten, seien vorüber. Mit solcher Möglich-
keit mutz gerechnet werden; und das der Industrie gegebene und von ihr geforderte
Betriebskapital wird immer größer. Das Grundkapital von acht bekannten Berg-
werken (Bochumer Gußstahlverein, Deutsch-Luxemburg, Gelsenkirchrn, Hohenlohe-
werke, Phoenix, Rheinstahl und Rombacher Hütten) wurde durch die Spekulation
um 140 Millionen Mark seit Jahresfrist gesteigert, während die durchschnittliche
Dividende von 11 auf 8^ Prozent zurückging. Das Beispiel giebt über die Pro-
duktivität des „werbenden Kapitals" zu denken. Noch deutlicher wird die Sachs bei
den «offiziell" erfolgten oder beabsichtigten Kapitalserhöhungen. Die Gesellschaften,
die 10 Millionen Mark neue Aktien ausgeben, bekommen diese Summen plus Auf-
geld. Das fließt zwar dem Reservefonds zu, ist aber trotzdem Betriebskapital. Wenn
die Aktien zum Kurs von 150 vom Konsortium übernommen werden, so bedeutet
Das für die Kasse des geldbedürftigen Unternehmens einen Zuschuß von 15 Millionen.

Für die Dividende kommen aber nur 10 Millionen in Betracht. Werden darauf'
10 Prozent vertheilt, so hat sich das neue Kapital nicht mit 10, sondern nur mit
6 bis 7 Prozent verzinst. Ein Beispiel. Deutsch-Luxemburg erhöht sein Kapital
(um 8) auf 50 Millionen. Sollte die Direktion und die Darmstädter Bank davon
gar nichts gewußt haben? Bor einiger Zeit wurde die Absicht einer Kapitalsver-
mehruvg energisch bestritten. Die Gesellschaft brauche keine neuen Mittel, hieß es.
Bald danach wurde wieder über eine bevorstehende Ausgabe neuer Aktien geredet;
Anfragen bei der Bank und in Bochum wurden aber, im Ton des höchsten Erstaunens,
verneinend beantwortet. Zwei Tage später verkündete das offizielle Cirkular die
Kapitalserhöhung. Möglich (aber nicht wahrscheinlich), daß Hugo Stinnes, der
Hauptmann von Deutsch-Lux, die Finanztransaktion allein vorbereitet und die Ver-
waltung vor das aeeoinpli gestellt hat. Dann Hütte immerhin die Bank, die
das Geschäft macht, davon wissen müssen. Kein Mensch ist verpflichtet, geschäft-
liche Dispositionen der Oeffentlichkeit preiszugeben. Bei Deutsch-Lux war die richtige
Ziffer aber schon veröffentlicht. Durste man da noch mit Dememis kommen? Die Börse
war ärgerlich, weil sie glaubte, man habe sie absichtlich ein paar Tage im Unge-
wissen gelassen, damit die Spekulation, in der Erwartung eines Bezuzsrechtes, den
Kurs in die Höhe treibe, Das geschah mit der üblichen Bereitwilligkeit; aber das
Bezugsrecht blieb aus. Das Finanzkonsortium übernimmt die neuen Aktien zu
200 und schließt das Bezugsrecht aus. Die Börse hat das Ihrige gethan: den
Kurs der alten Aktien gesteigert. Das erleichtert die Durchführung der Emission.
Die Banken werden die neuen Aktien mit Gewinn verkaufen; und was nachher kommt,
macht keinem gesunden Bankdirektor Sorge. Wichtig ist der Uebernahcnekurs von
200 Prozent. Der bedeutet, daß Deutsch,Lux nicht 3, sondern 16 Millionen neues
Kapital bekommt. Acht Millionen für den Reservefonds; trotzdem: Betriebskapital.
In den letzten Jahren zahlte Deutsch-Lux je 10 Prozent Dividende. Bleibts bei.
dieser Quote auch fürs neue Jahr, so verzinst sich das neu angelegte Geld nur mit
5 Prozent; denn im Betrieb „werbend" sind nicht 8, sondern 16 Millionen. Man
stelle sich nun den Aufbau des Industriekapitals vor: eine Schicht Aktien und eine
Schicht Aufgeld. Das wechselt immer ab; die zweite Schicht trägt keine sichtbaren
Zinsen, denn die Dividenden werden nur auf das Aktienkapital berechnet und be-
zahlt. Was folgt daraus? Daß die Produktivität des gewerblichen Kapitals, wo
es in der Aktienform erscheint, viel geringer ist, als man nach der Entwickelung
der Dividenden annehmen muß. Gehen die zurück, so nimmt die Verzinsung des
wirklichen Betriebskapitals, das größer ist als die „dividendenberechtigte" Summe,
noch viel mehr ab. Die Höhe des Agios richtet sich nur nach Zufälligkeiten. Die
neuen Deutsch-Luxemburger würden nicht auf 200 stehen, wenn die Börse die alten
Papiere nicht nach Laune und Willkür in die Höhe getrieben hätte. So sorgt die
Spekulation und das gescholtene Termingeschäft dafür, daß Deutsch-Luxemburg,
für 8000 Stück neue Aktien 16 Millionen Mark einzuheimsen und dem industriellen
Anlagekapital einzuverleiben vermag. Nur die Börsenspekulation, also ein auf den
Zufall gestimmtes Instrument, macht möglich, daß die Gesellschaft ihre finanzielle
Reorganisation durchführen kann, ohne das verzinsbare Kapital übermäßig ver-
mehren zu müssen. Festverzinsliche Stücke werden gelöst und der von der Dividende
lebende Körper wird vergrößert. Von einem Jahr zum anderen um 26 Millionen.
Das Grundkapital der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschast ist um mehv

«ls das Doppelte größer, als es vor einem Jahr war. Und die allgemeinen Chancen
fürs Geschäft sind halbirt. Schließlich kommts eben noch dahin, daß man sagen
muß: „Verdoppelung des Kapitals, Halbirung der Rente."
Die Stimmung der Börse entscheidet über die Möglichkeit und den Erfolg
der Emission neuer Dividendenpapiere. Und der Nachahmungtrieb wird gleich wie-
der sichtbar,, wenn der Bann, der in schlechten Tagen auf der Effektenproduktion
lag, gebrochen ist. Nach Deutsch-Lux fordert ein anderes „schweres" Unternehmen
der Montanbranche neue Aktien: die Bergbau-Aktiengesellschaft „Ilse", deren Pa-
piere zu 430 notirt werden. 2 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 300.
Also eine Erhöhung des Betriebskapitals um 6 Millionen. Vor faft drei Jahren
wurden 2 Millionen zu 2ö0 emittirt. Das waren in Wirklichkeit also 6 Millionen.
Statt vier Millionen deren 11; oder statt einer Durchschnittsdividende von 21 Pro-
zent eine Verzinsung des neuen Kapitals mit nur 7^ Prozent (wenn die Divi-
dende für die nächsten beiden Jahre nicht zurückgeht). Je mehr die Beziehungen
zwischen Aktie und Dividende sich lockern, desto leichter täuscht sich der Aktionär
Äber seine Stellung. Wer sich mit beträchtlichen Summen an einer Aktiengesellschaft
betheiligt, glaubt sich zu besonderen Ansprüchen berechtigt. Die Grenzen zwischen
Aktionär und Gläubiger werden beseitigt. Der Aktionär, zumal "einer, der theuer
gekauft hat, ficht sich als eine dem Gläubiger an Bedeutung gleiche Figur und
überschätzt dann bald seine Rechte. Wer eine Aktie erwirbt, belheiligt sich damit
als Miteigenthümer am Vermögen einer Juristischen Person, der Aktiengesellschaft.
Eben so wenig wie Jemand Gläubiger an seinem eigenen Vermögen sein kann,
.stehen ihm Gläubigerrechte an einem Objekt zu, dessen Miteigenthümer er ist. Bis
in unsere Tage ist der Unterschied zwischen Aktionär und Obligationär selten ver-
kannt worden. Heule erst sucht man der Aktie eine breitere Basis zu geben. Dem
Aktionär sollen die selben oder doch ähnliche Rechte zustehen wie dem Gläubiger.
Das Reichsgericht hatte jüngst die Frage zu beantworten, ob der Aktionär An-
sprüche an die Aktiengesellschaft habe, und sprach also: „Wenn durch unerlaubte
Handlungen des Vorstandes einer Aktiengesellschaft Dritte zum Ankauf der Aktien
der Gesellschaft bewogen wurden, so besteht ein Anspruch auf Schadenersatz gegen
die Aktiengesellschaft." Dabei kann sichs natürlich nur um Schädigungen bei der
Emission von Aktien handeln, die, auf Grund unrichtiger. Angaben im Prospekt,
von einem Dritten erworben wurden. Die Entscheidung hat nichts mit der prin-
zipiellen Stellung des Aktionärs zur Gesellschaft zu thun. Nicht nur dem Gesetz
und der Judikatur, sondern auch dem gesunden Verstand würde es widersprechen,
wenn dem Aktionär ein Anspruch an das Vermögen der Aktiengesellschaft (abge-
sehen von seinem Antheil, den er stets verkaufen kann), das er selbst mit reprä-
sentirt, zugestanden würde. Das Urtheil des Reichsgerichtes hat aber manche Köpfe
verwirrt. Die Aktionäre der im Konkurs befindlichen Solinger Bank haben sich
entschlossen, den Nennwerth ihrer Aktien als Forderungen zur Konkursmasse an-
zumelden. Sie treten damit als Gläubiger ihrer eigenen Gesellschaft auf. Der
Konkursverwalter hat die Ansprüche der Aktionäre bestritten; sollte irgendein Ge-
richt andeis erkennen, so wären die Folgen fürs ganze Aktienwesen unabsehbar.
Der Kredit der Aktie steht auf dem Spiel; kein Gläubiger würde riskiren, mit den
Aktionären um das Vermögen der Aktiengesellschaft im Konkurs oder bei der Li-
quidation zu streiten. Die Sicherheit aller Obligationen wäre in Frage gestellt.

wenn ihnen das Vorrecht der Befriedigung aus dem Besitz der Aktiengesellschaft genommen würde. Wie rasch der Jrrthum die Hnne gewinnt, lehrt die Thatsache, daß die Aktionäre der Solinger Bank nicht allein geblieben sind. Sie fanden Nach» ahmer in den Genossen von der Bonner Bank für Handel und Industrie. In diesem Fall hat der Konkursverwalter alle Illusionen durch ein sehr deutliches Rundschreiben zerstört. Er fordert darin die Aktionäre auf, ihre Anmeldungen schleunig zurückzuziehen, wenn sie sich Kosten und Zeitversäumniß sparen wollen. Im Handelsgefetzbuch findet der neue Anspruch keine Stütze. Weder im Paragraphen 241, der von den Regreßansprüchen gegen den Vorstand handelt, noch im Paragraphen 300, der von der Verkeilung des GesellschaftÄermögens in der Liquidation spricht, steht ein Wort, das im Sinn der Solinger und Bonner ausgelegt werden könnte. Man hzt wohl schon den Versuch gemacht, den Reservefonds und die Regreßforderungen an Vorstand und Aufsichtrath als Reservate der Aktionäre hinzustellen; diese Theorie gründete sich aber auf die Annahme eines doppelten Rechtssubjektes der Aktiengefellschast als Juristischer Person und der „Gesammtheit der Gesellschafter": und war damit hinfällig. Zwei Rechtssubjekte sind eben nicht vorhanden. Und Paragraph 300 sagt ganz deutlich: „Das nach der Berichtigung der Schulden verbleibende Vermögen der Gesellschaft wird unter die Aktionäre vertheilt". Nur Das, was nach der Bezahlung der Schulden übrig ist, gehört den Aktionären. Das Vermögen der Aktiengesellschaft dient in erster Linie zur Befriedigung der Gläubiger: nach ihnen kommen die Aktionäre. Das ist ein Fundamentalsatz des Aktisnrechtes, an dem nicht gerüttelt werden da: f. Das künstliche Auftreiben der Aktienkurse läßt eben überspannte Wünsche entstehen. Bliebe man auf festem Boden^ so wäre kein Anlaß zu künstlicher Standeserhöhung der Aktie. Ladon.

Der weltfremde Richter.

itten in einer großen Stadt Deutschlands lebt und wirkt ein Amtsrichter, der mit seinen sechsundfünfzig Lebens- und dreiunddreißig Dienstjähren noch so weltfremd ist wie ein neugeborener Waisenknabe. Der Stsat hat sichs ein schönes Stück Geld kosten lassen, ihm diese erfrischende Naivetüt anzuzüchten und dauernd zu erhalten. Er hat ihn zunächst auf der Universität im Römischen Recht unterrichten lassen; die Römer aber waren bekanntlich ein durch und durch unpraktisches Volk, weshalb sie auch nie etwas Bleibendes erreicht haben. Ihr Pontius Pilatus wußte ja noch nicht einmal, was Wahrheit ist, und brachte es doch bis zum Statthalter, weil die Anderen es noch weniger wußten. Und diesen Unterricht ließ der Staat noch dazu durch Professoren ertheilen. Was davon für die Lebenstcnniniß zu hoffen ist, weiß Jeder, der einmal einen Professor mit Augen gesehen ober die „Fliegenden Blätter" gelesen hat. Nachdem unser Adept so die Professorenweisheit mit

Löffeln gegessen hatte, mußte er durch das kaudinische Joch eines Examens
kriechen. Mit Löffeln ging es da nicht mehr; ein Trichter war nöthig. Natür-
lich nahm seine Weltfremdheit bei diesem „Büffeln" erheblich zu; und als der
junge Referendar in die „Praxis" eingeführt wurde, wußte er kaum eine
Vorladung von einem Todesurtheil und einen Sündenöock von einem Aktenbock
zu unterscheiden. „Ii, aber nun kam die Praxis", wird man einwenden.
Du lieber Gott! Er trat in die Praxis ein, aber die Prax's nicht in ihn. Er
mußte Vota, Referats und Erkenntniss? machen, gelehrte Kommentare „wälzen"
(anders bekommt man sie nämlich nicht herum) und sogar Rcichsgerichtsurtheile
lesen. Ein Reichsgerichtsurtheil aber ist für den Juristen das Selbe wie für
den katholischen Geistlichen das Brevier: es entrückt ihn allen weltlichen Ein-
drücken. Und dann kam wieder ein Examen, bei dem es gar eine „wissen-
schaftliche Arbeit" zu erledigen galt, und der neugebackene Assessor war fertig.
Fertig auch mit dem gesunden Menschenverstand.
So sieht das juristische Studium aus. So sind unsere Berufsjuristen ;,
wenn die überhaupt „berufen" sind, dann sind sie es gewiß zu irgendetwas An-
derem. In allen Zeitungen kannst Dus heutzutage lesen. Armer Jurist!
Schier dreißig Jahre sitzt nun unser Amtsrichter (wir wollen ihn Dr. Pe-
regrinus nennen, denn den „Doltor" hat er natürlich nebenbei irgendwo ge-
macht) auf seiner sella «nrnlis und nimmt täglich noch an Weisheit und
Weltfremdheit zu, wie ein indischer Fakir auf seiner Säule. Eigentlich ists
wunderbar: der Mann ist als Prozeßrichter, als Vormundschaft-, Grundbuch-
und Konkursrichter und schließlich aZs Strafrichter täglich mit Menschen aller
Klassen, Berufsstände und Bildungegrade zusammengekommen, er hat sich in
die verschiedensten sozialen und geschäftlichen Verhältnisse, in die Denk-, Rede-
und Schreibweise seiner mannichfachen „Komparenten" Hineinsinden, die schwie-
rigsten technischen, medizinischen und kommerziellen Fragen verstehen lernen
und dss Alles mit den Regeln des geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes
in Zusammenhang bringen müssen, um seine Entscheidungen zu finden; er hat so
tief in das Leben zu blicken-gehabt wie kaum der Vertreter irgendeines anderen
Standes. Auch lebt er nicht auf dem Mond oder in einer Einöde, da der
moderne Staat weder für Eremiten noch sür Mondkälber eine Verwendung
hat. Er wohnt in einer belebten Stadt, spazirt (gewiß mit Würde) auf deren
Straßen herum, besucht Lokale, liest seine Zeitungen und Zeitschriften so gut
wie jeder andere gebildete Mitteleuropäer und macht auch ganz gern Reisen,
und zwar nicht nur Dienstreisen (gegen die er übrigens gar nichts einzuwenden
hat), sondern auch große Urlaubsreifen. Obendrein ist er verheirathet, kennt
also auch die Sorgen des Hausstandes und hat eine ganze Menge Kinder.
Man behauptet sogar, daß er selbst einmal jung gewesen sei. Man wird ihm
also das ^douio sum" so wenig abstreiten können wie etwa den Anspruch,

ein Zeitgenosse zu fein. Und dabei diese befremdende Weltfremdheit! Er
muß wohl die Paragraphen seiner Gesetzbücher als Scheuklappen über Augen
und Ohren gehabt haben, etwa wie die polnischen Juden ihre Stirnlöckchen
(ZN, oder das Mütterlein Theorie hat eine Mauer um ihn gebaut, über die
er nicht mehr hinwegsehen kann. Seit er nun Schöffenrichter geworden ist,
suchen ihn seine Schöffen mit ihrem gesunden Laienverstand zu erleuchten.
Das sind schlichte, unverbildete Intelligenzen, die sich den Teufel um Gesetzes-
auslegung, Prozeßformen, Thatbestandsermittelung und andere juristische Spitz-
findigkeiten scheren. Sie wifsen genau Alles, was an einer Sache „dran ist".
Sie haben zwar noch nie einen Zeugen oder Angeklagten vernommen; aber
sie können Beide besser verstehen und auf ihre Glaubwürdigkeit abschätzen
als der nach der Schablone arbeitende alte Richter; sie haben Das so im
Gefühl. Die Strafe bemefsen sie noch gefühlvoller und brauchen dazu nicht
die verpönte Routine, die hierin eine gewisse Gleichmäßigkeit anstrebt; nein:
jeder Angeklagte wird über seinen eigenen Kamm geschoren, daß die Haare
herumfliegen, und es kann ihm gleich fein, ob die anderen mehr oder weniger
Haare lassen müssen als er; sie haben ja dasür auch andere Schsrmeister ge-
habt: Das ist doch gewiß eine klare und einleuchtende Philosophie. Es sind
eben Schöffen, die mit beiden Beinen mitten im praktischen Leben stehen: da
ist ein Bäckermeister, dem die Gründe abgehen wie frische Semmeln, ein
Fleischer, dem Alles Wurst ist, ein Blechschmied und andere Männer mehr,
deren Beruf sie zum Richter vorzüglich geeignet macht; nur der Schornstein-
feger sieht die Tatbestände selten in rosiger Farbe. Leider sind die Männer
«us dem Volk unter einander nicht immer einig. Der Damenschneider, zum
Beispiel, empfindet Realinjurien wesentlich anders als der Hammerschmiede-
gesell. So kommt es wohl, daß schließlich doch meist geschieht, was Dr. Pe-
regrinus will, und daß die dem Laien angeborene Farbe der Entschließung
von des Juristen Gedankenblässe angekränkelt wird. Dann triumphirtPeregrinus.
Und auch die höheren Instanzen fürchtet er nicht, denn über ihm thront ja
eine noch weltfremdere Strafkammer und über dieser wiederum ein ganz welt-
entrücktes Oberlandesgericht. Man nennt Das einen Jnstanzenzug; aber es
ist kein „Zug nach dem Besten", wenn Alle dm selben Strang ziehen. Darum
schreitet Peregrinus unbeirrt weiter durch seine Prozesse, wie das Mädchen aus
der Fremde durch das Thal der stillen Hirten, und theilt auch, wie dieses,
Jedem seine Gabe aus; nur werden seine Gaben weniger gern angenommen,
selbst wenn sie nur in mäßigen Geldstrafen mit substituirter Hast bestehen.
Nebenbei bildet er auch noch die ihm überwiesenen Referendare aus, damit
die Peregrinufse nicht alle werden. Welcher Zustand! Armes Reich!
Am Schlimmsten ists, wenn man ihn selbst seine Anschauungen von der
Rechtspflege entwickeln hört; man kommt sich vor, als ob man mit der Post-

kutsche von Berlin nach Königsberg reisen mutzte. Zunächst leidet er an dem
Grundirrthum, er sei nur da, das bestehende Recht anzuwenden, und entfernt
sich hierdurch sehr unvortheilhaft von seinem römischen Vorbild und Namens-
vetter, dem praetor pere^rinnL, der doch mit seinem M8 praetorium das
römische Recht eigentlich erst geschaffen und das alte Bürgerliche Gesetzbuch
(^U8 eivlle) der Zwölf Tafeln entthront hat. Unser Richter versteht nicht, daß
er die Regungen der Volksseele zu belauschen, dem politischen und sozialen
Empfinden Rechnung zu tragen hat und im Nothfall selbst contra, mindestens
aber praeter ^'iis erkennen mutz. Er meint, er würde dann meist „vorbei" er-
kennen. Ferner hat er gar kein Verständniß für die modernen Strömungen
im Strafrecht. Er weiß nicht, daß er sich so lange in die Seele des Ver-
brechers hineinversetzen muß, bis ihm zu Muth ist, als habe er selbst silberne
Löffel gestohlen oder Dirnen auf den Strich geführt. Erst dann könnte er
aber den Verbrecher ganz verstehen und würde auch bei diesem Mitbürger
volles Verständniß finden, zumal, wenn er noch etwas Rothwelsch dazu lernte.
Aber das „Milieu" des Verbrechers, aus dem sich doch Alles erklärt und ent-
schuldigt, ist ihm ja leider ganz fremd geblieben, und wenn er beschreiben sollte,
wie es nach Mitternacht in einer Kaschemme aussieht, auf welche Weise man
Kassiber ins Zuchthaus einschmuggelt oder wie sich das Familienleben im Haus
des „Pallisaden.Ede" und der „Rothen Jule" abspielt, so würde er mit Schu-
berts „Wanderer" gestehen müssen: „Ich bin ein Fremdling überall." Nicht
einmal einen Tag Gefängniß hat er abgesessen! (Denn die drei Tage Karzer
aus seiner Studentenzeit darf man ihm hier nicht anrechnen.) Noch betrüb-
licher ist seine Unempfänglichkeit gegen die Lehren der Kriminalpsychologie und
.Physiologie, wenigstens so weit ihn diese Lehren in seiner Urtheilsthätigkeit beein-
flussen wollen. Auf Vererbunglehre und physische Entartungzeichen „pfeift er"
(seine eigenen Worte!); für die höchst interessante Psychologie des perversen
Messerstechers hat er gar keinen Sinn, fondern meint, eine tüchtige Tracht
Prügel würde diese ungemüthlichen Gemüthskranken schon kuriren; er pflegt
zu sagen, „für jede Niedertracht gehöre sich eine Tracht". Im Uebrigen kommt
es seiner Ansicht nach bei dem Gewohnheitverbrecher weniger darauf an, welche
Entarwngzeichen er hat und aus welchem Milieu er stammt, als vielmehr
darauf, daß man ihn zeitig beim Henkelohr nimmt und in das Zuchthaus-
milieu verpflanzt. Wie weit seine Vorliebe für Psychiater geht, läßt sich nach
dem Gejagten leicht ermessen; muß er aber einmal solche „Autoritäten" vor-
laden, so wählt er stets zwei von entgegengesetzter Richtung und läßt sie „ein-
ander auffressen". Er begreift nicht, daß sich jeder Rowdy oder Lustmörder
durch ein handfest ausgeführtes Verbrechen ein Recht auf standesgemäße Wohn-
ung, Verpflegung und ärztliche Behandlung in einem Jrrenhause erworben
hat, zum Mindesten, so lange er nicht durch Ausbrechen aus dem Jrrenhaus-

garten auf diese Wohlthaten verzichtet, um seine Berufstätigkeit wieder aufzunehmen. Denn für Peregrinus ist ein solcher Verbrecher noch immer eine zu beseitigende Gefahr für die Gesellschaft und nicht ein Objekt liebevoller Beobachtung und anregender wissenschaftlicher Disputationen.

Ich schäme mich der Notwendigkeit, diese Ansichten hier wiederzugeben. Aber sie finden ja eine gewisse Entschuldigung in der Weltfremdheit des Dr. Peregrinus und zeigen zugleich, wie weit diese Weltfremdheit geht Sie ist bei ihm und Seinesgleichen eine nothwendige Folge des juristischen Studiums und einer nach ledernen Rechtsgrundsätzen schematisch geübten Gerichtspraxis. Man wende nicht ein, daß sich Beides auch anders betreiben lasse. Nein: jeder Berufsbetrieb schafft auf die Dauer eine Kaste von öden Fachbanausen. Ueberhaupt macht sich die Fachkentttniß auf allen Gebieten noch viel zu breit. Warum läßt man über die Notwendigkeit und Art einer Operation gefühllose Aerzte entscheiden, statt ein Kollegium menschlich empfindender Laien hinzuzuziehen? Auch die Bestrafung ist gewissermaßen eine Operation, mitunter sogar eine Amputation. Aber die Rechtsprechung ist noch nicht einmal eine Fachwissenschaft oder sollte es wenigstens nicht sein. Deshalb ist, beiläufig gesagt, auch der Rechtsanwalt ein kaum noch nothwendiges Uebel: jeder Volksanwalt oder Prozeßagent würde seine Sache bei den Schöffen und anderen Laienrichtern viel besser machen und namentlich mit den veralteten „Rechtsbegriffen" viel gründlicher aufräumen. Erfreulicher Weife beginnt man Das einzusehen und Hand in Hand mit dem Berufsrichterthum auch den Anwaltszwang mehr und mehr einzuschränken. „Los vom ^us": Das müßte überall die Losung für die Rechtsprechung sein. Ist es nicht genug an dem „Rechte, das mit uns geboren ist"? Das aber versteht Jeder doch gewiß ohne Juristerei. Also fort mit den Weltfremdlingen von den Richtelstühlen aller Instanzen und weltkundige Laien hinauf! Die sehen das Leben, wie es ist. Freilich versteht deshalb der Bauer noch nichts vom Bankerotiren, der Arbeiter nichts vom Duellwesen und der Schullehrer (hoffentlich) nichts von Prostitution und Zuhälterthum. Aber das Richten verstehen sie Alle. Das ist ihnen angeboren. Das Volk verlangt (so sagt man wenigstens) endlich seinen Löwenantheil an der Rechtspflege, es verlangt neben seiner Selbstverwaltung auch eine Selbftjunsdiktion. Es will nicht immer nur verurtheilt werden, sondern auch selbst nach Herzensluft Urtheile fällen und Strafen zudiktiren. Denn Geben ist seliger als Nehmen. Und wenn hierzu Peregrinus, freilich sehr gegen seinen Willen, durch seine Weltfremdheit noch mitverhilft, dann (aber auch nur dann) wird man von ihm sagen können, daß er nicht umsonst gelebt hat.

Otto Reinhold.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 4. Dezember 1909.
5^,«^6
Berliner Flora.
n der alten und beliebten pariser Wochenschrift l/IIWstration war am
zwanzigsten Novembertag, auf dem ersten Blatt, eine Zeichnung Sa-
battiers zu sehen, die den Deutschen Kaiser vor der vom Generaldirektor der
Königlichen Museen als ein Werk Leonardos erworbenen Wachsbüste zeigt.
Wilhelm in Generalsuniform mit Orden; die linke Hand am Degengriff,
die rechte an die Hüfte gestemmt; der Blick, imperatorisch düster, zu schärfster
Prüfung auf die Büste geheftet. (Mahadöh vor derBajadere: „Aber, sieschär-
fer und schärfer zu prüfen,wählet derKenner derHöhen undTiefen Lust und
Entsetzen und grimmige Pein.") Links hinter dem Kaiser ein aus bebrilltem
Auge ängstlich auf Seine Majestät blickenderHerr (Typus des deutschen Ge-
lehrten, wie der Pariser sich ihn denkt; trotz dem langen Vollbart solls wohl
Geheimrath Bode sein), dessen linkwärts starrende Netina aus qualvoller Un-
ruhe zu fragenscheint:„WaswirdEr sagen?"Rechts dreiOfsiziere.DerVor-
derste, imUeberrock mitAdjutantenschnüren, steif und finster wie bei der Be-
sichtigung einerschlechtangeschriebenenTruppe; inseinermürrisch hochmüti-
gen Haltung symbolifirt er die Vorstellung, die der Franzose von dem Ver-
hältmh der in Deutschland Regnenden zur Kunst hat. Unter dem Bild steht
ingroßenLettern:^^.'infaiIIibIe6xp6rt."Jn kleineren: „I^mpereurlZu!!-
laums II, a^ant IonFU6M6nt ex^mine je Küste 6s cire 6u rnuses gs
IZerlin, a (Zsolare qu'il est Kien lZe Leonarä 6s Vinci." Auf der nächsten
Seite folgt ein Artikel, in dem Herr Gustave Babin die Schicksale und die
Klassirung der Büste bespricht und, auf seine Art, die UnHaltbarkeit der bo-

dischen Behauptung erweist. Da stehen die Satze: „Kaiser Wilhelm, dessen vielfache Fähigkeiten man längst zur Genüge kannte, wollte eine so herrliche Gelegenheit, sich der Welt in einer neuen, ungeahnten Rolle zu zeigen, nicht verpassen. Er machte sich selbst mit großem Gefolge auf den Weg nach dem Kaiser-Friedrich-Museum, umschritt, mit der Miene seiner tiefernsten Tage, die Büste, prüfte sie schärfer und schärfer und brütete dann lange. Welche angstvolle Erregung in den Herzen der Galeriebeamien, die in einer von der Ehrfurcht befohlenen Entfernung des feierlichen Urteilsspruches harrten! Endlich spricht der Gebieter. Kündet, natürlich, daß ein deutscher Gelehrter nicht irren könne und die Büste sicher ein Werk Leonardos sei. Macht verleiht eben die neidenswerthefteAllwissenheit." Das stand in einemSalonblattvon ruhiger Tonart. In anderen Blattern war Aergeres zu lesen; auch über den deutschen Hang zu blinder Unterwürfigkeit. „Dem unfehlbarenWort des Gebieters wagt in Deutschland kein Mensch zu widersprechen": 1.6 Loir. Viel Schlimmeres noch. Englische Journalisten erzählen, die Kaiserin habe ein Gespräch über dieBüste mit demSatz abgeschnitten: „Wilhelmhat sie jafür echt erklärt." Solche Dinge fallen ins Betrachtungrevier des Politikers. Gilt der Deutsche draußen als eine Bedientenseele, die sich selbst in der freien Republik der Künste und Wissenschaft willig vor imperatorischem Machtspruch duckt, dann können unsere Feinde mit derWamung vor Deutschland, alsdem letzten Hort des Absolutismus und Feudalismus, leicht wirken. Dieses Wahn« gespinnst zu zerreißen, ist die Pflicht des Deutschen, der dieSchädlichkeit solchen Vorurtheils begriffen hat. Und hier bietet sich die Möglichkeit, das Fädchengeknote aufzutrennen. Was ein Kaiser über den Werth eines Kunstwerkes, einer Forscherleistung sagt, bindet auch in Deutschland keinen aufrechten Menschen. Auch der Deutsche, der, nach seines Dichters Wort, sich selber den Werth schuf, ist längst entschlossen,sein Urtheil und, darüber hinaus, sein nationales Schicksal selbst zu gestalten. Doch vor derFlorabüfte brauchte er sich nicht erst trotzig zu bäumen. Denn derKaiser hat sich die Rolle, die man ihm zuschieben möchte, gar nicht angemaßt. Hat nichts entschieden, nichts dekretirt. Sondern, ohne auf ihm fremdem Gebiet die Autorität des Sachverständigen für sich zu heischen, persönlichem Eindruck eine Zunge geliehen und für den Vortrag des Museumsdirektors mit freundlichem Wort gedankt. Er hört den zum Urtheil Berufenen, einen Mann von europäischemRuf: und ist von dieser einleuchtenden Darstellung befriedigt. Nicht der kleinste Grund zum Tadelz auch kein Anlaß zur Klage über unzureichende Information: der Werth der Büste wird ja nicht vom Urtheil des Kaisers bestimmt, der deshalb, ohne

der Pflicht zu fehlen, nur Einen zu hören braucht und, ohne ein berechtigtes Interesse zu verletzen, auf des Einen Wort schwören dürfte. Daß er, als ein Ubiquitärer, der Alles zu verstehen und in jedem Streit das in höchster Instanz entscheidende Urtheil fällen zu können wähne,wieder von tausendZungen bespöttelt, von hundert Federn bekritzelt ward, ist Bodes Werk. Der Generaldirektor und Geheimrath durfte den Kaiser nicht in diesen Hader zerren; auch wenn seine Sonne zum Untergang neigte, des Kaisers (imKunstreich unmaßgebliche) Meinung nicht insLicht stellen. Da ers leider gethan hat, bleibt uns nur die Pflicht, den guten Freunden draußen zu sagen: Laßt den Kaiser aus Eurem Spiel uud haltet Euch an Den, der ihn ohne Auftrag in dieFeuerlinie schob! Wilhelm, Deutscher Kaiser und König von Preußen, hat fichernicht geglaubt, er könne irgendwo als unfehlbar Kunstverständiger gelten. Glaubts Geheimrath Wilhelm Bode von sich? Auch ein ihm, trotz der Tschudigeschichte, freundlich Gesinnter muß es nachgerade vermuthen. Der tüchtige Gelehrte (er wird im Dezember erst Merundfechzig und scheint noch nicht imGeringstensenil),der über dieitalienischenPlastikerderRenaissancezeit, insbesondere über die Florentiner, viel Lesenswerthes geschrieben hat, mag sich zum Urtheil berufener finden als irgendeinen neben ihm Lebenden. Müßte sich immerhin aber die Fähigkeit bewahrthaben, unbestreitbaren Thatsuchen das Vorurtheil zu opfern. Er steht vor einer Wachsbüfte, deren Torso diedeutlicheSpurlangerMißhandlung zeigt. AllevorragendenTheilefehlen. DasWarhs ist zerbröckelt, zerbrochen,zerschunden. DerLaieselbst sieht: diese Büste ist hin und her geworfen, wahrscheinlich auf der Erde gewälzt, jedenfalls wie werthloser Plunder behandelt worden. DerKopf müßte, als der empfindlichfteTheil, indenJahrenoder Jahrzehnten solcher Mißhandlung völlig zerstört worden sein. Er wirkt aber wie ein ganz neues oder mindestens sorgsam bewahrtes und zärtlich behandeltes Werk. Wirkt, mitseinemBiedermeierröschen im Haar, leer in den Formen und läßt nicht die leiseste Erinnerung an die saubere, peinlich exakte Durcharbeit aufkommen, die alle als echt beglaubigten Werke Leonardos auszeichnet. Er ist offenbar, wenn derTorso als alt gelten darf, später,nach berühmten lionardischenVorbildern, gänzlich erneuert worden. Von einem Klasfizisten des achtzehnten Jahrhunderts? Einzelnes, wie die Rose über derStirn, deutet eher in dieZeitum 1850. (Albrecht Dürer Lucas hat in dem vor vierzehn Tagen hier abgedruckten Brief erklärt, fein Vater habe die Büste nach 1846 modellirt.) Einerlei: derKopf ist nicht vierhundert Jahre alt, nicht von Leonardos Hand gemeißelt; ist ein anständiges, doch talentloses Stück Arbeit. Ist nun der Torso alt? Möglich. Mit

bestimmter Sicherheit wirds nicht leicht Einer behaupten, der die rafsinirten
KunstfSlschersitten von heute gründlich kennt. Wer weiß, ob die grobe Fälschung
des Kopfes nicht, wie eine Maske, die feine Fälschung des Torsos verbergen,
dieKauflust auf falsche Fährte locken sollte ? Ein Schlaukopf kann die Diagnose
gewünscht und künstlich herbeigeführt haben: Der falscheKopfist die sicherste
Bürgschaft für die Echtheit des Torsos. Dann war die Wachsbüste immer
noch für eine hübsche Summe loszuschlagen. Diese Pointe ist denkbar; aber
noch nicht erwiesen. Das Gewand (das dem Mantel derrafaelischen Madonna
delGranduca, einer berühmten Perle der Uffizien, nachgeahmt scheint) ist ver-
mutlich, seine Bemalung sicher neu. Brust und Arme sind gut, lassen aber
als ihren Schöpfer weder ein Genie noch auch nur ein großes Talent ahnen.
Der Nackenansatz ist schlecht und der Rücken fehlt. Wieder ein Symptom, das
gegert die Echtheit zeugt: die großen alten Meister waren in ihrer Arbeit zu
gewissenhaft, um die rückenlose Büste einer Frau, deren ganzer Leib geformt
ist, aus ihrer Werkstatt zu lassen. Doch vielleichtwar derRücken durchmodel-
lirtundwurdevondemRestauratorvernachläsfigt,derdaszerschundeneWachs-
gebild in die Hand bekam? Mag sein. Bedenkt nur, was uns geblieben ist.
DerKopf falsch, technisch anständig, doch ohneKunstvaleur; der Rücken und
alle vorragenden Theile fehlenz der ganze Torso ist verschrammt, zerfurcht,
auf allen Seiten beschädigt; und die Bemalung des Gewandes ist neu und
schlecht. Trotz Alledem das Ganze nicht ohne pittoresken Reiz; zu dessen Her-
stellung das diskrete Blau der neuen Mantelbemalung mit der Patina des
Wachses zusammenwirkt. AchthundertFrancs, tausend (wenns ihm nicht dar-
auf ankam) mochteein Privatsammler fürdie Kuriositätgeben; stein einenicht
allzu dunkle Ecke stellen und fachverständige Gäste darüber streiten lassen, ob
fievon einem Klasftzisten des achtzehnten Jahrhunderts oder, mit ihrem sti
Tanagracharme. von einem geschickten Kontier aus den Jahren um 1850
stamme. Als ein Stück von hohem Werth, gar als ein der Aufnahme in ein
großes Staatsmuseum würdigesWerk könniesieselbstdannnichtgelten,wenn
das ehrwürdige Alter des schmählich verwundeten Torsos erwiesen wäre.
Das müßte ein Mann von Bodes Kunstwissen und Erfahrung klarer
sehen als ein Künstler oder connaisZeur von feinstem Stilinstinkt. Ersiehts
nicht. Muß drum das von abertausend Zungen abgewetzte Nothwort vom
„psychologischen Räthsel" wieder hervor? An dem Tag, wo Bode gestehen
muß,daß er geirrt, für ein werthlos es Werk Hundertsechzigtaus end Markpreußi-
schen Staatsgeldes hingegeben hat, ist er um sein Ansehen. Blickt um Euch:
wie oft findet das Auge denn eine Ueberzeugung, die nicht in den Vortheil

ihres Besitzers mündet? Steht der Psychologe vor einem Räthsel, weil ein
Eigenfinniger in zäherWuth für dieWahrung seinesNimbus ficht, ein lange
UmschmeichelterinseinemWesensgefügedieHypostasegottShnlicherAllwissen-
heit erreicht mahnt? Menschlich; allzu menschlich. Bode hat seinem Museum
allerlei Beträchtliches geschenkt und manches interessante Werk durch Kauf er-
worben. Lobenswerth. Doch ein unsterbliches Verdienst, das den Mann für
alleZeit in die Glorie entrückt? RembrandtsMennonitenpredigerAnslodem
Lord Ashborn, der das Bild mit vierundfünfzigtausendMark bezahlt hat, für
eine halbe Million abkaufen, einen Ruysdael, der in London für zwanzig-
Zausend Mark ausgeboten war, um den doppelten Preis einhandeln, einen
Crivelli (eine schöne Madonna dieses Venezianers war in den neunziger Jah-
ren in Rom für sechzehntausend Mark zu haben), ein Hauptwerk freilich, für
hundertvierzigtaufend Mark ankaufen: schließlich sinds doch nicht Leistungen,
vor denen man in andächtigem Staunen verstummen muß. Wer ein großes
Stück Geld in dieTasche stecken kann, braucht wirklich keinGenie zu sein, um
Sehenswerthes zu erhandeln. Viele gescheite und neidlose Leute sagen, unser
Generaldirektor habe oft zu theuer gekauft. Andere tadeln feine Methode;
meinen, er solle, statt nette,manchmal halb defekteSachen undSächelchenzu
erwerben, dieihmzur Verfügunggestellten Mittelspeichern,um vonZeitzuZtt^
dann ein Werkersten Rangeskaufenzukönnen. Und sicherist,5aß ein Museum,
dem, wie dem berliner, ein Velszquez höchsterKlasse fehlt, für noch so reizvollen
Kleinkram kein Geld haben dürfte. Ein paarJahre lang sparen und dann ein
MeisterwerknachBerlinholen:DaswäredienützIichfteVerwaltungtaktik.Der
Direktor, der seinen Museumsschatz in jedem Jahrzehnt um eins der großen
Kunftmuster mehrt, hatWichtigeres geleistet als einer, der das Geld an sller-
liebsteKuriosaverläppert.DasKaiser^Friedrich>'Museum wird wie die Galerie
eines Privatsammlers verwaltet, dem die Häufung interessanter Stücke Freude
bereitet. Was in die Sammlung eines Pierpont Morgan oderJames Simon
paßt,taugtaber nichtstets in einNationalmuseumDasdürftenurgut erhaltenen
Werken vonunbestreitbaremRang
auch nichtvon persönlicher Neigung und Abneigung stimmen lassen. El Greco
mag von pariser Artisten und von unserem Landsmann Meier-Graefe über-
schätzt, ihre Behauptung unhaltbarsein, neben ihm, dem Anregerund Vorbild,
sinke Velazquez (dessen Magistralen Pinselstrich der griechische Tizianschüler
dochnichtzuerreichenvermochte)aufdieStufevorzöglicher,abergenieloserHof-
malerei herab. Die Beleidigung derWaiesias Fsnii, diederVelazquezgläubi-
geschauderndinsolchemfixenUrtheilspürt,wirdsichrSchen.Dochwer denGrie-

chen auch nur von Reproduktionen her kennt, nur in Meier-Graefes (allzu amüsanter) „Spanischer Reise" Grecos Selbstbildniß, Covarrubias, Bernardino und Sebastian gesehen hat, muß empfinden, daß hier, in eigenen Lauten, ein Meister spricht. Herr von Tschudi hat für die bayerische Pinakothek, die er jetzt leitet, einen Greco gekauft. Herr Bode hat das Angebot solchen Kaufes schroff abgelehnt und erklärt, er wolle „diese Mode nicht mitmachen". Und hatte doch Unbeträchtlicheres selig in sein Museum geschleppt. Sein Herz gehört dem Bibelot, dem merkwürdigen, heiß umstrittenen Kunststückchen; hängt zärtlich noch an dem von schlimmem Erleben geschädigten. Wie interessant und lehrreich der Versuch, solches mißhandelte Geschöpfchen durch Firniß, Auffärbung, Flickerei, Restauration irgendwelcher Art wieder Präsentabel zu machen! Kein Wunder, daß er sich in die seltsame Wachsbüste vergaffte, die Mr. Murray Marks zu niedrigem Preis für seinePrivatsammlung erworben hatte (und auf die der berliner Galeriedirektor Dr. Friedländer die Aufmerksamkeit des Vorgesetzten gelenkt haben soll). Eine Skulptur Leonardos: die hat kein Museum der Erde; wer die heimbringt, ist auch nach dem Minenkrieg gegen den gehätschelten Liebling einer unbequemen Gruppe der vom Beifall umjsuchzte Held des Tages und lange widerhallenden Nachruhmes gewiß. Fast Jeder glaubt leicht, was er gern glauben möchte. Bode hat sich in seinen Glauben wüthend festgebissen; „smkalle" nennts der Franzose. Das kommt selbst bei den Sachverständigsten nicht selten vor und ist,auch wo derStaat dieKosten solches Fanatikerirrthums zu tragen hat, am Ende verzeihlich. Unverzeihlich aber und (so weit ich zu sehen vermag) ohne Beispiel in deutscher Kunstgeschichte dieTaktik, die dem Generaldirektor der Königlichen Museen, dem Wirklichen Geheimen Ober-Regimngrath Dr. Wilhelm Bode, Ritter hoherOrden, in diesem Nothfall anzuwenden beliebt.
Gin seiner Sache Sicherer mußte den Zweiflern sagen: „Hier ist das Werk. Prüft es so genau, wieJhr wollt; fürchtet nicht, durch ein von meinem abweichendes Urtheil mich zu kränken, sondern sprecht offen aus, was Euch gegen die Echtheit zu zeugen scheint. Im amtlichenOrgan der Museumsverwaltung werde ich die Grundlagen meines Urtheils zeigen. Auf Abwehr und Alltagspolemik mich aber natürlich nicht einlassen. Kommen wir, trotzdem uns die selbe reineLiebezurKunst erfüllt, nicht zur Einigung,so schadets nicht: die Zeit wird gerechtzwischenunsentscheiden.Ginftweilen kannich nuralleSachverständigen zur Besichtigung und zu rückhaltlosester Aussprache laden." So zu reden, rieth würdige Tradition. Herr Dr. Bode hats anders gemacht. Zuerst den Berliner Lokalanzeiger alarmirt (dessen dem Generaldirektor befreun-

deterChefredakteurOttoRöfe übrigens, wie einer seiner Studiengenossen mir berichtet, die berlinerKunstakademie besucht, als Architekt und Aquarellmaler gearbeitet und Jahre lang über die pariserSalons für deutsche Zeitungen geschrieben hat, demKunftbezirk also nicht sofern blieb,wie ich, nach seinen Angaben im Literaturkalender, vermuthen muhte). Dann einen langen Artikel (mit Bildern, versteht sich) für die „Woche" geliefert. Beinahe jeden Tag einem Interviewer Auskunft gegeben. Den gröhtenTheil der deutschen Presse für seine Sache geworben. Nach dem erprobten System politischer Memungmache: wer einer Zeitung eine „Information" gewährt, eine Nachricht spendet, hat einen Bundesgenossen gewonnen. Dinge, die nicht das dünnsteFädchen an die fragliche Sache knüpft, wurden vonBode in die Debatte gezogen. Gassenantipathien zu Hilfe gerufen. Dabei die Siegessicherheit des demendgiltZgenTriumph Nahen. Morgens und abendsjeeinTrompetenstoß;manchmal auch mittags. Polemik der lautesten und übelsten Sorte. Nur Feinde Deutschlands, neidische Partik^
streiten dieEchtheitderBüste.DerGenemldirektor(in diesemFall derHauptinteressent, dessen Lebensleistung erst nach demAustrag des Florastreites richtig zu werthen sein wird) soll als der allein zum Gutachten Berufene gelten; als ein Mann von kaum noch überschätzbarem Verdienst.Horchtnur: selbst in Englandfchlägt die Stimmung schon um; wagt nur dieblindesteBosheit sich noch ins Treffen. (Daß unter dreihundert Zeitungen drei dissentiren, ist begreiflich. Die gewichtigen Britenstimmen haben nicht eine Stunde lang geschwankt.) Da die Partie dennoch schlecht steht, wird der König als Trumpf ausgespielt. Von all den Argumenten und Dokumenten, die gegen Bode angeführt werden, erfährt der Leser kaum Etwas. Der ist durch allerlei Brimborium nach vierzehnTagen so zugerichtet, daß er ernstlich glaubt,der unfehlbare Wilhelm Bode habe wieder gesiegt und die ramponirte Flora sei von der Gemeinschaft emopäischerSachverständigendem Meister Leonardo aus Vinci zugesprochen. (Während es in der rauhen Wirklichkeit schwer würde, auch nur einDutzendKünstlerundKennervonRufnochumBodesGlaubenzuschaaren.)
So pfiffige Geschicklichkeit empfiehlt für das Preßdezernat derWilhelmstraße oder für den Posten, aufdem eine Renaissance der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu versuchen wäre. Den Leiter der Königlich-Preußischen Museen kleidet sie so schlecht wie Dirnenputz aus dem Ramschbazar eine Fürstin.
Noch ein Mittel scheint anwendbar. Wenn man den Leuten die Geschichte verekelt, übertönt der Wunsch, nichts mehr davon zu hören, bald alle Bedenken. 8ub anspiciis Lsrnardi probatum est. Also neue Kohle ins

Feuer, bis die Gluth unerträglich wird. Richard CockleLucas soll der Schöpfer
der Büste sein? Blödsinn. Bode wirds Euch morgen so klar beweisen, daß
den Neidern die Augen brennen. Er stellt im Bronzesaal des Kaiser-Fried-
rich-Museums Arbeiten des altenLucas neben ÄerFlora zurSchcm. Will da-
mit dem Betrachter die Frage (und ihr gebührende Antwort) suggeriren:
„Kann dieser Stümper eines so feinen WerkesVater sein?" EinBeweisver-
fahren,das ich skandalös nenne und auf das nur einTropf sich einlassen wird.
Wie viele Künstler giebts denn, die nicht auch mal Miserables geschaffen ha-
ben? Läßt Jery und Bätely, lassen Großkophta und Ungleiche Hausgenossen,
Epimenides undPalerBrey etwa den Faustdichter ahnen?Kennenwir außer
dem strotzend reichen nicht einen armsäligen Rubens? InLenbachs Rumpel-
kammer wimmelte es von verpfuschterLeinwand. Klinger hat fast meisterlich
und fast schülerhast zu nennende Portraitbüsten gemacht. Liebermann, unter
dem Einfluß der Steffeck, MunkacZy, Knaus, Bilder gemalt, die heute wie
kandirter, verstaubter Kitsch wirken. Mit Wagners „Feen", Hauptmanns
„Jungfern vom Bischofsberg" als Beweisstücken könnte Einer dieDichter der
Nibelungen und der Weber aus dem Autorrecht schwatzen. Lucas könnte ein
Michelagniolo gewesen sein und doch spottschlechte Skulpturen hinterlassen
haben. Ward obendrein aber niemals für einen ungewöhnlich begabten noch
gar für einen großen Bildhauer ausgegeben. Seine Spezialität war die Aus-
besserung, die Wiederherstellung beschädigter Bildwerke, das Pasticcio, das
KemBeschauerAlterundMeisteM
wo er selbständig was unternahm, kläglich Talentloses geleistet und guten
Vorbildern dennoch Wunderhübsches nachgeahmt haben. Daß Mätzchen von
derArtdieserLueas-AusstellungimstchtbarstenMuseumdesDeutschenReiches
gestaltet werden, zwingtindieAnnahme, derAllgewaltdesHerrnBodekönne
kemeJnstanzvorgesetztsein.D^
vonLeonardo sein, der in seinem Traktat über die Malerei solche Frauendar-
stellung empfohlen hat und an dessen Schule das Wachsbild in wichtigen Zügen
erinnert: so hören wir; verschwiegen wird dabei, daß auch die dem berliner Ent-
decker ungünstigeBehauptung dem englischen Restaurator ein Bild Leonardos
als Vorlage giebt, durch die Berufung auf den Traktat und auf Ae hnlichkeit mit
der lionardischen Schulmanier also nicht entkräftet wird. Die Bemalung erin-
nert andieMädchenbüsteimlillerWicar-Museum,erinnertungemeindeutlich
sn diesesRafaelzugeschriebeneRenaissancewerk, obwohl sie nurimHaarund
imScheitelkranz der Flora intakt gebliebenist. ZweiterBeweis; verschwiegen
wird, daß Wickhoff, Schlosser und andere Kunstforfcher von Namen die liller
Büste für ein Werk des siebenzehnten, nicht des fünfzehnten Jahrhunderts

halten, auch dieses Wachsbildes Alter also ernsthaft bestritten und daß auf derFlorabüste dieBemalungdesGewandes sicher neu, für denVergleich also belanglos ist. Zum Dritten: Lucas soll widerLucas zeugen und der Beschauer selbst erkennen, daß diesem kümmerlichen Routier nichtsolches Werk gelungen sein könne; soll sich zornig gegen den albernenVersuch auflehnen, den biederen Richard Cockle für einen großen Skulptor auszugeben. Verschwiegen wird, daß dieser läppischeVersuch niemals gemacht, daß Lucas nur als ein sehrbehender Pasticcienlieferantgeschildertwordenift,dernach dem Giocondabild wohleine florentiner Renaissance vortäuschende eera zurechtgestutzt haben könnte.
Als mit der Unzulänglichkeit des armenLucas lange genug geklebstist, kommt wieder was Neues: photogrammetrischeAufnahme der Büste; Untersuchung mit demRöntgen-Apparat.AlbrechtDürerLucas hat gesagt, sein Vater habe sich gewöhnt, allerlei Stoffreste, Tuch, Westenfuitec, Thonklümpchen, Harz und Sehnliches in seine Bildwerke zu stopfen. Den wollen wir rasch kriegen. Röntgen herbei! Bald heißts denn auch: Das Röntge^n-Bilb zeigt weder Tuch noch irgendeinen Fasernstoff im Innern der Büste: also ist Lucas abermals widerlegt und dieWestenmär als Greisengeschwätz erwiesen. Verschwiegen wird, daß Tuch, Leinwand, Wolle, Baumwolle auf dem Röntgen-Bild garnichtzu erblicken sein konnte; daß solchesBild nur die Fremdkörper sehen läßt, deren spezififchesGeWichthöheristalsdasderherbCrgendenWeichtheile; daß jeder Fachmann wifs en mußte, bei der Absuche mit Röntgen- Strahlen werde er zwar etwa vorhandeneEisentheile undKnochen,nieaberdievom Sohn des Bildhauers in der Büste vermutheten Stoffreste finden; daß diese Untersuchung also keinen ernsthaften Zweck hatte. Nach der photogrammetrifchenAufnahme dringt neuerSiegerjubel in diePresse. Der letzte Schleierist gefallen. Lucas, der mit eigener Hand das Wort „IKs klora 0k l.60n3.r60 ää Vinci" unter seine Photographie der Büste geschrieben hat (was in witzigemUebermuthoderzurUntezstützung
erhielt die Büste zurReparatur, hat die linke Gesichtshalfte überarbeitet und die Herstellung eines Gewandes begonnen, das einen Theil des Oberkörpers bedecken sollte; dieThatsache, daß er nicht der Schöpfer derBüsteift,stehtunerschütterlich fest.DieBegründung dieses Urteilsspruches wird später folgen.
Einstweilen folgt etwas Anderes (über das nicht so laut geredetwerden darf): dieDeflorirung derFlora.Der berliner Vertreter derl'imes hat am dreiundzwanzigsten November darüber berichtet: „Als einziger Fremder habe ich im Kaiser-Friedrich-Museum heute die lange erwarteteUntersuchung derWachsbüste mitangesehen. Die Büste stand mit der Rückseite nach dem Fenster. Professor Rathgen, derChemikerdesMuseums,leitete denelektrischenStrom

durch eine Drahtschlinge, die aus dem rauhen Material der Ruckfeite einun-
gefähr zweiundeinenhalben Quadratzoll großes Stück löste. Da der elek-
trische Strom nicht immer gehorchte, dauerte das Verfahren zunächst einBis-
chenlange; beschleunigte sich aber, als heißeMesserbenutztwurden. Nach halb-
stündiger Arbeit glitt die Klinge plötzlich glatt hinein; und bald danach war
der Pfropfen ganz herausgehoben. Er zeigte sich aus einer etwa halbzölligen
Wachsschicht und einerMischung von Wachs und Harz zusammengesetzt. Mit
Draht und Zangen tastete ProfessorRathgen nun das Jnnnere ab. Plötzlich
rief er lustig: ,Hier ist dieWeste!' Das sollte eine scherzhafte Erinnerung an
die Angaben sein, dieHerrAlbrechtDürer Lucas über feines Vaters Gewohn-
heit, allerlei Stoffe in seine Bildwerke zu stopfen, gemacht hatte. Mit Thon
und Harzklümpchen zog der Professor nun ein Stück grauen Stoffes hervor,
der sich sammetartig weich anfühlte und von einem Alltagskittel zu stammen
schien. Nach und nach kam aus dem Büfteninneren mehr ans Licht; und end-
lich lag ein zweizölliges Stück des vermoderten Stoffes auf dem Tisch. Die
genaue Prüfung zeigte ein unregelmäßiges Muster, erhöhten Steppstich auf
einer Seite, Blumen und Quadrate von landläufiger Form; Sloss, Muster
und Blümung, wie man sie bei uns an altmodischen Bettdecken sehen kann.
Als die Höhlung gesäubert war, ließ uns eine kleine Glühlampe erkennen,
daß derHohlraum sich über die ganze Brustbreite dehne. Darüber lag wohl
eine Gipsschicht. Im ,Dach< wurde das Ende eines Holzstockes sichtbar, der
Kopf und Hals stützen sollte. An dieserStellewurden winzige Bruchstückchen
herausgebohrt, die das Mikroskop untersuchen wird. Herr Di-. Bode ist durch
diesen Fund nicht etwa niedergeschlagen. Er sagt, bewiesen sei dadurch nur,
daß die Restauratorenarbeit Richards Lucas größer war, als man vorausge-
setzt hatte. Alle Künstler, die seine Büste gesehen haben, stimmten in der
Ueberzeugung von ihrer Echtheit überem.Unerforschlich stand sie, lächelnd, da
in derZimmerecke. Und der Generaldirektor, der vergnügt zu ihr hinblickte, rief:
jedenfalls habeich sie errungen!'" Nett. Da wüster Deutschenhaß dieBriten
hindert, dieRobustheiteinesM
Steppdecke verdauen kann, wird weitertrompetet und weiterinteroiewt. Der
spürsinnige berliner Botschafter der Nail hat einen Fetzen des Stepp-
deckenstoffes an sich gebracht und soinem Blatte dadurch eine Reproduktion (in
„Lebensgröße") und eineExpertise ermöglicht, als derenErgebniß der beste lon-
doner Gewebekenner verkündet, die Steppdecke stamme aus der Frühzeit der
VictorianischenAera. „Was vom Geheimrath Bodeniebestritten wurde," steht
im Lokalanzeiger (woBode um jedenPreis Recht behalten muh); und weiter:
„Was bedeuten alle noch so geistreichen Deduktionen der deutschen Sachver-

ständigen gegen die alte englische Bettdecke, die man im Innern der Wachsbüste fand!" Nichts, lieber Lokalanzeiger; wirklich nicht das Allergeringste.
Im kieler Werftprozeß ist lange erörtert worden, welche Personen mit den jüdischen Worten „Rabbi" und „Meschores" gemeint seien, die inden Briefen einzelner Angeklagten immer wiederkehren. Endlich lag dem Gerichtein Brief vor, in dem versucht war, vor dem Wort „Meschores" einen Namen unleserlich zu machen; den Namen eines Mitangeklagten, den die Staatsanwaltschaft der Bestechlichkeit zeiht. EineSpur? Der Vorsitzende glaubts. „Den Mann, dessen Namen Sie hier 5o dick ausstrichen, haben Sie offenbar den Meschores genannt." In Heller Empörung springt der Angeklagte auf. „ Wenn ich Den gemeint hätte, wäre mir doch nicht eingefallen, seinen Namen auszustreichen und an dessen Stelle das Wort Meschores zu setzen!" SolcheFinten sind die triste, letzte Zuflucht bedrängter Angeklagten; sie überzeugen Keinen, helfen nur über allzu heikle Momente hinweg... Die Achtung, die wir Herrn Dr. Bode schulden, kann uns nicht abhalten, vor der Peripetie des Floradramas mit freudlosem Lächeln des kieler Vorganges zu denken. Um seine An« gaben zu stützen, hat Herr Albrecht Dürer Lucas an die Gewohnheit seines Vaters erinnert, allerlei Stoffreste ins Gehäus seiner Skulpturen zu stopfen; und vorausgesagt, daß manThon, Harz, Kleiderstoff auch in der Flora finden werde. Marastisches Greisengeschwätz, hieß es damals. Jetzt ist, was prophezeit war, geschehen, der Stoff gefunden: und der Generaldirektor unsererKSniglichenMuseen erklärt sich für einen kreuzvergnügten, auf seine„Errungenschaft" höchst stolzen Mann und riskirt die Behauptung, durch den Fund sei nur erwiesen, daß Richard Cockle Lucas an der Büste ein Bischen mehr herumgebosselt habe, als vorher anzunehmenwar. EinBischen mehr? Vor einigen Tagen sagten dieOfstziösestm uns noch, fortan stehe dieThatsache unerschütterlich fest, daß der alte Lucas den Restaunrungauftrag nur „zu einem ganz kleinen Theil ausgeführt, nur die linke Gefichtshälfte überarbeitet und die Herstellung des (wohl von keuschen Augen gewünschten) Gewandes begonnen" habe. Warum ward Flora deflorirt? Wirklich: die „geistreichenDeduktionen deutscher Sachverständigen" vermögen nichts wider die stumme Beredsamkeit der englischen Bettdecke. Die ist zum Bahrtuch geworden, unter dessenblumigemKonventionalmusteraus den vierzigerJahrendesneunzehnten Säkulums der beseligende Entdeckertraum Bodes eingeurnt ruht.
(Rasch eine Randglosse. Alle Künstler, deren Auge die geflickte Flora sah, sind von der Echtheit überzeugt: also sprichtWilheimBode. Sonderbar. Künstler und Amateurs habe auch ich gehört, Könner und Kenner der verschiedensten „Richtungen": nicht Einen, dem dieEchtheit des wächsernen Ge-

sammtwerkes auch nur diskutabel, die Kandidatur Leonardos fünf Minuten
lang ernst zu nehmen schien. Die Meisten sagten, nur ein von Letternstaub
beschwertes Gelehrtenhirn sei so zu täuschen; einem Künstler von halbwegs
feinem Stilgefühl habe das Auge sofort die Frage beantwortet. Einzelne
hielten für möglich, daß der Torso alt und inToskana geschaffen sei,trotzdem
die zusammengepreßten Brüste eher an Empirekunst erinnern; Einen, der den
Kopf für echt hält, gar in Leonardo denSchöpfersteht, suchteich bis heute rings-
um vergebens. Und weiß, daß in pariser Meisterateliers, seit es gute Bilder
der Büste giebt, wie in berliner gedacht wird. Wie kommt Herr Dr. Bode zu
feinem Wahn? Er muß fich allgemach in die Vorstellung gewöhnen, daß einem
Mann von feiner Macht schändlich geschmeichelt, Einem, der selig sprechen
und verdammen, protegiren und in derStahlschlinge seines Spottes drosseln
kann, selten dieMeinung völlig enthülltwird. Besondersselten einem Mächti-
gen, der so viele Prioatsammler als Orakel beräth und so oft Ankäufe zu em-
pfehlen, von Ankäufenabzursthen vermag. Den bedientnichtJedermitWahr-
haftigkeit-läht nicht einmal Jeder merken, daß der theure Kauf gleichgültiger,
dochmitgroßen NamenfignirterBilderihnnochkeine Titanenthat dünkt. Im
höllisch ernst gewordenenFlorastreit ohneTarnhelm gegen den Generaldirek-
tor auftreten, der seineGegner flink zudenDeutschenhassern,Partikularisten,
Rinnsteinkünstlern, Sensationmachern wirft: dazu gehört beinahe so viel
Muth, wie ein Museumsleiter haben müßte, der dem Gewissensbefehl gehorcht
und die Pflicht erfüllt hätte, dm Kaiser vor allzu falsch schStzenderKunstkritik
zu warnen. Solche Exemplare der Gattung Korn« 83.pi6N8 trifft man nicht
alleTage. Oder doch? Erst neulich lasen wir hier ja, unsere Künstler und In-
tellektuellen seien stets bereit,auch gegenheimischeWillkürunddeutschenMacht-
mißbrauch mannhaft zu zeugen. Rufen Sie, Herr Meier-Graefe, Ihre Schaar
zu neuem Protest! UmUngeheures Handeltsichs diesmal nicht; umWichtiges
immerhin. Wir möchten von den Nachbarn nicht ausgelacht werden; nicht
Kampfsitten eingebürgert sehen, die höchstens für das kindliche Spielgefecht
zwischen Räuber und Stadtsoldat taugen. Zwingt daß Gunstbedürfnih be-
rühmte Künstler zu unwürdiger Lüge? Oder naht schon die Donnerlegion?)
Nur ein Wunder kann dem ins Bahrtuch gebetteten Florakult zu Re-
naissance helfen. Um die Gruft summt und kichert der Chor lustiger Spott-
lieder. Für die falsche Louvretiara, die unter den derben Fingern Furtwaeng-
lers und Bodes so rasch zerbröckelte, ist endlich die gewünschte revAncKs er-
reicht. Doch auch der Bringer der frohen Botschaft aus Vinci ist noch mun-
ter wie ein Spätzlein auf vielbefahrener Straße. Das (bis auf Weiteres)
Neuste hat er dem berliner Missionar desvailzs LKroniele insOhr geraunt.

Wahrscheinlich habe dievonLeonardo modellirteBüfte dem Lord Palmerston
gehört und sei von diesem edlen Herrn dem Pfiffikus Lucas zur Ausbesserung
übergeben worden; da Palyierstons Sammlung fpSterinalleWindezerstreut
ward, habe man von der Büste nichts mehr gehört. Worauf stützt sich dieser
neueGlaube?Auf„einGerücht,dasinSouthamptonumgeht; dokumentarische
Belege dafür zu finden, ist uns bisher nicht gelungen." Ist ein hoher Kunst-
beamter, dersolcheKundeüberdenErdballschreit, wirklich so guterLaune, wie
er scheinen möchte?Wägt, was hierfürwahrscheinlich ausgegeben wird, nur ein
kurzes Weilchen. Lord Palmerston hatte, als ungekrönterKönig des britischen
Weltreiches, als einarbit6rmunä!,weiterreichendeBeziehungenalsBismarck
inderzwifchendemBerlinerKongrehunddemTodedesaltenWilhelmliegenden
Zeit. Ist wahrscheinlich, daß in seiner berühmten Galerie eineWachsbüsteLeo-
nardos stand,dieeinzigedem neunzehnten Jahrhundert erhaltene Skulptoren-
arbeitdiesesMeisters, und daß keinMensch davon hörte, keinKünstler,Forscher,
Neuigkeitschnüfflerjemals einSterbenswort?Jsts auch nur denkbar ? Aber viel-
leicht hieltSemeLordschaft,sammt den zuRath gezogenen Sachverständigen,
dieWachsflora für falsch,nur für ein geschickt angefertigtes pasticke? Dann
wäre das Schweigen erklärt. Richtig. Nur: Richard Cockle Lucas hat sie ja
für echt gehalten, mit seinem Bleistift selbst die Photographie das Abbild
der leonardischen Flora genannt. Dafür fetzt Bode seine Autorität ein. Und
seine ganze Hypothese steht und fällt mit dem Glauben an dieThatsache, daß
LucaszweiFlorabüstenimHaus hatte: das vonLeonardo geschaffeneOriginal
und die von d?s Briten Hand nachgestümperte Kopie.Zwar behaupten zwei
ehrenwertheZeugen, denen Profitsucht und Privatgelüsten den Blick nicht trü-
ben kann, behaupten KieHerrenThomasWhitburn undAlbrechtDürerLucas:
An der jetzt von Bode gekauften Büste sahen wir Richard Cockle Lucas ar-
beiten; aus seinemMunde hörten wir ausführlichenBerichtüber die Umstände,
die ihm diesen Austrag in die Werkstattbrachten; mit absoluterBestimmtheit
können wir aussprechen, daß er niemals eine andere Flora- oder Gioconda-
Büstenoch irgendeine Büste ähnlicher Art in seinemWohnbereich hatte, und,
abermals, daß wir ihndasjetztnschBerlinverkaufteWachsbildschassensahen.
Thut nichts: Bode bleibt zäh bei seiner Behauptung. Wer sie für erwiesen
nimmt, muß sich in den Glauben schicken, daß ein londoner Bildhauer,
der als Restaurator mit allen anKunftfragen interessirtenLeuten in Verkehr
stand, die einzige noch erhaltene Skulptur Leonardos unter den Fingern hatte,
sie als das echte Werk desMeisters erkannte und keinerMenfchenseeleje, auch
dem eigenen Sohne nicht, eine Silbe davon sagte. Trotzdem die Sache doch
ziemlich wichtig war und der Enthüller des Geheimnisses von dem Besitzer

der Büste wohl ein kleines Vermögen als Dankessold erwarten durfte. Denn
die Flora, die Mr. Murray Marks noch nicht hundertPfund Sterling gekostet
haben soll, wäre schon damals unter Brüdern tausend Pfund Werth gewesen.
Ist die Mar wahrscheinlich? Ungefähr ebenso wie die Annahme, einbekannter
englischer oder deutscher Verlagsbuch Händler habe das Manuskript eines von
Shakespeare gedichteten Romans in seinem Geschäftsraum gehabt, es aber
nie veröffentlicht, zu feinem Sterblichen je davon gesprochen und so bewirkt,
daß die Existenz dieser Dichtung erst sechzig Jahre danach ruchbar wurde.
Der jetzt so gesprächige Generaldirektor beantwortet leider nicht alle
Fragen. Am zweiundzwanzigsten November wurde der aus Florenz to tde
eäitor 0k tks HmöZ gerichtete Brief eines Herrn De Cosson veröffentlicht;
hier ist der Wortlaut: „Der ganzeStreit umLeonardo und Lucas scheintmir
in einer Nußschale zu liegen. Sind die Autoritäten des Kaiser-Friedrich-Mu-
seums oder ist der Herr, von dem sie die Büste kauften, so geschickt, daß sie
dieseNuß knacken können? Das wäre ihnen gelungen,wennsieZweierleinach-
gewiesen hätten. Erstens: was aus der von Lucas geschaffenen Büste, die (Das
ist nicht mehr zweifelhaft) existirt hat, geworden ist; eventuell, wann und wo
sie vernichtet wurde. Zweitens: wo die in Berlin für ein Werk Leonardos ge-
halteneBüstewährend der letzten fünfbis sechs Jahrzehnteverborgen war. So
langediesezweikleinen, bescheidenenFragen nichtwit unzweideutigerKlarheit
beantwortet sind, haben wir das Recht, pompöseVerkündungen, in denen die
Kennerschaft der berlinerHerren und die Unfehlbarkeit ihrer wissenschaftlichen
Methoden gepriesen wird, zu belächeln und anzunehmen, daß sie sich Kolos-
sal' verhauen haben." Ein Meisterstreich, dem man anmerkt, daß er aus
dem Erblande des klassischen orosZ-czuestioninZ' kommt. Die kluge Epistel
lehrt, daß die Entscheidung des Zwistes wirklich aus einer Nußschale zu holen
ist. Noch hat Bode sich nicht zu dem Versuch entschlossen, sie zu knacken. We-
der erwiesen, wo fein Leonardo seit 1850 gewesen, noch aufgeklärt, wo die
Lucasbüste seitdem geblieben ist. Und dieser Nachweis wäre doch ungemein
wichtig. Ist er erbracht, dann braucht man weder Bodes felsenfesten Glau-
ben noch die Angaben der Herren Whitburn und Albrecht Dürer Lucas mit
Anfechtung zu bedrängen. Dann sind die Aussagen beider Parteien ohne all-
zu große Schwierigkeit vereinbar. Einstweilen ist die Nuß nicht geknackt und
dieZeugniffe prallen mit harter Wucht auf einander. Welches dünkt den unbe-
fangenen Sinn glaubwürdiger? Horcht noch ein letztesMal! „MeinemVater
ist vomHauptmannBerdmore ein dem reichenKaufmannBuchanan gehöri-
ges, noch in Katalogen von 1846 dem Leonardo zugeschriebenes Florabild ins
Atelier gebracht worden, mit dem Auftrag,danach eineBüstezumachen. (Ei-

nem Auftrag, der bei einem in allenKniffenund Schlichen der Kunstfälschung
Erfahrenen an den rechten Mann kam) Ich erinneremich noch genau desTa-
ges, daBerdmore mit dem inTuch gewickelten Bild vorfuhr. Ich sah meinen
Vater die Büste machen; sah ihn Thon, Harz, Stoffreste ins Innere stopfen.
(Professor Rathgen hat dieses Füllsel jetzt herausgeholt.) Buchanan hat den
Auftrag später zurückgezogen und mein Vater die Büste deshalb behalten.
Sie war jederWetterunbill ausgesetzt und hatdadurch sehrgelitten. Vonmei-
ner Kindheit an bis zum Tode des Vaters lebte ich in engster Gemeinschaft
mit ihm und kann drum bezeugen, daß er nie eine andereBüste ähnlicherArt
in seiner Werkstatt hatte." (Lucas.) „Von einem reichen Galeriebefitzer hat
Lucas die Florabüste Leonardos zur Reparatur bekommen. Er hat die linke
Hälfte der GestchtsflSche überarbeitet, ein Wachsgewand zu basteln begon-
nen, aber den Auftrag nur zum kleinsten Theil ausgeführt. Trotzdem Thon,
Harz, Steppdeckenstoff in den Wachszwinger gestopft und für sich cineKopie
derBüste gemacht. Die nur, nicht das herrliche Original, hat seinSohn, hat
sein jungerHausfreund gesehen. Wie der Galeriebesitzer hieß, weiß ich nicht;
kann auch nicht beweisen, daß es je einen gab, der eine wächserne Flora hatte.
ObLeonardo je eine Florabüste geschaffen hat, weißich nicht; kenne überhaupt
keine Skulptur Leonardos, auch keine Reproduktion einer solchen. Was ich
über die beiden Lucas sage, über die Arbeit des Vaters und die Kenntniß des
Sohnes, iststützenloseVermuthung.WarumderVaterdiestupendeThatsache,
daß ein echtes Werk des Plastikers Leonardo, das einzige uns bisher gerettete,
in seinem Haus war, völlig verschwiegen, das Unikum nicht einmal dem ver-
trauten Sohn gezeigt, auch nicht für denKunsttrügerhandel ausgemünzt hat,
weiß ich ich nicht. Eben so wenig, ob der Besitzer, Palmerston oder ein Anderer,
das Werk für echt oder für falsch, für werthvoll oder für werthlos hielt. Wa-
rum bis in denSpälherbft des Jahres 1909 kein Menschenkind erfahren hat,
daß in Europa, in Londons Gewimmel einWachsgebild Leonardos, ein vor
sechzig Jahren in einer londoner Galerie ausgestelltes, zu finden sei? Weiß
ich nicht. Wo es in diesen sechzig Jahren verborgen war? Weiß ich nicht. Wo-
durch die Verstümmlungen entstanden sind? Weiß ich nicht. Die Wander-
geschichte der von Albrecht Dürer Lucas ererbten, an Simpson, Mann, Long,
Sparks, Spinks, Murray Marks für ein paar Pence verkauften Büste kann
ich nichtwiderlegen.Was ausder von LucasstsmmendenKopiegewordenift?
Weiß ichnicht. Weiß nur, daß ich meinem Museum ein Meisterwerk erworben
habe, ,das sich der Venus von Melos an die Seite setzen läßt.'" (Bode.)
In fünfzehn Jahren steht das Meisterwerk in einem entlegenenWinkel;
vielleicht früher. Wenn nicht ein Wunder für Wilhelms Unfehlbarkeit zeugt.
5

Max Heinze.
m siebenzehnten September starb der Professor der Philosophie und Di-
TW rektor des Königlichen Konoikts der Universität Leipzig Geheimrath Dr.
Max Heinze. Von allen Seiten sind ihm Nachrufe gewidmet worden, die den
ausgezeichneten Gelehrten und den herrlichen Menschen feiern. Da möchte auch
ich meine bescheidene Stimme erheben, ich, die ich ihm so unendlichen Dank
schuldig bin. Zwar habe ich schon einmal, in dem kleinen Buch „Das Nietzsche-
Archiv, seine Freunde und Feinde", meines Herzens Dank ausgedrückt; aber
nicht laut genug, weil ich damals das Manuskript, ehe es veröffentlicht wurde,
ihm zur Prüfung übergab. Ich bat ihn, nachzusehen, ob sich mein Gedacht-
niß bei der Darstellung der Geschichte des Nietzsche-Archivs vielleicht in ir-
gendeinem Punkt geirrt hätte, was er entschieden verneinte. Es schien mir
nun damals unzart, ihm, dem Lebenden, so ins Gesicht zu sagen, wie viel er
mir immer gewesen ist und welche Dankbarkeit und Verehrung ihm das Nietzsche-
Archiv für alle Zeiten schuldet. Ich mußte deshalb auch noch ein Stück der
intimeren Geschichte des Nietzsche Archivs zurückhalten, das ich nun jetzt ent-
hüllen kann, um den hochverehrten Freund in seiner ganzen Zartheit, Güte
und Hilfbereitschaft zu zeigen.
Wer die Begründung des Nietzsche-Archivs kennt, weiß, daß es von
meiner Seite nur ein Nothwerk gewesen ist. Als ich 1893 sehr leidend aus
Paraguay zurückkehrte, fand ich den literarischen Nachlaß meines Bruders sehr
gefährdet; deshalb mußten Vorkehrungen geschaffen werden, ihn sicher zu stellen.
Ich bot zunächst die gesammten Manuskripte Professor Overbeck für die Uni-
versität Basel an, der sie aber mit spöttischen Worten zurückwies. Darauf
besprach ich die ganze Angelegenheit mit Geheimrath Heinze, da ich auch an
die leipziger Universität gedacht hatte, um die Manuskripte dorthin zu stiften.
Er rieth mir ganz entschieden ab, und zwar aus den selben Gründen, die er
meinem Bruder (wie in dem Briefband an Mutter und Schwester zu lesen ist) an-
gegeben hatte. Er sagte, „daß er meine Stiftung weder der Fakultät noch dem
Ministerium empfehlen dürfe, in Hinsicht auf jene Ansichten, die nun einmal
mit dem Namen Nietzsche verknüpft seien". Wer jemals in der Lage gewesen
ist, von Heinze eine unangenehme Mittheilung empfangen zu müssen, Der
weiß auch, mit welcher zarten Güte er solche Mittheilungen zu umkleiden ver-
mochte. Trotzdem war ich unglücklich und klagte, in welcher Noth ich mich
befinde. Die frommen Leute möchten am Liebsten die Handschriften meines
Bruders verbrennen und die Anderen betrachteten diesen Nachlatz als etwas
Geringwerthiges und verachteten ihn. Auch sei meine Gesundheit nach all den
Unglücksfällen (der Erkrankung meines Bruders und dem Tod meines Mannes)
so erschüttert, daß ich nicht glaubte, noch länger zu leben. Wenn ich aber

sterben sollte, so wären diese Manuskripte in der größten Gefahr. Darauf
-redete mir Heinze eifrig zu, die ganze Sache doch gleich selbst in die Hand
Hu nehmen, was ich zunächst für unmöglich Hand, da ich eine Reihe von Jzhren
aus dem Gedankenkreis meines Bruders herausgekommen war und all meine
Energie verbraucht hsttte, um nach dem Tode meines Mannes seine Kolonie
in Paraguay durch alle Schwierigkeiten glücklich hindurchzubringen. Heinze
tröstete; diese Energie werde nach einiger Ruhe schon wiederkommen. Als ick
nun den Wunsch aussprach, wenigstens noch einige Jahre zu warten, bis m..n
meinen Bruder gerechter bsurtheiZe, meinte er, „daß wir Das Beide wohl
/nicht mehr erleben würden. Das werde erst in fünfzig Jahren kommen. Er
ineine absr, ich könne Etwas dazu thun, diesen Zeitraum zu verkürzen". Dieser
Gesichtspunkt brachte mich zu dem Entschluß, das Nietzsche-Archiv zu begründen,
allerdings mit Zittern und Zagen und nur deshalb, weil keiner der Freunde
meines Bruders, die ihm früher so nah standen, das Opfer an Zeit, Geld
und Krast bringen konnte. Heinze bemerkte sehr richtig, daß zu einer so schweren,
kostspieligen, wahrscheinlich undankbaren und zeitraubenden Aufgabe Jemand
fein ganzes Leben zum Opfer bringen müsse. Am Schluß dieser Untenedung
sagte er zu meiner Ermuthigung: „Liebe Freundin, Sie nehmen jetzt eine ver-
achtete, von allen Seiten zurückgewiesene oder angefeindete Sache in die Hand,
aber ich denke, ja, ich bin fest überzeugt, daß Sie diese Sache noch zu Ehren
bringen werden. Was an mir liegt, um Ihnen beizustehen, Das soll ge-
schehen, so weit es meine Zeit irgend erlaubt." Und dieses Versprechen, das
gewiß nicht leicht zu erfüllen war, hat der theme Verstorbene in bewunderns-
werther Weise eingelöst. Dem Nietzsche-Archiv und mir selbst wurden die
größten Schwierigkeiten bereitet, zunächst von den Feinden der Anschauungen
meines Bruders, die selbst nicht davor zurückscheuten, den Staatsanwalt auf
die Veröffentlichungen des Archivs aufmerksam zu machen; dann dmch die
Herausgeber und Verleger; später aber, als das Archiv, allen Widerstand über-
windend, zu einer selbständigen Institution wurde, durch Neid und Mißgunst,
die noch jetzt wahrhaft monströse Formen annimmt. Immer aber fand ich den
hochverehrten Freund Heinze an meiner Seite, tröstend, berathend, ermuthigend.
Ja, selbst in pekuniären Schwierigkeiten half er mir aus, da das Archiv enorme
ungeahnte Kosten verursachte, die Honorare für den theuren Kranken zunächst
zurückgelegt wurden und mein geringes persönliches Vermögen für die Zahlung
der hohen Herausgebergehalte bald erschöpft war. Nach dem Tode unserer
lieben Mutter hat Heinze mit Oberbürgermeister Dr. Oehler die Vormund-
schaft für den kranken Nietzsche übernommen und treulich für ihn und sein
Werk gesorgt. Wenn sich Zweifel an der Arbeit der Herausgeber zeigten, so
kam er in seiner nie versiegenden Güte von Leipzig herüber, um sich durch
Stichproben zu überzeugen, wie weit diese Zweifel berechtigt seien. Auch

ließ er sich von den Herausgebern die Prinzipien vortragen, nach denen die
Arbeiten gemacht wurden, und forschte, ob sie den vom Geheimrath Rohde
aufgestellten und von ihm selbst gebilligten Gesammtplan der Herausgabe der
Schriften befolgten. Dazu hat er die Lebensbeschreibung, die ich von meinem
Bruder verfaßte, mit dem wärmsten Interesse verfolgt. Immer ermulhigte
er mich zum Schreiben: „Erzählen Sie, so viel Sie nur können; Das, was
Sie zu sagen haben, kann kein Anderer erzählen; werden Sie nicht müde,
die Unwahrheiten der Mißvergnügen zu widerlegen, und vergessen Sie auch
nicht, zu erwähnen, wie heiter wir immer zusammen waren." (Heinze konnte,
wie mein Bruder, so wundervoll lachen!) Große Thsile der Biographie hat
er vor der Veröffentlichung geprüft, Aenderungen vorgeschlagen und mir guten
Rath gegeben, damit die Wahrheit möglichst klar herauskomme. Sein guter
Rath mußte mir vom höchsten Werth sein, da er Einer der Wenigen war,
der für das Leben meines Bruders die umfangreichste Kennwiß der That-
sachen besaß. Er kannte uns Drei, unsere Mutter, meinen Bruder und mich, seit
dem Jahr 1861, wo er in Pforta Lehrer und Tutor des siebenzehnjährigen
Schülers Friedrich Nietzsche wurde. Auch in der Studenienzeit hat er meinen
Bruder mehrfach gesehen und schließlich sind Beide in Basel als Kollegen an
der Universität längere Zeit zusammengewesen. Später haben sich Beide öfter
getroffen und wichtige Zeiten zusammen erlebt: den Sommer 1876 in Bay-
reuth, die Herbstmonate 1882 und 1885 in Leipzig und die Frühlingsmonate
1886 in Nizza und Leipzig. Heinze ist in den Jahren 1884 bis 1886 außer
mir der Einzige gewesen, der sich bemüht hat, für meinen Bruder einen Ver-
leger zu finden; leider vergebens. Wer nun weiß, welche außerordentliche
Ardeitlast auf Heinze lag, allein schon durch seine Univ?rsitätstellung und als
Direktor des Konvikts, besonders aber durch die Herausgabe von „Ueberwegs
Grundriß der Geschichte der Philosophie", Der wird dieses Opfer an Zeit
und Theilnahme würdigen. Und er hat dies Alles gethan, obgleich er feiner
innersten Geistestichtung nach nicht die Ansichten meines Bruders theilen konnte.
Das ist ihm um so höher anzurechnen.

Wenn ich nun in den letzten Jahren, seiner schwankenden Gesundheit
wegen, mich allmählich daran gewöhnen mußte, seinen werthvollen Rath zu
entbehren, so fühle ich doch gerade jetzt, wo das Nietzsche-Archiv aus meinen
Händen in den Besitz der Stiftung übergegangen ist und der Vorstand, dem
er angehörte, über alle Angelegenheiten verfügt, daß sein Tod im Archiv und
in meinem dankbaren Herzen eine unaussüllbare Lücke gelassen hat. Sein
gütiges und gerechtes Urtheil zu vermissen, wird uns unendlich schwer. Sein
Name wird für alle Zeiten als einer der verehrtesten und geliebtesten in der
Erinnerung des Nietzsche-Archivs stehen. Ohne ihn würde das Archiv wahr-
scheinlich nicht existiren.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Jvar Bye.*)
^ seinem Sterbelager gelobte ich mir, seine Geschichte zu erzählen, sobald es
sich einmal machen ließe. Ich wußte, daß es innerhalb des nächsten Menschen-
alters kaum möglich sein würde. Nun ist aber in Norwegen Etwas geschehen, das
mir entgegentritt und mich fragt: Ist die Zeit jetzt nicht da?
Der Name Idar Bye wird den Meisten bekannt sein, die der Eröffnung
des Norwegischen Theaters in Christiania beiwohnten. Bis zu den fünfziger Jahren
waren wir in künstlerischer Beziehung eins Provinz unter Dänemark; wir besaßen
keine dramatische Literatur, keine Schauspieler und waren nach der Ansicht vieler,
gebildeten Norweger entschieden unfähig, das Eine oder das Andere zu erreichen,,
bis Ole Bull den guten Leuten zeigte, daß sogar ein großes Schauspiclertalent in
dem Volk stecke und daß die Dramen von selbst kamen. Nachdem die Bühne m
Bergen von Ole Bull gegründet war, wurde das norwegische Theater in Christiania
von einigen Patrioten ins Leben gerufen. An dem Eröffnungtag war auch Jvar
Bye zugegen. Ein etwas dunkler, breitschulteriger Mann mit schmalen Hüften, mit
einem Kopf, so schön geformt, und mit einem Gesichts aus druck, so edel und gut,
daß ihn Niemand vergaß. Die Stirn breit und hoch, das Haar fast schwarz, die
Augenbrauen gewölbt, dazu eine schmale, feine Adlernase und gute, graue Augen,
aus denen der Schelm leuchtete, sobald er sprach. Dann verzog sich auch gern der
Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln und ließ eine Reihe vortrefflicher Zähne
in breiter Rundung hervorschimmern. Diese grauen Augen und der Mund wirkten
gut zusammen, machten unablässig Eroberungen bei Männern und Frauen, bei
Alten und Jungen; doch in der Stille. Obwohl er seinen Köpf auf einem ziem-
lich langen Hals aufrecht trug, obwohl das hervortretende Kinn von Muth zeugte
und sein mageres bräunliches Gesicht Energie verrieth: stets erschien er zmück«
haltend und beobachtend.
Sein Körper hatte zwei Fehler: er schien eher flach als voll gebaut und
die Knie gingen ein Wenig auseinander. Tie Meisten sahen Das nicht; sie hielten
sich an seinen schönen Gang, dessen angenehmen Rhythmus sie empfanden. Nir-
gends sah man ihn je im Vordergründe; wo er aber bemerkt wurde, zog er die
feineren Naturen an. Auch die anderen empfanden, daß hier, ein Mann von Rasse
vor ihnen stand. Das war er. Er entstammle einer vornehmen norwegischen Be-

*) Vor bald zwöls Jahren haZ mirBjörnson diese biographischeSkizze geschickt.
Das Heft, in dem sie erschien, ist Zaum noch zu haben; und da viel vom persönlichsten
Wc sen des Dichters in ihr ist, mag sie hier noch einmal jetzt für ihn Zeugen. Daß Björnson
nicht E iner von Den en war, die ihre besondere Lebeusvisionein er Menschheit aufzwingen,
und daß ihm nicht neben (noch gar, wieThoren behaupten, vor) Ibsen der Platz gebühre,
braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Doch er war ein starker Poet, ein starker
Mensch und ein muthigerKämpfer; ein laut sprudelnderKrafiborn, der nun verstummt
und versickert ist. Lenbach, dessen Meisterhand den Norweger so wundervoll charaZteri-
sirt hat, sagte von ihm: »Er hat was vom Priester und vom Kind, aber auch Etwas vom
Komoedianten." Richtig. Doch auch vom Löwen war nicht nur die Stimme in ihm, der
vom Bären den Namen trug. Sein Schaffen zwang nicht, ihn zu den Genies zu zählen;
doch in seinem großen, kindhaft unbändigen Herzen pochte der Puls des Genius.

amtenfamilis und hatte deren Kultur (eine der ältesten unseres Landes) ererbt. Er hieß nicht Bye. Sein Großvater hatte als höherer Beamter einen Kassenbetrug verübt, und obwohl viele mildernde Umstände vorlagen, empfanden es die Kinder als solche Schande, daß sie ihren Namen wechselten. Der Vater Idars war zum Offizier bestimmt worden; ich glaube, er besuchte auch die Kriegsschule; bei dem Sturz feines Vaters mußte er sich aber damit begnügen, Sergeant zu werden. Jeder moldenser Schulknabe aus meiner Zeit wird sich des Sergeanten Bye erinnern, der, wenn er in der Stadt weilte, ftets betrunken war. Em mittelgroßer, breiter Mann mit einer großen Adlernase und einer gewissen Würde in seinen Bewegungen. Selbst wenn er völlig betrunken war, bewahrte er sie. Er gedieh nicht in der Umgebung, in die er hinabgesunken war, und so schuf sich seine romantische Natur einige sonnige Stunden, in denen er den großen Mann spielte. Jeder lobte seine Güte und Nechtschaffenheit.

Auch den Sohn Zog es aus dem Baueznleben hinaus. Da draußen an der See waren die Verhältnisse damals eng und armsälig. Als Hirt träumte er davon, die Familie zu der ehemaligen Herrlichkeit emporzuheben; diese hochfliegenden Träume erzählte er seiner kleinen Schwester; sonst keinem Menschen. Diebeiden Geschwister hielten sich abseits von den Anderen. Klein Jvar besaß ein unglaubliches Talent, sie und sich selbst zu putzen, „Etwas aus nichts oder einem ungeeigneten Stoff zu machen", wie das religiöse Lehrbuch aus meiner Zeit die Schöpfung defimrte. Als Belohnung für dieses Talent ließ man ihm, als er älter wurde, den abgetragenen Uniformanzug feines Vaters wenden und zuschneiden, so daß er sich in blauem Tuchanzug und blauer Mütze in der Stadt zeigen konnte. Das war gewiß der größte Festtag seines Lebens. Er wurde auch sofort wegen seiner Schönheit bewundert. Den Verkehr mit anderen als den Knaben aus der Höheren Schule verschmähte er. Er hat mir später erzählt, wie lange er vergebens darauf gebrannt hatte, an dem Spiel der großen vornehmen Knaben theilnehmen zu dürfen. Und es gelang, — dank besonders Einem, der die Anderen beherrschte. Die Anhänglichkeit und der Stolz des kleinen Knaben kannte keine Grenzen.

Hier verliebte tr sich zum ersten Mal. Nicht in ein Mädchen, fondern in ihn, der sich seiner annahm, einen fast erwachsenen Kameraden, schön, verwegen, gebieterisch, schon ziemlich erfahren, schon Ziemlich verdorben. Das verstand aber Jvar nicht; er bewunderte nur sein flottes Wesen, sein Talent zum Befehlen, feine herablassende Gewogenheit und vielleicht besonders seine Schönheit, seine große, schlanke Gestalt, die ungewöhnlich weiße Haut Zu dem schwarzen Haar. Sein rasches, gebieterisches Wesen und die Huldigungen der Frauen dürfen wir auch nicht vergessen. Das war dem Knaben elwas ganz Neues. Da war der Herrschertypus, das Ideal des Knaben.

Unter diesen Kameraden war Jvar der kleinste und der geschmeidigste, wenn es sich um Spitzbubenstreiche handelte, die Gefahr mit sich brachten, zum Beispiel: Aepfel oder Beeren in den Gärten zu stehlen und fort zu sein, wenn der Besitzer oder Andere den Lärm hörten und herankamen. Jedesmal, wenn sie einen Streich vollführt, etwa sine Schnur über die Landstraße gespannt hatten, so daß die Bauern, die betrunken aus der Stadt kamen, darüber sielen und ihre Pferde durchgingen, oder wenn sie das Tau an den Booten der Bauern abgeschnitten hatten, fo daß die hinaus in den Hafen trieben, — jedesmal, wenn sie AehnlicheS vollführt hatten,

ohne entdeckt zu werden, hielten sie es für «eine That". Ts war ihnen eine wahre Freude, zu erfahren, daß in der Stadt und im Kirchspiel darüber gesprochen wurde.
An einem Ende der Stadt lebte eine alte garstige Witwe, die dort einen Laden und einen großen Garten besaß. Mit dieser garstigen Alten führten sie, so zu sagen, Krieg. Das heißt: sie wußten, wem sie Verdruß machten; dagegen wußte die Witwe nicht, gegen wen sie Wachen ausstellte, auf wen sie die Hunde hetzte und wen sie an dunklen Herbstabenden ausschalt und bedrohte. Sie trieben den Spaß so weit, daß sie sich verlockt fühlten, noch mehr zu thun. Der Vorschlag des Führers gewann allgemeine Zustimmung: sie sollten sich eines Abends in den Laden einschleichen, wenn er geschlossen war, und die Kleingeld schale (sie wußten, in welcher Schublade sie stand) fortnehmen. Das würde in der That ein „Hauptspaß" sein. Ihre Wuth müsse sich dabei in „Vcgabung" umsetzen. Dem Jüngsten und Geschmeidigsten wurde befohlen, durch das Kellerfenfter hineinzuschleichen; die Anderen hielten Wache. Nun aber geschah es, daß der Jüngste und Geschmeidigste entdeckt wurde; und da nahm die Sache eine Wendung, von der Keiner von den Spaßmachern sich eine Vorstellung gemacht hatte.
Ich entsinne mich der Einzelheiten nicht mehr. Das Ende war aber, daß der Knabe, der auf Befehl die Ausführung übernommen hatte, die Geldschale fortgab und keinen Vortheil davon hatte; und doch war er der Einzige, der ertappt, angeklagt und verurtheilt wurde. Die Anderen waren „besserer Leute Kinder". Einzelne unter ihnen waren eingesegnet: für sie wäre die Strafe sehr ernst geworden; denn die Gesetze jener Zeit waren streng. Nun drängten die anderen Knaben und ihre Eltern mit Bitten und Versprechungen in ihn; der Gefangenwärter gab freien Zutri;t. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, ihn zu bitten. Alles aus sich zu nehmen; er hätte gern sein Leben für die Kameraden hingegeben, besonders für ihn, den Großen mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar. Er freute sich, als nun endlich auch dieser Freund kam, ihm über das Haar strich und sagte: „Ich werde schon dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast."
Gewiß that es weh, als Vater und Mutter kamen und „ihn gar nicht begreifen konnten": er, der immer so gut und brav gewesen sei, er sollte nun Schande über sie bringen. Der Knabe weinte bitterlich mit ihnen; schwieg aber. Auch war es ein schwerer Tag, als er in seinen blauen Kleidern an Bord gehen mutzte. Er sollte nachDrontheim ins Zuchthaus geblacht und dort „eingesegnet" werden. Man erlaubte ihm, am Reling zu stehen und sich die Stadt anzusehen. Er wollte näm« lich nachsehen, ob Einige von Denen, für deren Schuld er die Reise möchte, vielleicht in einem der Boote unten wären. Er durfte am Reling stehen, bis daS Dampfschiff ging. Er sah aber Keinen von ihnen.
Im Zuchthaus wurde er vom ersten Tag an der Liebling Aller. Der schöne, gute Knabe that ihnen leid; sie wetteiferten mit einander, Etwas für ihn zu thun, damit er vorwärtskommen könnte, wenn er frei gelassen würde. Dort im ZuchthauS wurde er also eingesegnet. Dort las er, rechnete und schrieb er, und bevor er noch herauskam, war ihm schon in aller Stille eine Stelle als Laufbursche bei einer der besten Familien der Stadt gesichert worden. Hier geschah das Selbe wie dort: Alle nahmen sich seiner an. Seine Ausbildung wurde fortgesetzt und er bekam schöne Kleider, denn es machte Allen Vergnügen, ihn geputzt zu sehen, weil er so schön war. Ja, er bekam sogar eine Guitarrs geschenkt und lernte darauf

spielen; denn er hatte Stimme und wollte sich selbst begleiten. Die guten Geister, die Rosen auf seinen Weg streuten, waren natürlich meistens Damen; es war sogar eine Liebschaft dabei. Und bald kamen mehrere hinzu.

Er erlebte in dieser Beziehung das Merwürdigste, was mir zu Ohren gekommen ist. Ich glaube, daß ich der Einzige bin, dem er Etwas davon gesagt hat; auch mir fast nur in Andeutungen. Was darüber hinausging, bin ich nicht berechtigt wieder zu erzählen. Ich glaube, daß diese Eigenschaft, schweigen zu können, weil sie aus rücksichtvoller Güte entsprang, die Frauen mehr an ihn fesselte als seine Schönheit, mehr als andere Herzenseigenschaften, die die Frauen einander geheimnißvoll anvertrauten. Ueber solche Dingen können die Frauen nämlich nicht schweigen.

Aeußerlich war diese Zeit wohl seine glücklichste. Wenn ich aber später darüber nachdachte, so wollte es mir scheinen, als Hütte er hier einen Stoß für sein Leben erlitten. Wir müssen uns nämlich vorstellen, daß seine Knabenträume, von denen er mir erzählte, Anlagen, die in ihm wohnten, und eine Thaikraft, die sich später nicht geltend machte, verkündeten. Ich gestehe aber, daß ich seine Familie nicht kenne; ich kann es darum nicht so genau wissen. Denn nicht alle Träume sind Verkündungen von Anlagen; sie können auch nur als Erinnerungen auS der Vergangenheit unserer Familie uns umschweben. Er war später, als er mir begegnete, ohne große Lebensfreudigkeit und von all den Beziehungen und Lieben, in denen er lebte, beschäftigte keine seinen Sinn ganz. Seine Schwärmerei bestand damals darin, mit irgendeinem von den ihm befreundeten Kapitänen fortzukommen, eine Reise nach Hamburg, nach Bremen, Kopenhagen oder Schweden machen zu dürfen oder andere Städte in Norwegen zu besuchen. Das erwähne ich ausdrücklich, weil es besonders charakteristisch für ihn ist. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, wohin er solle. Es war, als müsse ein Anderer kommen und die Entscheidung treffen. Er verließ Drontheim und kam nach Christiania, wo der schöne Mensch in einem Laden zu sehen war. Er hatte gleich eine neue Schaar von Freunden und Freundinnen; aber die alte Unentschlossenheit blieb.

Dann liest er eineS Tages in der Zeitung, daß die Schwärmerei seiner Kindheitstage, der Mann mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar, in dem vornehmsten Hotel der Stadt wohne. Er erzählte mir später, daß er vor Erregung bebte und sich krank meldm mußte; er hatte seine Gedanken zum Arbeiten nicht zusammenhalten können. Alle diese Jahre hatte er oft, ohne es sich selbst zu gestehen, auf ihn gewartet. Das Letzte, was er von den Lippen des Freundes mit der Diesem eigenen Bestimmtheit gehört hatte, war ja: „Ich werde dasür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen Haft." Eine Anweisung, ausgestellt von einem Mann, der die Ritterlichkeit selbst war. Bye hatte ihn in all den Jahren nicht belästigt; zu der Schuldsumme hatten sich deshalb Zinsen angesammelt. Falls das Gerücht nicht log, war der Freund im Ausland inzwischen reich geworden. Ins Ausland würde Bye nun auch kommen. Das ahnte er. Es galt nur noch, ihm zu sagen, daß er bereit sei. Es durfte aber nicht so geschehen, daß es Andere sahen oder hörten. Das könnte den nichts Ahnenden verlegen machen; darum erkundigte er sich im Hotel, wohin der Fremde abends zu gehen Pflege. Jeden Abend ging er nun selbst vor dem Hotel auf und ab, um ihn zu treffen, wenn er nach Haus käme. Er hatte aber nie Glück. Dann faßte er Muth und schrieb ihm. Er er-

zählte ihm, daß er in der Stadt sei und eine Unterredung wünsche, erlaubte sich,
die Zeit vorzuschlagen, ferner den Ort für ihr Zusammentreffen, nämlich das
Zimmer des Freundes im Hotel.
Zur bestimmten Zeit stellte er sich vor der bestimmten Thür ein. Er stand
und horchte, bevor er anklopfte. Drinnen war Licht, er hörte aber keinen Laut
Endlich klopfte er an. Ein kräftiges „Herein!" antwortete. Als Bye nicht sofort
öffnen konnte, wurde es wiederholt, diesmal noch kräftiger und mit der Stimme
der ruhigsten Zuversicht von der Welt. Jvar Bye stand vor einem großen, statt-
lichen Mannn in elegantem Gesellschaftanzug; er goß eben Parfüm auf sein Taschen-
tuch Sie sahen einander an; und die erste Folge war, daß Keiner von Beiden
grüßte. „Ich habe Jhlen Brief erhalten; ich bedaure aber, daß die von Ihnen
vorgeschlagene Zeit nicht günstig ist; ich bm eben im Begriff, auszugehen. Bitte,
nehmen Sie Platz."
Bye blieb stehen.
„Ich sehe, daß es Ihnen gut geht. Was treiben Sie?"
„Ich bin im Geschäft."
„So. Sind Sie schon lange hier?"
„Gut ein Jahr." Er wußte nicht mehr, was er sagte; das Zimmer tanzte
vor seinen Augen.
„Ja, Sie müssen mich wirklich entschuldigen, ich höre jetzt den Schlitten
vorfahren." Er wandte sich, um ein großes Seidentuch um den Hals zu binden,
ehe er den Pelz anzog. Es klopfte an, ein Diener meldete, daß der Schlitten da
sei, und half ihm diensteifrig den Pelz umlegen. Noch stand Jvar Bye unbeweglich
da, als der Herr mit einem höflichen Lebewohl an ihm vorübereilte, auf die Flur
hinaus, die Treppen hinunter
By? war über Dreißig, als er mir Das erzählte, ur.d mehrere Jahre waren
feit diesem Ereigniß vergangen. Er weinte aber wie ein betrogenes Weib.
Nach dieser Begegnung wurde er langsam ein Anderer Die ersten äußeren
Zeichen davon waren wohl (wie ich später verstand) die, daß er nicht mehr seine
Lieder sang, ja, kaum ertrug, sie von einem Anderen gesungen zu hören; die
Guitarre rührte er nicht mehr an. Das darf man nicht so verstehen, als ob das
abwartende Dasein, das er bis jetzt geführt hatte, nun dem energischen Bestreben,
sich eine Zukunft zu gründen, Platz machte. Dazu war er nicht mehr im Stande,
wenn er überhaupt diese Fähigkeit je besessen hatte. Die Veränderung äußerte
sich so, daß seine schwärmerische Seele ihre sentimentalen Erinnerungen fallen ließ
und statt Dessen einige von den Menschen, unter denen er lebte, mit poetischem
Zauber umgab. Das Beste in ihm suchte Trost und eine Zuflucht bei guten Menschen.
Das war der Anfang; und die Geschichten seiner Freunde und feiner Freundinnen
reihten sich nach und nach zu einer einzigen Kette an einander und alle diese Schick-
sale bildeten zusammen fein Glück. Allmählich lebte er nämlich ausschließlich für
Andere. Wie Andere nach gescheiterten Hoffnungen und schmerzhaften Träumen
in einem Kloster Zuflucht suchen, so er in guten Thatcn.
Als das Norwegische Theater in Christiania gegründet werden sollte, war
dieser einst so sentimentale Sänger und Guitarrer, klimperer der Erste, der sich
dazu meldete. Viele Moldenser waren entsetzt, als sie seinen Namen hörten. Wie
durfte er es wagen, sich auf einer Bühne zu zeigen? Kurz nachher lernte ich ihn

kennen und verstand sofort, wie natürlich es diesem Träumer sein müsse, daS Schloß Aladins zu suchen. Da wollte er sein; nicht in Festkleidern in den Prachtgemächern, an den Fenstern oder auf den Ballonen, um sich huldigen zu lassen^ sondern in den weindunklen Bogengängen, in den Alkoven, in den Verstecken an den Kaskaden draußen in dem großen Park wollte er der Vertraute und Helfer Aller sein, an ihren Geheimnissen theilnehmen, hinter ihnen mit kleinen Gefälligkeiten und gutem Rath stehen, Lob den Jüngsten und Trost den Unglücklichen spenden und Freude mit den Glücklichen empfinden. Selbst besaß er keinen Ehrgeiz; sein dronthsimischer Dialekt, den man nicht rechtzeitig zu mildern verstanden hatte, und seine dilettantische Furcht vor dem Unnatürlichen hinderten ihn, aus' sich heraus zu gehm. Fragen wir aber jeden Einzelnen, der von dem Schauspielerpersonal des ersten Norwegischen Theaters noch lebt, so werden wir erfahren^ was Bye Dem war, der ihm gut gefiel. Denn er war ein wählerischer Menschenkenner. Wir werden dann erführen, was sie seinem Geschmack zu verdanken hatten, feiner Erfindungsgabe, wo es sich um ihr Wohl handelte, seiner taktvollen Auf-" richtigkeit, seiner Treue, seiner Diskretion. Er war witzig und gemüthvoll, träumerisch und vertraulich und wußte ihre kleinen Fehler zu errathen, auch zu rügen und aus ihnen herauszulocken, was ihm gefiel.

Er war noch nicht lange da gewesen, als er anfing, zum ersten Mal in seinem Leben festen Grund unter seinen Füßen zu fühlen; es schwankte nicht mehr. Gerade damals bekam er aber von „einem Moldenser" einen anonymen Brief, in dem gefragt wurde, wie er Wohl wagen dürfe . . .

Um diese Zeit kam ich dazu.

Als ich Schüler der Höheren Schule Moldes wurde, hatte man mir als Erstes erzählt, wie dieser gute, schöne Knabe von älteren „vornehmen" Kameraden mißbraucht und schändlich verlassen worden sei. Ueber diese Sache gab es damals wie später in Molde nur eine Meinung. Als nun böse Schlangenzungen zu fl'tstern anfingen, schien mir, wir Moldenser mttßten die Ersten sein, sie in ihre Höhlen zurückzupeitschen. Ich bin immer für Organisation gewesen; es gelang, mir schnell, die moldenser Studenten Zu bewegen, eine Wache um ihn zu bilden, die der Verschwiegenheit und Freundschaft. Zur weiteren Sicherheit nahmen wir ihn in die Studentenkolonie auf, die Einige von uns gebildet hatten. Er zu uns herein mit seiner langen Pfeife, seinem Hausgeräth und vor Allem mit seiner kleinen Beafbratpfanne, die Vielen von uns große Freude machte. Sein Stübchen oben wurde bald unser Lieblingaufenthalt. Als Theaterezensent konnte ich ihm auch dadurch eine Stütze sein, daß ich mich überall mit ihm zusammen zeigte. Ich machte ein französisches Luftspiel in einem Akt für ihn und einen anderen Bedürftigen zurecht; dieser Andere, der Hauptmann David Thrane, hatte Walzer- und Operettenmelodien komponirt, die er gern angebracht haben wollte. Bye bekam darin eine Liebhaberrolle; ich wollte sehen, ob er endlich einmal mit Dem herausrücken würde, was er auf diesem Gebiet besaß. Er wagte aber nicht, sich zu rühren^ und das Stück mißfiel. Wir tranken unter lautem Gelächter auf seinen Tod.

Bald darauf kamen schwere Tage für das Norwegische Theater. Wir Norweger haben Nämlich die Gewohnheit, jeden nationalen Aufschwung dreimal an unserer Gleichgiltigkeit oder Uneinigkeit scheitern zu lassen; erst beim vierten Male kommt Leben hinein. Bye ging mit einer schlechten Truppe auf die Wanderschaft.

Inzwischen war ich aber Direktor des Theaters in Bergen geworden und schickte ihm Reisegeld.
Ich entsinne mich noch, wie er am ersten Tag meine Garderobe musterte und sich daraus ein Paar Hosen mit Seidenstickerei an den Nähten auswählte; ich sehe ihn noch da sitzen und den Besatz mit einem Federmesser abtrennen. Er war ganz abgebrannt. Er hatte nämlich Alles verschenkt, was er besaß, an Leute, die noch bedürftiger waren als er. .Für mich würde schon Rath werden", sagte Bye; „ich wußte, daß ich Dich als Nothhelfer hatte." Ich bin wohl kaum auf Etwas, daK mir gesagt worden ist, so stolz gewesen. Das war auch das Einzige, was er von dieser Art für heilsam hielt, mir zum Besten zu geben.
Er nannte mich (wie alle Kameraden) „den Bären" und behandelte mich wie ein Kind oder wie einen großen „Dummkopf"; er wurde in allen Stücken mein Vormund. So bekam ich mein eigenes Geld nicht in die Hand (was für mich von großem Vortheil war), sondern durfte nur manchmal ein Bischen von ihm „borgen". Er umgarnte mich mit den abscheulichsten Vorspiegelungen und stiftete Verschwörungen gegen mich unter meinen Freunden an. Obwohl es immer zu meinem eigenen Besten war, erhielt er zum Lohn immer Prügel, wenn ich dahinter kam. In der Regel wurde es aber, wie er es wollte. War dann Alles wieder geschlichtet, so hatte er mich unbarmherzig zum Besten und wir lachten, mit einander.
Im Frühjahr gingen wir nach Drontheim hinauf, um den Drontheimern ein (ich darf sagen: gut einstudntes) Reperioire vorzuführen. Die Drontheimer wollten uns zuerst das Theater nicht leihen; ^es müsse reparirt werden", hieß es. Ich mußte vorausfahren, um es zu erobern, und dann kamen die Anderen nach. Wir waren eine lustige Gesellschaft von lauter jungen Menschen, der Direktor der Zweitjüngste von Allen. Das war eine Sommerreise, wie es kaum noch eine in Norwegen gegeben haben mag. Sie wäre würdig gewesen, einen eigenen Dichter zu finden. Der starb ihr aber in Georg Krohn. Proben und Vorstellungen, Gesellschaften und Ausflüge, Tollheiten und Reden; ich hielt damals immer Reden. Man wird sich einen Begriff davon machen können, wie wir die Drontheimer mitrissen, wenn ich erzähle, daß jeder Abend, wenn das Wetter schön war, damit schloß, daß der Rektor (stellen Sie sich vor: der Rektor der Stadt), ohne sich festzuhalten, die Feuerleiter im Hofe des Regirungsgebäudes hinaufstieg, an der Dachrinne entlang und wieder zurück kletterte.
Ich wohnte im besten Hotel der Stadt. Jvar Bye wohnte natürlich bei mir. Er sagte nichts und ich sagte nichts, wir waren aber im Voraus darüber einig, daß so und nicht anders er Drontheim wiedersehen solle. Am Tag nach unserer Ankunft gingen wir mit einander an dem langen, dunklen Haus vorüber^ wo er damals Gefangener gewesen war. Ich vergisse nie, wie meine Seele bebte^ meine, in der die seine lebte. Er sagte ungefähr: Sie haben ein neues Thor bekommen; oder: Das Thor ist gestrichen worden. Ich entsinne mich nicht mehr genau, wie die Worte lauteten. Ich sagte nichts; oder vielmehr: ich fing an, eifrig von ganz anderen Sachen zu reden.
In Drontheim gab es Wenige, die sein Geheimniß kannten, und diese Wenigen

waren seine guten Freunde. Hier war er also sicher. Ich entsinne mich, wie er
auf einem Stein draußen im Leerfoß*) außerhalb der Stadt saß. Der liebe
Gott weiß, wie er da hinausgekommen war. Er saß zusammengekauert und stellte
den Neck vor. Da wagte er, aus sich herauszugehen. Da zeigte er eine solche
Wildheit und Ausgelassenheit, daß man fürchten konnte, er wolle sich hinabstürzen.
Ich stand da und dachte: Jetzt ist Bye froh.
Später sagte ich zu ihm: Was hätte doch aus Dir werden können, Bye,
wenn Du Dich getraut hättest, aus Dir herauszugehen? „Ja," antwortete er,
„Etwas zwischen dem Aschpot**) und dem Neck. Aber dem Neck, wie er nnint."
Kurz darauf: „Mir war aber schon von Ansang an der Weg gesperrt."
Zwei Tage vorher hatte ich mich verlobt: darum lebt dieser Tag in meiner
Erinnerung wie ein sonniger Tag und jedes Wort darin klar wie die Linien einer
Landschaft. So lange diese Verlobung vorbereitet wurde, hatte er geschwiegen.
Nicht mit dem leisesten Hauch feines Mundes wollte er auf meinen Entschluß ein-
wirken. Und doch sagte er mir sofort, als es geschehen war: Das sei sein höchster
Wunsch gewesen. Wir Drei verlebten herrliche Tage mit einander. Es blieb auch
so, als ich mich velheirathete, obwohl er ausziehen mußte und sie herein; er kam
dann immer Zu uns.
Dieses Jahr war sicher das gefährlichste für meinen Charakter. Ich halte
eine unbändige Arbeitkraft; ich lätete das Theater und die oppositionelle Zeitung
der Stadt, dadurch auch die großen Wahlen, die ersten auf vollständig nationale
Grundlage in Norwegen. Zugleich nahm ich eifrig an dem Vereins- und Ge-
sellschaftlsben The'l, schrieb eine Erzählung und dichtete Lieder. Leicht wurde es
Dem nicht, der mir in die Quere kam, wenn ich Etwas durchsetzen wollte; ich
hatte ja auch immer Glück . .. Daß ich ohne Schaden aus Allem herauskam, ver-
danke ich ihr und ihm, daneben noch meinen theuren Freunden Georg und Henri?
Krohn, Dankert Roggen, Andreas Behrens, Henriksen, Dahl und Anderen.
Unter den warmherzigen, impulsiven Bewohnern Bergens waren aber Freunde
für Jvar Bye zu finden. Als Garderobier am Theater, wo er seinen guten Ge-
schmack zur Geltung bringen konnte, kam er mit Leuten aus den verschiedensten
Kreisen in Berührung; und er machte, wie gewöhnlich, seine Auslese. Durch uns
lernte er noch Andere kennen: und so hatte er endlich Leute gesunden, die er mit
Steuern belegen konnte, zum Vortheil seiner armen Freunde in allen Ecken des
Landes. Er bekam mit der Zeit (und Das versagte nie!) vollständig Gewalt über
Alle, die er lieb hatte, und er behielt sie, weil er genau wußte, wie jeder Einzelne
behandelt werden wollte. Eine alte Verwandte meiner Frau hatte ihn so lieb,
daß sie den Tag für verloren hielt, an dem sie ihn nicht gesehen hatte. Sie wollte
rhm aber nicht das Kleid geben, das sie trug: „es sei wahrhaftig auch zu toll,
um so was zu bitten." Bye hatte nämlich ein altes armes Fräulein, dem das
Kleid genau paßte; es war so warm, ein prächtiges WinterZlnd, und die Besitzerin
hatte mehrere, das alte Fräulein dagegen gar keins. Kaum war Bye fort, so dachte
sie noch einmal Dem, was er gesagt hatte, nach. Vielleicht sollte man gerade so
sein. Sie zog ihr Kleid aus und wickelte es ein. Bevor Bye von seinen vielen

*) Wassersall.
5*) Norwegische Märchevsigur: der mißachtete Sohn, der diePrinzessin gewann.

Besorgungen Zurückkam, lag das Kleid in seinem Zimmer. Bei Anderen hatte er
ein anderes Verfahren. Wenn sie ein altes, abgetragenes Kleidungstück nicht her-
geben wollten (selbst liebenswürdige Menschen find in der Beziehung unglaubliche Ge-
wohnheitthiere), so nahm er es einfach und ließ uns Andere fragen: „Aber, meine
Liebe, tragen Sie nicht mehr das graue Kleid? Das stand Ihnen doch gerade
so ausgezeichnet!"
Wie amusirte er sich und uns mit seinen Erfindungen, um uns Geld für
seine alten Fräuleins abzulocken! Er hatte ein wahres Genie, solche aufzufinden
und sie mit seinem Plaudern und seinen diskreten Geschenken zu erfreuen.
Idar Bye lehrte uns in der That gut sein; und Viele, Viele außer uns.
Und als Beweis dafür, wie sicher er seinen Freunden vertraute, möchte
ich eine kleine Episode erzählen, über die damals halb Bergen lachte. Wir waren
in einer Gesellschaft bei einer Dame, die wegen ihrer vorzüglichen Kuchen bekannt
war. „Ach", sagte meine Frau, „wie schön doch besonders diese Kuchen schmecken!"
„Die bekommst Du mit nach Haufe", antwortete Bye. Alle Kuchen wurden auf-
gegessen, nur nicht die eine Sorte: sie war fast gar nicht angerührt. „Das be-
greife ich aber nicht", sagte die Wirthin, als die Anderen fort waren; „ich glaubte,
diese Kuchen seien gerade die besten." „Ich begreife es wohl", sagte Bye, „denn
ich ging unter den Gästen umher und erzählte ihnen, daß die Kuchen dort mit
faulen Eiern gebacken seien."
Seinen ganzen Reichthum an Menschenkenntniß, Humor und Güte benutzte
er aber für seinen Beruf als Rathgeber und Vertrauter. Er wurde dazu aus-
gewählt. Kein Instinkt ist in den Menschen feiner als der entwickelt, der Verständ-
«iß ahnt. Auf der anderen Seite beweist nichts so sehr moralische Macht wie die
Fähigkeit, Einem durch das einfache, natürliche Wesen Geständnisse abzuzwingen.
Idar besaß diese Fähigkeit. Seiner Art, Vertrauen entgegenzunehmen, ist in un-
serer Literatur ein Denkmal gesetzt in dem Gedicht: „Ich Hab' einen Freund, er
flüsterte nun . . ." Ich habe es fern von ihm geschrieben und nicht, weil er es
bekommen sollte; sein Name ist nicht genannt und er las es nie; ich schrieb es
unter dem Eindruck einer für mich schweren Zeit.
Als meine Frau und ich mit unserem kleinen Knaben vier Jahre nach meinem
Abschied vom Theater und von ihm aus der Fremde zurückkamen, sehnten wir uns
herzlich nach Bergen und ich besonders nach Jvar. Das Theater hatte sich aufgelöst.
Natürlich. Bye hatte aber Vertrauen gewonnen: er war zurückgeblieben als Auf-
seher über Haus und Inventar; und die kleinen Einnahmen, die er dadurch hatte,
genügten ihm. Wir hatten uns darauf gefreut, ihm unseren Knaben zu zeigen, —
und nun erfuhren wir, daß Bye gefährlich krank sei. Dennoch mischte sich Freude
in die schmerzliche Erregung des Wiedersehens, denn er war noch auf und hob un-
seren kleinen Jungen zu sich empor; mir wollten viel zusammen sein, sagte er.
Darin täuschten wir uns aber, er sowohl als wir. Am Tage darauf mußte
er ins Bett; und ist nicht mehr aufgeständen. Es war, als hätten die Kräfte ge-
reicht, bis wir nach Haus kamen; nun ging es rasch abwärts.
Daß es bald vorbei sein werde, wurde mir erst ein paar Tage darauf klar.
Ich kam zu ihm hinauf; „kam" ist eigentlich nicht das Wort, denn ich war wüthend
und stürmte die Treppe hinauf. Ich war einer Sache auf die Spur gekommen^
Hie mich empörte, und vergaß, wie junge gesunde Leute allzu oft thun, wie Kran-

ken und Schwachen zu Muth ist. Nach alter Gewohnheit wollte ich mich zuerst ber
ihm austoben. Das that ich. Dann bekam ich plötzlich einen hilflosen Blick und'
die Worte: „Ach nein, ... ich begreife nicht, was Du da sagst!" Wie war ich
erschreckt, beschämt, unglücklich; und wie mehrte sich mein Schmerz, als er ein paar
Tage darauf starb! So nah war er dem Tode gewesen: und wir ahnten es nichts
Leider ist es mir öfter passirt, daß ich in meinem unbändigen Eiser Denen
Weh gethan habe, denen ich am Wenigsten Schmerz bereiten wollte, und diese Er-
eignisse haben mir später Pein bereitet; jedes für sich und alle vereint haben mich
gewurmt und gedemüthigt. Keins aber öfter als dieses. Denn war es nicht viel-
leicht eine letzte Wiederholung eines rücksichtlosen Mißbrauches (und obendrein am
Ausgang des Lebens) seiner anhänglichen Natur?
Als sollten Eingang uud Ausgang mit einander verknüpft werden: da die
Wirthin seine Augen geschlossen hatte und wieder in ihre Räume herunterkam,
stand ein Fremder da; er fragte nach Jvar Bus. Sie erzählte ihm weinend, daß
sie ihm eben die Augen zugedrückt habe. Das ergriff den Fremden so sehr, daß er
sich setzen mußte. Er begann, zu fragen, und der Wirthin war es eine Erquickung,
gerade jetzt aus der reichen Fülle ihres Herzens Jvar loben und zuletzt seinen ge-
duldigen, schönen Tod schildern zu dürfen. Alles machte einen starken Eindruck aust
den Fremden und er blieb lange sitzen. Er wollte aber seinen Namen nicht nennen,
als er sich zum Gehen erhob. Er machte den Eindruck eines Beamten, sagte sie.
Sollte es einer der Kameraden aus Molde gewesen sein, den späte Reue gerade in
diesem Augenblick hertrieb? Der Fährer selbst war es nicht; er war schon lange tot.-
Ich stand am Grabe Jvars Bye und sagte mir, daß ich dies Alles einmal
niederschreiben wolle. Ich blickte über das Gefolge hin. Es war in der That ein großes
Begräbnitz; ich kannte nicht den zwanzigsten Theil der Anwesenden. Es waren Theater-
leute, Handwerker, Kaufleute, Seeleute, Beamte, arme Geschöpfe, reiche Leute, sehr
alte, sehr junge. Und am Grabe erwarteten uns die Frauen. Da waren Mütter,
die ihre Kinder mitgebracht hatten, und die Mütter und die Kinder weinten um
die Wette. Alte Fräuleins weit von Sandviken her, arme Frauen, junge Mädchen,
Alle mit Blumen und Thränen. Ich kenne unter ihnen manche Menschen, die
ihre Thränen wiederfinden werden, wenn sie diese Zeilen lesen.
Wenn ich an meine verstorbenen Lieben denke, bin ich nicht im Stande, sie
mir als Leichnam, als abgenagte Skelette vorzustellen. Ich beschwöre sie vor mein
Auge mit der Röthe des Lebens auf ihren Wangen, die Augen auf mich gerichtet.
Bye kann ich mir so vorstellen, wie er jetzt aussehen mag. Ja, ich sehe ihn meist
so: mit seiner Reihe prächtiger Zähne in breiter Rundung unter dem Nasenbein
und mit den Höhlen unter dem schönen Hirnschädel. Ich kann so getrost die kalk-
grauen Knien sehen, ein Wenig hinaufgezogen, uud die langen, knochigen Finger
gegen einander gefaltet. Ich glaube nicht, daß die Magerkeit seines Gesichtes an
dieser Phantasie schuld ist, auch nicht der Umstand, daß ich ihn sah, wie er draußen
imLeerfoß, vom Wasserfall umstäubt, zusammengekauert saß und mehr aus Höhlen
denn aus Augen herausglotzte, während seine Zähne glänzten. Nein: ich glaubs,
daß ich ihn so sehen kann, weil sein Verständnitz für Menschen und Verhältnisse
so tief, so liebevoll war, daß es für ihn nichts Anstößiges mehr gab, weder in
den Formen des Lebens noch in denen des To.des.
Und Das hat sich in meiner Erinnerung zum Sinnbild gestaltet.
Björnstjerne Björnson.

Bilinski, Keftranek, Taussig.

ie Reklamirung der Wirthschaftüberschüsse für den Fiskus ift zur interna-
tionalen Landplage geworden. Aus allen Winkeln Europas dringt Gestöhn
über die Gier der Fmanzminister. Mit seltener Übereinstimmung zeigen die Bud-
gets ihre Defizits. Erst das Deutsche Reich (nach dem Rezept: „Deutschland in
der Welt vornan"), dann England, Frankreich und Öesterreich-Ungarn. Im Grunde
handelt es sich ja doch nur um die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen staat-
licher und Privater Wirtschaft. Diese ift mit Riesenschritten vorwärts geeilt und
t>er schwerfällige Staat konnte nicht mit. Von Zeit zu Zeit mutz also der entstandene
Zwischenraum regulirt werden. Dann hallt die Welt vom Geschrei über Steuerlasten
und drohenden geschäftlichen Ruin wider. Unter der „Steuermisere" leidet schließlich
auch die Privatwirtschaft. Weil bei ihr die Vermögensbestandtheile so sichtbar und
greifbar find Hart stoßen die Meinungen auf einander; und der Haß gegen die über-
ragende Potenz des produktiven Kapitals kommt oft zu grotcskkm Ausdruck. In
Oesterreich führt der Finar.zminister von Bilinski einen erbitterten Kampf gegen
die Steuerobjekte. Sein Programm, das in manchen Einzelheiten deutschem Muster
nachgebildet ist, wurde s. limine von den Häuptern der Wirtschaft abgelehnt.
Das will noch nichts sagen; denn in Steuersachen hört überall die Gemüthlichkeit
auf. Wichtig und als Symptom lehrreich ist aber ein Umstand: der österreichische
Finanzminister hat sich als ein Reaktionär äs pur sanS entpuppt. Der Aktionär
ift für ihn ein Mensch, der ein unerlaubtes Gewerbe betreibt. Die Aktie gilt ihm
als eine die öffentliche Moral schädigende Einrichtung. Kartelle der Industrie sind
Unternehmen, die nicht die geringste Rücksicht verdienen. Das österreichische Eisen-
kartell ift eine Hochburg der Ausbeuterei. Und das Alles: weil Herr von Bilinski
Geld braucht, neue Sleuern einführen will und eine Durchkreuzung seiner Absichten
als Hochverrath empfindet. Dieses Verbrechen hat die Prager Eisen-Jndustrie-Gesell-
schüft begangen, über die der Finanzminister im Budgetausschuß des wiener Reichs-
rathes ein schlimmes Verdammungurtheil fällte. Die Gesellschaft, eins der ange-
sehensten Montanunternehmen der Habsburgischen Monarchie, wollte Gebühren
sparen und entschloß sich deshalb zu einer Transaktion, die den Fiskus um eine
erkleckliche Summe brachte. Obwohl durchaus nicht sicher ift, daß das Verfahren
ungesetzlich war, bezeichnete es der Finanzminister als eine „Affaire, die der
Oeffentlichen Sittlichkeit zuwiderlaufe"; als ein „unerhörtes Scheinmanöver, das, so
viel man auch in Osterreich vertrage, doch alle bisherigen Erfahrungen übersteige".
Solche ministerielle Kritik an der geschäftlichen Manipulation einer Aktiengesell-
ift selbst im Lande der Talonsteuer noch nicht dagewesen. War sie gut begründet?
Die Prager Eisen-Jndustrie-Gesellschaft steht seit zwanzig Jahren in engen Be-
ziehungen zur Böhmischen Montangesellschaft. Die Verbindung entsprang den na-
türlichen Lebensbedingungen beider Unternehmen. Für die Produktion und Ver-
arbeitung von Erz und Eisen ergab sich eine gemeinschaftliche Grundlage. Eben
so für den Verkauf und die Organisation. Durch die Einigung wurde die Ber-
billigung der Fabrikation, die Ermäßigung der Geschäftsunkosten möglich. Beide
Betriebe kamen so gut vorwärts, daß im Jshr 1904 eine Fusion beschlossen wurde.
Da eine völlige Uebernahme der Anlagen der Böhmischen Montangesellschaft durch
die Prager Eisenindustrie Gebühren von sieben Millionen Kronen erfordert hätte.

entschloß man sich, zunächst nur das gesammte Aktienkapital der Böhmischen Montargesellfchaft zu erwerben, das Unternehmen aber weiter bestehen zu lassen. Also wurden getrennte Bilanzen geführt. Dieser Zustand schien aber auf die Dauer nicht opportun; wegen der dreifachen Besteuerung, der die Dividende der Böhmischen Montanaktien unterlag. Die hatte die übliche Abgabe der Aktiengesellschaften (im Ganzen 20 Prozent des Gewinns) zu zahlen, außerdem wurde der Ertrag im Gewinn der PragerEisen-Jndustrie-Gesellschaft noch einmal iisccrlitei- beschnitten und drittens ziriste es dem Fiskus im Einkommen des einzelnen Aktionärs. Die Verwaltung derPEJG entschloß sich deshalb, die Böhmische Montangesellschaft aufzulösen und die beiden Betriebe mit einander zu vereinigen. Im Effekt handelte es sich nur um eine Formalität zum Zweck der Sleuerersparniß; denn durch den Besitz sämmtlicher Aktien war die PEIG js schon Eigenthümerin der an. deren Gesellschaft. Um die Uebernahme der Anlagen regelrecht durchzuführen, wurde ein Bersteigerungtermin ausgeschrieben. Dort erschien als einzige Bieterin die P E I G. Sie erwarb die Werke des ihr bereits gehörenden Unternehmens zu dem Preis, zu dem die Aktien der Böhmischen Montangesellschaft bei ihr gebucht sind: zu 8V2 Millionen Kronen. Das geschah wiederum in der Absicht, an den Gebühren für die Übertragung zu sparen; denn in der Bilanz der Böhmischen Montangesellschaft figurirten die Anlagen mit 19^ Millionen. Wäre dieser Preis deklarirt worden, so hätten die Kosten 780 000 Kronen betragen- nach dem gewählten Modus warens nur 310 000 Klonen. Das ist das „unerhörte Scheinmanöver", das die Seelenruhe des Finanzministers so jäh gestört hat. Sieht man von Detailfragen aus der steuerrechtlichen Praxis des Nachbarlandes ab, so bietet schon ein Fundamentalsatz des geschäftlichen Lebens eine Rechtfertigung der PEJG; der Grundsatz: möglichst billig zu kaufen. Bei Versteigerungen sucht der Käufer doch nicht zu einem Maximalpreis, sondern zum Minimum anzukommen. Hätte die prager Verwaltung anders gehandelt, so könnten die Aktionäre sie regreßpflichtig machen. Für den Erwerb der böhmischen Werke konnte nur der Preis maßgebend sein, zu dem die Aktien der Gesellschaft in der Bilanz der Käuferin geführt wurden Bei der öffemlichen Ausbietung mußte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich noch andere Reflektanten meldeten. Die wären aber von vorn herein abgeschreckt worden, wenn als Grundpreis die Summe von 19^ Millionen Kronen genannt worden wäre. Das würde vielleicht nicht der Moral, wohl aber der geschäftlichen Klugheit mit Stentorstimme widersprochen haben.
Rsdus sie stantibus erscheint eS kaum glaublich, daß der Finanzminister eine förmliche Aktion gegen die P EI G eingeleitet Hai. Maßregeln, die dem reichS« deutschen Verständniß unfaßbar sind. Die aber zeigen, welcher Freiheiten sich die Aktie in dem so hart gescholtenen deutschen Recht im Vergleich zu österreichischen Zuständen erfreut. Die PEJG hatte die Vermehrung ihres Aktienkapitals beschlossen, um die Mittel zur Einlösung einer Obligationenschmd der Böhmischen Montangesellschaft zu erlangen. In Oesterreich müssen die Modalitäten solcher Geschäfte dem Finanzminister zur Genehmigung unterbreitet werden. Meist werden solche Eingaben glatt erledigt, namentlich, wenn dic Antragsteller so qualifizirt find, daß man ihnen das nöthige Verftöndniß für Nothwendigkeit und Aufmachung der Emission zutrauen darf. Herr von Bilinski war jedoch der Meinung, man dürfe einer „Kapitalverwäfserung/ nicht Vorschub leisten, und suchte deshalb dem geplanten.

Geschäft Hindernisse in den Weg zu legen. Da der Nominalkurs der Aktie der
PEJG 400 Kronen, der Börsenpreis dagegen 2O00 Kronen oder 650 Prozent
beträgt, so mußte eine Verdünnung des Kapitals den sittlichen Grundsätzen des
Finanzmirifters eigentlich entsprechen. Herr von Bilinski aber schrieb der Gesell-
schaft und ihren Finanzberathern den Emissionpreis einfach vor. Die Jungen Aktien
sollten ursprünglich zu Pari ausgegeben werden. Da erklärte der Mann des Fiskus:
„Hnoä QOu! Tin Kurs zwischen 1400 und 1800 Kronen ist das Nichtige." Kann
sich Eine^ vorstellen, daß der preußische Finanzminister der Gelsenlirchener Bergwerk-
gesellschaft oder der Laurahütte oder einer Bank befiehlt, welchen Preis sie für neu
zu emittnende Aknen fordern so!K? In Oesterreich kanns so sein; ists gestern so
gewesen. Man einigte sich auf einen Kurs von 1400 Kronen; und die Prager hofften,
nun Ruhe zu haben. Da kam der Ankauf der Böhmischen Montangesellschast und das
gewaltige Aergerniß für den Finanzminister. Der erklärte einfach: Die beantragte
(und von der General oersammlung beschlossene) Kapitalserhöhung ist nicht nöthig.
Strafe muß sein; und damit die PEJG sieht, daß die Regirung auch noch da
ist, wird weiter dafür gesorgt werden, daß die Gebühren für die erwähnte Trans-
aktion ihr voll gerüttelt Maß ausmachen. Zum Dritten kündete Herr von Bilinski
an, daß er eine Dividendenzusatz st euer beantragen und so der Hybris der P E I G
ein Ende machen werde. Die neue Steuer ist, nach den Worten des Ministers, den
Pcagnn auf den Leib zugeschnitten. Kampf bis zur Abfuhr also; wobei nur Eins
sonderbar anmuthet: die gänzliche Ausschaltung der Aktionäre. Für den Minister
giebt es nur einen Gegner: die Verwaltung und ihr Haupt, den Centraldirektor
Wilhelm Keftranek. Die Interessen der Aktionäre kümmern ihn nicht.
Herr Keftranek ist als Techniker und Finanzmann gleich tüchtig und hat sich
auch in der Oeffentlichkeit als muthige Persönlichkeit gezeigt. Zweimal focht er
vor dem Forum des Gerichtes einen erbitterten Kampf wider politische Gegner aus.
Der als „Prager Röhrenliefcrungprozeß" bekannte Fall endete zwar mit einer Ver-
uvtheilung Kestrcmeks zu einer hohen Geldstrafe; doch der Bestrafte erfocht einen nicht
kleinen moralischen Sieg. Dann kam die Fortsetzung: die Beleidigungsklage des czech-
ischen Abgeordneten Brdlik gegen Keftranek. Dieser hatte im ersten Prozeß behauptet,
daß Abgeordnete ihre Stellung zur Erlangung materieller Vortheile mißbraucht hätten.
Die Prager Eisen-Jndustrie-Gesellschaft, der solche Angebote gemacht worden seien,
habe von vorn herein jedes Entgegenkommen abgelehnt. Das habe dann zu den
Drohungen gegen das österreichische Eisenkartell geführt. Ueble Dinge, die, sollten
sie sich als wahr erweisen, den Kredit der österreichischen Wirthschast nicht heben
würden. Zunächst ist der Prozeß „auf unbestimmte Zeit" vertagt worden. Aber
Keftranek hat sich natürlich durch sein Vorgehen nicht beliebter gemacht. Auf die
Erklärung des Ministers folgte eine Gegenerklärung in der Neuen Freien Presse,
unterzeichnet vom Verwaltuugrath der PEJG. Dem gehört der Geschäftsinhaber
der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg, an; die Schicksale der PEJG
spielen also auch ins Reich der deutschen Finanz hinüber. Die Antwort an dm
Minister läßt an Schärfe nichts zu wünschen übrig, behandelt die streitigen Fragen
aber sachlich. Punkt vor Punkt werden die ministeriellen Schritte und Ansichten-
als unbegründet erwiesen. Besonders wichtig scheint ein Hinweis auf die Aeußerungen
eines Mitgliedes des Verwaltungsgerichtshofes. In einer Abhandlung dieses Herrn,
die sich mit der Liquidation und Fusion von Aktiengesellschaften beschäftigt, steht

ein Passus über das .rasfinirte System von Entwickelunghemmungen, in die der österreichische Jndustrialismus durch das gesammte öffentliche Recht und durch die Praxis dieses Rechtes, vornehmlich bei der Erhebung von Steuern und Gebühren, eingeklemmt ist." Auf diese Weise sucht man Oesterreichs Industrie konkurrenzfähig zu machen. Es giebt wohl kein Land, in dem die Aktie so störender Aufsicht unterworfen ist wie in Oesterreich. Der Erfolg ist ein Minimum von Aktiengesellschaften im Verhältniß zu dem Maximum solcher Unternehmungen in Deutschland. Die Überwachung der Gesellschaften ähnelt der Kontrole, der in Deutschland die Hypothekenbanken unterstellt sind; ein Bischen auch der Sittenpolizei. Aber die Aktie ist keine mündelsichere Schuldverschreibung, sondern ein Besitztitel, dessen Beweglichkeit das Eindringen von Geldkapital in den Wirthschaftkörper erleichtern soll.
Wie weit der Kampf der Nationalitäten in das Schicksal einzelner Gesellschaften eingreift, lehrt auch die neue Geschichte des größten ungarischen Hüttenwerkes, der Rima-Muranyer Eisenwerkgesellschast. Monate lang waren Rima-Aktien das in Budapest und Wien bevorzugte Spielpapier. Der Kurs des Papieres zeigte amerikanische Extravaganzen. Die Spannungen, die sich täglich ergaben, trieben das Publikum zur Rasereiz und der Börsenpalaft am Schottenring, der seit 1873 kaum noch eine große Sensation erlebt hatte, fühlte sich um dreißig Jahre verjüngt. Der ganze Rummel ging davon aus, daß Magyaren und Oesterreicher um die Vorherrschaft im Aktienbesitz kämpften. Die Gesellschaft sollte einfach magyarisirt werden. Und die Banken, die an dem Unternehmen betheiligt sind (der Wiener Bankverein, die Verbindung der Deutschen Bank, hat das ungarische Hüttenunternehmen groß gemacht; es verdankt also seine EntWickelung deutschem Einfluß), mußten schließlich wohlerwogene Pläne aufgeben. Die Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, die Böhmische Montangesellschaft, dieRima-MuranyerHüttenwerke: lauterStützen deröfterreichischnngarischen Industrie. Aber die Politik und der Fiskus lassen ihnen nicht die Ruhe, sich zu gesunden Gliedern des Wirthschaftkörpers zu entwickeln; und das Kapital, daS diesem Körper neues Blut zuführen soll, macht, eingeschüchtert, vor den schwarzgelben Grenzpfählen Halt, hinter denen der gestrenge Herr von Bilinski wacht.
Diese Verhältnisse wurden auch in Berlin wieder besonders eifrig besprochen, als die Nachricht vom Tode Theodors von Taussig gekommen war. Des Einzigen, der in den Ländern der Habsburgischen Krone vermocht hat, als Bankdirektor sich eine unangreifbare Position zu schaffen. Taussig (der in seinen letzten Lebensjahren Gouverneur der Bodenkreditanstalt hieß, auch unter diesem Titel aber ihr eigentlicher Leiter blieb) war Oesterreichs stärkster und nobelster Bankmann; in unserer Zeit der einzige ganz großen Stils. Nicht ein Jndustrieorganisator von dem raschen Blick seines Landsmannes Wittgenstein; aber ein wirklich großer Bankier. Unser Fürstenberg, dem man ihn, den auch Witzigen, auch von Furcht und Bedenken nie Geplagten, oft verglichen hat, ist moderner und, wie ein Blick auf Rheinland-Westfalen und Oberschlesien lehrt, zu industrieller Mitarbeit und Großmachtalliance besser geeignet. Doch selbst er, der im wohnlicheren Deutschen Reich lebt, hat nicht das Wesensformat und hat nicht die Stellung erobert, die Taussig hatte. Der war, seit er die Rothschild'Gruppe ins Joch seines Willens gezwungen hatte, Reichsbankier und Mitregent. Allen Gewalten, sogar der Presse und dem Parlament, zum T?otz erhielt er sich. Und am Sarg des großen Geldhändlers trauert die austro-ungarische Geschäftswelt um ihre stärkste und zugleich vornehmste Persönlichkeit. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 11. Dezember 1909.
Septimana.
^Mrster Dezember. Dumm, daß liberale Schreiber die Thronrede, die
gestern den Reichstag eröffnet hat, mit Spott und Gallapfelsaft be-
spritzen. Sie ist gut; besser als die meisten,die wir in den letzten Jahren lasen.
Kein Wortprunkmantel, kein Phrasevschleppkleid; eine kurze, klare Liste der zu
leistenden Arbeit. Die Genesis der Thronreden ist noch nicht so bekannt, wie
man glauben dürfte. JedesResfort, sagte mirBismarck. liefert seinenSpeise-
zettelin dieReichskanzlei; da ^
noch Wesentliches geändert; derKanzler sorgt für das internationale Gewürz,
fürHors d'oeuvre und'Dessert,fürdieallczemeinbekömmlicheSauceundthun-
liche Erfüllung etwa beim Allerhöchsten Herrn noch vorhandener Wünsche:
dann kann die Glocke zur Mahlzeit rufen. Diesmal giebts nicht viel zu essen.
Ein Segen nach der Ueberfütterung mit Gesetzen und Projekten. Hauptge-
richte: Heimarbeitordnung, Reliktenversicherung, Erweiterung der KrankVn-
assekuranz. Da weiß Bethmann Bescheid; diese Entwürfe hat er, als Eibe
Posadowskys, mitvorbereitet. (Herr Clemens Delbrück hat alsoZcit, auf dem
Platz, wohin ihn zuversichtlicheHoffnung nicht begleiten konnte, sich in Würde
zu fassen.) Die Strafprozeßordnung, die fast noch wichtiger ist als das Straf-
gesetzbuch, wird hoffentlich abgelehnt; hier kann das Cenlrum zeigen, daß es
auch jetzt nicht um jeden Preis gouv?rnemental sein will, sondern sich mitui-
ner ganzen Wucht für eine ernsthafte Besserung des Unzulänglichen einsetzt.
Herr Dernburg möchte die Diamantenkonjunktur benutzen,um in West und
OstBahnen zubauen. Dagegen ist nichts zusagen: ohneSchienenstranggiebts
keine wirksame Kolonisation. Auch auf die Reform des Gerichtswesens, auf
ein Beamtengesetz und eine Gehälterordnung können dieKolonien nicht län-
ger warten. Die Aufgabe, über die neuen Steuergesetze zu reden, war heikel;

Stilistengeschicklichkeit hat siebewöltigt. KeinWort desDankes andieMehr-
heit, die, wenigstens auf dem Papier, dem Reich das nöthigste Geld gesichert
hat; doch die Anerkennung: Ihr habt uns neue Einnahmequellen erschlossen.
Kein klägliches Geseufz über die „Zwangslage", in die das Zerbröckeln des
Blockes die Regirung gebracht habe. Fortan dürfen Konservative, Katho-
liken und Polen den Schmähern erwidern: „Die Verbündeten Regirungen
haben den Werth unserer Leistung anerkannt; wäre sie so miserabel, wie Ihr
behauptet, dann müßtet Ihr, statt an uns, Euch an den Bundesrath halten^
der sie nützlich gefunden und deshalb acceptirt hat." Die Thronrede wäre,
in ihrer nüchternen Tonart, nur zu loben,wenn der Absatz überdie internatio-
nalen Beziehungen (der offenbarvielMühegekostethat) nicht einBischen ver-
drösse.Auch hier ärgert kein Ueb erschwang,fehlt diesmal (Beth mann sei Dank!)
derverdächtigeEifer,mitdemallzulangeundallzulautdie friedlicheGesinnung
Deutschlands betheuert wurde. Nachdem Herr Pichon die Loyalität der Ber-
liner gerühmt hatte, konnte man wohl an eine Erwiderung solcher Artigkeit
denken. Durfte nur nicht vergessen, daß sie durch schwächliche Nachgiebigkeit er-
worben war, und brauchte für die Antwort nichtdieFeiertagsform der Thron-
rede zu wählen, deren in der Stunde der britischen Krisis recht merkbare Ab-
sicht nicht nur in London verstimmen konnte. Und mußte wirklich wieder, wie
ein Lebendiges, der Dreibund erwähnt und vom „Zusammenhalten der drei
verbündeten Reiche" geredet werden? Algestras, der bosnischeStreit,Racco-
nigi: drei Beweise, wie sie „zusammenhalten". Schade. Doch trotz diesem
Fehler verdient die erste bethmännische Arbeit das Prädikat: Im Ganzen gut.
ZweiterDezember. In der ersten Christmondsstunde hat das eng-
lische Oberhaus das Budget abgelehnt. „Dürfen sie dennDas?" So fragte
der entkrönte Kaiser Ferdinand, als er hörte, die Preußen seien in Böhmen
eingerückt. Die Lords konnten sich sogar auf eine Rechtstradition berufen. Seit
1671 ist ihnen auch von den Commons das Rechtzur Ablehnung eines Finanz«
gesetzes verbürgt; sie dürfen nicht ändern, doch weigern. Und haben weder
ein Gesetz noch eine Konventionairegel verletzt, als sie die Bill ablehnten, die
außer Abgabenerhöhungen und neuen Steuern dem Reich Aenderungen im
Modus der Einschätzung, des Grunderwerbes und der Schankerlaubniß zu-
muthete. Das Stimmenverhältniß (350 gegen 75) lehrt, daß Herr Lloyd
George nicht nur von Tones bekämpft wird. Lord Cromer (der dem Haus Na-
ring angehört), Lord Rosebery (Rothschilds Schwiegersohn), Lord Avebury
und Andere, von deren Lippe die schroffste Kritik des bepacktenBudgets kam,
sind Liberale. Die kontinentaleVorstellung,dasOberhaus seinur einJunker-
Heim, ist völlig falsch. Da sitzen reiche Bänker, Brauer, Industrielle; und

Campbell«Bannerman und Asquith haben seit 1906 die Zahl der liberalen
Peers hastig erhöht. Die Thatsache, daß dieses Haus eine BiU ablehnt, darf
man nicht unter das Rubrum „Junkerreaktion" buchen. Lord Curzon (der
die wirksamste Rede hielt) konnte mit Recht sagen, das Oberhaus würde der
ernstesten Pflicht feig ausbiegen, wenn es, aus Furcht vor etwa möglichen
Schädigungen seiner Existenz, ein so verhangnißvolles Gesetz durchließe. Das
Land soll entscheiden. Behaltennach derJanuarwahl die Liberalen eine halb-
wegs ausreichende Mehrheit, dann werden die dreizehn Millionen Pfund Ster-
ling, die dasReich braucht, wieder aufdemvonLloydGeorgegewähltenWeg
herangeschafft, wird aber auch versucht werden, den Lords das Vetorecht zu neh-
men und diePeerskammerzum bloßen Stuckornament am Gebäude einer vom
Willen einer einzigen Kammer gelenkten Demokratie zu machen. Siegen die
Konservativen, dann ist auch Chamberlains Schutzzöllen dem Sieg nah
und mit gesteigerter Rüstung, gesteigerter Lust zu kriegerischer Auseinander-
setzung mit Deutschland zu rechnen. Nach Allem, was man, namentlich auch
aus der City, hört, ist anzunehmen, daß die Briten für stärkere Waffnung
und gegen sozialistische Experimente sind und daß die Konservativen heute
mit nicht geringerer Zuversicht als imJahr1893(da dieLords dieHomerule-
biUGladstones verworfen hatten) hoffen dürfen, die Mehrheit derStimmen
zu werben. Jedenfalls stehen wir vor einem Ereigniß, dessen Bedeutung weiter
reichen wird als alle Nachwirkung des mandschurischenKrieges; und müssen,
da Prohibitivzoll und Dreadnoughtbau sich gegen uns richten würde, einsehen,
wie unklug,wie strafbar thörichteswar,dieZeitderBurennothundderWhig«
Herrschaft müßig zu versäumen. Auch mit Lansdowne wird zu reden sein.
Jetzt aber, vorder Parlamentswahl, istnichts zu machen. Ist vorjedemWort,
das ein Politiker spricht oder schreibt, nur gewissenhaft zu erwägen, wie es in
England wirken werde. Nichtoftwar imLaufderGeschichte die Entscheidung,
die in einem Lande fiel, für ein anderes so ungeheuer wichtig. Ruhe ist nun
wirklich erste Bürgerpflicht. Keine langen Reden über das Handelsproviso-
rium noch gar über denKongostaat (über den ein erfahrenerDiplomat nicht
mit einer im Lebenscentrum bedrohtenRegirung verhandelt hätte); und Ver-
tagung jeder Marinedebatte bis in den Februar. Wie schlecht auch die beste
Absicht wirken kann, lehrt uns heute die franzöfischePresse. Wer lesen kann,
merkt da, wie die berliner Thronrede drüben das Selbstgefühl gestärkt hat.
„Weil wir seit den Tagen der Casablcmcakrisis uns nicht mehr nachgiebig,
sondern energisch gezeigt haben, werden wir so gut behandelt." Das ist der
Grundton. Delcasfö kann lächeln. Eifernde Höflichkeit des Nachbars hält
der Franzose für ein Schwachheitsymptom; und hört auf, ihn zu föchten.

DritterDezember.Von Ausbruch en nat ionalen Unwillens gegen die
Lords verrathen die englischen Berichte einstweilen nichts; trotzdem die mei-
sten doch von liberalen Männern stammen. Offenbar gehört das ganze Bri>
teninteresse der Frage: Tarifreform und Reichsficherheit oder Staatssozia-
lismus und Kleinengländerthum? AusPetersburg wird gemeldet, dierusso-
japanischeVerständigung über die Interessensphären sei beinahe fertig.Kcmn
richtig sein. Was uns über die ostasiatische Kriegsgefahr erzählt wurde, war
von leicht durchschaubarer Absicht erfunden. Japan denkt, unter dem dreifachen
Druck der Geldnoth, der Pacisicsorge, der nur zwischenVerachtung und Miß-
trauen schwankenden Chinesenstimmung, nicht an neuen Krieg gegen Ruh-
land. In Neudeck hat die französische Schauspielerin Jeanne Gramer, die
Guido Henckel wohl aus der Paivazeit kennt, vor dem Kaiser gespielt. Was
gehis uns an? Die würdige Dame, vor drei Jahrzehnten dieL'Ange der An-
gst, soll ihre Sacke noch sehr gut machen. Hübsche und galante Mädchen, die
auf ihre alten Tage Sprecherinnen und Spielerinnen ersten Ranges werden:
pariser Spezialität. Berliner: Wäschecommis, die sich in die Theaterkritik
verlausen haben und bei läppischen Anlaß nun Mannesmuth zeigen möchten.
Was wir aus dem Munde der Grsnier und ihrerLeute über WorteWilhelms
erfahren, ist nicht nachprüfbar; es Magistrat zubeschwatzen, gefahrlosesBen-
gelvergnügen. Die Helden sollten lieber erwähnen, dah der Kaiser von deut-
scher Schauspielkunst fast nur das All erschlechteste kennt, dieFrauen Sorma,
Höflich, Lehmann, Durieux,Eysoldt, die Herren Sauer, Basfermann, Reicher
und andere Protagonisten nie gesehen hat und denWerth pariserBretterkönige
drum nicht sicherer ermessen kann als Einer, der unsere Großindustrie nicht
kennt, den Status amerikanische! Betriebsformen. Gräßlich wirken die Hof-
jagdberichte, die jetzt wieder täglich in den Zeitungen stehen. Der im Rang
Höchste schießt immer am Meisten.Zwei StückWild in jeder Minute. „Von
allen Lustbarkeiten ist die Jagd die für Fürsten ungeeignetste", sagt Fritz von
Preußen im „Antimacchiavell". Und hat die heute bei Hof beliebte Massen-
schlächterei noch irgendwas mit edlem Waidwerk gemein, das ein Kampf
menschlicher gegen thierische List sein soll? Jetzt wird das Wild Wochen lang
vor derHofjagd gezähmten den Anblickzielender Jägergewöhnt undschließ«
lich, wenn es glaubt, von dem Stahlrohr, das es so oft auf seinen Leib ge-
richtet sah, drohe ihm keineGefahr, in Rudeln vor die Flinte des allerhöchsten
Schützen getrieben. Der dann nur loszudrücken braucht. Bald weiß auch jedes
Kind, daß der Kaiser eine Fernrohrflinte hat, deren Mechanismus ihm das
Jägerhandwerk noch wesentlich erleichtert. Warum also die häßlichen Ziffern
öffentlich plakatiren? Noch Etwas aus diesem Kapitel. Weil der Kaiser zur

Jagd nachDonaueschingenfuhr, muhten im Gebiet der badifchen Staatsbahn fünf Züge ausfallen, für fünfzehn die Abgangszeiten geändert werden. Ungefähr also wie an Tagen ernsthafter Mobilmachung. Dieser Zustand, mit der Straßensperre und derPferchung der Reisenden in verriegelte Wartesäle, wird nachgerade unerträglich. Wird im Reichstag bei der Haushaltsberathung Einer davon reden'? Richtig: der Reichstag. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist zum Zweiten Vicepräsidenten gewählt worden.Weil die Nationalliberalen den Platz, der ihnen gebührte, nicht wollten und weilTaktikerpsifsigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu lootsen. ^las, poor paaLcKs! Der war sicher zur Annahme des Postens bereit und sinket denVerzichtgewißunklug.WelcherSchlaue verzichtetfreiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu fitzen? Lahmeyer und Bergmann hätten wohl gern einen Vertrauensmann im Aufsichtrath der AEG oder der Koalition Siemens-Schuckert. Doch vielleicht bewahrt dieErkenntniß dieses Fehlers die Nationalliberalen vor schlimmeren. Erni, nach allem als Kolonialdirektor und Vorschuhforderer Erlebten, Reichstagspräsident: das Unbeschreibliche, hier ist es gethan. Graf Stolberg-Wernigerode,Oberlandesgerichtspräsident Spahn, Erbprinz zu Hohenlohe: die Drei thronen nun über den Vertretern des deutschen Volkes. Dessen Regirbarkeit ist und bleibt unübertrefflich.

Vierter Dezember: In Italien ist das Ministerium Giolitti gefallen. Ueber eine Finanzreform, die den Erbtheil schärfer besteuern wollte. Deutschland, England, Italien: der dritte Fall. In London und Rom waren Liberale die schroffstenGegner der Erbschaftsteuer. Ganz so einfach, wie man uns vorgeredet hat, kann die Sache nicht sein. Der Kapitalist wittert die bequeme Möglichkeit derVermögenskonsiökation; will denBesitzlofennicht das Recht zur Verfügung über erworbenes Gut geben. Eigentlich müßte die Bourgeoisie Herrn Di .Ernst vonHeydebrand als ihren Vorkämpfer kränzen.Der hat muthig ausgesprochen, was ihre Massenangst scheu imBusen birgt: Eine Besitzsteuer, deren Höhe ein aus allgemeinem, gleichem Wahlrecht hervorgegüNgeneSParlamentbestimmt, muß, srühoderspät, zur Expropriation derBesitzenden führen. Wer in Italien ansRuder kommt, kann uns gleichgiltig sein. Je deutlicher die Abkehr vom deutsch-österreichischen Bündniß zum Ausdruck gelangt, desto besser. Der Volksstimmung hat General Asinari die Zunge gelöst. Hoffentlich sieht Herr von Jagow nichtAlles durch die Brille seines hohen Gönners Bülow. Der hat nie ärger geirrt als in der Beurtheilung römischer Tendenzen; ein neuerBeweis für die Berechtigung desbismärckischen Zweifels: Kann derEhemann einerAusländerin für die Heimath seiner Frau das richtige Augenmaß haben?Der belgischeLeopold, heihts, gründet Aktien-

gefellschaften, deren Papiere an die Börsen kommen sollen. Scheint, weil er
seine kleine Baronin Vaughan allzu munter als Pompadour afftchirt, auf dem
Thronnicht lange mehr haltbar. Auf dicken Wollsocken umstapft ihn schielend
der Menschenschnitter. Dieser Sohn des verrußtenKoburgers und der Bürger-
königstochter ist nicht vom Alltagskaliber. Und hat, trotz all seinen Streichen
(Cleo war nur in der Legende sein Liebchen), für Belgien ungemein gute Ge-
schäftegemacht. Der erste modern schillernde Großkaufmann aufeinemThron
muhtevielleichtWasvomGaunerundwasvomlöderlichenNishnijfahrerhaben.
Die ersten hansischen Sklavenhändler glichen auch nicht Kindergemüthern.
Fünfter Dezember. Die britische Absicht (von der ich vor vierzehn
Tagenhiersprach),dieKonzessionderSuezkanalgesellschaftschonjetztum vier-
zig Jahre zu verlängern, hat sich im letzten Augenblick als einstweilen unaus-
führbar erwiesen. Abbas Hilmi, der Khedive, hatte verfügt, der Vorschlag
der egyptischen (britischen) Regnung sei der (Zentral L.886mbl^ zu unter-
breiten. Das war ein Fechterkunstgriff. Denn man wußte in Kairo, daß in
dieser Nationalversammlung eine Mehrheit für den Plan nicht zu erreichen
fem, sondern die Forderung durchgehen werde, den Kanalertrag von 1969 an
deMEgypterstaatzuüberweisen.DiebrüskeAblehnunghättedasBritenprestige
am Nil geschmälert. Deshalb ließ England das Projekt schon in der pariser
Generalversammlung derKsnalgesellschaftsacht fallen.DieSache ist bis zum
Februar vertagtworden. Vielleichtsitzt dann Lord Lansdowne auf demStuhl,
von dem aus Sir Edward Grey jetzt das LritiZk Lmpirs regirt.Und vielleicht
kratzt man bis dahin Argumente zusammen, denen die Nationalversamm-
lung zugänglich ist. Für die Gewährung desKhalifates könnte AbbasHilmi
immerhin Einiges fpendiren. Am Vierzehnten will er nach Mekka und Me-
dina reisen. Den viertägigen Kamelritt, der sonst nöthig war, vermeiden: er
nimmtvierAutomobilemitunddieStraheistfürfolcheFahrzeugehergerichtet.
HamadaPascha, der slsZolldirektor die Eingeweide egyptischer Verwaltung
gesehen und nach den Wakfs des Vicekönigs die des Khalifen, als Minister, ge-
leitet hat, ist schon auf dem Weg nach den Heiligen Stätten. Die gehören ja, wie
Moscheen und Kirchhöfe, zu seinem Ressort. Wahrscheinlich will er nur die
Kaaba umkreisen; nicht etwa den Khedive überwachen. Wer denkt in Kon-
stantinopel daran? WerträumtinLondonvondemWunfch, Eduard, als den
Patron eines arabischen Khalifen, zum Grohherrn aller Gläubigen zu machen?
Sechster Dezember: EinJammer, daß im Reichstag kein Mensch
sich noch zu echter Leidenschaft, zu rechtschaffenem Zorn aufraffen kann. Daß
Allenur wie Advokaten ihre Sache vertreten. Da darf sich Herr Tirpitz hinstellen
und reden, als sei aufder kielerWerftimGrundenichts irgendwieSchlimmes

geschehen. Keiner antwortet, wie sichs gebührt. Unterschleife? Davon darf
nichtmehrdieRedesein:alleAngeklagtenfindjafreigesprochenworden.Nurdie
Sozialdemokraten lachenden Redneraus. Der mit ernstem Gesichtthut, als sei
der Spruch der Jury ein Strafkammerurtheil, deffen Begründung auch die
Werftbeamten als unschuldig erkannt habe. Weiß diese Excellenz nicht, daß
Geschworene nach dem Gefühl urth eilen, ihren Spruch niemals motwiren und
daß in Kiel dieVerurtheilung an der Strähne einerLaienstimme hing? Das
konntederBalbosdesMarineamtesvonseinemjuristischenMeschores erfahren.
Die Jurymehrheit mag entwederden Schuldbeweisnichtstarkgenug gefunden
oder gemeint haben, da man die an der Lüderei Hauptschuldigen nichtpacken
könne, sei es ungerecht, die zufällig Angeklagten nach der Tortur der Unter-
suchunghaft noch härter zu strafen. Durfte der Herr Staatssekretär deshalb
einen so hohen Ton anschlagen? DerMann, hat Wilhelm oft gesagt, setzt im
Reichstag Alles durch. Leider. Und ist im Kreis der Kollegen doch der Brin-
ger des ärgsten Unheils. Seine Schuld ist, daß wir in Kiautschau festfitzen
(und aus Ladewigs großem Portemonnaie wirtschaften); daß wir uns nicht
längst mitMgland verständigt haben; dahin unbedächtigerSchnelle gebaut,
dasFertige aber, weils anGeld fehlt, nicht in den Zustand ^Kriegsbereitschaft
gebracht wird; daß zwischen denTerminenderMannschaftemlassung und der
Rekmteneinstellung ein gefährliches Intervall bleibt; daß Jeder, der seinem
Syftemtapferwiderfpricht,vom Platz weichenmuß (FallBaudissin); daß beim
MaschinenkaufnichtdieQualität^
daß wir nicht mehr Unterseeboote haben. Und manches Andere noch. Doch
den Reichstag hat er gezähmt. Selbst Herr Erzberger erweift ihm Reverenz.
Siebenter Dezember. Das in der Thronrede demQuai d'Orsayge-
spendeteLob läßt sich nur rechtfertigen, wenn die pariserHerren sich bereit er-
klärt haben, die vom Sultan Muley Hafid den Brüdern Mannesmann ge-
währten, von den namhaftestenStaatsrechtslehrern Europas als unbestreitbar
giltig anerkannten Minenkonzesfionen ohneChicanirungversuch endlich wirk-
sam werden zu lasfen.Wenn demGeheimrathHaberbefohlenward,schleunig
den Antrag zurückzuziehen, der ein internationales Schiedsgericht nach Lau-
sanne rufen wollte. Wenn Herrn Etienne klipp und klar gesagt worden ist, an
ein Franzosenmonopol, ein französisches Wirthfchaftpatronat sei in Marokko
nicht zu denken- Würden die westfälischen Patrioten, deren zähe und muthige
Arbeit unserer Wirtschaft einen Rechtsanspruch auf Marokko gerettet hat,
von den Herren der Wilhelmstraße im Stich gelassen, dann hätte der fünfte
Kanzler, der einzig Verantwortliche, sein bisher sauberes Leben mit einer
Schmach befleckt, die Deutschlands Volk ihm niemals verzeihen könnte.

Art.*)

ch bin geneigt, das deutsche Wort „Art" (die Schwierigkeit seiner Geschichte hat schon Jakob Grimm betont) etymologisch durch das Prinzip der Lehnübersetzung zu erklären; die Herleitungen aus arars und aus ars befriedigen wohl Niemand, auch die Gelehrten nicht, die solche Verlegenheit-Etymologien buchen. Grimm hat bereits an das slsvische rod erinnert, das von roditi (Z^nsre) herkommt; ich möchte nun (ohne Beweis) vermuthen, daß das flansche rod entweder (wie rodot von Arbeit) eine Entlehnung des deutschen Wortes Art ist oder daß sowohl Art als rod sehr alte Übersetzungen des lateinischen s'eniis sind. Es kann dabei nicht überraschen, daß Art in der

*) Am zweiundzwanzigsten November ist Fritz Mauthner sechzig Jahre alt geworden. Und ein paar Wochen danach ist (bei Georg Müller in München) die ErsteLieferung seines neuen Werkes erschienen, aus dem hier eine Probe gegeben wird; es trägt den schlichten Titel: „Wörterbuch der Philosophie" und bringt neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Fortsetzung also und Ergänzung des großen Werkes, das den Begriff „Kritik der Sprache" so schnell in die Hirne gehämmert hat und an dem auch die Gegner, die Feinde desUnzünftigen, Unbequemen nicht vorübertamen, ohne in irgendeiner ZeNe ein Stückchen dieser ungemeinen Gedankenschöpfung mitzunehmen. Sine Ergänzung, die zu hoffen war: der Aufrechte schuldete Denen, die ihm dankbar gefolgt waren, eine gründliche Revision des in die Philosophensprache zugelassenen Wörterbestandes; und Alle, die den Mann und das Werk lieben, freuen sich nun, daß er, der jetzt am Bodensie im einsamen Glaserhäusel der Droste lebt, die zur Erfüllung so schwerer Pflicht nöthige Kraft sich bewahrt hat. Die „Herkunft des sprachkritischen Gedankens" hat er am zweiten April 1904 hier geschildert. Und im Vorwort zurZweiten Auflage seines Werkes gesagt: „Wer Sprachkritik treiben will, ernsthaft und radikal. Den treiben seine Studien unerbittlich zum Nichtwissen. Der Forscher auf kleinem Gebiet muß sich auf die Forschungergebnisse der Nachbargebiete verlassen. Gerade aber auf die Grundbegriffe, auf die Prinzipien oder Elementeder großen Wiffensgebiete ist kein Verlaß. Unbewiesen sind die obersten Gesetze der Mathematik und der Mechanik, der Chemie und der Biologie. Undefinirt sind alle obersten Begriffs. Und mit diesen obersten Sätzen und Begriffen muß die Sprachkritik arbeiten. Dahecmag es kommen, daß die Männer, die in ihrer Weltanschauung zuerst sprachkritifche Ahnungen äußerten, keine Syftemaiiker waren. Vico und Wilhelm von Humboldt waren keine Systematiker. Der genialische Sprachkritiker Hamann haßte und verachtete die Eitelkeit,gleichSyfteme zu machend Ein System also kann Sprachkritik nicht ftin: ihrem Wesen nach nicht." Ein Systematiker will Mauthner auch nicht scheinen. Ist der Schöpfer dieses mächtigen (nicht philologischen, sondern erkenntnißtheorctischen) Werkes darum ein kleinerer Mann als die auf ellenhohen Socken Einherschreitenden, die so trefflich mit Worten streiten, mit Worten ein System bereiten? Er ist seines Kindes Vater. Und dieses Kind sieht so robust aus, daß man ihm zutrauen darf, es werde manche Philosophensysteme überleben. Lasset Euch von dem nach Lexikographie riechenden Titel nicht schrecken! Hier spricht ein starkes Hirn; und allen Staub der Bibliotheken, alle Dünste aus den Brutstätten der Kollegenschaft wirbelt der Athem eines reinen, edlen Menschen hinweg, dem der Wille zur Wahrhaftigkeit eingeboren ward.

Bedeutung, die uns hier allein interesfirt, vielmehr ein Ersatz für den ter-
minus s^SQies ist als für den tsi-miiius Aenns; denn die tsrinini Z'eniis
und spseiss werden in den Gemeinsprachen nicht scharf unterschieden; erst
künstliche Klassifikationen haben, und erst seit Ray, die logischen Unterschiede
von Gattung und Art auch auf die Gruppen der Botanik und Zoologie über-
tragen. Ich bemerke also nur nebenbei, daß der mittelhochdeutsche und der
frühneuhochdeutsche Sprachgebrauch Art für Adel, Geschlecht, Abkunft, Natur
setzt und daß unser „artig", wie es besonders gern im achtzehnten Jahrhundert
gebraucht wurde, offenbar an das französische Ssutil angelehnt worden ist.
Art im Sinn von Art und Weise hat seinen Weg von der Bedeutung ge-
nommen, die der von Natur entspricht.
Das Begriffspaar 7^5 und bildete sich bei den Griechen, aber erst
nach Platon, zu einer strengen Scheidung zwischen dem inhaltärmerm und
dem inhaltreicheren Begriff aus; die Logik des Aristoteles arbeitete unaufhör-
lich mit diesem Schema und die ganze Lehre von der Definition wurde darauf
gegründet, daß der Artunterschied zur Gattung hinzuzutreten habe, um die
LpeoiSs zu bestimmen. Die Römer nahmen 7^0? und ^005 in vielfältiger An-
wendung unter die Worte ihrer Gemeinsprache auf, KSnns als Lehnwort,
8p6<;i68 als Lehnübersetzung von eiSo?. Auch in der Logik, die man einfach
herübernahm, wurde das lateinische Begriffspaar verwendet: A6N118 bedeutete
das Allgemeine, 8^6oi63 das Besondere; nicht ganz klar wurde erkannt, daß
beide Begriffe ihrem Wesen nach relativ waren, eigentlich korrelativ, und daß
sie sofort konventionell wurden, willkürlich gesetzt, sobald man das abstrakte
Gebiet der Logik verließ und bestimmte Naturgruppen Gattungen, engere Grup-
pen Arten nannte. Im Verhältniß der beiden Gruppen zu einander behielt
das Begriffspaar seinen guten alten relativen Sinn; nannte man aber eine
Gruppe genügend ähnlicher Individuen eine Art an sich, so hatte man die
logische Terminologie verlassen und mußte eine neue Definition für den neuen
Artbegriff suchen. Man suchte mehrere Jahrhunderte lang, immer vergebens,
weil die Gemeinsprachen niemals darauf ausgegangen waren, eine ordentliche
Klassifikation der Thiers und Pflanzen vorzunehmen, und weil, als in der
ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das System der Natur klassifikatorisch
in Angriff genommen wurde, besonders durch Linns, die doppelte Namen-
gebung zwar der Orommgliebe zu Hilfe kam, eine natürliche Methode aber
fehlte, die artunterscheidenden Merkmale zu bestimmen. Man gelangte einge-
standenermaßen nur zu einem künstlichen System der Natur. Das galt für
das ganze System der Gattungen, Ordnungen, Familien und Arten. Diese
künstlichen Systeme sollen in ihrem Werth für die Orientirung nicht unter-
schätzt werden; ein ordentliches Register gehört zu jeder wissenschaftlichen Thätig-
keit, erst recht zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Es giebt keine Sprache
der Welt, die für alle (mehr als hunderttausend) Jnsektenarten besondere

Namen hätte, keine, die auch nur alle zweitausend Arten der Säugethiere be-
sonders nennen könnte. Wie wir keine Sprache hätten, wenn unsere Sinne
mikroskopisch genau arbeiteten und unser Gedächtniß jeden Eindruck genau
buchte, auf jeden mikroskopischen Unterschied achtete, so hätten wir keine Orien-
tirung ohne ein Register der Natur. Darum besitzt auch der Spezialforscher
so selten ein lebendiges Wissen von seiner Wissenschaft; im besten Fall ist er
ihr lebendiges Register. Das heißt: er selbst ist lebendig, das Register führt
aber auch er in einer toten Sprache.

Was nun aber die Arten insbesondere betrifft, so stand man, wie ge-
sagt, vor der Schwierigkeit, den Artbegriff so zu desinnen, daß er nicht mehr
relativ war, daß er nicht auf Varietäten mitbezogen werden konnte. Man ging
von der Gemeinsprache aus. Die nannte den Pudel einen Hund, das Wind-
spiel einen Hund, hatte dagegen für Pferd und Esel besondere Artnamen,
trotzdem (das Beispiel ist von Buffon entlehnt und nicht von einem Laien
gewählt) Pferd und Esel einander ähnlicher sind als Pudel und Windspiel.
In der Zeit vor Darwin einigte man sich endlich darauf, den Artbegriff nur
auf Organismen anzuwenden (die Kristalle schloß und schließt man aus) und
alle solche und nur solche Individuen unter einer Art (man sagte auch: gute
Art) zu verstehen, die einander ähnlich wmen und sich unter einander fort-
pflanzen konnten. Die entschiedenen Sätze Buffons wird man heute mit Staunen
lesen: I/68P666 est nn mot adstrait et A6N6ra1 dont 1a. 6do86 n'6xi8t6
Hn'en 60Q8icl6rant 1a natu.i'6 dan3 1a 8N66e88ioii cl68 t6inz)8 6t clans
1a dSstruotlon eonstauw 6t 16 i-eiionvellerneut tou.t anLLi eonstant
des eti'es . . . ^oni-rait ^uieiQ6 dire ^ue 668 int6i'va1l68 6ntr6
168 68P6663 80Nt 168 Z)1U8 6S'aUX 6t 168 1N01N8 Vai'1adl68 Ä6 t0U8,
Ml^u/ON. P61lt t0U^0Nr8 tlZ'61' NN6 1iS'Q6 (1.6 86M1'ati01I 6Qtl'6 6.6UX
68P6668 ... (^6 POINt 63t 16 p1ll3 tlX6 (^U.6 N0N8 a^0Q8 6N di8toir6
Qatui'6ll6." (Histoire Naturelle, vierter Theil.)

Was Hai sich nun an unserem Artbegriff dadurch geändert, daß Darwin 1859
in seinem Buch Oi-issw ot'8x>66i68 lehrte, die Entstehung der Arten sei besser
als durch die biblische Schöpfungsgeschichte zu erklären durch die Variabilität
der Arten, die Anpassung (die schon Lamarck gelehrt hatte), durch den Kampf
ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl? Ich glaube, es hat sich an unserem
Artbegriff nichts verändert, trotzdem ich die wahrhaft grundstürzende Bedeutung
des Darwinismus für unsere Weltanschauung, namentlich für die Vorstellung
von der Zweckmäßigkeit der Organismen, nicht verkenne. Wenn es freilich
nach Haeckel ginge und nach den kleineren Bezirksrednern des Darwinismus,
dann wäre der Stammbaum vom Menschen bis zu der Monere hinauf her-
gestellt, dann wäre der Artbegriff durch Darwin aufgehoben, dann bildete eine
endlose Reihe unmerklicher Uebergänge die Familie Monere-Mensch, dann wären
die Intervalle zwischen den Arten verschwunden und man könnte von diesem

Weltbild, wie in der Musik von einer endlosen Tonleiter ohne Intervalle,
sagen: Der Wolf heult. Aber Dem ist nicht so. Und just die freisten Naturforscher (von den bibelgläubigen Gegnern Darwins rede ich nicht) zweifeln schon lange an der Wahrheit des Darwinismus, nicht an der Großartigkeit von Darwins Hypothese.

Die Frage, warum der Artbegriff in gewissem Sinn berechtigt sei, warum uns das Bild der Art überall wieder entgegentritt, nicht aber eine Unendlichkeit von Einzelformen, die nach allen Richtungen hin mit einander zusammenhängen, hat ein so getreuer, freilich aber auch durchaus ehrlicher Darwinist wie Weismann stellen zu müssen geglaubt; und er hat sie nicht ausreichend beantwortet, wenn auch die neuere Hypothese vom Kampf der Theile im Organismus, der Jntraselektion, die korrelativen Abänderungen erklären hilft und die Vorstellung befestigt, daß bestimmte Summen von Variationen in einem einzigen Organismus lebensfähig sind, andere nicht. Offenbar steckt aber noch etwas Anderes dahinter, daß es Arten giebt, daß winzige Aenderungen, von denen keine einzige zweckdienlich ist, sich zu zweckmäßigen Organbildungen summiren, daß es Leben auf der Erde giebt. Wir kennen die Lösung des Räthsels wirklich nicht; nicht nach Darwin und nicht einmal nach Haeckel. Nägelis „Entwickelungskraft" ist nur ein Wort mehr, und noch dazu ein veraltetes, das nicht mehr hätte gewagt werden dürfen in einer Zeit, die in dem Worte Gravitation nicht mehr eine Erklärung des newtonischcn Weltgesetzes sieht, sondern nur noch einen willkürlichen Namen. Was ist nun das Richtige, das auch diesem Gedanken (so fragt Weismann) zu Grunde liegt?- Dem Gedanken, daß die Art trotz ihrem zufälligen Entstehen ein innerlich Bedingtes sei? De Vries hat außer prachtvollen Beobachtungen (an Pflanzen, weshalb die Zoologen mit ihrer etwas anderen Sprache ihn nicht ganz verstehen) auch ein neues Wort zur Verfügung: nicht allmähliche Variation, sondern sprunghafte Mutation schafft die A:ten; und die Mutationen haben die Tendenz, gute Arten zu züchten. Der Vorstoß, den De Bries gegen den dogmatisch gewordenen Darwinismus unternahm (nicht gegen Darwins Forschungmethode), ist ernst zu nehmen. „Arten entstehen nicht durch den Kampf ums Dasein, sondern sie vergehen durch ihn." Und durch Variationen, durch die Auslese werden höchstens Raffen gezüchtet, die immer wieder nach ihrer Stammart zurückzuschlagen trachten, nicht konstante Arten. Wieder hat Weismann ganz Recht, wenn er der strengen Scheidung zwischen Variationen und Mutationen entgegenhält, daß diese begriffliche Distinktion für den Entdecker der neuen Thatsachen nützlich und nothwendig gewesen sei, daß wir aber auch Summirungen von Anpassungen kennen. Und sehr hübsch ist Weismanns Abweisung der Forderung, daß auch künstliche Züchtung zu konstanten Arten führen sollte, durch die Frage, ob den Arten nützlich sei, was den züchtenden Menschen nützlich

scheine. „Was nützt es der Zuckerrübe, daß ihr Zuckergehalt aufs Doppelte wächst, oder dem anderbecker Hafer, daß er von demMenschen hochgeschätzt wird?" Die Frage aber, was sich seit der Herrschaft des Darwinismus an unserem Artbegriff geändert habe, die Frage, warum uns die Arten trotz dem Glauben an ihr zufälliges Entstehen nach wie vor als etwas innerlich Bedingtes erscheinen, diese Frage der Wsltanschauung wäre auch dann nicht beantwortet, wenn zwischen der Variation von Darwin und der Mutation von De Vries bereits eine Entscheidung getroffen wäre. Der Unterschied dieser beiden Anschauungen läuft nur darauf hinaus, daß die Evolutionisten den Grundsatz aufgestellt haben: ^turn, iion taeit s^lms; daß De Vries (sicherlich mit Recht) diesen Grundsatz nicht durchaus zugeben will; die Evolution kam von der Geologie her, die endlich gelernt hatte, die biblische Katsstrophenlehre zu korrigiren, aber doch nicht leugnen wird, daß es neben der allmählichen Aenderung der Erdrinde auch Katastrophen giebt.

Es ist etwas ganz Anderes, ob man nach der Entstehung der Arten fragt oder nach ihrem Bestehen. Darin liegt der Widerspruch: und der Widerspruch steckt, wie immer, in der Sprache, in den Worten. Hätte Darwin seinen unbestechlichen Scharfblick auf diese Gedankmreihe richten tonnen, so hätte er den Widerspruch im Titel seines grundlegenden Werkes erkennen müssen. Oi-i^in of Lpseiss; die Tendenz des ganzen Buches ist darauf gerichtet, den Artbegriff zu vernichten, und wenn er ein konsequenter deutscher Darwinist gewesen wäre und lärmende Büchertitel geliebt hätte, so hätte er den Titel wählen können: Das Ende der Arten; er fand aber die Arten mit ihren Intervallen in der Wirklichkeit vor, wie jeder unbeirrte Blick, und wollte mit seiner Lebensarbeit die Einheit der Typen, gewisse Ähnlichkeiten von Klassen und Familien aus der Blutsverwandtschaft der Arten erklären. Er hätte pedantisch sagen müssen: Ursprung der Ähnlichkeit der Arten.

Ganz pedantisch scheint mir dieser Hinweis denn doch nicht. Ich wiederhole, daß die Termini Gattung und Art vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an erst konsequent auf die Klassifikation von Thieren und Pflanzen angewandt worden find. Man hat sich durch die Herkunft aus der Logik täuschen lassen und geglaubt, der biologische Artbegriff sei eben so fest definirt wie der logische. Das war falsch. Der logische Begriff 8p6«i68 ist seinem Wesen nach relativ; vis Arten der Zoologie und Botanik wurden dadurch nicht relativ, daß der Glaube an ihre Konstanz nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Nur in seiner logischen Verwendung ist der Aztbegriff der Thiere und Pflanzen relativ, insofern man ihn den höheren Begriffen Klasse, Familie und so weiter unterordnen, den Begriffen Abart, Individuum überordnen muß Hier hat die logische Regel vom Inhalt der Begriffe ihre strenge Anwendung. Sieht man aber auf den Umfang einer Art, so verlassen wir

die Logik; und gerade die Untersuchungen der Darwinisten haben dazu bei-
getragen, die Definition der Art ins Schwanken zu bringen.
Nicht aber so eindeutig zu ändern, daß nun eine neue und bessere De-
finition zu Stande gekommen wäre. Es giebt Arten, die in erstaunlicher
Weise variiren, wie Tauben und Hunde; es giebt andere fast konstante Arten.
Schon Lange („Geschichte des Materialismus") hat bemerkt, daß der Spezies«
begriff sich als ein Produkt derjenigen Zeiten enthüllt, in welchen die Auf-
merksamkeit des Menschen vorwiegend auf die großen und höher organifirten
Geschöpfe gerichtet war und in welchem man das Mikroskop noch nicht kannte.
„Heutzutage paßt dies ganze Netz nur noch am oberen Ende der Thierreihe,
und je mehr man nach unten steigt, desto mehr wird der Forscher in Ver-
legenheit gesetzt. . . Hätte der Mensch sein Studium der Naturwesen mit
den niederen Thieren begonnen, so würde der von Manchen so heilig gehaltene
Begriff der spsoieZ wohl niemals entstanden sein." Mit den Worten „höher
organisirt" hat Lange sich wohl verhauen; wir wissen nicht, wie hoch, also
wie komplex die Insekten, die Schnecken, die früher so genannten Jnfusion-
thierchen organisirt find. Aber in der Sache hat er schon Recht. Wir haben
für die ähnlichen Gruppen von Thier- und Pflanzenindividuen aus uralter
Zeit Namen überkommen und diesen Namen hat man sich gewöhnt den Art-
charakter beizulegen; Forschung ohne unmittelbaren Nutzen und die Ordnung-
liebe der Klassifikation haben unzählige neue Namen hinzugefügt, die nicht
der Gemeinsprache angehören, die aber vermeintlich eben so den Artcharakter
trugen. Man hatte eine feste Definition der Art. Als nun der Generationen-
wechsel beobachtet wurde und die Variation bis zur Unähnlichkeit, als gar
die Deszen)enzlehre, also die Blutsverwandtschaft aller Organismen, als Dogma
auftrat, da konnte man die alten und die neuen Namen für den praktischen
Ueberblick beibehalten, aber die Namen hatten ihren Artcharakter verloren,
weil man die Art nicht mehr definiren konnte. Kein Merkmal paßte mehr
auf alle Arten. Die artvernichtende Deszendenzlehre und die artbildende Sprache,
die ordentliche Logik und die unordentliche Natur decken einander nicht mehr.
Die Deszendenzlehre ist nur eine logische Forderung, sonst nichts. Die Logik
ist immer sauber und nett; die Sprache ist (man verstehe nur richtig) unsauber
wie die Natur. Nur daß Sauberkeit, wenn man nicht an die des eigenen
Körpers denkt, ein freches Menschenwort ist. Und Sprache ist immer, wie
Religion, ein veraltendes oder veraltetes Wissen; die besten und kühnsten wissen-
schaftlichen Hypothesen sind Sehnsüchte nach einem kommenden Wissen; dämm
paßt die Sprache niemals zu den Einsichlen oder Ahnungen der bahnbrechen-
den Forscher.
So Etwas mag Goethe vorgeschwebt haben, da er, über achtzig Jahre
alt, zu dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint'Hilaire in einem

ergreifend schönen Aufsatz Stellung nahm, den Ausdruck units plan
durch den besseren unlts du. t^ps ersetzt wissen wollte und kurz vorher den
Umstand bescheidentlich aufzuklären sucht, wie ein bedenklicher Wortgebrauch
bei französischen Vorträgen zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt, den
Streit unklar und verworren macht. „Man glaubt, in reiner Prosa zu reden,
und man sprichts schon tropisch; den Tropus wendet Einer anders an als
der Andere, führt ihn in verwandtem Sinn weiter und es wird der Streit
unendlich und das Räthsel unauflöslich."

Wenn ich wagen dürfte, über diese Kritik des Artbegriffes hinauszu-
gehen, über den Nachweis, daß die Arten etwas ganz Anderes seien in der
Wirklichkeit als in der Sprache, anders in der Natur als in der Logik, so müßte
ich vorerst daran erinnern, was ich (in der „Kritik der Sprache") über die Fehler
des Gedächtnisses als über eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses gesagt
habe. Auch die biologische Vererbung kann aufgefaßt werden als das Gedächt-
niß der Organismen. Wenn nun die Mangelhaftigkeit eine wesentliche Eigen-
schaft auch des biologischen Gedächtnisses wäre, dann wäre vielleicht die eine
Hälfte des Wunders erklärt, daß nämlich die Kinder den Eltern niemals völlig
gleichen, daß die Arten variiren. Und weil das psychologische Gedächtniß mit
eben so wesentlicher Mangelhaftigkeit Aehnliches gleich findet, Variationen
unter einem einzigen Namen merkt, darum ist es begreiflich, daß die Arten
der Sprache und die Arten der Natur wieder 5 pen pres zusammenstimmen.
Könnten wir unabhängig von Zeit und Raum, unabhängig also vom
MnoiMim. individuatiOnis, alle die unzähligen Pflanzengebilde, die nach
der Deszendenzlehre aus einem Keim entstanden sein sollen, auch in einer
einzigen Pflanze zusammensehen, in einem Weltenstammbaum (fast unmöglich
läßt sich die Phantasie für das Thierreich durchjühren), dann wären mög-
licher Weise an diesem Märchenbaum alle niedersten und alle höchsten, alle
ältesten und alle jüngsten Moose und Flechten und Gräser und Sträucher
zugleich zu betrachten und nachbarlich so geordnet, daß leise Uebergänge zu
den abenteuerlichsten Gegensätzen führten. (Oder man könnte sich auch, statt
eines Weltenstammbaumes, wenn mehrere Ursprünge beliebt würden, um das
Verschwinden paläontologischer Arten und die Existenz primitiver Arten zu
erklären, gleich einen Wald von niederen und hohen, von lebendigen und
von versteinerten Stammbäumen vorstellen, wie es Strasburger einmal vor-
schlug.) Ich fürchte aber, unser wesentlich falsches Gedächtniß würde auch
an diesem einzigen Weltenstammbaum immer noch Arten unterscheiden, um
sich zurechtfinden zu können. Die Vögel und die Insekten würden die Zweige
nach Arten wählen. Und wer weiß, ob nicht auch die Säfte des Welten«
baumes den einzelnen Theilen so zufließen würden, als ob es Arten gäbe und
Intervalle zwischen ihnen.

Meersburg am Bodensee. Fritz Mauthner.

Demoliren und Fälschen.
on allen Seiten werden die lieben kleinen altwiener Häuser bedrängt.
Von der Stadt her dringen die Zinskasernen immer weiter vor, von
der Peripherie herein schieben die Spekulantenbauten, dazwischen eingekeilt stehen
noch da und dort, vereinzelt oder in Reihen, entzückend altmodische Reste klein-
bürgerlicher Vergangenheit und die Landsitze der hochadeligen Herren find längst
zu Stadthäusern geworden; kaum können sie sich durch ihre alten Gärten die zu-
dringliche Großstadt vom Leibe halten. Die ästhetischen Werthe der vormärzlichen
Bürgerhäuser gelten nicht mehr. Wer heute noch sein Häuschen in der Vorstadt
stehen läßt, thut Das kaum aus konservativer Liebs zum ererbten Besitz. Er
zeigt nur, daß er warten kann, bis der Grundwerth noch mehr gestiegen ist.
Wenn dann so ein guter, ehrlicher Hausbesitzer sagt: Liebe Freunde, es ist ja
schade um das liebe alte Häusel, aber etliche Tausender sind auch eine schöne
Sache, so ist Das wenigstens aufrichtig gesprochen und man kann dagegen
nichts einwenden. Da bleibt nur noch Eins zu wünschen: daß an die Stelle
des alten ein wirklich modernes, anständiges Gebäude komme.
Fromme Wünsche. Was an der schönen Stadt von Bauherren und Bau-
meistern gesündigt wird, ist kaum zu beschreiben. Angelernter Eklektizismus
aus längst historisch gewordenen Stilen feiert in unseren Straßen fröhliche
Hochzeit mit mißverstandener Moderne und gebiert Ungeheuerlichkeiten von
komischen Bastarden, über die man Wochen lang lachen könnte, ginge die Ver-
wüstung der alten Stadtbilder nicht gar so konsequent weiter. In der Pro-
vinz giebt es einen schönen Brauch: reißt man dort ein altes Haus ein, daK
eine Heiligenstatue oder einen ähnlichen Schmuck trägt, dann pflegt man (nicht
aus ästhetischen Ueberlegungen, sondern aus reiner Pietät) die allen Bildwerke
in den. Neubau einzufügen, manchmal mit, manchmal ohne Geschmack und
Erfolg, Statt in die Rumpelkammer, auf den Schutthaufen oder zum Trödler
zu wandern, bleiben so manche gute Stücke heimischer Kunstweise erhalten. In
den Vorstädten Wiens sind die alten Häuser mit siguralem und ähnlichem
Dekor fast alle in absehbarer Zeit dem Untergang verfallen. Aber man wird
kaum viele Beispiele dafür finden, daß man sich da um die Konservirung der
Heiligenbilder und anderen Zierden bekümmere. Und doch müßte einem ge-
schickten Architekten leicht fallen, was dem Provinzbaumeister wenig Sorgen
bereitet: an geeigneter Stelle die alten Schmuckstücke diskret zu verwerthen.
In Wien haben die offiziellen Stadtverschönerer ein anderes System
erfunden. Das Prinzip heißt: Demoliren und Fälschen. Wer wagt, für die
Erhaltung eines alten Stadtbildes ein Wort zu sagen, wird als „Feind mo-
derner Entwickelung" verlacht und mutz sich gefallen lasten, daß man ihm
jedes „Verständniß für moderne Verkehrsnothwendigkeiten" abspricht. Wenn

man das maßlose Geschwätz gehört hat, das die Demolirung des alten Kriegs-
ministeriums am „Hof" verteidigen wollte, hätte man wirklich glauben mögen,
die Mißachtung eines schönen historischen Platzbildes komme wenigstens von dem
Bestreben, den Intentionen zeitgemäßer neuer Baukunst Raum zu schaffen.
Das Ergebniß der Konkurrenz für die Umgestaltung hat uns schon eines
Besseren belehrt: Das alte Gebäude hat gar keinen Kunstwerth, haben die
Herrschaften gesagt und dann den ersten Preis für den projektiven Neubau
einem Entwurf gegeben, der eine lächerliche verkleinerte Nachbildung des an-
geblich werthlosen Hauses, will. Wem soll mit dieser Fälschung gedient sein?
Sollen die Wiener von heute glauben, an dem Platz fei nichts geändert wor-
den? Sollen kommende Generationen die kaiserlich königlich bauräthliche Phan-
tasiearmuth als Repräsentation der architektonischen Leistungen von1909 ansehen?
Und schon wieder soll ein Bauwerk demolirt werden und man will uns
für den Verlust durch einen „Neubau im alten Stil" entschädigen. Das Maria
Theresia-Schlößl in der Döblinger Hofzeile ist von der Rothtchildstiftung er-
worben worden. Eine Adaptirung für die Zwecke des Institutes sei nicht
möglich, heißt es. Also: her mit der Spitzhaue und frisch drauflos demolirt!
Ob man das reizende kleine Lustschloß nicht auf andere Art der Stiftung
dienstbar machen könnte, scheint gar nicht erwogen worden zu sein. Das Haus
ist freilich in desolatem Zustand, und wenn man durch die Räume geht, die
einst so fröhliche Tage und Feste gesehen haben, kann man das Gruseln lernen.
Aber nicht der berühmte „Zahn der Zeit" hat die Zerstörung verschuldet: Das
haben nur die Restaurirung- und Verschönerungarbeiten gethan; und es ist
doch immer noch so viel von der ursprünglichen Anlage erhalten geblieben, daß
gar kein Grund für die gänzliche Vernichtung gefunden werden kann.
Muß aber schon demolirt sein, dann soll man uns wenigstens mit den
verlogenen Kopien leichtsinnig geopferter Kunstwerke verschonen und lieber ein-
gestehen, daß man für die ästhetischen und historischen Werthe des Alten kein
Vsrständniß hat, und soll unsere Architekten auf ihre Art bauen lassen. Die
„Rücksichtnahme auf die architektonische Umgebung", wie man sie auch für den
Neubau „am Hof" verlangt hat, ist eine Erfindung des neunzehnten Jahr-
hunderts und ein beschämendes Bekenntniß der eigenen Minderwertigkeit. Aus
dem Phrasenhaften ins Deutliche übersetzt, heißt die „Rücksichtnahme": „Was
wir selber bauen, ist im Allgemeinen immer ordinär und lächerlich; hier, in
der Nachbarschaft einer werthvolleren Epoche künstlerischen Schaffens, muß man
Acht geben, um sich nicht gar zu arg zu blamiren." Wirkliche Kunstwerthe
haben noch immer zusammengestimmt und keinem Baumeister vergangener Jahr-
hunderte ist eingefallen, nach rechts und links zu schielen, von da und dort
Motive zu stehlen, um sein Werk dem Ganzen anzupassen.
Wir haben in Wien ein Schulbeispiel dafür: den Minoritenplatz. Als

um die Wende des fiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Fürst Hans
Adam Liechtenstein sein Stadtpalais bauen ließ, hat der Architekt gewiß nicht
einen Augenblick daran gedacht, daß sein wiener Barock mit der Gothik der
Kirche nicht Harmoniren werde. Ihm ist sicher nur darum zu thun gewesen,
selbst etwas Gutes zu bieten; und Das hat dann schon verträgliche Nachbar-
schaft gegeben. Auch die Palais Dietrichstein und Star Hemberg (jetzt Unter-
richtsministerium) sind ohne Rücksicht auf die Kirche entstanden; und die in ihrer
einfachen Gediegenheit noble Fassade des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, das
auch ohne Historisirende Reminiszenzen und Spiegelungen des gothischen
vis als selbständiger moderner Bau aufgeführt wurde, stört die architektonische
Symphonie durchaus nicht. Einen Mißklang hat erst der „stilgctreue" Anbau
zur Kirche gebracht, die Fälschung aus dem zwanzigsten Jahrhundert.
Als es sich um die Rr staurirung des alten Königschlosses am Wawel handelte,
schrieb derProfessor der Kunstgeschichte an der wiener Universität Dr. Max Dvorak:
„Als Fälschungen sehen wir heute alle Historisirenden Ergänzungen und Er-
neuerungen an, als Fälschungen, die das Verlorene nicht ersetzen können, das
Erhaltene aber entwerthen, wie falsche Ahnenbilder eine Ahnengalerie oder mo-
derne Interpolationen ein altes Dokument. Nur eine Zeit, in der das Ver-
ständniß für die künstlerischen Qualitäten des architektonischen Schaffens so
tief gesunken ist, daß die Baukunst mit technischem und antiquarischen Wissen
identisizirt wurde, konnte der Meinung sein, daß aus der Alchemistentube
der Alterthumsforscher und Restauratoren die alten Bauwerke in der Gestalt
wieder hervorgehen können, in der sie ursprünglich geschaffen wurden. Und so
erscheinen uns auch heute die modernen Nachbildungen alter Bauten, mögen
sie sich auch überall auf alte Belege und Vorbilder stützen, ja, je treuer sie
sind, um so mehr, als inhaltlose Gemeinplätze, als Skelette, denen es am
Leben mangelt, sowohl an dem der Vergangenheit als an dem der Gegenwart,
und die, mögen sie noch so sehr historisch richtig erfunden sein, sich ähnlich zur
Vergangenheit verhalten wie die Wachsfiguren eines Panoptikums zur Kunst'
und Natur." Sollte diese Erkenntniß wirklich auf den Kreis der Kunstgelehrten
beschränkt geblieben sein? Es wäre denn doch an der Zeit, daß unsere jungen
Architekten vom Zwang der durch staatliche Titel beglaubigten Rückständigkeit
befreit würdcn und wirklich „modern" bauen dürften. Ob die paar ernst zu neh-
menden Baukünstler schon den Höhepunrt des Erstrebenswerthen erreicht haben
oder ob sie bei der starken Betonung des „Zweckmäßigen" die phantasievolle Ge-
staltung noch etwas vernachlässigen, ist da vollkommen gleichgiltig. Jedenfalls
suchen sie einen neuen Weg und die geringste ihrer Leistungen enthält mehr Ent-
wickelungmöglichkeiten als die künstlich ernährte, altersschwache Traditionmeieret,
die man bei uns noch immer wie ein kostbares Erbe hüten zu müssen glaubt.
Wien. vi-. Victor Fleischer.

Anzeigen.
Philosophie als Grundwissenschaft. Kesselringsche Hofbuchhandlung in Franko
furt a./M. und Leipzig. 9 Mark.
Die Weltfrage hat von je her und an erster Stelle die Wissenschaft beschäftigt.
Die Geschichte der Philosophie überliefert uns mcmnichfache Versuche, dieser Frage
eine befriedigende, endgiltige Antwort zu finden: der eine aber steht gegen den
anderen, der eine löst den anderen ab, um selbst wieder einem dritten den Platz zu
räumen. So bietet die Geschichte ein buntes, bewegtes Bild von „Weltanschauungen",
von denen freilich keine auch nur in ihren Grundlinien eine allseilig anerkannte
Antwort auf die Weltfrage zu sein sich rühmen kann. Diese Thaisache hat seit
vielen Jahrzehnten die Meinung'gezeit'gt, eö sei das CchicZsal der Philosophie,
daß die Antwort auf die Weltfrage eben nicht nur von der Welt, die unter Frage
steht, sondern immer auch von der Eigenart des Fragenden abhänge, und man
ist wohl geneigt, dem Wort Fichtes Recht zu geben: „WaS für eine Philosophie
man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist." Daraus mag auch
das Interesse verständlich weiden, daß die jüngstvergangenen Zeiten nnd noch die
Gegenwart an der Geschichte der Philosophie zeigen, so daß vielsach die Beschäftigung
mit der Philosophie aufzugehen scheint iu der Beschäftigung mit den Philosophen
aus der Geschichte als typischen Vertretern einer besonderen Antwort. Statt also
die Welt und somit den Gegenstand selbst zu fragen, findet man sein Genügen
darin, die Philosophen nach ihren Antworten zu fragen und sich in diese Antworten
zu vertiefen, Aber mit Beidem ist der Philosophie als Wissenschaft nicht gedient,
denn als solche fordert sie sowohl fortschreitende stetige EntWickelung (und nicht ein
Stehenbleiben bei einem Posten in der Geschichte) als auch ein allseitig Anerkanntes
zum gemeinsamen Boden sür Alle, die der Philosophie weiter zu dienen beflissen sind.
Nun hat allerdings anscheinend die Gegenwart schon in einem Punkt den
gemeinsamen Boden in der Weltfrage gewonnen, dank dem Studium der Geschichte
der Philosophie, dank insbesondere dem Einfluß Humes und Kants: die Philo-
sophie der Gegenwart steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus. Aber
gerade dieser ist es, der die Philosophie um allen Kredit in der Weltfrage zu bringen
und als Wissenschaft außer Kurs Zu setzen droht. Wir sehen darum auch, seit
die Phänomenalistische „Weltanschauung" in der Philosophie Trumpf ist, wie die
anderen Wissenschaften die Fühlung mit der Philosophie verlieren und, je mehr
sie selbst eine sichere Wohnstätte in der Welt gefunden habcn, um so weiter von
der Phänomenalistisch gezeichneten Philosophie abrücken, die selbst zwar der Meinung
lebt, daß sie der Welt erst mit dem Phänomeualismus die wissenschaftlich sicheren.
Widerlager beschafft habe, thatsächlich aber die Welt in ihrer Wirklichkeit herabsetzt
und zur „Erscheinung", ja, zu einem „Schein" herabdrückt. Schwer liegt der Phä-
nomenalismus auf der Philosophie mit seiner Gefolgschaft, dem Relativismus und
dem Subjektivismus. So lange jener aber die Philosophie beherrscht, wird dieser
die Bodenständigkeit mangeln, ohne die ein wissenschaftliches Unternehmen schlechter^
dings nicht zu einem wissenschaftlich genügenden Ergebnitz kommen kann und der
sich daher auch alle Fachwissenschaften der Gegenwart ohne Ausnahme rühmen
dürfen; sie alle find in der That bodenständig.
Eine Wissenschaft, also ein auf fraglose Klarheit seines Gegenstandes ab-

zielendes Unternehmen, ist aber bodenständig, wenn der Gegenstand aus sich selbst seine Erklärung findet. Die Phänomenalistische Philosophie sucht dagegen die Welt schlechtweg aus Anderem, daS dieser „zu Grunde liege", zu erklären; die nicht bodenständige „Erklärung" ist aber stets eine Dichtung: und mit dieser hat die Welterkenntniß nichts zu thun. Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtvolle Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntnis führen, so muß sie der Weltdichtung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand allein nach ihm selbst fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe. Die bodenständige Philosophie ist, wie jede andere Wissenschaft, an ihren Gegenstand gebunden und in ihm allein verankert: der Versuch einer solchen soll diese „Philosophie als Grundwissenschaft" sein.

Greifswald. Professor Di-. Johannes Rehmke.

K

Anregungen. Gesammelte Studien und Vorträge vom Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. München, Etzold K Co.

Es war am vierundzwanzigften Mai 1908. Da saßen wir Alle in dichtgedrängter Menge, an einem schönen Sonntagmorgen, im düsseldmfer Schauspielhaus zusammen. Es galt, die Jbsenfestspiele, die von nun ab jedes Jahr zu Ehren des Großen von Skien stattfinden sollten, mit einem Vortrag einzuleiten. Aber trotz diesem erhabenen Zweck war es doch noch etwas Anderes, das unser liebes Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte und die Aufmerksamkeit erregte. Aller Augen hingen an dem tiefgrümn Friesvorhang, der die Bühne vollständig vom Zuschauerraum abschloß. Vor ihm war ein Rednerpult, über dem verdeckten Orchester aufgebaut. Das war gegen die übliche Sitte, wonach jeder Redner bei solchen Matineen stets von der Bühne herab spricht. Heute aber war mit dieser Regel gebrochen; und schon diese Maßnahme ließ auf etwas Außergewöhnliches schließen. Die Bühne war vollständig ausgeschaltet, man befand sich in einem Riesensaal, dessen lichte Farben den tiefdunklen Abschluß wirksam hoben. Wer würde wohl kommen, um von diesem kanzelähnlichen Pult aus zu uns zu sprechen? Zwölf. Das bekannte Klingelzeichen erschallte, in kurzen Absätzen, zu dreien Malen. Eine Erwartungstille legte sich über Parquet, Logen und Galerie. Da trat mit lächelndem Gruß ein Franziskanerpater im braunen Habit aus dem Vorhang und bestieg unter brausendem Beifall das Pult. Es war nicht etwa Jemand in Franziska: ertrackt, was bei Thsaterveranstallungen immerhin angenommen werden konnte, nein: es war ein leibhaftiger Sohn des Heiligen Armen von Assisi, angethan mit der rauhen Kutte, der. da vor uns stand. Und dieser Franziskaner sprach zu uns über Ibsen! Er redete lange, länger als die vorgeschriebene Zeit, und doch hätten wir freudig seiner sonoren Stimme noch weiter gelauscht; denn was er uns über den großen Frager erzählte, wie er Ibsen nannte. Das war von unaufhaltsam fesselnder Art. Man sah Ibsen plötzlich in ganz anderem Licht, man fühlte sich ihm verwandt, man begriff, warum er gerade diese und jene schicksalschwere Frage an die menschliche Gesellschaft richten mußte. Und außerdem, ob wir nun Gläubige oder Ungläubige^ Katholiken oder Protestanten waren: Jeder von uns hatte Etwas

erhalten, das noch köstlicher war als sogar der Bortrag dieses hinreißenden Sprechers, der geboren ist, um vom Rednerpult herab zu wirken. Wir hatten, von seinem Zauberstab gelenkt, über Ibsens Fragen und den Frager selbst nachgedacht. Wir hatten versucht, uns ein eigenes Urtheil zu bilden, wir waren angeregt worden. Solcher Anregungen bringt Dr. P. Expeditus Schmidt viele in seinen Vorträgen, bei denen sich Menschen jeden Bekenntnisses um den braunen Kuttenmann schaaren, der sich vorgenommen hat, so viel an ihm ist, dazu beizutragen, daß der klaffende Abgrund ein Wenig überbrückt werde, der den katholischen vom protestantischen Volkstheil bei uns scheidet. Er hat diese Anregungen jetzt in einem Buch gleichen Titels gesammelt und bietet sie den Deutschen dar. Greift zu und nehmt! Ich glaube, es wird Keinen gereuen. Jeder findet eine Fülle an neuen Ausblicken darin. Es wird über gar Vieles in den „Anregungen" geredet, immer von den Gesichtspunkten einer großen, einheitlichen Weltanschauung heraus, die Alles wie von hoher Warte betrachten läßt. Ich möchte hier nur die herrliche Rede über Eichendorf hervorheben, die tiefen Gedanken über Goethes Faust und das Reuemotiv im Faust, vor Allem aber auf die Jbsenanregungen hinweisen, wenn ich die Reden und Aufsätze dieses begeisterten Jbsenforschers über sein LieblingjHeina so nennen darf. Darin liegt ja der Schwerpunkt des Buches, um so mehr, als gerade wegen dieser Kenntnitz und Bewunderung Ibsens der Verfasser so manche Schwierigkeit und so manches Mißverstehen bei Menschen zu erdulden hat, die nicht begreifen können, daß Einer seines Berufes sich gerade für den großen Frager von Skien begeistern könne, und übersehen, daß die Fragen, die Ibsen stellte, im Grunde gar nicht so verschieden sind von den Fragen, die der Heilige Franziskus gestellt hat. Denn wo Etwas morsch und faul und falsch ist, da trifft der Hammer dieser Fragen hinein. Die Antwort darauf wußte Ibsen nicht; die wußte nur Einer, der sich weiter durchgerungen hat als bis zur Frage. Aber das große Verdienst des Fragens bleibt Ibsen. Für Alle, denen die katholische Welt und das Geistesleben von zweiundzwanzig Millionen ihrer Volksgenossen ein versiegeltes Buch ist, muß Schmidts Buch besonders werthvoll und interessant sein. Die Aufsätze über die Stellung der Katholiken im deutschen Literatur leben und über das literarische Testament Wilhelms Kreiten, das in Randbemerkungen zu einem Brief des Verfassers besteht, sollte jeder Deutsche lesen. Wenn sie und das ganze Büchlein dazu beitrügen, gangbare, aber bei näherer Prüfung unhaltbare Vorurtheile zu klären, so wäre der innigste Wunsch des Verfassers dieser „Anregungen" erfüllt.

Düsseldorf. ^ Anna Freiin von Krane.

Schmerzen der Jugend. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Eine Künstlerin und zugleich ein junges, liebendes Weib ist Lydia Willarski. Eine selbständige, schaffende Persönlichkeit, die sich nicht anschmiegen kann, nicht anpassen mag, aber deren Weibthum nur im Beherrschtsein Befriedigung findet. Dies der Konflikt des Ronmnes. Ein uralter, sich stetig erneuernder Konflikt, der aber nie ausgesprochen wird. Eden so wenig wie die Thatsache, daß der Mann für das Weib nur durch dessen Anpassung zu haben ist. Natürlich durch Anpassung im weitesten Sinn, nicht nur in dem der Hingabe, fondern eben so in dem der Herbheit, denn auch das Mädchen, das (ach so gern) sich in Liebe schenkte (aber den Wunsch des Mannes, zu werben, erräth und ihm Rechnung trägt) paßt sich

ihm an. Lydia Willarski, die mit einer Prämie ausgezeichnete Malerin, kann es
nicht. Sie ift zu stolz, zu frei, zu geradeaus. Aber auch zu wenig instinktiv.
Sie widersteht in jenem Augenblick dem Ansturm des Mvnnes, da Unterwerfung
ihr seine Liebe erobert hätte, sie will sich ihm in einem anderen schenken, da er
nur durch Unnahbarkeit bezwungen worden wäre. So verliert sie ihn, — erkennend,
daß es nicht die Gesammtheit weiblicher Eigenschaften, weiblichen Charakters sei,
die männliche Liebe anzieht, sondern daß diese von jeder Frau listig ergattert werden
müsse, sei es durch Skrupellosikeit mit Bewußtheit, sei es unbewußt durch Naivetät
oder wohl auch durch Überrumpelung in stimmungvollen Augenblicken. Lydia
erleidet in Schmerzen die Erfahrung, daß das ehrliche, im höchsten Sinn tugend-
hafte Weib einsam bleiben muß, ungeliebt, unbegehrt. Daß ihre Sinne und ihr
Intellekt aber auch nie gleichzeitig lieben, nie den selben Mann ersehnen, nie gleich-
zeitig befriedigt werden können. Ihre Individualität in ihrer Gänze ist also der-
dämmt zum Verzicht, zum e«ig unerfüllt bleibenden Wünschen. Aber aus dieser
unverbrauchten Sinnlichkeit, die, kurz vorher, vom Manne gebunden, ihr alles
Andere in der Welt außer der Liebe als gleichgiltig hatte erscheinen lassen, aus
dieser Sinnlichkeit, die trotz aller leugnenden Heuchelei auch im Mädcheninneren
nicht niederzukämpfen ist, wird jetzt, da der Mann sie zurückgewiesen hat, Kunst.
Lydia Willarski geht den Leidensweg des Künstlers durch die Schmerzen der Jugend
zu einem neuen Werk- und sie weiß nun, daß dem edlen magdlichen Weibe nur
die Wahl bleibt zwischen Kunst und Liebe. Beiden kann sie sich nicht weihen.
Wien. Alice Schalek.

Liebes-Beichte von Hermann Conrad:. Zwölf Briefe und zwei Postkarten
an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Mit
zwei Bildnissen. Verlag von Oskar Kayser, Elsenach 1909. Preis Mk. 1,20.

Aus dem großen Schatz der mir in den achtziger und neunziger Jahren
des vorigen Jahrhunderts anvertrauten Briefe, der intimsten Seelenoffenbarung
„Gründeutschlands", übergebe ich als erste Veröffentlichung diese „Liebes-Beichte"
von Hermann Conrad: den Freunden unserer vaterländischen Kultur. Unsere Literatur-
gsschichtschreiber haben sich bis jetzt um dieses wichtige Material zur Psychologie
der Moderne nicht gekümmert. Weder Professor Richard Moritz Meyer noch Adal-
bert von Hanstein und Professor Adolf Bartels, die der literarischen Bewegung
Jüngstdeutschlands umfängliche Besprechungen gewidmet haben, gönnten sich die
Forscherfreude, einmal nach den Briefschätzen zu fragen, die in den Mappen des
Herausgebers der „Gesellschaft" schlummern. Es ift anzunehmen, daß auch außerhalb
der geschlossenen Fachkreise unserer Literaturgelehrten die Briefpublikationen aus
der Sturm- und Drangzeit Jüngftdeutschlands lebhaftes Interesse finden werden.
Die „Liebes-Beichte", zu der sich die Briefe des jungen Hermann Conradi an die
viel ältere, damals vielgenannte österreichische Dichterin Frau Margarethe Halm zu-
sammenschließen, ist zwar in erster Linie, aber nicht ausschließlich durch ihren erotische«
Inhalt (am Wenigsten nach der Richtung der typischen „Jagendefelei") bedeutsam.
Immerhin darf man es keinem Leser verargen, wenn er zunächst sich die Frage stellt,
ob der feurige Hermann Conradi seine Perlen nicht vor eine unwürdige Adressatin
geworfen hat (die Bibel und Nietzsche sagen Daß drastischer). Die Kadenz der zwei
Postkarten giebt der langen Arie einen überraschenden Ausklang. Trotzdem ift Klug-
heit anzurathen und vor der übereilten Beantwortung der Frage zu warnen.
München. Michael Georg Conrad.

ZU Haus.
s war rührend, mit welcher Freude man sie aufnahm. Alle Drei, die Mama
und die beiden jüngeren Schwestern, waren auf dem Bahnhof erschienen, um
sie mit Jubel zu empfangen. Man hatte sich so lange nicht gesehen! Als Käthe
mit ihren Kinderchen aus dem Wagon stieg, stürzten Mutter und Schwestern auf
sie zu, herzten sie, herzten die Kleinen und fragten so viel auf einmal, daß es nicht
möglich war, irgend Etwas zu beantworten.
Ob die Reise angenehm, ob die Kinderchen während der Fahrt brav gewesen?
Nein! Wie die Kleinen seit Ostern gewachsen waren! Nicht zu glauben. Und ihr
Mann? Wie es ihm gehe? Gut? Ob er schon abgereist sei? Ob ihr der Abschied
von ihn: schwer gefallen? Aber diese unerwartete Reise zu irgendeinem unerwarteten
Kongreß sei etwas Himmlisches. Denn durch diese Reise habe man Käthe wieder.
Und habe die Kinderchen. Ganze vier Wochen. Vier Wochen, Käthe!
Lollo, die Jüngste, eine flotte Studentin, die sich gerade aufs Doktorexamen
vorbereitete, trieb es am Aergsten. Sie konnte sich einfach nicht fassen vor Ent-
zücken: „Weißt Du, Käthe: Du bist nun schon seit sieben Jahren fort von uns
und von Wien und ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt. Noch immer
gehst Du mir ab. Du warst so ein liebes, gutes Hausmutter!, das so schön für
mich gesorgt, geflickt, genäht und Ordnung gehalten hat, daß Du mir unersetzlich
bist. Von Mama kann ich nicht verlangen, daß sie Dich mir ersetzt und Irene
ist zu nichts zu gebrauchen. Die will selbst bedient werden. Ach! So gut wie
Du war kein Mensch zu mir. Und die Kinder! Auffressen könnte ich sie vor Liebe."
Die Kleinen drängten sich erschreckt an Mama und Großmama. Die merk«
würdige Liebe der jungen Tante ängstigte sie ein Bischen. Man beruhigte sie,
nahm sie bei der Hand und verließ den Bahnhof, um nach Haus zu fahren.
Nach Haus! Wie seltsam Käthe dieses Wort berührte, das die Mutter, ohne
Etwas dabei zu denken, gleichmüthig aussprach.
„Nach Haus", wiederholte sie ganz leise.
„Ja, mein Kind", sagte die Mama gerührt. „Das Mutterhaus bleibt auch
für eine längst verheirathete Tochter immer ein Zu Haus."
Und wahrhaftig: die Guten hatten Alles, was in ihrer Macht stand, gethan,
um es dem lieben Gast heimisch zu machen. Zwei Zimmer hatte man Käthe und den
Kindern eingeräumt und diese Zimmer mit dem Besten, was man besaß, ausgestattet.
„Das kleine Zimmer ist für Dich bestimmt, wie Du siehst", erklärte ihr
Lollo. „Im größeren können die Kinder mit dem Kindermädchen schlafen, wie
Du es bei Dir zu Haus eingetheilt Haft."
„Aber ich brauche doch nicht zwei Zimmer!" meinte Käthe. „Die Kinder
können sehr wohl auch bei mir und das Mädchen kann bei Eurer Magd schlafen.
Denn wo wollt denn Ihr bleiben? Ich nehme Euch ja zu viel Raum weg!"
„Laß Das unsere Sache sein, liebe Käthe," entgegnete Lollo. „Irene und
ich entbehren unsere Zimmer gern. Ich schlafe im Speisezimmer auf dem Divan
und Irene schläft bei Mama. Es geht ausgezeichnet. Für das Glück, Dich vier
Wochen lang unter unserem Dach zu haben,würde ich im Asyl fürObdachlose nächtigen,
wenn es sein müßte. Also sag' kein Wort mehr und laß uns ans Auspacken Deiner

Koffer schreiten. Wenn wir damit fertig sind, wollen wir Thee bereiten Ich bin
so froh! Gieb mir einen Kuß, Käthe. Daß wir Dich wieder bei uns haben! Nein!
wie ich mich freue! Gar nicht zu sagen, wie."
Käthe gab der Schwester den verlangten Kuß und dachte: „Es ist mir
lieb, daß sie mir nichts anmerken. Ich hatte gefürchtet, daß sie mein schlechtes
Aussehen sofort bereden würden. Aber die Freude macht sie blind. Das ist gut
für mich: so kann ich wenigstens Zeit gewinnen." Dann dachte sie wieder: „Wenn
ich nur für eine Viertelstunde allein sein könnte! Lollo redet und fragt so viel.
Das macht mich ganz v5rwirrt. Wenn man so gar nicht bei der Sache ist, immer
an etwas Anderes denkt!" Sie hätte weinen mögen.
Endlich hatte man Alles ausgepackt und in den Schränken untergebracht.
Lollo stand, lebhaft athmend, erhitzt und mit verwirrtem Haar, vor Käthe und
fragte: „Was nun, Schwester?"
„Jetzt möchte ich mich waschen", sagte Käthe wie erlöst. Und dachte dabei:
„Nun werde ich ein Bischen allein sein."
Lollo ging, leise pfeifend und seelenvergnügt, zu den Kindern hinüber und
Käthe war allein.
Mechanisch fing sie an, sich vom Reisestaub zu säubern. „Ich will mir Zeit
lassen", sagte sie sich, „um das Alleinsein so viel wie möglich auszudehnen." Und
sie ließ sich Zeit.
Es war doch entsetzlich schwer. So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt.
-Ahnunglos freuen sich die lieben Menschen; und sie soll nun die Grausamkeit haben,
ihnen die Freude zu verderben. Wäre es nicht besser gewesen, von der Sache
vorher zu schreiben, sie wenigstens anzudeuten? Vielleicht! Aber von solchen Dingen
spricht man eben erst, wenn man muß. Nicht eher. Und überdies hatte sie immer
noch gehofft; bis zuletzt gehofft!
Wie sies wohl aufnehmen, was sie dazu sagen werden? Die Mutter war
-so seelengut und weich und hatte sie so lieb. Sich der Mutter anzuvertrauen, dünkte
sie nicht schwer. Und Lollo? Auch vor Lollo bangte ihr nicht. Sie fürchtete sich
eigentlich nur vor Irene und vor Dem, was Die dazu sagen würde. Zwischen
ihr und dieser Schwester hatte im Grunde nie ein Verhältnitz bestanden. Sie waren
einander ziemlich gleichgiltig gewesen. Und Irene hatte immer ihre Heimlichkeiten
gehabt, sich stets von den Anderen abgewendet und sich Keinem aus der Familie
anvertraut. Käthe hätte nicht sagen können, was für ein Geschöpf Irene war und
was in ihr vorging . . . Sie ahnte, daß die Schwester Allerlei erlebt haben mochte,
wovon sie nicht sprach; vielleicht irgendeine große Enttäuschung. So lange Käthe
noch zu Haus gewesen, hatte Irene den Kopf sehr hoch getragen und die Dame
gespielt. Jede Arbeit war ihr verhaßt gewesen. Sie hatte im Haus bedient und
in der Gesellschaft bewundert werden wollen. Und alle Männer waren ihr zu
gering, zu unbedeutend, zu arm gewesen. Sie hatte auf einen Millionär gewartet.
Der war, wie es schien, nicht gekommen. Und vor ein paar Jahren hatte Irene,
des vergeblichen Wartens wohl müde geworden, Hals über Kopf Stenographiren
ÄNd Maschineschreiben erlernt, um eine Anstellung in einem Bureau zu kriegen.
Solchen Posten hatte sie auch gefunden und tippte jetzt auf der Schreibmaschine:
ohne Luft und ohne Liebe, immer verdrießlich, wie die Mama der verheiratheten
Tochter voll Betrübniß mitgetheilt hatte, und ihre freie Zeit, zumal die Sonntage,

benutzend, um sich auszuschlafen. Eine Enttäuschte und wahrscheinlich auch Ver^
bitterte. Menschen dieser Art haben nicht viel Mitleid und Verstündniß für die
Sorgen Anderer übrig. Die sind viel zu viel mit sich selbst beschäftigt und be-
dauern sich selbst so ausgiebig, daß sie das Leid ihrer Nebenmenschen kalt läßt.
Von Lollo stand mehr Theilnahme zu erhoffen. Sie hatte zwar auch ihre
Schrullen und Mucken. „Wie alle jungen Mädchen von heutzutage", dachte Käthe.
„So ganz gewöhnlich, wie ich es war, ist fast keine mehr." Es mißsiel ihr an Lollo,
daß sie das Haar abgeschnitten wie ein Junge trug, sich mit Vorliebe Männer-
Hüte auf den dunklen Krauskopf setzte, rauchte und über Alles und Jedes sehr sreie
Ansichten halte oder doch zu haben vorgab. Daß Lollo Aerztin werden wollte,
verzieh ihr Käthe. Denn schließlich mutz ein junges Mädchen, das kein Vermögen
hat, irgendeinen Beruf ergreifen Und wenn Lollo zu ihrem Studium Lust und
Anlage hatte, so wars ja gut. Für Käthe gab es freilich nur einen Weg: einen
Mann und Kinder haben. Aber Das mußte sie für sich behalten, um von Lollo
nicht ausgelacht zu werden. „Mag Jede nach ihrer Art selig werden", sagte sie
sich, als sie jetzt über ihre jüngste Schwester nachsann. .Aber diese störenden äußer-
lichen Lächerlichkeiten wie das kurze Haar und der den Mann nachäffende Anzug
sind überflüssig. Darum bleibt sie ja doch ein Frauenzimmer."
Immerhin: Lollo war, trotz den paar Raupen, die sie im Kopf hatte, gut-
artig und ihr von Herzen ergeben. Auf Lollo konnte sie getrost zählen. Die würde
sich auf ihre Seite stellen und ihr Recht geben. Und Das war fürs Erste die Haupt-
sache. Alles Uebrige spielte im Augenblick daneben keine Rolle.
„Wie sie sich gefreut haben beim Wiedersehen!" Daran klammerte sie sich
in ihrer Bedrängniß. „So aufrichtig und herzlich. Namentlich Mama und Lollo.
Gewiß auch Irene. Ich will nicht ungerecht sein. Sie hat eben nur eine andere
Art, ist nicht demonstrativ . . . Dafür kann sie ja nicht. Nein Z Alle Drei haben
sich über mein Kommen gefreut wie über ein Fest. Und das Mutterhaus, hat
Mama gesagt, bleibt auch für die verheirathete Tochter immer ein Zu Haus. Und
an meinen Kinderchen hängen sie ja auch. Wie könnte es anders sein? Jede Groß-
mutter hängt an ihren Enkeln. Und Lollo ist kinderlieb. Es ist thöricht von mir,
mich so arg zu fürchten. Sie werden mich verstehen und mir ihre Arme öffnen.
Ich darf mich ihnen, getrost und rückhaltlos, anvertrauen."
Und sie wollte es sogleich thun. Solche Dinge hinauszuschieben, hatte keinen
Zweck. Damit schafft man sie ja doch nicht aus der Welt. Und sich mit solcher
Last herumzuschleppen, war etwas Unerträgliches. Wenn die Kinderchen zu Bett
sein würden, wollte sie sich die Seele erleichtern und ihren Lieben Alles sagen.
Und der Gedanke, sich befreien zu dürfen, war so erlösend und erquickend, daß
alle Furcht und Bangigkeit von ihrem Herzen abfiel. Ja, sie konnte den Augen-
blick, wo sie den ihr so nah stehenden Menschen, denen auch sie so nah stand, Alles
'sagen und klagen würde, kaum noch erwarten . . .
Es dauerte lange, bis die Kinder einschliefen. Lollo verdarb die Sache.
Sie trieb Ulk mit den beiden Kleinen, amusirte sie königlich, regte sie auf und ver-
trieb ihnen den Schlaf. Sie saßen aufrecht in ihren Betten und lachten und lärmten,
daß Einen die Ohren schmerzten. Käthe bemerkte, wie Irene nervös zusammen-
zuckte und unruhige, mißbilligende Blicke in die Kinderstube wandern ließ. Diese

Blicke drückten deutlich die Frage aus: Wird Das jeden Abend so sein? Und auch'
der sanften, gütigen Mama wurde es am Ende zu viel.
„Latz sie doch, Lollo!" sagte sie. „Es ist genug für heute und sie sollen
nach der Reise zur Ruhe kommen."
Käthe fühlte sich aufs Neue beunruhigt. „Sie sind an kleine Kinder nicht
gewöhnt," dachte sie. „Und meine Kinder sind ganz besonders laut. .. Wie wird
es werden, Du mein Gott?"
Endlich waren die Kinder eingeschlafen und wohlthuende Stille trat ein^
Man setzte sich zu Tisch, um das Abendbrot einzunehmen.
Und während des Mahles fiel den Anderen Käthes Schweigsamkeit und
versonnenes Wesen auf. Sie sahen auf Käthe, blickten dann einander an, .. . und
das Gespräch begann allmählich zu stocken. Lollo hielt am Längsten aus. Doch
schließlich gab auch sie das Schwatzen auf und wurde still wie Matter und Schwestern.
Als abgetragen worden war, berührte die Mama mit der Hand Käthes Arm:
„Was ist Dir, Kind? Du bist wohl müde von der Reise?"
- „Ach nein!" sagte Käthe hastig. „Die Fahrt von Prag nach Wien ist js
nicht lang ..."
Sie hielt inne und spielte nervös mit ihren Armbändern.
„Na, was ist denn sonst los? Fehlt Dir Etwas?"
Der gefürchtete und doch auch ersehnte Augenblick war da. Käthes Herz
hämmerte in ihrer Brust. Und ganz leise sprach sie: „Ja, Mama. Mir fehlt Etwas."
Aller Augen hefteten sich mit gespanntem und ein Bischen erschrecktem Aus-
druck auf ihr erblaßies Gesicht.
„Was denn, Kind?" fragte die Mutter. „Willst Du es uns sagen?"
„Darum bin ich ja gekommen, Mama."
Die Mutter rückte nah an sie heran und schlang den Arm um ihre Schultern 7
„Ist es etwas Ernsthaftes, Käthe?"
„Sehr ernsthaft. Ich wenigstens empfinde es so . . ." Und sie barg das
Gesicht an der Mutter Brust.
Lollo war aufgestanden und hatte sich eine Cigarette angezündet. Sie rauchte
immer, wenn Etwas wie eine „Katastrophe" in der Luft lag. Das Rauchen war ihr,
dann unabweisbares Bedürfniß. Irene lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah
blinzelnd nach Käthe hin. Ihr schmales, schon ein Wenig verblühtes Gesicht drückte
ein gewisses Unbehagen aus ... Sie liebte es nicht, wenn Jemand sich „aus-
sprechen" wollte, und war der Ansicht, daß man seine Kümmernisse für sich zu
behalten habe. Lollo hingegen brannte vor Neugier.
„Sag doch, was es ist, Käthe!" rief sie ungeduldig.
„Mich drückt ein großer Kummer", begann Käthe und richtete sich wieder auf.
„Den Dir Dein Mann bereitet?" ergänzte ih:e Mutier.
„Natürlich!" rief Lollo dazwischen. „Mir hat die Sache mit dem Kongreß
gleich nicht gefallen. Warum hat er Dich nicht mitgenommen? Das ist es, wie
ich vermuthe. Habe ich nicht Recht?"
„Nein", sagte Käthe." „Wenn es nur Das wäre! Ich habe gar nicht mit-
kommen wollen. Die Kinder sind noch so klein! Einer Vergnügungreise wegen
würde ich sie nie allein lassen."
„Das ist ein Unsinn!" erwiderte Lollo. „Du hättest sie Zu uns schicken

können. Mama hätte sie holen oder, wenn Dir Das lieber gewesen wäre, während
der Zeit bei ihnen in Prag bleiben können. Eine Reise nach Rom giebt man doch
nicht so, mir nichts. Dir nichts, auf! Das ist einfach stumpfsinnig."
„Weshalb ereiferst Du Dich, Lollo?" entgegnete ihr die Mutter. „Und was
. geht es Dich an? Latz doch Jeden nach seiner Art denken und handeln. Uebrigens
hat Käthe vollkommen Recht. Eine Mutter gehört zu ihren Kindern."
„Ihr habt schrecklich veraltete Ansichten, meine Lieben," sagte Lollo und
griff nach einer zweiten Cigarette. „Wenn eine Frau nichts Anderes sollte sein
dürfen als eine Kindermagd . . .!"
„Laß uns bei der Sache bleiben", bemerkte die Mama. „Was verstehst
Du von diesen Dingen! Hab' erst einmal selbst ein Kind: dann wirft Du ganz
anders denken."
„Ich glaube nicht", sagte Lollo. „Doch wir wollen bei der Sache bleiben
und von Käthes großem Kummer sprechen. Der Kongreß ifts also nicht. Was
denn sonst? Was hat der Herr Professor verbrochen?"
Käthe wendete sich ihrer Mutter zu. Lollos etwas ironischer Ton hatte
sie verdrossen.
„Mein Mann hat Beziehungen zu einer Frau, die mir nachgerade unerträg- .
lich geworden sind. Unerträglich!" wiederholte sie mit Nachdruck und ihre blassen
Wangen rötheten sich.
Lollo war stillgestanden, Irene hatte die Augen weit ausgerissen und die
'Mama blickte Käthe unverwandt an.
„Beziehungen zu einer Frau!" Langsam sprach sie die Worte der Tochter
nach. „Dein Mann?" Es klang ein Wenig ungläubig.
„Ja, mein Mann" Erbittert und trostlos kam es heraus. „Und nicht etwa
erst seit heute und gestern. Es ist eine alte Geschichte. Er kennt sie viel, viel
länger als mich. Als er mich heirathete, war scheinbar Alles zu Ende. Nur schein-
bar. Sie läßt ihn ja nicht los! Und er ist gewöhnt an sie . . ."
Käthe mußte abbrechen. Sie konnte für oen Augenblick nicht mehr sagen.
Ihr war, als wenn sie gewürgt würde.
Eine Meile schwiegen Alle. Die Mutter faß dicht neben Käthe und hatte nach
'ihrer Hand gegriffen. Lollo schritt rauchend im Zimmer auf und ab und Irene, die
selbst eine Enttäuschte war, sah blinzelnd und ohne sonderliche Theilnahme auf
Käthes gesenkten blonden Scheitel. Jedem sein Theil!
Lollo war es, die zuerst wieder sprach. „Wenn es aber eine so alte Ge-
schichte ist, die sich schon vor Deiner Ehe abgespielt hat, so kann es sich unmöglich
um eine junge Dame handeln, Käthe. Wie alt ist denn die Dame? Kennst Du sie
überhaupt?"
„Ja." Käthes Stimme klang erstickt. „Sie hat sich mir aufgedrängt und ich
habe sie im Anfang arglos in mein Haus kommen lassen, ... bis mir die Augen
aufgegangen sind. Jung ist sie natürlich nicht. Vielleicht fünfzigjährig."
Lollo lachte hell auf. „Und solche Alte Schachtel fürchtest Du? Du mit
Deinen dreißig Jahren?"
„Du Haft leicht lachen", erwiderte Käthe mit nervöser Gereiztheit. „Auf
das Alter kommt es nicht an. Uebrigens weiß ich eben nur, daß sie schon so alt
,ift ... Sie steht viel jünger aus und ist eine elegante, vornehme Erscheinung.

Weiß sich auch herzurichten ... Sie gefällt allgemein. Der Haß macht mich nicht
blind! Daß sie acht Jahre älter ift als mein Mann, hat er selbst mir gesagt. Sonst
würde ich es nicht glauben."
„Ist sie verheirathet?" fragte Lollo.
.Sie wars. Als Kurt mich heirathete, lebte ihr Mann noch. Vor drei Jahren
ist er gestorben. Und seit sie Witwe ist, hängt sie sich nur noch mehr an Kurt...
Es ist zum Verzweifeln!"
Wieder trat eine Pause ein. Lollo zündete sich eine dritte Cigarette an, Irene
schloß die Augen und die Mutter blickte sorgenvoll auf Käthe. Diese saß nach vorn
gebeugt und starrte vor sich nieder.
„Hast Du mit Deinem Mann von der Sache gesprochen?" fragte die Mutter
nach einer Weile.
„Oft! Ungezählte Male, Mama! Habe ihn gebeten und beschworen, diesen
Verkehr abzubrechen. Er thut es nicht. Er kann nicht, wie es scheint. Die Gewohn-
heit hat sich zu tief eingebohrt."
„Und weiß er, daß Du darunter so schwer leidest?"
„Ach ja. Das mutz er sehen . . . und er sieht es auch. Aber er hängt eben
an ihr."
„Er hängt doch auch an Dir, Käthe. Schließlich hat er Dich geheirathet.
'Wenn er wirklich unzertrennlich an ihr hinge, würde er ledig geblieben sein."
„Damals war das Band locker geworden. Ich glaube sogar, daß sie ihm
nicht immer treu war . . . Und für jeden Mann kommt wohl eine Zeit, wo er sich
nach einer geregelten Häuslichkeit sehnt . . . Und in solcher Zeit hat er mich eben
geheirathet. Aber gänzlich aufgegeben hat er diesen Verkehr niemals. Ich habe
nur in den ersten Jahren meiner Ehe, vertrauend und arglos, wie ich war, nichts
davon gemerkt. Doch feit Jahren weiß ich, woran ich bin. Ich mutz ihn mit ihr
theilen! Ich muß meinen Mann mit einer Anderen theilen!" Sie schluchzte krampf-
haft auf.
„Das müssen viele Frauen, Käthe", bemerkte Lollo mit philosophischer Ruhe.
Die Mutter warf ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte zu Käthe: „Es
kann ja heute nur noch Freundschaft sein, mein Kind. Vielleicht schon seit Jahren
nichts Anderes."
Käthe lachte voll Bitterkeit. „Damit tröstet er mich ja auch, Mama! Es fei
nur Freundschaft. Als ob Das ein Trost wäre! Er soll keine Freundin neben mir
haben! Wozu braucht er sie, da er doch mich hat, der er Alles sagen kann!"
„Weißt Du, Käthe" (Lollo hatte sich knapp vor sie hingestellt) „ich finde
Dich überspannt und ungerecht. Einem Menschen Alles sein wollen, ist entschieden
anmaßend."
„Davon ist ja nicht die Rede", bemerkte Irene und drückte die stets halb
geschlossenen Augen vollends zu. „Das bildet Käthe sich ja Wohl schwerlich ein.
Kein Mensch ift einem anderen Alles. Jeden muß man mit anderen Menschen theilen.
Es fragt sich nur, ob in dieser Hinsicht zu viel verlangt wird oder nicht, ynd mir
scheint, daß Käthe Recht hat, wenn sie sich solche Freundin nicht gefallen lassen will.
Ihr Mann würde es ja auch nicht dulden, wenn sie einen ehemaligen Liebhaber
, als ihren Seelenfreund im Hause haben wollte."
„Sie folls Probiren!" rief Lollo und lachte. „Das wäre immer noch besser.

als ihm was vorzuheulen und ihm mit Szenen und Thränen das Haus und ihn
werthe Person zu verekeln."
In Käthe stieg es heiß auf.
„Was weißt denn Du?" fragte sie mit Heftigkeit. „Hab' erst einen Mann,
meine Liebe, und erfahre am eigenen Leibe, wie solche Kränkungen wehthun. Du
wirst ihm dann auch Szenen machen!"
„Schwerlich", entgegnete Lollo und lächelte überlegen. «Ich bin ein mo-
derner Mensch und sehe die Ehe nicht als etwas Heiliges und Unverletzliches an.
Ihr Philisterseelen erniedert die Ehe zu einer Zwangsanstalt für Liebe und Treue.
Und hängt der Sache ein Mäntelchen um und faselt von einem Sakrament.
Es giebt kein Sakrament. Die Liebe mutz frei sein. Wenn ein Mann mich nicht
mehr mag, so ist es sein gutes Recht, es mir zu sagen. Und wenn ich ihn nicht
mehr mag, so ist es eben so mein gutes Recht . . ."
Die Mutter war aufgestanden und legte jetzt schnell die Hand auf Lollos Mund.
„Sei still und verschone uns mit Deiner Weisheit!" gebot sie ernstlich böse
„Solcher Grünschnabel! Alle Deine verrückten Theorien, die Du, Gott weiß, wo,
aufgegabelt hast und mit selbstgefälliger Thorheit nachplapperst, sind keinen Schuß
Pulver Werth. In der Praxis sieht Alles anders aus. Halte also gefälligst den
Mund. Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, solches Geschwätz anzuhören."
Sie kehrte zu Käthe zurück und setzte sich wieder neben sie.
„Um Dir ehrlich meine Meinung zu sagen, Käthe: Ich verstehe nicht recht,
warum Du uns in diese Dinge einweihst. Du hast Jahre lang geschwiegen und
Das schien mir besser. Differenzen zwischen Mann und Frau sollten ohne zwin-
gende Nothwendigkeit nie aus dem Hause getragen werden. Lag solche zwingende
Nothwendigkeit denn vor?"
Käthe blickte sie verwirrt an. Ihr war bei den mütterlichen Worten merk«
würdig kalt geworden.
„Doch, Mama!" sagte sie stotternd. „Er hat mich nämlich so weit gebracht,
daß ich beschlossen habe, von ihm zu gehen ... mit den Kindern ... für einige
Zeit, ... bis er gethan hat, was ich von ihm begehre."
Eine Totenstille folgte auf diese Erklärung. Alle sahen Käthe unverrückt an..
„Was soll Das heißen?" brachte die Mutter endlich wie betäubt heraus.
„Daß Dein Besuch bei uns eine Flucht aus dem Hause Deines Mannes bedeutet?"
Käthe schlug die Hände vors Gesicht. „Ja, Mama. Ich kann nicht mehr
mit ihm leben. Ich halte es einfach nicht aus."
„Und Das hast Du ihm gesagt!" rief die Mutter ganz entsetzt.
„Noch nicht. Vor drei Tagen ist er fort, nach Rom, zu dem Kongreß, ohne
Abschied von mir zu nehmen. Er war furchtbar böse auf mich. Natürlich dieser
Frau wegen . . . Und ich habe ihn ziehen lassen. Aber vorgenommen habe ich
mir, ihm von hier zu schreiben, daß ich mit den Kindern bei Euch bleiben will."
„Also nur vorgenommen. Gethan hast Du es, Gott sei Dank, noch nicht."
Die Mutter athmete erleichtert auf. „Und Du wirst wohl nicht so wahnsinnig sein,.
Deinen Vorsatz auszuführen. Geh jetzt zu Bett, Käthe, und verschlafe Dein Fieber.
Morgen wirst Du ausgeruht sein und wir können Alles in Ruhe besprechen und
überlegen. Nein! nein!" rief sie abwehrend, da Käthe Etwas erwidern wollte. „Sag'
jetzt nichts mehr. Du bist müde und aufgeregt und wir sind es auch. In solcher

Stimmung kommen Einem keine nützlichen und vernünftigen Gedanken. Leg' Dich zu Bett, Kind. Und morgen reden wir weiter"

Käthe hatte sich erhoben. „Gute Nacht," sagte sie mit klangloser Stimme. Und langsam schlich sie ins Zimmer nebenan, wo sie schlafen sollte, zog langsam die Thür hinter sich zu . . .

Es war anders gekommen, als sie erwartet hatte. Ganz, ganz anders.

Im Speisezimmer wurde es noch lange nicht ruhig. Die Magd kam, um auf dem Divan Lollos provisorisches Lager zurechtzumachen. Man ging hin und her, redete und Lollo öffnete ziemlich geräuschvoll die Fenster, um den Rauch hinaus zu lassen Käthe hörte Alles: jede Bewegung, jedes Wort, das gesprochen wurde. Sie hörte die Magd Gute Nacht sagen und hinausgehen; vernahm die Stimme ihrer Mutter, die zu den Töchtern sagte: „Seid nur jetzt hübsch still, damit unsere Käthe einschlafen kann. Ich hoffe, daß sie morgen vernünftiger ist. Wenn sie auf ihrem abenteuerlichen Vorsatz beharrt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihr die Thür zu weisen. Solcher Verrücktheit muß man mit aller Energie entgegentreten. Gute Nacht, Kinder." Käthe hörte die Schwestern: „Gute Nacht, Mama" sagen. Dann wurde es drüben still.

Sie hatte begonnen, sich auszukleiden, und wollte eben ins Bett steigen, als man nebenan aufs Neue zu sprechen anhob. Irene war noch im Speisezimmer und redete mit Lollo. Von ihr. Und da that sie Etwas, das sie als Kind und junges Mädchen oft gethan hatte, denn sie war ungeheuer neugierig gewesen und hatte immer zu wissen begehrt, was Lollo und Irene einander heimlich zu sagen hätten: sie verlöschte das Licht, schlüpfte in ihre Pantoffel, hüllte sich in die Bettdecke und schlich geräuschlos an die Thür heran, die ins Speisezimmer sührte. Da angelangt, legte sie das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn die Beiden drüben nicht geradezu flüsterten, mußte sie hören, was sie zu einander sagten. Und sie wollte es hören. Diesmal nicht aus bloßer Neugier wie einstens in der Jugendzeit: ach nein! Aus ganz anderen Gründen. An der Mutter, die ihr die Thür weisen wollte, wenn sie bei ihrem Vorhaben blieb, hatte sie keine Stütze. Doch vielleicht an den Schwestern. Wenigstens an Irene, die ihr, als Einzige, Recht gegeben hatte. Vielleicht aber auch an Lollo, deren Herz im Grunde weich war, trotz allen ihren Schrullen und Verdrehtheiten.

. . . „Wie sie sich Das nur vorstellt, möchte ich wissen": Das waren die ersten Worte, die an das Ohr der angestrengt Lauschenden schlugen. Lollo wars, die sprach. „Ich Hab' sie wahrhaftig nicht ganz verstanden. Was will sie eigentlich ihrem Manne schreiben?"

„Er soll die Beziehungen zu dieser sogenannten Freundin lösen oder sie kehrt nicht mehr zu ihm zurück," antwortete Irene.

„Und wenn er nicht nachgiebt, das Verhältniß nicht löst . . .?"

„Dann bleibt sie bei uns und wir haben sie und die Kinder auf dem Hals."

„Das ist ja einzig!" Lollo ging im Zimmer auf und ab. Man hörte deutlich ihren nicht eben leisen Tritt. „Und da hat man sich auf ihr Kommen gefreut, hat sie mit Jubel empfangen, ... und nun macht sie solche Geschichten. Ja, was glaubt sie denn? Für ein paar Wochen opfert man ja gern seine Bequemlichkeit. Aber für die Dauer? Ich brauche mein Zimmer, zum Kuckuck! Ich muß studiren.

Und hat sie denn ganz und gar vergessen, wie knapp unsere Mittel sind? Oder will sie sich von dem Mann, dem sie entlaufen ist, aushalten lassen? Frag! sich noch, ob ers thun wird! Alles Das ist ja verrückt!" Und Lollo rieb mit Heftigkeit ein Streichholz an.
„Ich bitte Dich, rauche nicht schon wieder!" Irenes Stimme klang sehr gereizt. „Kaum hat man den Rauch halbwegs draußen, so fängst Du von Neuem an, die Luft zu verpesten."
„Die Fenster sind ja offen", sagte Lollo. „Laß mich rauchen. Du hast auch Deine Schwächen, die ich ertragen muß."
Eine kleine Pause trat im Gespräch ein.
Dann sagte Irene: „Furchtbar unklug ists obendrein von ihr. Mit ihrem dummen Plan räumt sie der Nebenbuhlerin einfach das Feld . . . Und hast Du nicht auch bemerkt, wie sehr sie sich zu ihrem Nachtheil verändert hat? Eigentlich hübsch war sie ja niemals, doch immerhin ganz nett mit ihren frischen Farben und ihrem gutmüthigen Gesichtchen. Der ganze Charme ist fort . . . Dieser vergrämte, man könnte fast sagen: altjüngferliche Ausdruck macht sie zehn Jahre älter, als sie ist. Und sich Vortheilhast zu kleiden, hat sie ja nie verstanden. Weißt Du, daß-ich nie begriffen habe, warum Kurt sich gerade in sie verliebt hat?"
„Ich auch nicht", sagte Lollo. „Aber sie gehört einem Typus an, wie ihn manche Männer lieben: das richtige Weibchen und nichts als eben Weibchen. Einen Mann haben und Kinder kriegen wollen: sonst giebt es nichts für Alle ihrer Art° Und die Männer mögen Das . . . manchmal. Du hast mir vorhin, als sie noch da war, widersprochen. Ich aber bleibe dabei: Es ist anmaßend von ihr, daß sie ihrem Manne Alles sein will. Was bietet sie ihm denn? Die Ehefrauen sind alle so arrogant. Warum findet sich Käthe denn nicht mit dieser Freundin ab? So Etwas sieht man einfach nicht. Sie braucht ja nicht mit ihr zu Verkehren. Aber^ sie sollte ihrem Gatten diese schließlich nicht großartige Zerstreuung lassen und schweigen. Doch nein. Szenen müssen gemacht, dem Mann muß das Haus verekelt .werden: anders geht es bei den legitimen Damen nicht. Und dann wundern sie sich noch, wenn sie ihre Männer am Ende ganz und gar verlieren."
„Das Lästige bei der Sache ist nur, daß wir in Mitleidenschaft gezerrt werden", sagte Irene. „Käthe magjfich zu ihrem Gatten stellen, wie sie will: aber uns sollte sie aus dem Spiel lassen. Ich finde es rücksichtlos von ihr, daß sie uns mit ihren Ehekümmernissen ins Haus fällt. Als wenn wir auf Rosen gebettet wären! Mama ist kränklich und vom Leben zerrieben und braucht Schonung und Ruhe Du und ich haben zu arbeiten. Was soll sie uns mit ihrem Jammer? Dazu, daß sie uns den Kopf heiß macht, haben wir sie wahrhaftig nicht eingeladen. Traurig bin ich selbst! Wenn ich Logirgäste habe, was ja auf jeden Fall störend ist, verlange ich wenigstens von den Gästen, daß sie mich aufheitern. Ein vergrämtes Geficht mehr im Hause! Schönen Dank dafür! Und die Kinder. Für ein paar Wochen geht es ja. Doch dieser Lärm! Wo ich so leicht an nervösem Kopfweh leide und jeden Tag ins Bureau muß! Sie hätte unsere Lage bedenken müssen, bevor sie sich einfallen ließ, uns ihren Trübsinn ins Haus zu nagen. Und überhaupt: Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben. Es ist ganz hübsch, einander von Zeit zu Zeit wiederzusehen und einige Wochen zusammen zu sein. Aber aufs Neue mit einander Hausen: Das geht nicht mehr. Man ist einander fremd ge-

worden. Oder hast Du etwa den Wunsch, sie und die Kinder dauernd bei uns
zu haben?"
„Bewahre!" sagte Lollo. „Am Allerletzten unter solchen Umständen. Morgen
wollen wir ihr reinen Wein cinschänken und ihr unseren Standpunkt klar machen.
Wir wollen ihr sagen ..."
Den Rest hörte Käthe nicht mehr. Sie hatte genug. Mehr als genug. Laut-
los schlich sie von der Thür weg, kroch in ihr Bett und zog die Decke über die
Ohren. Sie wollte nichts weiter hören.
Drüben war das Gespräch verstummt. Käthe vernahm das Oeffnen und
Schließen einer Thür, vernahm, wie Lollo sich auskleidete, das Licht ausblies und
ihr Lager bestieg. Der Divan krachte dabei. Dann trat Stille im Hause ein.
Käthe hörte nur noch das Ticken der Wanduhr und die eigenen, beschleunigten
Athemzüge. Ihr Herz schlug so laut und schwer, daß ihr dieses unruhige, harte
Pochen fast wehthat.
Einzuschlafen vermochte sie nicht. Viertelstunde um Viertelstunde verrann,
und unbeweglich lag sie auf dem Rücken, mit offenen Augen, und sann und sann.
Das also war ihr Zu Haus. So urtheilten die ihr nächsten Menschen über
sie. So herb und lieblos. Und zu diesen Menschen war sie geflüchtet in ihrer
^ Noth, voll Vertrauens, überzeugt, felsenfest überzeugt, daß sich ihr Arme und Herzen
öffnen würden...
Immer wieder ging sie im Geiste Alles durch, was sie gehört hatte. Jedes
Wort hatte sich ihr ins Hirn eingebohrt. Und sie klagte an, sie widerlegte, sie wider-
sprach und entkräftete alle Beschuldigungen. . . und wunderte sich, daß sie, je
weiter die Nacht vorrückte, ihre Entrüstung nach und nach, langsam und unauf-
haltsam, schwinden fühlte. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte gegen sich selbst, mußte
sie schließlich bekennen, daß ihre vermeintliche Entrüstung überhaupt nicht echt ge-
Wesen war, daß sie sich diese maßlose Empörung nur zurechtgelegt hatte, um sich
über sich selbst und die eigenen Gefühle zu täuschen.
Hatte sie selbst, aber auch nur für einen Augenblick, die Empfindung gehabt,
zu Haus zu sein? Als lieber Gast bei Mutter und Schwestern zu weilen, war ja
sehr wohlthuend. Doch so?
Sie hatten ja in Allem Recht, Irene und Lollo. „Wenn einmal Eine draußen
ist, so soll sie auch draußen bleiben." Halblaut sprach sie die Worte vor sich hin.
Es geht nicht mehr. Man ist von einander entwöhnt. Und am Ende will man sein
eigenes, selbstgegründetes Heim haben. Und hat man es einmal gefunden und be-
sessen, so wird Einem nirgendwo wieder ganz heimisch zu Muthe.
Die Absicht, ihren Mann vor ein kategorisches Entweder-Oder zu stellen, war
ihr zur fixen Idee geworden. Die Ihren sahen eben klar. Was für ein Einfall,
ein so gefährliches Spiel zu wagen! Wenn sie nun wirklich schon geschrieben und
Kurt ihr geantwortet hätte: „Gut. Bleibe bei Deiner Mutter!?" Es überlief sie
heiß und kalt.
Auch darin hatte Lollo Recht: Selbstüberhebung wars gewesen, solchen
Racheplan auszuhecken. Denn genau besehen: Sie bot ihrem Manne wirklich nicht
allzuviel. Sehr richtig wars von Lollo: ein Wunder, daß er sich überhaupt in sie
verliebt hatte. Und verändert war sie auch: grämlich in Wesen und Erscheinung.

Der Spiegel, den Lollo ihr vorgehalten hatte, schmeichelte zwar nicht, zeigte sie aber auch nicht anders, als sie tatsächlich war. Und er, ihr Mann, sah sie mit anderen, mit liebevolleren und nachsichtigeren Augen als die Schwester. Er war immer gütig und geduldig zu ihr. Hatte sie gern, fand sie noch immer hübsch, war oft zärtlich ...

Freilich: diese Frau. Aber war es wirklich ganz unmöglich, sich damit abzufinden? Und wenn es im Ernst nur noch Freundschaft, Gewohnheit war, was ihn an sie fesselte? Sie brauchte diese Frau nicht zu sehen, brauchte nicht mit ihr zu verkehren. Das verlangte er ja gar nicht von ihr. Nur dulden sollte sie, daß er mehrmals in der Woche zu ihr ging. Und dazu schweigen. Nicht seinen Schritten nachspüren, seine Briefe belauern und Gesichter schneiden, wenn er fortging. Das machte sie ihm nur unangenehm, verleidete ihm das Haus und trieb ihn zur Anderen. Auch darin hatte Lollo Recht. Sie selbst war es, die ihn zur Nebenbuhlerin hindrängte! Schon aus Klugheit, schon aus Egoismus hätte sie sich anders benehmen müssen.

Leicht war es ja nicht, zu so Etwas zu schweren. Entsetzlich schwer wars. Doch was hilft es, wenn man mit dem Kopf durch eine Mauer rennen will? Man stößt sich nur den Schädel blutig und die Mauer bleibt stehen. Aber abtragen läßt sie sich. Oder sie stürzt endlich von selbst ein. Den Mann ans Haus und an sich fesseln, lieb sein, gut sein, es ihm daheim behaglich machen: damit trägt man so altes Mauerwerk, das noch aus seiner Junggesellenzeit in die Ehe hereinragt, am Sichersten ab. Und er darf es gar nicht merken. Sacht, ganz sacht muH man ihn entwöhnen, Steinchen um Steinchen entfernen. Voll Geduld und Liebe. Das ist schwer. Aber anders geht es nun einmal nicht.

Und wie bodenlos, ja, wie verbrecherisch leichtfinnig von ihr, gewissermaßen V». daraus spielen zu wollen! Wo Alles für sie auf dem Spiel stand! Wo sie mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Mann hing! Ohne Mann zu leben, ... vermochte sie sich Das überhaupt auszudenken? Blos dieses gräßliche Alleinschlafen. Wenn man nicht mehr daran gewöhnt ist. Kein Kuß, keine Liebkosung. Sie bangte und sehnte sich ja jetzt schon namenlos nach ihm. Und entbehrte ihn erst seit wenigen Tagen. Nein: da half nichts. Sie mußte sich fügen und die „Freundin" ertragen. Mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und den Mann nehmen, wie er nun einmal war. Alles noch besser. Alles noch herrlich im Vergleich zu der Aussicht, daß sie ihn mit ihrem Widerstand und ihren Thränen gänzlich verlieren könnte. Das wäre das Aergste, wäre so arg, daß alles Uebrige daneben keine Bedeutung hatte.

Dankbar war sie den Ihren. Die hatten ihr den Staar gestochen. Sie sah jetzt wieder klar. Und Das wollte sie ihnen am Morgen sagen.

Und dem Gatten wollte sie schreiben: freundlich, versöhnlich, voll Liebe. So schreiben, daß er sich aufs Wiedersehen mit ihr freuen könne. Die vier Wochen würden auch vergehen. Und dann hatte sie ihn wieder. Er würde über Wien zurückfahren, sie hier abholen und sie mit den Kindern nach Haus bringen.

Nach Haus! Dort war es, ihr Zu Haus, dort, wo sie den Mann hatte und die Kinder ... Ein anderes Zu Haus gab es nicht mehr für sie. Jetzt wußte sies.

Wien. Emil Marriot.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 18. Dezember 1909.

Der Rembrandtdeutsche.

AMm ersten Februar 1908 veröffentlichte ich in der „Zukunft" einen Aufsatz DDA „Der Rembrandtdeutsche", in dem ich von meinen Beziehungen zu Diesem erzählte. Veranlassung hierzu war eine Zeitungnachncht, nach der Julius Langbehn, der Verfasser des Buches „Remdrandt als Erzieher", gestorben sei. Ich hatte etwa ein Jahr mit meinem Aufsatz gewaltet, da ich annahm, nach seinem Tode würden Mittheilungen über das Leben des merkwürdigen, absichtlich in Vergessenheit sich versenkenden Mannes veröffentlicht werden. Aber es erschien meines Wasens nichts als jene unkontrolate Notiz.

Meine Frage war: Wer hat Kunde von Langbehn? Wer weiß Genaues von seinem Ende?

Ich habe eine große Zahl von Zuschriften erhalten und bin Denen, die sie mir freunslich sandten, eine Erklärung schuldig, warum ich wieder ein Jahr verstreichen ließ, ohne mit Dem herauszutreten, was ich über Langbehn erfuhr. Denn von allen Seiten kam mir die Aufforderung zu, ich solle dafür sorg.n, daß der Literaturgeschichte der Weg zur Erforschung des Lebens einer oer merkwürdigsten Erscheinungen im deutschen Schriftthum nicht versperrt werde. Die Welt Hüde ein Recht, den Verfasser eines Buches zu kennen, das in Anerkennung und Widerstreit einen so bedeutsamen Einfluß auf das deutsche Geistesleben gewann.

Dem gegenüber mußte ich mich fragen, namentlich seit ich genaue Schilderungen der Lebensformen erhalten hatte, in denen Langbehn in späteren Jahren sich bewegte, ob ich ein Recht habe, das von ihm so ängstlich gewahrte Geheimniß zu durchbrechen, so lange wenigstens, wie ich nicht klare Beweise von seinem Tode habe. Und ich hatte bis vor Kurzem guten Grund, anzunehmen, daß die Todesnachricht von 1907 falsch gewesen sei. Denn ich wußte,

daß Langbehn zum Katholizismus übergetreten und dem neuen Glauben leidenschaftlich ergeben sei. Da mir nun von einem hohen katholischen Geistlichen am neunten Mai 1908 die Mittheilung zuging, daß die Todesnachricht „sicher falsch" gewesen sei und Langbehn noch lebe, legte ich die mir zugegangenen Briefe zunächst in ein Aktenstück zusammen, mit der Verfügung, daß meine Erben es nach Langbehns Tod zu verwerthen berechtigt sein sollten.

In zwei Aufsätzen der Kreuzzeitung vom achten November 1906 (Nr. 524) und dreizehnten August 1908 (Nr 277) sucht ein Herr Dr. —s aus Waidmannslust in der Mark nachzuweisen, nicht Langbehn sei der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", sondern der Theologe v. Dr. Rudolf Friedrich Grau, der 1893 in Königsberg als Universitätprofessor starb. Langbehn sei ein „literarischer Flibustier", der es sich habe gefallen lassen, daß man ihm die Grau gebührenden Verdienste zuschreibe. Ich würde von dem Geschreibe keine Notiz nehmen, wenn nicht Reinhold Seebcrg, der berliner Theologe, darauf hingewiesen hätte und wenn nicht Grau thatsächlich ein sehr beachtenswerther Mann von einer Langbehn verwandten Geistesrichtung gewesen wäre. Den in kräftigen Ausdrucksformen für seinen L?hrer kämpfenden Hcrm Dr. —s kann ich versichern, daß der Vertrag über die Herausgabe des Buches von der Hirschseldschen Verlagshandlung mit Langbehn abgeschlossen wurde und daß Langbehn die Durchsicht und Umgestaltung der neuen Auflagen selbst besorgte. Dr. —s trägt zwar seine Anficht mit „Kritik und Akribie", auch mit entsprechender Grobheit gespickt vor, aber wie sich leicht aktenmäßig nachweisen läßt, ist sie leider durchaus falsch.

An der Nachricht von Langbehns 1907 erfolgten Tod ist nicht mehr zu zweifeln: der Bürgermeister von Rosmhnm, Hofmth Wüst, hat mir eine Abschuft des Totenscheines geschickt. Daher stehe ich nicht mehr an, zu erzählen, was ich über Langbehns Leben aus Zuschriften erfuhr. Dabei liegt mir fern, eine Würdigung des geistigen Werthes des Verstorbenen hier geben zu wollen. Nicht will ich den Entwickelungsgang semer Gedanken schildern, nicht Zusammenhänge mit den geistigen Strömungen der Zeit darlegen. Ich möchte nur die Thatsachen mittheilen, die den äußeren Lebensgang des merkwürdigen Mannes schildern, auf die Gefahr hm, daß man mir vorwirft, einen Polizeibericht zu geben. Die Thatsachen sprechen für sich eine ernste Sprache.

August Julius Langbehn ist am sechsundzwanzigsten März 1851 in Hadersleben geboren als Sohn des Dr. pkil. Johann Jakob Langbehn und der Maria Magdalena Therese, geborenen Boysen. Der Vater war Lehrer der Lateinschule in der Schmiedegasse in Hadersleben, später Subdirektor. Die Mutter lebte als Witwe seit 1873 in Hamburg und starb dort am neunten Juni 1883 im Alter von sechzig Jahren.

Langbehn hatte Geschwister. Ein älterer Bruder, am neunten Oktober

1847 in Hadersleben geboren und 1884 unverehelicht gestorben, hieß Johannes
Justus Hermann Theobor und war zuletzt Postsekretär in Hamburg. Lang-
behn hat mir gegenüber von diesem Bruder gesprochen, der ihn unterstützt
habe. Aber es schien mir, als wenn die Beziehungen am Ende seines Lebens
doch getrübt gewesen sein. Ein zweiter Bruder war 1884 noch am Leben
und wohnte in Colorado Springs in Nordamerika. Ein dritter war jung
verstorben. Langbehn besuchte die Schule in Kiel, wurde aber schon im De-
zember 1869 Konkneipant der Burschenschaft Teutonia. Als der französische
Krieg ausbrach, trat er in das Magdeburger Füsilier-Regiment Nr. 36 in Halle
ein, kämpfte mit ihm vor Metz, um Orleans und Le Mans, erhielt die Quali-
fikation zum Reserveoffizier, studirts nach der Rückkehr in Kiel Naturwissenschaft
und Mathematik und wurde in jene Burschenschaft aufgenommen. Als er jedoch
Kiel verlgissen hatte, kam er bald in schwere Konflikte mit der Burschenschaft, die
erst in den schizehnhundertneunziger Jahren durch diese wieder geregelt wurden.
Von Kiel aus bezog er im Sommersemester 1875 die Universität Mün-
chen, wo er bis 1880, also zehn Semester, inskribirt war. Jedoch war er die
beiden letzten Wintersemester vom Belegen von Vorlesungen dispensirt. Er
hörte bei Brunn, Saniere, Meßmer, Bursicm, Prandl, Helm, Riehl und Julius.
Bei Brunn acht, bei Meßmer drei Semester; und zwar machte er durchaus
die Schule des klassischen Archäologen durch. Am vierundzwanzigsten Januar
1880 wurde er auf Grund semer Dissertalion über „Griechische Flügelwssen"
zum Doktor promovirt. Brunn und Bursicm berichteten sehr günstig über die
Arbeit, die später auch im Druck erschien. Es ist eine treffliche, durchaus archäo-
logisch wissenschaftliche Arbeit, in der sich Langöehn in den Bahnen feines Leh-
rers Brunn bewegt. Später führte er den Doktottitel nicht. Ich habe über
seine Dissertation von ihm nie Etwas gehört. Erst später erfuhr ich durch Zu-
fall von ihr. Wohl aber erinnere ich mich, daß er es als eine „Dummheit"
bezeichnete, die er damit begangen habe, daß er promovirte
In München wohnte er die längste Zeit bei einer Frau Wedekind und
zog mit ihr von der Unteren Gartenstraße Nr. 10 in eine Wohnung in gleicher
Straße Nr. 63 um. Daß er ein flotter Student war, ergiebt sich daraus,
daß er 1880 mit dreißig Mark wegen Sachbeschädigung polizeilich bestraft wurde.
Der münchener Kreis, in dem Langbehn 1875/76 lebte, bestand in seinem
Kern aus schleswig-holsteinischen Medizinern, die freilich meist jünger waren
als der schließlich im zwanzigsten Semester stehende Langbehn. Eine gewisse
Führung in dem zu freiem Verkehr sich zusammenfindenden Kreis junger Männer
hatte Dr. Strenge, jetzt Sanitstrath in Neumünster in Holstein. Neben ihm
trat der Holsteiner Dr. Rauert, der Preuße Dr. Harttung, der Rheinländer
Dr. Leibl hervor. Auch Schriftsteller, wie Cajus Möller und dessen Vetter
Konrad Möller, Karl Starkajan uns Andere, gehörten dem Kreis an. Durch

Leibi wurden ihm Künstler zugeführt Darunter dessen Bruder, der Maler Leibl, der mehrere „Charakterköpfe" des Kreises malte. So Rauert und auch Langbehn, dessen Bild ich 1887 sah. Er brachte es in meine Wohnung, um es mir zu zeigen. Erinnere ich mich recht, so war es halbe Figur, etwa achtzig Centimeter ho ch, eine ausgezeichnete Arbeit, an der Langbehn sehr hing. Trotzdem war er damals geneigt, sie zu verkaufen. Ich habe mit ihm und dem Kunstfreund Kommerzienrath Zschille über den Preis verhandelt. Aber damals war Leibl noch nicht „verkäuflich". Das Bild ssll später in den Besitz des Malers Momme Nissen gekommen sein. Von Malern verkehrten noch in dem Kreise Sperl und Haider, wohl auch Hans Thoma, der noch in späterer Zeit Beziehungen zu Langbehn hatte. In Brunns Vorlesungen lernte er den Maler Vorländer, jetzt Professor in Münster, kennen, mit dem ihn enze Freundschaft verband. Die Verehrung für den Maler Leibl war nachhaltig. Aber auch mit ihm blieb er, wie mir Professor sperl schreibt, nicht in dauernder Verbindung.

In diese Zeit fällt auch seine Reise nach Italien und seine Thätig« keit in einer Hamburger Privatgalerie, über die ich Nachrichten nur aus Lang« behns eigenem Munde habe. Doch war er ja nie nnttheilsam und habe ich Manches vergefsm Im Juli 1883 wohnte er in Hamburg, Valentinakamp 77 III. Auch in Frankfurt am Main und Lübeck hielt er sich auf. Er stand dort, wie mir scheint, in geselligen Beziehungen nur zu dem Direktor des Hamburger Gewerbeschulwesens, Jessen, und durch Diesen mit Dr. Peter Jessen, dem jetzigen Bibliothekdirektor des berliner Kunstgewerbemuseums.

Auch zu Theodor Mommsen scheint Langbehn in einem Verhältnitz gestanden zu haben. Ich höre, er sei eine Weile sein Assistent gewesen, was freilich mir nicht recht glaubhaft scheint. Doch wohnte er im Frühjahr 1885 in Charlottenburg. Trotz Allem, was Langbehn über Mommsen geschrieben hat, stand er aber noch um 1900 mit ihm in brieflichen Beziehungen. Mommsens Korrespondenz ist bekanntlich für lange Zeit nicht zugänglich, also von dieser Seite Auskunft nicht zu erlangen.

In der Folgezeit hat Langbehn auch in Frankfurt an der Oder im Hause des Dr. Harttung als Gast gewohnt, ohne jedoch sich mit dessen junger Frau und der zu lebhaft praktischem Eingreifen gestimmten Lebensart seines Freundes stellen zu können. Der Bruder Harttungö, der bekannte breslauer Mediziner Professor Willy Harttung, und der öster von Berlin herüberkommende junge Wildenbruch waren in dem Kreise die leitenden Köpfe. Mit Wildenbruch kam Langbehn in heftigen Streit. Doch erinnerte sich in späteren Jahren der Dichter, den ich danach fragte, der Angelegenheit, selbst der Person Langbehns nicht mehr. Bald setzte Dieser seinen Wanderstab weiter.

Nach Dresden ist er im März 1885 gekommen. Bald darauf besuchte er mich, eingeführt durch einen Brief des Dr. Peter Jessen. Daß er außer mit

mir, dem Musiker Reinhold Becker und später mit Woldemar von Seidlitz mit
Anderen verkehrt habe, glaube ich nicht; wenigstens hat er mir nie davon erzählt.
Gewohnt hat Langbehn erst im Vorort Gruna, später, um 1891, Seid-
nitzerplatz 11II. Dort hat ihn unter Anderen Peter Gast besucht.
Bei Becker suchte Langbehn, der selbst unmusikalisch war, Aufklärung
über das Wesen des Volksliedes. Er saß oft bei dem feinsinnigen, liebens-
würdigen Künstler, um dessen Spie! zuzuhören und mit ihm seine Ansichten
über Musik durchzusprechen.
Meine Beziehungen zu Langbehn endeten im Frühjahr j 887. Im Hause
meiner Eltern verkehrte er noch länger, folgte ihnen als Gast in ihren Sommer-
aufenthalt Naundorf bei Schmiedeberg ins Erzgebirge. Meine Mutter sorgte
für seine Leibwäsche und half ihm sonst, so weit als Das ohne Kränkung seines
Stolzes möglich war.
In die letzte Zeit meiner Beziehungen zu Langbehn fällt der Beginn
des Verkehrs mit Seidlitz, dir 1885 nach Dresden als Rath in die General-
direktion der Museen berufen worden war. Ich hatte schon vorher vielfach
Langbehn gedrängt, eine Anstellung zu suchen; eine solche zu erlangen, war
der Zweck seiner persönlichen Anfrage bei Seidlitz, zu der ich ihn wiederholt
rieth. Aehnliche Versuche, ihm ein sicheres Brot zu schaffen, haben mehrere
seiner Freunde gemacht. So der Maler Vorländer, der ihn für die durch
Lückes Berufung nach Dresden freigewordene Professur für Kunstgeschichte an
der Düsseldorfer Akademie vorschlug. Seidlitz besuchte er öfter, verkehrte auch
in dessen Haus. Durch Seidlitz scheint Langbehn auch in Beziehungen zum
Kunsthistoriker Wilhelm Bode gekommen zu sein. Man erzählte mir, daß
Seidlitz und Bode einen Einfluß auf die Herausgabe des Rembrandt-Buches
ausgeübt hätten; nicht auf den Inhalt, wohl aber auf das Verlagstechnische.
Wer Langbehn in jener Zeit kennen gelernt hat, mußte in ihm den
geistig angestrengt arbeitenden Mann erkennen, der sich mit großen Gedanken
trug. Daß er dabei nicht „Gesellschaftmensch" war, konnte nicht auffallen. Er
war nahezu ein Vierziger, ohne daß es ihm bisher gelungen war, sich eine
Stellung in der Welt zu erringen, weder nach der sozialen Seite noch durch
einen wissenschaftlichen oder sonstigen Erfolg. Seine Verhältnisse waren ge-
drückt. Man konnte es sehr gut verstehen, daß er die Gesellschaft Derer mied,
die die neuen Bekannten zunächst auf die Frage ansehen, ob er eine „Situa-
tion" habe. Langbehn mußte, bei seinem starken Selbstgefühl, das Zusammen
treffen mit Menschen scheuen, die durch eine harmlose Frage ihm lästig werden
konnten. Aber er war nicht menschenscheu. Er ging der Begegnung mit
Freunden nicht grundsätzlich aus dem Wege. Am Liebsten scheint ihm zu jener
Zeit der Umgang mit Leuten gewesen zu sein, deren Bildungsgrad ein Nach-
forschen nach seinem geistigen Entwickelungweg ausschloß. Ich merkte Das sehr

wohl und vermied grundsätzlich Alles, was wie ein Ausfragen erscheinen konnte; ich bin überzeugt, daß sich auch Seidlitz so verhielt. Thatsächlich habe ich auch, so lange ich Langbehn unter den Lebenden wähnte, alle Nachforschungen unterlassen, so lebhaft auch die Erinnerung an ihn mich dauernd beschäftigte. Wußte ich doch von seinen Verhältnissen, obgleich ich selbst mich immer, meiner Natur gemäß, dem Freunde rücksichtlos offenbarte, bis vor einem Jahr herzlich wenig über sein Leben. Ein klares Vertrauen war ebm von ihm nicht zu erringen.
Wohl empfand er als Pflicht des Freundes, dem Freunde zu helfen. Er selbst scheint sich Anderen, der Hilfe Bedürftigen, gegenüber nicht geschont zu haben. „Brich, brich, brich!" schrieb er an Vorländer, dem Verwandte nicht so unterstützten, wie Langbehn es für deren Pflicht hielt.
Seine äußere Lage war damals recht ungünstig. Die Zeiten in seinem Leben, in denen er reichlichere Einnahmen hatte, scheinen nur kurz gewesen zu sein. Sein Jahreseinkommen schätzte er selbst auf 55^ Mark. Einiges verdiente er sich auch als Schriftsteller, und zwar meist durch Vermittelung der münchener Studienfreunde. Ich erinnere mich, daß er den Druckabzuz eines Aufsatzes überbrachte, der in einer westfälischen Zeitung erschienen war, wenn ich nicht irre: einer dortmunder. Andere, über norddeutsches Wesen und die Ziele einer künftigen Cntwickelung Deutschlands, erschienen im „Hambmgischen Korrespondenten". Beide sind später in das Rembrandtbuch mit hineingearbeitet worden, das in der Zeit, wo sie geschrieben wurden, im Grundplan bereits festgestanden haben dürfte. Langbehn gab sie sichtlich nur aus Noth an die Oeffentlichkeit, weil er damit die Wirkung seines Buches zu beeint!ächtigen glaubte, von der er die größten und wie, sich später herausstellte, hellsichtigsten Hoffnungen hatte.
Aber selbst wenn ich von der Berechtigung seines Selbstgefühles die höchste Meinung hatte, konnte ich mich und konnte nach mir wohl auch Seidlitz sich nicht der Empfindung erwehren, daß dieses Gefühl sich in überstiegen?« Formen äußere: in dem Wunsch, daß sich Einer, der sein Freund fein oder bleiben wolle, ihm unterordnen müsse. Nicht nur in dem Sinn, daß er Langbehns geistige Ueberlegenheit anerkenne, sondern vielmehr so weit, daß er jeden Widerspruch aufgebe. Von seinem Freunde, den Maler Vorländer, mit dem er lange Jahre in einem Verhältniß wechselseitigen Aushelfens mit ihren kleinen Geldmitteln lebte, verlangte er sogar, daß Dieser schriftlich Langbehns Superiorität anerkenne und sich völlig seiner geistigen Ueberlegenheit unterwerfe. Als Vorländer hierauf nicht einging, kam es zum Bruch. Schon vorher hatte Dieser den Eindruck, daß Langbehn einen solchen herbeizuführen wünsche. Gegen Ende der achtziger Jahre, also kurz vor Erscheinen des Rembrandtbuches, hatte er von Vorländer eine Zeichnung erbeten mit dem Thema: „Wenn man mit dem Weltgeist allein ist, so ziemt es sich nicht, daß man die

Nase durch die Thür steckt, um nachzuspüren, was er treibt." Er brauche dieses Blatt. Vorländer zeichnete es mit der Feder, doch der „Weltgeist" erschien Lanobehn nicht „affektlos" genug; sonst aber erklärte er die Zeichnung für „gut". Wer?n seinem Sinne der Weltgeist war, ist wohl nicht mißzuverstehen.
Im Anfang 1890 erschien dann, mit dem bekannten Erfolge, das Buch „Rembrandt als Erzieher". Ueber die verlagstechnischen Fragen, in die Langbehn mit großer Entschiedenheit eingriff, hoffe ich später authentische Nachrichten geben zu können.
Mit dem Erscheinen und den wachsenden Auflagen seines Buches scheint für Langbehn eine neue Zeit der Bewegungfreiheit eingetreten zu sein. Hiermit beginnt auch das ununterbrochene Fortarbeiten an seinem in immer erneuten Austagen erscheinenden Buch uns seine Bemühung, ihm in die weitesten Kreise Eingang zu schaffen. Der literarische Lärm war gewaltig. Bald begann ein emsiges Herumrathen, wer der Verfasser sein könne.
Die wissenschaftliche Kritik stellte sich im Allgemeinen auf den Standpunkt der „Vornehmheit". Das heißt: sie erklärte, Langbehns Buch sei, ähnlich wie Nietzsches Schriften, eine „Modeerscheinung", an deren Erfolg man nur mit Bedauern den tiefen Geistesstand des deutschen Volkes erkennen könne. Es erschienen Brochuren, die das Buch theils bekämpfen, theils verulken wollten. Und es ist bezeichnend, daß auch sie viele Auflagen erlebten. So kenne ich eine siebente Auflage des Schriftchens „Mt, est, 68t, Randbemerkungen eines niederdeutschen Bauern", eine zweite von „Der heimliche Kaiser oder der Dampfbau oder der wildgewordene Bliemchenkaffee". Andere traten mit Wärme für Langbehn ein, so namentlich Max Bewer, der mit dem Verstände des Herzens Menschen und Dinge bemtheilte. Die Großen, Kuno Fischer, Anton Springer und Andere, lehnten das Buch glattweg ab
Aber das Erscheinen von neunundvierzig Auflagen und das immer wieder erneute Zurückgreifen auf den Gedankeninhalt des Buches hat doch bewiesen, daß in Langbehns Werk, trotz aller Eigenart und allen „Fehlern" in seiner Anlage, ein starker, dauernder Kern steckt, daß es als Weckruf zur Individualität für alle Zeiten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine wichtige Rolle spielen wird.
Die Hoffnung der Freunde Langbehns, daß der Erfolg die Last von seiner Brust nehmen werde, war irrig. Nun setzte sein Kampf um die Anonymität ein und aus diesem heraus seine wachsende Vereinsamung
Wer zuerst der Welt Langbehns Namen verrieth, weiß ich nicht. Nach einer Zeit des Herumrathens wurde es ziemlich allgemein klar, wer der Autor sei. Nur kannten nicht eben Viele den Mann selbst Dieser wehrte sich, so weit es die Wahrheit zuließ, mit Ableugnungen. Als ich kurz nach dem Erscheinen des Buches in einer Besprechung andeutete, daß ich den Verfasser kenne, warnte

er mich durch ein Eingesandt an die Redaktion, frühere Beziehungen zum Bruch seines Geheimnisses zu benutzen. Als in den Zeitungen die Nachricht erschien, der Autor heiße Langbein, ließ er, die falsche Schreibung des Namens benutzend, diese Nachricht dementiren.

Dagegen entwickelte sich unter der Deckadresse der leipziger Verlagsbuchhandlung oder postlagernd ein Briefwechsel mit seinen Verehrern, denen er aber nicht seinen Namen, nicht einmal seinen Wohnort nannte. Für seine alten Freunde verschwand er nun vollständig. Briefe, von denen er fürchtete, daß sie ihn verrathen könnten, forderte er zurück. Der Kampf um die Anonymität mehrte seine Vereinsamung. Er behielt seine Wohnung am Seidnitzerplstz. Aber er hielt sich nachts nicht dort auf. Wo er schlief, wußte Niemand. Er beschäftigte einen Schreiber, wechselte ihn aber oft, damit Keiner Einblick in sein Thun erlange. Seine Wirthin mußte an ihn adressirte Briefe abweisen. Er sei verzogen. Die Wirthin sorgte sich seiner Nervosität und Hypochondrie wegen. Ja, er wurde ihr unheimlich. Aller Verkehr früherer Bekannter mit ihm hörte auf. Selbst der mit Hirschfelds Verlagsanstalt trübte sich bald. Schon 1900 war die Firma gezwungen, amiliche Recherchen bei allerlei Behörden anstellen zu lassen, da er jeden Verkehr abgebrochen hatte, auch amtliche Briefe ihn nicht erreichten, seine Adresse nicht zu finden war

Noch einmal trat er 1890 hervor, als Nietzsche erkrankt war. Man kennt aus der Nietzscheliteratur sein eigenartiges Eingreifen in die Behandlung des Philosophen. Langbehn kannte Nietzsches Werke, hielt sich aber von einer Beeinflussung durch ihn fern, da er sich nicht als Schüler Nietzsches fühlte und nicht dafür gehalten werden wollte. Seine Berechtigung, in die Pflege des kranken Geistesgenosfen einzugreifen, entnahm er aus feiner Erfahrung in diesen Dingen. War doch seine Mutter, wie mir berichtet wird, im Irrsinn gestorben 1891 erschienen bei Glöß in Dresden seine „Vierzig Lieder von einem Deutschen", auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte. Er übergab dem Verlag eine Gedenktafel, die die Thatsache festhalten sollte, daß die Gedichte in ihrer Offizin gedruckt worden seien. Die geringe Notiz, die die Welt von den Gedichten nahm, hat ihn tief verstimmt. Nicht minder, daß die Staatsanwaltschaft eine Untersuchung wegen angeblicher Unsittlichkeit der Verse eröffnete. Später wurde das Verfahren eingestellt. Obgleich sonst die Verbindungen zwischen uns abgeschnitten waren, ließ Langbehn mir einen Abzug des Buches zugehen.

Nun beginnt eine unaufgeklärte Zeit der Reisen. Die Nachricht, daß Langbehn hier oder da gesehen worden sei, daß er aber einer Ansprache ausgewichen sei, tauchte unter feinen Freunden vielfach auf. Aus späterer Zeit sind mir Andeutungen zugegangen, als wenn die Reisen mehr zu Wallfahrten geworden feien. Dabei scheinen sie in weite Fernen gerichtet gewesen zu sein. Eine Spur weist auf die spanisch'französische Grenze (Lourdes?), die andere

auf Jerusalem. Von dem Fortgang seiner geistigen Eni Wickelung werden viel-
leicht noch seine unter Deckadressen versandten Briefe an Verehrer zu erzählen
haben. Der mystische Zug in seinem Wesen gewann unverkennbar immer stär-
keren Einfluh auf sein Denken. Vor mir liegt einer dieser Briefe. „Ruhe ist
die erste Geistespflicht", sagt er dort. „Der Mensch soll sich stets und überall
in nächster Beziehung zum Weltgeist, dem Geist des Ganzen, fühlen". Und
dieser Weltgeist hatte aus ihm gesprochen. Er zog sich zurück von der Welt,
der er Kls Organ des Weltgeistes gedient hatte: dieser Gedankenwcg wies auf
die großen Mystiker des Mittelalters; er dürfte ihn zum Katholizismus hin-
gelenkt haben. Es besteht kein Zweifel darüber, daß er in aller Form zum
Katholizismus übergetreten ist. Das dürfte in den neunziger Jahren geschehen
sein. Wäre er nicht Katholik gewesen, so hätte ihn der katholische Pfarrer von
Fürstenfeldbruck nicht auf dem katholischen Kirchhof zu Puch begraben dürfen.
Ob Langbehn in irgendeiner Richtung auch später produktiv thäig war,
weiß ich nicht. Er hat nach meinen Nachrichten stets „fleißig studirt". Daß
es sich dabei lediglich um ein Aufnehmen gehandelt habe, ist schwer glaublich
für Den, der seinen inneren Drang zum Aeußern des in ihm fertig Gewordenen
kennen gelernt hat. Ich würbe also keineswegs erstaunt fein, wenn stark
mystisch gefärbte Arbeiten zum Vorschein kämen, in denen er seine in katho-
lischem Sinn gewandelten Anschauungen niederlegte.
Im Juni 1900 lebte Langbehn in Würzburg, anscheinend in auskömm-
lichen Verhältnissen. Er bewohnte zwei schöne, große Zimmer und hielt ein
drittes für einen zu erwartenden, jedoch nie eingetroffenen Freund frei. Der
Wirthin machte er einen so unheimlichen Eindruck, daß sie sich um Rath und
Hilfe an Verwandte wendete. Schon feine inständige Bitte, ihn nicht polizei-
lich anzumelden, machte sie stutzig. Andere Beobachtungen ließen sie zu der
Ansicht kommen, daß sie nicht, wie sie anfangs glaubte, einen Verbrecher,
wohl aber einen Irren beherberge. Er sah sich von Mördern verfolgt, von
Teufeln bedroht Eine Reihe von Beobachtungen, die seine Hausgenossen an
ihm machten, lassen ihre Furcht, einen Kranken zu beherbergen, leider nicht
unbegründet erscheinen. Im Sommer lebte er in Lohr am Main, dort allge-
mein für einen Irrsinnigen von ausgesprochen katholisch religiöser Färbung,
gehalten. Man wies scheu auf den Mann, der in einem weiten, orientalischen
Beinkleid, mit stets aufgespanntem, den Blick Vorbeigehender abhaltenden Schirm
auf der Straße erschien, vor jedem Madonnenbild im Gebet niedersank, den
Rosenkranz nie aus den Händen kommen ließ. Man erfuhr von seinen Wirths-
leuten, wie sonderbar er es zu Haus treibe, wie ängstlich er sich vor feind-
säligen Angriffen schütze, selbst den harmlosesten gegenüber, wie eigentümlich
seine (wie es scheint, ganz vegetarische) Ernährung war, welchen Werth er auf
die Anderen bedeutunglos erscheinenden Dinge legte, die ihn im Haushalt um»

gaben. Den lorcher wie den Würzburger Wirthsleuten begann es zu grauen, so daß sie ihm kündigten. Ungern verließ er die Stadt mit ihren schönen Waldungen im Spessart. Man trieb den Scheuen weiter. Er zog nach Koblenz. Aber dort, wie sonst, habe ich keine Spur mehr von ihm auffinden können. Zuletzt wohnte er in einem kleinen Gasthof in München.

Meine Nachrichten über diese Tage Langbehns habe ich von einwand' freien Leuten, die freilich damals nicht wußten, wer der sonderbare Fremde ei, die auch nur sein Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten, nicht aber ihm geistig näher traten. Aber sie berichten auch, daß er zu jener Zeit noch in brieflichem Verkehr mit hervorragenden Männern stand, und zwar nicht blos mit hohen katholischen Geistlichen, sondern, zum Beispiel, mit Theodor Mommsen. Dessen Briefwechsel ist jedoch für fünfzig Jahre gesperrt.

Der Direktor a. D. Roloff in Freiburg im Breisgau theilte in der münchener Zeitschrift „Hochland" mit, daß Lcmgbehn in dem bayerischen Städtchen Rosenheim im Gasthof „König Otto" an Magenkrebs plötzlich gestorben und auf seinen Wunsch in Puch bei Fürstenfeldbruck vom dortigen Pfarrer Grastl am dritten Mai 1907 begraben worden fei Auf emer Reise nach Tirol war er am zwanzigsten April nach Rosenheim gekommen, krank, begleitet von dem münchener Maler Momme Nissen Dieser helt ihn streng verborgen. Der Arzt wurde erst am dreißigsten April vormittags gerufen. Er fand Lsngbehn bereits als Leiche.

Auf dem Kirchhof zu Puch steht eine alte hohle Linöe, in der einst eine Heilige, Edigna, gehaust haben soll Unter dieser Linde wollte Langbehn begraben sein. Ein einfaches Eisenkreuz bezeichnet das Grab, das die Zeichen trägt

I. A. L.
geb. 1851 f 1907.

Wozu diese Inschrift? Hunderttausende liegen in deutscher Erde begraben, ohne daß ein Zeichen an ihren Namen erinnert. Wollte Langbehn ein solcher Vergessener sein?

„Wenn Ihr nur wüßtet, wer ich bin!" sagte er so oft. Das selbe Räthselspiel noch im Tode. Hinter dem krankhaften Verstecken die stille Sehnsucht, durch alle die Geheimnisse hindurch doch entdeckt zu werden.

Die Frage drängt sich mir auf, ob ich Recht that, die Einzelheiten des Lebens eines Mannes zu erforschen und zu erzählen, der selbst die Spuren seines Daseins zu verwischen eifrig bemüht war. Ich will dabei die Entschuldigung nicht hervorheben, daß Andere das Selbe gethan hätten und daß die Literaturgeschichte im Allgemeinen es sich nicht nehmen lassen wird, die „Eiserne Maske", so weit sie kann, zu lüften; daß spätere Geschlechter unserer Zeit

einen Vorwurf daraus machen würden, wenn sie sich um einen Mann nicht kümmerte, dessen Geist sie so stark in Anspruch nahm. DieDreiheit Lagarde, Nietzsche, Langbehn wird in der Geistesgeschichte unseres Volkes stets eine Bedeutung behalten und gewiß wird noch manchen tlugen Kopf die Frage nach dem Entstehen der individualistischen Geistesrichtung beschäftigen, die durch sie einen Freiheitkamps gegen öde Wissenschaftlichkeit siegreich durchführte. Wer heute „Rembrandt als Erzieher" in die Hand nimmt, wird schon die heftige Ablehnung, die das Buch einst fand, kaum noch verstehen. Es vollzog sich an ihm, was Lagarde auch von seinen Schriften wünschte, daß sie später für selbstverständlich gehaltene Wahrheiten enthalten Unter diesen Wahrheiten ist eine der siärksten die vom Werth des Persönlichen in jedem geistigen Schaffen: die Gedanken nicht nur an sich, sondern als Erzeugnisse eines bestimmten denkenden Kopfes. Daher die Verehrung geistiger Helden.

Dem Absatz des Buches hat die Geheimhaltung des Verfassernamens wohl genützt; der Beurtheilung und dem Verständnis aber hat sie sicher geschadet. Denn dem Borkämpfer für die Bedeutung des „Ich" im Geistesleben fehlte eben dieses Ich. Viele Schmähwmte find gegen seine Anonymität im Lauf der Zeit gefallen. Nach meiner Ansicht hatte die Welt ein Recht, zu fordern, daß der Mann heraustrete, der Ansere so scharf angriff. Sie hatte ein Recht, Dem, der den Much der Persönlichkeit feierte, einen Borwurf daraus zu machen, daß er die seine verstecke. Ader mir schien es ein Unrecht gegen den Freund, seinem Wunsche entgegenzutreten, als ich erkannte, daß er ernstlich die Absicht hatte, verborgen zu bleiben. Aus dem Umstand, daß Dies nicht gelang, sah ich, daß Andere anders hierüber dachten. Als er mit mir über sein damals noch nicht erschienenes Buch sprach, hat er mich zwar nie zur Verschwiegenheit verpflichtet. Aber ich habe sie über zwanzig Jahre lang gehalten. Ich schwieg, so lange er lebte. Nun scheint mir die Zeit gekommen, in der zu reden eine Pflicht gegen das deutsche Volk und auch gegen Langbehn selbst ist. Denn mir fehlt es nicht an Zeugnissen, daß er selbst unter seiner Anonymität litt. „Wüßten Sie, wer ich bin, Sie würden mir anders gegenübertreten!" sagte er oft den schlichten Leuten, die in den neunziger Jahren mit ihm zu thun hatten. Er litt darunter, daß sie es nicht wußten und daß sie es auch nicht verstanden, wenn er es ihnen jagte.

Nochmals bitte ich Alle, die Langbehn kannten, mir Nachrichten zugehen zu lassen. (Unter der Adresse, Dresden, Kaitzerstr. 2v). Die Presse ersuche ich, die Theile aus dem vorliegenden Aufsatz, die ihr für ihre Leser geeignet erscheinen, abzudrucken und meine Bitte um Benachrichtigung hinzuzufügen.

Dresden. Cornelius Gurlitt.

Ätz

Der Massenaufstieg der Juden.

VK?kaß wir im Reich noch immer eine Judenfrage haben, steht fest. Diese Frage ist da, aller offiziellen bürgerlichen Gleichstellung von Jud und Christ zum Trotz, und pflegt immer dann brennend zu werden, wenn ein neuer Erfolg des jüdischen Rassenthumes die Blicke auf sich zieht: die Verleihung des preußischen Adels an einen Schub von Großkapitalisten; der Empfang dieses oder jenes Bankmannes durch den Kaiser; die Verleihung eines hohen Ordens an Einen aus dieser Schicht. Die Presse, insbesondere ihr liberaler Flügel, verfehlt nie, solche Etapen auf dem Vormarsch Israels mit Posaunenstößen zu markiren, und bewirkt damit stets eine Entrüstungskundgebung bestimmter Parteien, in erster Linie der eingeschworenen Antisemiten. Einerlei, zufrieden ist Israel mit dem bisher Erreichten durchaus nicht, so groß auch dis erzielten Erfolge sein mögen. Und sie sind größer, als gemeinhin bekynnt ist.

Daß die Vorherrschaft in Handel und Presse nicht genügt, um in einer Reihe mit den anderen europäischen Rassen zu rangiren, weiß der Jude sehr genau. Der Weg zur entscheidenden Beeinflussung seines Wnthvolkes geht über die akademischen Berufe, also über die höhere Schule. Da ist es denn staunenswerth, ein wie hoher Prozentsatz jüdischer Eltern kein Opfer scheut, um ihren Kindern eine gute Schulbildung, dieses beste Rüstzeug im Kampf ums Dasein, mitzugeben. Nach einer Statistik über 1904 besuchten von den katholischen Kindern Berlins ein Neuntel, von den eoangeüschen ein Siebentel, von den jüdischen aber mehr als zwei Drittel die höheren Lehranstalten. So kommt es, daß im Reich, bei einer jüdischen Bevölkerung von etwa 1^ Prozent, die Realschulen und Gymnasien oft 10 bis W Prozent jüdischer Schüler aufweisen. In manchen großstädtischen Gymnasien, in Berlin, Breslau, Frankfurt am Main ist der Prozentsatz noch höher unZ beträgt ein Drittel oder die Hälfte sämmtlicher Schüler. Ich selbst erinnere mich, daß wir in den neunziger Jahren auf dem Lessing-Gymnasium in Frankfurt in der Klasse genau ein Drittel Juden hatten. Das sind gewiß Zahlen, die zu denken geben.

Es ist nur die natürliche Folge dieses hohen Schülsrprozentsatzes, wenn die Juden auch auf den Hochschulen und in den höheren Berufen eine größte Rolle spielen, als man nach den nackten Bevölkerungziffern erwarten sollte. Während nämlich von 10 000 Evangelischen nur 25, von 10 (>00 Katholiken sogar nur 13 die Universität besuchen, stellen 10 000 Juden eine Schaar von 160 UnioerMtbesuchcrn, übertreffen den Durchschnitt also um das Achtfache. Aehnlich ist es mit dem Ziel des akademischen Studiums, den höheren Berufen selbst; und zwar gilt Das für den idealen Beruf des Hochschullehrers eben so wie für die Juristen und Mediziner. Im Ganzen kommt auf 80 bis 90

Deutsche nur ein Jude. Unter 80 Universitätlehrern jedoch (Ordentliche und Außerordentliche Professoren, Privatdozenten) sind 12 Juden.

An den Landgerichten Berlins waren im Mai 1906 16 Prozent, an den Amtsgerichten 11^ Prozent jüdischer Richter (bei einer jüdischen Bevölkerungquote von 5 Prozent). Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte ist noch größer. In manchen Städten, wie Berlin, Frankfurt, Breslau, beträgt sie mehr als die Hälfte. Was die Aerzte betrifft, so sollte man unter 1,2 Prozent Juden im Reich etwa 400 jüdische Aerzte erwarten. Jeder aber weiß, wie sehr diese Ziffer überschritten wird; nach einer Wahrscheinlichkeitrechnung mindestens um das Sechs- bis Siebenfache.

Diese sichtbare und nicht hinwegzudisputirende Vorherrschaft der Juden in den höheren, für das geistige Leben des Volkes maßgebenden Berufsständen muß natürlich ein entsprechendes Ueberwiegen jüdischen Einflusses in unserem öffentlichen Leben zur Folge haben. Sie haben die beste Durchschnittsbildung, sie haben das ungeheure, vielfach unterschätzte Machtmittel der zum größten Theil von ihnen beherrschten Presse, sie haben vor Allem auch den zur Krieg' führung erforderlichen Mammon: wer wollte leugnen, daß in jedem Nach> denklichen dieser Zustand der Dinge gewisse (begründete oder unbegründete) Beklemmungen bewirken muß?

Machen wir uns einmal klar, durch welche Eigenschaften der Jude sich in solchem Maße zum Herrn dcr Oeffentlichkeit machen konnte.

Von der einen sprachen wir schon. Das ist die ungemeine Opferfähigkeit jüdischer Eitern, wenn es dem Vorwärtskommen ihrer Kinder gilt; und Das trifft nicht nur für die Eltern zu, sondern für den ganzen Kreis der Familie. Der ausgesprochene Familiensinn der Juden, vielleicht groß geworden in den Zeiten des Druckes und der Roth, feiert heute seine sichtbarsten Triumphe. D;e ganze Rasse fühlt sich im letzten Grund als eine einzige große Familie, deren Glieder nach außen bedingunglos für einander eintreten, oft selbst gegen Recht und Billigkeit. Im nationalen Sinn meist Kosmopoliten, sind sie die Fahnenträger eines ausgesprochenen Rassenegoismus. Der jüdische Geschäftsmann, der Dir einen Lieferanten empfehlen soll, nennt sicher einen Juden; der jüdische Arzt wird in schwierigen Fällen stets einen jüdischen Kollegen zuziehen, wenn Du ihm die Wahl überlassest. Er fühlt sich selbst da als Glieo seiner Raffe, wo der Christ geneigt ist, Toleranz walten zu lassen. Dieses großartige familienhafte Rasienoewußtsein ist eins der wirksamsten Mittel zur Schaffung der heutigen Stellung der Juden gewesen.

Die zweite hier mitwirkende Eigenschaft ist ihre zweifellos hervorragende Intelligenz Ich glaube, ruhig behaupien zu können, daß der jüdische Schüler durchschnittlich intelligenter, begabter ist als sein christlicher Kamerad Das hängt zum Theil mit der Frühreife aller orientalischen Rassen zusammen,

die auch auf geistigem Gebiet zum Ausdruck kommt. Daß dabei ganz bestimmte Fächer bevorzugt werden (alles Rechnerische, mit dem Zahlenwesen Zusammenhängende), ist ja aus der Praxis bekannt genug und bedarf keines Beweises. Ein Volk, das seit Jahrtausenden seine Instinkte und Fähigkeiten fast ausschließlich in der Richtung des Handels entwickelt hat, muß einen Begabungniederschlag für alles dahm Gehörige erworben haben. Leider nur hat dieser Handelsgeist die unselige Folgeerscheinung gezeitigt, daß der Jude heutzutage so ziemlich das ganze Leben mit all seinen menschlichen Existenzformen und Wirkungweisen in der Hauptsache vom Händlerstandpunkt ansehen gelernt hat. Was bringts ein? Diese Frage erhebt sich in ihm mehr oder weniger bewußt bei Berufswahl wie Heirath, bei Gefälligkeit wie bei Geselligkeit; und da die intensive und ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel einen ausgeprägten Egoismus großzüchtet, so sehen wir hier, in der Verbindung des Handelstalentes mit einem kraftvollen Egoismus, die dritte Ursache des jüdischen Aufstiegs; aber auch einen Hauptgrund der jüdischen Unbeliebtheit. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückblicken, um so größer erscheint uns diese Unbeliebtheit der jüdischen Raffe, um so schärfer der Gegensatz zwischen ihr und den eigentlichen Europäern. Er wäre noch heute unüberbrückbar, hätte nicht die allgemeine Entwicklung der europäischen Kulturvölker einen Ausgleich der sozialen Gegensätze angestrebt, der auch die Juden nicht in isolirter Stellung lassen konnte, und daneben die Wege und Möglichkeiten des Völkervcrkehrs und damit des Handels vertausendfacht, so daß nun auch in den europäischen Rassen kaufmännische Gesichtspunkte und Grundsätze mehr und mehr Verständniß fanden.

Seit vollends die Juden als bürgerlich Gleichberechtigte unter uns leben, hat dieser Annäherung- und Durchdringungprozeß mit größter Lebhaftigkeit eingesetzt, wobei nicht verhehlt werden kann, daß die geistige Regsamkeit, die politische Aktivität, das überlegene Rechentalent der jüdischen Raffe ihre bequemeren Konkurrenten vielfach geschlagen haben. Wenn die Juden heute einen so hohen Prozentsatz der Juristen, Mediziner und anderer einflußreichen Stände stellen, so mag daran zum Thei! der ehrgeizige Kitzel schuld sein, nun gerade möglichst viele solcher Stellungen zu erlangen, die ihren Vätern verschloffen waren Zum anderen Theil aber sind es sicher die vorhin geschilderten Eigenschaften, die sie ihren europäischen Wirthsvölkem im Kampf ums soziale Dasein überlegen machen. Und eben hier verbirgt sich ohne Zweifel eine beachtenswerthe Gefahr für die gesunde Weiterentwicklung unseres deutschen Volksthums. Nimmt die Besetzung der führenden Berufsstellungen mit Juden nämlich noch weiter zu (und Das ist zu erwarten), so ist es nicht ausgeschloffen, daß wir eines Tages außer der Finanz- auch eine jüdische Geistesherrschaft im Lande haben. Nun hat die jüdische Raffe, neben großen Borzügen wie Familiensinn,

Sparsamkeit, Intelligenz, Nüchternheit, aber auch eine Reihe von Eigenschaften, die uns nicht angenehm berühren und die wir am Wenigsten bei den geistig herrschenden Schichten sehen wollen. Ich meine die zersetzende Ueberkritik, die sich wie ein Alb auf jede heitere, freie Weltauffassung legt, den allem Leben feindlichen Skeptizismus, der das unselige Erbgut der meisten alten Raffen ist. Ich meine auch den allgegenwärtigen Erwerbssinn, der sich nicht scheut, aus den heiligsten Dingen des menschlichen Herzens ein Geschäft zu machen. Eine brennende Zeitforderung ist es also, uns schlüssig zu werden: Wie verhüten wir diese Entwickelung der Dinge? Wie merzen wir die undeutschen und unsympathischen Eigenschaften unserer jüdischen Kulturgenossen aus oder schränken sie auf das Mindestmaß ein, ohne dabei die werthvolle Mitarbeit ihrer Träger beim inneren Ausbau des Reiches zu verlieren? Die einfachste Ueberlegung lehrt ja, daß das begabte jüdische Element für unsere gesammte Entwicklung von sehr bedeutendem Nutzen werden muß, wenn es gelingt, seine egoistischen, gegen die Allgemeinheit gerichteten Tendenzen unschädlich zu machen und seine sozialen Fähigkeiten dem Dienste des Ganzen zu gewinnen. Giebt dem Juden doch gerade sein ausgesprochenes Familiengefühl die beste Vorschulung in sozialer Denkweise.
Hier giebt es nur einen Weg. der Erfolg verspricht: die weitestgehende Blutsvsrmischung. Machen wir uns klar: prinzipiell auseinandersetzen müssen wir uns einmal mit unseren jüdischen Mitbürgern; und über 600 000 Menschen, womöglich unter Konfiskation ihres Vermögens, wie manche Radikale predigen, des Landes verweisen: Das geht nicht, so lange wir auf den Titel eines Rechts' und Verfaffungstaates Anspruch erheben. Aus dem selben Grund ist auch die Frage, ob etwa Ausnahmegesetze für die Juden zu schaffen seien, undiskuiirbar. Lassen wir aber den Karren so weiter laufen, wie er jetzt läuft, so werden die nichtjüdischen Bevölkerungelemente schließlich die Geduldeten sein und wir werden eine jüdische Suprematie auf so ziemlich allen Gebieten des öffentlichen Lebens haben.
Was helfen kann, ist also einzig die Radikalkur der Vermischung. Der Jude wird mit dem europäischen Blut auch das rechte Verständniß für unsere nationalen Interessen, für das tiefere Wesen unseres Volkes gewinnen. Und dem Normaldeutschen, wie er heute ist, politisch passiv, menschlich naiv und bürgerlich philiströs, kann ein Tropfen jüdisch.kritischen Oels und ein reichlicheres Maß realen Sinnes wohl kaum schaden.
Werth hat der ganze Plan freilich nur, wenn es zu einer Mafsenvermischung kommt. Es genügt nicht, wenn reiche jüdische Erdinnen sich mit verbummelten oder verarmten Aristokraten paaren, die differenzirte ältere Raffe mit der verbrauchten alten: der geistig lebendige Jude nehme nach Bismarcks Rezept die gesunde Christin, der christliche Durchschnittsbürger die intelligente Jüdin und die Nachkommen seien bestrebt, den jüdischen Einschlag durch weitere

Aufnahmen europäischen Blutes zu verdünnen. Zugleich schließe man die Grenze für die Zuwanderung des tiefstehenden russisch-jüdischen Elements. Denn ein Volk, das 1 Prozent jüdischen Blutes bequem asfimiliren kann, muß versagen, wenn dieser Prozentsatz sich wesentlich steigert.

Dieses Verfahren scheint mir das einzige zu sein, das die Gewißheit des Erfolges verbürgt. Und wollen Rassenfanatiker etwa deshalb ein Klagelied über die „Schädigung der reinen deutschen Rasse" anstimmen, so seien sie daran erinnert, daß es eine „deutsche" Raffe nicht giebt, daß sich vielmehr in unserem Volke keltische, germanische, flavische und mongolische Elemente zu einem doch ganz leidlichen Endprodukt verschmolzen haben, dessen rassischer Werth durch die Aufnahme des intellektuell hochentwickelten, im Kampf ums Dasein äußerst leistungfähigen jüdischen Elementes gewiß nicht leiden würde.

Israel ti'wniMa.118 oder eine Fusion der Firmen: hier ist zu wählen.

Blankenhain. Oberarzt Dr. Georg Lomer.

Alt-Wien.

ie fahren mit dem Blitzzug von Paris nach Konstantmopel, hatten sich zwei Stunden in Wien auf und wollen den gsnws loci meiner Vaterstadt so gründlich wie möglich kennen lernen. Sie wollen Wien in der kleinen Ausgabe haben, in der Rsiseausgabe, Elvezier-Format, Wien in der Westentasche. Sie wollen in diesen knappen zwei Stunden ungefähr Das sehen, genießen und verstehen, wozu ich fünfunddreißig Jahre brauchte. Kein übler Geschmack! Dabei wollen Sie Alles haben. Die Vergangenheit, die Gegenwart, die ZuZunft; die Kunstgeschichte, die Kulturgeschichte. Das Mittelalter, die Barockzeit, die Moderne. Fiakerfahrt, Grabenbummel, süßes Mädel. Bitte! Sie sind gar nicht unverschämt. Sie können haben, was Sie wünschen. Sie sollen sehen, daß ich meine fünfunddreitzig Jahre nicht umsonst in dieser Stadt zugebracht habe. Ein Fixkerl wie Sie weiß in weniger als zwei Stunden, wo der Barthel den Most holt. Sie sind mein Mann.

Am Westöahnhof nehmen wir einen Fiaker und fahren bis auf den Graben. Unterwegs trinken wir eine Tasse Kaffee. Einen besseren giebts auf der ganzen Welt nicht; nicht mal in dem wunderschönen Sachsen. Nun sind wir am Graben. Jetzt geben Sie Acht. Hier ist die barocke Dreifaltigkeitsäule von Burnacini, fünfzig Schritt weiter der Siefansdom, tiefes Mittelalter, und eine Viertelstunde weiter die Postsparkasse vom Oberbaurath Otto Wagner, wo Sie sich den Kassensaal anschauen, den Keimpunkt der architektonischen Zukunft. In diesen drei Dingen, Stefansdom, Dreifaltigkeitsäule, Postsparkasse, haben Sie das ganze Wien der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Wenn Sie sich Das einprägen, wissen Sie Alles. Die Stefanskirche, eine steingewordene Legende voll mystischen Dunkels, erfüllt von verwirrenden Gedanken, liebreichen und tröstenden, erschreckenden und spukhaften, Traum und Schatten einer alten Zeit. In den Blättern der Käpitäle zwitschern die Böglein. Das ift der liebe Wiener Wald mit seinen Blümelein und seinem Gethier. Der kam damals bis in die Kirche, weil ls der fromme

Meister so wollte. Aber der fromme Meister hat auch manchmal schlecht geschlafen, die Trud hat ihn gedrückt oder die Furcht vor dem Höllenfeuer. Und aus seiner erschreckten Phantasie springen die grotesken Unholde hervor, die Grimassen und Fratzen, das bizarre Ungethier, das auf den Steinsockeln hinläuft oder in den schwarzen Nischen kauert. Das ist das Wien von Sankt Stefan, eine große, figuren-reiche Geschichte mit mancherlei bösem Zauber und Unheil, aber mit gutem Ende bis herauf zu den Türkenkriegen und wohl noch darüber hinaus, wovon der große Dom ein herrliches steinernes Bilderbuch ist. Jede Zeit, jede Kulturwandlung, jede bedeutsame Persönlichkeit hinterläßt ihren Abdruck; fast scheint es, als wäre Her Stein so weich wie Wachs. Wir finden sogar die substanziellen Spuren der guten, dicken Maria Theresia in dem Gotteshaus, verkörpert durch die bauchigen Sakristeijchränke der Barockzeit. Es ist ein Sinnbild. Aber die Zeit ist schon lange nicht mehr dafür, unterzuducken und sich im Kirchendunkel zu verkriechen; sie braucht den blauen Baldachin des freien Himmels, sie ist bei aller Heiligkeit sehr lebenslustig und üppig. Sie sucht große, phantastische Formen, ihr Hoch-gefühl schwebt uuf Wolken. Alles, was diese Zeit sühlte und schuf, läßt sich aus der Dreifaltigkeit säule ableiten. Die frommen Ritter und die Raubritter sind aus-gestorben; man könnt nur noch Heroen und Olympier. Nicht mehr Marien und Magdalenen, sondern Halbgöttinnen. Allerdings im Reifrock und in der Allonge-Herücke. Alles, was in dem herrschaftlichen Wien deS achtzehnten Jahrhunderts entstand, die Wdelspaläste, die Karlskirche, die Sommer- und Winterresidenzen, stehen künstlerisch im Kontakt mit dieser Säule. Sie ist ein Wahrzeichen der Gottes-furcht, aber sie ist wahrhaftig nicht demüthig. Sie ist Sinnlichkeit, Weltlust, Ruhmes-gefühl, Schrankenlosigkeit, in ein religiöses Gleichniß gesetzt. Die neuen Kirchen, die Paläste, die Lustgärten, die entstehen, sind im Wesen eins mit ihr. Man spürt die Allongeperücke und den Reifrock bis auf den heutigen Tag in dem alten Wien. Ein Wenig sogar in den Äußerlichkeiten des modernen Exponenten Wiens, in der Postsparkasse, wenn ich die Posamentirarbeit und die abgebrauchten Allegorien, die als Schmuck dienen, ins Auge fasse. Aber in dem gerühmten Kassensaal spürt man, daß wir nicht mehr Ritter sind, auch nicht mehr Heroen oder Olympier mit Haarbeutel unö Spitzenkrause, sondern ein amerikanisicter Typ Menschen, der ein wohlthuendes Gleichmaß, eine gewisse elegante Behäbigkeit bewahrt hat. So ist der Amenkanismus, die Marke unserer Zeit, ganz gut zu ertragen. Diese drei Kreise schwingen in dem Wien von heute durcheinander. Sie stören einander nicht. Man kann nach Belieben Romantiker fein oder Amerikaner oder Beides zugleich, wie es sich sür einen Sohn dieser Zeit und dieser Stadt gehört.

Weil die zwei Stunden, die sich der Weltreiscnde für Wien vorgenommen hat, noch nicht um find, kann ich ihm den Rest erzählen. Viele haben sich bemüht, den Geist diese? Stadt zu erhaschen, die Essenz, das Parfüm dieser Dingte, das ein Bischen von Weihrauch, ein Bischen von höfischem Courtisanenthum hat, von Diebsgelüst und Heilsbegehr, einzufangen und auf Flaschen zu ziehen wie Lavendel-salz. Keinem ist es bisher gelungen. Den beißenden Ammoniak spürt man, aber der Lavendel fehlt. Zu den jüngsten Versuchen gehört „Alt-Wien" von Ludwig W. Abels (bei Marquardt <^ Co. in Berlin), mit dem vielversprechenden Unter-titel ^Die Geschichte semer Kunst/' Aber bei Herrn Ludwig W. Abels sieht Alt-Wien aus wie im Ramschbazar oder wie bei einem vorftädtischen Althändler. Em Allerlei von Bildern und im Text eine ermüdende, schwunglose Aufzählung von

Namen und Daten. In Wien sagte mir ein Buchhändler: „Die Stimmung ift günstig für Alt-Wien: wir wollen helfen, Herrn Abels zu vertreiben." Ich that naiv und fragte: „Meinen Sie das Buch?" Er verstand mich nicht und erwiderte rasch: „Das Buch, natürlich." Selbst mein guter Adalbert Stifter hat es nicht vermocht, diesen ^snius Ivel bei einem seiner vielen Rockschöße zu erwischen. Die „Zwölf Studien aus dem alten Wien", die im Jnselverlag erschienen sind, gehören zwar der Biedermeierzeit an und sind ge Wissermassen Dokument, aber sie find fast unerträglich durch Pedanterie und Langeweile. Der Biedermeier, den wir lieben, ift eine moderne Erfindung, verehrter Freund. Wer Wien durch Adalbert Stifter kennen lernen will, thut besser, seine Dichtungen zu lesen, die Studien, auf denen der Glanz dieser Luft liegt wie Edelreis. Trotzdem: den „Gang durch die Katakomben" und die „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des Stefansthurmes" kann man sich gefallen lassen. Und dabei muß ich Ihnen gestehen: in jungen Tagen war Stifter mein Gott. Er hat mich sehen gelehrt. Später hat mich der Wein sehen gelehrt; aber die Liebe hat mich zur selben Zeit blind gemacht. Da draußen, am Fuße des Kahlenberges, wächst Beides, junge Liebe und alter Wein. Der liebe Herrgott winkt mit einem Reissigbuschen aus jedem Thor in seine verschwiegenen Hausgärten hinein, winkt: Komm nur; wozu Hab' ich denn Beides geschaffen! Ich war nicht der Mensch dazu, mir Das zweimal sagen zu lassem Auf diese Weise habe ich den ZsQius looi kennen gelernt; so. Zum Beispiel, Herrn Ludwig van Beethoven, Schubert, Grillparzer, Hebbel, Brahms. Die haben schon gewußt, warum sie dageblieben sind . . . Nun, Sie Mann aus Niniveh, die zwei Stunden sind bald um und Sie haben noch kein Wort geredet. Jetzt sagen Sie doch, wie es Ihnen gefallen hat!

Aber mein Besuch fing zu schimpfen an: „Eure verfluchte Dreikellnerwirthschast. Eure unverschämten Droschkenpreise, Eure verdammt kostspielige Alt-Wienerei 5 Ihr habt ja nicht einmal einen Taxameter! Nee, da bleibe ich lieber in meinem scheenen Sachsen!"

„Schimpfen Sie nur", sagte ich. „Ueber nichts habe ich so viel geschimpft wie über Wien. Dennoch gefällt mirs; mehr noch, denken Sie, als Dräsden!

Dresden-Blasewitz. Joseph August Lux.

Der Gzean.

Teufel brachten Jendrek Mahojzok aus Ratulow über den Ozean nach Amerika. Zu Haus herrschte ein Elend, daß Gott sich erbarmen mochte. Der Bauer Mahojzok war nicht mehr jung; und so glückte ihm nicht, jenseits vom Ozean Etwas zu verdienen.

Ein „Gazda" (Bauer) im Dorf, der aus Amerika zurückgekommen war, hatte ihm vorgeredet, daß dort Jung und Alt zu Geld komme. Das ist nicht wahr. Die Frau und die Kinder hofften, der Bater würde ihnen von drüben einen Hundertrubelschein schicken. Nichts kam. Er fürchtete sich geradezu, neue Arbeit zu finden; wo man ihn annahm, jagte man ihn wieder davon. Er war zu schwach und zu alt. Wie sollte er aber zurück? Er besaß keinen Pfennig. Und Jendrek Mahojzok aus Ratulow ging ans Ufer, an den Ozean und wanderte am Wasser auf und ab. Es war menschenleer Die Sterne leuchteten. Sommernacht. Tiefe Stille. Jendrek

wanderte und rechnete. Anderthalb Jahre waren vergangen, seit er aufgebrochen
war. Hungrig, in zerrissenen, ungewaschenen Kleidern ging er schmutzig umher.
Wer weiß, wie es dort aussteht? Einen Brief hatte er seit mehr als einem halben
Jshr nicht mehr geschrieben; und auch sie schrieben nicht mehr. Er hatte kein
Geld, um eine Marke zu kaufen; auch sie hatten wahrscheinlich keins. Solches
Leben! Eine Strafe! Auch dort wird Armuth und Hunger herrschen, aber wenigstens
hatte man eine Stube und ein Dach über dem Kopf. Jendrek Mahojzok hatte
keine Schlafstätte, keine warme Decke zum Schutz gegen die nächtliche Kälte.
Er blickte aufs Wasser. Wie es auch sein mag: immerhin ist ein Haus da.
Angehörige ... Er blickte aufs Wasser. Zurück! Zurück! Aber wie? Für zwei
Cents kommt er nicht nach Haus. Und auch diese zwei hat er nicht. „O, Wasser,
verfluchtes Wasser!" stöhnte Mahojzok und hob beide Fäuste empor.
Das Wasser war so ruhig wie die kleinen Teiche bei Rochacze. Einen so
ruhigen Ozean hatte Jsndrek Mahojzok noch nicht gesehen. O, verfluchtes Wasser!
Aber der Ozean regte sich nicht. Was habe ich Dir gethan? Weshalb hältst Du
mich? Warum bist Du so unbarmherzig? Was habe ich Dir gethan? Nicht
springen, nicht fliegen kann man über Dich, nicht in Dich hineingehen. Du er-
tränkst den Menschen wie nichts, wie eine junge Katze . . . Nicht mehr gilt Dir
ein Mensch als eine Maus, als eine Katze . . . Wie bist Du so geworden und
woher kamst Du? Hat Dich die El de herausgeworfen? Hat Dich der Himmel als
eine Plage niedergeschickt? Und was steckt in Dir, das kein Mitleid hat, kein Er-
barmen? Die Erde würde mich hinübertragen, und wären es taufend Meilen, die
Steppen würden mich durchlassen, über die Berge könnte ich hinübersteigen. Du
aber . . . Nein. Du schreckliches, grausames, verwünschtes Wasser!
Der stille Ozean blinzelte zu den Sternen. Warme Dämpfe stiegen von
ihm auf. Jendrek Mahojzok blieb stehen und lauschte. Die Wellen rauschten nicht!
Der stille, große, warme Ozean ergoß sich von ihm in die Unendlichkeit. Still
war er, schlaftrunken, tief... Wasser! Auch in Dir lebt doch Gott, wie überall.
Denn wenn Gott überall ist, so mutz er auch in Dir sein! Und ist er in Dir, so
bist Du göttlich! Und bist Du göttlich, so kannst Du nicht schlecht sein! Wie kommt
es nur, daß Gott kein Erbarmen mit den Menschen hat? Er hat es. Und wenn
ers hat, so hast auch Du es, denn Du bist göttlich . . . Entweder ist mein Kopf
wirr oder es soll so sein. Gott ist gut; also bist auch Du gut, denn Du bist gött«
lich ... Warme Lüfte entsteigen dem Ozean, berauschend ist seine regunglose Stille.
Es ist, als könnte man sich an seinen Riesenschoß schmiegen. Jendrek Mahojzok
aus Ratulow hatte lange (er wußte selbst nicht, wie lange) nicht mehr gegessen;
in Ratulow atzen sie wahrscheinlich auch nicht. Er taumelte vor Elend am Ufer
des Ozeans in Amerika; eben so taumelten wahrscheinlich auch die Seinen vor
Elend in der Stube in Ratulow.
Gott hat die Welt erschaffen, Gott ist gut: so muh auch die Welt gut sein.
Wasser ist eben so die Welt wie Land. Ich habe Dir geflucht; aber ich werde Dir
nicht mehr fluchen. Ich glaube und vertraue Dir, wie der heiligen Erde. Die
selbe Hand hat Euch Beide erschaffen, die göttliche. .. Ihr werdet dem Menschen
kein Unrecht anthun, denn Ihr sollt Beide gütig gegen ihn sein. Der Erde Brust
und des Wassers Rücken sollm dem Menschen eine Wiege fein . . .
Da sprang Jendrek aus Ratulow ins Meer, damit es ihn nach Haus trage.
Krakau. Kazimierz Tetmajer.

Erziehung/)
ichts ist bewundernswerther und rührender als die grenzenlose Menschen-
fähigkeit zur Liebe. Sie ist die Triebkraft des Seins und erhält ihren
Schwung durch den Hang zum Schönfinden. Der Mensch strebt danach. Alles schön
zu finden, was ihm viel Mühe gemacht hat, was in irgendeiner Art der Voll-
kommenheit zugeführt ist oder was die Objekte seines Studiums bildet. So erachtet
der tüchtige Maschinist seine Maschine für schön, wenn sie gut arbeitet und sauber
geputzt ist, obwohl solche Maschine einem rein künstlerischen Schönheitbegriff nicht
entspricht. Doch er empfindet zärtlichen Stolz, ästhetische Befriedigung bei ihrem
Anblick. So bewundert auch der Naturforscher die Insekten und Larven feines
Studiengebietes mit aufrichtigem Entzücken, während sie der Laie nur ekelhaft und
abscheulich findet. Die Fähigkeit zur Liebe läßt sich vom Bewunderungsgefühl
nicht trennen. Sie verkümmert, wenn der ästhetische Trieb unterdrückt wird- Es
ist aber das einzige Ziel vernünftiger Erziehung, sie möglichst zu kräftigen und
zu entwickeln.

Glücklich sein: Das muß gelernt werden. Es kann (so seltsam Das klingen
mag) wirklich gelehrt und gelernt werden. Freilich gehört eine große Kunst dazu, jene
Kunst im Sinn des Plinius, der Heiterkeit als Erfolg der Studien erhalten wollte.
Auch ein moderner Philosoph wie Lubbock rechnet Erziehung zu den Freuden des
Lebens, während so viele Erzieher und Zöglinge ihrer nur als einer Qusl ge-
denken. Zur Freuds wird sie, wenn sie sich streng nach ästhetischen Rücksichten aus
dem Spieltrieb entwickelt, wenn liebevoller Kontakt zwischen Lehrern und Lernenden
besteht. Es darf nicht jene Erziehung fein, die Ruskin mit dem bitteren Wort
geißelt: Moderne Erziehung besteht meist darin, den Menschen in allen wichtigen

*) Ein Kapitel aus dem Buch „Sieg der Freude (eine Aesthetik des praktischen
Lebens)", das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint. Einem Buch von schönem Ernst
und ansehnlicher Kulturhöhe. Von den Grundlagen, Geboten, Einflüssen und Wirkun-
gen ist da die Rede Die Kapitel handeln vom Sinnlichen in der Aesthetik, vom ästheti-
schen Gewissen, vom Werth des guten Geschmackes, vom Reichthum als Quelle, von der
Tracht, dem schönen Körper, dem guten Ton, von Natur, Kunst, Bühne, Wohlthätigkeit,
Takt, Toleranz und von den Mauern der Ehrfurcht. Die Schlußsätze lauten: „Es ist die
große, die priesterliche Pflicht jedes Künstlers, jedes künstlerisch fühlenden Menschen, das
Empfinden frommer Bewunderung, das Bewußtsein der Würde in sich und Anderen zu
wecken. Denn dieses Gefühl erlöst uns selbst aus tiefstem Leid und aus tiefster Schmach.
Schönheit ist E, lösung. Sie überall zu suchen, zu Pflegen, zu erkennen und zu deuten in
zärtlicher HerZenßdemuth, ist die größte Lehre des Lebens. Wer die Pflicht zur Schön-
heit anerkennt und befolgt, hat sein Leben durch den Sieg der Freude vergoldet." Und
sm Ende des Vorwortes heißts: „Der Spießbürger ist gefährlicher als die Bilderstür-
mer von einst und wirkt am Allerschlimmsten, wenn er, um der Mode zu folgen, selber
baut, malt, dichtet, tompomrt, Bücher schreibt oder herausgiebt. Darum ist es vielleicht
kein ganz müßiges Beginnen, im Dunkel der allgemeinen Gedankenlosigkeit, in der wir
fast alle solche Dinge über uns ergehen lassen, ein kleines Licht anzuzünden und ästheti-
sche Fragen zu betrachten, ohne Spitzfindigkeit, ohne Phrasen, möglichst aufrichtig, in
Bezug auf das tägliche Leben."

Fragen möglichst irrzuleiten. Aber auch nicht jene, bei uns allzu beliebte, die das Praktische und Noihwendige der harten Hand des Lebens überläßt.

Die Erziehung ist ein Gebäude, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden baut. Eigentlich unser rechter Thurm von Babel, ein stolzes Werk, mit dem wir allmählich den Himmel erreichen wollen, unseren Enkeln die echte Gottes kindschaft zu geben. Nun liegt es tief in der menschlichen Natur, gern überflüssigen Zierrath anzuschaffen und anzubringen, das wirklich Notwendige, das von Grund aus Gebotene aber zu vernachlässigen oder aus die lauge Bank zu schieben, unseren Nachkommen zu überlassen. Denn der Zierrath ift viel unterhaltender, macht mehr Effekt, bringt schneller zum Ansehen, macht uns großen, unverbesserlichen Kindern Spaß. Daher kommt es, daß an dem Riesengebäude der Erziehung eine unabsehbare Menge von Thürmchen, Erkern und Altanen, Säulen, Bildwerk und Vergoldung ist, wodurch das Ganze recht imposant und malerisch wirkt. Aber in vielen Sälen droht die Decke mit Einsturz, in manchen Zimmern ist es ganz dunkel vor lauter unnölh gen Vorbauten oder man stößt sich an den zu niedrigen Thüren und stolpert über den Bauschutt von Jahrhunderten. Die ungeheure Aufgabe unserer historisch denkenden Zeit liegt darin, dieses labynnthische Wunderwerk möglichst übersichtlich zu gestalten, das Ehrwürdige, Grundlegende, aber auch das Prächtige , und Begeisternde zu schonen, doch das Ungeschickte und wirklich Unnütze zu entfernen, damit Licht und Luft in die Räume eindringe.

Es ist lehrreich, zu betrachten, wie sich die Dichter der verschiedensten Utopien das Werk der Erziehung ausdachten und wie sich die Wirklichkeit zu ihren Träumen verhält. Die berühmteste unter den Erziehungutopien ist die Darstellung in Platos Republik. Die antike Idee, den Menschen nur für den Staat auszubilden, kam nirgends trefflichcr zur Geltung. Unwissenheit ist Laster, lehrte dieser strenge Philosoph. Das Ideal des Mittelalters, die Erziehung des Menschen nur für den Himmel, hat Thomas Campanella im Buch von der Goldenen Stadt interessant und vollkommen gezeichnet. Von ihm stammt das Wort: Ein Jeder ist Herrscher in Dem, was er vn steht. Die moderne Welt will den Menschen, wenigstens prinzipiell, nicht mehr nur für den Staat und nicht mehr nur für den Himmel erziehen, sondern um seiner selbst willen für sich selbst. Dieser Gedanke, die Individualität zeitgemäß zu entwickeln, gestaltete sich zuerst zu fester künstlerischer Form in Rousseaus Roman Lrnüs.Deutschlands große Dichter und Denker entwickelten Rousseaus Idee und vertieften sie zum philosophischen System; die Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts verflachten aber den Gedanken der Jndividualisirung, indem fie sagten, man solle nur lernen, um möglichst gute Stellungen zu erreichen oder sich sonst möglichst viel und schnell Geld zu verdienen.

Da der Mensch jedoch nicht von Brot allein lebt, auch nicht allein von Kußeren Ehren und materiellen Vortheilen, haftete der Erziehung von früherer Zeit her noch Manches an, das nicht direkt nutzbar gemacht werden konnte. Man fuhr fort, zum Beispiel, alte Sprachen zu lehren, obwohl sie keinen direkten Vor-

*) Sein Programm läßt sich klar aus den beiden Citaten erkennen: Vi vre 68t 1s rn^tier <zus ^js lui vsux apprsnäre. (üelui d'entre rwus czui sa.it 1s vaisux supporter Iss bisns st. Iss vasux cis eetts vis, est K. WO» Sr6 le rnieux 6Isv6.

theil brachten. Viele Lehrfächer behielt man bei, die mit dem modernen Leben gar nicht zusammenhingen und, ohne Verbindung mit der eigentlichen Erziehung-idee, langweilig und trocken vorgetragen, widerwillig gelernt und möglichst schnell vergessen wurden. Die materiell plumpe Auffassung des Humanismus in letzter Zeit erinnert auffallend an ein merkwürdiges Miß v erst ändmtz, das einer der Herr» lichften Lehren Epikurs widerfuhr. Der Philosoph verlangte von seinen Schülern, allabendlich stille Einkehr zu halten und die Ergebnisse des Tages nachzuprüfen. Dieses ethische Gebot wurde später so erklärt, daß Epikur als Gedächtnitzübung verlange, sich abends auch an die kleinsten Ereignisse des Tages zu erinnern. Zur einfachen Gedächtnißübung waren in letzter Zeit auch die humanistischen Studien herabgesunken. Ihr ethischer Werth ging verloren durch pedantisches Mitzver-Mndniß. So ist es kein Wunder, daß nun Empörung gegen diese Studien überall hervortritt, daß die Naturwissenschaften und manche andere praktische Weisheit nicht nur ihr gutes Recht verlangen, sondern das Humanistische ganz verdrängen wollen. Wir haben jedoch keinen Raum für Prinzipienreiterei, denn Eigensinn war noch nie so wenig am Platz. Es drängt die Zeit! Was wir schlecht machen an unserer Jugend, können wir nie wieder gut machen.

In beiden Lagern versäumt man, das Ideal der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, das an der Schwelle der neuen Zeit Goethe durch sein eigenes Leben erfüllte und in Wilhelm Meister künstlerisch festzuhalten trachtete. Wir erkaufen unsere Erfahrung durch Erlebnisse. Dies können der Jugend weder Schule noch Eltern ersparen. Es wäre auch traurig, denn unser Glück und unser Leid sind wir selbst; und je schwerer uns ein Sieg, eine Errungenschaft geworden ist, mit desto größerem Stolz denken wir ihrer. Gute Erziehung giebt die Möglichkeit, Lebenserfahrungen zu sammeln, ohne bei dieser Eigenarbeit unterzugehen. Was dazu dient, ist Bildung; was nur Kenntnisse zusammenhäuft, wird höchstens Halbbildung sein. Die Folgen solcher Halbbildung machen sich im sozialen Leben schrecklich bemerkbar. Innerlich haltlose, morsche Existenzen erfüllen die Berufe, leben unbefriedigt dahin, nur von der Sorge gepeinigt, daß jede von außen kommende Katastrophe sie und die Ihren dem Elend überliefern kann. Ihnen fehlt die Energie zum Kampf, weil sie nicht zum Selbftdenken und zum selbständig Handeln erzogen sind. „Denken und Thun, Thun und Denken: Das ist die Summe aller Weisheit, von je her anerkannt, von je her geübt, nicht eingesehen von einem Jeden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, Der kann nicht irren; und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden." (Goethe.)

Hier ist der springende Punkt. Dient ein pedantisches, rein theoretisches Studium den Zwecken des praktischen Lebens? Nein. Ist es nützlich für das ideale Leben, zu meinem Glück? Zu meinem Trost in schweren Stunden? Nein. Dann fort mit dem Plunder! Aufgeräumt, Platz gemacht für bessere Dinge!

Wir befreien jetzt allmählich unsere Wohnungen von prätentiösem, geschmacklosem Zierrath, von Staubfängern und Lichtschluckern. Fort mit ihnen! Aber Platz soll sein für frische Blumen, flir künstlerisch edlen Schmuck. Barbarisch wäre es, diese Freuden und diese Schönheit verbannen zu wollen. Denn ein großer Theil allen Lebens ist Leid. Darum muß ein großer Raum in der Erziehung

Mem gegönnt sein, was das ideale Leben fördert, was erhebt, erfreut, das Dasein Hunt und schön macht, wie einen reich gewobenen Teppich. Wunderbar zeichnete einst Baeon den Weg, den die Erziehung zur Schönheit beschreiten soll: „Unsere Studien sollen nicht bedeuten ein Lager zur Ruhe oder einen Klosterhof zu einsamem Sinnen, einen Thurm, von dem aus wir hochmüthig Andere überblicken, eine Zwing« bürg, um feindliche Ausfälle zu machen, einen Kramladen, in dem wir Waare halten, sondern eine tüchtige und glänzende Rüstung, einen Schatz, um stark, gut und vornehm zu sein vor Gott und den Menschen." Viele Eltern und Lehrer betrachten es als ihre Aufgabe, den jugendlichen Enthusiasmus abzukühlen und zu dämpfen. Nichts erzeugt aber so tiefes Mißtrauen, ja, sogar Haß bei jungen Kreaturen. Sie fühlen sich in ihrem Heiligsten gekränkt und können solche Wunden nie verzeihen. Den Familien mangelt vor Allem eine innerliche Interessengemeinschaft, um die rein äußerliche zu ergänzen. Was, von der Familie ausgehend, allen Berufsarten besonders noththut, ist gemeinsame Schaffensfreude.

... Es ist merkwürdig, wie ungebildet die „Gebildeten" meist sind, wie wenig sie mit ihrer „Bildung" zu ihrer eigenen Freude und zum Genuß der Anderen anzufangen wissen, wie ihnen die Möglichkeit fehlt, an Gelerntes anzuknüpfen, die Bücher mit dem Leben zu verbinden.

Ein unangenehmes Merkmal der Jugend (auch ihrer besseren Elemente) ist nur zu häufig ein mehr oder minder akuter Bildungdünkel. Nichts ist trauriger als diese Beobachtung für dm Denkenden. Ja, bilden wir den Geist unserer Jugend nur, um ihr Herz zu verbilden? Lernen wir lesen nur, um das Denken zu verlernen? Von der Bildung wurde einst geglaubt, sie müsse alle Menschen glücklicher machen und besser. War Das nur ein schöner Traum? Ist der Analphabet, der treuherzig fühlt und originell, oft sogar poetisch denkt, wie das gut veranlagte Kind, nicht tausendmal besser als der trockene, pedantische und hochmüthige Bil« dungphilister?

Dem nordischen Faust des neunzehnten Jahrhunderts Peer Gynt tritt vor den Pyramiden in der Gestalt eines Dr. Begriffenfeldt der Geist des Pedantenthumes entgegen und vernichtet mit seinen „einschlägigen Kenntnissen" den Zauber des Augenblickes. Durch den Fluch, über ein amtlich geaichtes Wissen verfügen zu müssen, das nach verschiedenen Prüfungen und Chicanen dem Individuum für das freie Weiterleben einen ganz bestimmten Pferch anweist, haben Viele, allzu Viele einen Stich ins Schulmeisterhafte bekommen, der die schwellende Frucht des Lebens an der Vollreife stört. Dieser Zustand ist die natürliche Folge der Erscheinung, daß die sozialen Gradwerthe im Umschwung der Verhältnisse unter« gingen und daß die herrschenden Philister, in Verzweiflung über den gefürchteten Wirrwarr, an die Stelle des natürlich Gegebenen das Stempelpapier setzten, das staaterhaltende Diplom. Erst wenn echter Berufsstolz von Neuem reift, werden gesunde Verhältnisse das Uebergangsstadium ablösen und das Gute aus alter Zeit neu gewinnen.

Wir brauchen nicht totes Wissen, sondern lebendiges Wessen. Wir müssen vor allen Dingen Zweck und Mittel nicht länger verwechseln, sondern sorgfältig Aarlegen, wozu unsere Jugend eigentlich lernen und studiren soll. Zuerst natürlich, um Kenntnisse zu erwerben, die im praktischen Leben nöthig sind, um selbständig, fest und frei, arbeitfähig und albeitfreudig in der Welt zu stehen. Ausstapeln von Kenntnissen genügl hierzu nicht.

Charakterausbildung ist kein Luxus, den spintisirende Philosophen erdachten,,
fondern eine Notwendigkeit. Das Gewissen muß entwickelt werden. Denn ein
gesundes Gewissen ist das vornehmste Produkt der Erziehung. Angeboren ist es-
nicht, wenigstens nicht in seiner Vollkommenheit. Die antike Erziehung nahm sich,
besonders nach den Lehren der Stoa, des Gewissens an. Auch die christlich-religiöse
Erziehung. Das Gewissen unserer Jugend (vor Allem in den höheren Ständen)
ist da und dort zu wenig oder falsch ausgebildet. Entweder dieses Organ schrumpft
ein und giebt einem grenzenlosen, dem Staat gefährlichen Egoismus Raum oder
es leidet an Hypertrophie und krankt dann an überspanntem Altruismus, wodurch
es dem Staat eben so gefährlich wird.
Die zweite, ideale Aufgabe, die mit mehrAewußtsein gepflegt werden sollte,,
ist die, der Jugend einen Besitz zu schenken, kostbar in den guten Tagen, in den
schlechten Tagen, bis in den Tod.
Der Bildungstoff, der früher so viel kleiner war als jetzt, wurde einst besser
assimilirt, ging in Fleisch und Blut der Lernenden über. Um ei^en gewöhnlichen
Ausdruck zu gebrauchen: man besaß scheinbar weniger, aber in Wirklichkeit mehr,,
denn „man hatte mehr davon". So genießt man besser sinige ftine Gegenstände^
die man sich durch Sparsamkeit und geduldige Arbeit gönnen dunte,die man liebe-
voll selbst aufstellt und in der Wohnung vertheilt, als der Milliardär ein ganzes
Museum von Kostbarkeiten genießt, das ihm ein Gelehrter zusammensuchte und
ein Tapezirer aufstellte.
Die Frucht bisheriger Bildung ist vielfach ein müdes, schier eZelvolles nib
kärriiiari. Die Frucht richtig verstandener Bildung! muß aber zene ruhige Ver-
ehrung sein, die Goethe empfahl, jene vornehme Getragenheit und Gelassenheit,,
die so wohlthuend aus den Biographien der Großen leuchtet und die allein aus
dem Umgang mit den besten Büchern der Weltliteratur entstehen kann. Modernen
Menschen wird es schwerlich einfallen, sich in Kummer und Anfechtung durch die
Lccture eines Cicero oder eines Seneca aufzurichten. Aber rührende Briefe und
Memoirenblätter, ja, an die Wände alter Gefängnisse geschriebene Sprüche zeugen
davon, welchen Trost vergangene Größe einst starken Seelen gewährte. Die Ju-
gend ist die Zeit, in der wir Freundschaften schließen fürs Leben. Die höheren
Bildunganftalten sollen uns mit Freunden versorgen im wirklichen und symboli-
schen Sinn. Denn sie sollen zärtlich und begeisterungfroh stimmen für Jene, die
am Besten Freundschaft verdienen, für alle Großen aus der Vergangenheit. Mir
unserem Kummer, mit unseren Freuden, mit unserer Bsgeistemng, mit unseren
Zweifeln treten wir dann muthig zu den Unsterblichen heran, zu den Führern so
vieler Generationen, die auch uns ihre Weisheit und ihre Liebe nicht versagen.
Alle wirklich großen Menschen haben die Jugend rührend geliebt und sind von
dem heranwachsenden Geschlecht rührend verehrt worden. Wie umschwärmten die
Schüler einen Sokrates, wie jubelten die Studenten einem Schiller zu, wie stiegen
sie auf Leitern, um einem Ruskin gläubig zu lauschen! Die Jugend kann und
darf Philosophen und Dichter nicht entbehren. Wo sie fehlen, ist sträflicher Raub
an den jungen Seelen geschehen.
Doch unser auf praktische Ziele gerichtetes Leben drängt; wir haben keine
Zeit zu verlieren. „Der erwerbende Kulturmensch möchte gern geschwind recht vieb
mitlernen und mitgenießen, muß aber mit Schmerzen das Beste Anderen über->

lassen. Andere müssen für ihn gebildet sein, wie für den großen Herrn des Mittel-
alters Andere beteten und sangen." (Burckhardt.) In Amerika suchten die Männer
diesem Uebelstand zunächst dadurch zu steuern, daß sie alles Schöngeistige den Frauen
überließen, ähnlich den Rittern des Mittelalters, die Frauen und München einft
solche Herrlichkeiten überlassen hatten.
Aber das ungeheure Material des heutigen Wissens, wie soll es nur einiger-
maßen bewältigt werden? Wie ist es in der Gegenwart möglich, dem nothwer-
digen Beruf oder Erwerb nachzugehen und außerdem ein vollgiltiger Mensch zu
sein? Wenn wir die berühmten Erziehungromane verschiedener Epochen vergleichen,
sehen wir überall nichts Anderes als ein Land Utopien vor uns schimmern. Rührend
blickt durch alle Phantasien die Sehnsucht hindurch, der künftigen Jugend ein voll-
kommenes Ausleben zu gönnen. Ist die ganze Geschichte der Menschheit, jeneGe-
schichte, die der italienische Historiker Pasolini eine Selektion durch den Schmerz
nennt, etwas Anderes als ein gewaltiger Erziehungroman? Das brennende In-
teresse, das wir den Biographien und Autobiographien berühmter Männer ent-
gegenbringen, beruht vielfach auf dem Interesse, das ihr Bildung- und Werdegang
einflößt. Wir wollen aus ihrer Geschichte erkennen, wie sie sich selbst erzogen haben
und wie sie das Leben erzogen hat. Auffallend ist bei allen großen, vollentwickelten
Menschen, wie viel Empörung sie fühlten gegen pedantischen Zwang und gegen
allzu systematisches Lernen. Diese Erkenntnitz ist eine rechte Mahnung gegen die
Gefahr eines der schwersten Jrrthümer, der im neunzehnten Jahlhundert entstand
und sich mit dem Satz bezeichnen läßt: System über Alles! Wenn auch der Mensch
dabei untergeht: das System muß gerettet werden. Wie heute pedantischer Weise
dem kaum entwöhnten Säugling Spinat oder grlbe Rüben trotz seinem Wider-
willen in bestimmter Grammzuhl zugewogen und eingeflößt werden, so mutz auch
eine bestimmte Alt und ein streng vorgeschriebenes Quantum geistiger Nahrung
von den Lernenden hinuntergewürgt werden. Einerlei, wie es ihnen bekommt; als
ob der Mensch wie die Maschine gespeist werden könne und müsse. Es sieht wohl
nicht so grausam aus wie das Füttern mit unwillkommener Nahrung, aber es ist
im Grunde eben so grausam wie das System der alten, strengen väterlichen Zucht,
von der Familienchroniken berichten, daß wohlmeinende Väter ihre Söhne prin-
zipiell allwöchentlich durchprügelten zu Nutzen und Frommen der Seele, mochten
sie Etwas angestellt haben oder nicht. Denn (so sagt die Chronik) „die Erbsünde
wirkte alldieweil". Naturerkenntniß lehrt, daß in unserem eigenen Leib manches
einft Nützliche sogar gefährlich geworden ist, so daß die Entwickelung es verkümmern
läßt oder ein operativer Eingriff den Schädling entfernt. Auf pfychischem Gebiet
verhält es sich ähnlich. Viele Formen des instinktiven elterlichen Sorgens und Be-
treucns, die in einfacher gearteten Zeiten nützlich sein mochten, müssen abgestoßen
werden, weil sie den vielseitigen modernen Anforderungen nicht mehr entsprechen
und die Jugend hemmen, statt sie zu fördern. Was nie genug berücksichtigt werden
kann, ist der Umstand, daß die Menschen einander sehr ungleich sind und daß es ver-
schwenderisch ist, die natürlichen Anlagen zu verbilden oder zu verkrüppeln. Die Lehre,
die durch alle Erziehungromane, durch alle Biographien berühmter Menschen zieht,
wiederholt Campanellas Wort: Ein Jeder ist Herrscher in Dem, was er versteht.
Aber kläglich und traurig fühlt, handelt, wirkt ein Jeder im aufgezwun»
genen Beruf, zu dem irgendein Vorthkil ihn zwang. So verlangte der Vater Ben-

venutos Cellini von seinem Sohn, daß er die Flöte blasen lerne, weil er Dies für vornehm hielt, und verachtete das Handwerk des Goldschmieds, zu dem der Sohn Neigung verspürte. Ist es nicht besser, ein lustiger Goldschmied als ein trauriger Flötenbläser zu sein? Luftiger und vornehmer dazu? Ein einfaches Rezept zur Glücksbereitung gab Aristoieles in dem Wort: „Das Vergnügen besteht in zwangloser Entfaltung der uns natürlich innewohnenden Gaben." Es ist unheimlich, zu denken, daß Abertausende von Existenzen seit Aristoteles durch die verschiedenartigsten Vorurtheile daran gehindert werden. Vielleicht am Meisten durch das Vorurtheil, daß unser Leben durchaus nicht zum Vergnügen sich abspiele, sondern den Zweck habe, sich selbst und Anderen Alles recht sauer werden zu lassen. Pedantisches Mißlrauen erhob sich gegen jede arbeitverttärende Freude.

Doch freudlose Erziehung erreicht nur das traurige Ziel, die Kinder nicht allein physisch, sondern auch psychisch kurzsichtig zu machen, irgendwie schief wachsen zu lassen. Noch tastender, ungeschickter als die Knaben wurden im Allgemeinen die Mädchen erzogen und die gulgemeinten Reformbestrebungen auf diesem Gebiet können nirgends das Fehlen der wichtigsten Erziehungskraft ersetzen, der wahrhaft mütterlichen Mutter, die nicht sehr oft angetroffen wird. Eben so wie die geschlechtliche Liebe kann auch die Mutterliebe nur durch bewußtes hohes Schönheitempfinden zu idealer Größe entwickelt werden; aber in allzu häufigen Fällen bleibt sie in unverständigem Egoismus stecken. Untüchtige Mütter jeden Standes sündigen eben so und vielleicht viel mehr an der Erziehung als die verkehrten Schulen mit ihren ungenügend entwickelten Lehrkräften. Es ist auffallend, daß unter den großen Männern und Frauen fast alle, die glücklich wurden, gute Mütter hatten. Mütter, die m ihren Kindern nicht nur Objekte der Eitelkeit sahen, sondern die ehrwürdige Tradition bebten und das Recht der Jugend trotzdem achteten. Manchmal sind es nicht die Eltern allein, sondern die Schwerkraft der ganzen Familie lastet auf der Jugend, um die Mädchen in trauriger Unselbständigkeit zu erhalten, die Knaben zu einem ungeliebten, aber dem Ehrgeiz des Hauses schmeichelnden Beruf zu zwingen. Wie manchcr Offiziers- und Beamtensohn von heute hat Lust und Talent zu den freien Berufsartcn des Erwerbslebens! Er findet kaum den Muth, sich selbst darüber klar zu werden: denn Alle, die er liebt und mit denen er innig zusammenhängt, werden sich schroff seiner Wahl entgegenstellen.

Ich bin überzeugt, daß mancher Handwerkersohn lieber das väterliche Handwerk oder irgendein Gewerbe ergreifen möchte, als zur Ueberfüllung der Gymnasien und zu deren wahnsinnig geschraubten Anforderungen beizutragen, daß er, ohne einStudirter zu werden, vornehmer, glücklicher, freier und stolzer leben könnte, wenn ihn falsche Ehrsucht, wie diejenige von Cellinis Vater, nicht falsch bestimmt hätte, Wie Viele unter uns müssen irgendeine Flöte blasen, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, mit der possirlichsten Anstrengung, ohne rechten Gewinn weder für sich noch für Andere, weil grimmes Vorurtheil dieses Geblase für vornehm oder vortheilhaft hält, weil der Bläser selbst vielleicht glaubt, seine Pflicht zu erfüllen. Verschwender des Lebens, haltet ein! Habt Mitleid mit der heiligen Jugend.

Weh Dem, der zu seiner Pflicht nicht sagen kann: Ich habe Dich lieb! Wir sollen uns und Andere zu rechtem Stolz erziehen, zu gottbegnadeten Herrschern in dem Gebiet, das uns zukommt, statt zu elenden Pfuschern oder scheuen Usurpatoren in irgendeinem Reich, das nicht unser ist und niemals wirklich unser werden kann.

Ich will hier geWitz nicht den hochmüthigen Lassen das Wort reden, die
das väterliche Gewerbe nicht gut genug dünkt, die in Schaaren aus festen Berufen
desertiren, um zur Kunst überzulaufen. Unter dem Vorwand, Künstlernaturen zu
sein, verbummeln sie dann elend und schmachvoll im Leben. An solchen Deserteuren
rächt sich die eigene Verblendung schlimm genug. Diesem modernen Nebel, das
Kunstproletariat erzeugt, soll die Erziehung vorbeugen, indem sie rechtzeitig Spreu
und Weizen sondert. Den Eltern, wie den jungen Menschen selbst, soll sie die Augen
öffnen, damit sie wahre Fähigkeiten erkennen und zur Blüthe bringen, wie Zün-
ftiges Wetter in der Natur die Keime weckt. Arbeit und Anstrengung darf Keinem
geschenkt sein. Es ist schon schwer und mühsam genug. Das richtig zu lernen, wozu
man Talent hat. Aber es ist doch ein ander Ding, einen schönen Berg zu besteigen
oder die selbe Muskelkraft in einer Tretmühle zu vergeuden.
Soll der Mensch nicht verkümmern, so darf der edle Spieltrieb in ihm nie-
mals vernichtet werden. Der Spieltrieb hat zu allen Künsten und fast zu allen
Erfindungen geführt. Bei den primitiven Völkern zeigt die Arbeit, je weiter man
ihren Ursprung verfolgt, immer mehr Ähnlichkeit mit dem Spiel und fällt schließ-
lich mit ihm zusammen. Dieses Ursprunges soll sich die Arbeit immer erinnern
dürfen, um nicht zu traurigster mechanischer Thätigkeit zu erstarren, um Stolz und
Glück, statt Joch und Sorge, für die Sterblichen zu bedeuten.
Die allgemein herrschende, wenn auch nur dumpf ins Leben gedrungene
Philosophie der Zeit beeinflußt alle Erscheinungen. Sie hat als mechanistische Er-
klärung des Daseins, als Zurückführen der Entwickelungmomente auf zufällig ent-
standene, dann aber physikalisch-chemisch sich abspielende Bildungen die Art des
Erziehens (wie mich dünkt) bei den letztvergangenen Generationen bestimmt. Eigent-
lich paraphrasirte diese Auffassung das Scherzwort, daß mit dem Amt auch der
Verstand komme. Er kommt wohl, aber nur wenn das Geschöpf, das ein Amt be-
kleiden soll, nicht verbildet ist, sondern im Stande, selbständig zu handeln. Selbst
wollen können und genau wissen, was man will und warum man es will: Das
muß eine vernünftige Erziehung lehren. Es ist die beste Gabe Erwachsener für
ihre Nachfahren. Keiner ist ein Mann, der nicht ein selbstgemachter Mann ist.
An sich neigt die Jugend zu possirlichem, etwas affenartigem Dünkel; diese
Neigung zu idealisiren, aus ihr eine rechte Triebkraft gesunden Stolzes zu machen
ist die große Aufgabe weitdenkender Lehrer. Manche schlechte Eigenschaft ist nur
der wilde Schößling einer guten. Wie herrlich, wenn eine liebevolle Hand unmerklich
aus Trotz und Eigensinn beharrlichen Eifer, ruhige Energie veredelt! Daß sie es
mit lebenden, von innen heraus biegsamen Wesen und nicht mit Maschinen zu
thun haben, erkennen nun geistvolle Schulmänner und machen sich daran, das Leben
mit dem Lernen zu verbinden. Sie erkennen in der Arbeitfrcude das Grundelement
aller Bildungmöglichkeit. Diese Freude ist aber geknickt, sobald nur mürrisches,
rechthaberisches Wesen die Pflanzstätten der Jugend betreut, sobald dem Nach-
wuchs die Möglichkeit fehlt, selbst im eigenen Schaffen Verbesserungen, Vortheile
und Verschönerungen zu versuchen. Auch die geringfügigste Arbeit kann schön ge-
macht und daher im höchsten Maß ehrwürdig sein. Liebevolles Interesse für jeden
Schaffensdrang der Jugend kann uns am Ehesten ihr Herz gewinnen; denn sie
- will ernst genommen sein und hat ein Recht darauf.
München. Alexander von Gleichen-Rutzwurm.

Anzeigen.
Das Recht auf Stille. Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und
Unkultur im deutschen Wirthschaft-,Handels- und Verkehrsleben. Herausgeber:
Dr. Theodor Lessing, Privatdozent für Philosophie und Pädagogik an der
Technischen Hochschule in Hannover. Verlag der Aerztlichen Rundschau in
München. 12 Hefte jährlich. Preis pro Heft 60 Pfg. Abonnement 6 Mark.
Die seit November erscheinenden Monatsblätter sind das Organ des Deutschen
Lärmschutzverbandes. (Antilärmvereins). Sie sollten anfangs als internationale
Revue über den jeweiligen Stand der Bewegung gegen den Lärm erscheinen. In
englischer Sprache unter dem Titel »l'Ke ^utiron^", in deutscher unter dem
Namen „Der Antirüpel". Doch stellte sich bei der Propaganda des „Antilärm-
vereins" heraus, daß das große Publikum für den halbironischen Titel „Antirüpel"
nicht zu gewinnen war und die ganze Sache wie einen schlechten Scherz auffaßte.
Die Zeitschrift erhielt daher schon von der zweiten Nummer an den Namen „Das-
Recht auf Stille". Ihre Ziele, Zwecke und Kampfmittel sind in den „Statuten"
des „Antilärmvereins" festgelegt. Die Monatsblätter orientiren über neue Maß-
regeln im Kampf gegen entbehrlichen Lärm, unterhalten überall juristische und'
ärztliche Korrespondenzen, sammeln Klagen und Reichsgerichtsentscheidungen bei
Jmmissionklagen, vermitteln zwischen den verschiedenen Antilärmligen, deren bis
jetzt eine deutsche, englische, belgische, holländische und nordamerikanische besteht.
Die in den Monatsblättern abgedruckten Beiträge werden als Korrespondenz an
Zeitungen versandt und können kostenlos überall nachgedruckt werden. Eben so wird
„Das Recht auf Stille" an viele Polizei- und Verwaltungbehörden, Lesehallen,.
Volksvereine gratis geschickt. Alle Mitglieder des „Antilärmvereins" gelten als
Abonnenten der Monatsblätter, wenn ihr Jahresbeitrag nicht unter sechs Mark
bleibt. Die Beiträge können an die Bayerische Filiale der Deutschen Bank in
München unter der Aufschrift „Konto Antilärmverein" gesandt werden oder direkt
an das Centralbureau des Lärmschutzverbandes in Hannover, Stolzestraße 24^
Hannover. ^ Dr. Theodor Lessing.
Schweigende Bettler. Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus.
Dieses Buch einer Fünfundzwanzigjährigen soll sein: ein Brief an alle Geich--
altrigen, an Jünglinge und Mädchen. Ich erzähle Ihnen da Etwas von.der heim-
lichsten Liebe, die uns Alle einmal verwandelt hat, von der nie gestandenen, oft
nicht bewußten, immer über unsere Gefühlszukunft entscheidenden Liebe. Ueber
dieses einzige und schönste Wort (und ist es nicht vielleicht nur noch ein Wort?)
habe ich dreihundert Seiten geschrieben; sie sollen weniger gelesen als empfunden
werden. Jeder von uns trägt ein schönstes Geheimniß der Liebe im Herzen: ob
ich etliche davon verrathen habe? Ist unsere erste nicht auch die einzig keusche Liebe?
Kurt Münzer.
Moderne deutsche Exlibris. Sonderheft der „Kunst unserer Zeit", München,
Franz Sanfstaengl. 4 Mark.
Das Thema dieser Publikation ist gewiß ganz besonders geeignet, die Ge»

bildeten aller Stände zu interessiren. Vergeht doch heute kaum ein Tag, ohne daß irgendwo in irgendeinem Zusammenhang das Wort Exlibris auftaucht. Ich irre aber kaum, wenn ich annehme, daß das Wissen des Laien über diesen Gegenstand meist recht lückenhaft und vag ist. Nun giebt es allerdings sehr verdienstliche Handbücher und Monographien über Exlibris. Sie sind aber meist zu umfangreich, als daß man sich mit ihrer Hilfe rasch das Wissenswertheste aneignen könnte. Außerdem leiden sie unter dem Mißstand, daß die letzten, erntereichen Jahre in ihnen noch nicht berücksichtigt siud. In meiner Monographie nun dürfte der Laie, an den ich in erster Linie gedacht habe (was aber nicht ausschließt, daß auch der Sammler und Fachmann auf feine Kosten kommt), Alles finden, was er braucht. Ich habe versucht, auf vierundzwanzig Textfeiten eine knappe Analyse des Begriffes Exlibris, einen Abriß.seiner Geschichte und eine gedrängte Charakteristik der Künstler und Künftlergruppen zu geben, die für das moderne deutsche Exlibris zunächst in Betracht kommen. Natürlich ist auch aus die jüngsten Erscheinungen, so weit sie von Bedeutung sind, noch Bezug genommen worden. Von größtem künstlerischen und sachlichen Interesse dürften die sechsundsechzig zum Theil farbigen Abbildungen sorgsam ausgewählter und vielfach unzugänglicher Exlibris sein, die der Publikation im Text und auf sechs Lichtdrucktafeln beigegeben sind. Ich hoffe, daß diese Monographie dem noch viel zu wenig geschätzten modernen deutschen Exlibris zahlreiche neue Freunde werben wird.

München. ^ Richard Braungart.

Jost Knost, der Herkules von Latop, eine Geschichte von Hermann Wette.
Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908.

Diesmal hat der für seine westfälische Hsimath und ihre Kernmenschen begeisterte Verfasser ein nach dem Idealbild sagenhafter Vorzeithelden gestaltetes Reckengefchlecht mitten in unsere moderne Welt hineingestellt. Wie der Hauptheld die Auswüchse der modernen Kultur bekämpft und ihre Errungenschaften im Dienst der Menschheit verwendet, wie er alle Mucker, Schleicher, Heuchler, Wucherer, Spekulanten, Jndustrieritter sammt ihren gemietheten Polaken und Kroaten, Schnapswirthe und sonstige Volksverderber vom geweihten urdeutschen Boden vertreibt, wie er mit den Millionen seines kalifornischen Oheims die altdeutsche Älmendwirthschaft wiederherstellt und aus seiner Heimath ein Paradies schafft, in dem „Herrgott Vater und Frau Liebden Mutter Natur" das Regiment führen: Das wird mit dem Wette eigenthümlichen, tiefen Ernst verhüllenden schalkhaften Humor und einer manchmal, besonders in Naturschilderungen, in. gebundene Rede übergehenden klangvollen Lyrik gar unterhaltsam erzählt. Sogar die zwei „Luder", die eine Weile den Brunnen verpestet haben, werden in dem rührenden Liede „Der Pütt von Latop" besungen. Auch in der von Tscitus gepriesenen sltgermanischen Tugend der Reinheit bewähren sich Weites Helden: jede Versuchung zur Untreue gegenIdie Braut, die Gattin zerrinnt^vor Hein klaren Blick und dem erlösenden Lachen dieser Siegfriedgeftalten. Liebhaber solcher Gestalten werden sich an dem Buch erbauen.

Neiffe. Karl Jentsch.

Depositenschutz.
an hat den Großbanken gründlich die Leviten gelesen. Sie feien viel zu selbstbewußt; aber man werde ihnen Zeizen, daß andere Leute „auch noch da sind." Der Reichstag muffe das Depositengeschäft regeln. In dieser Tonart soll sich die Stimmung in der Bankenquetekommission geäußert haben. Kann der Gegenstand, mit dem sich die Kommission zu beschäftigen hatte, solchen zornigen Eifer erklären? Das Thema lautete: „Erscheint es im öffentlichen Interesse geboten, für die Sicherheit und Liquidität der Anlage von Depositen und Spargeldern auf dem Wege der Gesetzgebung Sorge zu tragen?" Die Frage war zunächst viel zu allgemein gefaßt. Die Thätigkeit der Kommission mag manche nützliche Erörterung gebracht haben: als positives Ergebnitz eigentlich nur die Zweimonatbilanzen. Und über deren Werth herrscht wohl nur eine Ansicht, die weit von Begeisterung entfernt ist. Die Banken, die sich freiwillig zu diesen Sonderaus stellunqen zus mimenfanden, glaubten, das Mögliche geleistet zu haben. Was konnten sie weiter lhun, um das „Oeffentliche Interesse" zu befriedigen? Nun sitzen sie in der Tinte und dürfen sich auf eine Depositenkontrole gefaßt machen. Wenigstens scheint die Stimmung der Maßgebenden gegen die Fortgewährung der bisherigen Freiheit zu sein.
Woher kommt die Wuth gegen die Banken? Warum wecden ihre Kunden beunruhigt? Sind der Kommission so üble Dinge bekannt geworden? In welchem Dunkel thront die Macht, die den Banken, nach einem so ergiebigen Jahr, die Weihnachtfreude verdirbt? Vielleicht wars die Erinnerung an den süßen Harry und die Impotenz der traurigen Mitteldeutschen Kreditbank. Oder an die Insolvenzen imHolz-Handel. Jedenfalls hofft man wieder einmal von einem neuen Gesetz alles Heil der Welt. Der Umfang des wirtschaftlichen Organismus ist dem Denkapparat des Durchschnittsmenschen zu groß geworden. Der Begriff Milliarde reckt sich ins Ueberirdische. Wer ließ sich vor zwanzig Jahren träumen, daß eine Bank je die Grenze eines Kapitals von 100 Millionen überschreiten werde? Und heute erdreistet sich manches Institut, Hunderte von Millionen fremden Geldes zu verwalten. So paradox es klingen mag: viele Leute laufen eus Angst vor der Großbank zu dsn kleinen Firmen; und erleben dann oft schlimme Enttäuschung. Der Weltftädter ist mit der Bank groß geworden. Der irrt nicht so leicht. Aber der Mann in der Provinz, den der enge Horizont der Heimath wärmt, sieht in der Hundertmillionendank ein schreckliches, ihm unbegreifliches Wesen. Aus solcher Stimmung wird die Sehnsucht nach einem Gesetz gegen die Kapitalriesen geboren. Vielleicht kann Vater Staat ihrem Wachsthum ein Ende machen.
Und dann spielt natürlich auch das Parteiprogramm keine kleine Rolle. Die landwirthschasllichen Genossenschaften find den städtischen Depositenkassen nicht grün. Sie möchten ein Monopol auf die Spargelder des Landwirthes haben. Der sündigt,, wenn er sich an die städtische Bank hält. Ein Gesetz, das den Banken das Depofttengfschäft erschwerte, könnte den Genossenschaften nützen. Nur: ein Ausnahmegesetz wäre undenkbar. Landwirthschaftltche Kreditgcnossenschaften und Sparbanken müßten dem Depositengesetz unterstellt werden. Man dürfte auch die Banken nicht nach der Höhe des Aktienkapitals Zlassiren und etwa sagen: Die verschärfte Kontrole gilt nur für kleine und Mittelbanken. Nicht minder unmöglich wäre die Trennung von Depositen und Kreditoren. Die Banken, die Zwischenbilanzen veröffentlichen.

haben sich zwar auf ein gemeinsames Bilanzenschema geeinigt, das diese beiden Passiv-
posten von einander scheidet. Trotzdem sind unter den eigentlichen Kreditoren Gut-
babedie mit dem selben Recht als Depositengelder angeführt werden könnten.
Läßt eine Gesellschaft einen Theil neu aufgenommener Betriebsmittel (durch Aktien«
emifsion oder durch Ausgabe von Schuldverschreibungen) bei ihren Banken stehen/
so werden diese Guthaben in den Bilanzen des FinanzZonsottiums zu den Kredi-
toren gestellt. Solche Gelder bleiben bis zum Augenblick besserer Verwendung dem
Betrieb der Bank überlassen; sind aljo Depositen. Kedus sie stantiduZ bliebe dem
Gesetzgeber kaum die Möglichkeit, an den Kreditoren vorüberzugehen. Jetzt hört
man, das neue Gesetz werde fordern, daß 5 Prozent der fremden Gelder der Reichs«
dank in Verwahrung zu geben seien. Diese Bestimmung soll die „Einlagen" sichern.
Vierzig der größten deutschen Banken hatten Ende 1908 eine Summe von 5900
Millionen in Depositengeldern und Kreditoren zur Verfügung. Fünf Prozent da-
von wären 295 Millionen. Die sollen „gesetzlich geschützt" sein. Die übrigen 6600
Millionen würden bleiben, wo sie jetzt sind. Das wäre die angepriesene Sicherung.
Nur mit sehr gutem Willen kann Jemand solche Vorschläge ernst nehmen. Warum
wurde der Satz von 5 Prozent als Grenze gewählt? Weil man meinte, allzu tief
dürfe nicht in das Recht der freien Verfügung über das Betriebskapital der Banken
eingegriffen werden und im Fall eines Run brauche ja nur der zwanzigste Theil
der eingezahlten Gelder disponibel zu sein. Solche Meinung kommt aus der Ver-
legenheit; aus dem Gefühl, daß eine öffentliche Kontrolirung der Depositengelder,
wie sie Hinz und Kunz sich vorstellt, zwar nicht möglich ist, aber Eiwas gethcm
werden müsse, nt. aliqulä Lecisss viclsawr. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß
bei einem Sturm auf die Depositenkassen mehr als 5 Prozent nöthig sind. Nach
dem Zusammenbruch der Leipziger Bank mußte eine Großbank an einem Tag über
8 Millionen Mark auszahlen. Das waren 8 Prozent der gesummten Depositen.
Auch am Nächsten Tag wurden noch mehrere Millionen ausgezahlt. Und wie soll
die Reichsbank die bei ihr hinterlegten Summen verwalten? Doch so, daß sie stets
sofort abzuheben sind. Eine Anlage in deutschen Staatspapieren würde sich kaum
empfehlen. Denn die Lage der deutschen Renten erlaubt den Verkauf großer Posten
nur unter dem Risiko beträchtlichen Verluftes. Also bliebe nur die Möglichkeit, die
Gelder als Bankdepositen, zinslos, hinzulegen. Die Reichsbank hat nicht das Recht,
verzinsbare Einlagen anzunehmen. Soll sie künftig Depositengeschäfte machen?
Dann würden den anderen Banken erstens die Betriebsmittel geschmälert und zwei-
tens neue Konkurrenzsorgen aufgebürdet. Was bliebe ihnen? Verkümmerung oder
künstliche Steigerung ihres Kapitalertrages durch Spekulation und unsolide Geschäfte.
Auch ein „Mittelweg" soll von sanfteren Leuten schon gefunden sein. Wie
wärs mit einen Beirath für Bankwesen? Er könnte aus Parlamentariern, Beamten
und Bankleuten zusammengesetzt sein und die löbliche R-girung in allen Bankfragen
berathen. Hier stock' ich schon. Wenn die Regirung, also irgendein Mimster, des
Rathes in Banksachen bedarf, fehlts ihm doch heute auch nicht an Fachleuten. Die
Parlamentarier und Beamten könnten wegbleiben: auch der Reichstag kann sich ja
über Fragen des Bankwesens ohne besonderen „Beirath" informiren. Wählt lieber
tüchtige Bankdirektoren ins Parlament: dann sind solche Kunststücke, wie permanente
Ausstellung- oder Enquetekommission, überflüssig. Doch der lieben Gewohnheit, Kom-
missionen. Vereine, Lesekcänzchen zu gründen, müssen immer wieder mal Opfer des

Intellekts gebracht werden; denn man darf kecklich behaupten, daß die Erfinder des Bcmkenbeiraths sich vor Lachen den Bauch gehalten haben, als sie das „wichtige Geheimniß" enthüllten. Um den Ernst zu wahren, wurde die weise Pflege der Zwischenbilanzen empfohlen. Zu etwas Neuem langte der Witz offenbar nicht. Man tröstet sich mit den armMgen Zweimonatbilanzen und hofft, daß nach freundlichem Zureden auch Herr Fürstenöerg den Unsinn mitmachen werde. Schade um die Vergeudung Gon Zeit und Kraft, die für die Vorbereitung der Enquete nöthig war. Die Statistiker der Bankenquete wollten etwas Neues erfinden und entschlossen sich, Effekten nicht mit zu den als „leicht greifbar" geltenden Aktivposten zu rechnen. Was soll dadurch gebessert sein? Die neue Aufstellung ist übrigens bei den 392 Banken auf eine Gesammt« summe von 8 Milliarden an Depositen und Kreditoren gekommen. Das würde, bei Sicherftellung von 5 Prozent, ein Verhältniß von 400 Zu 7600 Millionen ergeben.

In der Hitze des Gefechts kümmerts den Bormund des Publikums blutwenig, ob von Depositen oder von Depots die Rede ist. Banken und Bankiers kann Einer, auch ohne gleich nach der Waffe des Differenzemwcmdes zu greifen, unter dem Schutz des Gesetzes heute arg schädigen. Ein Beispiel solls lehren. Die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg hatte für einen Kunden südafrikanische Goldshares gekaust und ihm, nach Ausführung des Auftrages, mitgetheilt, daß die Stücke (zur Ersparung des Stempels) in London im Depot bleiben würden. Ein Nummernverzeichniß hatte die Bank dem Auftraggeber nicht zugesandt. Der hat sich drei volle Jahre mit der Thatsache abgefunden. Da fielen die Shares und der Käufer hatte einen ziemlich großen Verlust. Er wollte deshalb das ihm lästig gewordene Engagement loswerden. Nun bestimmt das Depotgesetz, daß der Kommittent berechtigt ist, das Geschäft als nicht für seine Rechnung abgeschlossen zurückzuweisen, wenn der Kommissionär mit der Uebersendung des Stückeverzeichnifscs im Verzug ist und das Versäumte, nach einer Aufforderung, nicht binnen drei Tagen nachholt. Der Verzicht auf die Uebersendung des Nummernverzeichnisses hätte schriftlich erklärt werden müssen. Das hatte der Kunde nicht gethan und stand deshalb unter dem Schutz des Gesetzes. Er forderte die Norddeutsche Kreditanstalt auf, binnen drei Tagen das Stückeverzeichniß zu senden. Die Einhaltung dieser Frist war nicht möglich; das Verzeichniß traf einen Tag später ein. Da erklärte der Kunde, daß er das Geschäft nicht als für seine Rechnung abgeschlossen ansehe, verklagte die Bank und hatte alle drei Instanzen für sich. Das Reichsgericht hat allerdings anerkannt, daß nur der Mangel der gesetzlichen Bestimmung, die einen Men Verzicht nicht zuläßt, die Verurteilung bewirkt habe. taeto sei an dem Verzicht des Klägers auf das Nummernverzeichniß nicht zu zweifeln. Wer schützt die Banken gegen so illoyales Borgehen der Kundschaft? Das alte Börfengesetz mit seinem Differenzeinwand und das Depotgesetz mit dem Nummernverzeichniß: zwei Beweise für die Thatsache, daß loyale Schutzvorrichtungen von der Zu schützenden Partei oft als Waffen im unlauteren Kampf verwendet werden. Gehts aber gegen die Banken, so macht Jeder gern mit, um sich an den Millionen der An«deren auch einmal zu laben. „Den Banken schadsts ja nicht; die haben genug Geld." Wer die Depositen unter gesetzliche Obhut bringen will, darf natürlich nicht so denken. Sonst frevelt er an seinem eigenen Glauben. Hat aber, fv frage ich, je ein Wirthschaftgesetz die Sittlichkeit Derer erhöht, die es schützen sollte? Ladsn.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M> Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Ber!m°
D«tck von G. Bernstein in Berlin.

Joseph Kwilecki.

AH^or dem Großen Schwurgerichtssaal sitzt, dicht neben der Eingangs-
UiW thür, auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners ein fast sieben Jahre
alter Knabe. Ganz in Weih gekleidet. Der weiße Klerikerhut hängt auf dem
Rücken; der Blondkopf ist sorgsam frisirt, derVorderschopfzierlichgekräuselt.
Ein hübscher Junge, derauf der Straße jedem Vorübergehenden auffallen
würde. Stämmig und doch fein; schwarze Augen, sehr lange Wimpern und
die milchfarbige Haut eines von der ersten Lebensstunde an zärtlich gehegten,
gepflegten Kindes. Ein paar Damen bewachen ihn, nehmen ihn auf den
Schoß, streicheln ihn: und hinter den Hüterinnen drängt sich die Menge.
Geputzte Polinnen, auf Sensationen birschende Schreiber, Rechtsanwälte
in der Robe, im Landgericht heimische Kriminalstudentinnen, Freiherren,
Kutscher, Taglohnerfrcmen: Jeder will, Jede denKleinen sehen; recht lange,
recht nah. Den Hüterinnen scheint der Drang nicht unbequem, scheint die
Möglichkeit, ihr weißes Schätzchen zur Schau zu stellen, sogar willkommen.
Sie haben sich schnell akklimatifirt und fragen von selbst schon den Betrachter,
aus dessen Miene besonderes Interesse spricht, von welcher Zeitung er sei; sie
zeigen Zuversicht und find zu Auskünften immer bereit. Auch dem Knaben
macht, seit er sich entschüchtert hat, das Gedräng cffenbarSpaß.DieKinder-
eitelkeit ist erwacht; zu nett, von so vielen Leuten bewundert zu werden. Aus
lustigen Augen blickt er in das bunte, endlos wechselnde Bilderbuch. Das
Naschen merkt nicht, wie schlecht die Luft ist; noch schlechter als sonst.Theure
und billige Parfüms, verschwitzte Kleider, Tabak, Alkohol, SSuglinggerüche
(denn manche Zeugin tragt ihr in verdächtige Decken gewickeltes Kind mit

sich herum), die Ausdünstung armer Leute, Kossäten, WildwSrter, Stallmägde, Knechte, die sich den Luxus der Sauberkeit nicht leisten können: der Gerichtsdiener sogar, einrothblonderRiese, klagt überKopfschmerz. DieNeugier drängt weiter. Noch ein zweiterKnabe ist sehenswerth. In einem Zeugenzimmer sitzt er neben einer einfachen Frau. Seit gestern ist er genau wie der andere gekleidet und frisirt. Er steht im neuntenLebensjahr,ift abervielkleiner als der Siebenjährige. Die Urtheile schwanken. Bis einem Schlauen der Einfall kam, auch denKleineren zu kräuseln und in Elfenbeinfarbe zu kleiden, gabs wenig Zweifel. „Keine Spur von Ähnlichkeit. Der Kleine ein stumpfsinniges, unschönes Proletarierkind, der größere ein echter Adelssproß mit allen Merkmalen alter Familienkultur." Jetzt regen sich Bedenken. „Beide haben schwarze Augen und lange Wimpern, Beide die selbe Apfelkopfform und das selbe Kinn, das vorgebogen scheint; auch die Haarfarbe ist beinahe gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Eine gut, der Andere schlecht gehalten ist." „Unsinn! Die Beiden können gar nicht den selben Vater und die selbeMutter haben. Warum wäre derAeltere dann im Wachsthum so zurückgeblieben? Ueberhaupt macht die bessere oder schlechtere Pflege bei Kindern nicht so viel aus. Seht Euch die Kadetten und die Militärwaisenhausschüler an! Nein: derJungeimZeugenzimmerbliebeauchimBrokatgewande der Sohn einer Magd, die selig sein mußte, als einWeichensteller sie zurEhe nahm z und den seinenKnaben, der im Korridor mit angeborener Würde Cercle hält, müßte auch im Bahnwärterhaus das kundige Auge als Kind eines Grafen erkennen." SolchesGerede beweistnichts. MitKlassenphysiognomikkSme man, selbst wenn sie mehr wäre als Spielerei, hier schon deshalb nicht aus, weil auch der Neunjährige von einem adeligenOffizier gezeugt ist, dieSpermatozoen, die ihn entstehen ließen, also nicht aus dem niederen Menfchenreich stammen. Trotzdem sieht der rachitische Junge wie ein aufgeputztes Elendskind aus. Er hat auch weniger Zulauf und guckt trüber als das weiße Herrchen im Korridor. Das lacht, giebt Bekannten gnädig eine Patschhand und räkelt sich kokett auf dem Holzstuhl. Hinter derThürwirdinzwischendie Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen.

Zweiter Theil, zwölfter Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuches: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand." Paragraph 169: „Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise denPersonenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mitZuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft."

Graf Zbigniew Wesierski-Kwilecki und seine Ehefrau Jsabella, geborene Grä-
fin Bninska, sollen ein fremdes Kind für ihr eigenes ausgegeben haben. Den
weißen Knaben, der auf dem Holzstuhl im Korridor Cercle hält. Den habe
ein armes Polenmädchen ihremLiebsten, einem österreichischen Hauptmann,
geboren. Dem Sexualverkehr dieses Paares entstammen zwei Knaben; der
eine, der im Zeugenzimmer sitzt, ist nah bei der Mutter aufgewachsen, der an-
dere bald nach seiner Geburt, in der letztenJanuarwoche des Jahres 1897, an
eine vornehme Dame verkauft worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember
1896 hatte ihn Fräulein Parcza zur Welt gebracht; sie heirathete später den
Weichensteller Meyer, der das ältere der beiden vor derEhe vonseinerCaecilie
geborene Kinder adoptirte und sich bereit erklärte, auch das jüngere zu sich zu
nehmen. Wohl nicht ganz freiwillig. Ein Bahnwärter, der sich danach sehnt,
vom ersten Tag der Ehe an sein Budget mit den Unterhaltökosten für zwei
(von dem Ersten gezeugte)Kinder zu belasten, wäre keineAlltagserscheinung;
und selbst der edelste Sinn brauchte den kleinen Bastard nicht aus dem war-
men Schloß in die Weichenstellerhütte zu holen. Doch die Recherchen in Sa-
chen wider Kwilecki und Genossen hatten begonnen und ein gutesStück Geld
mochte dem Paar sicher scheinen, dessenZeugniß den kleinen Grafen ausdem
Majoratsrecht der Herrschaft Wroblewo drängen würde. Wroblewo ist ein
vom Grafen Joseph Kwilecki als Familienfideikommiß unveräußerlich fest-
gelegtes Rittergut in der wronkerGegend,das nach den Grundsätzen derMa-
joratsordnung vererbt wird; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter
männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge
ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Der Stifter des Fideikommisfes
setzte den Sohn seiner Tochter, Zbigniew von Wesierski, zum Erben ein
und bestimmte, der erste Majoratsherr solle sich Wesierski-Kwilecki nennen,
jeder folgende nur Namen und Titel der Grafen Kwilecki tragen. Wahr-
scheinlich murrten die Agnaten schon damals; denn das Haupt des Hauses
war nun ja kein echter Kwilecki, hatte einen Vater aus einfachem Adel und
konnteihnendieRasseverderben. Allmählich aberfandensieTrost. DerKnabe,
den Gräfin Jsa ihrem Zbigniew gebar, starb früh, und als, nach standesge-
mäßen Pausen, ihrem Schoß drei Töchter entbunden waren, schien, an der
Schwelle des Jahres 1890, neue Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen,
zu fürchten. Zwar dachte der Graf noch als Fünfziger nicht an Resignation.
Er strebte dem großen Muster weiland Augusts des Starken nach, blickte stolz
auf anderthalb Dutzend illegitimer Sprossen und krähte, wie ein von brün-
stigen Hofdamen umschmeichelter Hahn, wenn in Monte Carlo die theu-

ren Seidenmädchen von ihm sagten: I?n ^aillarä inkatiAable; un mAle;
fait pour la reine Isabelle ... Doch die ihm angetrauteJsabella war nicht
das Ziel seiner erotischen Wünsche; mit der schönen Ungenirtheit der Slachta
pflegte er zu erzählen, die dralle Wade einer Kuhmagd reize ihn mehr als
die hüllenlose Wohlgestalt der hochgeborenen Gattin. Jeder Schürze schnüf-
felte er nach, auf den heimischen Gefilden und unter dem warmerenHimmel
derAzurküste, fand, außer den vom Gesetz privilegirten, alle Genüsse schmack-
haft und feinem Vermögen erreichbar und fühlte sich wider Recht und Sitte
g ekränkt, wenn die Ehegefährtin vor Gästen und Dienerschaft ihn ein Schwein,
einen Bummler und Lumpensack hieß. Vielleicht folgte so unsanften Reden
manchmal ein Schäferstündchen, das der Graf nicht eingestand, weils ihn
interessanter dünkte, von Freunden und Buhlen sich als starren Weigerer der
Geschlechtspflicht anstaunen zulassen. Sicherist, daß die Ehe für zerrüttet galt;
und als Jsas fünfzigster Geburtstag nahte, durften die Agnaten aufathmen.
Bald würde über Wroblewo nun wieder ein echter Kwilecki herrschen: Graf
Hektor,MiecislawsSohn, der bei denZweitenGarde-Ulanen Lieutenant ge-
wesen, Reichstagsabgeordneter und Geheimkämmerer des Papstes geworden
war. Eine hübsche Aussicht. Das Gut ist zwar arg verwahrlost, bringt aber
noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark und wird sich unter ei-
nem guten Haushalter, derKapital hineinstecken kann, schnell heben. Für die
persönlichen Schulden des Vorbesitzers haftet die Familie als Tllodialerbin.
Stirbt Zbigniew Wesierski, dann muß Jsa mit ihren Töchtern den Hof ver-
lassen und Hektor, der Besitzer von Kwilcz, wird Herr von Wroblewo. Allzu
zärtlich scheinen die Beziehungen der beiden Hauser nie gewesen zu sein; nun
mußte der Gedanke an den Besitzwechsel sie noch mehr verbittern. Der Ma-
joratsherr konnte freilich noch zehn, zwanzig Jahre leben; erstens aber licbt
wohl selten Einer den fremden Erben, der die Hausbrut vom Futternapf
drängen will, und zweitens stockt der Kredit, wenn die Leute wissen, daß der
nächste Tag den Darlehnssucher aus der Rechtswohnung werfen kann Und
auf Wroblewo brauchte man immer Geld . DerGerichtsoollzieher kam so oft,
daß Herrschaft und Gefinde ihn traulich als Onkel begrüßten, und Jnspektmen
sogar, Rendsnten, Wanderkrämer wurden von dem Grafenpaarum kleine Be>
träge angepumpt. Da ko mmt, im Lenz 1396, vom Genfer See die Kunde, Frau
Jsa sei in tke famil^ vva^. In Posen, in Wronke, in Kwilcz und Wroblewo
erregt dieBotschaft zunächst nur Heiterkeit. „Die? Seit 1879 hat sie nicht ge-
boren. Der Grafrührt sie längst nicht mehr an. Woher also? Und vordreiMo-
natenistsieFünfzig geworden." EinguterWitz.AmEnde,meintHerrStephan

Kwielecki, hat sie das Kind in der Ohrmuschel; jedenfalls nicht da, wo andere Menschenweiber die Frucht tragen. Doch Jfa kehrt heim und bestätigt, von Wonne strahlend, das holde Wunder. In Montreux ists geschehen; die Sonne lockte frifcheTriebe hervor, ich sehnte mich nach einem Sohn, der Graf war charmant, — und unsere Betten standen im Hotelzimmer dicht neben einander. Nach und nach wuchs ihres Schoßes Umfang; und im Kreis der Agnaten verstummte das Lachen. Die Gräfin war stets excentrisch gewesen; dieRolle der vernachlässigten, von Mägden und Cocotten aus der Geschlechtsgunst vertriebenen Frau konnte der herrisch Stolzen nicht behagen und ihre ungezügelte Phantasie scheute vor dem abenteuerlichsten Unterfangen gewiß nicht zurück. Sie wird, hieß es, den alten Schwachkopf zu einem Schwindel überredet haben und wir können erleben, daß sie uns irgendeinen aufgelesenen Bankert ins Majorat schmuggelt. Verwandte, Dienstboten, Detektives, Beobachter aller Art werden nach Wroblewo geschickt. Nichts zu erspähen. Jsa? Sie sieht aus wie alle schwangeren Frauen. Wahrscheinlich stopft sie sich ein Kissen unter den Rock; in Paris, hat Einer gehört, werden nach Maß Gummibäuche gemacht, die solchen Trug erleichtern. Eine Depesche schürt den Verdacht; sie ist in Paris aufgegeben, ins posenerSlachtahotel anZbigniew oder Jsabella adressirt und wird (istsZufall?) dem Grafen Miecislaw überreicht. Inhalt: ^emme trouvse, mai3 cZeiNÄnäe trop edsre. Da hätten wir also die Schmuggelfährte. Jss sitzt in Paris, sucht ein für die Unterschiebung brauchbares Kind und telegraphirt an den Gatten, die Verkäuferin sei gefunden, fordere aber zu hohen Preis. Recherchen in Paris. Die Hotellisten haben keine Gräfin Kwilecka gemeldet. Doppelt verdächtig; sie hat, um Hintersich keineSpurzulassen, ihren Namenverschwiegen. Und leugnet, mit munterem Lächeln, daß sie jetzt überhaupt an derSeine gewesen fei. Früher war sie dort,—js; um eine guteHebamme zufuchen; darauf beziehe sich auch dasTelegramm, das für sie bestimmt war und ihr anzeigensollte, die empfohlene sa^s-Kmme verlange zu viel Geld. Die Erklärung wird höflich angehört, dochnichtgeglaubt;Hebammen braucht manja nicht aus Frankreich zu holen. Als dann gar erzählt wird, die Gräfin wolle nach Italien gehen und erst zurückkehren, wenn sie aus dem Wochenbett entlassen sei, schreibt Herr Miecislaw einen feierlichen Warnbrief an Herrn Zbigniew. Der Verdacht, die Schwangerschaft sei simulirt, könne dem Herrn Vetter nicht unbekannt geblieben fein; die Absicht, das erhoffte Kind der Frau Base im Ausland zu entbinden, müsse den Verdacht zur Gewißheit wandeln, denn solche Absicht könne nur aus dem Wunsch stammen, die Geburt derKontrole zu entziehen.

Jsabella lacht. Die zärtlichen Verwandten mögen um das Erbe zittern, sie aber, eine Bninska, mit Vorschriften gefälligst verschonen. Sie lacht auch des Sippengetuschels: eigentlich müsseihrWochenbettaufdemposenerWilhelms-platz stehen; sonst könne man Keinem zumuthen, dasKind als legitim anzu-erkennen. Sich untersuchen, die Mutterschaft bescheinigen lassen? Das fehlte noch.Jhr durfte keinDoktor je an den Leib; und sie sollte jetzt eine Ausnahme machen, um den Neid zu entwaffnen? Der freut sie ja. Den möchte sie um keinen Preis missen. Vielleicht war der Plan der italienischen Reise in den Klatschbezirken ausgeheckt worden; vielleicht rieth Klugheit, ihn aufzugeben, nachdem sein Zweck, die Agnaten zu argern, erreicht war. Eines Tages sagte die Gräsin zu ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Rosinski: „Ich reise zurEntbind-ung nach Berlin und rechne darauf, daß Sie kommen, wenn ich rufe."
Berlin ^V.10, Kaiserin Augusta-Straße 74. Da, wird dem zuständi-gen Standesamt gemeldet, habe die Gräfin Wesierska-Kwilecka am sieben-undzwanzigsten Januar 1897 morgens um Fünf einen Knaben geboren. Leichte Entbindung. Die Hebamme sollte eine Polin sein und doch nicht zur Einflußsphäre derMiecislaw undHektorgehören. Eine in Rußland begüterte Freundin Jsas hatte sich, weil die Entbinden« ihrer Tochter verhindert war, nach Warschau gewandt und, durch Vermittlung einer Hotelwirthin, Frau Cwell gemiethet, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß ver-wirrt, in der Prozeßgeschichte schwankt. Am Vorabend, als die Schmerzen begannen, war Dr. Rosinski telegraphisch gebeten worden, nach Berlin zu kommen; nach der Geburt wurde die Bitte dringend wiederholt. Die erste Depesche muß in Wronke über Nacht liegen gebliebensein; beide erreichten den Arzt erst, als er von den Morgenbesuchen heimkam. Um Mitternacht war er inBerlin. Die Gräfin sah aus wie alle Wöchnerinnen. Temperatur und Puls normal. Noch immer der alte Widerwille gegen ärztliche Untersuchung. Wo-zu? Alles war ja glatt gegangen und eine Komplikation einstweilen nicht zu fürchten. DieHebamme mißfiel dem Doktor; schmutzige Nägel undCigaretten-geruch im Säuglingzimmer. Das Kind selbst kräftig und auffallend hübsch. Nackt sah es der Arzt nicht. Es sei eben erst frisch gewickelt worden. Rosinski fand weiteres Drängen nicht nöthig.Er mahnte dieCwellauchnichtzugröhe-rerSauberkeit, fragte nicht nach Urin, Bettwasche, Nachgeburt. Und war doch, weil er an die Schwangerschaft nie recht geglaubt hatte, mit starkem Miß-trauen gekommen, das Jsas Weigerung, sich untersuchen zu lassen, natürlich noch mehrte. Jetzt schämte er sich fast seines Zweifels. Nicht nur, weil Frau von Moszczewska, Jsas Freundin, eine Dame aus vornehmem Haus, ihm

sagte, sie selbst habe die Entbindung mitangesehen. Auch sonst schien Alles in
Ordnung. DerHausarzt, der die Gräfin seitJahrzehnten kannte, hielt sie für
eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Nur
Kopf undHände sah er freilich; und imSchwurgerichtssaal wurdevonSach-
verständigen behauptet (und von Juristen ernstlich geglaubt), am Gesicht
könne man nicht erkennen, ob einKind gestern oder vor fünfWochen geboren
sei. Mütter, die von dieser Sache auch Etwas verstehen sollten, hoben darob
die Augen entsetzt zum Himmel. Einem Würmchen, das man in Muße be-
gucken darf, nicht anmerken, ob es am zweiundzwanzigsten Dezember 1896
oder gestern, am siebenundzwanzigsten Januar,geboren ward?.. DerHaus-
arzt schied infroherZuverstcht von seiner Patientin. Vorher hatteerdem Kind
noch dasZungenbändchengelöst. Nachher meldete er den unruhigen Agnaten,
er habe keinen Zweifel, daß demGrafenZbigniew ein legitimer Erbe g^^
Auch Andere zweifelten nicht mehr. Das Gräflein wuchs heran und
wurde der Mutter von Monat zu Monat ähnlicher. Ein echtes Bninski-Ge-
sicht, hieß es in Wroblewo, in Wronke und Posen; und: Die Leute hatten
wir in falschem Verdacht. Im Agnateneckchen ergab man sich nicht so schnell.
Das Eingeständnis des Jrrthums hatte bewiesen, daß man allzu leicht be-
reit gewesen war, Verwandte um des lieben Geldes willen eines Verbrechens
zu zeihen. Und natürlich fehlten auch die Tüchtigen nicht, die brav schürten,
um an dem Feuer ihr Süppchen zu wärmen. Fideikommißstreit, großes Ob-
jekt: was parasitisch zu leben gewöhnt ist, drängt zum Mitschmaus, — und,
versteht sich, auf die Seite der Potenten, nicht dahin, wo Onkel Gerichtövoll-
zieherseineVisitenkärtchenanklebtund irgendeinSubalterneraushelfenmtzß,
wenn zwei Bläulinge fehlen. Der Kwilczer ist hoch eingeschätzt und fein Va-
ter Miecislaw, dessenVerh ältnisse vonWeitem wohl mehr als in derNSHe glän-
zen, hat in Galizien reiche Kunkelmagen. Gilt auch nicht als visux marekeur
undBruder Sausewind, wieZbigniew.WürdigerzvomScheitelzurSohlekor-
rekt. Herrenhausmitglied; sehr stattlich und feudal-preußisch soignirt; Alt-
wilhelmsbart und treuer Blick unter hoffähiger Toryfrifur. Wahrscheinlich
wurde an diesem ältesten Agnaten von allen Seiten herumgekratzt. Familien-
ehre auf dem Spiel; ein falscherDmitri im Haus derKwileckis, die seitfünf-
hundert Jahren... Jedenfalls kam der Peer von Preußen bald wieder in
Bewegung. Er bat Seine Hochgeboren auf Wroblewo um eine Unterredung
„unter vier Augen". Rundweg abgelehnt. Zweiter Brief. Miecislaw traue
dem Majoratsrummel nicht, wolle aber, wenn Zbigniew ihm dasVerbrechen
der Kindesunterschiebung offen gestehe, schweigen, bis Verjährung einge-

treten sei. Das heißt: um des Erbes sicher zu sein, also eigenenVortheils wegen, den Verbrecher der Bestrafung entziehen. Ein recht gewagterVorschlag; wäre er angenommen worden, so hatte der Erbieter sich der Begünstigung schuldig gemacht. Allerdings einer straflosen; denn die von einem Angehörigen dem THSter gewährte Begünstigung ist von der Strafnorm des § 257 StGB ausgenommen. Immerhin sollte ein Mitglied des Herrenhauses solchen Vorschlag nicht einmal alsKöder verwenden. Wesierskis gingen nicht in die Falle. Um den Schrecken zu enden, klagen sie gegen den Grafen Miecislaw auf Anerkennung ihres Sohnes. Termin in Posen. Jsa mit dem Knaben vor Gericht: der Augenschein zeigt die Ähnlichkeit. Frau von Moszczewska beschwört, sie sei während der Entbindung im Wohnzimmer gewesen. Nach dieser Aussage beantragt Miecislaws Anwalt Vertagung und schreibt seinem Mandanten, die Sache scheine ihm einstweilen wenigstens aussichtlos. Im nächsten Termin ist der Beklagte nicht vertreten noch selbst anwesend. Versäumnißurtheil zu Gunsten des Klägers.DieAgnaten haben den kleinen Joseph Stanislaus Adolf als Grafen Kwileöi anzuerkennen. Von Rechtes wegen.
Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Die gerichtlich zumAnerkenntnih Gezwungenen erzählen Jedem, ders hören will, daß sie den Knirps in Wroblewo nach wie vor für ein gekauftes Kind halten. Wesierskis sitzen so tief in der Kreide, daß sie gezwungen find, eine Bank zu suchen, die ihnen, gegen das Recht, das Gut zu bewirtschaften, eine halbwegs auskömmliche Rente zahlt. Auch unter ihren Leuten mag in solcherKalamitätMancher wohl denken, daß es schließlich am Besten wäre, wenn der Kwilczer ins Schloß einzöge. Eine lange Vormundschaft Jsabellens, die stets bunte Pläne machen, doch nie rechnen konnte: Das hätte just noch gefehlt. Die Legende war nie ganz verstummt. Eine Kindesunterschiebung ist auf allen Hintertreppen ein ungemein beliebter Stoff. Jetzt war die Zeit erfüllt: die Mirakel konnten beginnen. Von der Sorte, die der skeptische Blick nicht für uneiklärliche Wunder nimmt. Sie kamen, wuchsen im Wandern und häuften sich. Im Civil. Prozeß hatte die Hebamme Katharina Ossowska beschworen, sie habe die Gräfin in den Anfängen der Schwangerschaft massirt und sich dabei selbst überzeugt,daß einKind zu erwarten war; dieFrauhattediefeWahrnehmung auch schriftlich bescheinigt. Bald meldete sich inKwilcz Irgendwer, der ganz, aber ganz genau wußte, die Ossowska habe in einer schwachen Stunde ausgeschwatzt, Zeugeneid und Attest seien falsch. Dann trat Herr Hechelski auf den Kampfplatz. Kaufmann, Agent, Detektive; in alle Sättel gerecht. Der wußte mehr; so ziemlich die Hauptsache: woher Jsas Spätfrucht geholt, wem

der Bastard abgekauft sei. Zu MiraZeltagen gehören vor allen Dingen aber
Hysterische. Für sie ists Festzeit. Endlich darf ihr Drang, sich wichtig zu
machen und höchst interessant zu scheinen, sich fessellos bethätigen. Eine we-
nigstens war im wronker Amtsbezirk schon gefunden. FräuleinJadwigaAn-
druszewska, Tochter einer Frau, die in Wroblewo Jahre lang Wirtschafte-
rin und Familienfaklotum gewesen war. Ansehnliche Symptome. Hager,
nervös, reizbar; dieRede baZd wie ein Gießbach, bald stockend und scheu, als
verblasse das Gedächtnißbild während des Sprechens. Mit spitzen Ellbogen
drängt sie sich in den Mittelgnnkt des Grafenzwistes. Sacht fing es an. Un-
glaublich, wie sie in Wroblewo behandelt werde! Zmückgesetzt, eingesperrt,
angefahren, geprügelt, an den Ohren gezaust. Warum? Die Gräsin sei doch
sonst nicht so schlimm; stolz zwar, doch gut zu dmLeuten und gerade der alten
Andruszewska bis zum letzten Tag die gnädigste Herrin. Ja, warum! Weil
ich eben mehr weiß als Andere. Was denn? Na, von dem Kind. Nach und
nach kams heraus. Mutter Andruszewska war im Auftrag der Gräfin, deren
Leib keine Frucht trug, in Krakau gewesen, um einen passenden Knaben zu
kaufen. Hatte ihn auch bei einer Hebamme gefunden und, fammt Nachge-
burt und Nabelschnur, nach Berlin gebracht, wo er ihr von zwei Dienelinnen
auf dem Bahnhof abgenommen und in die Kaiserin Augusta Straße beför-
dert wurde. Die Mutter hats derTochter anvertraut, sie aber, um nicht wegen
geleisteter Beihilfe strafbar zu werden, verpflichtet, den Mund zu halten, so
lange die Alte lebe. Alles hat Mutter erzählt. Die Gräfin war 1897 nicht
schwanger. Kein Gedanke! Sie wickelte sich Tücher um denLeib, hingSchrot-
beutel um den Taillengurt, war auch in Paris, um einen Gummibauch zu
kaufen. Und ehe sie zu der Wochenkomoedie nach Berlin fuhr, ließ sie Schweine
schlachten und nahm sechs mit Schweineblut gefüllte Rothweinflaschen mit
auf die Reise. Damit Bettzeug und Unterlagen hübsch röthlich seien. Bei
AlledemhatFrau Andruszewska emsig mitgewirkt. Und Alles der Tochter er-
zählt; sogar, daß die Nachgeburt in einem Steintopf von Krakau nach Ber-
lin geschafft wurde. Und auf dem Totenbett (das durfte hier nicht fehlen) er-
mahnte die edle Mutter noch ihre Jadwiga, dem Grafen HektorKwilecki auf
Kwilcz das furchtbareGeheimniß zu enthüllen. Dann starb sie; und weil die
Tochter im Verdacht stand, das Verbrechen zu kennen, wurde sie in Wroblewo
natüllich schlecht behandelt und weggeärgert. Natürlich? Noch natürlicher,
wird Mancher meinen, wäre der Versuch gewesen, ein Mädchen, das Einen
insZuchthaus bringen kann, durch Wohlthat an sich zu ketten und um keinen
Preis aus den Händen zu lassen. Vielleicht aber dachte Jsa, mit der Aus-

sage einer Toten sei nichts Rechtes anzufangen. Einerlei. Die alte Andru-
szewska muß jedenfalls eine wunderliche Heilige gewesen fein. Sie konnte ein
Vermögen einheimsen (denn dieAussage derLebenden hätte den Streit ja für
denKwilczer entschieden): und hauste und starb inKümmeriichkeit. Nur aus
Furcht vor Strafe? Erstens mußten Wesierftis ihr geben, was sie verlangte.
Und wenn da nicht viel zu erpressen war: dem Grafen Hektor hatte eine no-
tariell beglaubigte Aussage genügt, die er erst nach dem Tode derAlten zu ver-
wenden brauchte. Noch Wunderlicheres. Bis an ihr Ende schilt FrauAndru«
szewska Jeden, der Jsas Mutterschaft zu bekritteln wagt, einen Narren und
schlechten Kerl: und stiftet dann ihre Tochter, deren Zerfahrenheit sie doch
kennt und mit der sie manchen Tanz hatte, an, das Geheimniß nach Kwilcz
zu tragen. Offenbar aus reinstem Nechtsgefühl. Jadwiga schreibt Alles auf;
was sehr nützlich ist, denn ihrGedächtniß vermag nicht einmal Erlebnisse fest-
zuhalten, die, man darf es wohl,ohne zu übertreiben,sagen,nicht ganzalltäg-
lich find.SchwarzaufWeiß kommt dieGeschichteinHechelskisbewährteHände.
Der recherchirt, kombinirt, eruirt und hat schnellalleKettengliederamblanken
Schnürchen. Das Pseudogräflein heißt Leo Parcza und ist von einem öster-
reichischen Hauptmann im Schoß der jetzt dem BahnwärterMeyer angetrau-
ten Caecilie gezeugt und die wirkliche geheimeMutter hat den Jungen, den sie
fünfWochen nach derGeburt für hundertGulden weggab,nach demBildeals
ihr Kind rekognoszlrt. Die Stimme des Blutes! Auch die krakauerZwischen-
handlerin hat Hechelski ermittelt. Leider ist sie schon tot. Wie die Cwell und
dieAndruszewska. DochHechelskisGeniehatLeichenfcheuniegelerntund weiß,
daßTotefehrberedtsein können. Hechelski forscht, verspricht, droht,ist nirgends
und überall und läßt sich,ein RitterderWahrheitundLegitimität,vonHektor
nicht viel mehrals seineAuslagen ersetzen.AndereHelfer melden sich,gewiß vom
Beispiel selbstloser Bürgertugend angelockt, und neue Spur taucht aus dem
Dunkel.Jn Paris hat e ine Dame, die mit ausländischemAccentsprach^thatsäch-
lich 1896 einen Gummibauch bestellt und gekauft. In Paris hatungefährum
die selbeZeit eineDamebeieinerHebammeeinKindzukaufengesucht. Solche
Gesuche sind dort nicht selten und dem polizeilichen Aufruf antworteten denn
auch prompt etwa zwanzig EntbInderinnen, von denenSäuglinge zurAdop-
tion verlangt worden waren. Doch eine Sucherin hatte un aceerit Memanä
(und daß die pariserUnschuldDeutsche,Russen,Polen nie an derSprache er-
kennt, ist überjedenZweifelerhaben): warumalsosollsnichtdieSelbegewesen
sein, die sich die Mutterkonturen aus Gummi anmessen lieh? Nach der Heb-
amme die Waschfrau. Die bezeugt, daß sie vorn im Hemde der Grasin wäh-
rend der angeblichen Schwangerschaft einen Blutfleck gefunden habe, dernur

von der Menstruation kommen konnte. Katamenien; also nicht in der Hoffnung. Auch Dienstboten wollen Menstrualblutspmen gesehen haben. Mirakel über Mirakel. FrauOssowska, die früher selbst schon inGemüthsruhe eine Kindesunterschiebung arrangirt hat, erliegt der Gewiffensfolter und bekennt, daß sie der Gräfin ein falsches Attest ausgestellt und in Posen, ohne angestiftet zu sein, einen Meineid geleistet habe. Jadwiga Andruszewska und Katharina Ossowska: Das ist viel. Mindestens zwei neue Thatsachen, die zur Wiederaufnahme des Verfahreus helfen können. Dazu Krakau, Caecilie Meyer, die Stimme des Blutes (auch des in Nachthemden gefundenen), die pariser Polin mit dem deutschen Accent: über Wroblewo zieht sichs dräuend zusammen. Und schließlich meldet sich auch noch ein Droschkenkutscher, der 1903 ganz genau weiß, daß er am sechsundzwanzigsten Januar 1897 zwei Frauen,die er nach derSprache fürPolinnenhielt,von derKaiserinAugusta-Strahe nach dem Schleichen Bahnhof und, nach langer Wartezeit, wieder zurückgefahren hat. Die eine hielt die Arme unterm Mantel und schien Etwas zu verbergen. An dem selben Tage also, wo das inKrakau gekaufteKind nach Berlin gebracht worden war. Nun fehlte kein Glied mehr in der Kette. Frau Andruszewska war mit der Amme, die denKnaben unterwegs säugen muhte, auf dem Schleichen Bahnhof angekommen und von zweiDienerinnenJsas empfangen worden, denen sie Kind und Steintopf übergab. Den Topf in den dazu mitgebrachten Handkoffer, das Kleine in einem Korbchen unier den Mantel: nach Hause!... Ein lückenloser Beweis. (Für Laien, die an Genitalblutungen Schwangerer nicht glauben.) Graf Miecislaw Kwilecki, Mitglied des Herrenhauses, hatte die Staatsanwaltschaft aufgefordert, in Sachen o/a Wesierski-Kwilecki und Genossen energisch und ohne Ansehen der Person vorzugehen. Das geschah. Hinreichender, bald danach dringender Verdacht. Voruntersuchung mitunzähligenZeugen. Die Anklage wurde erhoben, das Hauptverfahren eröffnet.ZuerstwardieGräfin, dann auchZbigniew verhaftetworden. Da sitzen fte. Beinahe schon heimisch auf der engen Marterbank der Angeklagten. SeineHochgeboren nicht gerade überwältigend elegant. Grauer Sakkoanzug und gelbe Schuhe. Für den Schwurgerichtssaal konnte er mehr leisten. Schlotterige Haltung. Die Sprache fast unverständlich. Zahnlücken oder schwere Zunge. Aber er füllt feinenTypus aus, wie die Franzosen sagen. In Schönheit verlüdert. Manchen Sturm erlebt; manche Demüthigung hingenommen. Doch der Ton des Wesens klingt nicht schlecht. Und wenn er nachdenklich die grauen Cotelettes streicht, ists, mit dem müden, aber klugen Auge, ein vornehm verwitterter Herr, der sich an vielerlei Kulturen gerieben hat.Wennsauch oft nurCourtisanenkultur war: besser alskeine.DieRiviera

hat ihre eigene mimicr/. Der Herr von Wroblewo sieht gar nicht polnisch
aus; könnte,so wie er ift,durch einenSchwank vonBisson, eine sanfteSatire
vonDonnay schreiten. Obs wahr fei, wird er gefragt, daß er Verhältnisse ge-
habt habe. JnGegenwart der Gattin,in einem überfüllten Gerichtssaal,als An-
geklagter. Ganz leise hebt er den Kopf. Ganzerstaunt. Man fühlt, wie die
Brauen sich Hochziehen. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" ^Ncisri
regime. Wird heutzutage natürlich ausgelacht; mit der Nuance tiefsterMr-
achtung. Solche Sittenlosigkeit! Nicht mal der Heucheltribut, den das Laster
der Tugend schuldet. Zbigniew aber denkt wohl: Was fällt den Leuten ein?
Daß sie mich eingesperrt haben und mich eines Verbrechens anklagen, muß
ich dulden. Was aber gehen denn meine Amourm sie an? Bilden sie sich gar
ein, ich würde vor Ihnen kriechen, Keuschheit oder Reue mimen?... Keine
Spur von Pose. Nichts von der Suggestion, die in solchem Käfig so leicht
denWillen lähmt, dieWürde duckt. Meist sitzt er weit über die Brüstung ge-
beugt, beide Hände als lange Schalltrichter an den halb schon versagenden
Ohren, und lauscht. Lauscht einer höchst merkwürdigen, verworrenen, aben-
teuerlichen, an Boülevardmelodramen erinnernden Geschichte, der man zu-
hört, weil man nun einmal da ist, die Einen aber nicht näher berührt.
Fabelhaft, was solchen Lieferanten des ^.mbZ^u heute noch einfallen kann!
Gräfinnen, Hebammen, Schweinemädchen, Blut in Medocflaschen, ange-
ZlebteNabelschnurstückchen. Nicht zu glauben... Manchmal ists dann, als zer-
risse vor dem inneren Auge ein Wölkchen und der Lauscher besönne sich: Du
spielst ja mit, hast die sehr undankbare Hauptherrenrolle und das Stück kann
bös enden! Das dauert nie lange, ^neien rsssime. Wie in Goncourts
wie 6n ganAsr: man spielt im Gefängniß Karten, bis man auf den Hen-
kerskarren gerufen wird, macht den letzten Stich, verabschiedet sich artig von
den Swndesgenossen und geht unters Fallbeil. „Schade, daß ich nicht länger
denVorzug hatte.Bitte, mich angelegentlich zu empfehlen."DasGewimmel
da unten kann Einem den Kopf, aber nicht das Gefühl inniger Geringschätz-
ung nehmen. Auch diese Menschensorte hatReiz und Rassenwerth; undGraf
Wesierski-Kwilecki scheint nicht ihr übelstes Exemplar. Ich glaube nicht, daß
n den Richtern so leicht was vorweinen würde wie derPommerWilhelm von
Hammerstein, den seine Leute doch „starknervig" nannten. Mitwirken mag
das Bewußtsein, nicht vor Volksgenossen zu stehen, sondern vor dem frem-
den Eroberer, dem man, so lange es irgend geht, nur die Fassade zeigt. Die-
ses Bewußtsein, dieser Instinkt desBesiegten hat dem ganzen Prozeß die be-
sondere Farbe gegeben... Seinen größten Moment hat der Graf stets nach
Schluß der Verhandlung. Ehe die Aufseher die Angeklagten abführen, steht

er auf, bückt den langen Oberleib galant herab, faßt und küßt die Hand seiner
Frau. Mit der er beinahe ein Jahr nun kein Wort wechseln durfte. Deren
excentrisches, verbrecherisches oderkrankhaftes Wesen ihn hierher gebracht hat
und mit derenSchimpfteden er auch hier noch gepeitscht und zum lächerlichen
Pantoffelhelden gemachtwird. Und die er trotzdem bewundert. Wenigeachten
drauf: und das Schauspiel lohnt doch. Vor einem Stanislaus könnte, in
Warschau, derAbschiednichtgraziöser und ceremoniöser sein. Man weiß eben,
was sich gehört, und hat vor dem Feind Polens Würde zu wahren.
Bequem ist der Handkuß nicht. Denn zwischen Jsa und ihrem Ehe-
herrn sitzt, auf daß die Hauptbeschuldigten nicht durch Zeichensprache oder
gehauchteSilben miteinanderverkehren,FrauKatharinaOssowska. Rechtbe-
haglich, seine Todfeinde halbe Tage lang neben sich zu haben. Und welche
Larve! Halb Fromme Helene in hohen Semestern, halb Wolfschluchtviflon.
Ein Gesicht, das dem Schöpfer nicht fertig geworden scheint. Die Nase nur
angedeutet. In den Augenhöhlen etwas Glimmerndes, das gleich zu er-
löschen droht. Dünne, ausgeblichene Cleo-Haartressen. Dürr und harteckig.
Nichts von denMalenderWeiblichkeit. NiemandwürdedemSpukgebildedas
zarte Gewissen zutrauen, das freiwillig Kreuz undZuchthaus auffichnimmt.
Frau Ossowska hats. Lieber das Aergste leiden, als die Meineidsschuld noch
weiter schleppen. Der Schwurgerichtspräsident glaubts ihr und läßt Milde
walten, wenn sie einen ihrer Anfälle bekommt. Denn diese Märtyrerin ist nicht
von der sanften Alt; Satanas ist noch betrübend mächtig in ihr. Sie nennt
Zeugen Lügner und Säufer, pfaucht eine fast Achtzigjährige an, die hinter
ihrimSünderwinkelsitzt,und wird danngiimpflich vermahnt. „Vorbei! Vor-
bei!" Mephisto selbst würdein diesem fahlenGehäufenicht lange weilen und
schickt wohl die Kleinsten von den Seinen. Dann hockt noch die Alte da, mit
dem Alleweltgesicht einer freundlichen Schaffnerin, die Penelopen und Do-
rotheen gedient haben könnte; und ihreTochter: stumm, stumpf, eineSlavin
und Sklavin ohne eigene Physiognomie. Und ganz vorn, dicht neben dem
jüngeren Staatsanwalt, Gräfin JsaWesierska-Kwilecka, geborene Bninska.
Hat man draußen vorher den Kleinen gesehen, so ist der erste Trieb,
lachend aufzuschreien: Was wolltJhr dennAlle? DasistdieMutter! Wer zu
amtlichem Gutachten berufen ward, mag zaudern und klausuliren: vonseinem
SpruchhängtjadasUrtheil in einerSache ab, dieschonUnsummenverschlun-
gen hat und an derenEnde eine Familiengruft dräut. Der Unbefangene wird
finden, daß erfeltennoch einer alten Frau ein Kind soähnlich sah. Eineraiten
Frau.Jsaistschneeweih.Undjetztauch schonmüde. Der zehnteHaftmonat,die
dritte Verhandlungwoche. Sie regt sich kaum noch. Am ersten Tag wars an«

ders. Da hatte sie Charme, Leben, die Grazie der Herzoginnen aus Rokoko-
büchern; auch, wie diese nie Welkenden, nie Abrüstenden, den Muth und den
Humor, sich selbst ironisch zu nehmen. Trotzdem ihrDeutsch mangelhaft ist,
warbeinahejedesWortgut, Kassie sprach; gut, weil menschenverständig und
aus einer gewissen Distanz gesprochen. Sinn für Akustik. Ein Herr, der be-
hauptet, Französisch zu können, und deshalb als Dolmetscher bestallt ist, quält
sich mit dempariserDetektiveamZeugentisch ab. Paris: alsoKindersucheund
Gummibauch. Die mittelgroße Unbekannte, wir Wissens schon, hatte einen
deutschen Accent. Langwierige Erörterung, wie der sich vom polnischen wohl
für den Franzmann unterscheide. Endlich steht Jsabella auf; wie ein Sou-
brettenschmunzeln gehts über ihr Geficht; sie führt die Lorgnette vors Auge
und fragt, französisch, den Seinespitzel, der in Moabit ungemein respektirt
und ernst genommen wird: „ Spreche ich ungefähr so reines Französisch wie der
Herr, derJhre Aussage übersetzt?" Mit einemHohn in derStimme, der durch
Guirlanden sticht; und der denn auch unbemerkt bleibt. Sie redet fast nie,
läßt Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebt, verzieht keine Miene.
Thut auch nicht prüde, nicht damenhaft empört und markirt beim Anblick
des Knaben keine Muttergefühle. Das überläßt sie Frau Meyer. Nauvais
Fenre. Nur als schon eine Stunde lang von ihren blutigen Hemden geredet
worden ist (wo die Flecke waren, ob auch sicher von Menstrualblut oder viel-
leicht von Hämorrhoiden), wirds ihr zu., bunt: fierückt denStuhl und hält die
Hand vor die Augen, bis auf die Wäscherei endlich der nächste Hebammen-
klatsch folgt. Und gleich danach lacht sie wieder wie ein Mädchen beim ersten
Walzer. Die hochnotpeinliche Frage: Schwangerschaft oder Schrotbeutel?
Ein paar feineDamen, Mütter, Großmütter, haben mit größter Entschieden-
heit bekundet: Die Gräsin war „in anderen Umständen". Das kennt Unser-
eins doch. Als ein Symptom wird Anschwellung der Hände erwähnt. Die
Gräfin,sagt derZeugeRosinski, littanGichtundhatteoftgeschwolleneHände.
Das beweist also wieder nichts, meint der Präsident, will das guteZeugniß noch
Heller beleuchten und fordert Rosinski auf, mal zu sehen, ob die Schwellung
nicht am Ende auch jetzt da ist. Der Arzt zögert eine Sekunde. Er hat seiner
Patientin eben so ziemlich das Schlimmste nachgesagt. Dann geht er hin.
Und Jsa.als sei ein bessererWitz ihr nie zuOhren gekommen, streckt ihm, mit
übernüthigstemLachen, dieHände entgegen. Nein;siesindnichtgeschwollen...
Die Frau ist nicht gewöhnlich. Sie muß sehr schön gewesen sein und hat noch
heute einen persönlichen Zauber, der ihr mehr nützen konnte als der beredteste
Advokatenmund. Als die Verhandlung begann, war, außer denBninftis,im
Zuschauerraum fast Alles überzeugt: eine Verbrecherin. Am Ende der ersten

Woche hatte Jsa die Mehrheit gewonnen. Ohne viel zu reden. Sie hat Stil.
Die Gevatterin nebenan ist für fieLuft.Und wenn sie gegen Abend abgeführt
wird, glaubt man, eine verblühte Marie Antoinette in den Kerker schreiten zu
lehen. Das ists: ihr Stil ist Rokoko. Ihrer und ihres Mannes; so verschieden
die Beiden in Blüthe und Kern sind. Wahrscheinlich wurde es ihr Verderben.
So lebte, so tändelte, zankte, koste man, als der Adel allein Menschenrechte
besaß; und Herrenrechte. „Warum soll ich keineVerhältnissehaben?" Warum
sollichrechnen,soll,ein Grafenkind, KemKrämer,derHausmagdinsHandwerk
pfuschen? Nobel Geld ausgeben, die besten Manieren und geniale Einfälle
haben, die auszuführen Sache der Roture ist; Musik, Geselligkeit, hübsche
Frauen. Rokoko. Und obendrein mit der sarmatischen Neigung ins wildeste
Barock. Vorbei! Vorbei! So läßt sich beiWronke nicht mehrLandwirthschaft
treiben. Der jähe Klimawechsel verscheucht auch empfindliche Freunde leicht.
Nur soll man nicht glauben, Das sei Polen. „Polnische Wirthschaft" ist ein
billiges Schlagwort; paßt aber längst nicht mehr, blendet nur und drängt zu
Ueberhebung, mit der die „Hebung des Ostens" nicht zu leisten ist. So war
die Slachta, als Mickiewicz ihr sang. Heute baut sie Fabriken, meliorirt,
kultivirt, fpekulirt, folgt dem Beispiel des englischen Adels, hält Ordnung,
schicktsichindieZeit,—und ist deshalb dem deutschen Nachbar und Konkurren-
ten gefährlich; nur deshalb.JnWarschauundLodz,inLembergundKrakausoll-
ten die Germanisatoren polnische Wirthschaft studiren. Kwileckis sind Rokoko.
Drüben, auf den Zeugenstühlen, fitzt schon moderneres Polen. Zbi-
gniewundJsabellabättensnichtfertig gebrachten einem preußischen Gerichts-
saalTage lang, Wochen lang zuzusehen, wie man ihrenVerwandten den Pro-
zeß macht; einen Prozeß, der insZuchthaus führen soll. Gras Miecislaw und
seineGattin bringens fertig; und scheinen nicht darunter zu leiden. Und Graf
Hektor, Ulan, Papstkämmerer, Reichstagsabgeordneter, strenggläubiger Jun-
ker, geschmeidiger Prozeßregisseurund einGeschäftsmann, der aufdenPfennig
berechnet, was er demAnwalt,Agenten,Ausfpäherzuzahlenhat: soviel,doch
nicht mehr... Ein Mann, der in die Welt paßt. Typus von morgen. Wer
dieses Verfahren in Gang bringenundüberalleHindernissewegführen konnte,
mußNerven haben. Und dieser Hektor weiß, daß ganz Polen ihn heute schon
haßt, ihm ein finsteres Achilleushaupt zeigt, wenn er diesmal nicht siegt.
Auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners sitzt, dicht neben der Thür, die
den Großen Schwurgerichtssaal öffnet, fröhlich der weihe Knabe. Das Ge-
drang macht ihm immer noch Spaß. Hinter der Thür wird inzwischen die
Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen. Er lacht,
räkelt sich kokett und giebtBekannten gnädig einePatschhand.Weder Zweifel

noch Sorgen. Und hat in drei Wochen doch mehr gesehen, gehört, gewittert, als er in dreißig Jahren vergessen kann. Und wenn dn'nnen die Männer wollen (die rechts sitzen und ihn jedesmal so genau musterten, als er hereingeführt wurde), dann sieht erWroblewo niewieder und kommt zu Meyers ins BahnwSrterhüttchen, wo ein rachitisches Brüderlein nebst einem Brustkind seiner warten, und kann, da anderer Zeitvertreib fehlt, zugucken, wie Mutter, während Vater schläft, in starker Hand draußen die Signalfahne schwingt.
. .. Sechs Jahre sind verstricken, feit ich hier die Prozeßgeschichte er« zahlte; seit der Spruch der zwölf Männer, unter dem Jauchzen der in den Saal gepferchten, vor dem Gerichtshaus harrenden Menge, der Gräsin die Freiheit wiedergab, ihrem Knaben das rauheSchicksal des Sündenkindes ersparte. Mischte Caeciliens Stimme sich in den Jubelchor? Durfte eine rechte Mutter daran denken, ihrFleisch und Blut aus dem Glanz einer Grafenherrschaft in die dumpfe Bahnwärterhütke zu holen? Hätte sie nicht hundertmal lieber für ihren Lebensrest auf jede Freude verzichtet? Diese Mutter that anders. Caecilie Parcza hat ihr Kind verkauft. Caecüie Meyer heischt es für sich. Im Bund'mit den kwilczer'Agnaten, die für das Majorat streiten, führt sie gegen denGrafenZbigniewKwileckieinenCivilprozeß. Wird vom posener Landgericht abgewiesen; setzt beim Oberlandesgericht aber die Anerkennung ihrer Mutterrechte durch. Der am dreißigsten Januar 1897 auf dem berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Adolf Graf Kwielecki angemeldete und später von dem Päpstlichen Hausprälatm und Stiftspropst Ludwig von Jazdzweskigetaufte Knabeist,nachdemUrjheildesOberlandesgerichtes,dasKind, das Fräulein Parcza einem österreichischenHauptmann geboren hat. Gräfin Jsabella ist tot; der (grundlos gescholtene) Staatsanwalt Dr. Müller, der vorausgesagt hat, das Civilgericht werde gegen die Wroblewoer entscheiden, längst nicht mehr im Justizdienst. Bleibts bei der Entscheidung? Hat endlich irgendein haltbarerBeweisdieThatsache derKindcsunterschiebungglaubhaft gemacht? Daß cker ^bissmew 1396 zeugunqfähig war, kann nicht bestritten werden;eben so wenig, nach Gebhard undKisch, Depasfe und Barker, daß eine Frau über Fünfzig Mutter zu werden vermag. Die Gräfin hatte die Menstrua: konnte also gebaren. Vielleicht hatte sie, um das Fideikommißrecht zu retten, einen Knaben in Bereitschaft, der untergeschoben werdensollte, wenns zueiner Fehlgeburt kam oder ein Mädchen an der Nabelschnur zappelte; und athmete erst auf,alsihr der hübsche, krüftigeJunge entbunden war. Der nicht ihrSohn? Trotz der das Auge rasch überzeugenden Ähnlichkeit mit der Mutter, der Schwester? Dann hätte Naturlist lächelnd ein Wunder gewirkt.

Das Heiden des Messias/)
ie Vorstellung des leidenden und sterbenden Messias war den Juden keines-
wegs unbekannt. Es mag belanglos sein, daß in der Apokalypse des Eira
vom Tod des Christus die Rede ist, da dieses Werk nach der Ansicht Mancher erst
im ersten Jahrhundert nach Christus entstanden sein soll. Aber auch Deuterojesaia
beschreibt während der Zeit des Exils den Auserwählten und Sendboten Gottes
zugleich als den „leidendenMottesknecht", als eine Gestalt, die bereits erschienen,
aber unbekannt und verachtet geblieben, die schmachvoll gestorben und begraben
sei, aber wiederauferstehen werde, um die Herrlichkeit der göttlichen Verheißung
zu erfüllen. Das erinnert an die leidenden, sterbenden und wiederauferstehenden
Götter Babylons und des ganzen Vorderasiens, an Thammuz, Mithra, Attis,
Melkarth und Adonis, an den kretischen Zeus und den egyptischen Osiris. Spricht
doch übrigens auch der Prophet Sacharja von der geheimnitzvollen Ermordung
eines Gottes, über welche die Einwohner von Jerusalem ihre Klage erheben werden,
„wie die war bei Hadad-Rimmon (RammKn) im Felde Megiddo", Das heißt: bei
dem Tode des Adonis, einer der Hauptgestalten des syrischen Götterglaubens. Und
auch Ezechiel schildert die Weiber von Jerusalem, wie sie vor dem Nordthor der
Stadt sitzen und über den Thammuz weinen. Man war also schon im alten Israel
mit den leidenden und sterbenden Göttern der Nachbarvölker wohl vertraut. Nun
pflegt zwar der „Gottestnecht" des Jesaia auf das gegenwärtige Leiden und die
zukünftige Herrlichkeit des Volkes Israel bezogen zu werden und es ist kein Zweifel,
daß der Prophet die Vorstellung in diesem Sinn verstanden hat. Doch hob Gunkel
mit Recht hervor, daß bei der angeführten Stelle des Jesaia die Figur eines ster-
benden und auferstehenden Gottes im Hintergrund steht und die Beziehung auf Israel
nur die symbolische Umdeutung des wirklichen Schicksales eines Gottes darstellt.
Alljährlich schwinden die Kräfte der Natur dahin und erwachen erst nach-
geraumer Zeit wieder zu neuem Leben. Bei allen Völkern pflegte dieser Vorgang, das
Sterben, sei es der Natur im Ganzen unter dem Einfluß der Winterkälte, sei es
des Pflanzenwuchses unter den dörrenden (strahlen der Sommersonne, und ihr
Wicdererwachen eine tiefe Erschütterung des Gemüthes auszulösen. Man erblickte
darin das Schicksal eines schönen jungen Gottes, dessen Tod man mit lebhaften
Klagen, dessen Wiedergeburt oder Auferstehung man mit ausgelassenem Jubel be-
grüßte Dabei pflegte mit der Feier dieses Gottes seit giauer Vorzeit ein Analogie-
Zauber in der Form einer kultischen Darstellung seines Sterbens und Wiederauf-
lebens verknüpft zu sein. Auf primitiver Kulturstufe, wo die Grenzen zwischen
Geist und Natur noch fast unterschiedlos durcheinanderliefen und der Mensch sich
Ein Fragment aus dem ernsten, mit feinem Reiz anregenden Buch „Die Chri-
stusmythe", das Professor Drews beiDiederichs in Jena erscheinen ließ.„DieLeugnung
eines historischenJesus kann sichfchonheute auf so gute Gründe stützen,daß sie zum Min-
desten den gleichen Grad von Wahrschein lichkeit für sich in Anspruch nehmendarf wie die
Art, in welcher die Anfänge des Chriftenthumes von theologischer Seite dargestellt zu
werden Pflegen. Diese Darftellungen (Das wird sich immer deutlicher ergeben) gehören
der Romanliteratur, nicht der Wissenschaft zu." Diese Sätze des Hartmannschülers mö-
gen Wortfromme vor dem Buch warnen und es Furchtlosen empfehlen.

noch in einem innerlichen sympathischen Zusammenhang mit seiner natürlichen Umgebung fühlte, glaubte er, selbst einen Einfluß auf die Natur ausüben, ihr ber ihrem Wechsel zwischen Tod und Leben zu Hilfe kommen und den Verlauf der Geschehnisse im eigenen Interesse beeinflussen zu können. Dazu muhte er diese nachahmen. „Nirgends", sagt Frazer, dem wir eine eingehende Untersuchung aller hierauf bezüglichen Vorstellungen und rituellen Gebräuche verdanken, „wurden diese Bemühungen beharrlicher und systematischer ausgeübt als in Westasien. Dem Nsmen nach waren sie an den verschiedenen Orten verschieden; im Wesen waren sie überall gleich. Ein Mensch, den die ungezügelte Phantasie seiner Verehrer mit den Gewändern und Attributen des Gottes ausstattete, gab sein Leben dahin für das Leben der Welt. Nachdem er aus seinem eigenen Körper einen frischen Strom von Lebensenergie in die stagnirenden Adern der Natur ergossen hatte, wurde er selbst dem Tod überliefert, bevor seine eigene dahinschwindende Kraft einen allgemeinen Verfall der Naturkräfte eingeleitet haben würde, und sein Platz wurde durch einen Anderen eingenommen, der, wie alle seine Vorgänger, das ewig wiederkehrende Drama der göttlichen Auferstehung und des göttlichen Todes spielte." Noch in historischer Zeit wurde dieser Vorgang vielfach an lebenden Personen vollzogen, die früher die Könige des Landes oder Priester des Gottes waren, dann aber durch Verbrecher ersetzt wurden. In anderen Füllen war das Opser des zum Gott erhöhten Menschen nur scheinbar, wie beim egyptischen Osiris, beim persischen Mithra, phrygischen Attis, syrischen Adonis und tarsischcn (kilikiscyen) Sandan (Sandes). Hier vertrat ein Bild des Gottes, eine Puppe oder ein heiliger Baumstamm die Stelle des „Gottmenschen". Doch weisen noch genug Anzeichen darauf hin, daß es sich in solchen Fällen nur um den Ersatz eines ursprünglichen Menschenopfers unter milderen Kulturformen handelt, wie, zum Beispiel, der Name des Oberpriesters des Attis, der auch Attis („Bater") hieß, die Opferhandlung seiner blutigen Selbftzerfleischung beim großen Fest des Gottes und die hierbei vorgenommene Besprengung des göttlichen Bildes mit seinem Blut sich noch deutlich als eine spätere Abschwächung des früheren Brauches seines Selbstopfers zu erkennen giebt. Mit der Borstellung, die ersterbende Natur durch das Opfer eines Menschen neu zu beleben, war vielfach die des „Sündenbockes" verknüpft. Der Geopferte repräsentirte nicht nur den Gott für sein Volk, sondern vertrat auch zugleich das Volk gegenüber Gott und hatte durch seinen Tod die von diesem Volk während des Jahres begangenen Missethaten zu sühnen. Die Todesart wechselte an den verschiedenen Orten zwischen dem Tode durch das eigene oder durch das Schwert des Priesters, den Scheiterhaufen oder das Marterholz (Galgen).

So verstehen wir das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesaia: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für Den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen Alle in die Irre, wie die Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor feinem Scherer und den Mund nicht aufthut. Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da

er um die Misfethat meines Volkes geplagt war. Und er ist begraben, wie die
Gottlosen, und gestorben, wie ein Reicher, obwohl er Keinem Unrecht gethan hat
noch Betrug in seinem Mund gewesen ist. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer
gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn
Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. Darum, daß seine Seele gearbeitet
(gelitten?) hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine
Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt
ihre Sünden. Darum will ich ihm viel Beute geben und er soll die Starken zum
Raub haben darum, weil er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Uebel-
thätern gleich gerechnet ist und er Vieler Sünde getragen hat und für die Uebel-
thäter gebeten." Wir haben es hier offenbar mit einem Menschen zu thun, der
als Sündenbock für die Fehler seines Volkes stirbt, mit seinem Tode das Leben
der Mitmenschen fördert und dafür zum Gott erhöht wird, ja, das Bild des un-
schuldig leidenden Gerechten schwankt selbst zwischen einem göttlichen und einem
menschlichen Wesen.

Und nun versetzen wir uns in den Seelenzustand eines solchen Unglücklichen,
der als „Gottmensch" den Tod am Marterholz erleidet, und wir vernehmen die
Worte des zweiundzwanzigsten Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du
mich verlassen? Ich heule, aber meine Hilfe ist fern. Mein Gott, des Tages rufe
ich, aber Du antwortest mir nicht; und auch in der Nacht schweige ich nicht. Aber
Du bist heilig, der Du wohnest unter dem Lobe Israels. Unsere Väter hofften
auf Dich, und da sie hofften, halfest Du ihnen. Zu Dir schrien sie und wurden
und Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren den
Mund auf und schütteln den Kopf: Er klage es dem Herrn, Der helfe ihm und
errette ihn, hat er Lust zu ihm. Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen
haben mich umringt. Ihren Rachen sperren sie auf wider mich, wie ein brüllender
und reißender Löwe. Ich bin ausgeschüttet, wie Wasser, alle meine Gebeine haben
sich zertrennt, mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs. Meine
Kräfte sind vertrocknet, wie ein Scherben, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen.
Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. Ich möchte alle meine Gebeine
zählen. Sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir. Sie theilen meine Kleider
unter sich und werfen das Los um mein Gewand. Aber Du, Herr, sei nicht ferne;
meine Stärke, eile, mir zu helfen. Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und
errette mich von den Einhörnern!" Die zuletzt erwähnten Thiere versetzen uns
in den Vorstellungskreis des Mazdeismus. Denn hier galt der Löwe als das
Thier des Angromainyu, das sagenhafte Einhorn als das des Ahuramazda. Offen-
bar ist das Einhorn in dem angeführten Psalm nur ein bildlicher Ausdruck für
den Galgen, an dem das Opfer hängt, weshalb denn auch Tertullian als Beweis
für die Borheroerkündung des schmählichen Todes des Messias am Marterholz
auf diese Stelle des Alten Testamentes hinwies. Als der Dichter des Psalmes
die Hilfbedürftigkeit in ihrem tiefsten Jammer schildern wollte, da trat ihm das
Bild eines Menschen vor die Augen, der am Holz hängt und zu Gott um Hilfe
schreit, während rings um ihn daS Volk sich an seinen Qualen weidet, die ihm selbst
zur Rettung dienen sollen, die Priester mit ihren Opferthieren ihre feierlichen Ver-
richtungen auöüoen („Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich

umringt") und die Knechte, die bei dem Opfer mitgewirkt haben, unter einander
die kostbaren Gewänder verlosen, mit denen der Gottkönig ausgestattet war.
Die Anwendung eines solchen Bildßs setzt voraus, daß der geschilderte Vor-
gang dem Dichter und seinem Publikum nicht unbekannt war, mochte er ihnen
nun aus der religiösen Vorftellungwelt ihrer Nachbarvölker oder gar durch die
eigene unmittelbare Anschauung einheimischer Gebräuche vor Augen stehen. Und
wirklich waren auch im alten Israel Menschenopfer durchaus nichts Ungewöhnliches.
Das geht ans vielen Stellen des Alten Testamentes hervor und ist schon von
Ghillany in seinem Buch über „Die Menschenopfer der alten Hebräer" (1842) und
Daumer in „Der Feuer« und Molochdienst der alten Hebräer" (1842) eingehend
auseinandergesetzt worden. So lesen wir im Zweiten Buch Samuelis (21,6 bis 9)
von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls, die von David den Gibeonitern
übergeben wurden: „Die hingen sie auf dem Berge vor dem Herrn. Also ward
Gott nach Diesem dem Lande wieder versöhnt." Numeri 25,4 befiehlt Jahwe dem
Moses, die Obersten des Volkes „dem Herrn an die Sonne" zu hängen, „auf daß
der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewendet werde". Und nach dem Buch
Josua weiht Dieser die Einwohner der Stadt Ai dem Herrn und erhenkt nach der
Eroberung der Stadt ihren König an einem Baum, während er (10, 15 bis 26)
sogar fünf Könige auf einmal aufhängen läßt. Ja, es scheint, daß Menschenopfer
in der Zeit vor dem Exil sogar zu den regelmäßigen Bestandtheilen der israelitischen
Religion gehört haben, wie denn die Sitte der Opferung der Erstgeburt am Passah-
fest erst nach dem Exil und auch dann nur mit großer Mühe unterdrückt wurde
und stets leicht wieder aufleben konnte, sobald etwa in Zeiten großer Noth die
allgemeine Erregung der Gemüther ein besonderes Opfer zu fordern schien.
Nun war die Tötung eines Menschen in der Rolle eines göttlichen Herrschers
im Alterthum vielfach mit der Feier des neuen Jahres verknüpft. Hierher gehört
die germanische uud slavische Sitte des Todaustragens bei Beginn des Frühlings,
wo ein Mensch oder eine Strohpuppe, die das alte Jahr oder den Winter sym-
.bolisiren, unter übermüthigen Scherzen umhergeführt und schließlich ins Wasser
geworfen oder feierlich verbrannt wird. Aber auch die im Dezember gefeierten
römischen Saturralien, in deren Verlauf ein Narrenkönig das Szepter über eine
Welt jubelnder Ausgelassenheit und uneingeschränkter Tollheit schwang, alle Ver-
hältnisse auf den Kopf gestellt waren, die Herren die Sklaven, die Sklaven die
Herren spielten, pflegten in ältester Zeit im März als Frühlingsfest begangen zu
werden. Und auch hierbei mußte der Gefeierte seine kurze Herrschaft ursprünglich
mit seinem Leben bezahlen. Ja, die von Cumont herausgegebenen Akten des
Heiligen Dasius beweisen, daß der blutige Brauch noch im Jahr 303 nach Christus
von den römischen Soldaten an den Grenzen des Reiches ausgeübt wurde.
In BabyZon entsprach den römischen Saturnalien das Fest der Sakaeen,
das nach Frazer mit dem uralten Neujahrsfest der Babylonier, dem Zakmuk oder
Zakmuku, identisch war. Auch dieses Fest war mit einer Umkehrung aller gewöhnlichen
Verhältnisse verbunden und ein Scheinkönig, ein zum Tode verurtheiiter Verbrecher,
stand auch hier im Mittelpunkt: ein Unglücklicher, dem für wenige Tage absolute
Freiheit, jede Art von Lustbarkeit, ja, sogar die Benutzung des königlichen Harems
eingeräumt war, bis er am letzten Tag seiner erborgten Würde entkleidet und
verbrannt w^rde. Die Juden lernten dieses Fest während der babylonischen Ge-

fangenschaft kennen, entlehnten es von ihren Unterdrückern und feierten es kurz vor ihrem Passah unter dem Namen des Purimfestes, angeblich, wie das „Buch Efther" darzulegen bemüht ist, zur Erinnerung an eine große Gefahr, der sie durch die Klugheit der Esther und ihres Oheims Mardachai in Persien unter der Regirung des Ahasverus (Xerxes) entgangen feien. Doch hat Jensen in der wiener „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" nachgewiesen, daß der Erzählung von Esther ein Gegensatz zwischen den Hauptgöttern von Babylon und denen deS feindlichen Elam zu Grunde liegt. Hiernach verbergen sich unter den Namen Esther und Mardachai die Namen der babylonischen Fruchtbarkeitgöttin Jstar und ihres „Sohnes" und „Geliebten" Marduk, die zu Babylon beim Sakaeenfest unter dem Namen der elamitischen Götter Vashti und Hamman (Humman) als Vertreter deö alten Jahres beseitigt werden, unter ihrem wahren Namen dann wieder aufleben und das neue Jahr heraufführen. So spielte also auch der babylonische Sakaeenkönig die Rolle eines Gottes und erlitt als solcher den Tod auf dem Scheiterhaufen. Nun haben wir Gründe, anzunehmen, daß auch der spätere jüdische Brauch, am Purimfest ein Bild oder eine Puppe, die den bösen Haman darstellte, an einem Galgen aufzuhängen und zu verbrennen, ursprünglich, wie in Babylon, in der Tötung eines wirklichen Menschen, eines zum Tode verurtheilten Verbrechers be« stand. Dann wird man aber auch hier neben einem Darsteller des Haman einen des Mardachai, neben einem Vertreter des alten auch einen des neuen Jahres gekannt haben, der im Grunde doch nur das selbe Wesen bedeutete. Und wenn Jener beim Purimsest getötet wurde, so wird Dieser, ein durch das Los ausgewählter Verbrecher, dem bei dieser Gelegenheit die Freiheit geschenkt wurde, mit den königlichen Jnsignien des Verstorbenen bekleidet und als der Vertreter des durch Ahasverus für seine Dienste belohnten Mardachai gefeiert worden sein. „Mardachai", so heißt es im Buch Esther, „ging sus von dem König in königlichen Kleidern, gelb und weiß mit einer großen goldenen Krone, angethan mit einem Leinen- und Purpurmantel. Und die Stadt Susa jauchzte und war fröhlich." Der Scharfsinn Frazers hat entdeckt, daß wir in dieser Beschreibung das Bild des alten babylonischen Sakaeenkönigs, des Darstellers des Marduk, vor uns haben, wie er seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes hielt und hiermit das neue Jahr herbeiführte. Doch scheint in Wirklichkeit der Umzug des Scheinkönigs weniger ernsthaft und großartig gewesen zu sein, als der Verfasser des Buches Esther in nationaler Eitelkeit uns glauben machen möchte. Lagarde hat nämlich die Aufmerksamkeit auf einen alten persischen Brauch gelenkt, der alljährlich zu Beginn des Frühlings in den ersten Tagen des März geübt zu werden pflegte und als der „Ritt des Bartlosen" bekannt ist. Bei dieser Gelegenheit wurde ein bartloser und womöglich einäugiger HanSwurft, völlig entkleidet und begleitet von einer königlichen Leibwache und einer Schaar Berittener, unter dem Hallo der Menge in feierlichem Aufzug durch die Stadt geleitet. Er hatte das Recht, von den Reichen und Ladeninhabern auf dem Weg, den er zog, Kontributionen einzutreiben, die zum Theil in den Schatz des Königs abgeführt, zum Theil auch ihm selbst zugesprochen wurden, und durfte sich ohne Weiteres das fremde Gut aneignen, falls Jemand ihm seine Forderungen abschlug. Innerhalb einer festgesetzten Zeit jedoch mußte er seinen Ritt beendet haben und verschwinden; sonst war er der Gefahr ausgesetzt, von der Menge angehalten und mitleidlos zu Tode geprügelt zu werden. Man versprach sich von diesem Umzug des «Bartlosen" die baldige Beendigung

des Winters und ein gutes Jahr; woraus hervorgeht, daß es sich auch hierbei
um einen der zahlreichen und mannichfach ausgestalteten Frühlingsbräuche handelt,
die zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern dazu dienen sollen, die Ankunft der guten Jahreszeit zu beschleunigen. Der persische „Bartlose" entsprach also
dem babylonischen Sakaeenkönig und scheint der Repräsentant des scheidenden Winters
gewesen zu sein. Frazer schließt hieraus, daß auch der Verbrecher, der die Rolle
des jüdischen „Mardachai" spielte, in ähnlichem Aufzug wie der „Bartlose" durch
die Stadt geritten sei und mit diesem Spaß, den er dem Volk bereitete, sich die
Freiheit habe erkaufen müssen- und er stützt sich hierbei auf eine Bemerkung Philos,
wonach bei Gelegenheit des Einzuges deö jüdischen Königs Agrippa in Alexandria
ein armer halbverrückter Straßenkehrer nach Art des „Bartlosen" auf einen Esel
gesetzt, mit einer Papierkrone auf dem Kopf, einem Mantel bekleidet und einem
Stock als Szepter in der Hand, vom Pöbel durch die Stadt geleitet und feierlich
zum König ausgerufen wurde. Philo nennt den armen Tropf Carabbas. Das
scheint jedoch nur ein Schreibfehler für das hebräische Barabbas zu sein. Dieses
Wort bedeutet „Sohn des Vaters", war demnach kein Eigenname, sondern der
ständige Titel Dessen, der beim Purimfest die Rolle des Mardachai, des babylonischen
Marduk, des neuen Jahres, zu spielen hatte. Da klingt der ursprünglich göttliche
Charakter des jüdischen Narrenkönigs an. Denn als die „Söhne" des göttlichen
„Vaters" erlitten alle die vorderasiatischen Vegetation- und Fruchtbarkeitgötter den
Tod und mutzten die menschlichen Vertreter dieser Götter ihr Leben für das Wohl
ihres Volkes und das erneute Wachsthum der Natur hingeben.*) Es scheint demnach bei den Juden, nach ihrem Aufenthalt in Babylon unter persischer Oberherrschaft, zu einer Art Verschmelzung des babylonischen Sakaeenfestes und des persischen Festes des „Bartlosen" gekommen zu sein: der freigelassene Verbrecher vollzog
seinen Umzug als Marduk (Mardachai), als der von den Toten auferstandene
Repräsentant des neuen Lebens, aber er that es in der lächerlichen Rolle des persischen „Bartlosen", des Vertreters des alten Jahres, während dieses durch einen
anderen Verbrecher dargestellt wurde, der als Haman den Tod am Galgen erleiden
mußte Den Evangelisten schwebte bei ihrer Darstellung der letzten Lebensschicksale
des Messias Jesus der angeführte Brauch deS jüdischen Purimfestes vor: sie schilderten
Jesus als den Haman, Barabbas als den Mardachai des Jahres, wobei sie um
der Symbolik des Opferlammes willen das Purimfest mit dem wenig später gefeierten Osterfest zusammenfallen ließen; aber sie übertrugen den festlichen Einzug
des »Bartlosen" in Jerusalem, sein feindsäliges Auftreten gegen die Ladeninhaber
und Wechtler und seine lächerliche Krönung zum „König der Juden" auf Haman-Jesus statt auf Mardachai-Barabbas und nahmen damit symbolisch die Geschehnisse
vorweg, die sich eigentlich erst an dem Auferstandenen, dem Marduk des neuen
Jahres, hätten vollziehen sollen.

Uebrigens war, wie die Darbringung der Erstlinge an diesem Fest verräth,
auch das jüdische Passahfest von Anfang an mit Menschenopfern verbunden und
es scheint, daß auch hierbei die Geopferten in der Nolle von göttlichen Königen,

) So wurde auch der phrygische Attis, dessen Name ihn selbst als den „Vater
kennzeichnet, zugleich als der „Sohn", Geliebte und Gatte der Kybele, der mütterlichen Göttin, verehrt, schillert also auch zwischen einem Vatergott und höchstem
Himmelskönig und dessen göttlichem Sohn.

als Repräsentanten des Himmelherrschers den Tod erlitten. Darauf deutet der Umstand hin, daß es „Könige" gewesen sein sollen, die nach den Büchern Jofua und Samuel dem Herrn „geweiht" wurden; von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls heißt es geradezu, daß sie „zur Zeit der Gerstenernte", des Passahfeftes, „vor dem Herrn" starben. Ein solches Opfer eines wirklichen oder angeblichen Königs besaß nach der Ansicht aller semitischen Völkerschaften eine ganz besonders zauberische Kraft, zumal, wenn es der eigene Vater war, der dies Opfer an seinem Erstgeborenen vollzog. Darum opferte der Karlhager Hamilkar bei der Belagerung von Agrigent 407 vor Christus seinen eigenen Sohn und darum gaben die Israeliten ihre Eroberung von Moab auf, als der König dieses Landes seinen Erstgeborenen den Göttern darbrachte. Aber auch hierbei scheint das menschliche Opfer vielfach nur die Widerspiegelung eines göttlichen Opfers gewesen zu fein, wie denn, zum Beispiel, nach Plinms die Phönizier in Tyrus bis zur Zeit der Belagerung der Stadt durch Alexander alljährlich einen Knaben dem Kconos, Melkarth oder Moloch (König) opferten. Dieser lyrische Melkarth aber ist der Selbe, dem, wie Porphyrius berichtet, auf Rhodos alljährlich ein Verbrecher dargebracht wurde. Nach Philo von Byblos hieß der Gott bei den Phöniziern „Israel" und sollte seinen „eingeborenen" Sohn Jehud („der Einzige") geopfert haben, nachdem er ihn mit königlichen Gewändern ausgestattet hatte. So opferte auch Abraham seinen Erstgeborenen dem Jahwe; er und Isaak aber sind alte israelitische Götter und der im zweiundzwanzigsten Kapitel der Genesis geschilderte Vorgang hat nur den Zweck, den mit fortschreitender Kultur vollzogenen Uebergang vom Menschenopfer zum Thieropfer „historisch" zu rechtfertigen.
eines Verbrechens, als eine verdiente Strafe, die ihm so wie so geworden wäre. Der Messias-Jesus hingegen nahm nach den Worten des Jesaia die Strafe auf sich als „Gerechter"; er sollte dadurch zum Sühnopfer für die Sünden des ganzen Volkes befähigt sein, weil gerade er ein solches Los am Wenigsten verdiente. Schon Plato hatte in der „Republik" das Bild des „Gerechten" entworfen, wie er unerkannt und ungeehrt ein Leben in Leiden und Verfolgung führt. Er wird erprobt und erklimmt die höchste Stufe der Tugend, weil er sich trotz den Leiden nicht in seinem Verhalten erschüttern läßt. „Der Gerechte wird gegeißelt, gefoltert, ins Gesängnttz geworfen, an beiden Augen geblendet, schließlich, wenn er alles Schlimme erduldet hat, gepfählt werden und erkennen, daß man sich entschließen mutz, nicht gerecht zu sein, sondern zu scheinen." In der pharisäischen Gedankenwelt lebte der Gerechte als Einer, der durch sein eigenes ungerechtes Leiden die Sünden der Anderen bezahlt und sie vor Gott gerecht gemacht hat (wie denn im vierten Makkabäerbuch das Blut der frommen Märtyrer als das Sühnopfer hingestellt wird, wodurch Gott Israel errette). Der Haß der Ungerechten und Gottlosen gegen den Gerechten, die Belohnung des Gerechten und Bestrafung der Ungerechten war ein beliebtes Thema der Spruchliteratur und wurde mit besonderer Ausführlichkeit im Weisheitbuch behandelt, dessen alexandrinischem Verfasser das platonische Bild des Gerechten vermuthlich nicht unbekannt gewesen war. Er läßt die Gott« losen redend auftreten und ihre Anschläge wider den Gerechten schmieden: ‚So lasset uns", läßt er sie sagen, „dem Gerechten auslauern, denn er macht uns viel Unlust und widersetzt sich unserem Thun und schilt uns, daß wir wider das Gesetz Zündigen, und ruft unser Wesen für Sünde aus. Er giebt vor, daß er Gott kenne.

und rühmt sich, Gottes Kind zu sein. Er straft, was wir im Herzen haben, und'
ist uns unleidlich anzusehen. Denn sein Leben reimt sich nicht mit dem der An-
deren und sein Wesen ist ein ganz anderes. Er hält uns für untüchtig und meidet
unser Thun als einen Unflath und giebt vor, wie es die Gerechten zuletzt gut
hab^n werden, und rühmt, daß Gott sein Vater sei. So lasset uns doch sehen,
ob sein Wort wahr sei, und versuchen, was für ein Ende er nehmen wird. Ist
der Gerechte Gottes Sohn, so wird er ihm helfen und ihn erretten aus der Hand
der Widersacher. Mit Schmach und Qual wollen wir ihn stöcken, daß wir sehen,
wie fromm, und erfahren, wie geduldig er sei. Wir wollen ihn zum schändlichsten
Tod verdammen. Da wird man ihn kennen an seinen Worten." „Aber der Ge-
rechten Seelen", fährt der Verfasser des Weisheitbuches fort, „sind in Gottes Hand
und keine Qual rühret sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als
stürben sie. Ihr Abschied wird für eine Pein gehalten und ihre Hinfahrt für ein
Verderben. Aber sie sind im Frieden. Ob sie gleich vor den Menschen viel Leid
haben, so find sie doch gewisser Hoffnung, daß sie niemals stelben. Denn Gott
versucht sie und findet, daß sie seiner Werth sind. Er prüft sie, wie Gold im Ofen,
und nimmt sie an, wie ein völliges Opfer. Und zu der Zeit, wenn Gott es be-
stimmt, werden sie hell erscheinen und daherfahren, wie Flammen über die Stoppeln.
Sie werden die Gottlosen richten und herrschen über die Völker; und der Herr
wird über sie herrschen ewiglich." Wie nah lag es, diese Worte, die vom Ver«
fafser des Weisheitbuches ganz augemein vom Gerechten überhaupt gemeint waren,
auf den einen höchsten Gerechten, den Messias, den „Sohn" Gottes im eminenten
Sinn zu beziehen, der sein Leben für die Ungerechtigkeit seines Volkes dahingab!
Geschah aber Dies, dann war damit auch zugleich der Beweggrund für den schimpf-
lichen Tod des Messias gefunden: er starb als ein Gegenstand des Hasses der
Ungerechten, er nahm Spott und Hohn auf sich, wie der Haman und der Barabbas
des Purimseftes, aber nur, um durch diese tiefste Erniedrigung seiner Persönlich-
keit von Gott erhöht zu werden, wie es vom Gerechten im Weisheitbuch heißt:
„Das ist Der, mit dem wir unfern Spott trieben und der uns ein höhnisches Bei-
spiel war. Wir Narren hielten sein Leben sür unsinnig und sein Ende für eine
Schmach. Wie ist er nun gezählet unter die Kinder Gottes und sein Trbe ist
unter den Heiligen!"

Jetzt verstehen wir, wie das Bild des Messias bei den Juden zwischen einem
göttlichen und einem menschlichen Wesen schillern, wie der „Gerechte unter die Uebel-
thüter gezählt" werden, wie mit einem Menschen sich die Vorstellung verknüpfen
konnte, daß er „Gottes Sohn" und zugleich der „König der Juden" sei und die
Annahme sich zu bilden vermochte, daß in seinem schimpflichen und unverdienten
Tode Gott selbst sich für die Menschheit geopfert habe. Jetzt begreifen wir aber
auch zugleich, daß und warum der Getötete nach kurzer Zeit wieder von den Toten
auferstehen, in verklärter Herrlichkeit gen Himmel fahren und sich droben mit dem
Vatergott vereinigen mutzte. Es waren Gedanken, die schon lange vor dem evan-
gelischen Jesus im jüdischen Volk, ja, im ganzen westlichen Asien verbreitet waren,
in besonderen Sekten als Geheimlehre gepflegt und die hauptsächlichste Veranlassung
dafür wurden, daß gerade in diesem Theil der alten Welt das Christenthum sich
so früh und mit so außerordentlicher Schnelligkeit durchgesetzt hat.

Karlsruhe. ^ Professor vi-. Arthur Drews.

Französische lvirthschaft.
as französische Kapital, das in ruhiger Sicherheit die Geschäfte an sich kom-
men läßt, hat eine ungarische Anleihe von 500 Millionen übernommen. Un-
garn blieb seit den Tagen der Valutaregulirung den fremden Geldmärkten fern.
Siebenzehn Jahre lang. Nun zwingt die Noth, sich wieder ans Ausland zu wen-
den. In Paris war die höchste Kapitalshäufung zu finden und das Haus Roth-
schild hatte die Führung im Konsortium übernommen. Eine beinahe politische
Mission, die an die Tage entschwundenen Glanzes erinnert. Lang ifts her, seit kein
Staat ohne Rothschild Geld bekommen konnte. Die modernen Riesenbanken haben
die Nachkommen Mayer Amschels überholt; selten nur sieht man die Firma Roth-
schild noch in alter Macht. Wien und Paris haben jetzt gemeinsam dem Minister-
präsidenten I):-. Wekerle zu Geld verholfen. In der Heimath, wo um nationale
Forderungen hitzig gekämpft wird, konnte ers nicht bekommen. Oesterreich aber
muß für sich selbst sorgen. Sind dem Finanzminister auch noch keine neuen Kre-
dite bewilligt, so hat er doch die Nothwendigkeit einer Anleihe von 326 Millionen
Kronen bereits erwähnt. Paris: da ists zu machen; und dem Ruf Rothschilds wird
die ganze Haute ^inanes folgen. Wekerle, der Reformator der Währung, war
allerdings zu einem Opfer des Intellekts genöthigt. Die Franzosen verlangten,
daß die Coupons der neuen Anleihe nicht auf Kronen, sondern auf Francs lauten.
Die ungarische Währung muß also der französischen Valuta weichen; und damit
ist das Prinzip der Gleichwerthigkeit durchbrochen. Neben die Kronenrenten früherer
Jahre tritt eine Goldrente, die der ungarischen Regirung die Pflicht auferlegt, die
Zinsscheine in Francs einzulösen. Ohne dieses Zugeftändniß Hütte sich Frankreich
kaum zur Uebernahme der ungarischen Anleihe bereit erklärt.

Aus dem anderen pariser Geschäft, dem mit Bulgarien, ist nichts geworden.
Weil die Bulgaren nicht wollten. Die Minister des Zaren Ferdinand hatten mit
dem 066i't Nodilisi- cls ^i-anos („Couleur" der Nationalbank für Deutschland)
wegen einer Anleihe von 100 Millionen Francs verhandelt. Die Kotirungbewilligung
der französischen Regirung sollte bis Ende Jauuar 1910 beschafft werden. Bul-
garien hat aber den Termin nicht abgewartet, sondern sich an den Wiener Bank-
verein gewandt, der, in Gemeinschaft mit der Oesterreichischen Länderbank, die
Sache schnell erledigte. Das französische Institut behauptete, die bulgarische Re-
girung habe den Vertrag gebrochen. Die aber sagt, sie sei nicht länger an die Ab-
machung gebunden gewesen, da der französische Finanzminister die Bewilligung
der e6t6 an besondere Garantien und an Verpflichtungen gegenüber der französi«
schen Industrie geknüpft habe. Der Stolz Bulgariens gestatte nicht, auf solche
Bedingungen einzugehen. Die Regirung der Republik wollte also der Industrie^
die hinter hohen Schutzmauern ein ziemlich freudloses Dasein führt, Aufträge ver-
schaffen. Ob auch Ungarn sich zu solchen Austrägen verpflichtet hat? Bulgarien
wies das Ansinnen stolz zurück; erklärte sich aber bereit, mit dem Osäit Nodilier
eine zweite Anleihe abzuschließen, wenn von Bestellungen nicht die Rede sei und
die Kotirung des Papiers an der pariser Börse rasch genehmigt werde. Daneben
wird die Konvertirung der alten Anleihen geplant. Das Fürstenthum Bulgarien konnte
nicht an die Herabsetzung des Anleihezinsfußes denken. Das Königreich scheint dazu
entschlossen. Die französische Finanz hat bei den älteren bulgarischen Anleihen stets

den Vortritt gehabt (die fünfprozentige Tabakanleihe von 1902 wird durch die
Lantus äe I^i-is st 6ss ?^3-öas kontrolirt; eben so die sünfprozentige Agrar-
anleihe von 1896, über deren Sicherheit neben dem genannten Institut noch die
Banane Imsrnationäls äs I^aris und die Oesterreichische Länderbank wachen);
ganz gleichgiltig ist die Niederlage des Oc'dit Nodilisi- also nicht.
Doch den Franzosen bleibt ja Rußland. In Paris wurde neulich ein Vertrag
zwischen der Russisch-Chinesischen und der Nordischen Bank unterzeichnet, durch den
sich beide Institute zu einem neuen Unternehmen, der Russisch. Asiatischen Bank, ver-
einigen. Hauptbetheiligte sind die Kantus Z^ii-is et ä<?s I^s-L^s und die
Soeiets Osr^-als in Paris. Die pariser Finanz will also ihren Theil an der
Entwickelung russischer Wirtschaft haben. Die Handelsminister des Zarenreiches,
Timirjasew (der in die Internationale Handelsbank eintreten sollte, durch die Be>
rusung in den Staatsrath aber um diesen einträglichen Posten gebracht scheint) und
sein Nachfolger, haben das ausländische Kapital aufgerufen, die russische Wirtschaft
zu befruchten, England hat den Ruf vernommen; die Yankees sind ihm gefolgt;
Frankreich will nicht zurückbleiben. Und Deutschland? Dem bietet der gute Ruf
seiner Agenten eine Stütze. Heute noch; ob aber für immer: Das ist die Frage.
Denn der Weltkampf ist wilder geworden. Die Amerikaner bieten jeden Preis für
die Erlangung von Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen in Sibirien. Die Sibirische
Handelsbank, die der Deutschen Bank befreundet ist, hat mit der Konkurrenz der
Russisch-Asiatischen Bank zu rechnen. Anfangs hieß es, Russisch-Chinesische Bank
und Sibirische Handelsbank würden sich verbünden. Die deutsch-französische Alliance,
die zur Grundlage der Fusion geworden wäre, verhieß manchen Vortheil. Der
französische Einfluß blieb stärker und die neue Russisch »Asiatische Bank dient dem
Prestige Frankreichs bei den theuren Verbündeten. Das französische Kapital wird
sich durch schlechte Prognosen für Rußlands Finanzen nicht schrecken lassen. So
lange die Zinscoupons eingelöst werden, kümmerts keinen französischen Rentier,
ob Rußland 5, 10 oder 20 Milliarden braucht. In der Rede, die Witte im März
dieses Jahres im Reichsrath hielt, wurde nur die Mahnung beachtet, sich die Kontrole
über die russischen Finanzen nicht entwinden zu lassen. Die von Jean Finot her-
ausgegebene „K«vu6" empfahl eine französisch-britische Aktion in Rußland. „Po-
litische Interessengemeinschaft verbindet England mit der wirtschaftlichen Zukunft
Rußlands. Ein Zusammenarbeiten Frankreichs und Englands wird demZarenreich die
finanzielle Rettung und den Verbündeten eine Aera des ökonomischen Fortschrittes
bringen. Wenn Frankreich, das bisher nur sein Geld hingab, ohne sich um Anderes
zu kümmern, mit England zusammengeht, wird die russische Regirung nicht zögern, alle
möglichen Konzessionen und Erleichterungen für die Hebung der wirthschaftlichen Ver-
hältnisse ihres Landes zu gewähren/' Diese Worte sind nicht ungehört verhallt. Der
Wind trug sie in die Ministerien und ins Parlament; von dort aber werden sie als
„frohe Botschaften" dem Sparer übermittelt werden. Die französische Industrie sucht
einen neuen Platz an der Sonne; sie will die Zollmauer nicht niederreißen, sondern nur
an einer Stelle ein paar Steine wegnehmen, um sie anderswo einzusetzen. Die hochent-
wickelte deutsche Industrie war den Franzosen stets ein Gegenstand der Kümmerniß.
Der neue Zolltarif bringt dieses Gefühl zum Ausdruck. Unsere auf den Export an-
gewiesenen Fabrikanten haben proteftirt und pelitionirt, zur Vergeltung an fran-
zösischen Weinen und Automobilen Regirung und Kammern aufgerufen: vergebens.

"Nun haben die Franzosen zu einem neuen Schlag ausgeholt, der die deutsche Textil-
industrie treffen soll. Eine Position des neuen Tarifs ist zu Ungunsten deutscher
Tuchwaaren geändert, die Staffelung für leichte und schwere Stoffe beseitigt und
der Maximalsatz für die wichtigsten Sorten einheitlich festgesetzt worden. Die fran-
zösischen Dxtilindustriellen dürfen nun hoffen, mit der lästigen deutschen Konkurrenz
fertig zu werden. England empfindet die prohibitiven Wirkungen des französischen
Schutzzolles nicht so stark wie der deutsche Exporteur, weil der Absatz englischer
Fabrikate auf den französischen Märkten geringer ist als der deutscher. Im Uebrigen
ermöglicht die besondere Stellung, die London und Paris im internationalen Gold-
Verkehr einnehmen, einen Ausgleich handelspolitischer Differenzen. Sollte Chamber-
lains Schutzzollprogramm in der Wahlschlacht siegen, so würde Frankreich aller-
dings einige Steine auf seinem Weg nach den britischen Märkten finden. Darum
braucht aber die Lutents der beiden Centralnotenbanken noch nicht in die Brüche
zu gehen. Auch hier ist das Haus Rothschild ein kräftiges Bindeglied.
Die amerikanischen Tollarkönige suchen jetzt auch Verbindungen mit der fran-
zösischen H^nts LanHns und vielleicht giebts da. bald Überraschungen. Der Fran-
zose ist ja nicht nur Rentner, sondern auch Unternehmer. Bis in die letzten Jahre
strebte der spekulative Drang ins Phantastische. Die größten Schwindelgenies hatten
daS meiste Glück. Langsam verbreitete sich dann auch in Frankreich die Ueberzeugung,
daß von Draußen noch auf sicheren Wegen Geld zu holen sei. Künftig wird man die
Franzosen öfter als bisher in großen internationalen Geschäften finden. Ladon.
VMkas muß ein merkwürdiger Mensch sein, der noch wagt, das preußische
☐Wahlrecht, dieses „jämmerlichste aller Wahlrechte", zu vertheidigen, doppelt
merkwürdig, da er als der Provinz Hannover Angehöriger doch nicht auf alt-
preußische, konservative Grundsätze eingeschworen und nichtin ihnen aufgewachsen
Nun, ich meine, wer eine Auffassung vertheidigt, ist ganz gleichgiltig,
wenn man in die nähere Prüfung einer Frage eintritt; nur x>i'iiQ8. faoie hat
es Bedeutung, für den Grad des Wohlwollens oder Mißtrauens, mit dem wir
den Argumenten eines Menschen entgegentreten; und da genügt es ja (meine
Gegner mögen verzeihen, wenn ich ihnen diesen schönen Witz vorwegnehme),
zu wissen, daß es ein Anwalt, also ein Mann, der gute und schlechte Sachen
vertreten muß, ist, der hier für das preußische Wahlrecht (nicht in allen seinen
Einzelheiten, doch im Prinzip) eintritt. Ein Eigenbrötler: zum Theil national-
liberal, zum Theil konservativ, aber auch freisinnig (als Freihändler), ein Wenig
Centrumsmann (als Gegner der Maigesetze, deren Studium er sich nach ihrer
Geburt schenkte, da er sie von vorn herein als ephemere Erscheinung ansah), ja,
Kr das preußische Wahlrecht!
Man soll sie hören alle Beede!

in einem oder dem anderen Punkt vielleicht sogar etwas sozialdemokratisch angehaucht. Also ein Mann, der mit keiner Partei völlig harmonirt und deshalb vom Standpunkt jeder einzelnen Partei aus nicht zu den normalen Menschen und Politikern gerechnet werden darf. Mich stört Das nicht; ich habe in jeder einzelnen Frage doch immer eine ganze Reihe Gesinnungsgenossen und stehe in der Frage des preußischen Wahlrechtes noch lange nicht so vereinsamt da wie im Jahr 1880, als ich auf dem Volkswirthschaftlicken Kongreß in Berlin für Kolonien einzutreten versuchte und man mich nicht zu Wort kommen ließ, weil man (dem Sinn nach wurde Das erklärt, wenn auch in höflicher Form) für solche verrückte Sachen, namentlich wenn Jemand aus der Provinz komme und sie vortragen wolle, doch die schöne Zeit nicht nutzlos opfern könne.

Also zur Sache! Ein alter, insbesondere auch von liberaler Seite vertheidigter Satz lehrt: „Wer soll mitthaten, muß auch mitrathen". Sein Ausfluß ist das Steuernbewilligungrecht. Alle, die die Steuern zahlen, sollen, wollen auch gefragt werden und „Ja und Amen" dazu sagen.

Was würde man nun wohl zu dem Vorschlag sagen, die Süddeutschen sollen die Steuern der norddeutschen Staaten, die Norddeutschen die der süddeutschen bewilligen? Niemand würde dann den erwähnten Grundsatz als gewahrt ansehen. Geradezu auf den Kopf gestellt würde aber der Satz vom Mitrathen, wenn etwa die Katholiken zu beschließen hätten, daß und wie viel die Protestanten für katholische Zwecke, und die Protestanten, was die Katholiken für das protestantische Kirchenwesen aufbringen sollen. Das allgemein anerkannte Prinzip erheischt eben, daß nicht irgendwer Steuern bewilligt, sondern nur Der, von dem sie gefordert werden. Um dieses Prinzip handelte es sich bei den letzten parlamentarischen Kämpfen; und daß sie für das richtige Prinzip gekämpft haben, ist, man mag über einzelne der neuen Steuern denken, wie man will, ein Verdienst der konservativen Führer, trotz dem Widerspruch aus eigenem Lager.

Wenn dem Volk neue große Lasten auferlegt werden, müssen sich auch seine Rechte erweitern, hat man unter großem Beifall gesagt. Und doch wars (bei aller Hochachtung vor dem Redner muß ichs aussprechen) nur eine Phrase. Nicht um eine Erweiterung der Volksrechte in Bezug auf Bewilligung und Verwendung der Gelder handelte es sich, sondern um eine Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen den einzelnen Theilen des Volkes. Ist die Erweiterung des Einflusses der Ntchtbesitzenden auf Kosten der Besitzenden denn so einfach eine Erweiterung der Volksrechte zu nennen? Sobald ein Angriff auf das Reichstagswahlrecht gefürchtet wird, schreit man über die drohende Beeinträchtigung gesetzlich verbürgter Rechte. Gewährt denn das preußische Wahlrecht nicht eben so gut verbürgte Rechte, gegen deren Schmälerung sich die Betheiligten doch wohl eben so kräftig wehren dürfen?

Was man von oem Versuch, das allgemeine und gleiche Wahlrecht aus
Preußen zu übertragen, erwartet, ist klar. Nur so, wurde im Reichstag er-
klärt, läßt sich ermöglichen, daß die Steuern auf die Schultern der Besitzenden
gelegt und die ärmeren Klassen, bis weit hinauf in den Mittelstand, freigelassen
werden Die Steuerzahler der Dritten Klasse überwiegen an Kopfzahl weitaus;
sie würden bei der Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen also
den Ausschlag geben. Sie gehören den minderbemittelten Schichten der Be-
völkerung an, die, nach dem Wunsch der Reichswahlrechtsfreunde, von neuen
Steuern möglichst verschont bleiben sollen. Sie sollen zu bestimmen, die An-
deren, die „Besitzenden", sollen zu bezahlen haben.
Daß in Böhmen die Deutschen den größten Theil der Steuern zahlen,
die Czechen aber über die Majorität der Stimmen verfügen und deshalb mit
Vergnügen Steuern bewilligen, die ihnen zu Gut kommen und von den Deut-
schen zum größten Theil aufgebracht werden, ist eine Thatsache, die von deut-
schen Blättern jeder Richtung als eine grasse Ungerechtigkeit beklagt wird.
Weshalb will man denn ähnliche Verhältnisse in den deutschen Einzelstaaten
herbeiführen und damit den Grundsatz, daß bewilligen muß, wer zahlen soll,
umstürzen oder doch nur dem Buchstaben nach bestehen lassen? Liegt vielleicht
die Gefahr nah, daß unter dem jetzt geltenden Wahlsystem die Besitzenden
den Haupltheil der (direkten) Steuern auf die Nichtbesitzenden legen? Läge
hiese Gefahr vor, so könnte man Denen, die in den Einzelstaaten das Ueber-
gewicht haben, nicht verdenken, daß sie lieber Hammer als Ambos sein wollen;
aber solche Gefahr droht uns von keiner Seite. Wo sind jemals die Aer-
meren mit direkten Steuern schwerer belastet worden als die Besitzenden?
Das wichtigste aller einzelstaatlichen Gesetze, das preußische Einkommensteuer-
gesetz, hat nicht nur die Steuer nach dem Einkommen bemessen, sondern den
Prozentsatz auf den unteren Stufen sogar noch beträchtlich ermäßigt. Die in-
direkten Steuern werden ja aber von dem nach gleichem, allgemeinem, ge-
heimem Stimmrecht gewählten Reichtag beschlossen.
Lasse man also ruhig über Das, was durch direkte Steuern für das
Reich aufgebracht werden soll, die Einzelstaaten und ihre parlamentarischen Ver>
tretungen beschließen. Sind die Einzelstaaten nicht in der Lage, ein Mehreren
an Matrikularbeiträgen aufzubringen, dann läßt sich aus dem Steuerzahler
auch durch Beschlüsse des Reichstages nicht mehr an direkten Steuern heraus-
holen. Das deutsche Volk ist da in einer ähnlichen Lage wie eine Famille
mit zu großen, ihre Einnahmen übersteigenden Bedürfnissen und Ausgaben.
Entweder der Hausvater muß mehr verdienen oder, wenn Das nicht möglich
ist, die Familie muß sich in ihren Ausgaben einschränken. Die Belastung mit
direkten Steuern aller Alt (Staat, Kreis, Kommune, Kirche) ist überreich-
lich hoch (ich steure ein Siebentel dts Gesammteinkommens): also muß ge-

spart werden; an den Ausgaben des Staates und an denen des Einzelnen. Das wird durch die indirekten Steuern bewirkt Kein Biertrinker, kein Raucher wird gezwungen, auch nur einen Groschen mehr für Bier und Tabak auszugeben: er braucht sich nur im Konsum einzuschränken; nicht zum Schaden, sondern meist zum Vortheil seiner Gesundheit. Lächerlich ist der Einwand, daß dann der Staat eben auch nicht die erhofften Einnahmen habe. Wenn der Konsum um ein Zehntel zurückgeht (und mehr wird man kaum zu rechnen haben), so tragen die übrigen neun Zehntel dem Reich doch ganz erkleckliche Summen. Ist denn durchaus nothwendig, daß jeder Lehrling mit der Cigarette im Mund umherläuft, daß am Montag in vielen Betrieben ein großer Theil der Arbeiter fehlt, weil er am Sonntag zu viel gutes oder schlechtes Bier getrunken hat? Ich habe darum auch nicht verstanden, weshalb die Nationalliberale Partei, deren Anschauungen ich in den meisten Punkten theile, die Bewilligung der indirekten Steuern von der Annahme der Erbschaftsteuer abhängig machen konnte.

Die Erbschaftfteuer wird sicher nicht nur aus egoistischen Gründen, sondern (Jeglicher hat für seine Handlungen zwei Gründe, sagt Goethe) auch aus ideellen Gründen bekämpft; von allen Gegnern dieser Steuer, die nichts zu versteuern haben, nur aus ideellen Gründen. Man stellte nun die Konservative Partei vor die Alternative: „Entweder bewilligt Ihr auch eine Steuer, die Each verwerflich erscheint, oder wir bewilligen eine Steuer nicht, die uns, gleich Euch, acceptabel, ja, wünschenswerth erscheint." Wer verlangte dabei von dem anderen Theil mehr Verleugnung seiner Grundsätze? Konnte da wirklich nur „junkerlichem Uebermuth" der Einfall kommen, den ganzen Mehrbedarf des Reiches durch indirekte Steuern zu decken? In den Bereinigten Staaten ist jede direkte Steuer verpönt und in der Französischen Republik stürzen Minister über den Versuch, eine Einkommensteuer einzuführen, wie wir sie im Königreich Preußen schon lange haben.

Man sollte endlich die Fiktion fallen lassen, bei den Steuerbeschlüssen des Reichstages habe es sich um einen Sieg übermüthiger Aristokraten unter dem Schutz des Königthums von Gottes Gnaden gehandelt. Die Konservativen (ihr Führer hats klar genug ausgesprochen) wollten verhüten, daß auf dem einen oder anderen Wege, durch Ausdehnung des ReichStagswahlrechts auf Preußen oder durch Schaffung direkter Reichssteuern, den Besitzlosen der Geldbeute! der Besitzenden ausgeliefert werde. Man sollte gerecht sein und den Konservativen nicht verdenken, daß sie ihre Position und damit auch die alte Forderung des wahren, nicht vor der Menge dienernden Liberalismus ver» theioigen: „Wer soll mitthaten, soll auch mitrathen."

Celle. Justizrath A. Westrum.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Truck von G. Bernstein in Berlin.